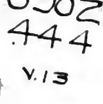
Heimgarten

Peter Rosegger

Heimgarten

Peter Rosegger







Dei
Sub Numine
Viget



Druck und Verlag von „Leykam" in Graz.
Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf., mit franco Postzusendung
4 fl. 20 kr. = 8 M. 40 Pf.

Inhalt.

Kleine Laube.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XIII. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1889.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XIII. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Seite

Land und Leute, Charakterbilder.

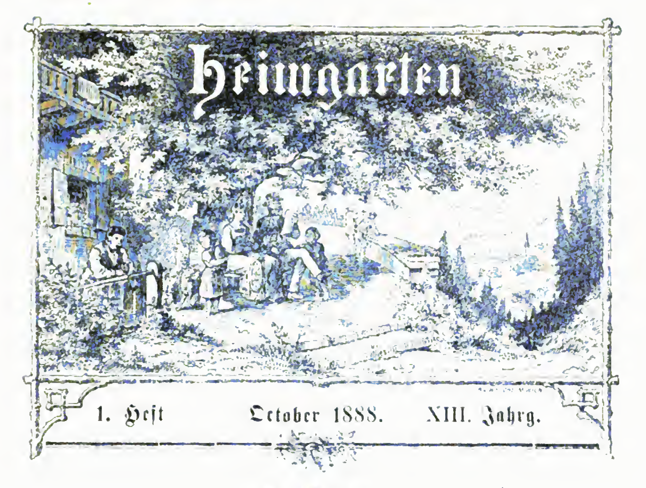
Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Seite

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedenes.



1. Heft October 1888. XIII. Jahrg.

Die Brücke.

Ein Bild aus dem Gebirge von P. K. Rosegger.

Zur Zeit, als der Hans Gertinger die Grethe Heidegger nahm, dachte der Tod: Holla, jetzt heißt's wieder Platz machen, da kommen ein paar kernfrische Leute zusammen! Er hatte im vergangenen Kriegsjahre gute Ernte gehalten, daher war er gut gelaunt und fragte, was sonst nicht seine Art ist, die Todescandidaten, welcher zuerst dran wolle? Einer duckte sich hinter dem Andern, die Jüngeren sagten, an ihnen sei nicht die Reihe, und der Aelteste, ein lahmer, tauber, blinder Bettelmann, der in einer dumpfen Kellernische auf faulem Stroh lag, bat flehentlich, nur ein Jahrchen solle ihm der Tod noch gönnen von diesem Leben.

Drinnen weit im Gebirge — wo eben das kernfrische Paar ineinandertrachtete — war ein alter Uhrmacher, der mit seinen Wanduhren hausieren gieng. Der wußte, wie es geht auf der Welt: ist es zwölf Uhr geworden, so fängt's mit Eins wieder an — immer das Gleiche. Dieser Mann meldete sich dem Tod und sagte: Mir ist's allzeit recht. Da schlief er auch schon, und jetzt that es den Anderen schier leid, ein so sanftes, seliges Ende verscherzt zu haben.

Sollte Dir, mein lieber Leser, das wie ein Märchen vorkommen, so würdest Du Dich täuschen. Die Launenhaftigkeit des Todes — hier grausam, unerbittlich, dort neckisch gutmütig — ist ja doch weltberühmt. Daß bei dem Umstande, wie der Zeiger doch nicht höher als bis zwölf steigt, einem Uhrmacher langweilig werden kann auf der Welt, ist am Ende auch kein Wunder, und daß die folgende kleine Geschichte auf Wahrheit beruht, wird am besten aus ihrer sehr alltägigen Entwickelung erhellen.

Es war im schönen Monat Mai, als der Hans Gertinger mit der Seinigen die Hochzeit vorbereite. An drei Sonntagen fragte der Pfarrer zu Laden von der Kanzel herab, ob bei ver-

meldetem Paare den Leuten kein Ehehindernis bekannt sei? Bekannt war keins und so hub der Dorfwirt an, Kälber und Schweine zu schlachten, denn wenn sich's der eine Theil gut sein läßt, so muß es der andere Theil büßen, das ist einmal so eingerichtet. — Es war in demselben schönen Monat Mai, daß der Uhrmacher schlank und starr und kalt auf dem Bette lag. Der Sonnentag mit seiner Rosenzier und seinem Schwalbenjubel ist gerade so wie damals, als der Uhrmacher, noch ein Knabe, Vögel fieng, als er den Dirndlein nachstrich, schier unbewußt, wie der Blütenstaub an der Kiefer streicht, bis er seinen Ort findet. Und der Mai war immer wieder gekommen, aber hatte den Mann kühler gelassen von Jahr zu Jahr, bis der Thomas, nun ganz kalt geworden, auf dem langen Brette lag und sich rein um gar nichts mehr kümmerte.

Er lag zwei und er lag drei und er lag vier Tage, da gieng seine alte Haushälterin zum Pfarrer und fragte, was es denn sei, daß man den Thomas nicht hole!

„Ja, liebe Frau," sagte der Pfarrer, „das ist leichter gesagt als gethan. Er wird hinüber auf den Kirchhof wollen, und das Grab ist ja auch schon offen für ihn. Ihr hört es aber doch, wie es rauscht!"

„Aber der Thomas liegt ganz müßig da und will endlich einmal in die frische Erden hinein," rief die Haushälterin. „Ich sage es ganz aufrichtig, er wird mir nimmer besser im Haus."

Der Pfarrer gieng im Zimmer auf und ab und sprach: „Es ist wirklich eine unangenehme Geschichte. Im Hochgebirge schmilzt der Schnee und seit vielen Jahren ist die Sallach nicht mehr so groß und reißend gewesen als jetzt. Alle Lackenwiesen sind überschwemmt; in Obergams hat's die Brücke weggerissen und auch unsere Dorfbrücke kracht schon in allen Fugen, daß sich kein Mensch mehr hinüberwagt. So können wir mit dem Thomas nicht hinüber auf den Friedhof und deswegen ist es, daß er Euch noch im Hause liegt."

Das Weib stieß ein grelles Lachen aus; ganz natürlich hub es sofort darauf zu weinen an. Der Thomas — so klagte sie — sei ihr bei Lebzeiten nie zuwider gewesen. Da sei er — alleweil den „Tiegel" im Mund — beim Ofen gesessen und habe an seinen großen und kleinen Ewigkeiten herumgefeilt; die Ewigkeiten, so habe er die Uhrrädchen genannt, er sei sehr gescheit gewesen und habe Alles erbaulich auslegen können. Er sei auch unglaublich gut gewesen, und habe sie — die Haushälterin — sich oft gedacht: besser hätte er es nicht treffen können, als Uhrmacher werden, weil er ja die gute Stund selber ist. So habe sie den Thomas alleweil recht gut leiden können, aber jetzt — sie sage es frei — jetzt, wenn er bei dieser Hitze noch länger im Hause verbliebe, werde er ihr zuwider. Und sie wolle ihn endlich unter der Erden haben!

Der Pfarrer gab ihr nun den Rath, sie möchte zu den Leuten gehen; wenn sich ein paar fänden, die den Thomas über die gefährdete Brücke auf den Friedhof hinübertrügen, so wolle er ihn sogleich einsegnen.

Jetzt gieng das Weib zu den Leuten. Da kam sie schön an! Die wollen sich nicht einmal für einen Lebendigen in eine Gefahr begeben, wie erst für einen Todten, der gar nicht einmal erkenntlich dafür sein kann. Er soll warten, bis das Hochwasser abgelaufen ist. Einer nahm die Gelegenheit wahr, um tüchtig über die Behörden zu schimpfen, die den Kirchhof nicht bei der Kirche, sondern über dem Wasser angelegt hätten, und wofür der Mensch denn Steuer zahle, wenn er sich dann nicht einmal begraben lassen könne, wann er wolle! Und als er sich ausgeschimpft hatte, kehrte er dem Weibe den Rücken.

Dieses erinnerte sich in solcher Noth an einen reichen Bauer, der auf dem Berge sein Haus hatte und der hart-

herzige Gerhab hieß. Seit Jahrhunderten trug der Bauernhof diesen unchristlichen Namen; mancher der Besitzer war hartherzig, mancher weichherzig gewesen, um den Namen hatte sich keiner viel gekümmert und Niemandem fiel es auf, wenn der Pfarrer manchmal von der Kanzel verkündete: „Am nächsten Freitag läßt der hartherzige Gerhab eine heilige Messe lesen für die armen Seelen in Fegefeuer." Der gegenwärtige Besitzer — ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, nämlich in der Nähe der Brieftasche — ärgerte sich des Namens und er beschloß, ihn gründlich zu schanden zu machen. Er that den Leuten, die zu ihm kamen, Gutes, wo und wie er konnte. Zu dem gieng nun unser Weib und bat um Beistand, daß der Thomas auf den Kirchhof käme.

Der hartherzige Gerhab ließ sie zum Tische hinsitzen, wartete ihr Apfelwein auf und Weißbrot. Dann nahm er auch selber einen Trunk, strich auf seinem kleinen Köpfel das weiße Haar über die Stirn und sagte: „Brav ist es von Dir, Wirtin des Uhrmacher Thomas, daß Du zu mir gekommen bist. Ich kann Dich wohl brauchen. Ich habe mir vorgenommen, als Mensch und Christ die sieben Werke der Barmherzigkeit zu üben. 's geht auch passabel, denn die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken und die Nackenden zu bekleiden ist gar nicht schwer, wer's hat. Die Kranken zu besuchen, die Betrübten zu trösten und die Unwissenden zu weisen, da gehört zum Herzen auch schon ein bißel der Kopf. Ich befleißige mich nach geringen Kräften. Da ist mir denn alleweil noch Eins abgegangen, daß ich die sieben beisammen hätt' und hab' schon keine Hoffnung mehr gehabt, denn es weigert sich keine Gemeinde, ihre Todten zu begraben. Die Leute sind Jedem dankbar, der Platz macht, und stecken ihn in die Grube, heute lieber wie morgen. Jetzt kommst Du und sagst, es läge wirklich ein Todter, der auf mich ansteht. Sei getröstet, ich gehe mit meinen Knechten, die Brücken hat's gehalten die langen Jahre her für schwere Sünder, sie wird's auch halten für den guten alten Thomas. Er soll ordentlich bestattet werden. Mich gefreut's."

Eilends lief das Weib heim in's Haus und rief schon zur Thür hinein dem Todten zu: „Na wart' nur, Thomas, jetzt wird's bald. Halt Dich nur noch ein paar Stündlein brav."

Während sich Kirche und Wirtshaus für das Hochzeitsfest des Hans Gertinger rüstete, wurde der Uhrmacher in sein letztes Gehäuse gethan und von den Knechten des hartherzigen Gerhab davongetragen. Die Haushälterin gieng als die einzige Leidtragende hinten drein. Unter der Last dieses Leides brauchte die Brücke just nicht zu brechen. Als sie gegen den Fluß kamen, hörten sie schon das Dröhnen und Brausen des wilden Wassers, das in schmutzig braunen Fluten wie rasend heranschoß. An steilen Ufern grub und nagte es, sprang manchmal hoch auf in schäumender Wuth und fiel rücklings wieder ohnmächtig in den Strom zurück. An seichteren Stellen lief es hastig hinaus, eine Welle die andere jagend und wie in Sturmlauf an den Grundfesten der Gebäude hinankletternd. An der hölzernen Brücke, die mit drei Jochen im Fluße stand, schien das Wasser seinen vollsten Zorn auszulassen. Die Brücke ächzte zuweilen, hielt aber Stand und ließ die Wellen, welche manchmal an der einen Seite über sie hereinschlugen, an der andern wieder sachte hinabrinnen. Das dauerte so schon den ganzen Tag über und an den Ufern waren Leute versammelt, die in munterer Stimmung fortwährend erwogen: „Wird sie gehen? — Wird sie's halten?"

Auf dem trüben Wasser wogten, jetzt hoch auf den Rücken der Wellen, dann wieder in die Tiefen gleitend, allerhand Gegenstände daher: Vielarmiges Baumgewurzel, wie Riesen-

krabben anzusehen, dann Holzscheiter, Blöcke, Bretter, auch Hausgeräthe; in den oberen Gegenden mußte das Wasser also noch schlimmer wirtschaften. Ein todtes Ferkel kam in zierlichen Wogungen herangeschwommen, so daß ein Dorfwitzbold sagte, er hätte nicht gedacht, eine Zeit zu erleben, wo es in der Sallach schweinerne Fische gebe.

Plötzlich wurden auf dem Fluße lange schwarze Körper sichtbar, große Holzbalken, die Trümmer der Obergamser Brücke.

„Jetzt ist's um die unserige geschehen!" rief ein Mann. Allein etliche der Balken glitten zwischen den Brückenjochen hindurch und davon, ein paar Stücke aber klemmten sich ein und an diesen begannen sich nun das Gewurzel, die Scheiter und Bretter zu stauen. Die Brücke ächzte und zitterte, gab aber immer noch nicht nach.

„Tapfer hält sie sich!" sagte ein Bauer. „wenn sie 's überdauert, so kriegt sie ein Kreuzel von mir."

„Hast Du Orden zu vergeben?" wurde er gefragt.

„Nicht so. Ein Kruzifixel laß ich aufstellen mitten auf der Brucken, zum Angedenken an die Gefahr."

Vom Hügelgebäude jenseits des Flusses hörte man durch die klare Mailuft Pöller knallen und manchmal selbst einige Musikklänge, sofern das Brausen des Wassers nicht alles übertönte. Der Hochzeitszug des Hans Gertinger. „Na, die mögen sich schleunen, wenn sie noch herüber wollen!"

Von der Dorfgasse herab kam der kleine Leichenzug des Uhrmachers Thomas.

„Ist nicht rathsam!" warnte ein alter Mann, „ist deutsch nicht rathsam! Es kunnt der Brautzug mitsammt dem Todtenzug in die Ewigkeit fahren!" Denn die Brücke bebte und hub in allen Jochen an zu krachen.

Fast zu gleicher Zeit waren sie da. Diesseits an der Brücke der Leichenzug, der wollte hinüber zum Kirchhof; jenseits der Brücke der Hochzeitszug, der wollte herüber zum Traualtare. In demselben Augenblick wurde die Brücke lebendig. Zuerst schnalzten die Pfosten des mittleren Joches, dann begann das Geländer zu brechen und sich in seinen Splittern aufzubäumen, während die Brücke in der Mitte ein Weniges einknickte. Ein Weilchen stand's wieder fest. Das Wasser flutete donnernd an den Bau und übergoß ihn mit wilden Gischten, da brach plötzlich das zweite Joch und nun stürzte die Brücke mit schmetterndem Krachen ein. In theils noch zusammenhängenden Trümmern wogte sie schwerfällig davon. Wo die Brücke gewesen, ragten nur noch ein paar Pfeiler aus den Fluten, ihre scharfen Splitter gegen Himmel reckend. Sonst nichts mehr. Und der Leichenzug hier und der Hochzeitszug dort standen da und wußten nicht, was jetzt anfangen.

Der Dorfwitzbold machte den Vorschlag, der Thomas und der Hans Gertinger sollten ihre Vorhaben tauschen, der Thomas sich hüben in's Wirtshaus und das Brautpaar sich drüben auf den Friedhof legen. Damit war nun aber das Brautpaar durchaus nicht einverstanden, und während der Thomas sich den Dingen gegenüber höchst gleichmütig verhielt, begann drüben der Bräutigam zu fluchen und die Braut zu weinen. Es ist begreiflich. Wenn schon der Kirchgang ein andermal gemacht werden konnte, so ließ sich doch das bereitete Hochzeitsmahl im Wirtshaus nicht verschieben. Die gescheitesten Leute kamen nun zusammen an die Stelle, wo die Brücke gestanden war und hielten Rath, was da zu machen.

Viele gute Gedanken, aber keiner so stark, das wilde Wasser zu bändigen. Der Brautführer, dessen Nase nicht bloß im Mai, sondern das ganze Jahr über in holdem Purpur blühte, gestand: das Wasser habe er überhaupt nie leiden können, es habe mancherlei Untugenden, doch daß es so über alle Maßen boshaft sein könne, das erfahre er erst

heute. Jetzt sehe er, das ungebundene Wasser sei noch weit schlimmer, als das unter Gebinde.

Ei geht mir, Ihr Leute mit Eueren närrisch klugen Reden. Hinüber wollen wir: der Thomas zu seiner Rast, der Hans zu seiner Unrast.

Es ist aber ganz unmöglich. Die Obergamser Brücke ist weg, die Lackner Brücke ist weg und jene, die in Unter-eben stand, kann auch nicht stehen geblieben sein, wenn die Trümmer wie Sturmböcke angerückt kamen. Es ist eine Bestie, so ein Wasser!

Der hartherzige Gerhab sprach endlich das Wort: Geduld! aus. — Das kann auch nur der hartherzige Gerhab aussprechen, dachte sich das Brautpaar. Dem Thomas war's einerlei. Der Thomas ist im Vortheil, er kann warten und hat einstweilen seine Nothherberge in einem Gewölbe unterhalb der Kirche. Der Hochzeitszug ließ zwar auch keine Traurigkeit spüren, sondern zog sich mit klingendem Spiele zurück. Das Brautpaar sah endlich ein, daß gewartet werden mußte, bis das Hochwasser abgelaufen, und daß Geduld die verläßlichste Brücke ist, welche über alle Hindernisse endlich sieghaft hinwegsetzt.

Eine Woche später konnte der hartherzige Gerhab über die Sallach eine Nothbrücke schlagen lassen, um an dem Thomas das siebente Werk der Barmherzigkeit zu vollziehen. Als der Todte drüben war, eilten die Lebendigen herüber, sie werden wohl auch zurückkehren, denn die Brücke steht noch heute — zwischen Traualtar und Grab.

Zwei junge Zauberer.

Eine sonderbare Geschichte von **Hans Malser**.

In den Tauern, auf dem Bauernhof, genannt zum Brunnhäuser, lebte vor Jahren ein kluges, herrisches aber auch bigottes Weib, benamset Frau Christina. Diese hatte als Besitzerin des Hofes in der Jugend rasch nacheinander zwei Ehemänner gehabt, welche eben so rasch nacheinander gestorben sind, ohne einen Stammhalter zu hinterlassen. Frau Christinen schien das arg verdrossen zu haben, denn sie versuchte es mit keinem Manne mehr. Hingegen nahm sie zwei kerngesunde Knäblein in's Haus, die Kinder eines armen Ehepaares, das unten bei Mautern an einem Steinbruch für die Straße Schotter schlug. Die Knaben standen schlank und gelenkig wie zwei Weidenzweige; sie waren Zwillinge, hatten braune Haare, graue, mandelförmige Augen und Stumpfnasen; sie waren auch sonst gleich gewachsen, nur daß bei dem Einen scheinbar der linke Fuß kürzer war, so daß er hinkte. Das war der Eustach. Der Andere hieß Guido. Zeitweilig waren sich die beiden Knaben so ähnlich, daß Frau Christina sie kaum unterscheiden konnte, und machten sie sich den Spaß, ihre Kleider und Namen zu verwechseln, wodurch lustige Verwirrungen entstanden. Aber Frau Christina löste den Knoten, indem sie den Jungen befahl, sie sollten laufen; da stellte sich alsbald der Hinkende heraus. Es war manchmal fast unheimlich, daß man diese sonst gar munteren und anschicksamen Knaben nur an dem Merkmale des Bösen von einander unterscheiden konnte.

Als die Beiden zu schlanken Burschen herangewachsen waren, fühlte Frau Christina sich schon ältlich, aber sie hatte die Genugthuung, nun ein paar frische Knechte auf dem Hofe zu besitzen, die keinen Lohn heischten, weil sie ja hier erzogen worden waren, und die auch kein Anrecht auf den Hof erheben konnten, weil sie ja von fremden Leuten stammten. Frau Christina hatte also keine Pflichten gegen die Jungen, wohl aber Rechte, und das gefiel ihr. Sie war nämlich geizig und sehr fromm, und der Gedanke, den Hof und was daran hieng, heiligen Zwecken zu überantworten, um ihre Seele zu erlösen und womöglich auf einem sehr bequemen Seitensteig in den Himmel zu gelangen, gewann in ihr immer mehr an Wesenheit.

Die beiden Brüder focht das nicht an. Sie dachten einstweilen an nichts als an arbeiten, essen und schlafen und an Allotria, wenn es dazu Gelegenheit gab.

Da war es einmal, am Tage der Pfingsten. Die Leute des Brunnhäuserhofes hatten sich zerstreut in verschiedene Dörfer und Kirchen, die in der weiten Gegend herumlagen, und Frau Christina hatte sich zu einem entfernten Verwandten begeben, mit der Absicht, vor dem späten Abend nicht nach Hause zu kommen. Den Hof zu hüten hatten nur die zwei Burschen zurückbleiben müssen, der Eustach und der Guido. Sie hatten des Morgens die Rinder und die Schafe aus den Ställen gejagt, sie hatten die Thore zugemacht, sie hatten der Henne gedörrte Brosamen in's Gelaß gestreut, sie hatten im Hause die Stube ausgefegt, den Tisch reingerieben, sie hatten in der Küche das Geschirr in Ordnung gestellt und endlich Feuer gemacht, um sich ein Mittagsmahl zu kochen.

Als sie nun aber den Wandkasten öffneten, um nach Eßvorrath zu fahnden, war derselbe fast leer. Der harte Rest eines Brotlaibes war da, im Eierkorb waren nur leere Schalen vorhanden, hingegen lag auf blumigem Teller ein Stück Butter. Im Keller fand sich das Fäßchen mit Apfelwein.

„Verhungern und verdursten werden wir nicht," sagte Guido.

„Für ein Pfingstmahl ist es armselig genug," brummte Eustach. „Die Anderen thun in den Wirtshäusern um und wir sollen wie ein paar Hausratten an den kümmerlichen Resten nagen und werden des Abends noch ausgezankt, daß wir über die Butter gekommen seien!"

„Vielleicht finden wir in der Hühnersteige ein paar Eier," meinte Guido. „Eier sind gesund."

Als sie das Hühnergelaß, welches unterhalb des Herdes in einer Nische war, untersuchten, fanden sie zwar kein Ei, hingegen gewahrten sie das fette Huhn.

„Das ist ja noch besser!" rief Eustach. „Braten wir den Vogel!"

„Oh!" sagte der Andere verweisend. „Du weißt es ja, das Huhn ist für wen Besseren gestopft worden, als für uns zwei Nasenlecker. Das bekommt der Herr Pfarrer."

„Der Herr Pfarrer," versetzte nun Eustach, „ist ein sehr braver Mann, aber dieses Huhn bekommt er nicht. Warum nicht, Bruder? weil wir es heute selber verzehren wollen."

„Das wäre nicht schlecht," meinte Guido. „Und am Abende, wenn die Frau kommt und den Raub merkt, werden wir geköpft. Zum mindesten geköpft."

„Ich brauche meinen Kopf selber," sagte Eustach mit aller Gelassenheit. „Wir müssen es klug machen und ich meine so: Vorhin habe ich draußen in der Heukammer wieder den großen schwarzen Kater gesehen. Wenn wir das Huhn geschlachtet haben, fangen wir den Kater, thun ihn in die Hühnersteige, und wenn die Frau nach Hause kommt, sind wir überaus verwundert, wieso das Huhn verschwunden und anstatt dessen ein schwarzes Rabenvieh in der Steige sitzt, und stimmen dafür,

daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Der Pfingstsonntag ist ein Hexentag; ein altes Bettelweib ist vorbeigegangen. Dieweilen wir bei den Rindern waren, muß es geschehen sein. Ist es so recht?"

„Du nichtsnutziger Spitzbub!" flüsterte Guido und umarmte den Bruder. „Wer wird uns aber den Bissen zubereiten?"

„Ich werde dem Vieh die Federn ausraufen, dann werde ich es über und über ansalzen, in die Glut werfen und umdrehen bis es gebraten ist."

„So willst Du's machen?"

„So will ich's machen."

„Ich danke schön," sagte Guido. „Bei diesem Schmaus halte ich nicht mit."

„Warum!" fragte Eustach.

„Bruder, zum Hühnerstehlen bist schon zu brauchen. aber zum Hühnerbraten habe ich mehr Schick. Ja. Zuerst werden wir die fette Base hübsch rupfen und waschen und ausweiden." —

„Richtig, an's Ausweiden habe ich nicht gedacht," fuhr Eustach drein.

„Du hast an Einiges nicht gedacht, mein Kind," sagte Guido. „Hast auch nicht gedacht, wie wir in der Pfanne die Butter heißmachen und das Huhn darin schmorren werden. Das Weitere gibt sich."

„Wie kommst denn Du zu solchen Wissenschaften?" fragte Eustach.

„Aus Erfahrung, Bruder. Gegessen habe ich noch kein Huhn, aber zubereiten habe ich manchmal eins gesehen."

„Wahrhaftig, man soll Dich in einen Goldrahmen fassen und an die Wand hangen."

„Vorher muß ich das Huhn braten," sagte Guido.

Sie giengen an die Arbeit. Während Guido das Huhn tödtete und zubereitete, hielt Eustach Jagd nach dem schwarzen Kater. Lange floh dieser, endlich setzte er sich im hintersten finstersten Winkel der Heukammer fest und funkelte mit seinen grünen Augen drohend auf den Verfolger und schnurrte. Als die ehernen Finger des Jägers herankamen, vertheidigte sich das Thier zwar so tapfer mit seine Branken und Zähnen, daß Eustach es wirklich einen Augenblick für gehext hielt, endlich aber war der Schwarze in der Hühnersteige.

Als diese Arbeit gethan war, schickte ihn der Bruder hinab in die Schlucht um Brunnenkresse, die sie dann mit Apfelwein säuerten, mit Butter schmälzten und so einen vortrefflichen Salat bekamen zum Braten. Den grünglasierten Trinkkrug füllten sie mit Apfelwein und so begann nun das Pfingstmahl.

Die beiden Jungen waren sehr munter dabei, denn das Ding war gar nicht übel gerathen und die beste Würze war die Spitzbüberei, welche daran hieng und welche erst am Abende ihren größten Spaß geben sollte. Nach dem Mahle waren sie so heiter, daß sie miteinander scherzten; Eustach kletterte an der Achsel des Bruders hinan und setzte sich diesem auf den Kopf, Guido steckte ihm den Kopf zwischen die Beine, worauf sie Eustach um des Bruders Hals enge zusammenzwängte, so daß dieser dem andern in die Schenkel beißen mußte, um wieder freiere Luft zu bekommen. Dann lachten sie, strichen einander mit Pfannenruß Schnurrbärte an, und als sie sich an dieser reizenden Mannbarkeit sattgesehen hatten, machten sie sich schwarze Ringe um die Augen, und als sie solche grauenhafte Erscheinung wieder dämpfen wollten, gieng der Ruß nicht weg, so daß sie am Brunnentrog eine ganze Stunde zu fegen hatten, bis die Teufelei herunter war und die natürlichen, blühend rothen Burschengesichter wieder zum Vorschein kamen.

Hernach sammelten sie die Federn, Klauen, Knochen und Eingeweide des Huhnes, um diese Ueberreste im Schachen hinter dem Hause in die Erde zu vergraben; dann neckten sie mit einem Strohhalm den Schwarzen, welcher in seiner Gefangenschaft kläglich miaute

und ganz rasend nach dem Halme biß, mit dem er gekitzelt wurde.

Und so ist dieser Pfingstsonntag den beiden Brüdern in hoher Fröhlichkeit vergangen. Sie ahnten nicht, wie unheimlich die Geschichte sich noch entwickeln sollte.

Als an demselben Abende die Leute von den Kirchen und Dörfern nach Hause kamen, fanden sie die Thür verschlossen, den Schlüssel aber an gewohnter Stelle unter dem Pfosten. Der erste Ruf der Magd, als sie in die Küche trat, war: „Himmlischer Herrgott, das schwarz' Luder hat die Henn' gefressen!" — Später kam auch Frau Christina, welche bei Gewahrung des fremden Gastes im Hühnergelaß sofort erwog, wenn die Fette gefressen worden wäre, so müßten Federn und Knochen vorhanden sein. „Wo sind die Knaben?" rief sie aus, denn obwohl die Burschen schon siebzehn Jahre alt waren, die Frau sah in ihnen nichts anderes als Knaben, und so war es auch in Ordnung.

Als es zu dämmern begann, trieb Guido die Herde in den Hof herein und hinkte dabei.

„Eustach!" schrie ihm Frau Christina zu, „komme einmal da in die Küche herein. Sage mir, was mit der Henne geschehen ist, mittlerweile ich fortgewesen bin?"

„Ich weiß nichts," antwortete Guido, „ich bin den ganzen Tag im Walde gewesen. Vielleicht weiß mein Bruder etwas."

Nun kam hinter den Schafen her auch der Andere.

„Um Gottes Christi Willen!" rief die Frau, „jetzt hinkt auch Der! Ja, Ihr Haderlumpen, welcher ist denn eigentlich der Eustach?"

„Ich!" schrieen beide und lachten.

„Welcher ist heut im Hause gewesen?" fragte sie.

„Ich nicht," antworteten Beide.

„Das ist aber einmal nicht wahr," sagte Frau Christina, „am Butter und am Weinkrug seid Ihr wohl zu spüren. Und wer hat mir das kohlschwarze Vest in die Hühnersteige gethan? Und wo ist die Henne?"

Die Burschen stellten sich sehr verwundert, thaten als verstünden sie gar nicht, um was es sich handle und ließen sich's immer wieder von Neuem erzählen, wie man an Stelle der Henne einen schwarzen Kater gefunden habe.

„Weiß der Teufel!" rief Eustach plötzlich aus. „Da sprechet Ihr immer von einem schwarzen Kater! Ich sehe keinen. Ich sehe in der Steigen nichts als die Henne."

„So ist das Zeug verhext!" sagte Guido.

Die Leute stoben auseinander. Verhext!

Frau Christina besprengte sich mit Weihwasser und schlug ein Kreuz. Allein noch immer hatte sie das schauerliche Gesicht: die gute Henne war in einen schwarzen Kater verwandelt!

Ein altes Bettelweib sei vorbeigegangen, wußte Eustach zu erzählen; aber eine Magd war da, die flüsterte der Frau etwas in's Ohr. Die Frau schlug ihre Hände zusammen und mit todtenblassem Gesicht stierte sie auf die beiden Jungen.

Mittlerweile hatte sich die Kunde von dem Ereignisse in der Nachbarschaft verbreitet, viele Leute strömten zusammen in den Brunnhäuserhof, um die verwandelte Henne zu sehen und der Hexenthat wegen Muthmaßungen zu pflegen. Die Brüder merkten bald, daß sie gemieden und aus der Ferne mit scheuen Augen angesehen wurden. Man flüsterte und munkelte, man wußte zu sagen, daß die alte Steinschlägerin, die Mutter der beiden Knaben, in dem Geruche der Hexerei gestanden. Man wollte sie sogar einmal dabei erwischt haben, wie sie ihrer Kuh die Ruhr abbetete, um dieselbe einem Todfeind an den Leib zu hexen. Sie wäre damals verbrannt worden, wenn die Richter nicht schon allen Glauben verloren und die Hexe gottlos laufen gelassen hätten. Daß in ihren Kindern,

die von der sonst braven Frau Christina so unüberlegt aufgenommen worden, noch Etwas stak, das sah man doch; oder hinkt einmal der Eine, einmal der Andere nicht wie der Teufel! Und können sie sich gegenseitig nicht verwechseln, so oft sie wollen? Wenn sich der Eine in den Andern umzaubern kann, so werden sie auch eine Henne in einen Kater verwünschen können! — Das war die Meinung der Leute, die von Minute zu Minute lauter und lauter wurde und in ein lebhaftes Treiben übergieng, während sich ein Kreis um die beiden Burschen zusammenzog, ohne daß aber einer der sich Versammelnden den Muth hatte, Hand an sie zu legen.

Frau Christina zitterte an allen Gliedern, plötzlich sprang sie auf die Knaben zu und schrie: „Ihr habt es gethan! Aus Rache, weil Ihr habt müssen den Hof hüten. Ihr Teufelsbälge!"

Die Jungen schauten ihr sprachlos in das Gesicht, da rief Einer in der Menge: „Sie leugnen es nicht einmal! Sie thun, als ob es nichts weiter auf sich hätte. Noch so jung und schon so hart gesotten! Alsbald verbrennen, im Namen Gottes!"

Mit diesen Worten war die Bestie entfesselt, die trotz Allem im Volke schlummert und sonst ein so harmloses Mäntlein anhat. Jetzt war der Teufel los. Wie wüthend liefen sie umher nach Scheiter und dürrem Strupp. „Teufel austreiben! Teufel austreiben!" schrieen sie theils lachend, theils des inneren Grauens voll, theils in Mitleid mit den jungen Sündern, denen man den Bösen nur noch mit der lohen Flamme herabbrennen konnte.

Den beiden Jungen begann nun unheimlich zu werden. Und als sie merkten, wie sehr umgewandelt auf einmal die Leute waren, nicht anders, als wären sie selber verhext, und als sie merkten, wie ein unheilvolles Wetter sich über ihren Häuptern sammelte, da begannen sie einzugestehen, daß sie aus Uebermuth und Leckerhaftigkeit das Huhn verzehrt und dafür den Kater in's Gelaß gethan hätten. Das Geständnis machte gar keinen Eindruck. Es sei ja ganz natürlich, daß sie lieber als Diebe brummen, denn als Zauberer brennen wollten! Aber man solle sich nicht anfechten lassen von dem bösen Spiele, sondern je eher desto besser das Feuer machen.

Jetzt sprang Eustach, plötzlich ob solcher Thorheit zornig geworden, etliche Schritte vor, so daß die Leute kreischend zurückwichen, und er sprach: „So soll es das Huhn sagen!"

„Das Huhn soll es sagen!" murmelten die Leute, des Grauens voll.

„Ein einziger Hühnerknochen soll klüger sein, als all Eure Köpfe!" rief der Bursche. „Kommt mit!" Damit langte er nach dem Spaten, der noch feucht und erdig von der mittägigen Arbeit an der Wand lehnte, und gieng mit Vielen hinaus in den Schachen, wo er die Reste des Huhns wieder ausgrub. „Da! Seht Ihr! Wenn die Henne in den Kater verzaubert worden wäre, wie könnten diese Dinge hier sein?"

Trat ein höckeriges Männlein hervor und sagte: „Wir mögen zwar rechtschaffen dumm sein, aber so dumm sind wird nicht, daß wir Eure List nicht durchschauten. Federn und Knochen ausgraben, das wird einem Teufelsknecht nicht schwer sein. Ihr läßt Maulwürfe wie Nachtigallen fliegen und grabt aus der Erde lebendige Raben hervor, wenn Ihr wollt. Ja, was Anderes, den schwarzen Kater sollt man untersuchen. Räuchert ihn mit Muttergotteskraut, so wird der höllische Feind gleich ausfahren, und die Henne dastehen! Oder sagt an, ob Einer das schwarze Thier je gesehen hat. Keiner hat es früher gesehen. Es ist eine Blenderei, meine lieben Leute, es ist eine grausame Blenderei!"

Die beiden Brüder standen da und zuckten die Achseln. Hinter dem Hof auf der Wiese baute sich von emsigen

Händen gefördert der Scheiterhaufen immer höher und höher; die Burschen sannen auf Flucht, da waren sie plötzlich von hinten gefaßt, zu Boden geworfen und geknebelt.

Etliche der Anwesenden schlugen vor, daß man den Pfarrer hole, um durch ihn den Bösen zu beschwören und die Knaben vorzubereiten auf den Tod.

„Nur das nicht, nur den Pfarrer nicht!" eiferte das höckerige Alterchen, „der Pfarrer glaubt auch nichts mehr, nennt alles Aberglauben, was nicht in seinem Evangelium und Katechismus steht. Der Pfarrer, ich bitte Euch, der würde uns Alles verderben. Wir thun's im Namen Gottes und brauchen Niemand dazu."

Die umstehenden Berge waren finster, am Himmel leuchteten schon die Sterne. Der Holzstoß war so hoch, daß sie nun eine Leiter herbeitrugen, auf welcher man die Opfer emporschleppen wollte. Mittlerweile waren immer mehr Leute zusammengekommen und die Küche, von einem Kinspan düster beleuchtet, war gedrängt voll von Menschen, die endlich Muth gefaßt hatten, den Kater anzusehen, der im Hühnerkäfig schreckbar knurrte und mit den Augen funkelte.

Unter der Hauslinde von neugierigen und eifernden Leuten umgeben, auf feuchtem Rasen lagen die beiden geknebelten Burschen. Sie hatten sehr lange geglaubt, der seltsame Aufzug sei so ernst nicht gemeint und etwas wie ein Volksspiel. Als sie nun aber sahen, daß die Leute wie besoffen und rasend waren, Einige die Augen verdrehten, Andere am Munde schäumten — eine Meute von Wahnsinnigen — als sie sahen, wie Einer unter den Holzstoß zündete und ein Anderer befahl, daß man die Zauberer rasch hinauftrage, da begann Eustach zu fluchen und Guido zu beten.

„Den Betenden zuerst hinauf!" hieß es, „der geht vom Mund auf in den Himmel. Der Andere wird auch noch beten, bis er des Bruders Seele auffliegen sieht."

Aber dieser Andere, der betete nicht, sondern sagte den Leuten, und besonders der Frau Christina Dinge, die sie bisher ihr Lebtag noch nicht gehört hatten. Ein Einziger war zugegen, der bisher still und kopfschüttelnd dem Treiben zugeschaut hatte und der nun seinem Nachbar die Worte zuflüsterte: „Es kann doch nicht vom Teufel sein, was er sagt, denn es ist die Wahrheit. Wir sind Tröpfe. Vor lauter Dummheit und Frömmelei sind wir ganz niederträchtige Schurken und Schinder. Ich wollt' das laut sagen auf der Stelle, aber ich fürchte, daß sie mich todtschlagen."

Guido, die Arme auf den Rücken gebunden, schaute jetzt still auf den lohenden Holzhaufen hin, und in seinem Auge stand eine große Thräne.

In solchem Augenblicke war es, daß drinnen im Hause helle Stimmen laut wurden. „Das ist ja unser Kater! Das ist unser Kater! Das ist keine verherte Henne, das ist unser leibhaftiger schwarzer Hiesel! Er ist es, er ist es gewiß!"

Zwei junge Weibsleute waren es, die so riefen, die Töchter des Bauers auf der breiten Höh, ehrsame Dirnlein, saubere Dirnlein, denen man schon etwas glauben konnte.

„Wenn dieses Thier," so sagte jetzt mit unerhörter Verstandesschärfe ein Nachbar, „wenn dieses Thier der Kater, genannt der schwarze Hiesel, des Bauers auf der breiten Höh ist, so kann es nicht leicht die verzauberte Henne sein. Und wenn die Henne nicht in diesem Thier ist, so scheint es mir fast glaubwürdig, daß sie von den zwei ewig hungerigen Buben verzehrt wurde, was dann ja mit ihren Aussagen und mit den hervorgeholten Ueberresten auffallend übereinstimmt.

„Wird's bald?" riefen von dem brennenden Scheiterhaufen die Leute herüber. Jetzt hatte aber die Stimmung umgeschlagen, und Etliche

meinten, weil der Kater zweifelhaft geworden sei, so müsse man die Sache doch noch einmal untersuchen. Frau Christina, die, den Rosenkranz in der Hand, umhergelaufen war, stand jetzt vor der Hauslinde still und sagte: „Da kennt sich kein Christenmensch aus. Eustach! Guido! Ich beschwöre Euch bei den drei blutigen Nägeln unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, saget die Wahrheit: Habt Ihr die Henne verwunschen oder verzehrt?"

Die Burschen wiederholten ihre Aussage, daß sie die Henne aus Hunger gegessen und den Kater aus Uebermuth an deren Stelle gesetzt hätten und betheuerten, solches nimmermehr thun zu wollen. Mittlerweile hatten auch der Pfarrer und der Ortsrichter von dem Aufruhr am Brunnhäuserhof gehört, doch noch bevor sie erschienen, waren die beiden Burschen befreit.

„Ich verzeihe es Euch diesmal!" sagte Frau Christina zu den Jungen strenge und milde zugleich.

„Wir verzeihen es Euch nicht!" sagten die Burschen, „Ihr hättet uns braten lassen wie Kartoffeln. Wir bleiben nicht mehr in Eurem Hause."

Sie hielten sich von dieser Stunde an zu den zwei Tochtern des Bauers auf der breiten Höh', von denen sie eigentlich gerettet worden waren. Und diese Töchter sagten zu den Burschen: „Wollet Ihr mit uns kommen? Unser Vater braucht zwei starke Knechte," und wir — setzten sie im Gedanken bei — wir brauchen zwei hübsche Liebhaber.

Die Burschen antworteten: „Mit Euch wollen wir schon gehen und bei Euerem Vater wollen wir schon Knechte sein," und — setzten sie im Gedanken bei — Euch wollen wir schon liebhaben, denn Ihr seid zwei herzige Dirnlein.

So ist es auch geworden. Ein Weilchen bestand zwischen den zwei Liebespaaren die Gefahr der Verwechslung, allmählich stellte es sich doch heraus, daß Eustach wie Guido ihre besonderen Vorzüge hatten und so erkannte jedes der Mägdelein den Seinen unter jeder Beleuchtung.

Später haben die zwei Paare zusammengeheiratet, und da stellte es sich heraus, das Eustach und Guido doch Hexenmeister waren. Abgesehen davon, daß jeder seine sittige Jungfrau auf wunderbare Weise zur liebevollen Mutter verwandelt hatte, lebte er mit der Seinen in ungetrübtem Glücke bis zum seligen Eingang in den Himmel.

Herbst.

Wie ich dich liebe,
Heiterer Herbst,
Der du vom Sommer,
Dem Schönheitssatten,
Dem Liederverwöhnten,
Die milden, matten,
Sanft abgetönten
Farben ererbst —
Ja, ich liebe dich,
Herrlicher Herbst.

Licht ist dein Antlitz,
Dein Auge blickt klar,
Und lieblich flattert
Dein bräunliches Haar
In schmeichelnder Winde
Würzigem Hauch.

Rein von des Sommers
Gewitterschwangrer,
Drückender Schwüle,
Weht jetzt die kühle
Erfrischende Luft.

Ist auch der Duft
Der Blüten dahin,
Reinigst du stärkend doch
Seele und Sinn.

Mählich verhallt
Vogelgesang.
Schmetternd erschallt
Durch den röthlichen Wald
Des Jagdhorns dröhnender Klang.

Da, wo dein Fuß
Gewandelt hat,
Taumelt vom Baume
Lebensmatt
Das goldengelbe
Verwelkte Blatt.

Aber verheißend
Reift schon am Ast
Bei Sonne und Regen
Dem Landmann entgegen
Saftiger Früchte
Schwankende Last.
Und in die engen
Keller hinein
Wird er bald zwängen
Den gährenden Wein.

Rascher zu Erde
Sinkt nun vom Himmel
Nieder die Nacht.
Früher im Zimmer
Wird schon das trauliche
Licht und das Feuer
Des Herdes entfacht.
Dran zum geselligen Kreis
Lehrreicher Redetausch
Des Hauses Bewohner
Fesselnd zu bannen weiß.

Einkehr nach innen
Hält nun das Herz,
Grübelnd zu sinnen:
Was von den Blüten
Am Lebensbaum
Freundlich zur Frucht sich entfaltet,
Was von des Herzens
Hoffnung und Traum
Sich zur Erfüllung gestaltet.

Richard Jorzmann.

Wie verhält sich unser Landvolk bei drohenden Gefahren?

In einer Hochsommernacht war's, als der Wettersturm mit rasender Wuth hinfuhr über das einsame Gehöfte in den Bergen, als der Hagel, das Feuer, das Wasser und die Lawinen zu gleicher Zeit drohten, da zündete der Bauer eine geweihte Wachskerze an, kniete hin an seinen Hausaltar und bat mit der Inbrunst eines angstvollen Herzens zu Gott und den Heiligen um Schutz. Und als er so betete, da geschah es, daß am kleinen Crucifix der Heiland sein dornengekröntes Haupt hob, den blassen Mund öffnete und die Worte sprach: „Mensch, hilf Dir selbst, dann will auch ich Dir helfen."

Der Bauer stutzte. Obwohl in festem Glauben an die Gegenwart des Allgewaltigen im Crucifixe, war er doch einigermaßen überrascht ob der Erscheinung und der Stimme, die ihn angesprochen. Aber noch mehr erstaunt war er über die Zumuthung, daß der ohnmächtige Mensch den Anfang machen müsse und dann erst der allmächtige Gott eingreifen wolle.

„O Herr!" rief er, „was kann ich thun? Kann ich die Schloßen aufhalten, daß sie meine Felder nicht verwüsten? Kann ich den Blitz bändigen, daß er mein Haus nicht anzündet? Kann ich die Wasser leiten, daß sie meinen Hof nicht zerstören? Kann ich die Lawinen festnageln, daß sie mich nicht begraben?"

Hierauf antwortete der Herr: „Das, was Du genannt, ist allerdings zum Theile meine Sache. Was die Deine ist, das soll Dir Dein Sohn sagen."

Das Gewitter gieng glücklich vorüber.

Es vergieng eine lange Zeit, der Sohn des Bauers war erwachsen. Er

war in die Schule gegangen, hatte sich auch sonst umgesehen in der Welt, und machte es nun, als er den Hof übernommen, in vielen Dingen anders als sein Vater.

Wenn im Frühjahre die Nachtfröste drohten, so hatte der Alte geweihte Pflanzen und Kräuter in das Feuer gelegt, daß der solchermaßen geheiligte Rauch die böse Macht in den Lüften brechen sollte. Der Junge machte ebenfalls Feuer, aber im Freien, warf sehr viel feuchtes Laubwerk und Reisig darauf, so daß dichter Rauch die Luft erfüllte. Auch die Nachbarn thaten dasselbe, die rauchenden Feuer wurden in der Nacht unterhalten, der Rauch legte sich wie ein Pelz über das ganze Thal und die Fröste vermochten den Reben, blühenden Obstbäumen und Gartenfrüchten nichts anzuhaben.

Der Alte hatte aus Weidenzweigen, die am Palmsonntag in der Kirche gesegnet worden waren, Kreuzlein geschnitzt und sie dann am Hange, wo Lawinen drohten, in den Rasen gesteckt. Der Junge hatte Strauchwerk und Bäume gepflanzt an dem Hang, noch dazu lange Lärchenpfähle in die Erde getrieben und so die Lawinen thatsächlich festgenagelt.

Der Alte hatte in der Gewitternacht eine geweihte Kerze angezündet. Der Junge ließ ebenfalls das Licht brennen wegen der nächtlichen Gefahr, gab seinen Hausleuten Befehl, für alle Fälle in Bereitschaft zu sein. Jedem trug er genau auf, was bei plötzlichem Ausbruch eines Feuers oder Wassers für ihn zu thun sei. Die Stallthüren wurden geöffnet, das Vieh, soweit es thunlich, von den Ketten gelassen. Tragbare Werthgegenstände wurden in Säcke und Kisten gethan (daß Alles bei guten Gesellschaften versichert war, versteht sich von selbst), den Weibern und Kindern war eingeschärft, im Falle eines Unglückes das verwirrende Jammergeschrei und planlose Umherstürzen sein zu lassen, hingegen mit möglichster Ruhe der Sicherheit zuzutrachten. Und als dergleichen Anordnungen getroffen waren, kniete auch der junge Bauer hin und betete.

Bei drohenden Seuchen hatte der Alte Bußtage angeordnet, Fasten, nächtige Gebete in Kapellen, und Wallfahrten. Der Junge sorgte nur, daß die gewohnte regelmäßige Lebensweise beachtet werde, Mäßigkeit in Nahrung, Arbeit und Ruhe, in der Kleidung und Stubenwärme, und daß übertriebene Angst und Aufregung vermieden bleibe.

Derlei Verschiedenheiten zwischen den Schutzmaßregeln des Alten und des Jungen gab es in vielen Stücken. Unglücksfälle kamen bei letzterem freilich auch vor, aber sie waren nicht so groß und vernichtend, als in früherer Zeit. Da wurde es dem Alten, der immer noch lebte, allmählich klar, was jener Traum vor dem Crucifixe zu bedeuten hatte: Mensch, hilf Du Dir, so helfe auch ich Dir. —

Bei dem Gebirgsvolke, welches immer zwischen drohenden Gewalten leben muß, wie sie im Flach- oder Hügellande unbekannt sind, kann man sehen, wie kaltblütig und gefaßt die Leute zumeist bleiben, wenn das Unglück naht. Manchmal gilt es, Haus und Hof vor den heranwogenden Wildwässern zu schützen; mit ziemlicher Gelassenheit — kaum ein schnelleres Tempo als gewöhnlich einhaltend — arbeiten sie an den Schutzwerken, oft mit halbem Körper im Wasser stehend, und haben ihre Tabakspfeifen im Munde. Wenn schwerer Hagel niedergeht, daß die Dachschindelsplitter in den Lüften tanzen, die Zweige von den Bäumen fliegen und das reife Kornfeld hingemäht wird in wenigen Minuten, schmeckt dem Landmann freilich die Pfeife nicht, aber er steht ruhig an der Hausthür (wenn's der Sturm gestattet), schaut der Verheerung zu und sagt endlich seufzend: „So wäre jetzt wieder glücklich Alles hin. Im Gottesnamen.“ Was könnte er auch

anderes thun, als zuschauen? Unruh' und Verzweiflung faßt uns am sichersten dann, wenn wir uns selbst Schuld geben müssen. Elementarereignisse, die unserer Macht vollkommen entrückt sind, erwecken in uns weniger das Gefühl der Verzagtheit, als das der Andacht.

Im Allgemeinen machen Naturereignisse auf den für solche Dinge stumpfsinnigeren Landmann nicht den tiefen Eindruck, wie auf den Gebildeten; er sieht im Sommernachtsgewitter und im Schneesturm auch nicht die Schönheit, die darinnen ist. —

Im Kainachthal war es bei einer Ueberschwemmung, daß in einer von Wasser eingeschlossenen Mühle der Mühlknecht und ein Bauer gefangen waren. Das Wasser hatte sie schon in das Dachgeschoß hinaufgetrieben und von demselben aus blickten sie durch das Fenster über den weiten trüben See, in dessen Mitte die Mühle stand. An einer Seite war der nahe Bergrain, an welchem Leute umherstanden und beriethen, wie die beiden Männer aus der Mühle zu retten wären. Es sollte erst ein Fahrzeug geschaffen werden, aber die Gefährdeten waren voll Ungeduld und riefen nach — Spielkarten! So wurde ihnen vom Raine aus ein Päckchen mit Spielkarten zugeworfen, sie erhaschten es am Fenster, gaben sich gemächlich der Unterhaltung hin und spielten mit aller Ruhe „Königrufen," bis sie gerettet werden konnten. —

Im Fellachthale hatte der Dorfwirt bei einem nächtlichen Gewitter einmal ein Scheibenschießen veranstaltet. Die Scheibe war im Garten aufgestellt, der Schütze stand am Fenster und hielt den Finger am Hahn. Während der Blitzscheine zielte er, während des Blitzes drückte er los und so geschah es, daß in einem und demselben Augenblicke der Donner, der Schuß und der Centrumpöller krachten. —

Manchmal zeigt sich in den Stunden der Gefahr bei den kleinen Leuten eine große Seele.

Im Iselthal war es, zur Zeit, da die dortigen Bauernhöfe und Hütten durch Schneelawinen schwer bedroht wurden.

„Gehen wir halt in des lieben Gottes Namen schlafen," sagten die Leute am Abend, „wissen zwar nicht, ob wir wieder aufstehen werden." Da war ein altes Ehepaar, welches in einem besonders gefährdeten Häuschen lebte. Das gieng jeden Abend vollständig angekleidet zu Bette. Als man ihm vorstellte, daß — wenn die Lawine niederfahre — an eine Flucht aus dieser Hütte überhaupt nicht zu denken sei.

„Wohl eh' nit," antwortete der Häusler.

Warum sie hernach das Gewand anbehielten? Sagte das Weib: „Weil es halt gar so viel schiach ist, wenn man nur im Hemd oder gar mutternackt aus dem Schnee gegraben wird."

Die Schamhaftigkeit größer als die Furcht vor dem Tode. —

Mit einer Art von Todesverachtung steht das Landvolk den Seuchen gegenüber. Mir ist kein Fall bekannt, daß bei heftigem Typhus oder den schwarzen Blattern, welchen besonders auf dem Lande viele Menschen zum Opfer fallen, ein Todter ohne Begleitung und den umständlichen Gebräuchen begraben worden wäre. Man pflegt sich in das Haus des Todten — selbst wenn es ein verseuchtes ist — zu versammeln, Männer, Weiber, selbst Kinder, man hält die üblichen Leichenwachen ab, oft in überfüllten dunstigen Stuben, begleitet dann in langem Zuge den Sarg zur Kirche, zum Friedhof und geht hernach sorglos nach Hause. Es kann zugegeben werden, daß diese Dinge mehr aus Gedankenlosigkeit, als aus Todesverachtung geschehen, allein sie würden nicht sein, wenn die Furcht vor Ansteckung so groß wäre, wie etwa bei den Städtern. Es geht bei solchen Leichenwachen manchmal gar nicht langweilig her, immer und immer wirbt das Leben um die Herzen und so muß

der Tod wohl einstweilen noch zurückstehen.

Noch erwähnt sei eine eigenthümliche Todesgefahr, in welcher jener Töpfermeister im Salzburgerland geschwebt ist. Der hatte eine vom Dorf entlegene Lehmstampfe, welche durch ein großes, sich sehr langsam bewegendes Wasserrad getrieben wurde. Das Rad gieng in einer engen Radstube aus Brettern, die ein Fenster hatte gegen den Weg hinaus. Vom hochgelegenen Floße stürzte das Wasser nieder, welches durch eine Hebelvorrichtung an der Einmündung des Floßes auf das Rad oder von dem Rade abzuleiten war, je nachdem man dieses in Gang oder Stillstand haben wollte. War eines Tages der Töpfermeister beschäftigt, im Rade eine lose gewordene Taufel zu befestigen und während er inmitten der zweifachen Radkreuze kauerte, begann von dem Holzfloß das Wasser herabzugießen und das Rad hub an, sich langsam und schwerfällig zu bewegen. Der Mann klammerte sich an einen der Kreuzarme und begann nun mit dem Rade gedreht zu werden. Hinausspringen konnte er nicht, weil in der engen Radstube eine Zermalmung unvermeidlich gewesen wäre, auch war das Fenster zu enge, um durch rasche Wendung unversehrt in's Freie zu kommen. Anfangs meinte der Töpfer, das Rad hätte nur die Ueberschwere bekommen, würde sich einmal umdrehen und dann wieder stehen bleiben. Aber es drehte sich bei beständigem Niederströmen des Wassers immer um, der im Rade sich Festklammernde hatte den Kopf einmal oben, einmal unten, so daß er schwindelig zu werden begann. Auf seinen Hilferuf kam ein Hirtenknabe herbei, diesen bat der Mann im gehenden Rade, er möge zum Floß hinaufsteigen und den Hebel verschieben. Der Knabe lief, es zu thun, aber das Wasser strömte ungehemmt nieder, das Ungeheuer drehte sich und der Mann, der sich mit Händen und Füßen förmlich in's Rad geflochten hatte, lief schon Gefahr, das Bewußtsein zu verlieren. Nun kam der Knabe wieder zurück und berichtete weinend, er vermöge den Hebel nicht zu bewegen, es müsse etwas gebrochen sein.

„Na, gute Nacht!“ sagte der Mann im Rad, „so ist's jetzt zum Sterben.“ Und während ihm das Wasser manchmal den Mund verlegen wollte, fuhr er fort, die Worte herauszustoßen, so oft er an's Fenster kam: „Sei so gut, Kind, und gehe in's Dorf und sag's. Und meinem Weib richte aus: Nicht verkaufen das Geschäft, Geschäftsführer nehmen und fortführen. Sie kann besser davon leben als vom Geld. Im Kleiderkasten unterhalb ist ein Sparcassabüchel. Meiner Schwester dreihundert Gulden. Für mich Jahrmessen. Ich bereue meine Sünden. Jesus, hilf mir!“

So hörte der Knabe den Mann rufen in der Radstube, da gieng das Rauschen des Wassers allmählich in ein Plätschern über, versiegte endlich und das Rad stand still.

Ein vorübergehender Salinenarbeiter hatte die Gefahr erkannt und mit Einschiebung eines Brettes das Wasser abgeleitet. So kroch nun der Töpfermeister, naß wie ein Schwamm und voller Grünspath über und über, aus dem Rade, aus dem Fenster und schaute die schöne Welt an.

Schreiber dieses hatte später Gelegenheit, den Mann zu befragen, wie ihm damals in der Todesgefahr zu Muthe gewesen sei?

„Ja,“ meinte er, „hab' mir halt gedacht: Aus ist's, und einmal muß es auch sein. Wenn der Kopf unterhalb war, da hab ich gar nichts denken können, war er obenauf, ist mir allemal das Weib und das Geschäft und meine Seel' eingefallen.“ Im Uebrigen soll ihn der Tod gar nicht einmal arg erschreckt haben. —

Bei Spital am Semmering war mir eines jener thörichten Weibsbilder bekannt, die des Nachts, wenn's finster

ist, sich vor Geistern fürchten. Es war ein Elend. die Magd soll unter der Decke zusammengekauert die halben Nächte lang vor Angst gebetet und gewimmert haben, bis sie in Schweiß gebadet endlich eingeschlafen. Es gibt auf der Welt — die Todesangst nicht ausgenommen — keine peinigendere Angst, als die vor Geistern. Sonst ängstigt man sich nur in Anwesenheit einer Gefahr, hier schwitzt man Blut auch in der Abwesenheit einer solchen und die Einbildung weckt eine Welt von grauenhaften Gespenstern auf; man kann die Furcht vor ihnen nicht einmal Feigheit nennen, denn selbst die Muthigsten unterliegen dem Wahne. Feig war jene Magd nicht, denn eines Tages ließ sie sich in den Kampf mit einem Erzräuber ein und schoß ihn todt. An einem Sonntag Vormittag, während die anderen Leute in der Kirche waren, mußte sie das einschichtige Bauernhaus hüten. Da sah sie den berüchtigten Schinder-Franz um den Hof schleichen. Die Hausthüre hatte sie versperrt, als er an derselben rüttelte, rief sie schneidig zum Fenster hinaus: Wenn er lebendig bleiben wolle, so solle er sich eilends davon machen, sie habe ein doppelläufiges Gewehr in der Hand! — Ein Weibsbild und ein Gewehr! mochte sich der Räuber gedacht haben, aber in dem Augenblick, als er mit einem schweren Holzblock die Thür einstieß, krachte der Schuß, der Einbrecher lief etliche Schritte dahin, fiel zu Boden und gab seinen Geist auf. Wenn nur auch die anderen bösen Geister so zu verjagen gewesen wären! —

Einst fuhr ich auf der Rudolfsbahn, die damals noch ganz jung war und das Mißtrauen der Landleute noch nicht überwunden hatte. Neben mir saßen mehrere Bauern, wovon einer einen Korb mit lebendigen Hühnern hatte. Der Zug war in vollem Gange thalwärts und an einer Felswand vorüber rauschte und brauste es ganz gewaltig. Plötzlich sprang einer der Bauern auf, rief um Hilfe, es seien die Bremsen gebrochen und der Zug werde im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen. Das Pfeifen der Maschine machte es noch ärger, die Bauern rangen ihre Hände und machten Miene, zum Fenster hinauszuspringen. Nur der Mann mit dem Hühnerkorb blieb ruhig. „Feierabend ist's," murmelte er und begann das Garnnetz zu öffnen, unter welchem die Thiere wogten und gackerten. „Vieherln, ihr habt es gut," sagte er zu den Hühnern, „ihr könnt zur Noth so viel fliegen, daß ein Davonkommen ist. Nur hinaus beim Fenster! Nur hinaus in die schöne Welt!" — Einzig auf seine Hühner bedacht, ließ er sie davonflattern. Der Zug aber stürzte nicht in den Abgrund, sondern fuhr sachte in einen Bahnhof ein. Jetzt mußte der Mann aussteigen, um seine Hühner wieder einzufangen. Er erwischte sie zwar alle wieder, wurde aber höllisch ausgelacht und die anderen Bauern behaupteten nun, sie hätten ihn mit ihrem Angstgeschrei nur schrecken wollen. Mich dünkt, er hat sich bei der Geschichte tapferer benommen, als irgend Einer. —

Nicht selten begibt sich der Bauer freiwillig in Gefahr. Besonders oft ist das der Fall bei dem in den Alpenländern üblichen sogenannten Graßschneiteln. Da schnallt sich so ein Bursche scharfe Eisenzacken an die Füße und steigt vermittelst derselben auf die höchsten Fichtenbäume, um die Aeste herabzuhacken, die man als Stallstreu zu verwenden pflegt. Ist er auf dem Wipfel angelangt, so beginnt er sich damit zu schaukeln, und wenn der Baum in den richtigen Schwung gebracht ist, so versucht er es wohl manchmal, sich von dem einen Wipfel auf den Wipfel eines Nachbarbaumes hinüberzuschwingen. Wer sich einen solchen Vorgang vergegenwärtigen kann, dem wird die Gefahr desselben einleuchten. Gelingt es nicht, in einem und demselben Augenblicke, wenn der schwin-

gende Baumwipfel dem nachbarlichen in die Nähe kommt, den letzteren zu packen, von dem einen die Eisenzacken aus- und in den anderen sicher hineinzuhacken, so stürzt der Mann in die Tiefe. Dem Simon Wasserhofer in Fischbach passierte es einmal, daß er sich bei einem solchen Ueberschwingen auf zwei hohen Wipfeln fest in den einen verhackte, ohne von dem andern loskommen zu können. Jetzt hieng er mit seinen zwei Beinen auf zwei verschiedenen Baumwipfeln, welche am Boden etwa sechs Schritte weit auseinander standen und auch mit den Wipfeln dementsprechend auseinanderzogen, so daß der arme Simon, der sich weder von dem einen noch von dem andern losmachen konnte, Gefahr lief, zerrissen zu werden. Da schwebte er wie ein Kreuz hoch zwischen den beiden Wipfeln, immer fruchtlos bestrebt, sich zu retten — stieß aber keinen Laut aus. Die Genossen, welche auf anderen Bäumen waren, eilten herbei, und einer stieg mit Stricken zum Simon hinauf, um ihm — er wußte selbst nicht recht wie — zu Hilfe zu kommen. Aber noch bevor dieses möglich war, verließ den Simon die Kraft, er ließ mit den Händen, die an den Aesten festgehalten hatten, los, stürzte kopfüber, ein paar Augenblicke hieng er noch mit dem Fuße an einem Baum, während der andere Baum rauschend zurückwich, dann fiel er zur Erde und brach sich das Genick.

Wesentlich verringert hat sich seit einiger Zeit im Landvolke die Furcht vor den Gefahren des Soldatenlebens. Jener humane Bauernbursche kommt nicht leicht mehr vor, der auf dem Schlachtfelde dem gegenüberstehenden Feinde zurief: „Nit herschießen, es stehen Leut' da!"

Wenn man so einen Soldaten fragt, wie ihm vor dem Feinde zu Muthe gewesen sei, so antwortet er: „Wie der Pulverdampf ist aufgestiegen, bin ich in eine höllische Wuth gekommen." Oder: „Wie ich die Kugeln sausen hör, hab' ich halt auch tüchtig dreingeschossen und gedacht: Bist hin oder nit, ist schon einerlei!" So schwer dem Gebirgsbewohner der Abschied von der Heimat ankommt, so sehr er oft an Heimweh zu leiden hat: auf dem Schlachtfelde ist von Rührseligkeit keine Rede mehr, mit heldenhafter Kaltblütigkeit blickt er dem Tod in's Auge und der Fähnrich Lentegger aus dem Gurkthale rief in der Schlacht bei Magenta: „Vorwärts, Kameraden! Werden wir derschossen, so brauchen wir kein Todtenbett und kein Kerzelweib!"

Mit vorstehenden Beispielen möge der Muth unseres Landvolkes und sein Verhalten in Gefahren beiläufig gekennzeichnet sein. Die Leute meiden vielleicht möglichst Alles, was mit Schlimmem droht oder rufen dagegen Gott zum Schützer und Helfer; doch in den Stunden wirklicher Noth stellen sie ihren Mann. R.

Aus der Franzosenzeit in Steiermark.

Ein Skizze von J. Hofer.

Einer der größten Schätzer Steiermarks scheint Napoleon I. gewesen zu sein. Viermal hat er, beziehungsweise sein Heer — allerdings sehr ungeladen — dieses schöne Land besucht; viermal — in den Jahren 1797, 1799, 1805 und 1809 — hat der Gewaltige Steiermark geknebelt und damit dem Kaiserstaate Oesterreich das Knie auf die Brust gesetzt.

Napoleon selbst wird sich bei seinem Aufenthalte in Steiermark zwar weder der landschaftlichen Schönheit noch der landesüblichen Gemüthlichkeit hingegeben haben. Wenn jedoch in späterer Zeit seine Veteranen, die mit dem Welteroberer die Länder durchzogen, bekämpft und besiegt hatten, von ihren Kriegszügen und Abenteuern erzählten, so konnte man es oft genug hören, daß es nirgends so schön und nirgends so gut gewesen sei, als in Steiermark; sie waren bis an ihr Lebensende den Steirern dankbar dafür, daß diese sich von ihnen gewaltsam berauben ließen. Wenn bei uns der glückliche Schwelger sprichwörtlich ein Leben führt „wie Gott in Frankreich," so kann man in Frankreich von einem lebemännischen Prasser sagen: „Er lebt, wie der Franzose in Steiermark."

Dem steirischen Volke aber fällt hierin kein großes Verdienst zu, das hat den fremden Eindringlingen freiwillig keine gute Stunde bereitet, im Gegentheile, die Mur schwamm mancher Franzose hinab, dem die Bauern oder Holzhauer ihr Hausrecht solcher Weise zu verstehen gaben: wenn er lebendig nicht davongehe, so solle er's im Tode thun. Derlei aber war höheren Orts, im eigenen Lande, nicht gern gesehen; man solle den Herren Franzosen doch ja recht artig entgegenkommen, wurde gewünscht, und ihnen Alles, was ihr Herz begehrt, höflich herbeibringen. Als in einzelnen Theilen des Landes das Volk Anstalten traf, sich selbst zu vertheidigen wurde ihm von Wien aus sehr davon abgerathen; wichen doch auch die österreichischen Truppen überall sachte zurück vor dem übermächtigen Feinde, gegen den nimmer aufzukommen war, und zogen sich doch die hohen Behörden des Landes über die Grenzen hinaus, um den Welschen das Feld zu überlassen. Die Landes-Commission, welche sich hierauf in Graz als provisorische Behörde gebildet hatte, erhielt sogar einen Verweis dafür, „weil sie die französischen Heerführer und die Armee geschmäht hätte." Mit größerer Hochachtung und Zuvorkommenheit wird wohl kaum jemals ein Feind officiell behandelt worden sein, als die Franzosen in Steiermark. Die Ursache davon wird mehr in Napoleons Klugheit, als in seiner Macht zu finden sein; jedenfalls war Bonaparte ein Mann, mit dem man's nicht verderben durfte.

Eine Ausnahme von der allgemeinen Nachgiebigkeit machte der Commandant Hacker, der 1809 den Grazer Schloßberg gegen die Franzosen heldenmüthig vertheidigte. Doch schien der Haß zwischen ihm und dem Feinde auch nicht allzu glühend gewesen zu sein, da der französische General Broussier, welcher die Festung Graz belagerte, eines Tages seinem Gegner aus Hochachtung zwei Bouteillen Rosoglio, zwei Bouteillen Rum, ferner Kaffee mit Zucker schickte, lauter gute Dinge,

welche der Belagerte auch gemüthlich angenommen hat.

Die Bevölkerung des Landes war vielleicht wohl auch selbst angenehm überrascht von der verhältnismäßigen Liebenswürdigkeit dieses Feindes. Denn in Steiermark waren die Traditionen von den furchtbaren Einfällen der Ungarn und Türken noch lebendig, mit denen verglichen Napoleons Truppen freilich — wie sie selbst so gerne versicherten — als „Freunde" erschienen. Wenn in der Phantasie des Volkes der Zweck des Feindes war, zu sengen und zu brennen, zu schinden und zu morden und das Kind im Mutterleibe nicht zu schonen, so wollte der liebe gute Bonaparte ja sonst nichts, als freie Verpflegung seiner Armee und „eine andere Regierung einsetzen." Das aber wollte er allerdings so entschieden, daß er den sich etwa Widersetzenden ebenfalls mit Sengen, Brennen und Massakrieren drohte, eine Drohung, die er gelegentlich auch ausführen ließ.

Die Franzosen kamen in den genannten Jahren etwas zerlumpt nach Steiermark — in zerrissener Montur, häufig barfuß, ausgehungert und durchaus ungepflegt. Aber als artige Lebemänner doch immerhin. Da ihrer Uebermacht der Feind nicht besonders viel zu schaffen gab, so konnten sie sich hier nun einmal ein wenig restaurieren. Wie sie stets ziemlich ohne Blutvergießen gekommen waren, so zogen sie nach den Waffenstillständen, beziehungsweise Friedensschlüssen, bei welchen Napoleon die Bedingungen dictierte, allemal wieder ganz gemüthlich ab, nachdem das Land gründlich zertreten und ausgezehrt war.

Vor Kurzem gab Dr. Franz Martin Mayer bei Leykam in Graz ein Buch heraus: „Steiermark im Franzosenzeitalter. Nach neuen Quellen." Dieses verdienstliche Werk unterrichtet uns gut über die Zustände, die in Steiermark zu jener Zeit geherrscht, und über die Art und Weise, wie die Franzosen in diesem Lande gewirtschaftet haben. Wir wollen nach dem Buche nur einen Blick werfen auf das räuberische Gebahren und die Gewaltsamkeiten, welche dieser „Freund" in Steiermark verübt hat.

Contribution hieß das schöne Wort, welches Napoleon anstatt den ehrlichen Ausdrücken: Erpressung und Raub anzuwenden pflegte und auf welches die Bevölkerung geduldig eingegangen ist. Es wäre nicht möglich, ein vollständiges Bild zu geben von der Willkür und Gewalt, mit welcher damals das Land Steiermark geplündert und gebrandschatzt worden ist; die Plünderung, die ein zuchtloser Feind sonst nur nach gewonnenen Schlachten und Festungseinnahmen zu machen pflegt, war hier in ein System gebracht, welches unter der Schminke des Rechtes, ja selbst des Wohlwollens, noch viel tiefer in das Eigenthum des unglücklichen Volkes griff, als es die zügellosen Rotten bei einzelnen Gelegenheiten vorübergehend thun können. Napoleon setzte klug die eigenen Landesbehörden zu Schergenanstalten und Erpressungsmaschinen für seine Habgier ein, und diese boten denn auch allen ihren Einfluß auf, um dem Volke Geld und Mark auszusaugen. Hier können nur wenige Beispiele zu dem Gesagten angeführt werden.

Das Erste, wenn die Franzosen irgendwo einfielen, war, daß sie sich nach den Cassen erkundigten. Das Verleugnen derselben half nicht viel, sie verlangten Contribution, die innerhalb so und so viel Stunden oder Tagen aufgetrieben werden mußte. Wenn nicht, so stand offener Raub, Brand und Mord in Aussicht. In Leoben wurden bei dem ersten Einfall sofort 25.000 Portionen Brot, 20 Startin Wein, 50 Säcke Reis, 30 Wägen Heu, 100 Säcke Hafer, 110 Wagen mit Pferden, 60 Ochsen und 18.000 Gulden Baargeld verlangt. Das war für den ersten Tag. Es gieng aber glimpflicher ab; weil man das Geld nicht aufzutreiben wußte, so wurden dem französischen General So-

lignac 100 Ducaten in die Hand gedrückt, da war von den 18.000 fl. keine Rede mehr.

Der Kirchenschatz von Mariazell mußte dreimal außer Land flüchten, das erstemal nach Zwettl in Niederösterreich, das anderemal nach Veszprim in der Nähe des Plattensees, das drittemal nach Temesvar in Ungarn. Die großen Landescassen in Graz wurden ebenfalls nach Ungarn befördert. Die Straße von Graz über Gleisdorf gegen Ungarn wimmelte wochenlang von den Flüchtlingen. Die halb leerstehenden Dörfer und Gehöfte wurden von den Franzosen sauber ausgeplündert, das Vieh niedergehauen, die Hausgeräthe zertrümmert, die Baarschaft unter Androhung des Todes erpreßt. Dabei verschwendete der Feind die Lebensmittel auf empörende Weise; große Gelage unter der Mannschaft, glänzende Tafeln bei den Officieren, das Geschirr wurde mehrmals nicht mit Wasser ausgespült, sondern mit Wein. Von Windisch-Feistritz wird erzählt, daß ein Officier seiner Schönen ein Bad aus Luttenberger-Wein bereiten ließ und nach Gebrauch desselben den Wein mit tollen Genossen ausgetrunken habe. Bei einem Gelage in Eisenerz durfte — wie der dortige Pfarrer schrieb — Wein, Bier und Branntwein nicht in gewöhnlichen Trinkgeschirren aufgetragen werden, sondern in Schäffern und Kübeln, und mit größter Eile, so daß es mehr dem Löschen eines Brandes, als einer Bedienung gleichgesehen habe.

In der Mariazeller Wallfahrtskirche wurde Vieh geschlachtet und gekocht bei großen Feuern, zu deren Nährung man die Bänke und Beichtstühle zertrümmerte. Ein anderesmal wurden in dieselbe Kirche 2000 Gefangene eingesperrt.

Tuch nach hunderttausenden von Ellen, Schuhe nach hunderttausenden von Paaren wurden immer und immer wieder begehrt. Die tägliche Nahrung für Mann und Roß versteht sich von selbst. Die Franzosen hatten auch eine Unzahl von Weibern und Kindern mit sich, die wieder ihre besonderen Ansprüche machten. Der Landesadel suchte seine Pferde außer Land zu schaffen, so kam die ganze Last des Bedarfes an Pferden, Wägen und Vorspann auf das Volk.

In Rottenmann brachen die Franzosen in einer Mitternacht beim Salzversilberer ein und begehrten von ihm die ärarischen Gelder. Da er sie verweigerte, wurde er mit Stricken gebunden. Einer der Franzosen zog den Säbel, fuchtelte mit demselben in der Luft um und drohte ihn in Stücke zu zerhauen. Es nützte nichts. So band man ihn an dem heißen Ofen fest, durch diese Folter gab er das Geld endlich heraus. In Trieben wollten sie einen Salzverschleißer an den Pferdeschweif binden und so die Straße entlang zerren, wenn er das Geld nicht hergebe. So gab er es her. In Liezen nahmen die Franzosen alles Salz in Beschlag und zwangen die Gemeinde, ihnen dasselbe um 900 fl. wieder abzukaufen.

Die Stadt Judenburg sollte Pferde und Tuch liefern, da das Gelieferte dem Feinde aber von zu geringer Qualität war, so wurde ihr eine Contribution von 1600 fl. auferlegt. Weil damals so vieles Geld nicht aufzutreiben war, so gaben die Frauen ihren Schmuck vom Halse, die Kinder ihre Taufpfennige her, um die Stadt vor dem Feuer zu retten. Später, noch nach Abschluß des Preßburger Friedens, verlangte der französische General Malher als ein Neujahrsgeschenk 15.000 fl., woran er aber handeln ließ.

In Marburg verlangte General Soyez, nebst unzähligem Anderen, an Tafelgeldern täglich 150 fl., „damit zwischen ihm und der Stadt das gute Einvernehmen aufrecht bleibe.“

Nach der Einnahme Leobens 1809 wollten die Franzosen den dortigen Bürgermeister erschießen, weil er die k. k. Magazine nicht verrieth, welches Erschießen durch Dazwischenkunft des französischen Vicekönigs Eugen gnädigst verhindert wurde.

Bei der im selben Jahre stattgefundenen Belagerung der Festung Graz war der Contributionen kein Ende. Außer dem Gewöhnlichen forderte der General Macdonald von der Stadt Graz auf einmal: 200 Artilleriepferde mit Geschirr, 100 Reitpferde mit Sattel und Zeug, 500 Feuerleitern und 800 Steigeisen zur Erkletterung der Feste. Ein andermal 50.000 Paar Schuhe, 100.000 Ellen Leinwand, 1200 Pferde, 900 Ochsen u. s. w. Nach Krieglach, wo ein großes Franzosenlager war, mußte Graz täglich 24.000 Rationen Zwieback liefern.

Bei Zeiring wurde ein französischer Officier durch einen aus dem Gebüsch fallenden Schuß verwundet. Der Verwundete ward in das Haus des Stift Admontischen Verwalters Münzberger gebracht und von diesem verpflegt. Nach seiner Genesung stellte es sich so, daß der Franzose glauben konnte, Münzberger habe den Ueberfall veranlaßt, er ließ diesen sofort ohne Verhör zum Tode verurtheilen. Auf vieles Bitten von gewichtiger Seite schenkte man ihm das Leben, doch mußten für ihn 5000 fl. erlegt werden, welche mit großer Mühe zusammengebracht wurden.

Die Herren aus Frankreich waren kein naiver Feind, der an Morden und Brennen sein Genüge fand, sondern ein raffinierter Feind, der weniger auf Anderer Schaden, als auf eigenen Nutzen ausgieng, ja ein corrumpierter Feind, der sich Liebe und Haß mit Geld abkaufen ließ. Mit Geld ließ sich bei den Franzosen Alles machen. Anders war's mit den im französischen Heere stehenden Würtembergern; diese verübten solche Gräuelthaten, daß man überall froh war, wenn man es anstatt mit solchen Deutschen mit Franzosen zu thun hatte. Daß die Franzosen weniger grausam als galant, waren davon wußte manche brave Steirerin zu erzählen. Wohl nannte ein französischer General die steirischen Frauen von barbarischer Art, weil sie noch an dem Vorurtheil der ehelichen Treue hiengen.

Am 1. August 1809 ward der Steiermark von Napoleon eine Contribution von gegen 45 Millionen Franken auferlegt.

Eine Kundmachung vom 24. August theilte mit, daß zur Einbringung der Contribution schon gewaltsame Maßregeln getroffen seien; doch könne dieses Unglück durch die Zahlung von sechs Millionen abgewendet werden; daher habe die Landescommission eine Erhöhung des schon eingeführten Zwangs-Darlehens beschlossen; binnen 48 Stunden seien aber zwei Millionen zu zahlen. Daher „werden alle biedere Steyermärker auf das dringendste aufgefordert, ihre nur einigermaßen entbehrliche Barschaft als Vorschuß auf den Altar des Vaterlandes zu legen, und an die im Landhause dazu eröffnete Casse abzuführen, wogegen man ihnen die heiligste Versicherung gibt, daß sie, bey dem Einfließen des Zwangs-Darlehens, ihre vollkommene Zurückzahlung erhalten und nur nach dem Verhältnis ihrer Vermögenskräfte zu dem Zwangsdarlehen veranschlagt werden sollen. Die Entbehrung ihres Vorschusses kann also nur wenige Wochen — vielleicht nur Tage — dauern, und sie erringen dadurch den hohen Gewinn, sich selbst und das Vaterland gerettet zu haben."

Man hört es diesen Zuversicht heuchelnden Worten an, welche Sorgen die Herzen der Mitglieder der Administration belasteten. Aber auch dieser Aufruf hatte nur eine geringe Wirkung. Am 25. August erfolgte die Ausschreibung eines zweiten Zwangsdarlehens unter denselben Bedingungen, wie das erste. „Durch dieses zweite Darlehen," heißt es in der Kundmachung, „wird das erste nicht aufgehoben, und es hat gegen diejenigen, welche mit Erlegung der ihnen damals anrepartierten Beträge im Rückstande bleiben, die in jener Verordnung bestimme Strafe einzutreten." Schon am folgenden Tage mußte die Administration einen neuen Aufruf erlassen, in dem es heißt: „Be-

wohner von Grätz! Noch nie hat Euch eine größere Gefahr gedroht. Wem die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums wert, wem sein und seiner Mitbürger gänzlicher Ruin nicht gleichgiltig ist, der bringe, ohne auf persönliche Aufforderung zu warten, sein Geld, so viel als er nur immer entbehren kann. Nur dadurch und wenn die Gaben sehr zahlreich sind, ist allein die Rettung möglich."

Den Kreisämtern wurden die Summen vorgeschrieben, welche sie aufzubringen hatten. Die Kreishauptleute sollten aus den redlichsten und angesehensten Bewohnern des Kreises eine Commission bilden, welche die Zwing-Vertheilung auf die einzelnen Besitzer vorzunehmen hätte. Die Beamten sahen sich in tausend Verlegenheiten; sie waren oft beim besten Willen nicht im Stande, die Befehle der Administration auszuführen. An die Seelsorger waren eigene Aufforderungen gerichtet, worden, das Volk zur Zahlung zu bewegen; aber auch diese hatten nur einen geringen Erfolg.

Nicht ohne Bewegung kann man manche der von den Einhebungscommissionen erstatteten Berichte lesen. „Das sonst so schöne Mürzthal," heißt es zum Beispiel, „liefert ein trauriges Bild nicht sowohl der Verheerung als der gänzlichen Verarmung der Bewohner. Die so zahlreich erlittenen Plünderungen und Verwüstungen, die beständigen und zahlreichen Durchzüge der feindlichen Truppen, der damit verbundenen unerschwinglichen Verpflegungskosten, die häufigen Vorspannsstellungen haben die Unterthanen in dem Maße erschöpft, daß ihr Schicksal beinahe an Verzweiflung grenzt." „Selbst abzuordnende Executionen mögen in diesem ausgesaugten Kreise wohl das Unglück der Insassen ganz vollenden, aber es wird sich dadurch hart mehr ein Geld erpressen lassen. Dumpfer Schmerz hat sich der Insassen bemeistert und man kann selbst jene Gegenden, die den Druck am stärksten empfinden, um so weniger einer Widersetzlichkeit anklagen, weil sie den bereiten Willen zeigen, den letzten Heller hinzugeben, um sich von den erlittenen und ihnen noch bevorstehenden Leiden so schnell als möglich loszukaufen, wenn sie nur die Mittel dazu besäßen. Den Unterzeichneten fehlt es beinahe an Ausdrücken, das allgemeine Elend des Brucker Kreises mit genugsam lebhaften Farben zu beschreiben. Hausväter, Weiber und Kinder traten vor die Commission, schilderten mit Thränen im Auge ihr Unglück und flehten um Sicherstellung ihres Lebensunterhaltes über den langen Winter."

Der Bauer, sagt ein Bericht, kann nichts zahlen, er weist jede Belehrung zurück und sieht mit „kalter Verzweiflung" der angedrohten Execution entgegen, „weil es ihm nichts kostet, seine entleerte Hütte zu verlassen, weil sie ihn nur seiner und der Seinigen persönlichen Freiheit berauben kann, die er allein mit gewaffneter Hand schützen will und, von Verzweiflung geleitet, schützen wird."

Nach dem im October geschlossenen Wiener Frieden wurde die nicht eroberte Festung Graz den Franzosen überantwortet.

Die Sprengungen derselben wurden im November und December vorgenommen; an jedem Tage verkündigte ein Kanonenschuß um vier Uhr nachmittags den Beginn der Arbeit. Die Nordostseite der Festung wurde zuerst gesprengt, die der Sack- und Sporgasse naheſtehenden Mauern wurden auf Kosten der Stadt abgetragen.

Die Trümmer der Festung gewährten einen traurigen Anblick. Ueberall lagen die Bausteine umher, hie und da standen lange noch bedeutende Mauerreste, mancher Giebel ragte noch auf, daneben hiengen Sparren wie in der Luft. Aber alle diese Reste konnten über Nacht einstürzen und selbst denen Gefahr bringen, die am Fuße des Schloßberges giengen. Daher beschloß

die Regierung endlich die Beseitigung der Trümmer. Den reichen Schmuck der Vegetation, welche den Schloßberg heute auszeichnet, erhielt er erst später.

Den Grazern war darum zu thun, daß auf dem Schloßberge der Uhrthurm und der Glockenthurm zum ewigen Gedächtnisse erhalten bleibe. „Bien, wenn sie Geld dafür geben!“ sagte der französische General. Eine Sammlung ergab 2840 fl., womit die beiden Thürme abgelöst und erhalten werden konnten.

Als der Feind endlich das schwergeprüfte Land verlassen hatte, wurde für dasselbe im Auslande gesammelt. Doch konnten die eingelangten Spenden nur ein Tropfen Linderung sein in der allgemeinen Drangsal.

Seit 1809 ist Steiermark von feindlichen Truppen verschont geblieben. Wer an die wilden Einfälle der Ungarn und Türken denkt, denen dieses Land in früheren Zeiten so oft und in so gräßlicher Weise ausgesetzt gewesen, der muß die Franzosenzeit, von welcher hier freilich nur eine unzulängliche Skizze geboten werden konnte, trotz allem fast im Lichte der Idylle sehen. Im Volke geht der Spruch: „Damals kam der Franzose als Freund, wenn er wiederum kommt, dann kommt er als Feind.“

Gott und das deutsche Schwert mögen uns schützen!

Sechsunddreißig junge Nonnen.

Eine Geschichte aus schlimmen Tagen.

So will ich im Namen Gottes erzählen. Ein dreiundsiebzigjähriger Mann weiß freilich nicht, ob ihm das Gedächtnis treu bleibt. Das Gedächtnis ist wie ein Weib, jungen Männern ist es zugethan, alten wird es gerne untreu. Zwar stehen die Ereignisse, die ich als junger Mensch von einundzwanzig Jahren gesehen, so deutlich vor mir, als ob sie sich gestern zugetragen hätten, und die Franzosenzeit, wer sie erlebt, vergißt man nicht so leicht.

Mein Geburtsort liegt im oberen Murboden und heißt Unzmarkt. Der Ort ist seines alten Schlosses Frauenberg wegen bekannt, in welchem Ulrich von Liechtenstein gewohnt hat. Der geht uns aber jetzt nichts an.

Was ich erzählen will, das hat sich im Jahre des Herrn 1797 zugetragen — zur Franzosenzeit. Heute, nach mehr als fünfzig Jahren — ich schreibe dieses Stück im Jahre 1849 — schrecke ich noch vom Schlafe auf, wenn in meinen Träumen der Ruf erschallt: Die Franzosen kommen!

Man hatte es wochenlang früher gehört, sie kamen aus Italien. Durch's Kärntnerland sind sie gezogen. In der Stadt Villach und in der Stadt Klagenfurt haben sie Feuer gemacht, andere Orte haben sie sauber ausgeplündert; waren ihre Säcke voll mit Gold und Geschmeide, waren sie satt an Essen und Trinken, so giengen sie erst auf die Weibsbilder los. Der Bonaparte, der mit ihnen kommt, ist selber just in dem Alter, in welchem ein Feldherr die Zucht nicht zu strenge beobachtet. Man hat's gesagt, ich weiß es nicht; nach meiner Meinung ist es dem

Bonaparte mehr um Länder zu thun gewest, als um Weiber. Zum Ländererobern gehört Kraft, sollte man glauben, die Weiber aber machen schwach, so viel man weiß. Es ist genug, ich will nicht politisieren.

Wenn es Einem einfällt, den Bonaparte mit seinem Heer den Besen Gottes zu nennen, so will ich sagen: es stimmt. Das war ein großer Wust- und Kehrichthaufen, den er vor sich herblies. Halb Italien floh und den braven Kärntnern wurde es auch heiß unter den Füßen. Die Straße von Neumarkt her war voller Flüchtlinge, die ihr Eigenthum mit sich trugen, zogen und schoben und immerwährend ihre Gesichter nach rückwärts wendeten, ob der Feind nicht schon auf dem Fuß folge. Bauern trieben ihre Rinderheerden heran, Bürger zogen mit Roß und Wagen wohl bepackt; Amtleute hatten ihre eisernen Cassen mit den landesfürstlichen Geldern bei sich. Wo die schweren Wägen stecken bleiben wollten im Straßenkoth, da war Alles voller Hast bei der Hand, um sie herauszuheben, und wo die Rösser nach tagelanger Jagd lahm wurden, da spannten sie Leute an die Deichsel und die Zweifüßler mußten sich die Peitsche so gut gefallen lassen, wie die Vierfüßler. Priester in schwarzen Kutten ritten auf Pferden und Eseln und hatten in ihren Säcken goldene Monstranzen und Kelche und ich verhoffe, daß sie das hochwürdigste Gut, die Hostie, nicht den Franzosen als Beute hinterlassen haben.

Da war es also, daß unter dieser Völkerwanderung fünf große Wägen zogen, die mit weißen Plachen überspannt waren. Sie wurden von Maulthieren gezogen und die fünf Fuhrleute, die neben herschritten, hatten gelbe, von Staub und Koth belegte Kittel an. In den Wägen saßen sechsunddreißig junge bildhübsche Weiber, die ein dunkelblaues Gewand am Leibe trugen, um die Lenden einen Strick und als Kopfbedeckung weiße Hauben. Ueber dem Busen hatte Jede eine Kette mit silbernem Kreuze. Etliche dieser lieblichen Geschöpfe hatten muntere Augen und rothe Wangen, die Anderen waren blaß im Gesichte und in ihren Zügen war Sorge und Angst.

Als sie in unseren Ort einzogen, beteten Einige still ihren Rosenkranz ab, Andere nagten an Brotrinden, Andere plauderten miteinander, und zwar in welscher Sprache. Sie schienen ihre Muthmaßungen auszudrücken, darüber, wie es ihnen in dieser kleinen Stadt ergehen werde.

Es dämmerte schon der Abend. Die fünf Fuhrleute hielten ihre Wägen am Posthause an und ihr Erstes war, daß sie nach dem Bürgermeister fragten. Der war bald zur Stelle, ein alter, grauköpfiger Mann. Nun stieg eines der jungen Weiber aus dem Wagenkobel und fragte in sehr schlechtem Deutsch, ob sie mit dem Herrn Bürgermeister französisch sprechen dürfe.

Der alte Mann erschrak ein wenig, daß plötzlich Franzosen im Orte wären. Der Postmeister, der daneben stand, rief spaßeshalber: „Vor solchen Franzosen fürchten wir uns nicht, von solchen lassen wir uns gerne belagern!"

Der Bürgermeister versetzte, französisch werde nicht gesprochen zu Unzmarkt, wenn sie ein Anliegen hätten, so sollten sie es nur deutsch vorbringen.

Die Sprecherin faltete nun ihre weißen Hände und sagte, sie bitte um Schutz. Ihrer seien sechsunddreißig, sie seien Bräute Christi und ihr Kloster stehe in der französischen Stadt Lyon. Sie seien auf der Flucht vor dem heidnischen Bonaparte und seinen bösen Scharen aus Paris, welche durch die Welt zögen, um die Heiligthümer zu plündern und die Nonnen zu entehren. Sie wären gezogen nach Italien, wo sie sich zu Mantua niedergelassen hätten; vom Feinde dort wieder verscheucht, seien sie in's Gebirge nach Kärnten her auf der Flucht; sie wären nun der Reisemittel bar geworden und flehten die Christenleute im schönen Lande

Steier um Gotteswillen an, daß man sie vor dem nahenden Feind beschütze und rette.

Wohin sie denn eigentlich wollten? fragte der Bürgermeister.

„In's Erzherzogthum Oesterreich, in ein Stift oder zum Kaiser, sie wären selber noch rathlos. Sie hätten auch noch weitere vier Wägen mit Gepäck bei sich, aber die Thiere könnten nicht mehr vorwärts."

Der Bürgermeister entgegnete, er wolle ihnen einstweilen Obdach verschaffen, für Weiteres könne er aber nicht sorgen; Unzmarkt sei selbst in Gefahr und man müsse sich dem allmächtigen Gott empfehlen.

Die Nonnen wurden hernach im Schulhause untergebracht, die halbsiechen Maulthiere kamen in die Versorgung mehrerer Bürgershäuser.

Alsbald war im Orte die Ankunft der schönen Nonnen bekannt und um sie sehen zu können, brachte man ihnen Brot, Fleisch, Gemüse und Wein. Die Flüchtlinge ließen sich's wohl schmecken und versprachen für Unzmarkt zu beten.

Mittlerweile kamen schon die Schreckensbotschaften, daß bei Neumarkt und dem Stifte Lambrecht blaubehoste Rotten gesehen worden wären. Am nächsten Tage war die Gegend an der oberen Mur voller Franzosen. Mehr Gesindel als Soldaten. Zerrissene Hosen, zerrissene Schuhe, oder barfuß; in der Kleidung die größte Ungleichheit, der Eine hatte blaue Hosen, der Andere rothe, die Einen lange weiße Röcke, die Anderen kurze grüne Spenzer, die Einen blaue Strümpfe, die Anderen Weibsbilderzwickeln, die Einen runde Lodenhüte, die Anderen Lederhauben, und Alles in Unordnung und schmutzig. Die Einen rauchten, die Anderen schnupften oder kauten Tabak. Den geplünderten Speck oder das gestohlene Geflügel trugen sie an ihre kurzen Bajonette gespießt über der Achsel. So schlotterten sie daher und brüllten ihre Marseillaise. Viele hatten ihre Weiber und Kinder mit, die nicht weniger zerrissen und von der Sonne gebräunt waren, als die Männer. Das Ganze war wie bettelnde, stehlende und raubende Zigeunerrotten.

Im Schlosse Schrattenberg hatte sich der Bonaparte festgesetzt. Ich legte mein schlechtestes Gewand an, ließ alle Werthgegenstände zu Hause und gieng unter die Franzosen, um den Bonaparte zu sehen, nach welchem bei uns Allen die größte Neugierde war. Ich sehe ihn heute noch, wie er vor dem Schloßthore neben seinem Pferde stand, im Begriff aufzuspringen. Eine kleine untersetzte Statur, braungelbe Gesichtsfarbe, etwas eingefallene, fahle Wangen, ziemlich große Nase, tiefliegende schwarze Augen mit scharfem, stechendem Blick und feingeschnittenem Mund. Soll wenig gesprochen haben, abgebrochen, aber sehr deutlich und bestimmt. Hohe breite Stirne, ungekräuselte braune Haare, die an beiden Seiten über die Wangen herabhiengen. Anzug schlicht und mattfarbig; man sah in Allem, daß er sich mit seinem Aeußeren nicht viel beschäftigte. Im Ganzen merkte man bald, daß dieser Mann seinen eisernen Willen hatte und nicht mit sich spaßen ließ. — Er sprang auf's Roß und ritt murabwärts unserem Unzmarkt zu.

Die Aufregung im Orte war unbeschreiblich groß. Jeder zitterte für sein Eigenthum, für sein Haus, endlich auch für sein Leben. Denn eine Gruppe von Bürgern war, die beschlossen hatte, den Ort freiwillig nicht zu übergeben. Von den Einsichtsvolleren wurden diese Bürger als die größten Feinde Unzmarkts erklärt.

Auf einen großen Patrioten wollte sich der Postmeister hinausspielen, und das ist es, was hier erzählt werden soll. Trat bei einer Rathsversammlung der Postmeister auf und fragte den Bürgermeister, ob die bewußten Nonnen aus Frankreich noch im Schulhause wären und wohl verpflegt und genährt würden?

„Das gehört nicht in die Sitzung," sagte der Bürgermeister.

„Es gehört in die Sitzung," rief der Postmeister. „Denn, Ihr Nachbarn, wollen wir nicht rathschlagen, wie wir den Franzosen begegnen sollen? Begegnen wir ihnen feindlich, so sind sie Feinde. Wir wollen die Herren der Erde zu Freunden haben. Nicht?"

„Es wird das Beste sein," meinten Mehrere.

„Sie werden nicht allein Geld und Gut haben wollen," sprach der Postmeister, „sie werden auch Anderes haben wollen, was dem Manne bestimmt ist."

„Wenn es um unsere Weiber und Töchter geht," sagte Einer, „da raufen wir mit Pulver und Messer!"

„So ist es!" stimmten die Meisten bei.

„So ist es," sagte der Postmeister. „Wir geben ihnen nicht die Unseren, wir geben den Franzosen die Französinnen. Versteht Ihr mich?"

Sie verstanden nicht sogleich oder thaten, als verstünden sie nicht.

„Wir liefern ihnen die jungen Nonnen aus!" rief der Postmeister.

„Oh!" sagten die Anderen.

„Liefern ihnen die sechsunddreißig Nonnen aus unter dem Vorbehalt, daß sie unser eigen Fleisch und Blut verschonen."

„Recht so!" schrien Mehrere.

Hernach stand ein junger Mann auf, trotzdem die Redner bei solchen Versammlungen sitzen zu bleiben pflegten, und sprach: „Unzmarkter! Die fremden, wehrlosen Jungfrauen dem Feinde ausliefern! So schlecht sind wir nicht."

„Tischler Sepp!" schrie ihm der Postmeister zu, „daß Du so redest, ist kein Wunder. Du hast weder Weib, noch Schwester, noch Tochter."

Rief ein Anderer drein: „Schlagt Ihr den Tischler zurück, so gehe ich voran. Ihr kennt mich Alle, ich bin der Gärber. Ich habe Weib und Schwester und Tochter, und ich halte es mit dem Tischler. Die wehrlosen Nonnen liefern wir nicht aus."

„Ich bin derselben Meinung," sprach der Bürgermeister, „sie sind fremd und hilflos, sie haben denselben Feind wie wir, sie haben sich in unsern Schutz begeben. Schlechte Männer, wenn wir sie verrathen."

„Aber unsere ehelich angetrauten Frauen sollen wir verrathen," rief der Postmeister, „unsere bluteigenen Töchter sollen wir preisgeben? Was sind **das** für Männer! Was sind **das** für Väter? Gehen uns die Fremden etwas an? Hat Gott uns zu ihren Wächtern bestellt?"

„So hat auch Kain gesagt, als er den Bruder erschlug."

„Sind die Nonnen nicht französisches Blut," fuhr der Postmeister fort, „sollen nicht die Franzosen ihre natürlichen Ritter sein? Müssen uns die Franzosen nicht dankbar sein, daß wir die Mädchen in Obhut genommen, daß wir ihre Ehre bewahrt haben? Nichts natürlicher, als daß wir die Französinnen den Franzosen wieder zurückgeben und sagen: Wir haben die Euren geschont, so schont nun auch die Unseren."

„Es ist sehr richtig! Es ist sehr richtig!" riefen Mehrere. „Es ist Kriegszeit, da kann man nicht gemüthlich sein, wie in Romanbüchern, da heißt's zu Hilfe nehmen, was helfen kann. Legen wir den Jungfrauen weiße Kleider an, strählen wir ihre schönen Haare und setzen wir ihnen Kränze auf. Am Busen Jede eine Rose — so führen wir sie parweise hinaus vor das Thor und den einziehenden Herren entgegen. Es wird ein feierlicher Empfang sein."

„Wenn sie eine Ehr' im Leib' haben, so müssen sie auf einen **solchen** Empfang den Markt sofort in Asche legen!" rief der Bürgermeister entrüstet.

„Das werden sie nicht thun!" lachten Andere. „Es sind Soldaten, Männer. Ein freundlicher Einzug hat

auch Friesach gerettet. Heraus mit den Nonnen!"

Als es so weit war, verließ der Tischler Sepp die Versammlung und eilte in das Schulhaus. Dort hatten sich die Nonnen im Schulzimmer zwischen den Bänken ihre Schlafstätten aufgerichtet. Ueber der Kanzel war etwas wie ein Altar: ein Muttergottesbild mit zwei brennenden Kerzen, vor welchem die Frauen eben ihre Andacht hielten. Sie schreckten auf, als der junge Mann zur Thür hereinstürmte. Er fragte sofort die Oberin der Nonnen, ob sie bereit wären, in der kommenden Nacht ihre Weiterreise anzutreten.

Die Nonnen waren sehr bestürzt, als sie diese Frage vernahmen, denn sie waren noch erschöpft und mittellos und der Ruhe bedürftig. Noch mehr erstaunten sie, als der junge Mann berichtete, sie müßten ihre Weiterreise ohne Maulthier und Wagen beginnen, weil Gefahr drohe. Er trug sich hernach zum Führer an.

Die Frauen begannen ein Klagegeschrei, sie könnten nicht fort, könnten ihre Wägen und geringe Habe nicht im Stiche lassen und bestürmten den Tischler, daß er näher erkläre, worin die Gefahr bestehe.

Er drängte nur immer mehr und mehr und schlug vor, daß sie ihren Anzug entstellen sollten, um eine andere Gestalt zu gewinnen, daß sie ihr Gesicht schwärzen und ihr Haar abschneiden müßten und daß sie um eilf Uhr in der Nacht bereit zu sein hätten zur Flucht, falls sie den Franzosen entgehen wollten.

Während Solches im Schulhause geschah, war in der Rathsversammlung der Beschluß gefaßt worden. Es war schon daran, daß die Nonnen dem Feinde sollten überantwortet werden, da meldete sich ein Mann, der bisher geschwiegen und den Reden verblüfft zugehört hatte; der sprach wie folgt:

„Ist das Euer Ernst, ihr Männer? Wollt Ihr unser Unzmarkt wirklich zu Grunde richten?"

„Wieso?" fragten sie.

„Vor den Thoren steht der grimme Feind der durch die Länder raset wie ein Ungewitter, der die Heere vernichtet und die Fürsten zertritt. Wir sind Würmer vor seiner Gewalt. Nur Einer kann mit uns sein und uns erretten: der allmächtige Gott. Und Ihr wollt uns auch Gott zum Feinde machen? Denen, die seine Altäre zerstören, wollet Ihr die unschuldigen Jungfrauen ausliefern, die sich seinem heiligen Dienst geweiht haben? So schwöret Ihr in den Tagen der Drangsal, in welchen wir Gottes Gnade erflehen müßten, Gottes Rache herab? Thut es, wenn Ihr den Untergang Unzmarkts verantworten könnt, wenn Ihr Euch nicht der Wuth unserer eigenen Mitbürger aussetzen wollet! Ihr guten Christen begeht im Angesichte schrecklicher Noth den abscheulichen Verrath an Euerer Religion, führt die Bräute des Herrn wie Schlachtopfer den Heiden zu. Ich sage nein, und sage es im Namen aller Bewohner dieses Ortes, die nicht gegenwärtig sind, im Namen unserer Weiber und Kinder, die Ihr vor den irdischen Feinden beschützen wollt und die Ihr dem Zorne des ewigen Richters auszuliefern im Begriffe seid. Ich sage nein und Amen."

Auf diese Worte stutzte die Versammlung. Unter dem ersten Eindruck stellte der Bürgermeister solchen Antrag: Unzmarkt hat Pferde und eine Begleitung von zwölf Mann aufzubringen, so sollen die Nonnen in der nächsten Nacht aus dem vom Feinde bedrohten Orte fortgeschafft und über Judenburg und Admont nach Niederösterreich begleitet werden.

Der Augenblick zündete. Bei der Abstimmung über den Antrag des Bürgermeisters sagten zwar nicht Alle ja, aber Keiner sagte nein. Der Beschluß wurde sofort verwirklicht, Unzmarkt, der Ort an der oberen Mur,

übte den Ritterdienst an den schutzlosen Jungfrauen und der Tischler Sepp ward als Führer des seltsamen Zuges gewählt, der am nächsten Tage über den Tauern gieng und zur Stunde, als die ersten Franzosen in Unzmarkt einzogen, die sichere Klosterstätte im Oesterreicherlande erreichte.

Der Feind hauste nicht so schlimm in dem armen Gebirgsorte, als die Schwarzseher vorausgesagt hatten. Zwar war er an Begehr von Gut und Geld, von Gewandung und Nahrung nicht gar bescheiden, aber an lebendiger Waare nahm er nur das, was sich freiwillig als solche ausbot.

Der Führer des Nonnenzuges, genannt der Tischler Sepp, ist der Erzähler dieser Begebenheit. Wenn der Leser etwa erwartet haben sollte, daß zwischen diesem jungen Menschen und der schönsten Nonne sich unterwegs eine Liebschaft entspinnen würde, so irrt er leider. Es hat sich eine solche nicht entsponnen und der geneigte Leser muß schon einmal mit einem guten Werke ohne Liebesgeschichte fürlieb nehmen.

Glückauf!

Eine Wanderung in der Heimat.

Die schöne Bergstadt Leoben ist der Ausgangspunkt. Entlang dem Vordernbergerbach tragen wir unser gehobenes Gemüth, denn es ist thaukühler, sonnenfunkelnder Morgen.

„Eine Wanderung in der Heimat!" sagte ich zu meinen beiden Knaben. Sie fanden aber in dem Worte das Entzücken nicht, mit dem ich es aussprach. Sie kennen das Irren in der Fremde noch nicht, also wissen sie auch nichts von dem Glücke, in der Heimat zu sein. Sie waren munter wie zwei Gemslein, denn in ihnen lebt die göttliche Lust der Jugend.

Die rostbraunen Eisenhütten zu Donawitz waren schon hinter uns; vor uns auf dem Felsenvorsprung ragt das Festungskirchlein St. Peter, an beiden Seiten grünende Berge, und im Hintergrunde steht blauend und sonnenleuchtend wie eine Wolke der Reiting im Aether des Himmels. Am Fuße des Reiting weitet sich eines der schönsten Thäler der Steiermark, in welchem freundlich und stattlich der Ort Trofaiach liegt. Fünf Engthäler, jedes mit besonderen Reizen ausgestattet, führen von dämmernden Waldbergen und von zerrissenen Felswänden fünf frische Bäche nieder in den weiten fruchtbaren Kessel von Trofaiach. Der Lainbach rieselt hervor aus den Wäldern des Gschwandkogels, der Rötzbach rauscht heraus von der Gegend des Hochthurms, der Vordernbergerbach bringt seine kaltgraue Fluth von der Umgebung des Prebühels hervor; der Krumpenbach springt von den Hängen des Reichensteins herab und der Gößbach braust vom Wildfeld und von den nördlichen Hängen des Reiting nieder durch lange Schluchten uns entgegen. Auf dem Almboden des Krumpenthals habe ich einmal einen köstlichen Abend zugebracht. Im Bache Forellen, im Walde Hirsche, im Gestein Gemsen, in den Hütten Schwaigerinnen, so war ich eingewoben in

einen Kranz von lebendigen Wesen Gottes. Ich habe keine Mordwaffe bei mir, ich lasse Alles leben, und je freudiger es lebt um mich herum, desto wohler ist mir selbst. Ich kann jene Naturfreunde nicht begreifen, die bei jedem Anblick eines Rehes, einer Gemse, sogleich den Arm heben und die Miene des Schießens machen. Seid versichert, daß die Gemsen und die Hirsche und die Senninnen im lebendigen Zustande am allerschönsten sind. — Einen weiteren genußreichen Abend habe ich tief drinnen im Gößgraben gehabt, auf waldschattiger Wiese, hoch überragt von den dräuenden Wänden des Reiting. Dort steht ein Jagdhaus. Es steht mitten in heiliger Einsamkeit und zu seinem Fuße rauscht das frische Wasser. Solche Häuser stehen in unseren Alpen zu hunderten, die längste Zeit des Jahres stehen sie fast leer, nur vom Förster bewohnt. Es müßte für einen Poeten eine unvergleichliche Erquickung sein, in einem solchen Waldhause einmal eine Woche zu wohnen; für mich könnte eine solche Rast, enge an dem Busen der Wald- und Alpenwelt, fruchtbar sein. Allein es ist noch nie geschehen, daß ein Jagdherr den Dichter eingeladen hätte, das Jagdhaus einmal mit dem Poetenherzen zu genießen. Es mag ja ergötzlich sein, wenn Hundegebell, Hörnerschall und Büchsenknall die Wildnis beleben, aber weitaus schöner, dünkt mich, ist das frohe Athmen der stillen Natur und das Empfinden und Schaffen eines geistigen Lebens, welches allein die wahre Herrlichkeit und Seligkeit der Gebirgswelt zu entdecken vermag. — Doch, wenn der Jäger Poet wird, dann trifft er nichts mehr, und wenn der Poet etwa Jäger würde, dann umringen ihn statt der Genien lauter Hasen, Füchse, Hirsche, Marder, Geier und anderes Gethier und sein ganzes Gehirn verpuffte in Pulverdampf.

Wer die Lage von Trofaiach würdigen will, der mag südlich des Ortes eine Anhöhe besteigen und die Gegend überblicken. Er wird staunen über das Bild, und wenn er fragt, warum dieses Schöne und Gute bisher so unbekannt war? so antworte ich: Weil es zu nahe liegt. — Rechts die sanfte Kuppe des Thaller Kogels, dann das steinige Haupt des Hochthurms, hernach die zerrissenen Hänge der Vordernberger Mauern, die Zinnen des Reichenstein, des Spitzkogels, des Wildfeld, des Reiting mit seiner höchsten Spitze, des Gößeck, bis links zu den Tauern — welch ein Rahmen für das liebliche Thal! — In Trofaiach ist einer der thätigsten Vereine für die Verschönerung des Ortes, für den Fremdenverkehr, und in der That, von Jahr zu Jahr steigert sich der Zuzug von Sommerfrischlern; es entstehen hübsche Landhäuschen und größere Villen, es entstehen Spazierwege, Ruhebänke, Gartenanlagen und sonst mancherlei Annehmlichkeiten. Auf der schönsten Höhe steht ein Schlößchen, das allein hat Thüren und Fenster geschlossen und schaut hochmüthig und gelangweilt auf das frohe Leben des Thales herab, welches, sich um Sonderlinge nicht kümmernd, sich weiter entwickelt, bis Trofaiach ein berühmter Luftkurort sein wird.

Einen Tag hatte ich mit meinen Knaben die Freude an dem schönen aufstrebenden Orte genossen, dann gieng es auf der Eisenbahn durch das morgentlich schattige Vordernbergerthal in das Bereich des Eisenbergs. Das uralte Vordernberg ist mehr interessant als schön. Eingeklemmt zwischen hohen Bergen zieht es sich fast eine Stunde lang sanft aufsteigend die Schlucht hin. Hier erheben sich unmittelbar hinter den Häusern und Hochöfen die Felsen, dort steigt eine Wiese an, oder der Wald. Die Gebäude sind von Erzstaub geröthet und fortwährend bringt eine Eisenbahn durch allerlei Verkehrsmanipulationen vom Erzberge die Erzhunde herab. Gegenwärtig beginnt der Bau einer normalspurigen Bahn, welche in wenigen Jahren schon die bisherigen Eisenbahn-

endpunkte Vordernberg und Eisenerz miteinander verbinden wird. Das wird die interessanteste Bahn in ganz Inner-österreich werden, sie geht theils auf Zahnrädern, steigt bis zum 1227 Meter hohen Prebühel hinan, fährt mitten durch den Erzberg und zieht dann in großen Windungen am Fuße des Reichenstein hinab, durch den Erzgraben nach Eisenerz.

Am Vordernberger Bahnhofe erwartete uns Freund Johann Krainz, der verdienstliche Schriftsteller, gegenwärtig Lehrer in Eisenerz; er hatte für uns den Wagen des Bürgermeisters von Eisenerz bei sich. Wir fuhren sachte hinan zum Prebühel, dort übergab ich meine Knaben dem Studium des Erzberges unter vortrefflicher Führung. Ich fuhr mit dem Wagen zum Erzberg hinaus und hatte auf dieser Straße einen wahren Hochgenuß. Es war ein überaus reiner Julitag und so sah ich die Felsriesen, welche das Schatzkästlein*) der Steiermark, den Erzberg, wie dräuende Schutzwächter umstehen, in ihrer vollsten Pracht. Auf dem Söller des Berghauses am Erzberge muß man stehen, um die Naturgröße dieses Hochalpenthals ganz genießen zu können. Vor uns in der steilen Tiefe, hinter der vom Erzberge niederwallenden Waldböschung, ruht niedlich und freundlich der Markt Eisenerz, hinter demselben langgezogen das grüne Thal. Zur rechten Hand starrt die thurmartige Masse des Paffenstein, gerade aus, von Sonnenäther umblaut, die senkrecht aufsteigende Seemauer mit dem Mauer- und dem Brennkogel. Zur linken Hand der Kaiserschild in seiner ganzen effectvollen Starrheit und Zerrissenheit; wendet man sich um, so ragen die Spitzen des Hochthörl und des Reichenstein empor. („Auf dem Reichenstein.“ Heimgarten I. Jahrg. Seite 589).

*) Die Bezeichnung „Schatzkästlein“ ist wohl gerechtfertigt, wenn alle Welt, selbst die Engländer, zugestehen müssen, daß unser unerschöpflicher Erzberg den besten Stahl der Erde gibt.

Und mitten in dem Kranze dieser gewaltigen Felsenwarten, deren Hochzinnen zur Morgen- und zur Abendstunde wie Flammen leuchten, steht das Allerheiligste — der Erzberg.

Wir genossen vom Berghause aus einen weiteren Effect lebhaftester Art. Bekanntlich wird auf dem Erzberge nur im Winter Grubenbau betrieben, im Sommer aber Tagbau mit Dynamitspengungen. Nicht bald etwas ist so wirksam für den Fremden, als wenn er an einer gesicherten Stelle des Berges steht zur Stunde des Schießens. Einige Schläge auf eine Blechtafel mahnen die Arbeiter, die auf allen terrassenförmigen Stellen emsig beschäftigt waren, zum Rückzug. Zu Hunderten eilen die Leute sofort ihren Verstecken zu, der wie ein Ameisenhaufen belebte Berg ist fast augenblicklich leer und verlassen, das Klopfen und Hämmern verstummt, Todtenstille um den Berg. — Da kracht irgendwo der erste Schuß. Er hallt majestätisch hin von Hang zu Hang, von Fels zu Fels, bald darauf springt an einer anderen Stelle Rauch aus dem Gestein, begleitet von einem erschütternden Knall, und nun kracht, knallt und schmettert es links und rechts, oben und unten, auf offenem Plan und hinter den Büschen, an den Vorsprüngen und in den Schluchten, der Berg ist lebendig, die Steinschichten zerreißen und die Trümmer fliegen nach allen Richtungen auseinander. Der Beobachter ist von Pulverdampf umweht und das Gekrache von Nah und Fern, vom dumpfen Schlag bis zum grellen Knall ist so betäubend, daß die Vorstellung sich aufdrängt, man wäre mitten in einer großen Schlacht oder bei Erstürmung einer Stadt. Wenn in den Abendstunden auch noch das Feuer überall grell aufblitzt, so ist das von unheimlicher Schönheit. — Nach wenigen Minuten haben sich die unzähligen Minen entladen, es ist still. Wieder ein Zeichen auf dem Blech, und die Arbeiter kommen hervor, um die neulosgerissenen Erztrümmer zu bear-

beiten und neuerdings die Minen zu laden. Ich habe selten etwas beobachtet, das mich sosehr ergötzt hätte, als diese Minenentladungen auf dem Erzberge. Daß bei meinen Jungen die Wirkung keine geringere war, läßt sich denken. Hans hielt sich anfangs zwar die Ohren zu, als er aber doch merkte, was das für eine wundergewaltige Musik gab, lauschte er ihr mit leuchtenden Augen, und als sie wie ein abgelaufenes Werkel verstummt war, wollte er drei lange Stunden auf dem Berge warten bis zur nächsten Schußzeit.

Die Bergmannsarbeit hat etwas Feierliches an sich, besonders beim Grubenbau, da der Mensch den Erwerb seiner kargen Existenz in der Unterwelt suchen muß. Täglich tausendfach tönt in diesen Bergen der heilige Ruf: „Glückauf!" bis zu des Knappen letzter Grubenfahrt, von wannen keine Rückkehr ist. Die Macht und Würde des Eisens legt auch auf seine Zutageförderung den Schatten des Ernstes; dazu senkt die großartige Alpennatur eine Stimmung in diese Gegend, die mich manchmal tief bewegt.

Meine Knaben, noch dazu hier mit einer stattlichen Mineraliensammlung beschenkt, wollten sich von dem Erzberge und seinen Schätzen und Wundern nicht trennen. Besonders die weiße Eisenblüte war ihre Freude, und sinnig meinte der Eine: unter der Erde sei ewiger Frühling, weil das Eisen Winter und Sommer und zu aller Zeit blühe.

Endlich stiegen wir den Berg hinab in das alte Innerberg-Eisenerz, wo wir in dem Gasthofe „Zum Könige von Sachsen" eine vortreffliche und trautsame Raststätte fanden.

Eisenerz hat außer den längst bekannten Vorzügen eine neue Anziehungskraft in seinem Ortsmuseum; dasselbe ist vom Lehrer Krainz gegründet, gesammelt, eingetheilt worden und in seiner Art mustergiltig. Wie reich muß ein Land an Alterthümern und sonst wie interessanten und seltsamen Gegenständen sein, wenn in einem einzigen Thale schon die große Menge gesammelt werden konnte! Freilich kommen in der Gegend des Erzberges, der uralten Ansiedlung, ganz besondere Sachen vor, allein andere Orte haben wieder eine andere Geschichte, andere Gewerbe, Sitten und Eigenthümlichkeiten; wie sehr wünschenswert wäre es, wenn man von Nah und Fern nach Eisenerz gienge, um das Museum zu sehen, an demselben den Entschluß zu fassen und den Muth zu entzünden, auch anderswo Aehnliches zu gründen. Es gehört Liebe zur Sache und Ausdauer dazu, das Andere gibt sich; es gibt sich das Auffinden der Dinge, das Verständnis für die Gegenstände und deren Anordnung, es gibt sich das Local und die Aufbewahrung, und aus solchem Verdienste gibt sich auch die Ehre. Es hat wohl anfänglich auch das Eisenerzer Museum seine Gegner gehabt, heute verstummen sie, die Gemeinde läßt ihm ihren Schutz angedeihen, ist es doch ein Geschenk, das ein braver Mann ihr gemacht hat, und man ist stolz auf das Museum. Es geht nicht an, die Gegenstände einzeln zu nennen; Arbeitsgeräthe, uralte Werkzeuge, Waffen, Kunstgegenstände, Bilder, Urkunden und Handschriften, Modelle, Münzen, Trachten, kirchliche Geräthe, Büsten, Curiositäten mancher Art u. s. w. Ich nenne nur eine höchstinteressante figürliche Darstellung der einstigen Erzgewinnung, Aquarelle bergmännischer Aufzüge von J. Tendler, von demselben auch durch ihre Naivetät besonders wirkende Bilder aus den wichtigsten Eisenerzer Vorgängen in der Franzosenzeit; ein schönes Meßgewand aus Radmer, welches die Töchter Kaiser Ferdinands II. gestickt, Originalhandschriften der „Barbara - Komödie," der „Weihnachts - Paradeis - Genovefa-Susannaspiele" und vieles Andere von großem culturhistorischem Werte. — Solch planmäßig angelegte Museen sind für unsere Nachkommen gleichsam lebendige und plastische Geschichtswerke, ja

im höheren Sinne Familien-Kleinode, die uns wie Glieder einer goldenen Kette treu mit den Vorfahren verbinden.

Ich habe durch den Ertrag einer Vorlesung in Eisenerz dem dortigen Museum den Pfennig der Witwe mit wahrem Vergnügen geopfert. Es freut mich stets, wenn ich Bestrebungen, die unserer Steiermark Ehre machen, nach meinen geringen Kräften unterstützen kann.

Wenn man in Eisenerz ein paar sportlustige Knaben bei sich hat, so ist eine Kahnfahrt auf dem Leopoldsteiner-See ja unerläßlich. Es ist eine Seefahrt mit stets gutem Anblick. An der Seemauer klettern die Gemsen. Dort zwischen den Felsen an grünem Plan treibt sich ein ganzes Rudel um. Auf den scharfen Kanten springen auch noch etliche herbei, sie kämpfen gegeneinander, eine der Gemsen sucht die andere mit den Hörnern herunterzustoßen, aber es scheint nicht ernst zu sein, sie belecken sich schon wieder. Plötzlich hören sie unsere Stimme und nun fährt's aufwärts die steile Rinse bis hoch in die Wände; auf den unzugänglichsten Kanten stehen sie still, heben ihre Köpfe hoch in die Luft und lauern. Der kleinere Knabe wollte hinanfklettern und die Gemsen lebendig fangen, ein Unternehmen, das vor ihm wohl noch kein muthiges Jägerherz geplant hat.

Während die Jungen nachher beim Seewirt der Jagdlust fröhnten, wobei freilich das Fernrohr die Flinte ersetzen mußte, wandelte ich in Gesellschaft des Componisten J. Roscher und seiner stets fröhlichen Gattin (mit denen ich in diesen Tagen überhaupt angenehme Stunden verlebte) den See entlang und hatte dabei einen innigen Genuß. Eine weibliche, überaus reine, helle und anmuthsreiche Stimme sang ein Marienlied. Diese Huldigung, die hier in den finsteren Wildnissen frommen Sinnes der göttlichen Jungfrau dargebracht wurde, bewegte mich wundersam. Und die Sache ward um so anmuthiger, als die holde Sängerin, die ich nun auch zu Gesicht bekam, sofort auch ein schalkhaftes Liebeslied jauchzte, damit vor der Himmlischen auch die Irdische nicht zu kurz käme.

Die Natur schaut und hört Allem zu und denkt sich nichts dabei. Wie das nett wäre, wenn der Berg sich freuen könnte über den Menschen, wie dieser sich über den Berg freut! In den Vorzeiten sind die Steinriesen nicht so gefeiert worden als heute; es scheint ihnen aber einerlei zu sein. Der Pfaffenstein, der stolz und starr sich erhebt über grünem Gelände, thut sehr gleichgiltig gegen alles Leben, das seinen Fuß umgankelt. So müssen wohl auch die Menschen mehr auf einander, als auf die Steine Rücksicht nehmen. Hat's ja selbst jenes Bäuerlein am Pfaffenstein so gehalten, das von einem fremden Geistlichen befragt wurde, wie dieser schöne Berg heiße. In höflicher Beantwortung der Frage sagte der Bauer verlegen: Dieser Berg da? Ja, der heißt halt der — der Geistliche-Herr-Stein.

Nach einer köstlichen Stunde an dem stillen, frischen See kehrten wir in die alte Eisenstadt zurück.

An demselben Tage haben wir in Eisenerz ein Volksfest mitgemacht, wie man sich's munterer kaum denken kann. Die Gemeinde Eisenerz hatte in dem Hochthale, das zwischen dem Reichensteinstock und dem Kaiserschild liegt und die Ramsau heißt, zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum unseres Kaisers aus Lärchen eine Franz-Josefs-Allee gepflanzt und die Eröffnungsfeierlichkeit derselben auf den Tag meiner Anwesenheit in Eisenerz verlegt. An zweihundert Personen kamen zu Fuß und zu Wagen auf die schöne Alm. Es war ein patriotisches Fest im Gedenken an den geliebten Kaiser, und es war ein Fest der Heimatssitte und Heimatsliebe. — Von den Waldblößen schauten Hirsche, von den Felswänden Gemsen nieder auf die Frauen und

Herren, Studenten und Amtsleute, Knappen und Hirten, Bauern und Holzknechte, die sich am Almhause bei Musik und Gesang froh durcheinandertummelten. Zur Stunde sanken am Kaiserschild finstere Nebel nieder und bald rieselte ein dichter und anhaltender Regen auf die Versammlung, die Festfreude nach außen neu auffrischend, so wie der Fässer unversigbares Naß sie nach innen frisch erhielt. Haus, Ställe und Heuscheunen waren überfüllt, überall hin drangen die üppigen Vorräthe der Festgeber, und je dämmeriger der Raum, desto heller die Lust.

Das waren Stunden, in welchen jedes Gefühl zum Liede wird.

„Jo, immeramol gfreuts mih, do drah ih recht auf,
Und loß meina bluathoassn Lust an frei'n Lauf,
Do spring ih und hupf ih wir s Stirl afn Feld,
Und holsn möcht ih die gonz Welt!"

So lautet des jungen Aelplers Lied an die Freude; ein flinker Bursche, der es sang, hat damit gleichsam die Parole des Tages ausgegeben. Weitere Liedchen, die mir in Erinnerung blieben, lauten:

„Hobn grafft und hobn gsunga,
Daß d Hosn is gsprunga;
Und gjuchazt dazua
Hot da lustigi Bua."

„Sein uns drei Bauernsühn,
Oana mocht Hobelspühn,
Oana mocht Stiefelwix,
Und ih kon nix.

Nix is olls zwenk, hots gsogt,
's Dirndl, weils d Liab hot plogt.
'd Kunst, wia ma s Dirndl liabt
Hon ih jo giabt."

„Wan ih Geld hät, wia Schneid,
That ih in Boarnkini Post,
Und liaßn gleih frogn,
Wos sei Saulandl kost't."

„Da Kaisa hot gsogt,
War a lustiga Bua,
Er gab ma sei Töchterl,
Und a Gschlösserl dazua."

„Bin a lustiga Bua,
Loß in Teufel ka Rua,
Und d' Engel in Himmel,
De lochn dazu!"

Etwelche waren dabei, die wollten sich bei Sang und Sinnbild auch was Rechtes denken. Hatte da ein hübscher Student unterwegs einen Blumenstrauß gepflückt und denselben, weil er ihm in der Hand unbequem geworden sein mochte, dem erstbesten Dirnlein verehrt, wie sie flink umherhüpften. Und war es hierauf, daß das Dirnlein den Strauß untersuchte und Gelegenheit fand, im Heustadl den Spender zur Rede zu stellen, was das solle? Sie sei zu gut, um sich spotten zu lassen. Da sei im Strauß ein Alpenröschen, das bedeute: Darf ich Dir nahen? Hernach sei Brandgras drin, das sage: Laß Dich küssen! Dann sei Ehrenpreis, der heiße: Unser Ziel ist nahe! endlich sei Bocksdorn mit der Bedeutung: Du bist langweilig! und Goldhaar mit dem Sinne: läppische Trine! — Wie sie das zu verstehen habe? — „Aber gar nicht!" lachte der Knab', denn er wollte nichts, als Bier trinken. — Später hat er es mir erzählt und ich zog daraus die Lehre, daß man Dirndeln, mit denen man nichts meint, keine Blumen schenken solle. Manches Mägdlein buchstabiert aus den Blumen seine Wünsche und seine Liebe. So weit soll die Gewisse den durstigen Knaben aber doch gebracht haben, daß er mit ihr bei Schwögelpfeifenklang Eins tanzte.

So gab es denn bei diesem Almfeste allerlei Ergötzliches und der strömende Regen war erst recht geeignet, die Leute einander nahe zu bringen. Mir selbst gieng das Herz auf und ich werde den Tag nicht sobald vergessen. Fast Jeder hatte, als wir spät Abends nach Eisenerz zurückkehrten, im Haupte ein hellbrennendes Lichtlein,

aber es ward wohl gehütet, daß es nicht zum Dach herausschlage.

Am nächsten Morgen, als am vierten Tage unserer Wanderung, mußten wir den Ort, an welchem wir so viel Schönes und Liebes genossen hatten, verlassen. Glückauf! der ehrwürdigen Arbeiterstätte am Erzberg! Glückauf! den lieben Bewohnern dieser gastlichen Stadt! In klarem Sonnenschein gieng es zwischen den Bergen hinaus stets an den Ufern des Erzbaches. Da war das idyllische Schlößchen Leopoldstein, da war die Engschlucht zwischen dem Ochsenbrand und dem als Ausläufer des Kaiserschilds vorspringenden Zannerkogel, da war der kleine Wiesenwinkel Krautgarten, wo hinter Waldrücken das weiße Haupt des Luganer aufragt, und endlich war Hiflau an der Enns mit seinem berühmten und malerischen Wasserrechen. Von hier gieng es auf einem Steirerwäglein in kühler Morgenfrische die schattigen Engschluchten des Gesäuses hinan. Die üppigen Buchenbestände waren feucht von dem Thaue der wildgischtenden Enns. Die Zinnen des Damischbachthurms, des Hochthors, des großen Buchkogels und des Admonter Reichensteins leuchteten roth wie Gold hinein in das finstere Blau des Himmels. Ich war sehr glücklich, meinen Knaben diese Herrlichkeiten unseres Heimatlandes zeigen zu können, allein die Jungen kümmerten sich weniger um die tosende Enns, um die lodernden Felszinnen, als um einen bunten Falter, der immer vor uns herflatterte, bis er unter dem weißen Strohhut des Hans kläglich gefangen war.

Im Gstatterboden kann man sich trotz der wahrhaft großartigen Naturscenerie nicht recht behaglich fühlen. Trotz der Ueberfülle von Wald ist kaum ein bequemes, schattiges Ruheplätzchen, von dem aus man die Gegend betrachten könnte. Alles engt sich um das Wirtshaus, in welchem man aber jene Heimlichkeit und Freundlichkeit vermißt, die Einem sonst in Touristen-Gasthäusern so wohlbekommt.

Mich überkam bei dem Anblicke der Berge eine heiße Sehnsucht nach deren Höhen. Diese Hochriesen bergen zwar in ihres Mantels Falten für Manchen das Verderben, und wenige Tage früher war es, als im Gesäuse, im Bruckgraben, ein junger Mann seine Bergeslust mit dem Leben büßen mußte. Ich war einige Zeit früher auf derselben Stelle des an der Wand mit Eisenstäben befestigten Steges gestanden, der nachher mit den beiden Touristen niedergebrochen ist. Der Eine hielt sich noch in höchster Gefahr am steilen Felshange, bis ihm von Genossen Hilfe gebracht werden konnte; der Andere stürzte in den grausen, finsteren Abgrund, in welchem das Wildwasser brauste. Erst nach langen Mühen konnte der zerrissene Leichnam aus der Untiefe emporgeholt werden.

Und zu jener Stunde, als es mich sosehr nach den schwindelnden Hochzinnen zog, um von solchen aus das weite Bergrund vom Lichte des Himmels übergossen zu betrachten, die unzähligen grünen Thäler und wüsten Kare, die wilden Wände, luftigen Spitzen und leuchtenden Gletscher zu sehen, genau zu jener Stunde sind wenige Meilen weiter oben auf dem Dachstein zwei Touristen abgestürzt. Die gewaltige Hochwarte der Steiermark war ihr Ziel, dem sie in der Jugend Freude und Uebermuth zugestrebt hatten. Die erhebenste Stunde ihres Lebens war auch ihre letzte gewesen. Heute ruhen sie auf dem Kirchhofe zu Schladming an der Seite von sieben anderen Touristen, die im Laufe der Jahre auf dem Dachstein verunglückt sind.

Ich verdamme den Vorwitz, mit dem so mancher ungeübte und unerfahrene Bergwanderer tollkühn oder in kindischer Bravour in den Tod stürzt, aber ich begreife den Muth, sein Leben einzusetzen für den erhabenen Genuß, den die Alpenwelt beut und der mit nichts auf der Welt zu vergleichen ist. Wie hoch steht dieser Muth gegen jenen,

der auszieht, seine Mitmenschen zu bekämpfen! Wie hoch steht ein Sterben auf dem Firn gegen einen Tod, der durch Verweichlichung und Lüderlichkeit herbeigeführt wird!

Wir stiegen an diesem Tage nicht zur Höhe, sondern fuhren über Admont, Selzthal und Leoben zurück in unser sanfteres und zahmeres Thal an der Mürz, und wieder entgegen den geruhsamen Tagen der Arbeit und des Lernens. R.

Die Brautsucher.

Eins aus dem Bauernleben von P. K. Rosegger.

Giengen auf der breiten Landstraße durch das Radenthal zwei Männer entlang. Der eine gieng am linken Straßenrand, der andere am rechten, manchmal riefen sie sich mit bellender Stimme eine Bemerkung, eine Frage, eine Antwort zu. Es waren zwei Bauern aus dem Unterschur und sie schienen eben erst zufällig auf der Straße zusammengetroffen zu sein, denn der Linke fragte den Rechten: „Wie weit schiebst, Stöppel?"

„Ein wenig in's Oberschur hinauf," antwortete der Stöppel, „und der Banda-Michel?"

Der Stöppel war nämlich der höflichere und sprach mit dem Weggenossen nicht per Du, sondern per Er. Zudem gehörte der Banda-Michel zur Musikbanda im Unterschur, was der Stöppel respectierte.

„Ich werd' auch nicht gar viel weiter kommen als in's Oberschur," sagte der Banda-Michel.

„Na, ist recht," hierauf der Stöppel.

Und schritten wieder jeder an seinem Straßenrand fürbaß; der Rechte benutzte seinen Haselstock wacker als drittes Bein, der Linke trug unter dem Arm einen blauen Regenschirm. Es waren zwei Gestalten, wie sie kein Gendarm anhält und nach Papieren fragt, ehrsame Bauern in den besten Jahren; und Du weißt sicherlich auch, lieber Leser, wie gut es sich an einem klaren Herbsttage wandert, wenn man in den besten Jahren ist. Der Stöppel hatte sich stark ins Dicke, der Michel mehr in's Schlanke gewachsen. Der Letztere hatte einen dichten schwarzen Schnurrbart und in seinem Munde ein Tabakspfeifenzeug baumeln; der Erstere mußte sich mit dem blauen Sacktuchballen fortwährend über das runde rothe bartlose Gesicht fahren — weil's warm ist, weil's gar so viel warm ist. Jeder hatte ein dunkles Tuchgewand an; das Beinkleid des Stöppel war von den Knien abwärts mit Leder besetzt, welches, grau vor Staub und spröde vor Trockenheit, bei jedem Schritte knatternd aneinanderschlug. Unter dem runden Filzhütlein, das der Stöppel auf hatte, schlug am Nacken die rothschwarze Quaste einer Zipfelmütze hin und her. Der Michel trug einen grünen Hut mit Schildhahnfeder im Bande. Und weder Einer noch der Andere hatte das geringste Anzeichen an sich, woraus der Andere oder der Eine hätte schließen können, warum der Eine oder der Andere in's Oberschur hinaufgehe.

Endlich deutete der Stöppel an, daß er auf Ochsenhandel aus sei, was ihm das Recht gab, den Weggenossen nach dem Zwecke seiner Wanderung zu befragen.

„Wie es mit dem Wein ausschaut

heuer, will ich nachschauen gehen," sagte der Banda-Michel.

„Wein?" fragte der Stöppel, „wachst im Oberschur Wein?"

„Heißt das, Obstwein," verbesserte sich der Michel.

„Baut der Michel daheim nicht Obstwein genug?"

„Das wohl, aber meine Dienstboten können mit dem Most nicht umgehen, und da hätt' ich nebenbei ein bißel herumgefragt nach braven Dienstboten. Bei uns lauft das bessere Zeug ja alles in die Stadt."

„Ist eh so," gab der Stöppel bei, „ich selber hätt' nichts dagegen, wenn mir eine gute Köchin unterkommen thät, oder eine brave Wirthschafterin."

„He!" rief der Michel, „Du hast ja auch keine Bäuerin im Haus."

„Weiß mir der Banda-Michel Eine?" fragte der Dicke über die Straße hinüber den Schlanken.

„Thät selber anpacken," antwortete der Michel. Und es stellte sich jetzt heraus, daß die Beiden zu Wege waren auf der Brautsuche.

„Im Unterschur wären ihrer ja Etliche!" bemerkte der Michel.

„Daß nachher aber auch der Michel in's Oberschur geht, ist ein Wunder," gab der Stöppel zurück.

„Ich brauch' eine Reiche," gestand der Banda-Michel, „ich soll Stadl bauen und hab' — wenn ich heirat — meine Schwester auszuzahlen; sie kriegt ein hübsches Sachel und wird sich auch wo hineinsetzen wollen, was ich ihr nicht verdenken kann, sie ist eine brave, häusliche Person."

Merkte es der Stöppel alsbald, daß der Banda-Michel ihm die Schwester anloben wollte. Nur war diese Schwester weitaus das erst geborne Kind im Hause des Michel, und bei einem Weibsbilde ist das Recht der Erstgeburt nicht allemal erfreulich. Der Stöppel verstand also die Anspielung des Weggenossen nicht, sondern sagte: „Etliche Jahr jünger, wenn das Weib ist, wie der Mann, das hat man gern. Die erste Zeit macht sich's und schaut der Mensch ein paar Jahre auf oder ab nicht an. Muß aber auch an später denken. Der Mensch heiratet auf sein Lebtag lang."

„Wenn Zwei gleich alt sind, da geht's noch," meinte der Michel.

„Wenn Zwei gleich alt sind," schrie der Stöppel hinüber, „so ist er für sie um sechs Jahre zu jung. Ich sag' halt immer, wenn der Gottvater wollte, daß Zwei gleich alt sein sollen, so hätte er die Eva gleichzeitig mit dem Adam erschaffen. Er hat sie aber später hergethan."

Das ist wieder wahr," gab der Michel bei.

„Und besser ist der Apfel allemal," fuhr der Dicke fort, „wenn man ihn selber vom Baume pflückt und nicht erst wartet. bis er abfällt."

„Unreife Aepfel sind sauer," rief der Michel.

„So laßt man sie abliegen. Am meisten fürchte ich mich vor Aepfeln, die wurmstichig sind oder von den Vögeln angefressen. — Ah, warm ist's!" Mit diesen Worten blieb der Dicke stehen und trocknete sich den Schweiß.

Der Michel benutzte das Ständchen, um bei seiner Pfeife nachzuzünden und dabei sagte er, den Rauch hervorpaffend, „das Reichsein, mein lieber Stöppel, das ist ein Jungsein auf andere Art. Ein Weib, das Geld hat, wird nie ganz garstig."

„Wenigstens verliert sie die Zähne nicht," bemerkte der Stöppel.

„Alles eins, wenn sie auch manchmal beißt, wenn nur auch der Mann immer etwas zu beißen hat. Es ist halt ein Elend, mein Mensch, wenn sich Einer sein Lebtag lang muß rackern und schinden, daß ihm Weib und Kind nicht verhungern. Und dabei der Giltnix sein vor allen Leuten. Wenn ich auch im Haus das Simandl bin unter einem reichen Weib, was liegt d'ran, wenn ich nur bei den Leuten

im Ansehen steh'. Auf das halt' ich was."

Hierauf sagte der Stöppel: „Ein reiches Weib, das Geld hat, ist auch noch lange nicht das schlimmste, aber ein reiches Weib, das keins mehr hat, das ist ein Graus! Ja, mein Lieber, das Geld kann man verhausen, verschwenden, verlieren, aber die Fehler, die dem Weib in der Geldzeit angewachsen sind, die bleiben ihr und werden alleweil größer. Mit einem alten Drachen betteln gehen müssen, der Dir alle Stund vorwirft, Du wärst der Verschwender ihres Vermögens, wenn sie es auch selber war, das ist ein Kreuz! — Jung ist gut!"

„Kann ja auch sein," gab der Michel zurück. „Auf dem Buckel schaut das Aß gerade so aus, wie der Siebner. Ich weiß nicht, ob mir ein altes Weib besser gefällt, wenn ich denke, daß es einmal jung gewesen ist. Zuerst gewöhnt man sich an ein schönes Weibsbild und auf einmal hat man den Scherben."

„Ich glaube halt so," rief der Dicke, „Eine, die man junger und sauberer Weis kennen gelernt hat und die man einmal rechtschaffen gern gehabt hat, die schaut sich alleweil ein wenig sauberer an, als wie eine Andere. Mein Vater hat an meinem alten Mutterl immer noch das rothwangige Dirndel gesehen, das er vor vierzig, fünfzig Jahren geheiratet hat. Nachher muß der Michel bedenken, daß ein junges Weibsbild besser arbeitet und leichter was verdient als wie ein anderes, und daß ein junges Weibsbild an der Seiten die beste Zier und Ehr' für einen Mann ist."

„Nicht allemal!" sagte der Banda-Michel. „Wenn sich ein alter Mann ein junges Weibel ansteckt, so ist das zum Lachen. Aber nicht etwan für ihn, wenn Du's verstehst."

„Zielt das auf mich?" fragte der Stöppel hinüber. „Da müßte der Banda-Michel schon so gut sein und beim Pfarrer anfragen, wer von uns beiden die ältere Nasen hat."

„Mir ist das gleich," versetzte der Michel gelassen, „Dich heirat' ich eh nit."

„Ich glaube gar, da streiten zwei Mannerleut' der Weiberleut' wegen," rief plötzlich ein Dritter dazwischen, der hintendrein gegangen war mitten auf der Straße und das ganze Gespräch mitangehört hatte.

Die beiden Wanderer wendeten sich gleichzeitig um und sahen ein altes Männlein hinten drein trappeln, das einen Holzkübel auf dem Rücken trug, den Hut in der Hand hatte, und ein sehr vergnügliches Gesicht machte.

„Nau, da wird der Rechte kommen!" sagte der Michel spöttisch.

„Kunnt leicht möglich sein," gab der Alte bei. „Für's Erste habe ich Zwetschken in der Butten, wenn Ihr mir abkaufen wollt. Neun Stück um einen Kreuzer, werden aber alle Büchsenschuß lang theurer, weil ich nicht umsonst trag'."

„Zwetschken kunnten gut sein," sagte der Stöppel, „her um zwei Kreuzer!"

Blieb der Banda-Michel nicht zurück; wenn der Andere um zwei Kreuzer kauft, so nimmt er um einen Groschen. Hat dann vielleicht umso mehr Glück beim Brautsuchen. Bald hatte jeder den Sack voll Zwetschken und sie huben an zu naschen. Der Stöppel schälte säuberlich die Kerne los und warf sie in den Straßengraben; der Michel steckte die Zwetschken in den Mund und es war auch nicht zu sehen, daß er einmal etwas von sich schnellte, woraus zu schließen ist, daß er die Zwetschken mitsammt den Kernen aß, wobei man ihm nicht Unrecht geben kann, weil es nirgends verboten steht.

„Und nachher," sagte nun der Obstträger, der mit den beiden Bauern einhergieng, „nachher, wenn Ihr Euch gelabt habt, Manner, nachher reden wir von den Weibern."

„Vergelt's Gott, ich hab' schon genug!" rief der Dicke und machte

mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Warum so g'schamig?" sagte der Alte. „Willst ja doch Eine, Stöppel, und ich weiß Dir Eine. Und Dir auch Eine, Banda-Michel. Ja, ja, unser Herrgott soll uns nicht umsonst haben zusammengeführt auf der breiten Straßen."

Sie nahmen ihn in die Mitte und der Michel sagte noch:

„Obstler, wenn Du mir eine Rechte anrathest, nachher kauf ich Dir noch Zwetschken ab."

„Sieben um einen Kreuzer," sprach der Alte gemessen. „Aber rathen will ich Euch umsonst. — Sagt mir einmal, meine Herren" (der Mann gehörte als Obsthändler nicht dem Bauernstande an, sondern der Kaufmannschaft, also dem Bürgerthume, folglich befleißigte er sich manchmal der feineren Ausdrucksweise), „sagt mir, habt Ihr vom Achenhof im Oberschur schon einmal etwas gehört?"

„Ist ja der größte Bauernhof dort!" riefen die beiden Anderen zugleich.

„Sehr richtig," fuhr der Obstler fort, „und der Achenhofer hat eine Tochter, das einzige Kind vom Haus."

„Sapperment!" stieß der Michel hervor.

„Sapperment, sagst, und ich glaub' Dir's, Michel. Die Achenhoferische, das ist Eine für Dich. Die hat Geld!"

„Ja, die wird freilich Geld haben," rief der Stöppel.

„Nicht das allein," fuhr der Obstler fort, „sie wäre auch für den Stöppel Eine, denn sie ist jung. Neunzehn Jahre, drei Monate weniger, ich weiß es genau, bin dazumal, wie sie geboren ist, im Achenhof Gärtner gewesen."

„Ganz wie ich's gern haben möcht'!" rief der Banda-Michel.

„Der Michel will ja keine Junge!" schrie der Dicke.

„Oho!" begehrte Jener auf. „Sage ich, daß sie reich sein soll, so sage ich damit nicht, daß sie alt sein muß. Ist sie jung, um so besser."

„Bin auch ich nicht capriziert bloß auf's Jungsein," sprach jetzt der Dicke, „sie mag auch reich sein, sehr reich wenn sie will, deswegen laß' ich Keine sitzen."

Der Obstler blieb stehen, breitete die Arme nach den beiden Männern aus und sagte: „Es kann nacheinander gehen, nebeneinander geht's deutsch einmal nicht. Und ein Weibsbild kann man einmal nicht auseinanderschneiden wie einen Apfel: Da hast Du den Theil mit den Kernen und da hast Du den Theil mit dem Rothwangel — das geht beim Weib nicht, meine Herren."

„Und der Brauch wie bei den alten Rittern ist bei uns nicht mehr der Brauch," sagte der Stöppel, „daß, wo Zwei auf Eine versessen sind, Einer den Andern todtstechen muß."

„Das ist bei den alten Rittern nie der Brauch gewesen," belehrte der Obstler, „allemal nur bei den jungen. Kommt aber nicht drauf an. Sie wird wohl wissen, welcher ihr der Liebere ist, den wird sie nehmen und der Andere soll schauen, daß er weiterkommt."

„Wenn sie nur nicht schon Einen hat?" warf der Michel ein.

„Das glaube ich kaum," beruhigte der Alte. „Dazumal hat ihr Vater gesagt: Mein Schwiegersohn muß mannbar sein und Haus und Grund haben. Reiche Leute müssen schauen, daß sie nicht arm werden."

„Es gilt!" sagte der Banda-Michel ganz ergeben zum Dicken, „probieren wir's bei der Achenhofer'schen — wenn's so ist, wie der Obstler sagt."

Der Obstler deutete auf ein Holzhäuschen, das unweit der Straße unter Bäumen stand und sagte: „Manner, das dort ist mein Haus. Wenn es nicht wahr ist, was ich von der Achenhofer-Tochter gesagt habe, so könnt Ihr hergehen und mir mein

Haus niederbrennen, ich will Euch nicht verklagen."

„Und wenn was werden soll draus," versetzte jetzt der Stöppel, „sei es bei mir oder bei dem Michel, so sollst Du der Brautführer sein."

„Schon gewiß auch noch," gab der Michel zu.

„Na, also viel Glück!" rief der Obstler, „und kann ich Euch zur Stärkung unterwegs noch Zwetschken aus der Butten geben? Fünf um einen Kreuzer. Satt seid's? Gut ist's." Damit blieb er zurück und schaute den beiden Bauern schmunzelnd nach.

Diese schritten fürbaß. Eine Weile schaute Jeder vor sich hin auf den Weg und schwieg und Jeder schmiedete sich einen Kriegsplan gegen den Andern. Dann ließen sie Worte fallen über den Staub und daß das Wetter bald umschlagen dürfte und daß für eine Reise es allemal besser sei, man ziehe etwas zu große Stiefel an als zu kleine, und wer die Hühneraugen nicht kenne, der wisse heilig nicht, wie gut er's habe. Aber von den Hühneraugen kamen sie auf die Socken und von den Socken auf die Weiber, und plötzlich waren sie wieder bei der Achenhofer-Tochter.

„Wenn wir's dumm angehen, schickt sie uns Beide davon," gab der Michel zu bedenken.

Das verlange ich mir nicht, dachte der Dicke, wenn sie den Michel allein fortjagt, so ist mir das genug. Endlich einigten sie sich dahin, daß sie diesmal beide in den Achenhof gehen und die Dinge nur beiläufig überblicken wollten. Das Weitere würde sich geben. Denn Jeder hielt sich natürlich für den Begehrenswerthesten, war seiner Sache sicher und wollte großmüthig sein gegen den Unterliegenden.

Es gieng schon gegen Abend, als die beiden Männer an den Achenhof kamen. Der lag mit seinen vielen Gebäuden freilich groß da zwischen den Matten und Wiesen und die sinkende Sonne lächelte noch so wohlwollend auf ihn her, als wollte sie sagen: Hier schlägt's wieder einmal an; wo fleißige Leut' sind, da ist's leicht Sonne sein, da kommt einem Korn und Gras schon halb entgegen aus der Erde, bevor man hinguckt.

Hinter dem Hof auf der großen Wiese waren die Leute beschäftigt, das Grummet in Häuflein zu schichten; darunter drei oder vier frische, hübsche Dirndlein, eines flinker und munterer als das andere.

„Die mit dem Flachskopf wird's sein," flüsterte der Michel dem Stöppel zu, „weil sie das Haar so fein geflochten hat."

„Ich denke, es ist die Schwarze," entgegnete der Stöppel, „die hat das weißeste Hemd an und so keck kann Eine nur dreinschauen, wenn sie die einzige Achenhofer-Tochter ist."

„Es kann wohl auch die Braune mit den Rothwangeln sein," meinte der Michel, „weil sie immer dasteht und den Andern zuschaut. Was soll sie sich auch so abhetzen?"

„Etwan ist es gerade die Kleine, die Kugelrunde dort, die überall voranhupft," sagte der Dicke, „wenn die Achenhofer-Leut' alleweil nur dastehen und zuschauen wollten und nicht selber überall voran sein, so möchten sie gwiß nicht so reich geworden sein."

So muthmaßten sie und beschlossen, ein kleines Mädchen anzusprechen, welches dort in einem Kinderwäglein saß. Das Kind schien nicht so sehr seiner Jugend wegen, als vielmehr krankheitshalber in dem Wagenbette zu sitzen, es hatte recht ausgebildete Züge, aber gar blasse Wangen und große dunkle Augen, mit denen es wie sinnend auf die lustigen Arbeiter hinblickte. Die beiden Bauern merkten nun wohl, daß es ein krüppelhaftes Wesen war, aber doch so vernünftig und klug, daß man es fragen konnte, welche der vier hübschen Dirndlein die Haustochter sei?

„Die Haustochter,“ sagte die Kleine mit deutlicher Stimme, „die ist dort nicht dabei. Die arbeitet nicht.“

„Wird es auch nicht nöthig haben,“ versetzte der Michel.

„Sie kann nicht arbeiten,“ sagte das Mädchen mit trauriger Geberde.

„Ist doch nicht unpaß?“

„Sie ist all ihr Lebtag nicht aus dem Krankenbette gekommen,“ sprach das Mädchen und deutete auf ihren eigenen Leib, „lahm — siech —“

Auf ein Solches sind die Brautwerber eine Weile dagestanden und haben nicht gewußt, was antworten. Endlich schlichen sie davon und als der schöne Achenhof ihnen aus den Augen entschwunden war, nahm der Dicke den Schlanken an der Hand und sagte: „Michel, wer hätte das geglaubt!“

„Für ein zehnjähriges Kind möchte man sie halten. Ein armes Hascherl!“

Wir haben auf das Wichtigste vergessen. Der Gottvatershut hat drei Spitzen. Jung, reich und gesund.“

„Sein thut's eh,“ antwortete der Banda-Michel, „ein Mensch, der seine geraden Glieder hat! Wenn man's nimmt, man kann unserem Herrgott nicht genug dafür danken.“

„Niemand soll's vergessen!“ rief der Stöppel, der im Grunde doch ein niederträchtiger Kerl war, „und wer schon selber nicht heiratet, der soll es wenigstens seinen Kindern einprägen: Ein gesundes Weib, das ist die Hauptsache.“

Streiflichter.

Von Robert Hamerling.

Es ist meines Wissens noch nicht aufgeklärt, warum der Mensch und das Thier bei sehr heftigen physischen Schmerzen schreien. Als schmerzstillendes Mittel kann das Schreien doch nicht gelten; auch als ein Hilferuf läßt es sich nicht ein- für allemal auffassen, denn die Absicht, um Hilfe zu schreien, fällt beim Thiere weg, und auch der Mensch wird in völliger Einsamkeit ebensogut als in der Gegenwart oder Nähe anderer Menschen einen Schmerzensschrei ausstoßen, wimmern, ächzen, seufzen. Man ersieht hieraus, daß die Stimme bei Mensch und Thier zunächst dem Gefühlsausdruck dient, und erst in zweiter Linie dem Bedürfnis der Mittheilung.

Wenn die Liebe auf „Wahlverwandtschaft“ beruhte, oder, wie Schopenhauer will, auf dem instinktiven Gefühl, mit einer bestimmten Person des anderen Geschlechts die gesündesten und kräftigsten Nachkommen zu erzeugen, so müßte jede Liebe erwidert werden; denn eine Person, der ich „wahlverwandt“ wäre, oder welcher gegenüber ich jenes Schopenhauer'sche Gefühl empfände, müßte das Gleiche mir gegenüber empfinden, müßte sich in gleichem Grade zu mir hingezogen fühlen, wie ich zu ihr.

Manche Menschen haben eine besondere Neigung, sich selber schlecht zu machen und sich allerlei böse Eigenschaften zuzuschreiben. In der Regel

sind das aber Eigenschaften, welche sie nicht oder nicht in besonderem Grade an sich haben, während sie in Wuth gerathen, wenn ihnen Jemand diejenigen vorwirft, welche sie wirklich an sich haben, und welche Ihnen wirklich zur Unehre gereichen. Rousseau z. B. trug in seinen „Bekenntnissen“ kein Bedenken, sich diebischer Jugendneigungen anzuklagen und fand merkwürdiger Weise sogar darin einen Diebstahl oder Betrug, daß er einmal ein Theaterbillet, das man ihm geschenkt hatte, heimlich verkaufte, um den Erlös anderswie zu verwenden. Aber was hätte er gesagt, wenn ihm Jemand seine wirklichen Schwächen, die charakteristischen Schwächen seines Mannesalters vorgeworfen hätte: sein Mißtrauen gegen Freunde, seine Unverträglichkeit, seine Unzuverlässigkeit, und die Art, wie er die Sprößlinge seines Concubinats dem Findelhause übergab?

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, mit welchem man einen armen Teufel in den Kleidern umhergehen sieht, die man selbst einmal getragen, und die man ihm, als sie abgenützt waren, geschenkt hat. Von ziemlich ähnlicher Art ist das Gefühl, welches in einem Dichter oder Künstler der Anblick eines Nachahmers erweckt.

Wenn Jean Paul gewußt hätte, daß die Leber nicht bloß Galle, sondern auch Zucker absondert (siehe Huxley's Physioligie, S. 127), so würde er nicht verfehlt haben, sich mit ihr zu vergleichen, um die Vereinigung der satirischen Ader in ihm mit der sentimentalen zu illustrieren.

Albern und philisterhaft ist die Vorstellung die in vielen Köpfen gespukt hat und noch in vielen spukt, daß der Apfel, zu dessen Genuß Adam durch Eva verleitet ward, ein Symbol des Verkehrs der Geschlechter sei. Leider hat selbst Milton mit dieser Vorstellung zu kokettieren nicht ganz unterlassen, indem er dem genossenen Apfel eine berauschende Wirkung auf Adam zuschreibt, in Folge welcher er Eva zum erstenmal mit lüsternen Augen betrachtet. Wenn Gott die Eva für den Adam erschuf, so geschah es offenbar, um ihm ein Weib zu geben, und die Vereinigung, für welche der Schöpfer den Mann und das Weib organisiert hat, als etwas ursprünglich Sündhaftes aufzufassen, ist, wie gesagt, absurd, und geradezu lächerlich wirkt die Idee, daß es dieser Frevel gewesen sein soll, zu dessen Sühnung später ein Gottessohn vom Himmel herabsteigen mußte! Nein! einen so trivialen Sinn hatte der „Baum der Erkenntnis“ nicht!

Rafaels sixtinische Madonna braucht Niemand in seine Stube zu hängen, denn wer sie einmal gesehen, im Original oder Nachbild, dem schwebt sie zeitlebens in ihrer Größe, Milde, in ihrer himmlischen Heiterkeit und Herrlichkeit unvergeßlich vor Augen. Bei keinem anderen Bilde wird es uns so leicht, die Umrisse sowohl als den Ausdruck immer gegenwärtig zu haben, so oft wir wollen.

„Fiat justitia et pereat mundus!“ — „Gerechtigkeit geschehe, und sollte die Welt darüber zu Grunde gehen!“ — Habt keine Angst vor diesem Sprüchlein! Ihr könnt es immerhin gelten lassen. Die Welt geht nicht zu Grunde, wenn Gerechtigkeit geschieht; sie geht nur zu Grunde, wenn Gerechtigkeit nicht geschieht.

Eine Tapferkeits-Medaille für einen Soldaten, der sich ausgezeichnet, hat einen Sinn: sie macht ihn kenntlich, da ohne ein solches Zeichen von seiner Tapferkeit in weiteren Kreisen nichts

bekannt werden würde. Eine Medaille aber, oder ein „Ehrenzeichen" für Wissenschaft, Kunst u. s. w., einem berühmten Gelehrten, Künstler, Dichter verliehen, sagt der Welt nichts Neues und läßt daher auch den Empfänger kalt. Helmholtz bedarf keiner „Medaille für berühmte Physiker," um sich vor der Welt als berühmten Physiker auszuweisen und Rubinstein keines „Ehrenzeichens für berühmte Clavierkünstler," um als berühmter Pianist zu gelten. Anders verhält sich's mit dem Orden. Der Orden stellt verdienstvolle Männer verschiedener Kategorien einander gleich. Ein Orden, den z. B. ein Gelehrter, ein Künstler mit einem verdienstvollen Staatsman, General, Finanzmann u. s. w. gemeinsam hat, macht ihn in der Gesellschaft gleichgeltend und ebenbürtig mit diesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Ordensbesitzer auf den Besitzer eines „Ehrenzeichens für dies und das" mit heimlicher Geringschätzung herabsieht.

Als Knabe hat der Mensch ein Steckenpferd, als Jüngling ein Ideal, als Mann ein Idol.

Seit die Physiker eine „vis inertiae," eine „Kraft der Trägheit" erfunden haben, kann jeder Faullenzer sich etwas darauf zu gute thun, daß sein Faullenzen eine Kraftentfaltung und eine Art von „Thätigkeit" ist.

Es wäre interessant, klarzustellen, ob Kinder für Todesfurcht empfänglich sind. Ich habe noch kein Kind gesehen, das in Krankheiten die Angst seiner Eltern getheilt und von der Möglichkeit des Sterbens Notiz genommen hätte. Der Gedanke an den Tod scheint das Kind nie zu beschäftigen.

Einen drolligen Ausspruch Gray's citiert Emerson („Neue Essay's" S. 55): „Der schlechteste Vers ist noch immer mehr wert, als die beste Kritik darüber."

Es ist eine sehr bequeme und beliebte Weise, zwischen zwei Personen zu richten, indem man die Schuld einfach halbiert und Jedem der Beiden eine Hälfte derselben zumißt. Aber ich behaupte, daß diese bequeme Methode zu entscheiden weit seltener das Rechte trifft, als man gewöhnlich denkt. Ich behaupte, daß, wenn ein Mensch von einem andern schlecht behandelt wird, etwa ein Mann von einem Weibe oder ein Weib von einem Manne, weit öfter die ganze als die halbe Schuld auf einer Seite liegt, daß in der Regel thatsächlich die eine Partei Amboß, die andere Hammer ist. Das bekannte: „Man höre auch den andern Theil!" ist eine Regel der Billigkeit. Ja, man höre ihn, den andern Theil; aber wenn man nach Anhörung desselben glaubt, die Wahrheit müsse nun einfach in der Mitte liegen zwischen dem was der eine, und dem was der andere vorgebracht, so wird man in der Mehrzahl der Fälle weit irre gehen. Denn der „andere Theil" lügt oft unverschämt, heuchelt geschickt, und weiß die Thatsache gut zu bemänteln, daß das Unrecht ganz auf der einen, das Märtyrthum ganz auf der andern Seite ist.

Eine starre, harte, ungeschlachte Masse ist in Folge der Reibung auf dem Boden schwer oder nicht von Menschenhänden fortzubewegen. Man lege aber der starren Masse ein nachgiebiges Rad unter, welches der Reibung keinen Widerstand entgegensetzt, und dieses nachgiebige Rad wird zum Flügel werden, der die Last eben so leicht als rasch von dannen trägt. Die gute Lehre, die sich aus dieser Thatsache ziehen läßt, liegt zu nahe, als daß man sie ausdrücklich hervorheben müßte.

Wenn ein Gott irgendwo oder was erlösen will, so muß er sich — wie der Gottmensch des Christenthums — immer erst in den oder das verwandeln, was er erlösen will.

Ich wollte eines Tages vom Bette aus den Griff einer Klingelschnur fassen, um zu läuten, reichte aber bis zu demselben nur mit den Fingerspitzen, so daß es mir nicht möglich war, ihn zu ergreifen. Da kam ich auf den Einfall, der Quaste des Griffs mit der Fingerspitze einen Stoß zu versetzen, durch den sie in einen pendelartigen Schwung gerieth und, erst abgestoßen, beim Rückschwunge sich mir so weit näherte, daß ich sie bequem fassen konnte. — Ohne Zweifel können wir in ähnlicher Weise Manches im Leben uns dadurch näher bringen, daß wir es erst ein wenig von uns abstoßen.

Mitleid thut wohl, aber man läßt sich doch nicht immer gern seine Thränen mit einem fremden Taschentuch trocknen.

Die weiße Farbe soll nach gewissen Heraldikern Glauben bedeuten (Rabelais I. Buch, Cap. 9). Sollte davon die Redensart stammen: einem etwas weiß machen?

Wie die abgeschossene Kugel kraftlos wird, wenn ihre Bahn eine krumme geworden und sie schon mehr fällt als fliegt, so trifft auch beim Menschen das Abweichen von der geraden Bahn zusammen mit einem Erlahmen seiner Kraft.

Um immer fest und sicher auf seinen Beinen zu stehen, sollte man wie das Kinderspielzeug, das man „Stehaufmännchen" nennt, einen leichten und leeren Kopf haben und sein Hauptgewicht nach unten verlegen.

Der Tod macht das Leben zu einer ernsten Sache.

Das Gute ist manchmal besser als das Beste; denn das Gute ist gut, das Beste aber oft herzlich schlecht.

Die Heftigkeit, mit welcher wir etwas Verlorenes betrauern, hängt von Stimmungen und zufälligen Umständen ab; die Dauer unseres Schmerzes aber entspricht dem wahren Wert des Verlustes.

Die Sympathie ist unter Menschen weit seltener als man denkt, eine gegenseitige. Ja, man könnte behaupten, daß seelische sowohl als physische Zuneigung ziemlich selten erwidert wird, und niemals in gleichem Maße. Gäbe es keine Verstellung, keine Rücksichten und keine Höflichkeit, so würde diese Thatsache allgemeiner bekannt sein.

Es gibt kleine Geister mit großem specifischem Talent.

Boshafte und überhaupt bösgeartete Kinder müssen so liebevoll als möglich erzogen werden, da sie Strenge noch mehr verstockt und verbittert. Ernst und Strenge ist nur bei sanften, gutherzigen Kindern am Platze, besonders wenn sie zum Leichtsinn neigen.

Einzelhaft in der Hölle mit ausgesuchten Höllenqualen ist denkbar; eine himmlische Zelle aber für eine einzelne Person mit ausgesuchten Himmelsfreuden ist ein Unding.

Heine's abscheuliche „Schloßlegende" leidet überdies an einem einge-

wurzelten sinnentstellenden Druckfehler. Statt „das öde Fressen“ muß es ohne Zweifel heißen: „die öde Fresse“ („Fresse“ in der Bedeutung visage; im österreichischen Dialecte „das Gefriß.“)

Neulich stieß ich im Briefkasten der Redaction einer illustrierten Zeitung auf folgende Belehrung: „An Frl. X. X. Sie fragen, ob Sie einen älteren Herrn Ihrer Bekanntschaft auf der Straße zuerst grüßen dürfen, wenn er Sie nicht bemerkt? Ganz gewiß dürfen Sie das; es ist Ihnen sogar gestattet, ihn zuerst zu grüßen, auch wenn er Sie bemerkt!“ — Sehr gut! Mir sind Backfischchen vorgekommen, welche glaubten, den Gruß eines älteren Herrn auf der Straße erwarten und als eine Höflichkeitspflicht fordern zu müssen!

Gibt es ein absolut vollendetes und mangelloses Dichterwerk? Vielleicht; aber unter den Werken, welche die Gipfel der Weltliteratur bezeichnen, könnte höchstens die „Ilias“ als ein solches gelten; die höchsten Kundgebungen des poetischen Genius im Mittelalter und in der neueren Zeit stehen durchaus nicht mangellos da, sondern haben nebst unübertrefflichen Schönheiten auch unzweifelhafte Gebrechen an sich. Shakespeare's Dramen können als der reinste Spiegel der Menschennatur gelten, aber unzähligemal finden wir uns bei ihm auch durch Unnatur, durch Künstelei, durch Schwulst, durch Formlosigkeit abgestoßen. Dante ist der gewaltigste Poet, den die romanische Literatur aufweist; aber sein unsterbliches Hauptwerk wimmelt von scholastischen, pedantischen, unpoetischen Elementen. Und ist das berühmteste Dichterwerk der modernen Welt, Goethe's „Faust,“ vollendet?

Mache keine bestimmten Anforderungen an Deine Freunde, sondern gestatte Jedem, Dich in seiner Weise zu lieben, und Du wirst sehen, welche Fülle von Liebe auf Dich einströmt.

Wirf das falsche Glück von Dir, damit Platz ist für das echte, wenn es kommt.

Erinnerungen unserer Vergangenheit sollen wir als Immortellenkranz um das Haupt schlingen, aber nicht davon wie von Schlingpflanzen unser Herz überwuchern lassen.

Bilde Dir nur nicht ein, den wahren Charakter eines Weibes kennen zu lernen, so lange es Dich liebt!

Spiegel an der Wand sind im Zimmer das, was Ströme und Seen in der Landschaft sind: sie bringen Leben hinein.

Ich wäre sehr wohl fähig, einen unhöflichen, verletzenden Brief zu schreiben; aber was ich niemals über's Herz bringen könnte, wäre: ihn abzusenden.

Es mag gut und löblich sein, sich in Kleidung, Manieren u. s. w. nach der Mode zu richten. Aber für noch besser halte ich es, unter allen Umständen das zu thun, was man als das Zweckmäßigste, Tactvollste, Vernünftigste erkennt und der Mode nicht auf das Gebiet des Unzweckmäßigen, des Tactlosen und Unvernünftigen zu folgen. Ein Mann von Geist und Charakter muß den Muth haben, sich sein Gesetz nicht immer von der Mode dictieren zu lassen! Möge sie sich's doch lieber von ihm dictieren lassen!

Die Liebe blind? Ja wohl; aber nur weil sie keine Augen braucht, um Alles zu sehen, zu fühlen und zu wissen.

Was zusammenpassen soll, darf nicht schlechterdings gleich sein, muß vielmehr in einem gewissen Gegensatze stehen, wie auf die Fingerreihe der einen Hand nur die umgekehrte der andern paßt.

Wäre zur Zeit, als der geniale deutsche Dichter Fr. Hebbel als junger Mann mit bitterer Noth kämpfte, Schleswig-Holstein nicht mehr unter dänischer Herrschaft gestanden, so wäre er verhungert; denn ein Stipendium, wie er es von der dänischen Regierung erhielt, hätte ihm die deutsche nicht gegeben.

Wenn es sich darum handelt, ob irgend ein verdienstvoller Dichter oder Künstler einen Orden erhalten soll, so ist nicht maßgebend, ob er denselben verdient, sondern ob er einen passenden Frack besitzt, einen Orden daranzuheften.

Es ist psychologisch interessant, daß man, wenigstens in Deutschland, eher geneigt ist, Untreue als Eifersucht zu verzeihen.

Amor ist schon lange kein Kind mehr, vielmehr fast schon ein „bemooster Bursche."

Wie jeder Gedanke, so ist auch jedes Gefühl im Menschen nur halb wahr, ist so zu sagen mit seinem Widerspruche behaftet.

Man muß im Urtheil mild sein gegen alle Welt und nicht jeden Ochsen gleich ein Rindvieh schelten.

In Parlamenten herrscht die wunderliche Logik, daß, weil ein großer Mann einmal Unrecht haben könnte, die kleinen immer Recht haben müssen.

Es scheint wenig oder gar nicht bekannt zu sein, daß es Heuchler gibt, die an sich selber, d. h. an ihre eigene Heuchelei glauben — deren Heuchelei gewissermaßen eine unbewußte ist. Zwischen den bewußten und unbewußten Heuchlern gibt es eine große Anzahl von Mittelstufen. Das beste Heuchlerbild, das je ein Poet gezeichnet, ist vielleicht Pecksniff im „Martin Chuzzlewit" von Boz-Dickens. Diesen Heuchler Pecksniff bin ich geneigt, ganz oder mindestens theilweise zu den unbewußten zu rechnen. Schon das beständige Spielen einer Rolle kann bewirken, daß sie dem Spieler nach und nach zur Natur wird.

Jeder Grundsatz der Lebensweisheit ist ein zweischneidiges Werkzeug, das nur der Weise geschickt handhabt, und an welchem sich der Schwachkopf und der Pedant in die Finger schneiden.

Nicht die Leiden sind das wahrhaft Schreckliche und Unerträgliche im Menschenleben, sondern die Stimmungen.

Das Aeußere eines Menschen ist ein selten gutes Porträt seines inneren Selbst: manchmal geschmeichelt, manchmal bis zur Carricatur verpfuscht.

Bemerkenswerth ist der gesund-naive Egoismus der Kuh, welche mit Behagen einen Blumenanger abgrast und unbedenklich einen Fladen darauf zurückläßt.

Auch die Willensenergie eines Rasenden hat magischen Einfluß auf schwache Gemüther, und der Tolle macht sich im öffentlichen Leben manchmal ohne Schwierigkeiten eine Partei von Narren.

Die Angriffe unserer Gegner sind oft nur insofern gefährlich, als sie zu ungeschickten Vertheidigungsversuchen von Seite unserer Freunde Anlaß geben können.

An's Menschenherz.

Lebensgenosse, verbirg mir Dein Herz nicht. Ich weiß es, ich kenn' es, ich seh's an dem meinen.

Du hast Dich gefürchtet. Dir graute vor Schatten; an Körpern, die sie geworfen, giengst Du achtlos vorüber. Der Kindheit süßes Blut haben gesogen Vampyre der Angst in stillen Nächten. Schaudernd vor Geistern nahmst Du den schlimmsten nicht wahr — den im eigenen Haupte. Nun ruhn die Gespenster, doch inne bist Du des Weltalls Mächte, die Dich im Augenblick können vernichten. So lange Du nur für Dich wolltest sein, war Angst Dein Theil; seit Du willig der Schöpfung lebst in gemeinsamer Sache, stehst Du in Demut, doch furchtlos den Mächten, mit offener Stirn.

Du hast gehofft. Das Hoffen ist das beste Haben des Sterblichen. Doch der tröstenden Mutter Hoffnung boshaftes Kind heißt: Enttäuschung. Wohl Dir, wenn die Hoffnung Dich treu bis zum Grab trägt; wehe Dir, wenn unterwegs sie Dich fallen läßt auf sandigen Boden, wo unter Disteln und Dornen Verzweiflung wächst. Ich spotte der Hoffnung nicht, sie ist das Gedicht meiner Seele, des kindischen Herzens liebliches Spielzeug.

Du hast gehascht. Von Sinnen gestachelt wie toll gejagt nach Genüssen — nach Geld, nach Ruhm und anderen Dingen, die das Leben zieren, aber nicht erfüllen. Wie leicht ist Dir Manches geworden, zur Wirklichkeit wuchs der Gedanke, bevor er noch Wunsch war. Mit Schmerz und Entbehrung verglichen nur waren es Güter, nur mit dem Maßstab des Leides gemessene Freuden. Von Andern beneidet fragst Du befremdet das Schicksal: Ist denn das Alles? Mehr als erwartet und doch nicht befriedigt! Es muß in den prunkenden, allumworbenen Gütern der Welt etwas faul sein.

Du hast gehaßt. O nichts vergiftet das Herz mehr, als leidiges Hassen. Die Gier, sich zu rächen, verzehrt das eigene Leben. Nie geht der Herzschlag so wild, als wenn er Waffen schmiedet gegen den Feind; die lohende Esse der Brust versengt den heiteren Frieden. Ich habe die Lust zu hassen dem Teufel zurückgegeben, sie mag der Verdammten Seligkeit sein. Der Erdsohn wandelt auf Gräbern, sein Haupt reifet hehrer Vollendung entgegen im Lichte des Himmels.

Du hast Dich, Lebensgenosse, der Liebe ergeben. Die Lieb zu Dir selbst, mit der fieng es an, und bald kam die Liebe zu Zweien; diese gebar Dir schmerzlich und vielfach die Lieb zu den Kindern. Die selige, zitternde Liebe voll Glück und voll Bangen. Armes gepeinigtes Herz! Heute trotzend in Panzern von Eis, morgen fiebernd in Gluten, an solcher Liebe Glück sachte verblutend. Und das nennt man Leben. Wie Du, so wir Alle — lächeln nach außen und schluchzen im Innern. — Nun kommt das Erbarmen. Die selbstlose Liebe, die am Kreuz ihre Hände noch ausstreckt, die Welt zu umarmen. Liebreich und gut sein mit Jedem. Gibt man Dir Liebe, gib Liebe zurück. Fügt man Dir Leid zu, so gib dafür Liebe. Lähme die Feinde mit Liebe, größer, gewaltiger rächt sich auch Gott nicht.

O milde Liebe! Wer Anderen wohlwill und wohlthut, erlöset sich selber. Der Unfried in Dir geht zur Ruh, wenn Du Fried hast mit Anderen. Die tiefste Wunde des eigenen Herzens vernarbt, wenn Du sie Anderen heilest. In Deines Gemütes üppigem Garten, tief unter Unkraut keimet ein Pflänzlein; heute noch zart mit blutiger Blüte, kann es bei treuer Pflege morgen ein herrlicher Baum sein. Ein Baum der wahren Erkenntnis, an welchem die Früchte reifen, nach denen wir lechzen. O haltloser Mensch, von Furcht und von Hoffnung bethört, von Gier und von Haß gehetzt müßtest Du stürzen, verbluten wie der Hirsch, das Blei in der Brust, verblutet im Moorgrund. Zur Urkraft steh! Gesell' Dich im Streite der göttlichen Siegerin zu. Dich rettet die Liebe.

R.

Sonntagsgedanken.

Mögen von Weltkindern füglich überschlagen werden.

Sonntagsmorgen! Man erkennt ihn nicht allein an dem Frieden des Thales, an dem Klingen der Glocken, an den schmucken Kirchengängern; man erkennt ihn auch an dem Sonnenschein, der heute viel feierlicher auf den Bergen goldet, an dem Vogelgesang, der in solcher Frühe viel heller in den Wipfeln klingt als sonst, an dem Thau, der am Sonntagsmorgen wie zitternde Lichtlein hervorbrennt aus den Grashalmen.

Es ist schön, daß die Gesetzgeber sich endlich wieder auf den Sonntag besonnen haben. In dem Rosenkranze unseres Lebens geziemt es sich wohl, daß nach sechs Eisenperlen eine goldene, nach sechs Dornen eine Rose komme. Man hat dieses Goldkörnlein ja schon hämmern wollen zu Blech, man hat unter Insekten diese Rose verkümmern lassen wollen. Die Wochentage kommen mir vor wie eine rauchgeschwärzte Wand, der Sonntag ist das helle Fensterlein, durch das man hinausgucken kann in die weite Welt und vielleicht manchmal sogar ein wenig in die Ewigkeit hinein. Dumpfer Wüstengrund ist die Woche und eine Jakobsleiter ist der Sonntag, auf welcher manches Menschenherz sachte gegen Himmel steigt. Wer auch nur etliche Stufen hoch steht und zurückschaut auf die Erde, der erschrickt vor dem Nebel, welcher hier unten liegt. Er gedenkt der Menschen im Staube, ihrer Rath- und Ruhlosigkeit, und wie ihnen zu helfen wäre. Er sinnt über die Ursachen der trüben Erscheinungen und über deren Folgen. Er weiß nun wohl, daß sein Denken nichts ändern kann, weil die Menschen von jeher gewohnt sind, nur dem Wegweiser des Goldes und des Schwertes zu folgen. Aber er denkt doch und er träumt doch und er sinnt über das Gute, das sie wollen und über das Böse, das sie thun, er sinnt über das Recht, das sie suchen und über das Unrecht, das sie begehen. Er blickt zurück in die dämmernden Jahrtausende der Vorzeit und er schaut in das undurchdringliche Dunkel der Zukunft. Er sieht von Unendlichkeit und Ewigkeit den kleinsten Theil, aber dieser kleinste Theil schon ist voll von Unbegreiflichkeiten. Da ist ihm: was er denn auf der Jakobsleiter zu schaffen habe? Ob er nicht lieber auf den Baum der Erkenntnis klettern wolle, um zu erfahren, was eigentlich gut und was böse sei?

Ist es denn wahr, daß das Gute und das Recht sich ändert? Aendern sich nicht die Gesetze? Was einst ein Laster war, ist heute eine Tugend, was dort geboten, ist hier verpönt. Wo ist der Compaß, der uns die ewige Wahrheit weist?

Gesetze macht die Zeit nach ihren Bedürfnissen, und wie diese Bedürfnisse sich ändern, so ändern sich auch die Gesetze. Das ist begreiflich. Unbegreiflich jedoch ist es, daß sich mit der Zeit auch das Recht ändern soll. Nein, das Recht im Großen und Ganzen ändert sich nicht, es steht so fest wie das, was wir das Gute nennen. Denn recht und gut war, ist und wird sein alles Das, was zum Bestehen und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft nöthig ist. Es mag ja sein, daß das juridische Recht (um mich ein klein wenig unrichtig aber wohlverständlich auszudrücken) sich ändert, weil es nur das jeweilige Recht, des jeweiligen Gesetzes ist;

das Recht, das Rechte und Gute im Großen muß sich gleich bleiben, so lange die Beschaffenheit der menschlichen Natur dieselbe bleibt. Freilich ist es heute Unrecht, schwächliche Kinder zu ertränken, wie das die Spartaner gemacht haben sollen; in Sparta war es Gesetz, Pflicht, weil es durch solche Aussonderung das Geschlecht vor Degenerierung bewahren wollte. Freilich ist es bei uns Unrecht, die alten gebrechlichen Leute zu tödten, und doch soll es Völker geben, bei denen das geboten, zum mindesten erlaubt ist, um sich die Lasten der Versorgung abzuwälzen und ihre Kräfte fruchtbareren Aufgaben zuzuwenden, nach besseren Gegenden zu wandern, sich vor Feinden zu schützen u. s. w., woran ihnen die hinfälligen Individuen hinderlich sein würden. Aber zu keiner Zeit und bei keinem Culturvolke ist es erlaubt gewesen, aus Eigennutz oder Bosheit seine Mitmenschen zu schädigen oder sich selber mit Absicht so zu verderben, daß die Allgemeinheit darunter Schaden leiden könnte. Praktisch sind diese ewigen Gesetze freilich oft genug mißbraucht worden, und der Mißbrauch ist mit Trugschlüssen (seien es solche religiöser oder philosophischer Natur) frech genug entschuldigt, gerechtfertigt worden, das ändert an der Sache nichts. Das ewig giltige, weil praktische Princip ist das: Alles was dem Gedeihen der Menschheit nützt, ist gut und recht, Alles was dem Gedeihen der Menschheit schadet, ist schlecht und unrecht.

Wenn Du einen Tag fastest, um die also ersparte Nahrung morgen schwelgerisch zu verzehren, so ist das schlecht und unrecht, weil Du dadurch Deine Gesundheit schädigst und anstatt Deinen Pflichten nachzukommen etwa Anderen zur Last fällst, und weil Du in Deiner Person die Gattung verdirbst. — Wenn Du einen Tag fastest, um das dadurch ersparte Brot einem Hungernden zu geben, so ist das gut und recht, weil Du damit beiträgst, das Gleichgewicht herzustellen und die Entwicklung der Menschheit zu fördern.

Wenn Du einen Krieg entzündest, um in demselben das Nachbarsvolk zu verderben, bloß aus dem Grunde, um dadurch Dein eigenes Volk zu erheben, so ist das schlecht und unrecht, denn die Menschheit besteht nicht aus Deinem Volke allein und nie kann es erlaubt sein, mit dem Blute des Mitmenschen sich zu mästen, weil damit wohl dem Eigennutze einzelner Theile gefröhnt, der Menschheit im Ganzen aber nur geschadet wird! — Wenn Du einen Krieg entzündest gegen Raubhorden, Volksverhetzern und Schurken, so ist das gut und recht, denn Du zerstörest an der Menschheit die schädlichen Auswüchse und verhilfst ihr zu einem edlen Wachsthum.

Die Beispiele könnte man nach Belieben fortsetzen. Sie erhellen den Zweck dessen, was wir gut und recht nennen. Und weil es nicht leicht sein wird, daß die Menschheit kopfüber sich in den Abgrund stürzen will, so wird sie auch nie zugeben können, daß der Prasser prassen und der unschuldig Darbende darben soll; so wird sie auch nie zugeben, daß harmlose, arbeitsame Völker mit Krieg überzogen werden und die Räuber und Brandstifter frei ausgehen sollen; so wird sie auch nie zugeben, daß man anders redet, als was wahr ist, daß daß man den Mitmenschen durch Falschheit um sein ehrlich erworbenes Gut bringt. Daß derlei dem Einzelnen schadet, wäre nicht maßgebend, aber daß es dem Ganzen schadet, daß ist's, was es schlecht und unrecht macht.

Zwar hat es Zeiten gegeben, in welchen die Richtschnur des Guten und Rechten in diesem Sinne verloren ward; in solchen Zeiten offenbarte sich das Wahre des Verlorengegangenen sozusagen negativ dadurch, daß die Menschen sanken und entarteten, bis doch wieder Wegweiser kamen, welche die Richtschnur anzogen.

Also schon von diesem praktischen

Standpunkte aus, welcher nicht anerkennt, daß es ein Gutes und Rechtes an sich gibt, kann behauptet werden, daß gut und recht in weiterem Sinne beständig ist wie das Menschengeschlecht, daß es mit den ersten Menschen, die gesellig nebeneinander leben wollten, geboren ward und mit den letzten Menschen zu Grabe gehen wird.

Wenn ich nun sagen wollte, das Gute und das Recht im höheren Sinne sei nicht bloß da, daß es praktisch den Menschen diene, wie etwa ein Hausthier, oder die Feldfrucht, oder das Feuer, sondern es sei werthvoll für sich, es sei göttlichen Ursprunges, welches den Menschen nicht bloß anständig durch dieses Leben führen, vielmehr für ein besseres Leben vorbereiten und adeln solle, so hätte ich mit dieser Meinung — Religion ausgesprochen.

Heute ist man vielfach der Anschauung, daß die Ausübung des Guten und Rechten zu praktischen Zwecken Religion sei. Das ist bei Weitem nicht der Fall. Die Ausübung des Guten kann Bravheit, Tüchtigkeit, Tugend sein, aber nicht Religion. Diese hat mit der Tugend nur insoferne zu schaffen, als sie aus überirdischen Gründen zur Uebung derselben aneifert; sie selbst ist nicht Tugend und nicht Verdienst, vielmehr eine Eigenschaft, ein Talent, ein Glück. In Bezug auf Bravheit, Tüchtigkeit, Redlichkeit u. s. w. sehen wir in den gesitteten Ländern keinen großen Unterschied zwischen Menschen, die Religion haben, und solchen, die keine haben. Der hohe Wert der Religion liegt anderswo. Der religiöse Mensch lebt ein zweifaches Leben, ein irdisches und ein überirdisches, welch letzteres den ehernen, herzlosen Naturgesetzen nicht unterworfen ist. Sein überirdisches Leben hat so viel Seligkeit, daß er auch einzelne Theile des irdischen damit beseelen kann. Die Wesen der Erde sind ihm Geschöpfe Gottes, das Himmelszelt ist ihm gleichsam ein Transparent Gottes, jenes Gottes, der ihn durch irdische Drangsal nur läutern will, ihn erretten wird und einführen zum ewigen Leben, wo all sein Sehnen Erfüllung findet.

Gibt es ein größeres Talent als das, ein solches Doppelleben zu führen, eine solche von allen irdischen Zufälligkeiten unbeirrte Hoffnung zu hegen, als der Gottheit, von Anderen so heiß und vergeblich gesucht, selig am Busen ruhen zu können? Gibt es ein größeres Talent, als religiös zu sein?

Talente sind angeboren und auch dieses Talent ist mehr oder minder in den Gemüthern der Menschen, deren Sehnsucht in dieser Welt nicht zu befriedigen ist. Das muß schon eine rohsinnliche und stumpfe Natur sein, die an dem, was die Erde ihren Sinnen bietet, genug hat. Und das muß ein unglücklich gerathener Mensch sein, dem dieses Leben nicht recht ist und der sich auch gegen die Vorstellung eines Bessern trotzig verschließt.

Schade ist die Verwirrung, die in dem Begriffe „Religion" herrscht. Der Eine schließt sich aus verschiedenen praktischen Gründen einer Confession (einem Bekenntnisse) an und hat keine Religion. Der Andere bekennt mit Schiller öffentlich keine von allen Religionen, und zwar aus Religion. Es ist möglich, Religion zu haben, und doch ein schlechter Mensch zu sein, aber es ist nicht wahrscheinlich, denn ein Gemüt, welches religiösen Stimmungen zugänglich und religiöser Vorstellungen bedürftig, ist kindlich und unverdorben, und wird durch sein inneres religiöses Leben von Tag zu Tag reiner und edler. So folgt die Tugend nicht sosehr aus Religion, als beide haben vielmehr gleiche Ursachen.

Dem Glaubenslosen kann schon die Sehnsucht nach Glauben eine Art von Religion sein. — Der Religions-Verächter und -Verfolger zeigt, daß er ein armes rohes Herz hat und einen Kopf, der die Menschen nicht versteht.

Manche Menschen aber halten die

Religion für einen Mantel, den man sich kaufen und mit dem man ein häßliches Herz verdecken könne.

Das untrüglichste Zeichen innerer Religionslosigkeit ist die Unduldsamkeit in religiösen Dingen. Leute, die gar so viel Gewicht auf die Confession legen, sind in das Wesen der Religion noch nicht eingegangen. Für sie kann die Religion keine Beseeligung sein, erstens, weil sie sich zu sehr bekümmern müssen um Andere, die nach ihrer Meinung den falschen Weg wandeln, zweitens, weil sie vor lauter Hinblick auf Aeußerlichkeiten nicht Zeit haben, still und fromm mit Gott umzugehen, und endlich, weil sie ihr Herz auf den irdischen Glanz und Erfolg der Confession setzen, der — eben weil er irdisch ist — doch nur immer unvollkommen sein wird.

Der große göttliche Zweck der Religion ist, daß sie selig mache. Sie würde diesen ihren Zweck nie erreichen, wenn sie das gläubige Herz mit Furcht vor dem Sterben, vor der Hölle, mit Angst um das ewige Zugrundegehen nahestehender Menschen, mit Hadern und Eifern gegen Andersgesinnte erfüllen sollte. Die Religion erfüllt ihren Zweck und ist die wahre und echte, wenn sie das Menschengemüt, das sich ihr aufthun konnte, mit Frieden, Beseeligung, Ergebung und Hoffnung belebt und es in eine Zuversicht versetzt, der weder Tod noch Teufel viel anhaben können.

Wenn das Gute und das Rechte erstens aus praktischen Gründen, zweitens aus Naturanlage, drittens aus Glückseligkeit zu geschehen pflegt, so fällt letzterer Antheil der Religion zu.

Es wird von Predigern viel geklagt, daß die meisten Leute nur im Unglück Gott anrufen, im Glücke aber seiner vergessen. Bei manchen Menschen vollzieht sich's umgekehrt. Wenn es ihnen schlecht geht, stracks verfluchen sie die Welt und verzweifeln an Gott; und kommen sie in Glück und Freude, alsbald sind sie gläubig und fromm.

Ganz verschieden geartet, wie die Menschen sind, verhalten sie sich natürlich auch zur Religion nicht alle gleich. Aber zum inneren Segen wird sie Jedem, der die Eigenschaft besitzt, Religion zu haben. Es vollzieht sich im religiösen Herzen ein Leben, von welchem mancher Mensch, der sonst allerlei weiß, keine Ahnung hat. Das sind große Thoren, welche den Wert der Religion leugnen und ihn durch andere geistige Werte ersetzen wollen. Wenn das Ideal einmal ausgeblasen ist im Menschenherzen, dann ist es mit anderen geistigen Werten auch nichts mehr. Nicht oft genug kann man wiederholen, daß Alles, was der Mensch schafft, lehrt, erfindet, hegt und pflegt, nur den einen Zweck haben soll und kann: die Menschen besser und glücklicher zu machen. Mit dem Selbstzweck der Wissenschaft, der Kunst u. s. w. ist's nur blümel blamel. Und der praktische? Was nützt es, daß wir klüger werden, wenn wir einander schlauestens um den Löffel barbieren? Was nützt es, daß wir immer neue Explosionsstoffe erfinden, wenn wir dann einander in die Luft sprengen? Was nützt es, daß wir spektralanalytisch die Bestandtheile der Gestirne erforschen, wenn es finster geworden ist in unserem Herzen?

R.

Das Ende eines Demagogen.

Wie so kommen wir dazu, einen Volksmann, der für die Arbeiter einstand, der ein großartiges, in vieler Beziehung maßgebendes volkswirtschaftliches System zu Gunsten des arbeitenden Volkes aufgestellt hat, einen Demagogen zu nennen? Einfach, weil er in letztem Gliede ein Mann der Gewalt war. Er gestand zu, daß die „Macht“ ihm über Alles gehe, daß er revolutionär aus Princip wäre, wollte aber Macht und Revolution in friedlichem Sinne gedeutet wissen; allein von der Gewalt, von dem Schwerte verräth sein Drama „Franz von Sickingen“ mehr, als alle seine socialistischen Schriften zusammen offen eingestehen wollen. In diesen predigt er zwar nicht offen Gewalt, aber sie wäre nothwendig gewesen, um seiner Lehre bei seiner Generation Erfolg zu geben. Man liest es zwischen den Zeilen der Schriften Lassalle's: er war der Gewalt nicht abgeneigt, obwohl seine Führung immerhin noch vorzuziehen gewesen wäre, der Führung Anderer, deren sich später die Arbeiterwelt anschließen wollte. Es wird und muß ja dahin kommen, daß der Arbeiter ein menschenwürdigeres Dasein führt, als dies heute mit geringen Ausnahmen der Fall ist, es muß ein natürlicheres Verhältnis geschaffen werden zwischen Arbeit und Geld, aber wir hoffen trotz Allem noch immer, daß es auf friedlichem Wege, durch eine vernünftige Gesetzgebung geschehen wird, und darum nennen wir einstweilen Jeden, der anders will, einen Demagogen, auch Ferdinand Lassalle.

Georg Brandes hat eine höchst geistvolle literarische Skizze über Ferdinand Lassalle geschrieben (Leipzig. H. Barsdorf), durch welche sich der Leser über den seltsamen Mann und sein Bestreben klar unterrichten kann. Wir richten heute unser Auge auf Lassalle's Person, und zwar auf das tragische Ende derselben, welches ein scharfes Schlaglicht wirft auf sein Leben.

Ferdinand Lassalle war ein abgesagter Feind des Duells, welches er stets auf die überzeugendste Weise bekämpft hat. Und in einem Duelle ist er gefallen. Wie der beinahe vierzigjährige Mann dieses häßliche Ende sich heraufbeschworen, das erzählt obengenanntes Werk wie folgt:

Lassalle hatte in seiner frühen Jugend kein ihm an Alter und Entwicklung ebenbürtiges Weib getroffen, dem er sein Herz ganz hätte schenken können. Er war den Frauen gegenüber, wie es scheint, eroberungssüchtig, unbeständig, war für den Augenblick hingerissen, und empfänglicher für die Triumphe der Eitelkeit, als für die Eindrücke des Herzens. Die junge Dame, welche ihm endlich in Genf so stark entgegen kam, hatte ihn schon längere Zeit in Berlin gekannt, und Beide zeigten sich damals — wenigstens flüchtig — von einander eingenommen. Gleich nach der ersten Begegnung in der Schweiz beschließt Lassalle, um die Hand der jungen Dame anzuhalten, und theilt der Gräfin (seiner mütterlichen Freundin) seinen Vorsatz mit. In seiner Antwort auf ihren abrathenden Brief heißt es: „Wenn Sie in Ihrem Briefe sagen, ich sollte doch bedenken, daß ich soeben erst sterblich in eine Andere verliebt war, so entgegne ich, daß erstens „sterblich verliebt“ sein bei mir zunächst überhaupt gar kein Begriff ist; sodann aber. . ist es wirklich ein nicht geringes Glück, in einem Alter von doch schon 39½

Jahren ein Weib zu finden, so schön, von so freier und zu mir passender Persönlichkeit, ferner, das mich so liebt, und endlich, was bei mir absolute Nothwendigkeit, ganz in meinen Willen aufgeht.“ Man sieht, daß Lassalle in diesem Briefe (vom 2. August 1864) dies Thema (allerdings der Gräfin gegenüber) noch mit relativer Ruhe und Kälte behandelt. Allein schon am folgenden Tage trat ein Ereignis ein, das eine entscheidende Wendung sowohl in den Gefühlen Lassalle's wie in denen der jungen Dame hervorrief, und dadurch verhängnisvoll wie kein früheres Ereignis in Lassalle's Leben ward. Fräulein Helene v. Dönniges war die Tochter eines bairischen Diplomaten und Gesandten. Als sie ihre Eltern um deren Einwilligung in ihre Verlobung mit einem Manne bat, der, wie Lassalle, auf dem Kriegsfuße mit allen Autoritäten stand, und von der vornehmen Welt wie eine Art Räuberhauptmann betrachtet ward, in dessen Vergangenheit eine Anklage wegen Diebstahls verzeichnet war, antworteten diese damit, auf's bestimmteste ihre Einwilligung zu einer Verbindung zu versagen, die nach ihrer Ansicht nicht glücklich ausfallen konnte. In ihrer Verzweiflung und durch Lassalle's äußerst determinierte Pläne und Vorschläge erhitzt, verläßt das junge Mädchen das elterliche Haus, eilt zu Lassalle, stürzt in sein Zimmer, gibt sich ganz in seine Gewalt und bittet ihn, sie als sein Weib zu entführen, da sie nicht auf andere Weise sein Weib werden könne. In diesem einen Augenblick seines Lebens war Lassalle nicht Lassalle, nicht er selbst, und das verzieh er sich niemals. Einerlei, was die psychologisch-physiologische Ursache war, statt Fräulein v. Dönniges zu entführen, bot er ihr den Arm und führte sie zu ihren Eltern zurück, um auf gesetzliche und bürgerliche Weise um ihre Hand zu werben. Man schloß die junge Dame einige Tage ein, und als Lassalle entdeckte, daß ihm der Zutritt zu ihr versperrt sei, brach seine Verzweiflung über das, was er seine „Gimpelei“ nannte, aus, und zugleich entstand mit dem hartnäckigsten Vorsatze, jetzt Helenen, es koste, was es wolle, zu erobern, eine durch die Schwierigkeiten künstlich zum Aeußersten erhitzte Verliebtheit, deren Stärke ausschließlich auf dem Groll über sich selbst zu beruhen scheint, durch eine schwächliche und spießbürgerlich rechtschaffene Handlung ein Glück, das ihm in die Arme flog, verscherzt zu haben. Während aber Lassalle's Leidenschaft unter dem Eindruck des Vorgefallenen auf den Siedepunkt stieg, war durch eine psychologisch leicht verständliche Consequenz das Gefühl des jungen Mädchens immer tiefer gesunken. Sie hatte Alles auf Eine Karte gesetzt, sie, die Willensschwache, hatte sich ganz hingegeben und mit einer, ihrem Wesen und ihrer Jugend nicht natürlichen Entschlossenheit gehandelt. Und man war ihrer auf den höchsten Punkt gestiegenen Leidenschaft mit Vernunfterwägungen begegnet. Es war also nicht zu verwundern, daß ihre glühende Schwärmerei für den, welchen sie „ihren schönen, herrlichen Adler“ genannt hatte, ebenfalls Vernunftrücksichten wich von dem Augenblick an, wo der Adler sich in einen gewöhnlichen zahmen Vogel zu verwandeln schien. Sie gab schon am 4. August eine Erklärung, daß sie sich von Lassalle lossage, ab, welche diesem überbracht ward. Lassalle, der eher alles Andere glauben konnte, als daß die Leidenschaft der jungen Dame für ihn, jetzt, da die seinige für sie bis zum Wahnsinn gestiegen war, erloschen sei, betrachtete die Erklärung als erzwungen, nahm an, daß seine Braut eingesperrt und mißhandelt werde, bestach das Gesinde, um sich mit ihr in Verbindung zu setzen, entwarf juristische Erklärungen, worin sie sich von der Vormundschaft ihres Vaters lossagte, u. s. w., kurz, setzte Himmel und Erde in Bewegung. Bei seiner Vorliebe für die Anwendung gewalt-

samer Mittel, selbst, wo gelinde mehr Aussicht geboten hätten, versuchte er durch den Minister, welcher der Vorgesetzte des Herrn v. Dönniges war, bedrohend und einschüchternd auf denselben einzuwirken, telegraphierte nach Ost und West an seine Freunde, ließ sie mit Herrn v. Dönniges, mit Fräulein v. Dönniges, mit der Dienerschaft des Hauses verhandeln, und sandte die Gräfin v. Hatzfeldt mit der Anfrage zum Bischof v. Ketteler, ob dieser erbötig sei, Lassalle mit Helenen zu trauen, falls er zur katholischen Religion übertrete, obgleich er nicht verhehlen wolle, daß die Ursache dazu minder seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholicismus, als der Umstand sei, daß Helene sich zu dieser Confession bekenne. (In Wirklichkeit war sie protestantisch, aber so hitzig handelte Lassalle, daß er sich nicht einmal Zeit ließ, diesen Umstand zu ermitteln.) Tausend Pläne durchkreuzten sein überreiztes Hirn, während sein stolzes Herz sich immer wieder unter dem Gefühle wand, das möglicherweise doch Alles an einer wirklichen Veränderung der Gefühle der jungen Dame scheitern könne, — bis kein Zweifel mehr möglich war, da Fräulein v. Dönniges in Gegenwart ihres Vaters und der Freunde Lassalle's auf das Nachdrücklichste erklärte, daß sie ihre Beziehungen zu Lassalle als beendigt ansehe und kein weiteres Gespräch mit ihm darüber wünsche. Zugleich erfuhr er, daß ihr früherer Verlobter, Herr Janko v. Rackowitz, angekommen sei, und daß ihre Vermählung mit ihm beschleunigt werde.

So lange er nur noch einen Zweifel an dem Umschlag in Helenens Gefühlen hegte, war Lassalle völlig zerrissen und verzweifelt. Nicht Ein Mal, sondern häufig findet man in seinen Briefen an die Gräfin Worte wie folgende: „Ich bin so unglücklich, daß ich weinte, seit fünfzehn Jahren zum ersten Mal! — Sie sind die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Thränen winde wie ein Wurm!“ Und an Helenen schreibt er: „Ich leide stündlich tausendfachen Tod.“ Das Wort „Tod“ kommt fast in all seinen Briefen vor. Lassalle hat das bestimmte Gefühl gehabt: wenn er in dieser Angelegenheit gedemüthigt und geschlagen werde, sei er vernichtet, sein Stolz geknickt, das Selbstgefühl, das ihn unter so vielen harten Kämpfen aufrecht erhalten, gebrochen, und sein Glaube an „seine Sterne“ für alle Zeit erloschen. Man beurtheilt ihn zu hart, wenn man die Hauptursache seines Untergangs in einer tödtlich verletzten Eitelkeit sieht. Sein Glaube an andere Menschen, sein Selbstvertrauen war mit demselben Schlage in dem Augenblick gebrochen, wo er die so leidenschaftlich Erstrebte für treulos halten mußte. Es heißt in seinen Briefen: „Kurz, gehe ich jetzt zu Grunde, so ist es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich so oft gebrochen habe, sondern an dem grenzenlosen Verrath, an dem unerhörtesten Wankelmuth und Leichtsinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe,“ und an einer anderen Stelle sagt er: „Ich falle dann mit ihrem und durch ihren Willen, ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den entsetzlichsten Verrath, die schnödeste Felonie, welche die allsehende Sonne je geschaut hat.“ Die Erbitterung über „das grenzenlose Ridicule,“ das auf Lassalle fallen würde, als auf einen Menschen, der ein ganzes Ministerium eines Mädchens halber, das Nichts von ihm wissen wollte, in Bewegung gesetzt, hat ihren Theil an diesen übertriebenen und von der äußersten Verzweiflung eingegebenen Ausbrüchen. Aber er würde nicht von „Untergang“ und „Tod“ geredet haben, wenn nicht die Lebenskraft in ihm einen Stoß erlitten, wenn nicht er selbst sein Ich aus den Händen verloren hätte.

Sobald die peinliche Ungewißheit endgültiger Gewißheit Platz gemacht hatte, schickte Lassalle eine Heraus=

forderung an Herrn v. Dönniges und ein Billet an Herrn v. Rackowitz, das nothwendig diesen zu einer Herausforderung aufreizen mußte. Da Herr v. Dönniges den Schauplatz dieses Dramas, Genf, schleunigst verließ, wurde die Herausforderung, welche Lassalle von dem beleidigten Bräutigam als Antwort empfieng, die entscheidende. Ein Duell auf Pistolen wurde von den Secundanten verabredet. Hier die Duellbedingungen:

Punctation.

Fünfzehn Schritt fester Stand. — Schuß innerhalb 20 Secunden, markiert durch 1, 2, 3, Anfang, Mitte und Ende. — Glatte Pistolen mit Visier und Korn. — Haltung beliebig. — Drei Kugeln pro Mann. — Versagen gilt für Schuß. — Jedesmal ladet derselbe Secundant beide Pistolen; Secundanten loosen um die Reihe des Ladens. — Graf Kayserlingk und Herr Dr. Arndt besorgen den Arzt. — Rendezvous: Omnibus-Halteplatz in Carrouge 7 ½ Morgens, 28. August. — R. 1, A. 2, B. 3: — Jeder Duellant hat in Händen seiner Sekundanten einen Revers, daß er sich selbst erschossen hat, für vorkommende Fälle.

Gregor Graf Bethlen. —
W. Rüstow, Oberst-Brigadier.
— Graf Eugen Kayserlingk.
— Dr. Wilh. Arndt.

Lassalle's Secundant und intimer Freund, der als Kriegshistoriker bekannte Oberst Rüstow, erzählt, daß er am Mittag den 27., als er im Victoria-Hotel Lassalle diese Abrede mittheilte, ihn inständig aufforderte, sich etwas einzuschießen, und ihm einen Ort angab, wo er Gelegenheit dazu habe. Lassalle erklärte das aber für „dummes Zeug." Sein Gegner war anderer Ansicht, er feuerte an diesem Nachmittag auf dem Schützenstand 150 Uebungsschüsse ab. Ich citiere ein Paar Seiten des Rüstow'schen Berichtes über den verhängnisvollen Morgen:

„Um Mitternacht gieng ich in Lassalle's Zimmer zu Bette. Schon um drei Uhr des andern Morgens stand ich auf und eilte, nachdem ich mich angekleidet, in meine Wohnung, wo ich mehrere Kleinigkeiten zu holen hatte. Von da gieng ich zum Büchsenschmied, fand ihn um vier Uhr bei der Arbeit (eine gesprungene Pistolenfeder zu reparieren), nahm gleich die Pistole mit und kehrte in's Victoria-Hotel zurück. Um fünf Uhr weckte ich Lassalle, der sanft schlief. Zufällig sah er gleich die Pistole. Er ergriff sie, fiel mir um den Hals und sagte: „Da habe ich ja gerade, was für mich paßt!" — Wir fuhren nach Carrouge. Unterwegs hatte mich Lassalle wiederholt gebeten, ich möge doch machen, daß das Duell auf französischem Boden stattfinde, damit er doch in Genf bleiben und die Angelegenheit mit dem alten „Ausreißer" erledigen könnte. So sehr ich mich über seine Sicherheit freute, war mir das doch etwas zu arg. Ich bemerkte ihm, daß er auf der Mensur nicht allein stehe, und daß jede Kugel treffen könne; man dürfe einen Gegner nie verachten. Aber meine Worte machten keinen Eindruck.

Vor sieben Uhr waren wir in Carrouge, und da die Gegenpartei noch nicht angekommen war, warteten wir. Lassalle, der nicht die geringste Aufregung verrieth, trank eine Tasse Thee. Um 7 ½ Uhr kamen die Andern. Sie hatten Dr. Seiler bei sich, der einen passenden Ort kannte. Sie fuhren voraus und wir folgten . . . In der Nähe des Platzes, den Dr. Seiler im Auge hatte, stiegen wir aus und giengen durch das Gebüsch, bis wir an Ort und Stelle waren.

Ich wurde durch das Loos bestimmt, für den ersten Schuß zu laden und das Commando zu geben.

Die Parteien wurden nun auf die Mensur gestellt, während ich lud. Man ermahnte mich von mehreren Seiten, ja recht accentuiert und laut zu commandieren; dieser Ermahnung bedurfte es

natürlich nicht. Für jeden Schuß waren zwanzig Secunden bestimmt, welche von dem ladenden Secundanten dadurch zu markieren waren, daß er beim Anfang 1, bei zehn Secunden 2, bei zwanzig Secunden 3 commandierte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher noch „Achtung!“ zu rufen.

Ich gab das Commando 1. Kaum fünf Secunden nachher fiel der erste Schuß, und zwar von Seiten des Herrn von Racowitz. Unmittelbar nachher, es vergieng nicht eine Secunde, anwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen — wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder Dr. Seiler) fragte: „Sind Sie verwundet?“

Darauf anwortete Lassalle: „Ja.“

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir Beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs, so gut es gieng... Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur zweihundert Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren. Lassalle war unterwegs sehr still; nur als wir über das holprige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir bald zu Hause seien.“

Mit sicherem Schritt gieng er trotz seiner Schmerzen die Hoteltreppe hinan, um die Gräfin Hatzfeldt, welche auf den Ausgang des Duells harrte, nicht zu erschrecken. Noch bis zum dritten Tage lag er in Schmerzen hin, die man durch Opium zu betäuben suchte. Daß die Wunde tödlich sei, war vom ersten Augenblick an außer Zweifel. Er verschied am 31. August 1864.

Ein so trauriger und unschöner, ja unwürdiger Tod endete ein Leben, das so groß angelegt und so thatenreich war. Und doch war dieser Tod kein Zufall. Wenn irgend jemals, so gilt es hier, daß der Charakter des Helden sein Schicksal war. Er verdankte sich selbst, keinem äußeren Beistande, Alles, was er im Leben erreicht und vollbracht hatte, und er war selbst seines Unglückes Schmied, stürzte sich wie mit Absicht in's Verderben. Die Zeilen, welche man auf der Brust des Verwundeten fand, lauteten:

„Ich erkläre hiermit, daß ich selbst es bin, welcher seinem Leben ein Ende gemacht hat.

28. August 64.

F. Lassalle.“

Zwei unsterbliche Lustigmacher.

Theater-Erinnerungen von **Josef Lewinsky**.*)

I.

Wenzel Scholz.

Mit einem Gefühl von Wehmuth gedenke ich der Blütezeit jenes Musentempels, in welchem ein Verein auserlesener Künstler allabendlich wahre Heiterkeitsstürme entfesselte.

Es war die goldene Zeit des Carl-Theaters. Die ominöse Bedeutung des Wörtchens „Krach“ war noch völlig unbekannt. Von Theater- und anderer Misère wußte man noch nichts. Wien war damals noch die lustigste Stadt der Welt und kannte nur Lachen.

Und in der That wurde in dem Leopoldstädter Komödienhause nicht wenig dafür gesorgt, daß die Wiener aus dem Lachen nicht herauskamen. Welcher Zeuge jener Abende vermöchte die Namen Scholz und Nestroy zu nennen, ohne in der Erinnerung an ihre oft überwältigend komischen Gestaltungen nicht noch heute von Frohsinn erfaßt zu werden? Gleich den Walzer-Dioskuren Strauß und Lanner bildete das Komiker-Duo Scholz und Nestroy für das Wien jener Tage den Mittelpunkt aller Lebensfreude und aller Lebenslust; in ihnen war noch das unverfälschte, das „von des Gedankens Blässe“ noch nicht angekränkelte Urwienerthum der vormärzlichen Zeit verkörpert. Eine Specialität der Kaiserstadt, waren sie der Stolz der Wiener, und wie man nach dem Sprichwort nicht in Rom gewesen ist, ohne den Papst gesehen zu haben, so konnte sich kein Fremder in Wien befunden haben, der sich der meisterhaften Darstellung Scholz' und Nestroy's nicht erfreut hatte.

Meine Jugenderinnerungen an diese Künstler sind aber theilweise persönlicher Natur, denn mir war es vergönnt, dieselben in ihrem gemeinsamen Wirken in unmittelbarer Nähe zu beobachten.

Das Carl-Theater war nämlich der Tempel, in welchem ich, ein jugendlicher „Priester,“ meine erste Weihe erhielt, sofern ich meine theatralischen Erstlinge den Musen zum Opfer brachte.

Ein studierender armer Teufel, stand meine Leidenschaft für die Bühne mit dem Inhalte meines Geldbeutels fortgesetzt in einem lustigen Kriege. Die unglaublichsten Dinge hatte ich bereits unternommen, um einen allabendlichen Theaterbesuch zu ermöglichen, und wenn ich nicht schließlich auf den Genuß,

*) Unser geschätzter Mitarbeiter Josef Lewinsky, königl. Domorganist in Berlin, hat vor Kurzem bei Hammer & Runge in Berlin zwei sehr unterhaltliche Büchelchen herausgegeben. Das eine trägt den Titel: „Von Brettern und Podium. Allerlei Stücklein aus Bühne und Concertsaal,“ das andere heißt: „Bei den Großen des Thrones und der Bühne. Hofconcerte und Theater-Reminiscenzen.“ Der Inhalt ist durch die Titel angedeutet. Wir weisen besonders hier auf die Stücke hin: „Ein Dorfconcert.“ „Ein Liebhabertheater auf Reisen.“ „Ein Badeconcert vor Kaiser Wilhelm.“ „Ein Hofconcert im Peterhof.“ „Eine Meerschweinchen-Reminiscenz,“ von Felix Schweighofer erzählt. — Man sieht, wie sehr vertraut der Verfasser mit der Künstlerwelt ist und Alle, die sich für diese heitere Welt interessieren, werden an den genannten Sammlungen ihre volle Freude haben. Die beiden vorstehenden Stücke, welche im Buche „Wiener Theatererinnerungen“ betitelt sind, drucken wir mit Erlaubnis des Verfassers ab. Die Red.

meine Lieblinge Scholz und Nestroy zu sehen, Verzicht leisten wollte, mußte ich nothgedrungen — ihr „College“ werden.

Allerdings beschränkte sich unsere künstlerische Gemeinschaft auf den Umstand, daß ich, für einen Gastrollen-Cyklus von einigen Dutzend Vorstellungen engagiert, in jenen Aufgaben beschäftigt wurde, für welche sich eine größere Anzahl, auf dem Theaterzettel als „Volk“ bezeichneter Personen zusammenzufinden pflegt. Die Lorbeeren, welche ich in diesem Wirkungskreise zu ernten Gelegenheit fand, würden freilich selbst für die kulinarischen Bedürfnisse einer Köchin kaum ausgereicht haben. Indessen, Lorbeeren oder nicht: ich durfte an der Seite Scholz' und Nestroy's „Hurrah“ schreien und gelegentlich sogar einen Stuhl auf die Bühne tragen, und das genügte meinem Ehrgeize.

Wenn ich mir die äußere Erscheinung der beiden Komiker in die Erinnerung zurückrufe, dann stellen sich dieselben in durchaus contrastierender Gestalt meinem inneren Auge dar: Scholz war kurz und dick, Nestroy lang und mager. In einer Posse „Die schlimmen Buben in der Schule“ persifliert Nestroy diese Körperlänge, indem er seinen Willibald Schnabel die Mitschüler um mehrere Köpfe überragen läßt. Wiederholt fordert ihn der Lehrer auf, sich zu setzen, doch Nestroy-Schnabel erwidert stets verdrießlich: „Oba i sitz jo, Herr Lehrer.“

Um zunächst in der Charakteristik Wenzel Scholz' fortzufahren, möchte ich des Urtheils gedenken, welches ich einst aus dem Munde eines berühmten Kunstgenossen über Scholz vernommen, als von der unwiderstehlichen Heiterkeit, welche derselbe zu erregen wußte, die Rede war.

„Dieser Wenzel Scholz,“ sagte jener Künstler, „der Euer Zwerchfell so zu erschüttern weiß, versteht es nicht minder, Euch zu Thränen zu rühren, und darum ist er kein gemeiner Schauspieler.“

Dieses Urtheil ist vollkommen zutreffend. Scholz, obgleich seine Komik der niederen Sphäre angehörte, war in der That ein hervorragender Schauspieler. Eine durchaus naive, ursprüngliche Natur, besaß er jenen echten, aus der Tiefe hervorquellenden Humor, der Thränen der Heiterkeit und des Mitgefühls hervorzurufen vermag. Seine ganze Erscheinung, sein Wesen, seine Sprache, seine Art der Darstellung, das alles erzeugte jenes unbeschreibliche Gefühl des Wohlbehagens, welches man Leistungen gegenüber empfindet, die aus dem Innern entspringen. Dabei aber war Scholz nicht im Mindesten bemüht, seine Wirkungen in Benützung äußerer Hilfsmittel zu suchen. Seine Maske war fast stets dieselbe. Wenn er am Abend unmittelbar vor der Vorstellung in die Garderobe kam, dann war beispielsweise seine Art des Schminkens die folgende: Mit dem Mittel- und Zeigefinger fuhr er gabelförmig in den Schminktopf und von da auf seine Wangen, so daß die kurze Nase zwischen den Fingern blieb, worauf er eine kleine Bewegung abwärts machte. Dieselben zwei Finger tauchte er dann ins Schwarze und betupfte in einem Tempo die Augenbrauen. Die Perrücke, ein spitzes Gehirn bildend, war meist blond, sowie ein enganliegender Nankinganzug seine gewöhnliche Kleidung war. So, mit dem komischesten Gesicht von der Welt, schob sich die kurze, dicke Fleischmasse auf die Bühne, und unmittelbar an die Rampe. Und nun mußte man die Heiterkeit des Publicums beobachten, die sich zu schallendem Gelächter steigerte, wenn er mit verschämter Miene dem Publicum den Rücken zuwandte. Der Umfang dieses Rückens war übrigens ein derartiger, daß zwei Dienstmänner Herrn Scholz behilflich sein mußten, wenn er den ersten Stock seiner Wohnung ersteigen wollte. Doch

muß man nicht etwa glauben, daß sie ihm unter den Arm griffen, im Gegentheil . . .

Und nun gar, wenn er zu reden begann! Wenn er z. B. in der Posse „Kampl“ philosophische Betrachtungen über das Bezahlen des Miethzinses anstellt, die beiden Heiligen Georgi und Michaeli für die Leiden eines Miethers verantwortlich macht und schließlich mit fürchterlichem Grimme ausruft: „Also 'naus mit ihnen aus'm Kalender!“ . . . Oder wenn er in der Posse „Die beiden Faßbinder“ zu einem Maler kommt, um sich porträtieren zu lassen und nach langen Unterhandlungen, um billiger wegzukommen, von dem Maler verlangt, er möchte ihn „spritzen“ — das mußte man gesehen haben, um die stürmische Heiterkeit zu begreifen, die dann im Publicum ausbrach.

Daß es Scholz, auf Grund seiner ungeheuren Beliebtheit, mit dem Inhalt seiner Rollen nicht allzuängstlich nahm und dieselben durch Zuthaten eigener Erfindung oft zu bereichern suchte, wen mag dies Wunder nehmen? So erinnere ich mich eines Scherzes in einer Posse, wobei er die den Wienern stets unsympathischen Czechen zum Stichblatte seines Witzes machte. „Was bist denn Du für a Landsmann, Klaner?“ fragt er plötzlich einen kleinen Statisten auf offener Scene. „Bin ich Böhm,“ erwidert der Junge dreist, und Scholz, von tiefstem Mitleid ergriffen, ruft: „Oarmer Kerl, so jung und schon a Behm!“

In früheren Jahren wurden Scholz und Nestroy sehr gegen ihren Willen auch in tragischen Stücken vielfach beschäftigt. Scholz beschloß nun, als ihnen einst wieder in einem Ritterstücke die Rollen zweier Wächter zuertheilt wurden, derartige Aufgaben sich ein für alle Male vom Halse zu schaffen. In einer Scene des Dramas hat ein „Geist“ zu erscheinen und nachdem er im Grabestone: „Wehe! Wehe! Wehe!“ gerufen, in einer Versenkung zu verschwinden. Die Situation ist schaurig und das Publicum befindet sich eben im besten Gruseln, als Scholz mit seinem Speer sich breitbeinig an die Versenkung stellt und mit jämmerlichstem Gesicht hinunterruft: „Wo thuats denn weh?“ . . . Daß es danach mit der tragischen Stimmung, aber auch mit den tragischen Rollen zu Ende war, kann man sich vorstellen.

Allerdings waren seine Improvisationen zuweilen so derber Natur, daß sie auch nicht andeutungsweise wiedergegeben werden dürfen. Aber Scholz war nun einmal der Herr der Situation und durfte sich, als verwöhnter Liebling des Publicums, Alles erlauben. Man mußte so herzlich lachen, daß man das Nasenrümpfen darüber vergaß. Minder beifällig wurden freilich seine Improvisationen von einer gestrengen Censur aufgenommen, wenn sie das politische Gebiet allzu zwanglos berührten. Wie oft, namentlich zu Zeiten politischer Mundsperre, kam es vor, daß auf Grund solcher Excursionen polizeiliche Strafen über ihn verhängt wurden. Aber Scholz bezahlte, „brummte“ und — extemporierte das nächste Mal kräftiger denn zuvor.

Zu seiner Benefizvorstellung hatte Scholz die Gepflogenheit, eine Novität zur Aufführung zu bringen, welcher aber seit 19 Jahren das Mißgeschick widerfuhr, glänzend durchzufallen. Schon nach dem zweiten Acte erhob sich gewöhnlich eine derartige Opposition, daß das Stück gar nicht zu Ende gespielt werden konnte. Auf das Eintreten eines solchen Falles gefaßt, hielt die Direction stets ein Paar beliebte Einacter in Bereitschaft, in welchen der Benefiziant in bester Weise die Scharte auszuwetzen verstand.

Ein solcher Benefizabend stand wieder in Sicht, und Scholz, um sein Stück besorgt, wandte sich wie alljährlich an einen Wiener Possendichter.

Dieser versprach ein Stück zu schreiben, und Scholz war überglücklich. Der Termin der Ablieferung rückte immer näher; Scholz hatte inzwischen fleißige Besuche bei dem Dichter nicht gescheut, und dieser, in die Enge getrieben, mußte endlich mit dem Bekenntnis herausrücken, daß er durch allerlei widrige Zwischenfälle an der Vollendung des Stückes behindert wurde. Scholz ist natürlich in Verzweiflung. „Wos hoben's denn von dem Stuck scho ferti?“ fragt er den Possenfabrikanten. „Zwei Acte,“ erwidert dieser kleinlaut. „Zwei Acte?“ ruft nun Scholz, indem seine Züge sich erhellen. „Mehr brauchen mir jo gor nöt, das Stuck wird noch'm zweiten Act ja do auszischt.“ Der Dichter macht bei dieser naiven Voraussage ein etwas albernes Gesicht, ist aber schließlich mit der Aufführung seines Possenfragments einverstanden. Die zwei Acte werden einstudiert und der Abend kommt heran. Merkwürdigerweise hat aber das Stück das Unglück zu gefallen, und statt ausgezischt zu sein, werden Dichter und Darsteller nach dem zweiten Act hervorgerufen. Nun sind Scholz und die Direction, die einen solchen Erfolg nicht erwartet hatten, in Verzweiflung. Rathlos stürmen sie auf der Bühne umher. Alle möglichen Vorschläge werden gemacht und verworfen. Die Direction hat die gewohnten Einacter in Bereitschaft; das Publicum — die Zwischenactspause hat sich inzwischen ungebührlich verlängert — wird aber immer ungeduldiger; es hat keine Ahnung von der Sachlage, trommelt, lärmt, schreit und verlangt die Fortsetzung des Stückes. Die Verlegenheit der Betheiligten hat den Gipfelpunkt erreicht, da geht der Vorhang in die Höhe und Scholz tritt mit folgendem Speech an die Rampe: „Hochgeehrtes Publicum! Sö hob'n jedes Jahr dos neiche Stuck wos i zu mein Benefiz geb'n hob, noch'm zweiten Act auszischt, daß mir dösmol, weil der Dichter nit ferti word'n is, in der Erwartung, daß' auch unser heutiges Stuck auszischen werd'n, nur die zwei Acte einstudiert hob'n. Wonn's Jhna also recht is, dann spül'n mir holt die zwei Acte noch amol.“

Die Wirkung dieser Rede war eine zündende. Unter schallendem Gelächter entleerte sich binnen wenigen Minuten das Haus. —

Wie viele Possendichter hatten aber andererseits ihre Erfolge Scholz zu danken; ohne den Einsatz seiner gewinnsichern Komik würden sie manche Niete gezogen haben. Jhm wurde eben das Albernste verziehen. Wenn er mehrere Male nach einander hervorgerufen wurde, improvisierte er gewöhnlich irgend einen namenlosen Blödsinn, wie etwa: „Jm Schatten kühler Denkungsart zu ruh'n, ist Tugend und Genuß.“ — „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen,“ dieses bekannte Muster eines Satzes voll blühenden Unsinns stammt auch aus seinem Munde und wurde von ihm angewendet, wenn er tragische Bühnenhelden ironisierte. Der Spruch lautet vollständig also: „Wenn sich der Schwäche Kraft in der Erreichung dunkler Ziele hat gesondert, und wie auch des Gelingens Huld erwärmender Nachsicht dünkt, so ist dennoch des Strebens zaghaft Spiel, in banger Schüchternheit der Gewährung, des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, die Ehre gehabt zu haben.“

Jn seinen menschlichen Beziehungen galt Scholz allgemein als eine der liebenswürdigsten und ehrenwertesten Persönlichkeiten; wie die meisten großen Komiker war er aber außerhalb der Grenzen seines Wirkungskreises ernst und schweigsam und wer ihn nicht näher kannte, würde die komische Kraft, die in ihm wohnte, kaum geahnt haben. Jeden Nachmittag konnte man ihn im Café Stierböck in der Leopoldstadt an einem bestimmten Platze (welcher zur dauernden Erinnerung an den Künstler mit dessen

Bilde geschmückt ist) in Gesellschaft einiger intimer Freunde bei der Tarokpartie sehen, wobei er 3—4 gestopfte Meerschaumpfeifen, die er vom Hause mitgenommen, den Nachmittag über ausrauchte. Fremde die nach Wien kamen, giengen gewöhnlich nach dem Café Stierböck, um den ernsten Komiker, der sie vielleicht den Abend zuvor durch seinen Humor ergötzt, in der Nähe zu bewundern.

In bejahrtem Alter heiratete Scholz zum zweiten Mal noch eine junge, hübsche Frau. Zu einem seiner eigentümlichen Grundsätze gehörte es, an Abenden, an welchen er spielte, Weib und Kindern den Besuch des Theaters auf das Strengste zu untersagen. „Aller Welts Narr muß ich sein, Euer Narr mag ich aber nicht sein," waren dann seine Worte.

II.

Johann Nestroy.

Ihr, die Ihr Euch an den heiteren Gestaltungen dieses Meisters der Komik einst ergötztet, wißt Ihr's auch, daß er, der Darsteller eines Sansquartier, Damian Stutzel, Weinberl und Knierim, in seiner Jugend ein Priester war?

In der That, ein Opernpriester par excellence, trat Johann Nestroy als Sarastro in der „Zauberflöte" zuerst in die „heiligen Hallen" seiner Kunst.

Ein geborener Wiener und aus gutem Hause, war Nestroy ursprünglich für die juridische Laufbahn bestimmt. Seinem lebensfrohen Sinne entsprach jedoch der Wunsch der Eltern, der Göttin Themis zu dienen, nur wenig; er hatte längst andere Gottheiten in sein Herz geschlossen. Auf einem Liebhabertheater im Elternhause wurden schon in früher Jugend dramatische Neigungen in seine Seele gepflanzt. Musikalisch gebildet und im Besitz einer sonoren Baßstimme, fühlte er den Drang in sich, sein gesangliches Talent vor das Geschwornengericht der Bühne zu bringen, und im Alter von 20 Jahren erhielt er als Sänger eine so glänzende Beurtheilung, daß er sich der Opernlaufbahn zu widmen beschloß. Mehrere Jahre wirkte er in der Eigenschaft eines Bassisten an den hervorragendsten Bühnen des In- und Auslandes, wobei jedoch sein komisches Talent täglich heller leuchtete. Seine wachsenden Erfolge im heiteren Schauspielgenre bestimmten ihn denn, diesem Fache ausschließlich anzugehören, und im Jahre 1831 finden wir Johann Nestroy als ersten Localkomiker im Theater an der Wien.

Diese Bühne stand damals unter der geschäftskundigen Leitung des Directors Carl, welcher die vortrefflichsten Schauspieler und Dichter für sein Theater zu gewinnen wußte, zu dessen Mitgliedern auch der langjährige Freund und Kunstgenosse Nestroy's, Wenzel Scholz zählte.

Das Theater an der Wien ist auch die Stätte, an welcher unser Komiker seine ersten dichterischen Triumphe feierte, und wohl nicht ohne Bedeutung ist die Thatsache, daß aus der großen Zahl von Stücken, welche aus der Feder Nestroy's hervorgegangen, gerade die heute noch wirksamen bei ihrer ersten Aufführung die ungünstigste Aufnahme fanden.

Zu diesen Stücken zählt vornehmlich die Posse „Lumpacivagabundus," welche mit Carl, Scholz und Nestroy als liederliches Kleeblatt am 10. April 1833 zum ersten Male in Scene gieng und — durchfiel. Man war schon im Begriff, dem scheintodten Kindlein der Nestroy'schen Muse ein solennes Begräbnis im Theaterarchive zu bereiten, als durch eines jener Wunder, wie sie in der Coulissenwelt zuweilen geschehen, das Kindlein unter dem erwärmenden Beifall des Publicums in der dritten Vorstellung neues Leben gewann. (Eine andere Novität war

nämlich inzwischen noch gründlicher durchgefallen). Monatelang wurde daher „Lumpacivagabundus" vor stets ausverkauftem Hause gegeben und Director Carl konnte sich von dem Ertrag dieser Posse in Hietzing eine Reihe stattlicher Häuser bauen, welche noch heute im Volksmund als die „Lumpacigasse" bekannt sind. Doch auch unser Nestroy konnte mit dem materiellen Erfolge seines Werkes zufrieden sein; er erhielt für dasselbe das „außerordentliche" Honorar, welches der generöse Director seinen „guten" Hausdichtern für ihre Stücke sonst zu zahlen pflegte, er empfieng nämlich für seinen „Lumpaci" — vernehmt es, Ihr Moser, Schönthan, L'Arronge unserer Tage — das glänzende Honorar von 20 fl. Conventionsmünze.

Die ersten dichterischen Versuche Nestroy's, durch das Liebhabertheater im Elternhause angeregt, greifen übrigens in seine frühe Jugend zurück, und eine an diesen Beginn sich knüpfende, meines Wissens noch unbekannte Anekdote, ist charakteristisch genug, um an dieser Stelle ein Plätzchen zu verdienen.

Nestroy hatte sein Erstlingswerk vollendet und dasselbe einem seiner Familie befreundeten Professor zur Beurtheilung vorgelegt. Nachdem dieser in dem umfangreichen Manuscript einige Zeilen gelesen, sagte er zu dem Knaben, er möchte, um sein Urtheil zu vernehmen, in 14 Tagen wiederkommen.

Unter Hoffnungen und Befürchtungen brachte der jugendliche Dichter die 14 Tage hin. Endlich, am bestimmten Tage in aller Frühe klingelte er mit pochendem Herzen beim Professor, und dieser öffnete ihm selbst die Thür.

„Ah, guten Morgen, Hanserl, da bist Du ja schon." — „Ja, Herr Professor, ich bin immer pünktlich."

„Nun sag mir mal Hanserl, hast Du denn das Stück wirklich selbst gemacht?"

„Na ob, Herr Professor," erwiderte Nestroy, dessen Selbstbewußtsein sich durch die Anrede nicht wenig gehoben fühlte.

„So. Nun schau Hanserl, ich hätt über Dein Stück mehr als hundert Bemerkungen zu machen; das wär zu viel für's erste Mal und würd Dich nur verwirren. Ich will Dir lieber einen guten Rath geben. Da nimm Deine Komödie wieder mit, packe sie hübsch sauber in ein Stück weißes Papier, bind sie ordentlich zusammen und leg ein recht großes Siegel darauf; dann schreib Du ruhig weiter, und wenn Du nach zehn Jahren das Stück lesen wirst, dann werden Dir die hundert Fehler, die ich darin gefunden hab, ganz von selbst in die Augen fallen."

Wie vom Donner gerührt stand der arme Dichter da. Eine solche Wendung hatte er nicht erwartet. Weinend kam er nach Hause. Seine Mutter, deren Liebling er war, tröstete ihn mit den Worten: „Der Herr Professor wäre ein Esel, der von der Dichtkunst nicht das Mindeste verstände."

Aber Hanserl, nachdem er über die Worte des Professors nachgedacht, that doch, wie dieser ihm empfohlen: er schrieb ruhig weiter, und als ihm in reiferen Jahren sein Erstlingswerk zufällig in die Hände fiel, da hätte er den wackeren Professor umarmen können, wenn er nicht inzwischen gestorben wäre.

Die hundert Bemerkungen, die sein hingeschiedener Freund ihm hätte machen können, wurden in der That jetzt durch eben so viele Fehler in seinem Opus I illustriert. Nachdem er dieselben vor seinem geistigen Blicke hatte die Revue passieren lassen, nahm er das Manuscript, packte es wieder höchst sorgfältig zusammen, verschnürte, versiegelte es und — — warf es kurz entschlossen in's Feuer.

Wie streng er in reiferen Jahren noch mit seinen dramatischen Erzeugnissen in's Gericht gieng, sofern er mit manchen ein Autodafe veranstaltete, so

rücksichtslos war er zuweilen auch gegen die Productionen anderer Dichter. Auf die kleinliche, engherzige Literaturperiode des Nordens und namentlich auf die Iffland'schen, in Wien unbeliebten Stücke, hatte er seinen Zahn. Es verdroß ihn stets, wenn auf diese Stücke die Rede kam, daß die Lösung der meisten sich um die Bagatelle von 20 bis 50 Thalern drehte, die dem wackern Gutspächter oder dem ehrlichen Rotourier fehlten, und einmal platzte er in seiner satyrischen Weise mit folgendem Urtheil heraus: „Wann's in die erschten zwei Parkettbänk eine Collecte machen, so is a jedes von diese Stuck schon im erschten oder zweiten Act aus."

Die Schärfe seines Witzes, die Schlagfertigkeit seines Urtheils, waren überhaupt im Kreise seiner Collegen gut bekannt und recht gefürchtet. Einem Schauspieler G., einem geistlosen Mimen, der sich trotzdem stets auf den „denkenden" Künstler hinausspielte, wurde in einem Stücke die Rolle eines Malers zuertheilt, der sich im letzten Act als ein Prinz entpuppt. Große Erwartungen hatte Herr G. auf den Erfolg seiner Rolle gesetzt, welche er nach seiner Meinung meisterhaft „herausgearbeitet" hatte, und mit höchst wichtiger Miene nahte er in der Generalprobe Nestroy, welcher die Regie des Stückes hatte, mit den Worten: „Wie denken Sie, lieber Nestroy, daß ich dem Publicum schon am Anfang des Stückes in meiner Kleidung am Besten andeuten könnte, daß ich eigentlich kein Maler, sondern ein Prinz bin." — „Na," entgegnete Nestroy mit dem ernsthaftesten Gesicht, „wissens wos, nehmen's halt hermelinische Strupfen."

Auf Schauspieler, die ohne große Fähigkeit sich durch leere Aeußerlichkeiten einen Schein von Wichtigkeit zu geben suchten, war er niemals gut zu sprechen und er ließ selten eine Gelegenheit, den Stachel seiner Satire an ihnen zu wetzen, vorübergehen.

Ein Schauspieler A., ein Künstler von nur mäßiger Begabung, machte ungeachtet seiner äußerst derangierten Verhältnisse einen großen Aufwand und hielt sich sogar einen livrierten Diener. Als einst Jemand Nestroy gegenüber über letzteren Umstand sich in mißbilligende Bemerkungen ergieng, meinte dieser, den Angegriffenen in Schutz nehmend: „Na, na, der A. muß ein' Bedienten habn; er kann sich doch den Vorschuß vom Director net selber holen."

Das 25jährige Schauspieler-Jubiläum eines Mitgliedes des Carltheaters (wohin unsere Helden längst übergesiedelt waren) sollte gefeiert werden und die Collegen beabsichtigten, den Jubilar durch ein gemeinsames Geschenk zu ehren. Da aber eine solche Aufmerksamkeit in ungewöhnlicher, in Anbetracht der nicht eben allzureichlich zusammengeflossenen Mittel zugleich billiger Form zum Ausdruck gelangen sollte, so giengen die Meinungen auseinander und man beschloß, Nestroy, der ja stets den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, um seinen Rath zu fragen. Mit seiner gewohnten Schlagfertigkeit entschied dieser: „Hängt's eam auf, dös is an Aufmerksamkeit, die ungwöhnli und billig is und eam gwiß a große Freud machen wird."

Das Bühnenvölkchen lebte damals noch in der Zeit der goldenen Launen, und Späße aller Art waren an der Tagesordnung. Wem es vergönnt war, einen Blick hinter die Coulissen zu thun, konnte sich überzeugen, daß der Humor nicht bloß auf der Scene seinen Wohnsitz hatte. Wie natürlich, waren die beiden Matadore des Hauses, Scholz und Nestroy, auch auf diesem Gebiete heimisch, und besonders der Letztere unerschöpflich in den ergötzlichsten Eulenspiegeleien.

Zu den Mitgliedern des Carltheaters zählte auch ein Schauspieler F., ein grundehrlicher Kerl, dabei aber possierlich, zänkisch und bärbeißig, welcher der munteren Gesellschaft öfter zur Zielscheibe ihres Witzes dienen mußte.

Eines Abends wurde eine Nestroy'sche Posse aufgeführt und Herr F. hatte einen zärtlichen Vater darin zu spielen. Kurz vor Beginn der Vorstellung erschien Herr F. in strengster Balltoilette, tadellos frisiert und parfumiert im Kreise seiner staunenden Collegen in der Garderobe.

„Was Teuxel hast denn heut vor, Schani," fragte Nestroy.

„Zu einem Nobelball bin ich geladen," antwortete der Gefragte mit wohlgefälligem Schmunzeln. „Wenn nur die dalkete Komödie erst zu Ende wär."

Die lustigen Brüder warfen einander verständnisvolle Blicke zu, die nichts Gutes für den armen F. ahnen ließen.

„Daß meine Balltoilette auf meinem Platze bleibt," befahl F. dem Garderobier, während er sich in das Kostüm des zärtlichen Vaters warf. „Nach meiner letzten Scene muß ich mich rasch umkleiden."

Die Vorstellung nahm ihren Verlauf. Während aber draußen der zärtliche Bühnenvater dem Liebespärchen seinen Segen gab, stand der schelmische Nestroy in der Garderobe mit einem großen Maßkrug in der Hand und füllte die Ballstiefelchen unseres braven F. mit Schwechater Bier.

Der Vorhang fiel. Der „Zärtliche" stürzte in die Garderobe, warf das Theatercostüm von sich, brachte eiligst seinen Kopf in Ordnung, schlang sich die weiße Cravatte um den Hals, zog seine Beinkleider an und — das spitzbübische Volk blinzelte sich verstohlen zu — und fuhr hastig mit dem einen Fuß in den Stiefel hinein.

Doch furchtbar grausames Geschick! Die edle Gabe des Gambrinus machte sich Luft und sprudelte in zwei rothen Fontainen empor.

Gleichzeitig brach aber auch das gottlose Gesindel, welches nicht länger an sich halten konnte, in homerisches Gelächter aus.

Die Scene, die sich nun entwickelte, spottet jeder Beschreibung. Im nächsten Augenblicke konnte man nur ein Chaos von diversen weichen und harten Gegenständen den Anwesenden an die Köpfe fliegen sehen.

„Gebt mir den Bösewicht her! Gebt ihn mir her!" schrie der arme F. zähneknirschend. „Mir kommt's auf einen kleinen Mord nicht an! Es soll der letzte Streich sein, den Ihr mir gespielt habt, das schwör ich Euch."

Das boshafte Volk konnte indessen auch gutmütig sein. Der unglückliche F. war noch im besten Zuge, seiner Wuth Luft zu machen, als auf vorherige Veranlassung Nestroy's ein Schuhmacher mit einem kleinen Magazin der elegantesten Ballstiefelchen in der Garderobe erschien. „Sei kein dummer Kerl, Schani, und such Dir für Deine schiefgetretenen ein Paar neue Lackierte aus," beschwichtigte ihn Nestroy und — wenige Minuten später stolzierte der brave F., versöhnt, gerührt und um ein Paar Stiefel reicher, seinem „Nobelballe" zu.

Wie wir sehen, selbst im höchsten Muthwillen konnte der wackere Nestroy sein gutes Herz nicht verleugnen. Er war, um mit Paul Jean zu reden, wie eine Biene, den Stachel des Spottes auf der Zunge, den Honig der Liebe im Herzen tragend. Wo es galt, Noth zu lindern, Thränen zu stillen, da war er bestimmt der Erste auf dem Platze, selbst reiche Gaben bietend, und Andere dazu anspornend. Hunderte, denen er ein unermüdlicher Wohlthäter war, wissen noch heute in Wien von seinen guten, in liebenswürdiger Weise gestifteten Werken zu erzählen. Langes Bedenken gab es in solchen Fällen nicht bei ihm, und wie oft auch seine Güte von Unwürdigen mißbraucht wurde, er ließ sich in seinem Vertrauen durch nichts wankend machen. „Der Lump!" waren dann die einzigen Worte, wodurch er seiner Entrüstung Ausdruck gab, damit hatte er dem Sünder verziehen. Leicht erregt

und leicht besänftigt, sorglos und vertrauend, war er eine echte Künstlernatur. Mit Kopf und Herz, mit Geist und Gemüt, ein Mann des Volkes, war dementsprechend seine Popularität geradezu beispiellos. Jedes Kind kannte, schätzte, liebte ihn. Wenn er sich auf der Straße zeigte, hatte er ein reiches Gefolge von munteren Kindern, die ihm durch freundliche Worte, durch Darreichen der Hand u. s. w. ihre Verehrung bewiesen. Wie aber die Kinder, so waren ihm in wenn möglich noch höherem Maße die Erwachsenen aller Alters- und Berufsclassen ergeben, ja selbst die Höckerinnen auf dem Obstmarkt redeten ihn an, die Fiakerkutscher converſierten mit ihm, und als er einst in seiner Posse „Die Vorlesung bei der Hausmeisterin“ die Heldin des Stückes „creierte,“ erschien am folgenden Tage eine Deputation dieser weiblichen Hauscerberusse der Stadt Wien bei dem Künstler, um demselben für die lebensvolle Verkörperung ihrer Mitschwester ihre dankbare Bewunderung auszudrücken.

Die Beliebtheit, deren Nestroy auf der Bühne sich erfreute, durchdrang daher alle Gesellschaftskreise. Wenn er vor den Lampen erschien, war die Temperatur im Hause sofort die animierteste; jener magnetische Rapport zwischen Schauspieler und Publicum war im Nu hergestellt und man war des heitersten Abends gewiß. Seine Darstellungsweise hatte ein durchaus originelles Gepräge. Lang und mager in seiner Gestalt, steif und eckig in seinen Bewegungen, mit dem verschmitzten Gesicht eines Fauns, war er die lebendige Geißel aller Schwächen und Thorheiten — ein vollkommener Satyr in Worten und Geberden. Ein Charakterzeichner derbkomischer Gestalten, war er vornehmlich im niederen Genre in seinem Elemente. Hier schuf er Volkstypen, die, so ergötzlich als interessant, mit genialer Hand aus dem vollen Leben gegriffen waren. In ihrer, in den Geist des Humors und der Satire getauchten Realistik waren es Hogart'sche Figuren, die er schuf.

Die Erfolge, die Nestroy mit solchen künstlerischen Eigenschaften errang, waren aber auch von zündender Gewalt. Und sie blieben ihm treu, diese Erfolge, bis an das Ende seiner Laufbahn. Als er im Jahre 1858 die Direction des Carl-Theaters, welche er mehrere Jahre zuvor übernommen hatte, niederlegte, wurden ihm bei seinem Scheiden von der Stätte seiner Triumphe die begeistertsten Ovationen zutheil. An Ruhm und auch an materiellen Gütern reich, zog er sich nach Graz zurück. Nur selten und dann nur zu wohlthätigen Zwecken betrat er noch die Bühne. Als in seinem letzten Lebensjahre dem Dichter zu Ehren vom Grazer Theater ein Cyclus Nestroy'scher Stücke veranstaltet wurde, fehlte er in keiner Vorstellung als Zuschauer und rührend war es, zu beobachten, mit welcher kindlichen Herzlichkeit er, als wären es die Stücke eines Andern, über jedes Witzwort, über jeden Scherz seiner Possen lachen konnte... Als aber im Jahre 1862 der Vorhang seines Lebens gefallen war, da weinten seine geliebten Wiener, denen er so oft Thränen der Heiterkeit entlockt hatte, zum erstenmal Thränen der Trauer um ihren unvergessenen Liebling. Als Dichter gesunder Volksstücke wie als Komiker gleichbedeutend, war mit Nestroy (im Alter von 60 Jahren) ein Stück des alten Wien zu Grabe getragen.

Kleine Laube.

Goethe.

Von Martin Greif.*)

Schreitet dem schwachen
Menschengeschlechte
Einmal ein Seher
Deutend voran,

Nimmer vergessen
Werden die Züge,
Denen die Gottheit
Sprache verliehn.

Spät noch die Enkel
Sehen ihn wallen
Mit der erhobenen
Lyra im Arm.

Ewige Jugend
Rollt ihm die Locken,
Ewiges Feuer
Nährt ihm den Blick.

Seine Gesänge
Rauschen hernieder,
Frei wie die Ströme
Nieder in's Land.

Freudig vernimmt sie,
Himmlisches ahnend,
Dankbar im Volke
Jegliches Ohr.

Ihn zum Vertrauten
Wählt sich das junge
Rosenumbuschte,
Liebende Paar,

Ihn zum Gefährten
Wählt sich das stille
Schicksalgeprüfte,
Einsame Herz.

Gleichwie ein Sternbild
Ueber der Irdischen
Scheitel heraufzieht,
Allen ein Freund,

Also erscheint er
Mitten im Wirrsal
Lebenden Augen,
Tröstlich zu schaun.

Ein deutsches Kaiserbuch.

„Aus dem Leben Kaiser Wilhelms“ von L. Schneider. Mit dem Bildnis des Kaisers und einem Autogramm.

(Berlin. Otto Janke. 1888.)

Dieses Werk soll Jedermann lesen, der sich von der Person des Kaisers Wilhelm I. ein genaues Bild verschaffen will. Ludwig Schneider war der Vorleser, Zeitungsreporter, Privatbibliothekar und Hof-Historiograph Wilhelms, er konnte daher schon etwas wissen. Vielfach hat es den Anschein, als ob Schneider in seiner unbegrenzten Anhänglichkeit ein willenloses Werkzeug des Prinzen, dann Königs, endlich Kaisers Wilhelm gewesen sei; andererseits überrascht uns eine gewisse Zudringlichkeit, mit welcher Schneider manche Aeußerung

*) Dieses herrliche Gedicht entnehmen wir den „Gedichten“ von Martin Greif. (Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

seines Herrn corrigierte, was Wilhelm sich freilich nur in den seltensten Fällen gefallen ließ. Die Aufzeichnungen machen überall den Eindruck der Wahrhaftigkeit und sind für den Biographen des Kaisers überaus wichtig.

Nach diesen Aufzeichnungen zu schließen ist es wirklich kein Wunder, daß die militärisch-nationalen Kreise Wilhelm I. nachgerade vergöttern; weniger Ursache, dieses zu thun, haben Jene, welche in der inneren Cultur und im geistigen Leben eines Volkes dessen Heil erblicken. Wilhelm war Soldat, und fast nur Soldat. In dem ganzen dreibändigen Werke Schneiders, welches sich auf die Zeit von 1849—1873 bezieht, ist sehr wenig von Anderem, fast ausschließlich nur von militärischen Bestrebungen die Rede; Wilhelm lebte vor Allem seiner Armee, alles Andere war ihm nebensächlich. Ja gegen die modernen demokratischen Staatsformen hatte er geradezu eine heftige Abneigung. Es muß nun wohl gesagt werden, daß er für die zur Zeit bestehenden Zustände Deutschlands der rechte Mann war, aber das Ideal eines Königs ist der Soldatenkaiser nicht. Das Bedrohtsein vom Nachbarlande, der Krieg — das sind nur Ausnahmszustände des Staates, die freilich in der wahrhaft heldenmüthigen Weise eines Wilhelm ausgetragen werden sollen, allein der gewöhnliche Zustand ist der Friede, und die Hauptaufgabe des Culturstaates ist, unter gesetzlicher Ordnung die geistige und materielle Entwickelung des Volkes zu fördern. Der Segen der gewaltigen Siege Wilhelms I. besteht einstweilen noch darin, daß Deutschland in steter Kriegsbereitschaft stehen muß. Eine Nation hat aber auch noch andere Aufgaben, als die, sich physisch zu behaupten. Für die deutschen Geistesheroen, die Deutschlands Erhebung vorbereitet, hatte der Berliner Hof nicht viel Interesse; dort waren nach Schneider's Angaben Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen und dergleichen die begehrtesten Gegenstände bei den Vorleseabenden. — Das muthet uns merkwürdig an. Sei es drum, die Siege waren trotzdem gewaltig. Nun aber wird vor Allem jener Hohenzoller freudig zu begrüßen sein, der es versteht, die Völker Europas wieder zu beruhigen, daß aus sterilen Militärstaaten fruchtbare Culturstaaten werden, in welchen alle Staatsmitglieder zu ihrem Rechte kommen und in welchen auch wieder große edle Geister führend vor ihren Völkern hergehen.

Da in dem Werke Schneiders mit weitaus größtem Uebergewichte Wilhelms Verhältnis zu seiner Armee geschildert wird, so läßt sich denken, welche tiefe Einblicke dadurch in die Kriege von 1866 und 1870 gewonnen werden. Der Einzelnheiten interessanter Art sind so viele, daß man mit Beispielen gar nicht beginnen mag, sondern dem Leser nur rathen kann, das ganze Werk, welches höchst gefällig geschrieben ist, durchzulesen. Er wird in Dinge und Verhältnisse blicken, aus denen mancherlei klar und verständlich werden muß, in denen er den persönlichen Charakter dieses seltenen Mannes, dessen Lebensweise und Haushalt wohl genau ersehen kann. Allerdings, in seine innersten Familien- und Herzensangelegenheiten scheint Wilhelm dem „Geheimen Hofrath“ nur ganz ausnahmweise einen Blick gegönnt zu haben. Trotz der unbegrenzten Treue Schneiders war das Verhältnis zu seinem Herrn nichts weniger als ein vertrauliches, wie das manchmal angenommen worden ist; Schneiders Glück bestand in der Dienstleistung, und wenn es manchmal den Anschein hatte, als würde er thatsächlich ausgenützt, so änderte das nichts an seinem Unterthanengefühl. Schneider war eine Bedientennatur, was aber an dem Werte seines Buches nichts ändert.

Auffallend an dem Werke — das übrigens ganz von Wilhelm beeinflußt, ja von diesem im Manuscripte durchgelesen und corrigiert worden — ist die kühle und nebensächliche Behandlung, die Bismarck erfährt, so daß das Buch doch den Eindruck hinterläßt, als sei nicht etwa Bismarck, sondern einzig nur König Wilhelm in den Jahren 1866 und 1870 die maßgebende und leitende Persönlichkeit gewesen.

Unter allen Umständen leuchtet uns in diesen Aufzeichnungen die Größe von

Wilhelms persönlichem Charakter ein, seine Pflichttreue, sein strenger Ordnungssinn, seine Sparsamkeit, seine unverbrüchliche Festigkeit und Wahrhaftigkeit, seine menschliche Rücksicht für den besiegten Feind.

Allerdings ist in dem umfangreichen Buche auch manch für uns Bedeutungsloses enthalten, so ist viel und mit großer Ernsthaftigkeit z. B. von Orden die Rede, welche, wie es hier scheint, nicht bloß das Glück der Unterthanen, sondern auch das der Fürsten ausmachen. Wissenschaftliche Bestrebungen Schneiders, womit er seinem Herrn diente, erstreckten sich nur auf Heraldisches und Militär.

Wir können das Buch nicht aus der Hand legen, ohne schließlich daraus einen edlen Herzenszug Wilhelms zu erzählen: des Kaisers Abneigung, Todesurtheile zu unterschreiben. Er schob solches stets hinaus, so lange als möglich, und wurde er in Berlin daran erinnert, so lag das zu unterschreibende Urtheil in Babelsberg, und fragte der Justizminister in Babelsberg darum an, so lag es unglücklicher Weise im Palais zu Berlin, oder auf einem andern Schloß. Als von dieser Sache eines Tages die Rede war, erzählte König Wilhelm dem geheimen Hofrath Folgendes:

„Eine sehr unangenehme Sache ist mir bei meiner vorletzten Anwesenheit (1864) in Karlsbad passiert, und ich erinnere mich, fast nie so heftig erschrocken zu sein, als bei dieser Veranlassung. Ich hatte nämlich vor längerer Zeit ein Todesurtheil unterschrieben und erhalte nun am 17. Juli nachmittags, als ich eben zu einer Partie in der Umgegend ausfuhr, unterwegs ein Telegramm von einem Privatmanne aus Küstrin. Es besagte, daß in Küstrin, wo am nächsten Tage ganz früh eine Hinrichtung stattfinden sollte, Beamte aus dem Benehmen des armen Sünders die Ueberzeugung gewonnen, daß er den ihm imputierten Mord nicht verübt haben könne. Er bitte mich daher um einen Vollstreckungsaufschub. Ich beschloß sofort, die Execution aufschieben zu lassen, und da ich glaubte, daß der Weg zur Partie beim Telegraphenamte vorbeiführe, so wollte ich selbst dort die telegraphische Ordre aufgeben. Ich that es indessen doch nicht gleich, weil ich erst ruhig überlegen wollte, was und wem wegen der erneuerten Untersuchung das Richtige zu befehlen sein möchte, um alle betreffenden Behörden und Personen davon in Kenntnis zu setzen. Gott mag wissen, wie es zugegangen ist, daß ich die Sache während der Fahrt in so reizender Natur vollkommen vergaß. Die Partie war ungemein unterhaltend, die Gesellschaft belebt, und es war schon spät geworden, als mir plötzlich einfiel, daß in nur noch wenigen Stunden in Küstrin jene Execution stattfinden mußte. Ich erschrak so heftig über meine Vergeßlichkeit, daß ich mich augenblicklich aus der Gesellschaft entfernte, welche das vielleicht für eine Wirkung des Karlsbader Brunnens gehalten haben mag, und gewann auch nicht eher wieder Gewissensruhe, bis ich das Telegramm aufgegeben und dann die Antwort erhalten hatte, daß mein Befehl noch rechtzeitig in Küstrin angekommen war. Die Depesche des Bremer Kaufmanns benutzte ich gleich, um den Justizminister von Allem zu benachrichtigen, und so gieng denn Gott sei Dank! die schwere Prüfung an mir vorüber. Denken Sie nur, wenn mir das nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre! Ich habe mir die Depesche des Kaufmanns zum Andenken aufgehoben und werde sie Ihnen bei Gelegenheit zeigen."

In der That erhielt ich einige Tage darauf die Depesche. Sie lautete:

„Küstrin. 17. Juli. 4 Uhr 5 Minuten Nachmittags. Majestät von Preußen in Karlsbad. — Mehrere Beamte haben aus dem Benehmen der Brüder Maasch, deren Hinrichtung morgen früh 4 Uhr anberaumt ist, die Ansicht gewonnen, daß Martin Maasch keinen Antheil an dem Morde habe. Um Vollstreckungsaufschub für Martin Maasch wagt zu bitten G. C. Deetjen, Kaufmann aus Bremen."

Auf das Papier dieser Depesche hatte der König unten Folgendes geschrieben und an das Justizministerium nach Berlin gesandt:

„Auf Vorstehendes habe ich dem Justizhof in Küstrin befohlen, die Hinrichtung des Martin Maasch auszusetzen, und erwarte Bericht über die Angelegenheit vom Ministerium.

Wilhelm."

Wie sollen Schriftsteller und Dichter sich gegen fürstliche Auszeichnungen verhalten?

Werther Herr College!

Sie fragen mich in Ihrem Schreiben um meine Meinung darüber, ob ein freier Schriftsteller sich um Orden und decorative Auszeichnungen bemühen, oder solche annehmen dürfe.

Ja, wissen Sie denn auch, ob ich über diese Sache eine Meinung habe? In der That, erst Ihre Frage hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich darüber noch nie nachgedacht, viel weniger mir eine Meinung gebildet habe. Wenn ich Ihnen trotzdem antworte — und zwar öffentlich, weil der Gegenstand etwa vielseitig erwägsam sein und Meinungen herausfordern mag — so sei es in jenen Gedanken, welche mir sofort nach Lesung Ihres Briefes durch den Kopf fuhren.

Der Dichter wie der freie Schriftsteller ist das Gewissen seines Volkes. Das Gewissen wird fern aller Wohldienerei und Bestechlichkeit sein. Der Schriftsteller wird sich um Orden und decorative Auszeichnungen nie bemühen dürfen, wenn man ihm derlei aber ohne das entgegen bringt, so soll er es annehmen.

Für einen freien Schriftsteller ist's immer verdächtig, wenn er es mit einer bestimmten Partei oder Gesellschaftsclasse hält. Er muß immer und überall und in Allem der Sache dienen, nach seinem Erkennen das Gute erheben und das Verderbliche bekämpfen. Wenn er nun in Hinblick auf fürstlichen Dank schreiben wollte, würde er Manches vergessen und bei Seite lassen, was die Allgemeinheit angeht, und Manches wenden und drehen, wie es den Fürsten angenehm ist; das goldene Kreuzlein oder Sternlein könnte ihm leicht zum Irrlicht und Unstern werden. Wohl, Fürstengunst ist eine sehr gesuchte Waare; solange sie nicht mit dem Opfer persönlicher Ueberzeugung und Gesinnung erkauft wird, ist sie auch ein recht anständiges und überaus brauchbares Ding.

Es ist gewiß nicht die Eitelkeit allein, welche nach Orden und Titeln jagt, es ist noch vielmehr die Klugheit. Es ist unglaublich, wie ganz anders ein Mensch mit Orden in der Gesellschaft geschätzt wird, als einer ohne solche. Selbst Leute, die angeblich auf solcherlei nichts halten, beginnen alsbald zu grinsen und zu kriechen vor Einem, an dessen Knopfloch etwas Farbiges oder gar Funkelndes zum Vorscheine kommt. Hat der Industrielle einen Orden, so steigt der Wert seiner Waare; hat der Kaufmann einen Orden, so steigt sein Credit; hat der Gelehrte einen Orden, so will seine wissenschaftliche Arbeit für unfehlbar gelten; hat der Künstler einen Orden, so kommen seine Werke in Mode. In ihrer Schätzung der Orden und Titel ersieht man, wie wenig demokratisch unsere Zeit geartet ist.

Es ist also gar kein Wunder, daß die Leute nach hohen Auszeichnungen streben, denn diese sind ein Capital. Sie sind gewiß auch dem Schriftsteller von moralischem Vortheil, weil sie eine sehr gewichtige Reklame machen für sein gedrucktes Wort, und seinen geistigen Einfluß erhöhen.

Wenn also plötzlich ein Orden kommt, an dem Sie unschuldig sind, geschätzter College, so seien Sie artig. Es ist die größte Unart, für einen Gruß nicht zu danken, und auch Fürsten muß man danken, wenn sie grüßen — daher die höflich dargereichte Spende höflich annehmen. Es gäbe wohl kaum etwas Flegelhafteres, als den Orden eines wohlwollenden Fürsten, der vielleicht wirklich keine andere Absicht hat, als Verdienste anzuerkennen, rüde abzulehnen, wie das schon geschehen sein soll. Uebrigens lehnt ihn lange nicht Jeder ab, wenn er da ist, der ihn ablehnen wollte, als er noch nicht da war.

Nur muß der so nach seinen Verdiensten von einem hohen Herrn ausgezeichnete Schriftsteller oder Dichter auf

der Hut sein, daß er bei Abfassung seiner künftigen Werke nicht zusehr an den Orden denke und so nicht etwa ein Kreuzelschreiber oder ein Sterngucker werde. So ein hübsches Dingelchen an der Brust soll Manchem schon den Kopf verdreht haben, daß er dann nicht mehr gerade ausschauen konnte, sondern mit tief gebeugtem Haupte — um ja seinen Orden im Auge behalten zu können — vor hohen Herrlichkeiten stand. Man kennt Fürsten, welche auf Reisen u. s. w. anstatt Trinkgelder Orden geben. Ob Einer für erfüllte Pflicht ein Trinkgeld nimmt oder nicht, das ist Geschmacksache.

Es gibt Fürsten, welche Auszeichnungen verleihen, um für ihr Land, für ihre Regierung oder für ihr Haus zu erwärmen und so eine Kraft zu gewinnen. Das sind die eigennützigen Orden und ehren ebensowenig den Empfänger, als den Geber. Aber es gibt auch Fürsten — und unsere Zeit zählt deren manchen — die ohne jede Nebenabsicht, aus reiner Liebe und Begeisterung für einen edlen Charakter oder für eine bedeutende Leistung ihren redlichen Dank durch einen Orden oder einen Titel ausdrücken. Das sind die vornehmen, die wirklich ehrenden Orden, und wohl dem Künstler, dem Schriftsteller, der solcher Fürstengunst sich erfreut.

Vor Kurzem las ich das Schreiben eines deutschen Fürsten an einen deutschen Dichter, dasselbe datiert vom 3. September 1887, ist eigenhändig geschrieben und lautet wie folgt:

„Mein geehrter Herr N. N.!

Unter Gegenwärtigem finden Sie meinen (Name des Ordens), den ich Ihnen verleihe. Nach Ihrer mir bekannten Gesinnung kann ich mir zwar nicht schmeicheln, daß das Vergnügen, welches ich Ihnen damit bereiten möchte, auch nur entfernt demjenigen gleichen wird, welches Ihr Werk (Name desselben) mir bereitet hat. Genehmigen Sie, der Geistesfürst, den Handschlag des weltlichen, der sich fast unvermögend sieht, wenn es gilt, einer moralischen That, wie die Ihrige ist, seine Anerkennung zu beweisen. Verleihe Ihnen der Himmel noch viele Jahre Gesundheit und Kraft, damit Sie auf gleichen Bahnen wie bisher fortfahren können, mit Ihren Gaben die Mit- und Nachwelt zu erfreuen, dies der Wunsch Ihres wohlgeneigten

(Name des Fürsten).“

Ist dieses Schreiben nicht liebenswürdig?

„Der Geistesfürst den Handschlag des weltlichen,“ „damit Sie auf gleichen Bahnen, wie bisher,“ liegt in diesen letzteren Worten nicht gleichsam die Mahnung, sich durch Fürstengunst nicht beeinflußen zu lassen? Denn das Werk, welches dem Fürsten so viel Vergnügen bereitet hat, war nichts weniger als eine Huldigung der Könige, hingegen freilich eine Huldigung des wahren menschlichen Adels, zu welchem angedeuteter hohe Herr sich eben rechnen durfte. Das Schreiben hat dem beigesandten Orden erst den wahren Wert verliehen. Der betreffende Dichter mußte seinem Principe, keinen Orden anzunehmen, in diesem Falle untreu werden, er dankte dem Fürsten für die hohe Anerkennung, die in dessen Schreiben ausgedrückt war, er dankte auch für das „kunstvoll geprägte äußere Zeichen,“ allein man hat dieses Zeichen an seinem Rocke bis heute nicht gesehen. Zwischen Dichter und Fürsten hat sich seither ein Briefwechsel entwickelt.

Wenn Sie also, mein werter College, von einem Fürsten einen Orden bekommen, so nehmen Sie ihn im Gottesnamen gnädig an. Aber messen Sie ihm — was das Moralische betrifft — nicht mehr Wert bei, als die Anerkennung eines anderen braven Mannes. Haben Sie etwas Tüchtiges geleistet, so achten Sie jede Kundgebung freundlichen Dankes, sie sei von wem immer. Daß Sie derlei nicht prahlerisch zur Schau tragen, muß sich von selbst verstehen. Wahren Sie vor Allem die Würde Ihres persönlichen Charakters, dann werden Ihnen Orden, Diplome und Titel weder nützen noch schaden.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr

ergebener

R.

Belehrung für einen Dichter.

Du beklagst Dich, daß Dein Weibchen
Nicht will Deine Lieder lesen.
Schreib in Küssen, statt in Versen,
Wird sie s immer wieder lesen.
Bist Du ferne, wird sie gerne
Lieder unter'm Flieder lesen.
Doch, wenn selber singt der Vogel,
Wozu im Gefieder lesen?
Wisse, das ist nicht die Richtung
Literarisch weiser Richter;
Lieber, als die größte Dichtung,
Ist dem Weib der junge Dichter.
Deshalb ist, seid Ihr beisammen,
Nicht die Zeit zum Lieder lesen.

Rosegger.

Erinnerung an einen Geistreichen.

Vor zwölf Jahren war's, als ich eines Tages in Wien die Wollzeile entlang gieng und die Hausnummer 12 suchte. Dieselbe gefunden trat ich durch das Thor und irrte über dunkle Treppen bis in den vierten Stock hinauf. Im vierten Stock schellte ich an einer Thür; ein Mensch in lässiger Hauskleidung kam hervor und fragte in etwas mißmutigem Ton, was ich wolle?

„Ich suche Doctor Kürnberger.“

„Wieso?“

„Er soll hier wohnen.“

„Wenn der Mann aber nicht zu sprechen ist!“

„Das wollte ich eben fragen.“

„Wer sind Sie?“

Ich nannte meinen Namen.

„Ah!“ rief der Mann in der Thür. „Sie kommen aus Graz? Sie geben jetzt eine Zeitschrift oder dergleichen heraus. Wie heißt das Ding?“

„Heimgarten,“ antwortete ich, denn es war wenige Monate nach dem Erscheinen des ersten Heftes dieser Zeitschrift.

„Ich rathe, Sie kommen aus eigennützigen Gründen,“ sagte der Mann.

Diese Bemerkung war mir peinlich, denn ich kam aus keinem andern Grund, als um den Dichter Ferdinand Kürnberger kennen zu lernen, für dessen Schriften ich Vorliebe gefaßt hatte.

„Es würde vollkommen unnütz sein,“ sagte der Mann in langsamer Betonung und mit einer Fistelstimme, die, so weich sie war, an Kälte nichts zu wünschen übrig ließ. „Vollkommen unnütz. Kürnberger arbeitet nicht für zweifelhafte Unternehmungen, zudem ist er ein Honorar gewohnt, das Ihr Hausgarten, oder Gartenheim, oder wie das Journalchen heißt, kaum zahlen dürfte.“

„Ist der Herr Doctor zu sprechen?“ fragte ich etwas ungeduldig.

„Gewiß,“ sagte der Mann, „Er spricht ja eben mit Ihnen. Ich bin Kürnberger. Was wünschen Sie?“

„Daß Sie Mitarbeiter des Heimgarten werden, wünsche ich nicht,“ sagte ich nun in der Absicht, dem Hochmut gebührend entgegenzutreten. „Ich habe Ihre Schriften gelesen, diese Schriften haben mir gefallen, passen aber nicht für den Heimgarten, weil sie zu pikant sind. Ich habe nur den Wunsch, ihren Verfasser persönlich kennen zu lernen.“

„Sie sind also neugierig.“

„Nun habe ich Sie kennen gelernt und will wieder davon gehen.“

„Ach, haben Sie Eile?“ fragte er.

„Ich hätte allerdings einen Wunsch gehabt,“ sagte ich, „nun ist mir aber der Muth geschwunden, ihn auszusprechen. Ich wollte nämlich in meinem Heimgarten einen Aufsatz schreiben über Ihre Werke. Und da —“

„Sollte unter Ihren Mitarbeitern einer dazu geistreich genug sein?“

„Der Gegenstand wird ihn ja geistreich machen,“ sagte ich.

„Ach, bitte doch hereinzukommen!“ rief er nun, denn das Gespräch war bisher unter der Thür geführt worden.

„Schreiben wollen Sie über mich. Setzen Sie sich nieder.“

Er war plötzlich liebenswürdig geworden, kehrte seine bessere Seite hervor und that interessante Aussprüche. Seine Körpergestalt ist mir fast entfallen; er hatte eine gedrungene Figur, ein rundes etwas geröthetes Gesicht, eine hohe und breite Stirne und ein graues scharfes Auge, soviel sehe ich noch. Alles was

er sprach, war Geist und Lauge. Unter Anderem sprach er Folgendes: „Sie sind ein junger Mensch, haben ein paar Büchelu drucken lassen und die Freunde sagen, Sie wären ein Dichter. Glauben Sie das nicht, ich bitte Sie! Für jeden Deutschen ein Unglück, der sich für einen Dichter hält. Wir haben geistiges Proletariat genug. Lernen Sie ein Handwerk."

„Das habe ich bereits gethan. Ich bin gelernter Schneider."

„So? Dann dichten Sie zu. Aber verlieren Sie Nadel und Scheere nicht aus dem Auge, falls die Feder rostig wird."

Schon dieses einen Rathes wegen, dachte ich, ist es der Mühe wert, daß man in den vierten Stock emporsteigt. Der Mann ist sehr aufrichtig.

„Sie geben jetzt eine Zeitschrift heraus," fuhr Kürnberger fort, „seit drei Monaten, sagen Sie. Wenn Sie den Jahrgang vollenden, wollen wir von Glück sagen. Noch jeder Schriftsteller versucht's mit einer Zeitschrift, versucht's zweimal, versucht's auch dreimal. Endlich glaubt er 's, daß es nicht geht. Die Erwerbung dieses Glaubens kostet ihm Geld, er hätte ihn umsonst haben können, wenn junge unerfahrene Leute den erfahrenen glauben wollten. Ihr jungen Burschen bildet Euch überhaupt zu viel darauf ein, daß Ihr mit Eurer Feder Geld erwerbt. Ein Genie darf aber nicht Geld erwerben, es ist bei Krösus daheim und dem Krösus muß es eine Ehre sein, daß der Dichter bei ihm speist. Sind wir Genies geldarm, so seid Ihr geistesarm, und die Gedanken, die ich Ihnen heute mitgetheilt habe, mögen Sie als Almosen betrachten. Ich bin Kürnberger!"

Es war im Ganzen wahrlich nicht behaglich, dem Manne zuzuhören und so nahm ich die erste Gelegenheit wahr, um mich bei ihm zu verabschieden.

Damals hatte ich Ferdinand Kürnberger das erste- und das letztemal gesehen. Denn ich fand es nicht mehr nöthig, ihn zu besuchen, doch pflegten wir einen kleinen Briefwechsel miteinander. In den Briefen spürte man seine Herbheit nicht, vielmehr wehte in denselben eine gewisse Schwermut. Sein Leben war ziemlich abenteuerlich und auf Rechnung des Genies hat er sich Manches erlaubt, was ein gewöhnlicher Sterblicher absolut nicht thun dürfte. Er fühlte sich auf Erden als Fremdling, aber bei jedem guten Freunde daheim. Daheim im vollsten Sinn des Wortes. Er lud sich beliebig ein und blieb wochenlang, jahrelang als Gast, das Gastrecht bis zur äußersten Grenze ausnützend.

Sterben gieng er nach München, um dann nach Oesterreich zurückzureisen und in Mödling die letzte Rast zu nehmen. Bald nach seinem Tode wurde die Frage laut nach seinen Werken. Manches war noch ungedruckt, die meisten der gedruckten aber waren vergriffen. Männer thaten sich zusammen, die eine neue Ausgabe seiner Schriften planten und dafür einen Verleger suchten. Wer Kürnbergers Werke kennt, der wird sehr erstaunt sein zu hören, daß sich kein Verleger für sie fand, oder nur bei Veranstaltung einer Subscription. Wenn man sieht, welcher Wust und Schund an belletristischer Waare alljährlich gedruckt wird und Absatz findet, so hat man mindestens das Gefühl der Bestürzung, einen Kürnberger als Obdachlosen zu sehen. Denn seine Sachen haben außerdem, daß sie würzige Unterhaltung bieten, einen literarischen Wert.

Vielleicht ist aber die Agitation für eine neue Ausgabe von Kürnberger ungeschickt angefaßt worden. Man hütete sich vor jeder Gelegenheit, die Erinnerung an diesen Dichter wieder aufzuwecken. Seit Jahren hat man die Manen Kürnbergers in eine Kiste geworfen und seit Jahren sitzen die betreffenden Herren, welche die neue Herausgabe angeblich veranstalten wollten, auf dieser Kiste, geradezu ängstlich bestrebt, nichts von ihrem Schützling in's Publicum kommen zu lassen. Wenn Kürnberger wüßte, mit welcher Pietät seine intimsten Freunde seine Werke bewachen, er müßte sich vor Freude im Grabe umdrehen.

Schreiber dieser Zeilen fahndete seit Jahren nach Kürnbergers berühmtestem Roman: „Der Amerika-Müde" — vergebens. Endlich ließ er ihn durch die Posaune der Buchhändlerzeitung öffentlich ausblasen, da kroch das Buch aus einem verstaubten Antiquar hervor — wie Lazarus aus dem Grabe.

„Der Amerika-Müde" ist ein amerikanisches Culturbild aus den Vierziger Jahren. Der Titel sagt schon Vieles; wer aber Alles sehen will, was zu einer Zeit Amerika groß und niederträchtig gemacht hat, der lese das Werk. Der Held desselben heißt Nicolaus Lenau.

Es wäre sehr zu wünschen, daß eine Gesammtausgabe der Werke Kürnbergers zu Stande käme. Unsere Zeit ist nicht so reich an bedeutenden Schriftstellern, daß wir diesen ruhen lassen dürften. Gehört zwar auch Ferdinand Kürnberger nicht zu den großen, so ist er doch wenigstens einer der geistreichsten, der es freilich selbst nicht einen Augenblick vergessen hat, daß er geistreich war. Er hielt es immer lieber mit Geist und Witz, als mit Herz und Natur: das mag wohl auch mit eine Ursache sein, daß er die Lesewelt nicht gewonnen hat.

R.

Der Pinkenkogel am Semmering.

Ein Blick in's Bergland.

Vor wenigen Jahren noch war auf dem Semmering ein einziges Wirtshaus, und jetzt stehen dort fünf Hotels, das Sonnwendsteinhotel, die Hospize zu Mariaschutz, zum Bärenwirt u. s. w. natürlich nicht mitgerechnet. Dieser Berg muß also ein fruchtbarer Boden sein.

Die Wiener brauchen den Semmering zum Athemholen; der Semmering ist der gesunde Lungenflügel der Wiener, daraus erklärt sich das großartige Emporblühen dieser Sommerfrische. Man gönnt sie den Wienern wahrlich. Der Semmering ist ferner auch eine gute Touristenschule; da kann man gehen, steigen, klettern, rutschen und abfahren lernen. Da gibt es Abtheilungen für junge und alte Touristen, für Flinke und Faule, für Anfänger und Ausgediente. Für Jeden hat die Natur hier ihre Berge, ihre Aussichtspunkte, ihre Beschwerden, Gefahren und Abenteuer.

Wem die Rax zu mühsam ist, oder gar gefährlich dünkt, weil sie thatsächlich alljährlich ihre Opfer heischt, der macht sich an den Sonnwendstein. Und wem auch dieser noch zu steil und zu hoch ansteigt, der wählt den Pinkenkogel.

Das putzige, spitze Berglein erhebt sich gegenüber dem stattlichen Sonnwendstein und steht zwischen diesem und der dräuenden Rax, wie ein Schulknabe zwischen Vater und Mutter. Der Kleine fühlt sich aber gar nicht gedrückt; er weiß, daß er auf hohem Sockel steht und daß er sich mit seinem fast 1300 Meter hohen Haupte eigentlich nicht zu schämen braucht. Die siebenhundert Meter, womit die Rax den Pinkenkogel überragt, was machen sie aus? Sie sind ein Ding großer Beschwerden, bieten freilich eine überwältigende Aussicht, allein so lieblich und großartig zugleich, wie der Ausblick vom Pinkenkogel, ist der ihre nicht.

Vom Semmeringbahnhofe, oder vom Wirte „zum Erzherzog Johann" aus über liebliche Almmatten und durch Waldschatten den schönen Migottisteig kaum fünfzig Minuten lang herangeschlänkert, stehen wir auf dem Gipfel vor einem Naturbilde, bei dem man sich sagen muß: „Herr, ich bin's nicht würdig!" Nach Norden hin das wilde Hochgebirge; nach Osten eine mit weißblinkenden Städten besäete Ebene; nach Süden die grünen Almen; nach Westen ein freundliches waldreiches Thal. Von der nahen Kampalpe aus rechts haben wir die Schneealpe, die Rax, den Schneeberg, den Geierstein, die Hochwand, den ins Unermeßliche sich erstreckenden Wienerboden, den Groß-Otter, den Sonnwendstein, den Wechsel, die beiden Pfaffen, das Stuhleck, die Mürz-

und Murthalerberge, die Trägößeralpen und einen Theil der Hochschwabengruppe, wo das Rundbild mit der Rampalpe wieder schließt. Das sind nur die auffallendsten Berge, von den malerischen Niederungen, Thälern und Schluchten, von dem großartigen Werke der Semmeringbahn, die dort unten sich durch Felsen bricht und auf Brücken über ganze Thäler setzt, nicht zu reden. Am effectvollsten stehen weitaus die Felsgebirge der Rax und des Schneeberges da; der Sonnwendstein stellt sich auf die Zehen und thut, was er kann, um sich seinen steinernen Gegenübern würdig zu zeigen. Das Stuhleck hingegen bemüht sich gar nicht, sondern liegt in seiner plumpen Masse träge da, als wollte es sagen: Ob Touristen zu mir kommen oder nicht:, mir ist es einerlei. Das Stuhleck ist höher, als es zu sein scheint und was hat mir einmal ein Almhalter gesagt? „Wenn der Pfarrer den weißen Talar anhat, so schaut er größer aus, als wenn er in seinem braunen Röckel dasteht. Mit dem Stuhleck ist es auch nit anders; hätte es nur seine weißen Felswände bis herab, wie die Rax, es thät ein rechtes Ansehen geben; weil es aber einen grünen Rock an und einen grünen Hut auf hat, so meint man, es ist ein gewöhnlicher Bauer und kein hoher Herr. Das Stuhleck lacht sie doch Alle aus, wenn es will."

Und worin sich da unten das Mürzthal ausstreckt und sonnt, das ist schon die höchste Behaglichkeit. Es verläugnet, von hier ausgesehen, fast seine Berge, zeigt an beiden Seiten nur sanfte Anhöhen und stellt sich mit seinen blühenden Ortschaften, als wäre es das Paradies.

Gegen Wind und Wetter ist auf dem Pinkenkogel ein Bretterhüttchen aufgeschlagen; von diesem aus kann man also recht ruhig hinabschauen in das schöne grüne Alpenthal, in welchem Weltverkehr und Bergfrieden so traulich miteinander harmonieren, als wäre das seit Erschaffung der Welt nicht anders gewesen. Kein halbes Jahrhundert ist noch vorüber, seit am Semmering die erste Pulvermine knallte und ein Concert von Hall und Schall, vom Rollen der Waggons, vom Pfeifen der Locomotive, vom Läuten der Bahnhofglocken wachrief, das wohl nimmer verstummen wird, so lange Gott dem Menschengeschlechte Kraft zur Arbeit und Freude an der Natur verleiht.

R.

Da Schulmoasta vor da Himelsthür.

In da steirischn Gmoansproch.

Wia s in gstorbnan Schulmoasta va Sankt Mestl vor da Himelsthür gongan is, wöllts wissn? — Imer Oan steigad hell die Grausbirn auf, in Franzl Duserer seina Stell.

Klewer a vierzg Jahrl in sein Biblin umgstiegn af da bugladn Welt, aftn ins Bett glegg, a wenk ghuast, a wenk gsindlt, a wenk gheschatzt, aftn ausgschlouffn. Ausgschlouffn von müaselin Leib und schnurgrod — wia s as sih für an bravn Schulmoasta ghört — za da Himelsthür.

„Wer sein ma?" holt'n da Thürwogl on.

„Ah, guatn Obnd!" sogg da Schulmoasta höfli. „Ih bin da Franzl Duserer va Sankt Mestl, da Schulmoasta, und that holt hiaz bittn um mei Platzl do dina."

Da Thürwogl mocht an Deuta mit da Hond: „A Schulmoasta va da Neuschul, do hon ih eh scha gmua. Ees hobbs Enk Enka leppa nit viel kümmert um an Himel, hiaz kümert sih da Himel nit um Enk."

„Um an Himel," sogg da Schulmoaster af a selchti Oured gonz daschrockn. „Hot uns jo d Welt so viel viel zschoffn gebu. Unsa Hergott hots holt gor so viel brav gmocht und weil mar eh nit long kon umrena drauf, na sa moant ma, ma miads in da Gschwindigkeit kena lernan und ausnutzn. In Himel spart ma sih af d Leßt auf und hot nochha long gmua Zeit, moani. Und aftn, mei Mensch, bin ih jo ongstellt gwen zan Schulholtn, in

Kinern lesn, schreibn und rechnen lerna und holt a wenk übahabbs s Nöthigsti, daß sa sih gleiwlar auskenan af eahnan Weg und nit epper in d Wildnuß grodn, wo s leicht vaschmochtn und vaderbn kuntn. Jo."

„Und hoſt in Kinern wul ah fleissi s Katikisimus glernt?" frogg da Thürwogl.

„Na, s jewi hot da Katiket thon, der sih ah viel besser auskennt ba den Sochn; do mog man u nix dreinredn. Und däs ah: daweil da Schulmoasta in Kinern s Heiligi that lerna, kuntn da Katiket leicht ins weltlichi Gai kema. Wa nix nutz, däs, wa nix nutz."

„Los s guat sei!" sogg da Thürwogl und mocht wieda sein vadächtin Wachla mit da Hond. „Do hots da Schulmoasta va da guatn oltn Zeit awenk braver ongstellt. Der hot ah af die Kirchn nouh wos gholtn; Kirchn auskihrn, Liachtl onzündn, läutn, Stiefel putzn, in Pforra die weiß Pfoad onlegen u. s. w. Und nochha nouh Zeit hobn, in Kinern die Kirchngebont z lerna! Do nehmbs Enk a Beispiel, Es va da Neugn. D ä s is a Freud gwen! Es herentgegn seids jo wia holbadi Heidn!"

„Ih bitt ma's aus!" sogg da Franz Duserer, „üba mein Vernaf loß ih nix aufkema!"

„Du!" mocht da Thürwogl und hobb sein Finger af d Hech wir a Kirzl „vagiß Dih nit, mit wen st redtst! Do bist nit ba Deini Sankt Mestler Baurn! Schau doher! Groub ah noh wern! Schau daß d weita kimst!"

Hiaz wird in ormen Franzl ongst und bong. Jn d Höll mog er nit und soggn ah sei Gwissn: d Höll hot er nit vadeant. Hot ah in da Neuschul nit gor viel Gnats ghobb, viel Müah und Kostn und Verontwortlikeit, viel Ousfeindung und Undonk, a wohrer Dornenweg, va den ma sogg, daß er zan Himel führt.

Da Thürwogl schautn on, kuntn völli daborma. „Wan st af an Heilign wos gholtn häst," sogg er aftn, „sa kuntst a Fürbitt hobn."

A Fürbitt, denkt eahm da Franzl, daß s obo ban an ormen Schulmoasta scha go ninascht geht ohni Prodekzion! Hiazt sollt n gach sei Vetter ein.

„Mit Valaubnuß," sogg er zan Thürwogl, „an Vettern hon ih in Himel; da Michel Duserer, ah a Schulmoasta, ober oana va der oltn Schul."

„Ah, dos is wos onders," moant da Thürwogl.

„Der hot Olls fleißi thon, wir s eahm vorgschriebn gwen," woaß da Franzl zan sogn, „nix für s Weltlichi, Olls fürs Himlischi, wia wan er selba geistli Weih hät ghobb. Mei Gad, da Michel wurd gwiß a guats Wörtl für mich einlegn, wan er wissad, daß ih do vo da Thür steh. Er kent mih guat und kunt mih ah ausweisn, daß ih koan Unechter bin. Valeicht an Augnblick aussarnasn, wan ih bittn deafad."

„Aussarnasn, in Michel Duserer?" sogg da Thürwogl. „Dalapp is s zwor nit. Oba weilst a Schulmoasta bist, sa moch ih an Ausnohm. Wort holt a Randl do vor da Thür, ih huln, Dein Vettern."

Da Thürwogl geht, kimpp ober a Weil nit zrugg, daß eahm da Franzl denkt, der muaß afs wenigst in drittn Himel obn sei, weils sa long ausbleibn.

Nau, endla kimpp er, da Thürwogl, „Du," sogg er zan Franzl, „is er wul gwiß scha gstorbn, Dei Vetter?"

„Scha vo zwoanzg Johrn," sogg da Franzl.

Do wird da Thürwogl gonz kloanlaut, „ih woaß nit," moant er, „in gonzn Himel bin ih schon umgrent, daß ih ma völli d Lungl ausgschnaurt hon. Dei Vetter, der olt Schulmoasta, e r i s n i t d o.

Daweil die Zwen a so wartln vo da Thür, schaut ban an Fensta da liab schneeweiß Kopf von Gond Vodan aussa.

„Wos is dan heint dos für a Rewazerei do daußtn?" frogg er.

„A Schulmoaster is do," ontwort't da Thürwogl.

„Oba sa loßn eina!" sogg da Gond Voda.

„Ah na," moant da Thürwogl, „deaf ma nit. Is oana va da neugn Schul!"

„Geh, hör ma mit de Dumheiten

auf!" schreit da Goud Voda. „Schulmoaster is Schulmoasta. Valorn wird ah Der, va der oltn Schul, da Michel nit sein; ih denk ma's, er hot koan guatn Rock zan onlegn und so traut er sih nit fira. Sa weit is da neugi besser dron. Mih gfreuts von an Jadn, der ah mei Welt nit vaschmacht. Da Geistlinger is a Wegweiser schnurgrod zan Himmel, da Schulmoaster is a Wegweisa durch d Welt, daß d Leut mit Wissn und Gwissn s rechti Steigl findn. Wer af d Welt nit taugg, der taugg ah für n Himel nit. Da Himel is da Lohn für die bravn Weltbürga. Mirk da s, Thürwogl, und biaz loß n eina!"

Erklärung: Klewer: kaum; Bidlin: Leib; do dina: da drin; überhabbs: überhaupt, im Allgemeinen, flüchtig; gleiwlar: gleichwohl; Wachla: Fächler, Deuter; ausgschnaurt: ausgeschnauft; Rewazerei: Streiterei, Greinerei.

Bücher.

Der Zeichner zwischen Schriftsteller und Leser. Da war einmal ein Mann. Dieser Mann griff eines Tages nach dem Werke seines Lieblingsschriftstellers und fand dasselbe illustriert. Unwirsch warf er das Buch von sich und rief: „Wer wagt es, sich zwischen mich und meinen geistigen Freund zu stellen! Der Bilderzeichner beschimpft entweder den Schriftsteller oder mich. Zu dem ersteren flüstert er gleichsam: Du schreibst nicht deutlich genug, ich will es dem Leser bildlich zeigen, wie du es meinst. Und zum Leser sagt er: Du bist zu schwachsinnig, um den Text aufzufassen, ich will dir nachhelfen! und zeigt es noch einmal im Bilde, was der Autor schon durch Buchstaben dargestellt hat. Wozu also? Hat der Schriftsteller nicht das Talent, um seine Sache klar und deutlich zu schildern, so soll er nicht schreiben; und hat der Leser nicht genug Phantasie, um dem Autor sinnlich zu folgen, so soll er nicht lesen!" — Der Maler und Zeichner soll im Buche nur Bestimmtes zeigen, was schriftlich nicht genau und auf einen Blick anschaulich genug gegeben werden kann, z. B. Porträts, Gebäude, Werkzeuge, Thiere, Pflanzen, Landschaften und dergleichen, niemals aber Gegenstände der Dichtung und Phantasie. Ein Dichter muß ja zugleich selbst der Maler sein, und seine Phantasie, sowie die des Lesers, soll durch kümmerliche, unzulängliche Striche auf Papier nicht eingeschränkt werden.

Eine Vertheidigung der Illustrationen von Dichterwerken zielt dahin, zu sagen, daß das Bild weiter auszugreifen habe, als der Text, daß das Bild nicht Jenes wiederzugeben habe, was der Erzähler schon geschildert, sondern jenes, an welchem der Erzähler vorübergegangen ist, also, das Bild solle den Text nicht illustrieren, sondern ihn vervollständigen und seine Lücken ersetzen.

Auf diese Weise hätte der Maler der Corrector des Dichters und dieser der Ausleger des Malers zu sein, ein Verbesserer, den sich keiner von beiden gerne gefallen lassen dürfte.

Zumeist pflegt sich der Zeichner grundsätzlich an den Text des Dichters zu halten, oder der Leser faßt es wenigstens so auf. Dieser will nun, daß Text und Bild sich vollständig decken sollen. Das ist selten der Fall, das Bild weicht vom Texte, der Maler vom Dichter sehr oft ab, der Zeichner schafft und erzählt auf eigene Faust, die beiden widersprechen sich und der Leser weiß schließlich nicht, wem er glauben soll, dem Schriftsteller oder dem Bildner.

Und doch kommt das Illustrieren von poetischen Werken immer mehr auf. Die Ursache davon mag sein, daß man einerseits gerne Bilder sieht, anderseits von ihnen nicht viel beansprucht, sondern die Bilder auf ihr engeres Feld zurückweist.

Die Bilder haben in der That Berechtigung bei einem poetischen Werke, aber nicht etwa, um die Dichtung zu vervollständigen, sondern nur um das Buch zu zieren. Die Seitenleisten, die Initialen, die Titel- und Schlußvignetten nicht allein geben Anlaß zu bildlichen Darstellungen, auch mitten im Texte thut dem Auge ein Bild wohl, welches sich auf den Text bezieht und mehr oder minder den Leser zu neuen Gedanken anregt, ohne ihn zu zerstreuen.

In diesem Sinne haben wir treffliche Illustrationswerke, und in diesem Sinne will auch die illustrierte Ausgabe von P. K. Roseggers Werken aufgefaßt sein. Der Verleger A. Hartleben in Wien hat für die Ausgabe zwei geniale Zeichner gefunden: A. Grail und A. Schmidhammer. Ersterer bringt in diesem Werke die alte Wiener Illustrationsschule zur höchsten Vollendung, letzterer leistet in der naturalistischen Richtung hochinteressante Bilder. Beide sind Meister der Darstellungen aus dem Volksleben in den Alpen; Grail vertritt besonders das historische Fach, während Schmidhammer in der Landschaft groß ist. Beide haben sich mit den ländlichen Zuständen viel abgegeben, Grail im Oesterreicher Lande, Schmidhammer in Obersteiermark, bekanntlich die Gegenden, in welchen die meisten von Roseggers Werken spielen.

Ueber den Inhalt der Rosegger'schen Werke zu sprechen ist hier nicht am Platze, was aber die Bilder zu denselben anbelangt,

so muß man gestehen, daß die bisher erschienenen 20 Hefte (es werden deren 75 sein) allerorts Anerkennung gefunden haben. Die 20 Hefte bilden den ersten Band und enthalten die „Waldheimat“ und „Heidepeters Gabriel,“ diese Werke haben 140 Illustrationen. Die ganze Ausgabe wird in vier Bänden bestehen und 600 Bilder bringen. Ueber das Volk und Land der Alpen wird wohl kaum jemals ein Literaturwerk erschienen sein, welches naturwahrer illustriert wäre, als dieses; es ist geeignet, Feinde von Illustrationswerken zu versöhnen. Die Mannigfaltigkeit des Textes wird durch die Bilder so recht in's Licht gerückt, und die Kleidung und Gestalten der Alpenbewohner, sowie ihre Häuser und Landschaften dürften textlich wohl kaum so gut darstellbar sein, als es in diesen Bildern geschieht. Zu bedauern wäre vielleicht nur, daß manchmal nicht die richtigen Stellen, die wesentlichsten und dankbarsten Scenen illustriert sind, Vortheile, die sich die Künstler wiederholt entgehen ließen. Im Ganzen muß man den Dichter beglückwünschen, daß er so vortreffliche Illustrateure gefunden hat, und man muß die Bildner beglückwünschen, daß sie in diesen Werken Stoff gefunden haben, um ihre Kunst in das glänzendste Licht zu stellen. Ist es nur ein echter Künstler, der sich zwischen Schriftsteller und Leser stellt, so werden sich beide diesen Interpreten gerne gefallen lassen. S.

Wiener Autoren. Von Ernst Wechsler. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1888.)

Wer etwa einmal Lust haben sollte, das Wiener Zeitungswesen von seiner besten Seite kennen zu lernen, der mag sich das obgenannte kleine Buch verschaffen. Obzwar dasselbe keine vollständige Reihe der Wiener Feuilletonisten bietet, so ist doch die Darstellung und Kennzeichnung der verschiedenen Richtungen eine vollständige. Ganz interessante Geister sind es, die in dem Buche aufmarschieren und unter welchen bedeutende Namen, wie Grasberger, Schlögl, Hevesi und M. v. Ebner Eschenbach nicht fehlen. Wohlthuend wirkt, daß weder persönliche Voreingenommenheit, noch Abneigung in den Skizzen zu verspüren ist. In ruhiger, ziemlich sachlicher Weise eine Kritik über die Wiener Kritiker, ein Feuilleton über das Wiener Feuilleton. Angenehm berührt auch die bescheidene Art, in welcher der Verfasser auftritt und die dem eigentlichen Werthe des Buches keinen Eintrag thut. Weitere Charakterbilder von Wiener und Berliner Autoren sind von demselben Verfasser in Aussicht gestellt, wir erwarten sie mit Interesse. M.

Die sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenössischen Literatur. Von Hans Merian. (Leipzig, Reinhold Werther.)

Zuerst wird in dieser Schrift behauptet, daß die ältere Dichterschule nicht viel werth sei, und werden auch etliche ältere Dichter abgeschlachtet, damit die jüngeren Platz bekommen. Dann wird behauptet, daß die neue Dichterschule sich weitaus kräftiger und genialer anlasse, als die alte es war. Dann wird verrathen, daß diese jungen Dichter nicht unter den einen Hut „die Jungdeutschen“ gebracht werden wollen. Es fühlt sich Jeder selbst als ein Orignal und von einer „Schule“ will Keiner etwas wissen. Bei näherer Vergleichung der älteren und dieser jüngeren Dichter stellt es sich heraus, daß der Unterschied nicht allzugroß ist; dort wie hier gibt es verschiedene Talente, starke und schwache, nur daß die jüngeren mit Vorliebe dem derb Sinnlichen und Brutalen zuneigen, dem „Naturalismus,“ wie sie es nennen, was ihnen die heutige Zeit zufällig erlaubt zu thun. Das ist eben das Gährende der Jugend und gibt sich mit der Zeit. Ist der Wein ausgegohren, so wird er hoffentlich ebenso rein und milde und herzbefreiend zu trinken sein, wie der, in unseren alten Gebinden. Der von den Jungen vom Zaune gebrochene Kampf gegen die Alten ist ungezogen, weiter hat er keinen Sinn. Durch Raisonieren und Verunglimpfen Anderer werden sie sich keine Stellung gründen, das müssen sie durch ruhig-ernstes und von reinen Idealen beseeltes Schaffen thun. M.

Goerbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1887.

Obwohl diese Novellen eine ziemlich gewandte Feder verrathen, müssen wir doch grundsätzlich und entschieden gegen sie Stellung nehmen — aus ethischen und ästhetischen Gründen. Die Novellen drehen sich ausnahmslos um die Heilanstalt des Dr. H. Brehmer in Goebersdorf, und ohne untersuchen zu wollen und zu können, ob wirklich nur in Goerbersdorf Brustkranke Heilung finden, und ob Kranken diese Lectüre durch die Hinweisung auf die genannte Heilanstalt von Nutzen sein wird: ist der Schauplatz ein so klatschbasenmäßig engbegrenzter, die Motive sind so voll krankhafter Rührhaftigkeit, daß sie von einer gesunden Lectüre ebensoweit entfernt sind, als von einem novellistischen Meisterwerke. Den unschönen Verdacht, als seien diese Novellen nur als Reclame für die Anstalt Goerbersdorf erschienen, haben wir vom Anbeginne an nicht hegen wollen — das glauben wir hier betonen zu müssen. —tt—

Platt Land und Lüd. Vertellt von Julius Dörr. Erstes Bändchen. De Göderschlächter. Dörpgeschicht ut de Uckermark.

Es ist keine ganz leichte Aufgabe für den süddeutschen Schriftsteller, über ein plattdeutsch geschriebenes Buch ein Urtheil abzugeben. Trotz Fritz Reuter und Klaus Groth muthet uns Süddeutsche das Platt immer etwas fremdartig an und manche Feinheit des Dialectes geht an uns spurlos vorüber. Es ist hier nicht der Raum, uns des Näheren über die Vorzüge und die Berechtigung der Dialecte zu verbreiten. Der Dialect ist ja unbestritten ursprünglicher, lebensvoller, gesünder, charakteristischer, als das Alles glättende, erst durch verschiedene Wandlungen zu seiner jetzigen Vollkommenheit gelangte Hochdeutsch. Wir müssen auch die Berechtigung der Bestrebungen Julius Dörrs anerkennen und können dies nicht besser als mit Victor Blüthgens Worten, womit ihn derselbe in die Literatur einführt: „Ein geborener Uckermärker, schreibt Julius Dörr das Platt der märkischen Landbevölkerung; und so farbecht märkisch, wie dies sein Platt, sind die Menschen und Verhältnisse, welche er mit der sicheren Hand, dem blutwarmen Ernst und dem behaglich-liebenswürdigen Humor Reuters zeichnet. Daß er den „Göderschlächter" mit der tieferen Absicht geschrieben, einen der gefährlichsten Krebsschäden des bäuerlichen Lebens warnend bloßzulegen, hebt die Erzählung von vornherein aus dem Kreise seichter Unterhaltungslectüre heraus." — Wenn Julius Dörr auch der starken epischen Kraft eines Fritz Reuter nicht gewachsen ist, so erscheint er doch unter den Vielen, welche in den Fußstapfen Reuters zu wandeln unternommen, als einer der Berufensten. —tt—

Sippurim. Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden. Volksausgabe von J. Brandeis. (Prag. Verlag von J. B. Brandeis.)

Wolf Pascheles ist vor ungefähr 40 Jahren zuerst mit der „Sippurim," in welcher die sich an Thatsachen und Ereignissen vergangener Jahrhunderte knüpfenden Sagen der Juden dem Leser vorgeführt werden, in die Oeffentlichkeit getreten. Aus dieser älteren „Sippurim" ist nun durch Sichtung die gegenwärtige, bedeutend billigere Volksausgabe entstanden, und wir zweifeln nicht, daß sie von dem jüdischen Leser, der sich für die Vergangenheit seiner Glaubensgenossen in Böhmen interessiert, dankbar aufgenommen werden wird. Aber auch dem Christen bietet sie manchen interessanten Einblick in jüdisches Leben und jüdische Vergangenheit und wird ihn mit mancher schönen Sage bekannt machen. —tt—

Deutsche Jugendbibliothek, herausgegeben von Julius Lohmeyer und Ferd. Schmidt. (R. Voigtländer in Kreuznach und Leipzig.)

Friedr. Schiller, von Ferd. Schmidt. 8. Aufl. Mehr als jede andere literarhistorische Biographie ist das Leben Schillers für die Verbreitung in den weitesten Schichten des Volkes geeignet. Schmidt hat dieses dem deutschen Volke so theure Leben nicht nur gemeinverständlich und lebendig erzählt, sondern auch in edelster Sprache seinen Ton dem idealen Gedankenschwung seines Helden anzupassen gewußt und in dem knappen Rahmen ein würdiges, wenn auch anspruchsloses Denkmal geschaffen. Er hat hier die Sprache des Herzens geredet, welche immer edel und harmonisch klingt, wenn sie von der Wahrheit getragen wird.

Goethes Jugend- und Jünglingszeit, von Ferd. Schmidt. 5. Auflage. Das gesammte Leben Goethes ist für eine für die Fassungskraft der Jugend berechnete Darstellung ein sehr spröder Stoff. Mit Recht beschränkte der Verfasser seine Schilderung auf die Zeit bis zum Eintritt in den Weimarer Hof. Das über diesen Lebensabschnitt zu Sagende genügt völlig, um in dem jugendlichen Leser lebhafte persönliche Antheilnahme an Goethe zu erwecken, welche in gereifterem Alter von selbst zu weiteren Studien führen wird. An der Art der Darstellung läßt sich so recht erkennen, wie Ferd. Schmidt durch seine gründliche Kenntnis der Geschichte, durch seine besondere Gabe, die Erlebnisse und Schicksale von Personen ansprechend zu gruppieren und zu einem schönen Bilde abzurunden, zur Bearbeitung biographischer Stoffe vorzüglich geeignet ist. V.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten, mit 800 Illustrationen. In 50 Lieferungen. (A. Hartleben, Wien.)

Mit den soeben zur Ausgabe gelangten Lieferungen 31 bis 35 hat sich dieses Werk bis auf den Continent Amerika erweitert. In einer sehr klar und praktisch eingetheilten „Uebersicht" werden zunächst die bodenplastischen (orographischen) Verhältnisse dieses Erdtheiles vorgeführt, hierauf das Klima und in besonders ausführlicher Weise die pflanzengeographischen und die thiergeographischen Capitel behandelt. Alle diese Abhandlungen sind sehr instructiv, reichlich durch Bilderschmuck ergänzt und erläutert. Die nächsten Abschnitte umfassen die politische Geographie von Britisch-Nordamerika, den Vereinigten Staaten von Amerika, Mexico, Centralamerika und den westindischen Inseln. Die Karten: das Europäische Rußland, die Schweiz, eine

Uebersichtskarte des Deutschen Reiches, die Großbritannischen Inseln, die Balkanhalbinsel und Centralafrika; außerdem liegt diesen Heften eine sehr instructive Karte der Meerestiefen bei. V.

Der neue Pierer. Wer wie der Schreiber dieser Zeilen sich und andern eingesteht, daß er ein gut Theil seiner Wissensausrüstung dem Pierer verdankt, zuerst dem halblateinisch gedruckten der 1830er bis 1850er Jahre, dann den neueren stets vervollkommneten Ausgaben ganz in deutscher Schrift, den mußte die Ankündigung eines neuen 7. Erscheinens des alten Noth- und Hilfsbuches für das deutsche Haus eigenthümlich berühren. Zunächst konnte der Name des Verlegers nur ein gutes Vorurtheil erwecken. Denn dem bekannten Spemann'schen Verlag verdanken wir ja gute Bücher in würdigem Gewand zu billigem Preis, ganze Sammlungen einheimischer und fremder, classischer und moderner Belehrungs- und Unterhaltungs-Literatur. Aber nun sollte der alte bewährte Pierer „ein durchaus neues Buch“ werden, Format, Druck, die ganze Einrichtung sich ändern, farbige und schwarze Illustrationen, das unentbehrliche Reizmittel des Tages, hinzutreten. War das nicht bedenklich? Und gar die Verbindung des Conversations-Lexikons, das von jeher den Ruhm hatte, das artikelreichste zu sein, mit einem Universal-Sprachenlexikon, welches außer Latein und Griechisch 10 lebende Sprachen doppelt, das Deutsche in die fremden Sprachen, diese in's Deutsche übertragen, bieten soll! Konnte das alles gut, solid, gleichmäßig, ohne Schaden für die Vollständigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit, in 12 Bänden geliefert werden? Das war eine berechtigte Frage. Jetzt, da der erste Band vorliegt, darf Einer, der denselben ganz nach allen Richtungen prüft, jene Frage bejahen und Jedermann zur Benützung des neuen, erweiterten und verschönerten Pierer einladen. V.

Die Elektricität des Himmels und der Erde. Von Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit 400 Illustrationen und Farbentafeln. (A. Hartleben, Wien.)

Zwar hatte der Physiker schon vor der Pariser elektrischen Ausstellung im Jahre 1881 gewußt, daß die Inductionsmaschinen in den Händen von Pacinotti, Gramme und Siemens zur dynamo-elektrischen Maschine ausgebildet worden waren, daß mit Hilfe des Telephons Musik und selbst auch Gespräche auf weite Entfernungen übertragen werden können, auch hatte bereits Jablochkoffs elektrische Kerze Aufsehen erregt, ja selbst von Edisons Wunderlampe kamen die übertriebensten Berichte nach Europa, und auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung (1879) konnte man sogar mit einer kleinen elektrischen Bahn fahren; doch erst durch die Pariser Ausstellung wurde aller Welt klar dargelegt, daß sich zu der Elektricitätslehre die Elektrotechnik gesellt habe, daß in die Reihe der alten Großindustrien eine neue, die elektrische, getreten sei. Erwägungen dieser Art veranlaßten den Verfasser vorliegenden Werkes, seine „Elektricität im Dienste der Menschheit“ zu schreiben, ein Werk, welches einem größeren Leserkreise Gelegenheit, sich gründlich und zuverläßig über die angedeuteten Errungenschaften der neueren Zeit zu unterrichten, darbietet.

Inzwischen hat aber auch die Erforschung der in der Natur wirkenden magnetischen und elektrischen Kräfte erhebliche Fortschritte gemacht. Dem Erdmagnetismus schenkte man bereits seit A. v. Humboldt's Zeiten volle Aufmerksamkeit, das Studium der atmosphärischen und Gewitterelektricität erfuhr durch die Organisation eines regelrechten Gewitter-Beobachtungsdienstes in vielen Ländern eine mächtige Förderung, die Telegraphennetze gaben vielfache Gelegenheit zur Beobachtung des Erdstromes, und unsere Kenntnisse bezüglich des Polarlichtes erfuhren durch zahlreiche Polar-Expeditionen eine wesentliche Erweiterung. Dies veranlaßte den Verfasser zur Herausgabe eines zweiten, des vorliegenden Werkes: „Die Elektricität des Himmels und der Erde.“

Was dieses Werk enthält, ist aus Obigem der Hauptsache nach wohl bereits zu ersehen; es genügt daher, den reichen Inhalt nachstehend nur kurz anzudeuten. Die erste und zweite Abtheilung bilden gewissermaßen die Einleitung, und zwar die erste die physikalische, die zweite die historische. Mit der dritten Abtheilung: „Die atmosphärische Elektricität,“ beginnt die Behandlung des eigentlichen Stoffes, der weiterhin in folgende Abtheilungen gruppiert erscheint: Das Gewitter, Blitz und Donner, Blitz- und Gewitterwirkungen, Blitzgefahr und Blitz-Schutzvorrichtungen, Erdmagnetismus und Erdstrom, und endlich das Polarlicht.

Das Werk ist von der Verlagsfirma durch gelungene Holzschnitte und zehn Farbentafeln reichlich ausgestattet und verdient, als naturwissenschaftlicher Hausschatz, die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten. V.

Amalie von Lasaux. Für die reifere Jugend von Wilhelm Schirmer. (Düsseldorf, Hermann Michels. 1888.)

Die kurzgefaßte, aber sehr erbauliche Geschichte einer Ordensschwester, welche im

Sinne der christlichen Liebe eine treue Wohlthäterin vieler armer Mitmenschen geworden ist. M.

Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. (Leipzig. Leipziger Verlagshaus.)

Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle von Josef Freiherrn von Eichendorff. (Leipzig. Leipziger Verlagshaus.)

Diese beiden hier angeführten Werke sind die ersten Bände eines größeren Unternehmens, durch welches die Verlagshandlung „die besten deutschen Dichter in geschmackvoller Ausstattung und zu billigstem Preise“ der deutschen Lesewelt darbieten will.

Kindberg und Umgebung. Herausgegeben vom Fremden-Verkehrs-Comité in Kindberg. (Mit einer Karte. 1888.)

Dieses Büchlein wird allen Besuchern und Sommerfrischgästen des schönen Ortes gewiß willkommen sein. Es gibt in übersichtlicher Kürze Auskunft über das Wesentlichste, was den Geschichts- und Naturfreund interessieren kann. Nicht weniger als 66 größere und kleinere Ausflüge in die mannigfaltige, theils liebliche und theils großartige Umgebung sind verzeichnet. Die Karte erstreckt sich allerdings nur auf die nächste Umgebung, ist aber sehr übersichtlich und praktisch gehalten. Das Mürzthal wird von Jahr zu Jahr bekannter und beliebter, die Fremden kommen von Nah und Fern, und besonders die gottgesegnete Lage Kindbergs findet mit Recht ihre Würdigung. R.

Krieglacher Album. Unter dieser Bezeichnung sind bei Otto Schmidt (Wien, VI., Münzwardeinstraße 11) acht kunstvolle ausgeführte Photographien in Quartformat zu haben, welche Ansichten des malerischen Krieglach und seiner Umgebung bieten. Unter den einzelnen nennen wir: Krieglach von der Gölkapelle aus, Am Fuße der hohen Veitsch, Roseggers Geburtshaus und dessen Sommerhaus. Die meisten der Bilder sind im Vordergrunde mit Personengruppen ausgestattet, was ihnen Leben und einen eigenartigen Reiz verleiht; sie sind auch als Charaktertypen obersteirischer Landschaft von Wert. M.

Kärntner-Trachten. Nach den im Besitze der Kaiserin von Oesterreich befindlichen Aquarellen von August Prinzhofer. (Klagenfurt. Joh. Leon sen.)

Dieses aus zehn Blättern bestehende Album ist ein kleiner Schatz des Volksthums. Es ist erstaunlich, wie in einem so engen, freilich von drei Nationalitäten bewohnten Lande eine solche Mannigfaltigkeit der Volkstrachten vorkommen kann. Und eine malerischer als die andere! Man sehe nur einmal diese fast an's Orientalische gemahnende Seeland-Tracht an, oder die an's Tirolische schlagende Lesachthal-Tracht, oder die höchst malerische Gailthal-Tracht, welche dem Formenwuchs der Bevölkerung Gelegenheit gibt, seine Pracht so recht zu zeigen. Ganz alpin sind die Möllthaler ausgestattet, großbäuerlich ländlerisch die Lavantthaler und die Leute von Ferlach, schon ein wenig modern städtisch die Glanthaler. Dazu die verschiedenen, stets hübschen Gesichtstypen. Eines der zwei Bilder stellt zwei Gemsjäger dar. Die Alpen haben wohl kein Land, welches in Bezug auf die Volkstrachten so merkwürdig wäre, als Kärnten. Leider kommen diese alten Trachten immer mehr ab, und lange wird es nicht dauern, daß sie nur mehr auf den ausgezeichneten Bildern Prinzhofers erhalten sein werden. Deshalb gewinnt dieses Album von Jahr zu Jahr an Wert, und danken müssen wir es der Verlagshandlung, daß sie selbiges einem größeren Publicum zugänglich gemacht hat. R.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickung, von Friedrich von Hellwald. Sechste und siebente Lieferung. (Leipzig. Ernst Günther. 1888.)

Universal-Bibliothek der bildenden Künste. 16.—21. Bändchen. William Hogarth. Ueber Kupferstiche und andere Kunstwerke, ihre Geschichte, Behandlung, Aufbewahrung und Reinigung. Von Felix Hollenberg. (Leipzig Bruno Lemme.)

Sarastro. Drama in drei Aufzügen von Gottfried Stommel. (Düsseldorf.)

Das neue Deutschland, seine alten Heldensagen und Richard Wagner. Eine elementare Einführung in das Verständnis der Werke und der Bedeutung Richard Wagners. Von Dr. Fritz Schultze. (Leipzig. Ernst Günther. 1888.)

Hütet die Jugend! Ein Mahnwort von W. C. Schirmer, Pfarrer. (Düsseldorf. Stahl'sche Buchdruckerei. 1888.)

Der praktische Gartenfreund. (Zürich. Schröter & Meyer.)

Hausbuch. Miniaturzeitschrift für deutsche Dichtung. Erscheint halbmonatlich. (Dresden.)

Kinder-Gartenlaube. Band VI. (Nürnberg.)

Karafiat's Neuer Bote aus Mähren und Schlesien. Ein Haus-, Stadt- und Landmannskalender für alle Provinzen des österreichischen Kaiserreiches. 1889. 99. Jahrgang. (Brünn. Fr. Karafiat.)

Postkarten des Heimgarten.

H. R. O., Teplitz: Wir begiengen am 8. September mit Euch den Gedächtnistag der Befreiung des Volkes. Nichtswürdig die Zeit, die solche Siege mißachten könnte. Ehre der Stadt, welche dankbar der Männer gedenkt, die uns aus der Knechtschaft gerettet haben. Wäre es damals nicht gethan worden, heute könnte es nicht geschehen. Unsere Aufgabe, die vor vierzig Jahren errungene Freiheit heute zu vertheidigen, bedarf auch des Heldenmutes. Möge der Mensch seine Würde hüten, daß er, ein Kind Gottes, nie der Menschen Knecht werde!

F. F., Dresden: Ohne uns auf das Politische Ihrer Erörterungen einzulassen, bemerken wir, daß es erfreulicher wäre, wenn Deutschland sich freundschaftlich an England schließen würde, denn an Rußland. An jenes England, von dem schon Voltaire sagen konnte: „Das englische Volk ist das einzige auf der Erde, dem es gelungen ist, die Macht seiner Könige gesetzlich zu begrenzen, und welches durch beharrliche Arbeit sich eine Regierungsform gegeben hat, nach welcher der König alle Macht besitzt, Gutes zu thun, während ihm für das Böse die Hände gebunden sind. Wo die Vornehmen groß sind, ohne Uebermut und ohne Vasallen. Die Regierung Englands ist nicht auf Glanz berechnet, ihr Zweck ist nicht, Eroberungen zu machen, sondern ihre Nachbarn daran zu hindern." — In diesem England hätte Deutschland wahrlich mehr zu suchen, als in dem despotischen Rußland.

Dr. F. M. O., Wien: Sie treten für den Mißbrauch ein? Erinnern Sie sich daran, daß nach einer beiläufigen Berechnung in Wien jährlich an die Pferdebahnschaffner allein etwa 100.000 fl., und an die Zahlburschen der Kaffeehäuser nahezu eine Million an Trinkgeldern vergeudet werden. Die Trinkgelder, welche in Wien jährlich überhaupt gegeben werden, sollen die Summe von vier Millionen übersteigen. Wenn das ehrliche Geschenke wären, gut! Aber es sind der Natur der Sache nach zumeist Bestechungs- oder Erpressungsgelder, deren Nichtzahlung allerlei Unannehmlichkeiten zur Folge hätte.

Dr. St. U., Cassel: Gemach doch! Der Unglauben selbst ist ein sehr dogmatisch Ding. Man solle, sagt Rousseau, aufrichtig nicht wissen, was man nicht weiß. Und so viel werden wir auf gar keinen Fall wissen, daß wir das Glauben ganz entbehren könnten. Also gestatten Sie es gnädigst.

F. N. O., Pforzheim: Sie irren doch sehr. Normal ist weder die Schönheit noch das Genie. Wahrhaft schöne Frauen sind so selten, wie wahrhaft geniale Männer. Ihre Abhandlung wird weder dem Einen noch dem Andern gerecht. Der Schönheit verzeiht man den Mangel an Genialität und dieser den Mangel an Schönheit. Ihre Arbeit ist in diesem wie in jenem Sinne unverzeihlich.

J. S., St. Veit: Die abgegebene Visitkarte bedeutet, daß der Abgeber persönlich da war, und kann als vollzogener Besuch gelten. Ganz richtig. In einer eingebogenen Ecke der Visitkarte erblicken Sie die Vorsichtsmaßregel gegen die unbefugte weitere Benützung derselben. Sehr schmeichelhaft für den Empfänger!

O. S., Nürnberg: Lesen Sie auch einmal A. Meusers: „Wesen und Einfluß der philanthropischen Schule" (Mannheim. J. Bensheimer). Denn man muß jede Sache, mit der man zu thun hat, an allen ihren Seiten kennen lernen. Und bleiben Sie als Lehrer dem Humanismus treu.

✕ Der Roman: „Die Belagerung von Pfalzburg" von Erckmann-Chatrian beginnt im nächsten Hefte.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Belagerung von Pfalzburg.

Ein Roman von Erckmann-Chatrian.

I.

Weil Du von der Belagerung von Pfalzburg anno 1814 das Nähere wissen möchtest, sagte Vater Moses aus der Judengasse zu mir, so will ich Dir alles ausführlich erzählen.

Ich wohnte damals in dem kleinen Haus, das die Ecke zur Rechten der Halle bildet; ich hatte meinen Eisenkleinhandel unten im Gewölbe, oben aber wohnte ich mit meinem Weib Sorle und meinem kleinen Safel, dem Kinde meines Alters.

Meine beiden andern Knaben, Itzig und Fromel, waren schon nach Amerika gegangen, und meine Tochter Zeffen war mit Baruch, dem Lederhändler in Zabern, verheiratet.

Außer meinem Eisengeschäft handelte ich auch mit alten Schuhen, altem Weißzeug und alten Kleidern, wie sie die Rekruten verkaufen, wenn sie auf ihrem Sammelplatz ankommen und ihre Uniformen fassen. Die Hausierer nahmen mir die alten Hemden ab, für Papier daraus zu machen, und das Uebrige verkaufte ich an die Bauern.

Dieser Handel gieng sehr gut, weil Tausende von Rekruten von Woche zu Woche und von Monat zu Monat durch Pfalzburg kamen. Man maß sie sogleich auf der Mairie, man kleidete sie ein und schob sie dann ab nach Mainz, Straßburg oder anderswohin.

Dies dauerte lange, aber am Ende war man des Krieges satt, besonders nach dem russischen Feldzug und der großen Aushebung von 1813.

Du kannst Dir wohl denken, Fritz, daß ich nicht so lange gewartet hatte, um meine beiden Knaben vor den Klauen der Rekrutierungscommission in Sicherheit zu bringen. Es waren zwei Kinder, denen es nicht an Verstand fehlte; mit zwölf Jahren waren ihre Köpfe schon sehr hell, und ehe sie sich für nichts und wieder nichts geschlagen hätten, würden sie

sich bis an's Ende der Welt salviert haben.

Des Abends, wenn wir so beim Nachtessen um den siebenarmigen Leuchter versammelt waren, sagte ihre Mutter manchmal, indem sie sich das Gesicht verhüllte:

„O meine armen Kinder! . . Meine armen Kinder! . . Wenn ich denke, daß ihr bald das Alter habt, wo ihr den Flintenschüssen und den Bajonnettstichen entgegen, in den Donner der Kanonen gehen müßt. Gott, Gott! . . . Welch ein Unglück!"

Und ich sah, daß sie ganz bleich wurden. Ich lachte in mich hinein. . Ich dachte:

„Ihr seid nicht so dumm . . Ihr hängt an Eurem Leben . . . Das ist recht."

Wenn ich Kinder gehabt hätte, die fähig gewesen wären, Soldaten zu werden, so wäre ich vor Kummer darüber gestorben.

Ich hätte mir gesagt:

„Sie sind nicht von meinem Stamm." Aber diese Kinder nahmen zu an Kraft und Schönheit, mit fünfzehn Jahren machte Itzig schon gute Geschäfte, er kaufte Schlachtvieh auf eigene Rechnung in den Dörfern und verkaufte es wieder mit Gewinn an den Metzger Borich in Mittelbronn. Auch Fromel blieb nicht zurück, er verstand am besten, die alte Waare zu verschachern, die wir in drei Gewölben unter der Halle aufgestapelt hatten.

Gerne hätte ich diese Knaben bei mir behalten. Es war meine Wonne, sie mit meinem kleinen krausköpfigen Safel zusammen zu sehen, der Augen wie ein Eichhörnchen hatte. Ach, es war meine Glückseligkeit! Oft schloß ich sie stumm in meine Arme. Sie waren erstaunt darüber, es erschreckte sie, aber fürchterliche Vorstellungen giengen mir nach den Geschichten von 1812 im Kopfe herum. Ich wußte, daß der Kaiser, wenn er nach Paris zurückkehrte, jedesmal vierhundert Millionen Francs und zwei- oder dreimalhunderttausend Mann verlangte, und ich sagte mir:

„Diesmal muß alles marschieren, selbst Kinder von sechszehn und siebzehn Jahren."

Als die Nachrichten immer schlechter wurden, sagte ich eines Abends zu ihnen:

„Hört! Ihr versteht beide den Handel, und was Ihr nicht wißt, werdet ihr lernen. Wenn Ihr jetzt noch einige Monate wartet, werdet Ihr das Loos ziehen müssen, Ihr werdet verlieren, wie die andern, man wird Euch auf den Paradeplatz führen, man wird Euch zeigen, wie man ein Gewehr ladet, und wenn Ihr fort seid, werde ich nie mehr von Euch hören."

Sorle schluchzte und wir schluchzten alle zusammen. Nach einigen Augenblicken fuhr ich fort:

„Aber wenn Ihr sogleich über Havre nach Amerika gehet, so werdet Ihr wohlbehalten drüben ankommen, Ihr werdet Handel treiben, wie hier, Ihr werdet Geld erwerben, Ihr werdet Euch vermehren nach der Verheißung des Ewigen und Ihr werdet mir auch Geld schicken nach dem Befehl Gottes: Du sollst Vater und Mutter ehren! Ich werde Euch segnen, wie Isaak den Jakob gesegnet hat, und Ihr werdet haben ein langes Leben. Wählet. ."

Sie entschlossen sich, sogleich nach Amerika zu gehen, und ich selbst führte sie bis Saarburg. Sie hatten sich jeder schon zwanzig Louisd'ors erworben und ich durfte ihnen nur noch meinen Segen geben.

Und was ich ihnen gesagt habe, ist eingetroffen. Alle beide leben, sie haben viele Kinder, die meine Nachkommenschaft sind, und wenn ich irgend etwas nöthig habe, so schicken sie mir's.

Itzig und Fromel waren also fort, und es blieb mir nur noch Safel, mein Benjamin, der Letztgeborne, den man womöglich noch lieber hat, als die andern. Auch hatte ich noch meine Tochter Zeffen, die in Zabern mit Baruch, einem braven, ehrlichen Manne,

verheiratet war. Sie war die Aelteste, sie hatte mir schon einen Enkel geschenkt, David genannt nach dem Willen des Herrn, der da befiehlt, daß man die Todten in der Familie ersetzt. David war der Name von Baruch's Großvater; der, den man erwartete, sollte meinem Vater nach Esra heißen.

Nun weißt Du, Fritz, in welchen Umständen ich vor der Belagerung von Pfalzburg im Jahre 1814 war. Bis dahin war alles gut gegangen, aber nach Verfluß von sechs Wochen gieng alles schlecht in der Stadt und auf dem Lande.

Wir hatten den Typhus. Tausende von Verwundeten füllten die Häuser, und da es seit zwei Jahren an Händen zur Feldarbeit fehlte, war alles theuer, Brod, Fleisch und Getränke. Die Elsäßer und die Lothringer kamen nicht mehr zu Markt, die Waren im Laden giengen nicht mehr, und wenn die Ware nicht mehr geht, so gilt sie so wenig, wie Sand und Steine; man lebt im Elend mitten im Ueberfluß, und der Hunger kommt von allen Seiten.

Trotz allem diesem hatte mir der Gott unserer Väter einen großen Trost vorbehalten, denn zu dieser Zeit, am Anfang des November, kam mir die Nachricht zu, daß Zeffen einen zweiten Sohn geboren habe und daß er ganz gesund sei, meine Freude darüber war so groß, daß ich mich alsbald nach Zabern aufmachte.

Du mußt wissen, Fritz, daß meine große Freude nicht allein von der Geburt eines Enkels herrührte, sondern daher, daß mein Schwiegersohn nicht fort mußte, wenn das Kind am Leben blieb. Baruch hatte bis jetzt immer Glück gehabt: Als der Kaiser durch seinen Senat hatte beschließen lassen, daß alle unverheirateten Männer zur Armee müßten, verheiratete er sich mit Zeffen; als der Senat beschlossen hatte, daß alle verheirateten Männer ohne Kinder fort müßten, hatte er schon sein erstes Kind. Jetzt nach den schlechten Nachrichten beschloß man, daß die Familienväter, die nur ein Kind hätten, fort müßten, und Baruch hatte deren zwei.

In dieser Zeit war es ein Glück, ein Menge Kinder zu haben, die einen verhinderten, niedergemetzelt zu werden, man konnte nichts Besseres wünschen. Dies war der Grund, warum ich so schnell zum Stabe griff, um zu erkennen, ob das Kind stark sei, und ob es seinen Vater retten werde.

Aber wohl Jahre noch, wenn Gott mein Leben verlängert, werde ich mich an diesen Tag erinnern und an das, was ich auf meiner Reise sah.

Denke Dir, daß die ganze Steige durch Karren mit Verwundeten und Kranken versperrt war. Sie bildeten nur eine einzige Reihe von Vierwinden bis Zabern. Die Bauern, die im Elsaß aufgeboten worden waren, um diese Unglücklichen zu führen, hatten ihre Pferde ausgespannt und waren mit Zurücklassung ihrer Wägen davongegangen. Ein giftiger Thau war über sie gekommen. Nichts rührte sich mehr, alles war todt. Man hätte es für einen langen Kirchhof halten können. Tausende von Raben bedeckten wie eine Wolke den Himmel, man sah nur ihre Flügel in der Luft, man hörte nur ein Gekrächze von zahllosen Stimmen. Nie würde ich geglaubt haben, daß Himmel und Erde so viel Raben hervorbringen könnten. Sie flogen bis auf die Karren herab, sobald sich jedoch ein lebendiger Mensch nahte, erhoben sie sich alle und flogen entweder in den Wald von Bonne-Fontaine oder auf die Ruinen des alten Klosters von Dann.

Ich verdoppelte meine Schritte, ich wußte, daß ich nicht zögern durfte, daß mir der Typhus auf den Fersen folgte. Glücklicherweise kommt der erste Winterfrost bald nach Pfalzburg. Es wehte vom Schneeberg her ein scharfer Wind, und die starken Luftströmungen vom Berge verjagen alle diese schlimmen Krankheiten, sogar, wie man sagt, die eigentliche schwarze Pest. Was ich Dir

da erzähle, war der Rückzug von Leipzig in den ersten Tagen des Novembers.

Als ich in Zabern ankam, war die Stadt voll von Truppen: Artillerie, Infanterie und Cavallerie, alles durcheinander.

Ich erinnere mich, daß in der großen Straße die Fenster eines Gasthauses offen standen, und daß man eine große weißgedeckte Tafel sah, drinnen gespeist wurde. Alle Mannschaften von der Leibgarde kehrten hier ein. Das waren junge Leute aus reichen Familien, denen es trotz ihrer zerrissenen Uniformen an Geld nicht mangelte.

Kaum hatten sie im Vorüberreiten den gedeckten Tisch gesehen, so sprangen sie vom Pferd und stürzten in den Saal.

Aber der Wirt Hannes ließ sie vorher ihre fünf Franken zahlen, und in dem Augenblick, als sich die armen Jungen zum Essen setzen wollten, stürzte die Magd herein und schrie:

„Die Preußen! — die Preußen!"

Alsbald sprangen sie auf und warfen sich wie toll wieder zu Pferd, ohne die Köpfe umzuwenden. Auf diese Art verkaufte Hannes seine Mahlzeit mehr als zwanzigmal.

Ich habe seither oft gedacht, daß solche Räuber den Strang verdienen; nein, auf solche Weise sich zu bereichern, ist nicht der wahre Handel. Ich war empört darüber. Wenn ich Dir jedoch das Uebrige beschreiben wollte, das Gesicht derer, die von der Krankheit erfaßt waren, wie sie sich niederlegten, die Klagen, die sie ausstießen, und besonders die Thränen derer, die sich zwangen zu gehen und es nicht mehr konnten, wenn ich Dir das alles sagen würde — es wäre zu schrecklich — es wäre zu viel! Ich habe am Geländer der alten Gerberbrücke einen jungen Gardisten von siebzehn bis achtzehn Jahren gesehen, der, den Kopf auf den Stein gelegt, ausgestreckt dalag. Ich kann dieses Kind nie vergessen. Er erhob sich von Zeit zu Zeit und zeigte seine Hand, die so schwarz wie Ruß war, er hatte eine Kugel im Rücken und seine Hand starb ab. Vermuthlich war dieses arme Geschöpf von einem Karren herabgefallen. Die Leute wagten nicht, ihm beizustehen, weil man sich sagte: Er hat den Typhus.

Ach, welches Elend, man darf nicht daran denken!

Jetzt, Fritz, muß ich Dir aber noch andere Dinge von diesem Tage erzählen, wo ich den Marschall Victor sah.

Ich war spät von Pfalzburg aufgebrochen und die Nacht brach an; als ich die große Straße heraufkam, sah ich im Gasthof „zur Sonne" alle Fenster von oben bis unten erleuchtet. Zwei Posten schilderten unter dem Thorweg. Officiere in glänzender Uniform kamen und giengen, prächtige Pferde waren die Mauer entlang an Ringe gebunden, und hinten aus dem Hof glänzten die Laternen einer Kutsche wie zwei Sterne.

Die Schildwachen vertrieben die Leute von der Straße, ich mußte dennoch vorbeigehen, da Baruch weiter weg wohnte.

Ich näherte mich dem Gasthof, indem ich mir durch die Menge Bahn brach, und die erste Schildwache rief: „Zurück!" Da trat ein Husarenofficier, ein kleiner untersetzter Mann mit großem rothem Backenbart, aus dem Thorweg auf mich zu und rief:

„Bist Du's, Moses? Es freut mich, Dich wieder zu sehen."

Er drückte mir die Hand. Ich machte natürlich große Augen. Ein höherer Officier, der einem Mann aus dem Volke die Hand drückt, das sieht man nicht alle Tage. Ich war sehr erstaunt.

Da erkannte ich den Major Zimmer. Wir waren fünfunddreißig Jahre zuvor miteinander zu Vater Genaudet in die Schule gegangen, waren in der Stadt, in den Gräben, auf dem Glacis miteinander herumgesprungen, das ist wohl wahr; aber Zimmer war seither mehrere Male durch Pfalzburg gekommen, ohne sich an seinen alten Kameraden Samuel Moses zu erinnern.

„Nun," sagte er lachend und nahm

mich am Arm: „Komm! Ich muß Dich dem Marschall vorstellen.“

Willenlos und eh ich ein Wort sagen konnte, befand ich mich unterm Thor und von da aus gieng's in einen großen Saal, wo für den Generalstab an zwei langen, mit Lichtern und Flaschen besetzten Tafeln gedeckt war.

Eine Menge höherer Officiere, Generale, Obersten, Husaren, Dragoner-Rittmeister und Jäger-Majore mit Federhüten, Helmen, rothen Tschakos, das Kinn in der hohen Kravatte versteckt und Schleppsäbel an der Seite, giengen ab und zu, kamen theils in Gedanken versunken, theils im Gespräch mit einander und harrten des Augenbickes, sich zu Tische zu setzen.

Kaum konnte man zwischen all diesen Leuten durchkommen, aber Zimmer führte mich immer am Arm und zog mich nach dem Hintergrund gegen eine hellerleuchtete kleine Thür.

Wir traten in ein hohes Zimmer, dessen beide Fenster nach dem Garten giengen.

Hier befand sich der Marschall, er stand mit unbedecktem Haupte da, kehrte uns den Rücken zu und dictierte Befehle, zwei Generalstabsofficiere schrieben.

Das war alles, was ich für den Augenblick in meiner Verwirrung bemerken konnte.

Als wir eintraten, wandte sich der Marschall um; ich sah, daß er ein gutes lothringisches Bauerngesicht hatte. Er war ein großer starker Mann mit ergrauenden Haaren, er mochte sich den Fünfzigern nähern und sah für sein Alter sehr gut aus.

„Hier, Marschall, ist unser Mann,“ sagte Zimmer zu ihm. „Es ist einer meiner alten Schulkameraden, Samuel Moses, eine lustige Haut, der seit dreißig Jahren durchs Land läuft und alle Dörfer im Elsaß und in Lothringen kennt.“

Der Marschall blieb vier Schritte von mir stehen und musterte mich. Ich hielt ganz erschrocken meine Mütze in der Hand. Nachdem er mich zwei Secunden betrachtet hatte, nahm er das Papier, das ihm einer seiner Secretäre reichte, durchlas es und unterzeichnete. Dann drehte er sich um:

„Nun, mein Freund, was spricht man vom letzten Feldzug? Wie denkt man in Euren Dörfern?“

Als ich hörte, daß er mich mit „mein Freund“ anredete, faßte ich wieder Muth und antwortete, daß der Typhus viel Schlimmes angerichtet, daß man aber das Vertrauen nicht verliere, weil man wisse, daß der Kaiser mit seiner Armee immer da sei.

„Nun ja,“ erwiderte er mir rauh, „aber wird man sich vertheidigen?“

Da sagte ich:

„Die Elsäßer und Lothringer sind Leute, die sich bis zum Tode vertheidigen werden, weil sie ihren Kaiser lieben und sich alle für ihn opfern würden.“

Ich sagte so aus Klugheit, aber er sah mir's wohl an, daß ich kein Freund von Gefechten war. Er lächelte gutgelaunt und sagte:

„Schon recht, Major, das genügt.“

Die Secretäre hatten weiter geschrieben. Zimmer gab mir ein Zeichen, und wir entfernten uns. Draußen rief er mir zu:

„Glückliche Reise, Moses!“

Die Schildwachen ließen mich vorbei und ich setzte, immer noch zitternd, meinen Weg fort.

Bald stand ich vor Baruch's kleiner Thür am Ende des kleinen Gäßchens hinter den alten Stallungen des Kardinals. Ich klopfte ein paarmal. Es war finstere Nacht.

Wie froh war ich, Fritz, nachdem ich so viel schreckliche Dinge gesehen, an Ort und Stelle zu sein, wo meine Lieben wohnten. Da schlägt einem das Herz vor Freude und mitleidig blickt man auf alle die Macht und den Ruhm, der das Unglück so vieler Menschen ausmacht.

Kurz darauf hörte ich meinen Schwiegersohn durch den Gang kommen und die Thür öffnen. Baruch und

Zeffen erwarteten mich längst nicht mehr.

„Seid Ihr es, Vater?“ fragte Baruch.

„Ja, mein Sohn, ich bin's, ich komme spät, ich wurde aufgehalten.“

„Tretet ein,“ sagte er.

Wir traten in den kleinen Gang und dann in's Zimmer, wo Zeffen, meine Tochter, ganz froh, aber blaß in ihrem Bette lag. Sie hatte mich schon an der Stimme erkannt und lächelte mir entgegen. Mein Herz hüpfte vor Freude, und ich konnte kein Wort herausbringen; ich küßte zuerst meine Tochter, indem ich mich überall nach dem Kleinen umsah. Zeffen hatte ihn unter ihrer Decke im Arm.

„Hier ist er,“ sagte sie.

Nun zeigte sie ihn mir in seinem Wickelkissen. Ich sah zuerst, daß er dick und gesund war. Seine kleinen Händchen waren geschlossen.

„Baruch,“ rief ich, „das ist Esra, mein Vater! Willkommen sei er in dieser Welt!“

Ich wollte ihn ganz nackt sehen und wickelte ihn los. Es war gut warm im Stübchen, weil der siebenarmige Leuchter brannte. Ich zog ihn aus mit zitternder Hand, er schrie nicht, und die weißen Finger meiner Tochter halfen mir.

„Wart, mein Vater, wart,“ sprach sie.

Mein Schwiegersohn stand hinter mir und sah zu, wir alle hatten Thränen in den Augen.

Da lag das Bürschchen nackt vor mir; er war rosenroth und sein dickes Köpfchen wackelte hin und her, noch vom langen Schlafe der Jahrhunderte umfangen. Ich hielt ihn über mein Haupt und betrachtete seine runden Schenkel mit ihren tiefen Ringen, seine hinaufgezogenen Füßchen, seine breite Brust, seine fleischigen Lenden. Und ich hätte mögen tanzen wie David vor der Bundeslade, ich hätte singen mögen: „Lobet den Herrn, lobet ihn, Ihr Knechte des Herrn. Gelobet sei des Herrn Name von nun an bis in Ewigkeit. Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des Herrn. Der Herr ist hoch über allen Völkern, seine Ehre gehet, so weit der Himmel ist. Wer ist wie der Herr, unser Gott, der den Geringen aufrichtet aus dem Staube, der die Unfruchtbare mit Kindern segnet, mit vielen Kindern, daß sie eine fröhliche Mutter sei, Halleluja.“

So hätte ich singen mögen, aber ich konnte nur sagen: „Er ist schön, er ist wohlgebaut, er wird lange leben, er wird sein der Segen unseres Stammes und die Freude unserer alten Tage.“

Ich segnete sie alle.

Hierauf gab ich ihn seiner Mutter zurück, ihn wieder einzuwickeln, und küßte nun auch den andern, der ruhig in seiner Wiege schlief. Wir blieben noch lange beisamen, um unsere Freude auszutauschen.

Draußen zogen Pferde vorüber, Soldaten lärmten, Wagen rollten, hier war alles still, und die Mutter gab ihrem Kinde die Brust.

Sieh, Fritz, ich bin alt und doch sind diese vergangenen Dinge noch so lebhaft in meiner Erinnerung, wie in der ersten Stunde. Mein Herz schlägt immer, wenn ich daran denke, und ich danke Gott für seine große Güte. Er hat mich mit Jahren gesegnet, er hat mich meinen dritten Nachwuchs erblicken lassen, und noch bin ich nicht lebenssatt, noch möcht' ich leben, um meinen vierten und fünften zu sehen. Sein Wille geschehe!

Ich hatte ihnen erzählen wollen, was mir im Gasthof zur Sonne begegnet war, aber neben solcher Freude war alles übrige elendes Zeug. Erst nachdem ich die Kammer verlassen und nebenan in der Stube einen Bissen Brod und ein Glas Wein zu mir genommen, um Zeffen ruhen zu lassen, erzählte ich es Baruch, der sehr erstaunt darüber war.

„Höre, mein Sohn,“ sagte ich ihm,

„dieser Mensch hat mich gefragt, ob wir uns vertheidigen wollten. Das beweist uns, daß die Alliierten unserer Armee auf der Ferse, daß sie zu Hunderttausenden auf dem Marsch begriffen sind, und daß wir sie nicht mehr verhindern können, in Frankreich einzurücken. Und so haben wir denn in all unserem Glück einen großen Jammer zu erwarten. Die werden uns nun all das Böse heimgeben, das wir ihnen seit zehn Jahren zugefügt haben. Ich glaub's, gäbe Gott, daß ich mich täusche."

Jetzt legten auch wir uns schlafen, es war bereits elf Uhr, der Lärm draußen aber dauerte fort.

II.

Den andern Tag, früh morgens nach dem Frühstück, nahm ich wieder meinen Wanderstab, um nach Pfalzburg zurückzukehren. Zeffen und Baruch wollten mich noch da behalten, aber ich sagte ihnen:

„Denkt Ihr denn nicht an die Mutter, die mich erwartet, sie hat keinen Augenblick Ruhe mehr, sie steigt die Treppen hinauf und hinunter, sie sieht zum Fenster hinaus. Nein, ich muß gehen. Jetzt, da wir ruhig sind, soll Sorle nicht in Unruhe bleiben."

Zeffen sagte nichts mehr und füllte mir die Taschen mit Aepfeln und Nüssen für ihren Bruder Safel. Ich umarmte wieder alle, die Großen wie die Kleinen, dann führte mich Baruch bis an's Ende der Gärten, da, wo sich die Wege nach Schlittenbach und Lützelburg scheiden.

Alle Truppen waren abgezogen, es blieben nur noch die Nachzügler und die Kranken; aber man sah noch in der Ferne die Karren auf der Anhöhe und eine Menge Arbeiter, die im Begriff waren, Gruben auf der andern Seite der Straße zu graben.

Schon der bloße Gedanke, wieder dort vorbei zu müssen, erschreckte mich. Hier an der Wegscheide drückte ich Baruch die Hand, versprach, mit der Großmutter zur Beschneidung zu kommen, und schlug hierauf den Fußpfad das Thal hinab ein, an der Zorn hin durch die Wälder.

Dieser Fußweg war ganz mit dürrem Laube bedeckt. Zwei Stunden lang gieng ich auf diesem Teppich. Bald dachte ich an den Gasthof zur Sonne, an Zimmer, an den Marschall Victor, den ich vor mir sah mit seinem hohen Wuchs, seinen breiten Schultern, seinen grauen Haaren und seinem gestickten Frack — bald dachte ich an Zeffen's Kämmerlein, an Mutter und Kind, dann an den Krieg, der uns drohte, an die Massen der Feinde, die von allen Enden wider uns heranzogen.

Mehrere Male blieb ich stehen in diesen Thälern, von denen eins in's andere einmündet, eins wie's andere bewachsen mit Tannen, Eichen und Buchen. Ich sagte mir:

„Wer weiß? Die Preußen, die Oesterreicher und Russen marschieren vielleicht bald auf diesem Pfad."

Aber was mich freute, war der Gedanke: Moses, deine zwei Knaben Itzig und Fromel sind in Amerika, fern von den Kanonenschüssen, sie sind da drüben, ihre Bündel auf dem Rücken, und gehen von Dorf zu Dorf, ohne irgendwie Gefahr zu laufen. Und deine Tochter Zeffen kann auch ruhig schlafen. Baruch hat zwei schöne Kinder, und jedes Jahr wird ein neues dazukommen, bis der Krieg zu Ende ist. Er wird Leder verkaufen zu Tornistern und Schuhen für die, so fort müssen, er selbst aber wird zu Hause bleiben. Ich lachte bei dem Gedanken, daß ich zu alt sei, um ausgehoben zu werden, daß ich schon einen grauen Bart hatte, und daß somit die Menschenfänger keinen von uns bekommen würden. Ja, ich lachte, als ich sah, wie ich in allen Dingen sehr klug gehandelt, und wie der Herr gewissermaßen den Weg vor mir gekehrt hatte.

Es thut einem wohl, Fritz, wenn man sieht, daß einem alles gut geht.

Unter solchen Gedanken kam ich ruhig in Lützelburg an, und ich trat bei Brestel im Gasthaus zum Storchen ein, um mir eine Tasse Kaffee geben zu lassen.

Hier traf ich Bernhard, den Seifensieder, den Du nicht gekannt hast. Er war ein kleiner Mann, bis in den Nacken kahl, mit großen Beulen auf dem Kopfe; auch Donadien, der Waldschütz von Harburg, war anwesend. Der eine hatte seinen Tragkorb, der andere sein Gewehr an die Wand gelehnt, sie tranken zusammen eine Flasche, wobei ihnen Brestel behilflich war.

„Ei, das ist ja Moses!“ rief Bernhard. „Wo, der Teufel, Moses, kommst Du so früh her?“

Die Christen hatten zu dieser Zeit die Gewohnheit, die Juden zu duzen, sogar die Greise. Ich antworte ihm, daß ich von Zabern das Thal herab käme.

„Ah, so hast Du die Verwundeten gesehen?“ sagte der Schütz, „was sagst Du dazu?“

„Ich sah sie,“ antwortete ich traurig, „gestern abend sah ich sie; es ist schrecklich.“

„Ja, jedermann läuft jetzt da hinauf,“ fuhr er fort, „weil die alte Grethel von Vierwinden ihren Neffen Joseph Berthold auf einem Karren entdeckt hat, den kleinen hinkenden Uhrmacher, der noch das letzte Jahr bei Vater Gulden arbeitete. Die Dagsberger, die von la Houpe und die Garburger glauben, daß sie auch ihre Brüder, Söhne oder Vettern aus dem Haufen herausfinden werden.“

Er zuckte dabei mitleidig die Achseln.

„Das ist ein Elend,“ fügte Brestel bei, „aber es mußte so kommen. Seit zwei Jahren stockt der Handel; ich habe da hinten in meinem Hofe für dreitausend Livres Bretter und Dielen. Sonst hatte ich sie sechs Wochen oder zwei Monate liegen, jetzt verfault alles auf dem Platze, man will nichts an der Saar, noch im Elsaß, man sucht und kauft nichts mehr. Mit der Wirtschaft geht's auch nicht besser, die Leute haben keinen Heller, Jeder bleibt zu Hause und ist froh, wenn er nur Kartoffeln zu essen und frisches Wasser zu trinken hat. Inzwischen werden mir Wein und Bier im Keller sauer, und der Schimmel kommt mir dran. Und zu all dem soll man noch seine Wechsel zahlen; zahlen muß man oder man kriegt den Besuch des Gerichtsweibels.“

„Ei,“ rief Bernhard, „so geht's in allem. Aber was kümmert es den Kaiser, ob man Holz und Seife verkauft oder nicht? Wenn nur die Steuern eingehen und die Rekruten einrücken.“

Donadien sah daraus, daß sein Kamerad ein Gläschen über Durst getrunken hatte. Er stand auf, hieng seine Büchse wieder um und gieng, indem er ausrief:

„Guten Tag beisammen, wir wollen ein andermal weiter darüber reden.“

Bald darauf zahlte ich meine Tasse Kaffee und folgte seinem Beispiel.

Ich hatte die gleichen Gedanken wie Brestel und Bernhard; ich sah, daß mein Handel mit Eisen und alten Kleidern nicht mehr gehen wollte, und als ich die Steig zu den „Baracken“ hinaufstieg, sagte ich mir selbst:

„Such' Dir etwas Anderes, Moses, alles ist festgefahren, man kann sein Vermögen nicht bis zum letzten Heller aufzehren. Du mußt Dich umsehen, mußt einen Artikel finden, der immer geht.“

Aber welcher geht immer? Aller Handel geht nur eine Weile und dann geräth er in's Stocken.

In solche Gedanken vertieft, hatte ich die Baracken am Eichwald passiert. Schon war ich auf dem Geschützdamm angekommen, von wo aus man das Glacis, die Wälle und Basteien entdecken konnte, als mir ein Kanonenschuß den Abzug des Marschalls ankündigte. Zugleich sah ich linker Hand, in einiger Entfernung auf der Seite von Mittelbronn, eine Reihe Säbel, die wie Blitze zwischen den Pappeln der Landstraße hervorglitzerten. Die Bäume

waren entlaubt, man konnte daher auch den Wagen mit den Postillonen unterscheiden, der wie der Wind dahin fuhr, begleitet von Federbüschen und Kolpaks.

Kanonenschüsse folgten von Secunde zu Secunde, die Berge wiederholten Schuß auf Schuß bis in die Gründe der Thäler hinein. Ich war ergriffen, weil ich den Mann tagszuvor gesehen hatte; es war mir alles wie ein Traum.

Gegen zehn Uhr endlich gieng ich über die Brücke des französischen Thors. Der letzte Kanonenschuß wurde von der Bastei des Pulverthurms gelöst, und die Leute, Männer, Frauen und Kinder, kamen von den Wällen herab, sie jubelten wie bei einem Feste, sie wußten nichts, dachten an nichts, der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" erscholl in allen Straßen.

Froh, meiner Frau eine gute Nachricht heimbringen zu können, durchschritt ich eilends die Menge. Ich murmelte bereits vor mich hin: Sorle, der Kleine ist wohlauf! Da sah ich sie, an der Ecke der Halle, unter unserer Hausthüre stehen.

Lachend schwang ich meinen Stock, wie um ihr zu sagen: „Baruch ist gerettet, wir können lachen."

Sie hatte mich schon verstanden und gieng gleich in's Haus. Auf der Treppe aber erwischte ich sie und küßte sie und sagte:

„Es ist ein Staatsbursch! Das ist Dir ein Kind! Ganz rund und rosenroth. Und auch Zeffen ist ganz wohl. Baruch schickt Dir diesen Kuß. Wo ist denn Safel?"

„Er ist drunten vor dem Laden und verkauft."

„Recht so."

Damit traten wir in die Stube. Ich setzte mich und fieng auf's neue an, Zeffen's Kind zu loben. Sorle hörte mit Entzücken zu, indem sie mich mit ihren großen schwarzen Augen anblickte und mir die Stirn abtrocknete, denn ich war schnell gelaufen und konnte kaum mehr schnaufen.

Da sprang auch schon unser Safel herein. Ich hatte noch nicht den Kopf gedreht, so war er auch schon auf meinem Schoß und hatte die Hände in meinen Taschen. Der Kleine wußte, daß seine Schwester Zeffen ihn nie vergaß. Auch Sorle verschmähte nicht, in einen Apfel zu beißen.

Du siehst, Fritz, wenn ich auf diese Sachen zu reden komme, so erinnere ich mich wieder an alles, und ich würde Dir in Einem fort erzählen, daß es gar keine Ende nähme.

Es war ein Freitag, der Vorabend des Sabbath, wo Nachmittags die Schabbesgoje kommt.*) Wir saßen noch allein am Mittagessen bei einander und ich hatte schon zum vierten oder fünften Mal erzählt, wie mich Zimmer wieder erkannte und vor den Herzog von Belluno führte, da sagte mir meine Frau, der Marschall habe zu Pferd, in Begleitung seines Generalstabs, unsere Wälle besichtigt, die Vorwerke, die Basteien und das Glacis gemustert. Die Gymnasiumsstraße herunter habe er gesagt, die Festung könne sich achtzehn Tage halten und man müsse sie sogleich armieren.

Sofort fiel mir wieder ein, daß er gefragt hatte, ob wir uns vertheidigen wollten, und ich rief:

„Dieser Mensch weiß gewiß, daß die Feinde kommen. Wenn der Kanonen auf die Wälle pflanzen läßt, so weiß er, daß man sie braucht. Es wäre sinnlos, Vorbereitungen zu treffen, die keinen Zweck haben. Wenn die Alliierten kommen, so wird man die Thore schließen, und was soll dann aus uns werden? Dann ist's aus mit dem Geschäft. Die Bauern können nicht herein und nicht hinaus, was sollen wir dann anfangen?"

Da zeigte Sorle, daß sie Verstand besaß, denn sie sagte:

„An das alles hab' ich schon ge-

*) D. h. die Schabbesmagd, eine nicht israelitische Frau, die Samstags in jeder jüdischen Familie die vom mosaischen Gesetz verbotenen Arbeiten verrichten muß.

dacht, Moses! Das Eisen, die alten Schuhe und all das Zeug kaufen uns nur die Bauern ab. Wir müssen einen städtischen Handel beginnen, ein Geschäft für alle Leut', ein Geschäft, wo die Bürger, die Soldaten und Arbeiter bei uns kaufen müssen; das müssen wir thun."

Ich sah sie ganz überrascht an. Auch Safel hörte ihr zu, die Ellbogen auf den Tisch gestützt.

„Das wäre schon recht, Sorle," sagte ich, „aber welches Geschäft zwingt Soldaten, Bürger und Jedermann, bei uns zu kaufen? Was ist das für ein Geschäft?"

„Höre," sagte sie, „wenn man die Thore schließt, und die Bauern nicht mehr herein können, so kommen keine Eier, keine Butter, keine Fische und nichts mehr auf den Markt. Man wird von geräuchertem Fleisch und Hülsenfrüchten leben müssen, von Mehl und sonstigen haltbaren Nahrungsmitteln. Wer sich aber mit diesen Gegenständen vorgesehen hat, der kann sie zu jedem beliebigen Preise wieder verkaufen, der wird reich werden."

Ich hörte nur und staunte.

„Sorle, Sorle," rief ich, „seit dreißig Jahren bist Du mein Glück gewesen, ja Du hast mich mit Wohlthaten überhäuft und hundertmal hab' ich gesagt: „Eine gute Frau ist ein Diamant von reinem Wasser und ohne Fehler, eine gute Frau ist ein reicher Schatz für ihren Mann! Ich habe es mehr als hundertmal wiederholt, aber diesen Tag seh' ich es mehr als je, und kann Dich nur noch höher schätzen."

Je mehr ich über ihren Vorschlag nachdachte, desto mehr erkannte ich die Weisheit desselben: am Ende sagte ich:

„Sorle, Fleisch und Mehl und alles, was sich aufheben läßt, ist aufgestapelt in den Festungsmagazinen, und es kann lange währen, bis diese Vorräthe den Soldaten ausgehen, da die Befehlshaber dafür gesorgt haben. Der Branntwein jedoch kann ausgehen, und Branntwein brauchen die Menschen, um sich im Kriege niederzumetzeln und umzubringen. Also Branntwein gekauft! Mit Branntwein wollen wir unsern Keller füllen zum Wiederverkauf. Sie sollen sonst keinen kriegen außer bei uns. Das ist meine Meinung."

„Das ist ein guter Gedanke, Moses," sagte sie, „Deine Gründe sind gut und Du hast recht."

„So will ich also bestellen," fuhr ich fort, „und wir wollen all unser Geld in Weingeist stecken. Das Wasser können wir selbst daran thun, je nachdem Einer zahlen will. Auf diese Art kostet die Fracht weniger, als wenn wir Branntwein kommen lassen, denn man braucht den Transport des Wassers nicht zu zahlen, das gibt's hier genug."

„Das ist wahr, Moses," sagte sie, und wir waren einig.

Als ich zu Safel sagte: „Du mußt nichts davon weiter erzählen," antwortete sie für ihn:

„Du brauchst ihm dieses nicht anzuempfehlen, Moses, Safel weiß wohl, daß diese Worte unter uns gesprochen sind, und daß unser Heil davon abhängt."

Und das Kind hat es mir lange nachgetragen, daß ich gesagt: „Du mußt's nicht weiter sagen." Er war schon voll Verstand und mußte sich sagen: „Mein Vater hält mich also für dumm."

Dieser Gedanke demüthigte ihn. Er hat es mir später nach Jahren gestanden, und ich habe eingesehen, daß ich unrecht hatte.

Jedes hat seine Weisheit. Die der Kinder soll nicht gedemüthigt, sondern im Gegentheil durch die Eltern noch gespornt werden.

III.

Ich schrieb also nach Pezenas, einer Stadt im Süden, reich an Wolle, Wein und Branntwein. Der Preis der Branntweine von Pezenas bestimmt

den Branntweinpreis in ganz Europa. Ein Handelsmann muß das wissen, und ich wußte es, weil ich immer Vergnügen daran fand, die Preiszettel in den Zeitungen zu lesen. Die Anwendung davon kam nun nach. Ich verlangte zwölf Pipen Weingeist von Herrn Quataya in Pezenas. Ich hatte nach dem Transportpreis ausgerechnet, daß eine Pipe bis in meinen Keller geliefert mich auf tausend Franken zu stehen komme.

Da seit einem Jahr der Eisenhandel nicht mehr gieng, verkaufte ich die Ware, ohne nachzubestellen, und so beunruhigte mich die Bezahlung der zwölftausend Franken nicht. Freilich, Fritz, machten diese zwölftausend Franken die Hälfte meines Vermögens, und Du kannst Dir wohl denken, welchen Muth ich nöthig hatte, alles, was ich seit fünfzehn Jahren gewonnen, auf's Spiel zu setzen.

Als mein Brief abgegangen war, hätte ich ihn gerne wieder gehabt, aber es war zu spät. Ich zeigte meiner Frau ein fröhliches Gesicht und sagte zu ihr:

„Alles wird recht werden, wir werden das Doppelte, das Dreifache gewinnen u. s. w."

Sie zeigte mir gleichfalls eine heitere Miene, dennoch hatten wir beide Angst, und während der sechs Wochen, die es währte, bis ich die Empfangsanzeige und die Annahme meiner Bestellung, die Rechnung und den Weingeist empfieng, erwachte ich jede Nacht mit dem Gedanken:

„Moses, Du hast nichts mehr, Du bist von Grund aus ruiniert."

Der Angstschweiß stand mir auf der Stirne, und dennoch, wenn mir Jemand gesagt hätte: „Beruhige Dich, Moses, ich nehme Dein Geschäft auf meine Rechnung," so würde ich es zurückgewiesen haben, denn ich hatte ebensoviel Lust zum Gewinn, als Furcht vor Verlust. Daran erkennt man den wahren Kaufmann, den wahren Feldherrn, und Jeden, der auf eigene Faust handelt. Die übrigen sind nur Maschinen, um Tabak zu verkaufen, Schoppen einzuschenken und Musketen abzufeuern. Das kommt alles auf eins heraus. Der Ruhm in einen Fach ist so groß wie im andern. Daher kommt es auch, daß wenn man von Austerlitz, Jena und Wagram spricht, nie die Rede ist von Hinz oder Kunz, sondern nur von Napoleon: er allein wagte alles, die andern wagten höchstens ihr Leben.

Ich sage dies nicht, um mich mit Napoleon zu vergleichen, aber diese zwölf Pipen Weingeist zu kaufen, das war meine Schlacht von Austerlitz.

Wenn ich denke, daß der Kaiser bei seiner Ankunft in Paris vierhundertvierzig Millionen Franken und sechshunderttausend Mann verlangt hatte, und daß damals Jedermann eine Invasion kommen sah und deshalb schnell zu verkaufen und sich um jeden Preis Geld zu verschaffen trachtete, während ich einkaufte, ohne mich vom Beispiel Anderer verleiten zu lassen — wenn ich daran denke, so bin ich noch heute stolz darauf und halte mich für einen muthigen Mann.

Mitten unter diesen Unruhen rückte indes der Tag der Beschneidung des kleinen Esra heran. Meine Tochter Zeffen war wieder auf, und Baruch hatte mir geschrieben, wir sollten uns nicht bemühen, sie wollten selbst nach Pfalzburg kommen.

Meine Frau hatte sich daher daran gemacht, die Fleischspeisen und die Festkuchen zu bereiten, den Biekugel, den Haman und den Schlachtmoneß, alles lauter köstliche Leckerbissen.

Ich hatte meinen besten Wein vom alten Rebbe Heymann billigen lassen und hatte meine Freunde eingeladen: Leiser von Mittelbronn nebst Frau, Brune, Zenterle Hirsch und den Professor Bürguet.

Bürguet war kein Jude, aber er hätte wegen seines Geists und seiner außerordentlichen Talente einer zu sein verdient.

Wenn man bei der Durchreise des Kaisers eine Rede brauchte, so war's Bürguet, der sie verfaßte; wollte man Lieder zu einem Nationalfest, so dichtete sie Bürguet zwischen zwei Schoppen; wenn sich Einer nicht getraute, seine Thesen zu schreiben, um Advocat oder Mediciner zu werden, so gieng er zu Bürguet, der ihm alles französisch oder lateinisch in's Reine brachte; wenn man bei einer Preisvertheilung die Väter und die Mütter rühren wollte, so nahm er eine Rolle weißes Papier und las ihnen eine Rede aus dem FF herunter, wie sie die andern in zehn Jahren nicht zustande gebracht hätten. Wenn man dem Kaiser oder Präfecten eine Bittschrift überreichen wollte, dachte man gleich an Bürguet, und wenn Bürguet sich die Mühe gab, einen Deserteur vor dem Kriegsgericht auf der Mairie zu vertheidigen, so wurde der Deserteur freigesprochen, statt auf der Bastion der Kaserne erschossen zu werden.

Nach all dem setzte sich Bürguet wieder ruhig zu einer Parthie Piquet, die er mit dem kleinen Juden Salmel spielte, und bei der er immer verlor. Die Leute kümmerten sich nicht weiter um ihn.

Ich habe oft gedacht, wie tief Bürguet diejenigen verachten müsse, vor denen er den Hut zog. Ja, der Anblick von dummen Tölpeln, die eine wichtige Miene annehmen, weil sie Feldwächter oder Schreiber auf der Mairie sind, mußten bei einem solchen Menschen innerliches Lachen erregen. Aber er sagte mir dies nie, dazu hatte er zu viel Lebensart und zu viel gesehen.

Er war ein alter constitutioneller Priester, ein hochgewachsener Mann mit edlen Gesichtszügen und einer sehr schönen Stimme. Man durfte ihn nur hören und man war unwillkürlich ergriffen. Nur hatte er leider gar keinen Sinn für seine Interessen und ließ sich vom ersten Besten bestehlen. Oft sagte ich zu ihm:

Bürguet, spielen Sie um Gotteswillen nicht mit Dieben, Bürguet, lassen Sie sich nicht von Thoren berauben. Vertrauen Sie mir Ihre Gymnasialbesoldung an, wenn man Sie ausbeuten will, so werde ich dabei sein, werde die Rechnungen untersuchen und Ihnen Rechnung ablegen.

Er aber dachte nicht an die Zukunft und lebte in den Tag hinein.

Ich hatte also alle meine alten Freunde auf den Morgen des 24. November eingeladen, und keiner fehlte bei dem Feste. Der Vater und die Mutter mit dem kleinen Kinde, der Pathe und die Pathin waren frühe in einem großen Wagen angekommen. Gegen elf Uhr fand die Ceremonie in unserer Synagoge statt, und wir kehrten alle freudig und zufrieden zurück — denn das Kind hatte kaum einen Schrei gethan. Unsere Wohnung war zum Empfang hergerichtet, der große Tisch im ersten Stock war mit Blumen geschmückt, die Fleischspeisen lagen auf ihren zinnenen Platten, die Früchte in ihren Körben, und wir begannen fröhlich diesen schönen Tag zu feiern.

Der alte Rebbi Heymann, Leiser und Bürguet befanden sich zu meiner Rechten, mein kleiner Safel, Hirsch und Baruch zu meiner Linken, und die Frauen Sorle, Zeffen, Jettele und Brune gegenüber, auf der andern Seite, nach dem Willen, der da befiehlt, daß Männer und Frauen bei den Festlichkeiten getrennt sitzen sollen, weil das Blut leicht warm wird, und ein gutes Glas Wein in den Kopf steigt.

Bürguet, mit seiner weißen Halsbinde, seinem schönen kastanienbraunen Ueberrock und seinem Busenstreif am Hemd, machte mir alle Ehre; er sprach mit erhobener Stimme und ausdrucksvoller Geberde, als Mann von Geist. Er unterhielt sich über die alten Gebräuche unseres Volkes, über unsere religiösen Ceremonien, das Päsach (Ostern), das Rosch Haschannah (Neujahr), das Kippur, wie ein wirklicher Jüd. Er fand unsere Religion sehr schön und rühmte den Geist des Mose.

Er verstand das Lochene=Kordech*) so gut wie ein Ballebole.**)

„Wer ist der Mann, der da spricht und so schöne Dinge sagt? Ist's ein Rabbi? Ist's ein Schameß***) oder ist's wohl der Parneß†) Eurer Gemeinde?"

Und als man ihnen sagte, daß es keiner von unseren Leuten sei, waren sie sehr erstaunt. Der alte Rebbe Haymann konnte ihm antworten. Sie waren über alles einverstanden, wie Gelehrte, die über bekannte Dinge sprechen und ihre eigene Wissenschaft ehren.

Hinter uns auf dem Bette der Großmutter schlief unser kleiner Esra mit sanftem Gesichtchen und geschlossenen Händchen. Er schlief so fest, daß ihn weder das Gelächter, noch die Reden und das Klingen der Gläser erwecken konnten. Bald gieng das Eine, bald das Andere hin, um ihn anzusehen, und Jedes sagte: „Es ist ein schönes Kind und gleicht ganz seinem Großvater Moses."

Dies freute mich natürlich, ich sah ihn auch an und beugte mich lange über ihn herab, ich fand, daß er noch mehr meinem Vater glich.

Um drei Uhr, als die Fleischspeisen abgetragen und der Nachtisch auf die Tafel gestellt war, stieg ich hinab, um eine Flasche besseren Weines zu holen, eine alte Flasche Roussillon, die ich, ganz bedeckt mit Staub und Spinnweben, unter den andern hervorzog. Ich nahm sie sachte, stieg wieder herauf, stellte sie auf die Tafel unter die Blumen und sagte:

„Ihr habt den andern Wein sehr gut gefunden, was werdet Ihr erst von diesem sagen?"

„Da lächelte Bürguet, denn ein recht alter Wein war ihm das Liebste, er hob die Hand empor und rief:

„O edler Wein, Tröster und Wohlthäter der armen Menschheit in diesem Jammerthal! O ehrwürdige Flasche, ds trägst alle Zeichen eines alten Adeln an dir."

Er sagte dies mit wässerndem Munde und alles lachte.

Sogleich hieß ich Sorle den Pfropfenzieher holen.

Aber wie sie aufstund, ertönten draußen Trompetenstöße, und Jedes horchte auf und fragte:

„Was ist das?"

Zu gleicher Zeit vernahm man ein großes Pferdegetrappel die Straße herauf, die Erde zitterte mit den Häusern unter einer ungeheuren Last.

Alle erhoben sich von der Tafel, warfen ihre Servietten weg und eilten zu den Fenstern.

Vom französischen Thore bis zum kleinen Markt marschierten nichts wie Trainsoldaten in ihren, großen mit Wachstuch überzogenen Tschakos und mit ihren Sätteln von Hammelpelz. Sie fuhren Gepäckwagen mit Kugeln und Bomben und Schanzzeug.

Denke, Fritz, was ich in diesem Augenblicke empfand.

„Das ist der Krieg, meine Freunde!" sagte Bürguet. „Er rückt heran, er nähert sich uns. Jetzt nach zwanzig Jahren kommt die Reihe an uns, ihn zu erdulden."

Vorwärts gebeugt, die Hand auf dem steinernen Sims, dachte ich: „Jetzt kann der Feind nicht länger zögern, diese da sind geschickt, um die Festung in Stand zu setzen. Und wie wird's sein, wenn die Alliierten uns einschließen, ehe ich meinen Branntwein erhalten habe? Was wird geschehen, wenn die Russen oder Oesterreicher die Wagen anhalten und für sich behalten? Ich muß alles bezahlen, wie wenn ich's erhalten hätte, und werde dann keinen Heller mehr besitzen."

Als ich daran dachte, wurde ich ganz bleich; Sorle sah mich an, sie hatte wahrscheinlich dieselben Gedanken, doch sagte sie nichts.

Wir blieben, bis alles vorbei defiliert war, die Straße war mit Men=

*) Chaldäisch.
**) Doctor der Kabbala.
***) Jüdischer Pedell.
†) Civilvorsteher einer jüdischen Gemeinde.

schen angefüllt, einige alte Soldaten: der Aegypter Desmaret, der Kanonier Paradis, Rolfo, Faisard, den man den Sappeur von der Beresina nannte, und mehrere andere riefen:

„Es lebe der Kaiser!"

Die Kinder liefen hinter den Gepäckwagen her und wiederholten den Ruf: „Es lebe der Kaiser!" Die große Menge jedoch sah mit festgeschlossenen Lippen und nachdenklicher Miene zu.

Als die letzten Wagen um die Ecke von Fouquet gebogen hatten, kehrte die ganze Menge mit gesenktem Haupte zurück, und wir im Zimmer sahen einander an, ohne Lust zur Fortsetzung des Festes zu verspüren.

„Ihr seid nicht wohl, Moses," sagte Bürguet, „was fehlt Euch?"

„Ich denke an all das Unglück, das über unsere Stadt kommen wird."

„Pah, fürchtet nichts," erwiderte er, „die Vertheidigung wird gut geführt werden, und dann in Gottes Namen, was man nicht vermeiden kann, dem muß man sich unterwerfen. Setzen wir uns wieder, der alte Wein wird uns das Herz erwärmen."

Hierauf nahm Jeder seinen Platz wieder ein. Ich zog den Stöpsel aus der Flasche und was Bürguet gesagt hatte, traf ein: der alte Roussillon that gute Dienste, wir lachten auf's neue.

Bürguet rief:

„Auf die Gesundheit des kleinen Esra, möge der Herr seine Hand über ihn halten!"

Die Gläser klirrten, man rief:

„Möge er lange seinen Großvater Moses und seine Großmutter Sorle erfreuen. Auf ihre Gesundheit!"

Zuletzt erschien uns alles wieder im rosigen Lichte, wir rühmten den Kaiser, der keine Zeit verliere, uns zu vertheidigen, und hofften, daß er bald alle die Lumpen auf dem andern Rheinufer zermalmen werde.

Gegen fünf Uhr jedoch, als man sich trennte, war Jedes wieder ernsthaft geworden, und Bürguet selbst, als er mir an der Treppe unten die Hand drückte, schien sorgenvoll.

„Man wird die Schüler ihren Eltern heimschicken müssen," sagte er: „und wir können dann die Hände in den Schoß legen."

Die von Zabern mit Zeffen, Baruch und den Kindern stiegen in den Wagen und fuhren fort, ohne die Peitsche knallen zu lassen.

IV.

Dies alles, Fritz, war nur der Anfang von größerem Unglück.

Am folgenden Tag hättest Du die Stadt sehen sollen! Die Genieofficiere hatten gegen elf Uhr die Besichtigung der Wälle vorgenommen. Da verbreitete sich plötzlich der Lärm, man brauche zweiundsiebzig Plattformen im Innern der Bastionen, drei bombenfeste Blockhäuser, je für dreißig Mann, links und rechts am deutschen Thor, zehn mit Schießscharten versehene Pfahlwerke, jedes für vierzig Mann, vier Blendwerke auf dem großen Platz vor der Mairie, wovon jedes hundertundzehn Mann decken müsse. Ach, und als man erst erfuhr, daß die Bürger angehalten seien, alle diese Arbeiten zu machen, und die Schaufeln, Hauen, Schubkarren selbst zu liefern, und daß die Bauern das Holz mit ihren eigenen Pferden zu bringen haben!

Sorle, Safel und ich wußten nicht einmal, was Blend- und Pfahlwerke sind, wir fragten den alten Büchsenmacher Bailly, unsern Nachbar, wozu man das brauche, er lachte und meinte:

„Ihr werdet es schon erfahren, wenn Ihr die Kugeln brummen und die Haubitzen pfeifen hört. Es würde zu lange dauern, wenn ich es erklären wollte. Ihr werdet es später sehen. Man kann zu jeder Zeit etwas lernen."

Denke Dir die Gesichter, welche die Leute machten.

„Ich erinnere mich, daß Alles auf den Platz lief, wo unser Bürgermeister, der Baron Parmentier, eine Rede hielt.

Wir liefen hin, wie die Uebrigen, Sorle hielt mich am Arm und Safel am Zipfel meines Ueberrocks.

Hier vor dem Rathhaus hörte die ganze Stadt, Männer, Weiber und Kinder, im Halbkreis herumstehend und in tiefstem Schweigen zu, einige Mal schrie alles zusammen:

„Es lebe der Kaiser!"

Parmentier, ein großer dürrer Mann in einem himmelblauen Frack mit Schwalbenschwanz, in weißer Cravatte und die dreifärbige Schärpe um den Leib, sprach von der Treppe der Wachtstube herab, die Herren Gemeinderäthe hinter sich unter dem Thor stehend:

„Pfalzburger! die Stunde ist gekommen, dem Kaiserreich Eure Ergebenheit zu zeigen. Voriges Jahr zog ganz Europa mit uns, heuer zieht ganz Europa gegen uns. Ohne die Ausdauer und die Kraft der Nation würden wir alles zu fürchten haben. Wer in diesem Augenblicke seine Pflicht nicht thut, ist ein Verräther am Vaterland! Einwohner von Pfalzburg! zeigt, was Ihr seid. Erinnert Euch, daß Eure Kinder durch den Verrath der Alliierten gefallen sind, rächet sie! Möge Jeder der Militärgewalt zum Wohle Frankreichs gehorchen! ꝛc."

Schon vom bloßen Zuhören bekam man eine Gänsehaut und ich sagte zu mir selbst:

„Jetzt kann der Weingeist nicht mehr ankommen, das ist klar. Die Alliierten sind im Anmarsch."

Der Metzger Elias und der Bandkrämer Kalmes Levi standen neben uns. Statt wie die andern zu rufen: „Es lebe der Kaiser!" sagten sie zu einander:

„Wir sind keine Barone! die Barone, Grafen und Herzoge sollen sich nur selber vertheidigen. Was gehen uns ihre Geschichten an?"

Aber die alten Soldaten, und besonders die der Republik, der alte Uhrmacher Gulden, der Aegypter Desmaret, Menschen, die keine Haare mehr auf dem Kopfe hatten und keine vier Zähne im Mund, um die Pfeife zu halten, diese Menschen gaben dem Bürgermeister recht und riefen:

„Es lebe Frankreich! Man muß sich wehren bis in den Tod!"

Als mehrere den Kalmes Levi schief ansahen, flüsterte ich ihm in's Ohr:

„Schweig, Kalmes, um Gotteswillen, schweig! Sie zerreißen Dich sonst."

Und es war wirklich so, denn diese Alten schossen schreckliche Blicke nach ihm, sie wurden ganz bleich und ihre Wangen zitterten.

Kalmes schwieg, machte sich aus dem Umstand heraus und gieng nach Hause. Aber Elias wartete das Ende der Rede ab, und in dem Augenblick, wo die ganze Menge mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" die Straße herabströmte, konnte er sich nicht enthalten, zu dem alten Uhrmacher zu sagen:

„Wie, Herr Gulden, ein vernünftiger Mann wie Sie, der nie etwas vom Kaiser wollte, Sie wollen jetzt zu ihm halten und sagen, daß man sich auf Tod und Leben vertheidigen müsse? Ist es unser Handwerk, Soldat zu sein? Haben wir dem Kaiserreich nicht genug Soldaten geliefert in zehn Jahren? Hat es nicht genug umgebracht? Müssen wir ihm auch noch unser Blut geben, um Barone, Grafen und Herzoge zu halten?"

Der alte Gulden jedoch ließ ihn nicht ausreden, er drehte sich unwillig um:

„Hör', Elias, sei so gut und schweig! Es handelt sich jetzt nicht darum, wer recht oder unrecht hat. Jetzt gilt es, Frankreich zu retten. Ich sage Dir, wenn Du Unglücklicher die andern entmuthigst, so wird es Dir übel bekommen. Glaub' mir und scheer' Dich heim."

Schon umringten uns mehrere Veteranen. Elias hatte kaum noch Zeit, sich in seinen Hausgang gegenüber zu flüchten.

Seit dieser Zeit folgten sich die Aufgebote, die Requisitionen, die Frohndienste und die Haussuchungen nach

Werkzeug und Schiebkarren ohne Unterbrechung. Man galt nichts mehr in seinem eigenen Hause, die Platzofficiere maßten sich die Herrschaft über alles an, man konnte glauben, alles gehöre ihnen. Das Einzige war noch, daß sie Empfangsscheine ausstellten.

Alle meine Werkzeuge aus dem Eisenmagazin waren auf die Wälle gewandert; glücklicherweise hatte ich viel davon vorher verkauft, denn diese Zettel statt der Waren hätten mich ruiniert.

Von Zeit zu Zeit hielt der Bürgermeister eine Rede, und der Gouverneur, ein dicker Mann mit einem Gesicht voll Finnen, bezeugte den Bürgern seine Zufriedenheit: dies sollte die Thaler ersetzen.

Als die Reihe an mich kam, die Haue zu nehmen und den Karren zu führen, verständigte ich mich mit Carabin, dem Brettschneider, der für dreißig Sous meine Stelle vertreten solle. Ach, welches Elend, solche Zeiten wird man nicht wieder erleben!

Während der Gouverneur uns Befehle ertheilte, war die Gendarmerie immer draußen, um die Bauern zu begleiten. Der Weg nach Lützelburg bildete nur eine Linie von Wagen, beladen mit alten Eichen zum Aufbau der Blockhäuser; dies sind große Wachthäuser, welche aus ganzen, nach oben kreuzweis gelegten Baumstämmen gemacht und mit Erde bedeckt werden. Sie sind viel fester als ein Gewölbe, die Bomben und Haubitzen können darauf regnen, ohne sie unten zu erschüttern, wie ich das später gesehen habe.

Außerdem machte man aus diesen Bäumen ganze Reihen von Pallisaden, die oben zugespitzt und zum Schießen mit Löchern versehen waren. Das nennt man Pfahlwerke.

Ich meine noch das Geschrei der Bauern, das Wiehern der Pferde und Knallen der Peitschen zu hören und diesen Lärm, der Tag und Nacht fortdauerte.

Mein einziger Trost war der Gedanke: wenn der Branntwein jetzt kommt, so wird er wenigstens gut vertheidigt, die Oesterreicher, Preußen und Russen trinken ihn hier nicht.

Sorle meinte jeden Morgen, der Frachtbrief müsse kommen.

Eines Tages, es war Sabbath, sahen wir uns aus Neugier die Arbeiten der Bastionen an. Alles sprach davon und Safel sagte jeden Augenblick:

„Die Arbeit geht vorwärts. Man füllt die Haubitzen vor dem Arsenal, man führt die Kononen heraus und pflanzt sie auf die Wälle."

Wir konnten das Kind nicht zurückhalten, zu verkaufen gab's nichts mehr in der Halle, und bei uns wäre es ihm zu langweilig geworden. Es lief in der Stadt herum und brachte uns die Neuigkeiten.

An diesem Tag also, als ich erfahren, daß schon zweiundvierzig Stücke aufgepflanzt waren, und daß man die Arbeit auf der Bastion der Infanteriekaserne fortsetzte, hieß ich Sorle ihren Shawl umwerfen, um es uns anzusehen.

Wir giengen zuerst zum französischen Thor hinab. Hunderte von Schiebkarren wurden den Abhang der Bastion hinaufgeführt, von wo aus man rechts den Weg nach Metz, links den nach Paris überblickt.

Eine Masse von Arbeiten, Soldaten und Bürgern errichteten hier oben einen dreiseitigen Erdhaufen von wenigstens fünfundzwanzig Fuß Höhe, über zweihundert Fuß Länge und Breite. Ein Genieofficier hatte mit seinem Fernrohr entdeckt, daß man von dem gegenüberliegenden Bergabhang auf die Bastion schießen könne, und dies war der Grund, warum all diese Leute arbeiteten, zwei Stücke in gleiche Höhe mit dem Abhang zu bringen.

Ueberall sonst hatte man das Gleiche gethan. Das Innere dieser Bastionen mit ihren Plattformen war rings herum in der Höhe von sieben Fuß geschlossen, wie ein Zimmer. Hierher konnte nichts

fallen, wenn es nicht vom Himmel kam. Nur in den Rasen waren schmale Oeffnungen gegraben, die sich wie Trichter nach außen erweiterten. Die Mündung der Kanonen, die auf ungeheuren Lafetten ruhten, reichte in diese Oeffnungen hinein, man konnte sie vor- und zurückschieben und nach allen Seiten hin drehen vermittelst großer Hebel, die in Ringen am Ende der Lafetten angebracht waren.

Noch nie hatte ich diese Achtundvierzigpfünder donnern hören, aber schon ihr bloßer Anblick, wie sie auf ihrer Plattform in Batterie aufgefahren waren, gab mir einen schrecklichen Begriff von ihrer Kraft.

Sorle selber sagte:

„Das ist schön, Moses, das ist vortrefflich."

Sie hatte recht, denn im Innern der Bastionen war alles sauber, kein schlechtes Gräschen war drin geblieben und an den Seiten waren noch große Säcke mit Erde aufgerichtet, um die Kanoniere zu decken.

Aber wie viel verlorene Arbeit! Und wenn man denkt, daß jeder Schuß aus diesen großen Stücken wenigstens einen Louisd'or kostest — wie viel Geldverschwendung, um seine Nebenmenschen zu tödten! Und doch arbeiteten die Leute mit mehr Begeisterung an diesen Werken, als an der Einheimsung ihrer eigenen Ernte.

Ich habe oft gedacht, daß, wenn die Franzosen sich mit ebenso viel Sorgfalt, Verstand und Muth auf die Arbeiten des Friedens legen würden, sie das reichste und glücklichste Volk der Erde wären. Ja, seit Jahren hätten sie die Engländer und Amerikaner überholt. Aber wenn sie lange gearbeitet, lange gespart, wenn sie überall Wege gemacht, prächtige Brücken gebaut, Häfen und Kanäle gegraben haben, und der Reichthum ihnen von allen Seiten kommt, so faßt sie plötzlich wieder die Kriegsfurie, und in drei oder vier Jahren erschöpfen sie sich in großen Armeen, Kanonen, Pulver und Kugeln und werden ärmer als vorher. Ein paar Soldaten werfen sich zu ihren Herren auf und behandeln sie von oben herab — das ist alles, was sie davon haben.

Während alle dem kamen die Nachrichten von Mainz, Straßburg und Paris dutzendweise an, man konnte nicht durch die Straßen gehen, ohne eine Staffette vorbeireiten zu sehen. Alle hielten vor dem Hause Bockholz beim deutschen Thor, wo der Gouverneur wohnte. Man umringte das Pferd, der Bote gieng die Treppe hinauf und dann verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß die Alliierten sich in Frankfurt concentrierten, daß unsere Truppen die Rheininseln besetzt hielten, daß die Jahrgänge von 1803 bis 1814 einberufen seien, daß die von 1815 in Metz, Bordeaux und Turin Reservecorps bilden werden, daß die Abgeordneten zusammentreten werden, sodann daß man ihnen die Thüre vor der Nase zugeschlagen habe u. s. w. u. s. w.

Auch eine Art Schmuggler kamen vom Graufthal, von Pirmasens und Kaiserslautern — Franz Sepel, der Einarm, an der Spitze — und andere Leute aus den benachbarten Dörfern, die insgeheim die Proclamationen von Alexander, Franz I. und Friedrich Wilhelm verbreiteten, in welchen stand, daß sie nicht mit Frankreich, sondern nur mit dem Kaiser Krieg führten, um ihn zu verhindern, noch länger Europa zu verheeren.

Sie sprachen von Abschaffung des Umgelds und der Abgaben aller Art. Die Leute wußten nicht mehr, was sie denken sollten.

Eines schönen Morgens jedoch sollte alles klar werden. Es war der 8. oder 9. December, ich stand eben auf und zog meine Hosen an, als ich das Wirbeln der Trommel an der Ecke der Breitenstraße hörte.

Es war schon sehr kalt, dennoch öffne ich das Fenster und beuge mich hinaus, um die Bekanntmachung zu hören: Harmantier entfaltete sein Pa-

pier, Engelheider fuhr fort zu trommeln und die Leute versammelten sich.

Dann las Harmantier die Bekanntmachung des Platzcommandanten an die Einwohner, sich von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends unfehlbar auf der Mairie einzufinden, um ihre Gewehre und Patrontaschen in Empfang zu nehmen, widrigenfalls sie vor den Kriegsrath gestellt würden.

Das war das Ende vom Lied!

Alles, was marschieren konnte, war im Felde und die Greise sollten die festen Plätze vertheidigen; ernste Männer, Bürger, Leute die gewohnt waren, ruhig zu Hause zu leben und an ihre Geschäfte zu denken, sollten jetzt auf die Wälle steigen und alle Gefahr laufen, ihr Leben zu verlieren.

Sorle sah mich an, ohne etwas zu sagen, und die Entrüstung hinderte auch mich zu sprechen. Erst nach einer Viertelstunde, als ich mich angezogen hatte, sagte ich:

„Koch die Suppe, ich will auf der Mairie mein Gewehr und meine Patrontasche fassen."

Da rief sie:

„Moses, wer hätte je gedacht, daß Du in Deinem Alter Dich noch schlagen müßtest! Ach, mein Gott, welches Unglück!"

Und ich antwortete ihr:

„Es ist der Wille des Herrn."

Endlich gieng ich in großer Betrübnis. Der kleine Safel folgte mir.

Als ich an der Ecke der Halle anlangte, kam Bürguet schon die Treppen der Mairie herab, die von Leuten wimmelte; er hatte sein Gewehr auf der Schulter und sagte lachend:

„Ei, Moses, wir sollen also in unsern alten Tagen noch Maccabäer werden?"

Seine gute Laune machte mir wieder Muth, und ich antwortete:

„Bürguet, wie kann man verständigte Leute, Familienväter dazu nehmen, sich todtschießen zu lassen. Ich kann es nicht begreifen, nein, das ist unsinnig."

„Ei," sagte er, „was wollt Ihr? Wenn man keine Krammetsvögel hat, nimmt man Amseln."

Und da ich über seine Späße nicht lachen konnte, fuhr er fort: „Nun Moses, verzweifle nicht, alles dies ist nur eine Formalität. Wir haben genug Truppen, um den activen Dienst in der Festung zu thun; **wir** werden nur die Wache beziehen müssen. Wenn man Ausfälle machen, Angriffe zurückschlagen will, so wird man Euch nicht dazu nehmen. Ihr seid nicht im Alter, Dauerläufe und Bajonnettangriffe zu machen, beim Teufel! Ihr seid zu grau und zu kahl dazu. Beruhigt Euch!"

„Ja," antwortete ich ihm, „das ist wahr, Bürguet, ich bin fertig, vielleicht mehr, als Sie glauben."

„Das sieht man wohl," sagte Bürguet; „aber holt Euch Euer Gewehr und Eure Patrontasche."

„Werden wir nicht in der Kaserne wohnen müssen? fragte ich ihn.

„Nein, nein!" rief er laut lachend, „wir werden ganz ruhig in unsern Häusern bleiben."

Dann drückte er mir die Hand, und ich trat in den Hof der Mairie. Die Treppe war voll von Leuten und man hörte die Namen aufrufen.

Da, Fritz, hättest Du die Gesichter der Robinot, der Goudier, der Mariner sehen sollen! diese Schieferdecker, Scheerenschleifer und Anstreicher, Leute, die sonst alle Tage die Kappe vor einem ziehen, um ein wenig Arbeit zu bekommen, da hättest Du sehen sollen, wie sie den Kopf hoch trugen, wie sie einen mitleidig über die Achsel ansahen, die Backen aufbliesen und riefen:

„Du bist es, Moses? Du wirst einen drolligen Soldaten geben. Ha, ha, ha! man wird Dir den Schnurrbart stutzen nach der Ordonnanz;" und dergleichen Dummheiten mehr.

Ja, es war alles anders: die alten Veteranen wurden gleich im Voraus zu Feldwebeln, Oberfeldwebeln und Korporalen ernannt und wir anderen waren nichts. Der Krieg kehrt alles um,

die Ersten werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten. Es handelt sich nicht mehr um Verstand, sondern um Disciplin. Wer Dir noch gestern Deinen Boden aufwusch, weil er zu dumm war, um sich sein Brod auf andere Art zu verdienen, wird heute Dein Feldwebel, und wenn er Dir sagt, daß weiß schwarz ist, so mußt Du ihm recht geben.

Endlich, nachdem ich eine Stunde gewartet hatte, rief man „Moses,“ und ich stieg hinauf.

Der große Saal oben war voll von Leuten, alle schrien:

„Moses, willst Du kommen?“

„Moses? Ah, da ist er! ... Seht doch das alte Fuhrwerk an! ... Du sollst Fahnenträger werden, Moses, Du wirst uns zum Siege führen.“

Und die Dummköpfe lachten und stießen sich mit den Ellbogen an. Ich gieng an ihnen vorbei, ohne ihnen zu antworten oder sie nur eines Blickes zu würdigen.

Im hinteren Zimmer, wo man bei der Conscription das Loos zieht, war der Gouverneur Moulin, der Commandant Petitgenet, der Maire, Frichard, der Secretär der Mairie, Rollin, der Bekleidungscapitän, und sechs oder sieben andere, von Rheumatismen geplagte und aus allen fünf Welttheilen zusammengelesene Veteranen im Rath versammelt. Die einen saßen, die andern standen.

Die alten Kerle fiengen an zu lachen, als sie mich eintreten sahen. Ich hörte, wie sie unter sich sagten:

„Er ist noch tüchtig, der da ... den kann man brauchen u. s. w.“

Ich dachte:

„Sagt, was Ihr wollt, Ihr werdet mir nicht weiß machen, daß Ihr zwanzig Jahre alt oder daß Ihr schöne Bursche seid.“

Aber ich schwieg.

Plötzlich wandte sich der Gouverneur, der seinen großen Hut quer auf dem Kopf und in einer Ecke mit dem Maire gesprochen hatte, gegen mich um und sagte, mit einem Blick auf mich:

„Was soll man mit einem solchen Rumpelkasten anfangen? Sie sehen, daß er sich nicht auf den Beinen halten kann.“

Da war ich trotz alledem zufrieden und fieng an zu husten.

„Schon gut,“ sagte er, „Du kannst heimgehen und Deinen Katarrh pflegen.“

Schon hatte ich vier Schritte nach der Thüre gemacht, als Frichard, der Secretär der Mairi, rief:

„Es ist Moses ... der Jude Moses, Oberst, der seine zwei Söhne nach Amerika geschickt hat; sein ältester wäre jetzt im Dienst.“

Der Spitzbube Frichard war mir bös, weil wir den gleichen Handel mit alten Kleidern unter der Halle hatten, und weil die Bauern beinahe immer mir den Vorzug gaben; er haßte mich in den Tod und darum zeigte er mich an.

Sogleich rief mir der Gouverneur zu:

„Halt einen Augenblick! Aha, alter Fuchs! ... so, Du schickst Deine Kinder nach Amerika, um sie vor der Conscription zu retten! ... Ganz recht! man gebe ihm Gewehr, Patrontasche und Säbel.“

Der Zorn gegen Frichard erstickte mich fast. Ich wollte sprechen, aber der Spitzbube lachte und fuhr fort an seinem Pulte zu schreiben, deshalb folgte ich dem Gendarmen Werner in den Saal nebenan, der voll von Gewehren und Patrontaschen war.

Werner selbst hieng mir eine Patrontasche und einen Säbel kreuzweise auf den Rücken und gab mir ein Gewehr mit den Worten:

„Geh, Moses, gib acht und sei immer pünktlich beim Appell!“

Ich war so empört, als ich mich beim Hinabsteigen durch die Menge drängte, daß ich das Gelächter der Schurken nicht mehr hörte.

(Fortsetzung folgt).

Die böse Liesel.

Ein Bild aus dem Bauernleben von **P. K. Rosegger.**

Das war ein Pärchen! Als ich es das letztemal sah, war es — er wie sie — siebenundneunzig Jahre, zwei Monate und eine Woche alt. Er gieng mit einem zerflickten Lodengewand um, das voll Harz und brauner Fichtennadeln war, und er hatte einen weiten bauchigen Korb auf dem Rücken. Ohne diesen Korb war er außer Hause nie zu sehen; der witzige Bachwasser-Steffel behauptete immer, der Franzel sei schon mit diesem Korb auf die Welt gekommen. Nach dem Gesetze der Vererbung ist das nicht unwahrscheinlich, denn auch Franzens Vater und zeitweilig gewiß auch sein Großvater soll mit einem solchen Korbe umgegangen sein.

„Ja," sagte der Franz, „wenn ich diesen Korb nicht hätte! Da hinein thue ich die Harz- und die Ameissäcke und die Wurzeln und Kräuter, die ich im Sommer sammle, und das Garn, das ich im Winter spinne. Sterben müssen wir Alle."

Wo der Franz gieng und stand, war sein treues Ehegespons an seiner Seite. Das war die holdselige Elisabeth, die ein sehr kleines runzeliges Gesicht hatte und zwei graue Aeuglein drinnen, in denen das siebenundneunzigjährige Feuer noch lange nicht erlöschen wollte. Er trug einen schneeweißen „Ranzenbart," der hinter dem glattrasierten Kinn wie ein spanischer Kragen aus dem Halse hervorzuwachsen schien; sie trug über den Mundwinkeln die zarten Strähnlein eines Schnurrbärtchens, eben auch von silberweißer Farbe, und einzelne Schluchten und Büheln ihres Gesichtes waren auch bestanden von solchen Weiden. Ihr Haupthaar war in der Mitte sorgfältig gescheitelt, woran der Scheitel freilich etwas breit war, aber lange noch keine Glatze genannt werden konnte. Darüber trug sie stets einen schwarzen Hut, der ein sehr kleines rundes Pfannlein hatte, in welchem der Kopf kaum Platz fand, und eine unerhört breite Krempe, deren innere Fütterung an die Falten eines Blätterpilzes erinnerte. Zur Zeit, als die Liesel noch jung war, hatte man solche Hüte getragen; der ihre war eben noch sauber geblieben, also trug sie ihn, und wenn es regnete, so gab er Dach nicht allein ihrer kleinen buckeligen Gestalt, sondern auch dem Korbe, der an ihr hieng. Sie trug in dem ihren ungefähr dasselbe um, wie er in dem seinen, aber sie haderte mit diesem Korbe stets, mochte er nun schwer oder leer sein, und wenn sie im Zorne war, so schupfte sie den Korb heftig hin und her, und da der Korb nichts desgleichen that, als ärgere er sich über die Liesel, so hieß sie ihren Mann einen alten Esel und nannte die übrigen Leute helle Lumpen und rief Jedem, dem sie begegnete, ein scharfes Schimpfwort zu. Die sie nicht kannten, gaben ihr's noch schärfer zurück, die sie kannten, sagten darauf nur: „Ja ja, Liesel, es ist schon recht."

Wenn die zwei alten Leutchen unterwegs manchmal in ein Wirtshaus einkehrten, begab sich Liesel sofort in die Küche und rechtete mit der Wirtin, daß ihrem Manne das Beste, und auf's sorgfältigste zubereitet, aufgetragen werde. Der Franzel sagte zwar: „Eh, für mich ist's bald gut, ich bin nicht heikel, ich! ich eß

Alles, nur keine Kieselsteine nicht, die kann ich nicht beißen. Der Liesel gebt's was Gutes, ist gescheiter. Sterben müssen wir Alle." Trotzdem besorgte die Liesel selbst die Zubereitung, und so grob sie mit ihrem Alten umgieng, wenn sie mit ihm allein war, gegen Andere sprach sie über ihn mit der größten Zärtlichkeit, hieß aber alles Uebrige eine verdächtige Bagage, unter der es ihr braver Mann zu nichts weiter gebracht hatte, als zum Wurzner und Ameisgräber, während mancher hautschlechte Kerl sich zum Wirt oder Großmann hinaufgekartelt habe. Solches sagte sie aber nur, wenn ein Wirt oder Großmann anwesend war. Dem Ortsrichter, bei dem sie einmal wegen Friedensbruch verklagt war, gab sie eines Tages zu verstehen, es habe einmal eine Zeit gegeben, und sie wisse noch von ihr, da habe man ehrliche Leute zu Ortsrichtern gemacht, da aber heutzutag alles Spitzbub geworden sei, so müsse der größte davon Richter sein, das begreife sie wohl.

„Liebe Elisabeth," entgegnete der Richter, „solltet Ihr eine bestimmte Person damit meinen, so müßte ich Euch frei auf ein paar Tage einsperren lassen, trotz Eures hohen Alters."

„Gemeint habe ich Den, der sich getroffen weiß," sagte die Liesel schneidig, humpelte davon und versicherte: Dem hätt sie's eingetränkt, der ließe sie sobald nicht wieder rufen! —

In der Gegend gieng das Räthsel um: „Warum braucht der Franzel keinen Kettenhund?" Antwort: „Weil er die Liesel hat." Im Orte war ein alter Einleger, ein Soldat noch aus der Franzosenzeit. Der hatte die Schlacht bei Leipzig mitgemacht und trug einen martialischen schneeweißen Schnurrbart. Er war Kanonier gewesen und man hieß ihn deswegen den Bum-Peter. Der Bum-Peter fürchtete sich vor nichts, bettelte bei Guten und Bösen, nur in's Häusel der Liesel wollte er nicht. Einmal war er dort, sie hatte ihn wohl beschenkt, dann ihn aber einen Franzosenschmecker genannt, einen Bartwisch, mit dem man die Schornsteine auskratzen könne, einen Hundsdarm, einen Vielfraß, einen lebendigen Knochenkarren, und ob er nicht wisse, was ein Bettelmann zu thun habe, wenn er seinen Gottslohn gesagt? Hernach hatte sie ihm so grausamlich die Thür gewiesen, daß er in seinen weißen Bart das schwarze Wort brummte: „Schreiender, speiender Höllenkrater, zu Dir nimmer!" Der Soldat aus deutscher Heldenzeit hat vor der Liesel capituliert.

Im oberen Dorfschlag hielt dieses wunderliche Ehepaar ein ganz kleines Häuschen in Pacht, das hatte nur ein Stübel und die Küche, aber in diesen zwei kleinen Räumen herrschte eine so große Ordnung, eine so musterhafte Nettigkeit und Reinlichkeit, daß die Dorfleute nur so darauf erpicht waren, irgend bei einer Fuge hineinzugucken, denn freien Schrittes kam fast kein Fremder über die Schwelle. Die Alte hütete ihr Heim, wie der Drache das Paradies. Allerdings war es mit letzterem nicht mehr wohl vergleichbar, denn man hörte in demselben nichts als brummen und greinen; in der That fügten die zwei Leutchen sich gegenseitig aber lauter Gutes und Treues zu. Ihre Betten waren von reinster Wäsche, die Kissen hatten schneeweiße Ueberzüge mit Spitzen, und zu Festtagen lagen sogar zwei kirschrothe Wollendecken darüber. Das Koch- und Eßgeschirr war blank, also daß die kleine Herrlichkeit ringsum sich fortwährend darin spiegelte; das silberne Eßbesteck, mit dem sie ihre manchmal sehr leckere Kost zu sich nahmen, trug die Liesel auf ihren Wanderungen stets zu unterst im Korbe mit, dann wurde es hervorgeholt, damit man nicht fremdes Zeug in den Mund zu stecken nöthig hatte. Mußten sie einmal in einem fremden Hause

übernachten, so überdeckte die Liesel das Bett mit einem eigenen Leintuch, das sie immer bei sich hatte, und auf das Kopfkissen legte sie noch kleine weiße Tüchlein, weil ihr Alles, was nur eine unbestimmte Reinlichkeit zeigte, sehr ekelhaft vorkam.

Der Franzl hatte eine große braune Brieftasche, in welcher er genauestens Buch führen mußte über jede Maß von Ameiseiern und Beeren, über jedes Bündel von Kräutern und Wurzeln, so er dem Händler ablieferte, über jeden Strähn Garn, den sie spannen und über jeden Dienst, den sie sonst irgendwo leisteten. Er schrieb nur die Ziffern auf, aber das Geld einzubringen übernahm aus verschiedenen Gründen die Liesel. Es gab auf der Welt keinen gefürchteteren Gläubiger als die Liesel mit dem scharfen Maul. Sie schmetterte so lange und betraute den Schuldner so entschieden mit den aberwitzigsten Titeln, bis der letzte Kreuzer herausgeschimpft war. Das Geld wickelte sie zierlich in die Ecke des rothen Sacktuches und brachte es heim. Der Franzel durfte es besehen, wann er wollte, aber berühren nicht immer, denn an seinen Fingerspitzen blieb manchmal etwelches davon kleben, das er sich dann im Wirtshause abwusch. Doch lobte er sie als den grimmigsten Executionssoldaten: „Du bist halt die Meine, Du," sagte er, seinen alten Arm um ihren alten Nacken legend, „Du bist schon alleweil meine liebe Dudl. Sterben müssen wir Alle. Einen Schmatz, wenn Du magst!"

„Alter Lapp, kindischer!" lautete die Zärtlichkeit von ihrer Seite.

So lebten diese Leutchen dahin, ein Jahr um's andere, ein Jahrzehent um's andere. .

Der Franzel war vom Schicksal eigentlich bestimmt gewesen, vorzeitig zu Grund zu gehen, aber ein böses Weib ist manchmal dem Schicksal über. Dieses letztere, das Schicksal nämlich, hatte den Franzel, armer Leute Kind, in seinen jungen Jahren eine unverhoffte Erbschaft machen lassen. Da hatte sich der Franzel vorgenommen, auf dieser Welt nichts mehr zu thun, als gut zu essen und zu trinken, schöne Kleider zu tragen, feine Weibsbilder anzuschauen, und zwar mit Augen, die in der Nacht besser sehen als am Tage. Das sollte für den bisher arbeitsamen und kümmerlich gehaltenen Burschen einmal ein Himmel werden, der voller Geigen hieng, und fiedeln wollte er auf diesen Geigen, bis ihm vor lauter Musik die Augen übergiengen. Und hätte er sich zu Tode gelebt, so wollte er, den Hut schief im Gesicht, vor unsern Herrgott hintreten und sagen: Charmant ist es zu wohnen gewesen in dem Leib, den Du mir gegeben. Hast etwan noch so einen?

Es kam anders. Der richtige Lump muß geboren sein. Der Franzel hatte das Talent nicht dazu. Er hatte die schlechte Gewohnheit, das Geld zu zählen, das er ausgab und auch das, welches ihm im Sacke blieb. Gut essen und trinken schmeckte ihm anfangs ganz gewaltig, allein das Trinken war ihm nur gut, so lange er Durst hatte. Ohne Durst war ihm das frischeste Bier, der beste Wein eine Qual. Der Appetit am Essen schwand schon nach wenigen Tagen und er war genöthigt, Bewegung zu machen, zu arbeiten, wenn er ein gutes Mittagsmahl auch richtig genießen wollte. Bei der Arbeit waren ihm die schönen Kleider lästig, die alten, abgetragenen, fand er bequemer, er zog sie an. Die Arbeit gab Schlaf, wenn er aber länger als acht Stunden im Bette liegen sollte, kam die grausame Langweile. Kartenspielen? Wozu? Gewann er, so sagte er sich: Hast ja ohnehin Geld, wozu die Leute ausziehen? Und verlor er, so war's ihm auch nicht recht. Ein paar Pferde schaffte er sich an, um zu reiten; nachdem ihn eines davon hinten abgeworfen hatte, spannte er beide an einen Wagen. Das gieng gut, allein weil man doch auch nicht immer kutschieren mag und die Rösser jeden

Tag ihren theuren Hafer fressen, so spannte er sie allmählich an Lastwagen, und sie brachten ihm Geld ein. Mit dem Reisen versuchte er es, that ihm aber bald um die Zeit leid, sie so zu verzigeunern, statt behaglich irgendwo zu sitzen und nach Geschmack zu leben. Er konnte auf den Geschmack nur nicht recht kommen; was am ersten Tage unterhaltsam war, wurde am zweiten langweilig, am dritten sann er nach einer Arbeit. Dasselbe Ungemach, in der Liederlichkeit nicht recht vorwärts zu kommen, verfolgte ihn auch auf intimen Wegen. Mit den Weibsbildern war's ein sehr großer Spaß, aber allmählich wurde ihm eine Bestimmte lieber als die anderen. Diese sprach: „Oho, Bübel, wenn Du mich willst haben, so mußt Du Dir alle anderen aus dem Sinn schlagen!" Da er es selbst nicht thun wollte, so schickte sie sich an, es ihm zu thun, da dachte er: Sie hat recht. Wissen thu ich's, und des Weitern bin ich ja kein Türk nicht.

Als die Beiden ihre Taufscheine holten, stellte es sich lächerlich klar und genau heraus, daß beide, der Franzel wie die Liesel, am 17. Mai 1777 geboren worden waren. Was sollen sie anfangen mit so vielen Siebnern? Die Erbschaft war zur Zeit glücklich verthan. Als die Gemeinde so arme Leute nicht heiraten lassen wollte, begründeten sie ihr Begehr damit, daß sie an Einem Tage geboren worden seien und zusammen zehn Siebner hätten, denn sie waren auch gerade 37 Jahre alt. Wenn sie zusammen zehn Siebner haben, natürlich, da muß man sie heiraten lassen, besonders, da beide insoweit brav und arbeitsam sind. Seine Schuld ist es wahrlich nicht, wenn er brav blieb, er hat zum Liederlichsein einfach nicht das Zeug. Aber ein halber Lump, das gienge noch zur Noth. Er kam ein Stoßgebetlein, das ihn vor Bösem schützt, das heißt: „Zweimal zwei ist vier." Hat er Gulden oder hat er nur Kreuzer: „Zweimal zwei ist vier." Kauft er oder verkauft er: „Zweimal zwei ist vier." Er schaut das Geld an und rechnet und hat auch richtig den Spitznamen erhalten: „Der Zweimalzwei-ist-vier-Franzel." Jetzt thun sie manches Jahr so herum, einmal arbeiten sie im Jahrlohn, dann wieder im Taglohn, einmal im Waldschlag und in der Köhlerei, dann wieder auf der Straße beim Steinbruch, einmal im Eisenwerk, dann als Teichgräber auf sumpfigen Wiesen. Einmal haben sie Geld, das anderemal haben sie keines. Wenn sie eins haben, möchte der Franzel manchmal probieren, ob das Liederlichsein in den gesetzten Jahren nicht besser gienge als in den jungen, aber: „Zweimal zwei ist vier." Ihm thut das Geld leid. Und wäre zweimal zwei auch nicht vier gewesen, so wäre doch die Liesel gewesen! Sie hatte alle Vormundschaft an sich gerissen. Ihr Wille war wie eine Eisenbahn, darauf mußte sich der Franzel wie ein Dampfwagen fortbewegen. Sie heizte ihm tüchtig ein. Sie suchte Beschäftigung, er mußte fleißig sein, dann ließ sie ihm aber auch nichts abgehen.

Als sie dem fünfzigsten Lebensjahre nahe kamen, zeigten sich an dem Franzel neuerdings beunruhigende Erscheinungen. Er begann sich sorgfältiger zu kleiden, sein Haar zu pflegen, den Schnurrbart stehen zu lassen und ihn sogar in Hörnlein aufzuspitzen. Er gieng häufiger, als es sonst seine Gewohnheit war, unter Leute und guckte, wie die Liesel mit Schrecken gewahr ward, allerhand Weibsbildern nach. Sie sagte nichts, sie schwieg. Wenn ein Feuer auslöschen soll, so darf man nicht hineinblasen, man muß Asche und Erde darauf schütten. — Nan, wart, mein lustiges Männlein! dachte sich die Liesel, zu dieser Hacke wollen wir den rechten Stiel auch noch finden. Zur selben Zeit war im Orte der Todtengräber gestorben. Lief die Liesel nicht vom

Pfarrer zum Ortsrichter, vom Ortsrichter zum Physikus und von diesem wieder zum Pfarrer? Plötzlich war der Franzel Todtengräber. Jetzt, altes Bürschel, magst lümpeln, so viel's Dich gfreut! — „Das macht nichts," meinte er, aber freilich mehr für sich, „ich grabe nur die Todten ein, die Lebendigen bleiben bei mir heraußen." — Es ist ein rechtes Kreuz mit so verstockten Leuten!

Todtengräber war er fast zwanzig Jahre lang, und sie die Frau Todtengräberin. „Es ist halt ein trauriges Geschäft," sagte er. „Zweimal zwei ist vier. Ich bekomme für den Mann nur einen Gulden, für das Kind gar nur fünfzig Kreuzer, als ob das Grab ein Ringelspiel wäre: Für Kinder die Hälfte! Er machte sich aber nicht viel draus. Die erste Zeit rieselte es ihm manchmal über den Rücken, wenn die Schaufel in ein Gerippe stach, an welchem noch Lappen und Haare hiengen; bald ward es ihm eine Arbeit wie jede andere — zu einem Gulden das Loch. Das Geld nahm die Liesel in Verwahrung. Es war ihm recht; im Essen und Trinken bekam er es wieder zurück.

Das Unangenehmste bei diesem Geschäfte war ihm das Weinen und Klagen der Hinterbliebenen, wenn er Einen hinabsenkte. Wie oft nahm er ein Trauerndes an der Hand, führte es beiseite und sprach: „Was hilft's? Er hat's überstanden. Sei getröstet, sterben müssen wir Alle." Und so unzählige Mal hatte er das Wort gesagt, daß es ihm ordentlich auf die Zunge wuchs und zu seinem Sprichworte ward, welches, so oft er den Mund aufthat, gedankenlos hervorsprang.

Als er an die siebzig Jahre alt war, begann er die Mühsal des Todes zu spüren, zum Glücke nur fremden Todes. Die Gräber wollten sich nicht mehr recht aufthun; die Arbeit, ohne der er sonst nie zu leben vermocht, wollte ihm manchmal sauer werden. Und da war es um diese Zeit, daß der Franzel sich in ein Abenteuer stürzte.

Einem alten armen Mann, einem dereinstigen Jugendkameraden des Franzel, war das Weib gestorben. An ihrem Grabe traten sich die beiden Alten wieder näher. „Tröste Dich, Moser-Mich," sprach ihm der Franzel zu, „sie ist gut aufgehoben und sterben müssen wir Alle einmal."

„Das ist's ja!" rief der Moser-Mich. „Ich mag aber nicht sterben."

„Was hast Du denn auf der Welt? Gehst mit dem Bettelsack um."

„Mit dem Bettelsack!" murrte der Mich. „Na, glaubst wieder einmal was gesagt zu haben. Und ist doch derlogen. Mit dem Bettelsack! Man merkt es wohl, daß Du bei Deiner Alten in die Schul gehst. So was Ungeberdiges daherreden. Zeitweilig sammeln gehe ich um, zu den Häusern."

„Sammeln. Mit dem Sack umgehen und mildthätige Gaben sammeln, daß Du nicht verhungerst. Ist das nicht ein bißel gebettelt?" fragte der Franzel.

„Mein lieber Freund," sprach der Mich, „das ist freilich noch lange nicht gebettelt. Sammeln heißt, wenn ich zeitweilig ausgehe, daß ich Lebensmittel zusammentrage in mein Stübel, wo ich sie nachher im Winter für die Wirtschaft aufbrauche. Betteln heißt, wenn ich gar kein Stübel hab, wenn ich umgehe im Sommer und im Winter, die Gaben auf der Stell verzehre und in jedem Haus daheim bin, so lang ich dort esse und schlafe. Sammeln thut jeder fleißige Mensch, betteln thut nur der Bettler. Ein Bettelmann bin ich noch keiner, gottlob."

Sagte der Franzel für sich: „Da lerne ich auch was Neues. Sterben müssen wir Alle."

„Was man sammelt," fuhr der Mich fort, „das geben die Leut aus Nachbarlichkeit und gutem Willen, wie eine Brandsteuer, wenn der Mensch verarmt ist. Wenn man

sammelt, kriegt man ein Töpfel Schmalz, ein Stückel Speck, ein Schwartel Fleisch, ein Maßel Mehl, oder so. — Wenn man bettelt, so geben sie ein Stückel Brot oder einen Kreuzer, und das müssen sie; ist Christenpflicht, dem Bettler und Hungerleider ein kleines Almosen zu reichen. Ich bin kein Hungerleider. Ich kunnt zur Noth auch von meinem Gütel leben, aber ich geh alle Jahr ein paar Wochen sammeln, weil's so viel lustig ist."

Schier mit überzeugender Leidenschaft sprach der alte Moser-Mich und streckte dabei seinen kleinen geschorenen Graukopf gegen den Franzel vor. „Du glaubst es nicht?" fuhr er fort, „so probier's, geh einmal mit. Wirst sehen, wie unterhaltsam es ist."

„Mitgehen!" sagte der Franzel, „ist mir gleich nichts um (ist mir gleich recht). Das Graben ist mir eh schon bald zu schwer, und meine Alte ist auch woltern bissig. Es gilt, ich gehe mit. Sterben müssen wir Alle."

Ein paar Tage später war kein Todtengräber zu finden. Die Liesel hub alsbald an zu schelten. Ein Thunichtgut war er doch sein Lebtag. Die Wirtshäuser waren bald abgesucht. Allerhand Lumpen, aber kein Franzel. Heimlich hielt sie Umschau, ob in der Gegend kein Weibsbild fehle. Außer solchen, die er begraben, fehlte keines. „Eine Spitzbüberei steckt dahinter!" schrie das Weib. „Wart, Franzel, zernichtetes Krüsperl, spottschlechtes! Wenn ich Dich derwisch! Du laufst mir nimmer davon, das weiß ich. Dich krieg ich weich, wie ein Regenschneckerl! Ich will Dich gleich haben."

Sie setzte ihren breiten Hut auf, nahm einen großen Hagdornstock in die Hand und gieng auf die Suche nach ihrem Mann.

Mittlerweile waren die beiden Alten arglos in den Bergen umgestiegen von einem Hause zum andern, um zu „sammeln." Nicht wie Bettler traten sie ein, die schon an der Thür ihr bittweises Sprüchel hersagen und dann, den Pfennig in der Hand, eilig davonhumpeln. Unsere Beiden brachten beim Eintritte den christlichen Gruß, dann sagten sie, daß der Berg steil sei und daß sie ein wenig abrasten wollten. Dann über das Wetter, über die lieben Kindlein, die da umherkrauchen, und was man vom Krieg höre, und ließen sich über Mancherlei des Langen und Breiten ein mit dem Bauern oder der Bäuerin. Endlich rüsteten sie sich zum Weitergehen, aber noch im letzten Augenblick rückten sie heraus: „Im Winter geht's halt knapp, im Winter. Im Sommer ist's leicht, da kann man der Sach nachjagen. Ein Stückel Fleisch, oder so was, kriegt man doch in jedem Haus. Gelt, Bäuerin, ich darf Dich auch bitten!"

Wenn sie dann mit der Gabe draußen waren, sagte der Franzel zu seinem Genossen: „Du hast recht, Mich. Es gibt nicht bald was so Lustiges, wie das Sammeln. Sterben müssen wir Alle. Wenn man angehalten hat und nachher so warten muß, was da kommen wird: ein Speck, ein Schmalz, ein Mehl? Wenig? Viel? Es ist über das Hasenjagen."

— Bedank mich, dachte der Mich, Du bist mir ein Schaden. Soll ich Alles mit Dir theilen. Wart, morgen früh bleibst im Heu liegen, laß ich Dich schlafen und geh allein meiner Wege. —

Allein, bevor dieser Entschluß zur Ausführung kommen konnte, stand das Verhängnis da mit dem breiten Hute und dem Hagedornknüppel. Sie waren just mit dem Almosen aus einem Hause getreten.

„Ja!" sagte sie schier milde, aber in ihren Augen loderte die unheimlichste Wuth, „ja, Ihr Leuteln, was macht Ihr denn da?!"

„Wir?" entgegnete der Franzel mit einer jämmerlich erheuchelten Gleichgiltigkeit, „ein klein bißel betteln thun wir all zwei, gelt Mich? Aus Unterhalt-

lichkeit, ja. Ist nichts Schlechtes. Jeder gibt, was sein freier Willen ist. Sei gut, Lieserl, ein tolles Trum Speck hab ich im Sackel, schau, sterben müssen wir Alle."

„Alter Tropf!" fuhr sie drein und riß ihm das Bündel vom Rücken. „Betteln? Als ob Du daheim nichts zu essen hättest! Ein solcher Halbnarr ist mir doch noch nicht vorgekommen." Dann gegen den Mich: „Dir ist er nachgelaufen, altes Kameelthier, verdächtiges! Schau, daß Du weiter kommst, wenn Du Deine paar schäbigen Haarfetzen sicher haben willst! Gehst? Gehst nit?" Da gieng der Mich. Hernach zum Andern: „Und wir zwei werden es daheim richtig machen, mein liebes Franzerl. Marsch voran!"

Und hat ein ehelich Gespons das andere vor sich hergetrieben. Was sich zu Hause zugetragen, das ist nie recht offenbar geworden; der Franzel soll nur geseufzt haben: sammeln gienge er nicht mehr.

Jetzt machte der Pfarrer Geschichten. Er that folgenden Ausspruch: „Der Todtengräber Franzel kommt mir vor, wie der Mann im Evangelium, aber umgekehrt. Jener sagte: Graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich. Beim Franzel heißt es: Graben kann ich und zu betteln schäme ich mich nicht. Wir brauchen aber kein umgekehrtes Evangelium und der Franzel kann machen was er will; auf den Kirchhof gebe ich von heute an den Meßner-Anderl.

„Macht nichts," sagte der Franzel, „bin ohnehin schon alt."

„So!" sprach die Liesel, „Du bist schon alt. Zum Herumzigeunern und Ludertreiben bist noch jung genug, aber zum Arbeiten bist zu alt, Faulpelz! Man schmeckt Dir die Faulheit eh schon von weitem. Kannst Dich einpfeffern lassen! Und auf die Beitz hängen! Grausen kunnt Einem! Nichts mehr arbeiten! Das wär mir! Wovon sollen wir denn leben?"

„Leben?" fragte der Franzel. „Wenn man alt ist, stirbt man ja. Sterben müssen wir Alle."

„Still sei!" schrie das Weib. „Du bist der höllische Leichtsinn! hörst? Du bist der Nichtsnutz! der Thunichtgut! Du warst Dein Lebtag ein Taugenichts, und bist einer und bleibst einer in alle Ewigkeit —"

„Amen," sagte der Alte. Das hatte er zu bereuen. Tagelang gieng er nach diesem traulichen Gespräch mit einer eingebundenen Wange umher.

Die Liesel gieng hin und pachtete in den Wäldern und Geschlägen die Ameishaufen, die Wildbeeren, die Pilze, die heilsamen Wurzeln und Kräuter. „Da heißts jetzt sammeln, mein lieber Bursch!" sagte sie zum Alten. Jetzt gab's Arbeit von neuem und der Franzel meinte: „Macht nichts. Ein paar Jahrln wird's wohl noch gehen. Man muß Alles probieren auf der Welt. Aber ein Körbel mußt mir kaufen, Alte, und einen Krampen. Sterben müssen wir Alle."

Sie stattete ihn aus, sie leitete ihn an, sie that selber mit. Sie suchte Kunden, sie führte das Geschäft und sie schalt und fluchte den ganzen Tag. Nebenbei hielt sie ihm das Haus zusammen, sah daß er gut essen und schlafen konnte, und zankte schreckbar, wenn er mit den staubigen Schuhen in die Stube trat, anstatt in den weichen Strohpatschen, die sie ihm geflochten hatte. Die Leute sagten von der Liesel: „Im Reden ist sie ein Teufel und im Schaffen ein Engel!" Es ist noch kein wahreres Wort gesagt worden.

Also gieng es nun fort, im Sommer Waldfrüchte sammeln, im Winter Wolle trauen und Garn spinnen.

Die Bauern gaben den Leutchen recht gerne Arbeit, weil die Liesel Alles auf's Beste, Genaueste und Zierlichste besorgte.

„Jetzt in meinem achtzigsten Jahr soll ich noch Garn spinnen lernen!" seufzte der Franzel einmal.

„Warum denn nicht?“ rief sie, „alte Leute werden kindisch und Kinder müssen lernen!“

Der Franzel guckte sie von der Seite her an, ob sie bei ihrem Ausspruche nicht etwa doch ein wenig schmunzelte. Nein, sie machte ein Gesicht wie die leidige Hölle. Es war ihr grausam Ernst, so lernte er Garn spinnen. Damit seine steifen Finger dazu aufthauen sollten, heizte sie fleißig in den Ofen; damit sein Fuß flink den Hebel treten sollte, setzte sie ihm manchmal ein weißes Porzellankrüglein vor, an welchem unter dem Schnabel ein rothes Röselein gemalt war. Daraus nahm er einen Schluck um den andern — da ward das Spinnen lustig. Ein paarmal gerieth der Schluck zu länglich, da riß der Faden und der Franzel bekam hierauf mehrere tagelang das weiße Porzellankrüglein mit der gemalten Rose nicht zu sehen.

Im Ganzen wurde in späten Jahren die Liesel milder, so als ob man zu Weinessig Wasser gegossen hätte.

An dem Tage, als sie volle siebenundneunzig Jahre alt waren, saßen sie vor ihrer Hütte auf der Bank in der warmen Sonne. Das eine Ungemach hatten sie ganz hinter sich, es war ihnen nirgends mehr zu warm. Der Franzel hatte seine großen Hornbrillen auf der Nase und schaute in's Thal hinaus, wo auf den Feldern die Leute ackerten und ein Säemann Korn in die Erde streute. — Sie waren lange schweigend nebeneinander dagesessen.

Jetzt hob er fast schüchtern seinen Arm, legte ihn auf die Achsel seiner Genossin und sagte ganz leise: „Bist Du gesund, Liesel?“

„Warum soll ich nicht gesund sein?“ begehrte sie auf.

„Das ist merkwürdig,“ sagte er.

„Ich bin mein Lebtag nicht krank gewesen,“ rief sie scharf, „ein ordentlicher Mensch hat nicht Zeit zum Kranksein.“

„Ich bin auch alleweil gesund gewesen, Gottlob und Dank,“ sagte der Franzel in Demuth.

„Ja, wenn man die Faulheit abrechnet,“ gab sie drauf.

„Hast wohl eh recht,“ sagte er. Dann schwiegen sie wieder. Es war ganz still.

Da seine Hand immer noch auf ihrer Achsel lag, so begann er mit einem Seufzer nochmals: „Ja, ja, siebenundneunzig!“

Sie schwieg.

„Was meinst Alte,“ fuhr er fort, „wenn wir hundert Jahre alt geworden sind, was werden wir machen, allzwei?“

Sie sagte nichts. So war auch er wieder still. Und wie diese tiefe ernste Ruhe war, und wie beide so eng nebeneinander saßen und jedes für sich hinträumte, da kam sachte, sachte in ihre Herzen eine große Traurigkeit. — Sie hatten Niemand in ihrem hohen Alter, sie standen ganz allein . . .

Jetzt gieng es noch hin ein Jährchen, und noch eines. Da kam ein Tag, an welchem auf ihren Waldwegen der Franzel sich langsam auf's Moos niederließ, um ein wenig zu rasten. Sie blieb neben ihm stehen und wartete, bis sie ihm wieder auf die Füße helfen sollte, denn allein brachte er sich schon allemal etwas schwer in die Höhe. Er aber hielt über seinen Schoß die hageren Hände gefaltet und sagte, sie solle sich doch auch niedersetzen, ihm thue das Rasten heute gar so wohl.

Als sie genauer in sein Gesicht blickte, erschrak sie. Er lehnte sich an seinen Korb, schloß halb die Augen, und nachdem er so ein Weilchen wie geschlummert hatte, murmelte er leise: „Bist da, Alte? — Geh, geh, Lieserl, thu ein bißel zanken. Es ist gar so feierlich, wie in der Kirchen. Schön ist's. Schön ist's. — Aber — die Luft thut ein bißel drucken. — Ah — gut — gut — ist's. — Liesel! — Sterben —“

„Um Gottes Himmelswillen! Was treibst denn?!" rief sie schmetternd aus.

„Sterben — müssen wir Alle."

Nach diesem Worte hat er nichts mehr gesprochen und nichts mehr gesehen. Sie hat ihn betreuen wollen, mit feuchtem Grase ihn laben, mit einer Essenz seine blassen Lippen benetzen, sie hat sein Haupt in ihren Arm gelegt, hat seinen Namen gerufen mit einer Stimme weich und süß, in der alle unendliche Liebe lag, die sie seit ungezählten Jahren mit harten Worten in sich zurückgescheucht hatte — es war zu spät.

Nach einer Weile, als sich die Liesel von ihrer Betäubung erholt hatte, stand sie fast behendig auf und sagte: „Fertig ist er. Jetzt werden wir einpacken."

Sie gieng das Begräbnis zu bestellen. Ein Nachbar wollte es für sie besorgen. „Bedank' mich!" antwortete sie schneidig. „Ich brauch' keine Gnad! von Niemand keine! Soll jeder auf sich selber schauen." Sie gieng zum Meßner, daß geläutet werde, sie gieng zum Physikus, daß er die Todtenbeschau halte, sie gieng zum Tischler, daß er den Sarg zimmere, sie gieng zum Todtengräber, daß er das Grab richte, sie gieng zu den Bauern um, daß vier Männer den Franzel auf den Kirchhof tragen möchten und sie gieng zum Pfarrer, daß er die Einsegnung halte und die Todtenmesse lese.

Nach zwei Tagen war alles auf's beste besorgt. Als sie den Sarg hinabsenkten, stand das kleine alte Weiblein stramm vor dem Grabe, den uralten Hut mit der breiten Krempe tief in's Gesicht hereingebogen. Sie regte sich nicht. Während der Einsegnung und während des lauten Gebetes, das die wenigen Anwesenden verrichteten, stand sie da wie eine Bildsäule.

Als die Leute sich verzogen hatten, stand sie immer noch so. Plötzlich wendete sie sich und gieng den Todtengräber an: Was das solle? Ob er nicht wisse, was seines Amtes sei? Oder ob sie selber das Grab zuschaufeln müsse?

Er gieng an die Arbeit, sie schaute zu, wie der Sarg durch die hinabrollende Erde verdeckt ward, wie die Grube sich allmählich füllte, wie nichts mehr war, als der sanfte, erdige Hügel.

„So, Franzel," sagte sie dann laut, „mit Dir wäre ich fertig. Jetzt gehe ich auch."

Sieben Wochen später haben sie die Liesel auf den Kirchhof getragen. War aber schon zu spät. Weil es mit den Gräbern bei armen Leuten strenge nach der Reihe geht, so hatte sich bereits ein Soldat zwischen sie gedrängt. Und so stehen diese zwei Leutchen — wie der witzige Bachwasser-Steffel sagt — noch im Grabe auf dem Kriegsfuß.

Das verhielt sich aber wesentlich anders. Der Soldat war niemand Anderer, als der alte Einleger aus den deutschen Befreiungskriegen, der Bum-Peter. Wie zu hoffen steht, belfert die Liesel da unten ihn nicht mehr hinaus. Sie ist sanft geworden, sehr sanft. Sie halten gute Nachbarschaft, alle Drei. Mutter Erde ist die beste Friedensstifterin.

Der Talismann.

Skizze von Hermann Polier.

Auf einem Stein am Weg, der zur Kirche des heiligen Johannes führt, saß eine alte Frau und betete.

Zwischen ihren welken, tiefgebräunten Fingern glitt unablässig der Rosenkranz hindurch, den sie um die zitternden Hände geschlungen hatte, während ihre Lippen den englischen Gruß murmelten.

Ihr Antlitz war von so unzähligen Fältchen und Linien durchfurcht, daß es einer zusammengeschrumpften Pflaume glich, und das schüttere Haar, das sich in glatten Scheiteln an die Stirne legte, glänzte in der ehrwürdigen Weiße des Alters.

Die Leute, die an ihr vorüberschritten, wendeten sich mitleidsvoll nach ihr um und warfen wohl auch eine Kupfermünze in ihren Schoß. Aber Maria-Anna war keine Bettlerin und sie trug darum das Geld in die Armencasse, die oben inmitten des Kirchenschiffes stand.

Sie hätte wohl nicht am Wege gerastet und so die Großmuth der Passanten herausgefordert, wenn ihr die müden Beine nicht den Dienst versagt haben würden; denn Maria-Anna wohnte weit außerhalb der Stadt und sie bedurfte zwei voller Stunden, die Johanneskirche zu erreichen, in die ein frommes Gelöbnis sie alljährlich am 13. August führte.

Ueber dem steinernen Weihbrunnkessel zur rechten Seite des Johannesbildes hatte sie vor nahezu fünfzig Jahren ihr erstes Kind zur Taufe gehalten; aber dieses Kind, ein Mädchen, war durch ein böses Leiden dahingerafft worden in der Zeit seiner besten Jugend und Schönheit, und Maria-Anna hatte dem Himmel einen Schwur gethan, immer, wenn der Sterbetag der Verlorenen sich jähre, werde sie beten kommen für deren armen Seele.

Sie blieb eidgetreu, wiewohl's von Jahr zu Jahr schwerer angieng, denn der Leib wurde immer schwächer, und mit dem Athem war's auch schon schlecht bestellt.

Darum fiel sie ihrem Sohne, bei dem sie ein Unterkommen gefunden hatte, sehr zur Last. Vor zwei, drei Jahren war sie noch zu allerlei Arbeit brauchbar gewesen, wie Waschen, Kochen, Flicken und Kinderwartung; das alles konnte sie nun nicht mehr leisten; deshalb saß sie tagaus, tagein unbeachtet in einer dunklen Ecke der einzigen Stube des Hauses, hielt die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, und war unendlich froh, wenn Jemand kam, sie um ein Märchen zu bitten. Da fuhr sie auf wie aus schwerem Traume und erzählte lange, mit weicher, leiser Stimme.

Sie erzählte immer nur ihr eigenes Leben und die Leute meinten, es sei ein Märchen.

Maria-Anna war nicht immer arm und häßlich gewesen, sie entstammte wohlhabenden Eltern und ihre Schönheit war viel berühmt worden im Heimatsorte. Dennoch schien sie unter einem bösen Sterne geboren.

Ihr Vater führte ein ausschweifendes Leben, er vertrank, was er nicht verspielte, und seine Frau starb darüber in Noth und Verzweiflung, Maria-Anna ihrem Schicksale überlassend.

Das junge Mädchen hatte anfangs

bittere Stunden voll Kummer und Entbehrung durchzumachen, aber es scheute sich nicht, einen Dienst anzunehmen, arbeitete rastlos und freudig und entzog sich so dem Elend und der Schande, die sie an des Vaters Seite erwartet hätten.

Seine Trunksucht führte auch ihn bald dem Tode zu und in letzter Stunde kam ihm die Sehnsucht nach der Tochter. Er ließ sie rufen und sie erschien, aber nicht, um ihm zu sagen: „Siehe, wohin hat Dich Dein Leichtsinn geführt!“ sondern als Trösterin, als ein versöhnender Engel.

Die rauhen Flüche verstarben bei ihrem Anblicke auf seinen Lippen und er gieng hinüber mit einem Segensworte.

Bald nach des Vaters Tode sollte für Maria-Anna die Zeit der Liebe kommen.

Bei einem Tanz im Wirtshause „zur Sonne“ hatte sie Denjenigen kennen gelernt, dem sie fortan ihr Leben zueigen gab.

Es war ein blasser, hagerer Mensch mit lichtem Haar und Augen; er wagte es kaum, sie recht an der Hand zu fassen, und als sie einmal den Blick voll und hell auf ihn haftete, schlug er zaghaft die Lider zu Boden und erröthete.

Aber gerade die Schüchternheit gewann Maria-Annens Herz rascher, als es der Dreistigkeit eines andern Mannes gelungen wäre. Sie hatte Mühe, ihn zum Reden zu bringen, aber da er endlich aufthaute, erzählte er ihr, anfangs beklommen, dann immer muthiger, von seinem Geschäfte, einer kleinen Tischlerei draußen in der Vorstadt, von seinem einzigen Gesellen, auf den er sehr stolz schien; und er sagte ihr auch bedeutungsvoll, daß er eine völlig eingerichtete Wohnung besitze, das Erbtheil seiner Eltern.

Nach Verlauf zweier Monate wurde Maria-Anna das Weib des Tischlers Lorenz Walmuth, und der Tag ihrer Hochzeit war und blieb zugleich der schönste ihres Lebens.

Sie lernte den Charakter ihres Mannes erst allmählich kennen, was bei dessen Verschlossenheit selbstverständlich war. Anfangs quälte er sie mit kleinen Eifersüchteleien, die sich jedoch mit der Zeit steigerten und Maria-Anna um jedes Vergnügen brachten. Sie sollte mit keinem Manne sprechen, wenn nicht er zugegen war, er ließ sie nicht allein zur Nachbarin und folgte ihr Sonntags verstohlen in die Messe. Er meinte, sie würde sich da sicher fühlen und er würde Gelegenheit haben, sie auf einer Untreue zu ertappen.

Vielleicht das seine Häßlichkeit ihn zu solchen Befürchtungen veranlaßte, vielleicht, daß er im Leben zu wenig geliebt worden war und darum so ängstlich jeden geringsten Gunstbeweis seines Weibes für sich allein in Anspruch nahm.

Als dann die Kinder kamen, erst ein Mädchen, später ein Knabe, überwachte er mit der Gier eines Geizhalses jeden Kuß, jedes zärtliche Wort der Kleinen, und er konnte tagelang mürrisch und verdrossen im Hause umherschleichen, wenn er die Mutter bevorzugt glaubte.

„Du stiehlst mir die Liebe meiner Kinder,“ grollte er, „Du bist ein schlechtes Weib, Du bringst mich um das Liebste, was ich auf der Welt habe; mir ist das Leben schon ein Ekel — wär' ich nur schon todt. Da hättest Du Deine Freude, was? da stünde dann keiner mehr zwischen Dir und dem Lumpen, der Dir gestern auf dem Markte nachgeschlichen ist — heh?!“

Maria-Anna seufzte und schwieg. Sie wollte nichts erwidern, damit der Mann sich nicht zu weiteren Schmähungen veranlaßt fühlen konnte, denn sie schämte sich vor ihren Kindern.

Lorenz bereute freilich immer seine harten Reden und er suchte mit gedoppelter Liebe wieder alles gut zu machen; er schmeichelte ihr, er bat ihr alles zärtlich ab, aber den Schatten

verwischte er nimmer, der sich allmählich in seines Weibes Zügen festnistete und den sich die Leute nicht erklären konnten; denn Maria-Anna hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als ihres Gatten Benehmen auch nur mit einer Silbe zu verrathen.

Sie wahrte den Schein des Glückes und ihr kleines Heim galt für eine Stätte der Eintracht und der Liebe; auch trug sie dem Manne wirklich nichts nach, sie verzieh ihm jedes Leid, das er ihr zufügte, und meinte, sie sei vielleicht in der That nicht ganz gut und wäre selber Schuld, wenn er ihr zürne.

Und einstmals traf die Beiden ein unendlicher Schmerz, der ihre Herzen inniger zusammenschweißte, als es die Liebe vermocht.

Ihre Tochter Katharina hieng sich an einen Leichtfertigen, der sie bethörte, ihr die Ehre stahl und ihr schließlich seinen Namen versagte, da er sich vor Zerwürfnissen mit seiner Familie scheute, die sich geweigert hätte, die arme Tischlerstochter in ihrem Kreise aufzunehmen.

Darüber erkrankte das Mädchen und siechte langsam dahin. Erst nachdem die Eltern die Ersparnisse eines ganzen langen, mühevollen Lebens geopfert hatten, nahm es der Tod endlich mit sich.

Zwei Jahre später folgte Lorenz seinem geliebten Kinde, ohne der Witwe auch nur die geringsten Mittel zum weiteren Lebensunterhalte zu hinterlassen.

Darum mußte Maria-Anna ihren Liebling, das Söhnchen von sich geben, in die Lehre zu fremden Menschen, die es schlecht behandelten, und selbst wieder eine Stelle als Magd annehmen.

Da sie aber nicht mehr so flink war, wie in jungen Jahren, konnte sie ihre Dienstgeber nur schwer zufriedenstellen; aber sie ließ sich treten, wie ein Hund, sie dankte für jeden guten Blick, sie begnügte sich mit dem schlechtesten Bissen, den man ihr zukommen ließ, und sie wußte noch einen Sparpfennig für den Sohn zurückzulegen von dem kärglichen Lohn, den sie sich erarbeitete.

Nachdem das Leben sie so ordentlich hin- und hergerüttelt, bis die müden Gliedern sie kaum mehr zu tragen vermochten, entschloß sich der Sohn, der inzwischen seinen eigenen Herd gegründet hatte, die alte Mutter zu sich zu nehmen.

Er that es schweren Herzens und nicht ohne zu murren, aber Maria-Anna beklagte sich deshalb nicht, wußte sie doch, ein wie armer Teufel der Sohn sei und daß es ihm nicht leicht fallen werde, mit ihr abermals einen Kostgänger in die Wirtschaft zu bekommen, und sie segnete ihn noch dafür, daß er ihr in guten Stunden ein frohes Gesicht zeigte und sie nicht verhungern oder erfrieren ließ.

Und endlich schlug auch für sie die Stunde der Erlösung und sie kam an jene Stelle zu stehen, wo der Weg sich theilt, um links als glatte Bahn zur Hölle, rechts als dornenreicher Pfad zum Himmel zu führen.

An ihrer Seite wanderte der reiche Nachbar, der zur selbigen Stunde wie sie verschieden war, und sie hielten nun beide ihre Schritte an, nicht wissend, wohin sie sich nun wenden dürften.

Aber ein Engel erschien und bedeutete ihnen, sie möchten ungescheut an die Pforten des Paradieses klopfen, sie werden sich aufthun, sie einzulassen in die Reihen der Seligen.

Da wunderte sich der reiche Nachbar und fragte so: „Maria-Anna, wie kommt es, daß Du nie gefehlt im Leben? Siehe, bei mir ist das kein Wunder! Ich habe alles besessen, was begehrenswert erscheint, und so blieb mein Herz frei von Neid. Man hat sich vor mir gebückt, man ist vor mir gekrochen, Niemand hat meinen Haß herausgefordert und mein Weib war zu sanft, mich zum Zorne zu reizen. Wie aber Du, der alles versagt blieb, was wir vom Leben fordern, die der Vater in's Elend stürzte, der Mann verkannte, die Tochter hintergieng um

einer schlechten Liebe willen, und die endlich der Sohn als Last behandelte, wie war Dir's möglich, hinzugehen ohne Sünde? Hat Dein Herz niemals der Neid bewegt? Hat Deine Seele sich niemals aufgebäumt in Zorn und Haß wider alle die, die Dich bestohlen, geschmäht, belogen und gemartert?"

„Niemals," erwiderte Maria-Anna, und schon leuchtete ein Abglanz des ewigen Lichtes auf ihren verklärten Zügen. „Wie war das möglich, Maria-Anna? woher nahmst Du die Kraft, alles zu verzeihen?"

Sie lächelte.

„Ich besaß wohl einen Talisman."

„Was war das? wie hieß er?"

Maria-Anna wußte es nicht. Da antwortete es mit süßer Stimme leise an ihrer statt: „Die Demuth!"

Und die Pforten des Paradieses öffneten sich und das Weib gieng ein und schaute Gott von Angesicht zu Angesicht.

„Sie liebt Dich von Herzen!"

Einst that ich im Wald spazieren gehn,
Da sah ich im Wald ein Maßlieb' stehn.
O Herzlieb, Du bist mein Entzücken!
Doch Maßliebchen, die kann man pflücken.
Ich that's und fragt' es inniglich:
Verrath's, mein Schätzel, liebt es mich?
Da log es mir frech in's Angesicht:
Dein feines Schätzel, das liebt Dich nicht. —
Ich grub mit dem Messer ein tiefes Grab,
Und warf das böse Blümlein hinab,
Und wälzte darauf einen schweren Stein,
Sollst ewig und ewig vergessen sein.

Dann that ich sinnend weitergehn
Und sah ein Schlüsselblümlein stehn.
O Mädel, Du bist mein Entzücken!
Und Blumen, die kann man zerpflücken.
Ich that's und fragte inniglich:
Verrath's, meine Traute, liebt sie mich?
Die Blume in Sterbensschmerzen:
Sie liebt Dich, sie liebt Dich von Herzen! —
Ich grub mit der Hand ein Beetlein auf,
Und that die zerrissene Blume darauf.
Doch als sie kaum lag auf der Todtenbahr,
Da ward sie lebendig, erhob sich gar,
Das eine Blättchen, es jauchzte auf's Neu:
Sie liebt Dich von Herzen, sie liebt Dich treu! —
Dann wuchsen der Blume in Kranzesflor
Die Blätter all von Neuem hervor,
Schneeblendend weiß, die Spitzen roth,
Wie Unschuld und Liebesmärtyrtod.
Und jegliches blinkte mir traulich zu:
Sie liebt Dich von Herzen! O Glücklicher, Du! —
Nun kam ein Sturm und knickte die Bäume,
Und Blitze durchzuckten die himmlischen Räume;
Die Blume wiegte ihr Haupt und rief mich:
Sie liebt Dich von Herzen! Sie liebt Dich, sie liebt Dich! —

Dann nahte der Winter und senkte im Schnee
Auf alle Gefilde ein eisiges Weh.
Doch sieh', die Blume hold und weiß,
Sie blühte hervor aus Schnee und Eis,
Und nickte mir zu in Ernsten und Scherzen:
Sie liebt Dich von Herzen! Sie liebt Dich von Herzen! —

Und als von Neuem der Frühling kam,
Da führte zum Wald mich ein tödtlicher Gram,
Ein tödtlicher Gram, eine höllische Pein,
O selig, glückselig, gestorben zu sein! —
Auf grünendem Beete die Blume stand,
In üppiger Blüte mir zugewandt,
Und winkte und flüsterte süß und innig:
Sie liebt Dich von Herzen! Sie liebt Dich unsinnig! —
Ich hob meinen Fuß und trat sie todt,
Die gleißnerisch' Blume, so weiß und roth.
Und gieng noch tiefer in den Wald hinein,
Und suchte das Grab mit dem schweren Stein,
Und habe geweint und habe geklagt:
Du hast es gesagt! Du hast es gesagt!

M. Holm.

Das Wiener Feuilleton.

Eine literarische Skizze von **Ernst Wechsler**.*)

Der Forscher, welcher eine Geschichte der österreichischen Literatur bis auf die neueste Zeit schreiben will, darf an der modernen Wiener Feuilletonistik nicht achtlos vorbeigehen, gleichviel, ob er dem Feuilleton vom künstlerischen Standpunkt aus einen Platz in der Literatur zugesteht oder nicht; die Feuilletons, welche in den letzten drei Jahrzehnten von den großen Wiener Blättern veröffentlicht wurden, enthalten eine Fülle werthvoller Beiträge, die zur bleibenden Literatur gehören, die bedeutendsten österreichischen Poeten haben sich feuilletonistisch bethätigt, und gegenwärtig besitzt Wien journalistische Kräfte, welche in ihrer Vielseitigkeit und Originalität die feuilletonistische Fertigkeit zu einer seltenen Stufe der Vollendung emporgehoben haben. Zwei Gründe müßte sich der Forscher hauptsächlich vergegenwärtigen, die dieses Gedeihen bewirkten: Das ist in erster Linie die sprichwörtlich strenge vormärzliche Censur, die den Blättern von vornherein jegliche politische Färbung verbot und Publicum wie Presse zwang, ihr Augenmerk auf staatlich ungefährliche, harmlose Dinge, wie etwa das Theater und die persönlichen Verhältnisse der Künstler zu richten und so unwillkürlich den feuilletonistischen Zug, den die hauptsächliche Journalistik jetzt trägt, veranlaßte, umsomehr, da man damals in feuilletonistischer Form eher sagen durfte, was im Leitartikel verpönt war; ferner den Charakter der „Phäaken an der Donau" selbst; auf den nach dem schillernden Farbenspiel begehrlichen, dem Tiefen

*) Aus dessen „Wiener Autoren." Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1888.

und Gediegenen abholden, leichtem Amusement zugeneigten Sinn der Wiener mußte jederzeit eine prickelnde, starkgewürzte Causerei stets mehr Einfluß gewinnen, als ein nüchterner, sachlich gehaltener Artikel.

In keiner Stadt wird ein Feuilleton so sehr beachtet und besprochen, dessen Verfasser so bewundert, ja verwöhnt, wie in Wien. Hier ist es oft vorgekommen, daß der Autor weniger Feuilletons, die durchschlugen, plötzlich eine Localberühmtheit und von allen Zeitungen umworben wurde. In keiner Stadt hat ein Feuilletonist so viel Freiheiten, braucht er so wenig Rücksichten zu beobachten, wie in Wien; darum ist auch die dortige Feuilleton-Kritik so sehr gefürchtet, da sie ihre Ironie und Satire, auch von der öffentlichen Meinung nicht im Zaum gehalten, an den Künstlern und ihren Schöpfungen auslassen darf. Eine kleine Anzahl von Kritikern übt eine Art Dictatur auf die Meinung des Publicums aus, Männer wie Speidel und Hanslick haben oft durch ihr Wort allein das Geschick so mancher künstlerischen Kraft entschieden und es gab eine Zeit, wo die kurzen Plaudereien Spitzers wie ein Lauffeuer durch die Stadt giengen und man sich mit der Frage begrüßte, ob man den neuesten Spitzer gelesen hätte? Die Specialität des „Wiener Café's" könnte unmöglich zu einem Elemente im öffentlichen Leben Wiens geworden sein, wenn der Wiener selbst kein so heißhungriger Zeitungsleser wäre. Es ist nur natürlich, wenn man angesichts der Vorzüge, die das Gedeihen des Feuilletons den Zeitungen aufdrückt, auch die nothwendigen Mängel und Schattenseiten, unter denen Presse wie Publicum zu leiden hat, hervorhebt. Der Essay, die Abhandlung, welche in Berlin ihre Heimstätte aufschlugen, sind in Wiener Blättern kaum zu finden; hat Einer etwas Sachliches und Ernstes zu sagen und will es in einem Wiener Blatte veröffentlichen, dann muß er seine Ideen unbedingt in feuilletonistische Form kleiden. Aber das eigentliche, Schaumperlen verspritzende, unterhaltende Feuilleton schließt mehr oder weniger jede Gründlichkeit, jeden Zug in's Tiefe aus; die Gefahr, das Thema leicht und oberflächlich zu nehmen und mit einigen blinkenden Redensarten über den Kern der Sache hinweg zu huschen, ist hier kaum überwindbar, die glänzende Form, das funkelnde Wortspiel bedarf schließlich eines eigentlichen Inhaltes nicht, und die Fähigkeit, aus einem Nichts eine schillernde, ergötzliche Seifenblase zu machen, wird zur geschätzten und gepflegten Kunst erhoben. Dadurch wird jede ernste Arbeit überflüssig gemacht und Tausende von Lesern, die ihre Kenntnisse schließlich nur aus Zeitungen zu schöpfen Gelegenheit finden, werden gerade durch dies ihr Studium zur schlimmsten Halbbildung verurtheilt.

Scheinbar freilich existiert dieser Mangel nicht, denn das Mögliche zieht das Wiener Feuilleton in seinen Kreis. Die Wissenschaft wird popularisiert; Bühnen- und Buchkritik wird in pikanten, geschmeidig-feinen Feuilletons geübt, in denen es manchem Kritiker weniger darauf ankommt, den Künstler, den Dichter zu belehren, oder die Auffassung seiner Schöpfung dem Publicum zu erleichtern, als die Leser gefällig zu unterhalten. In Wiener Blättern liest man am häufigsten flotte, burschikose, in allen Farben des Humors glitzernde Reisefeuilletons; die Localereignisse werden zu phantastisch zugestutzten, grellgefärbten und die unterste Schicht des Publicums aufregenden Weltbegebenheiten aufgebauscht; es gibt dort Journalisten, welche Gerichtsverhandlungen zur Domäne ihrer Kunst machen und Gerichts-Referate schreiben, denen man die Laune und den Humor des Verfassers mehr anmerkt als die Wirklichkeit der Thatsachen. Selbst die Novelle wird in den Rahmen des Feuilletons gezwängt; selten vergeht eine Woche, wo nicht

„unter dem Strich“ ein novellistisches Erzeugnis, oft von entschiedenstem Talente zeugend, zu lesen ist, dessen Erscheinen unmöglich gewesen wäre, wenn es nicht „feuilletonistisch“ gehalten wäre.

So wird eine Unsumme von Geist, Talent und Witz verbraucht, um in vorgeschriebener Weise dem Geschmack des Publicums zu genügen. Dieser Zwang der Erscheinungsform hat das Wiener Feuilleton zu einer jener Specialitäten erhoben, in denen Sitten, Bildung, Geschmack der Wiener ihren getreuesten Abdruck finden. Wollte Jemand eine knappe Charakteristik der österreichischen Residenz haben, so könnte man ihm sagen, daß Wien die Stadt der „Burg,“ des Feuilletons, der Café's, des Walzers und der Volkssänger ist. An ihnen allen hat der Wiener von der ersten bis zur letzten Rangstufe herab seine hellste Freude. Sie haben sämmtlich den Reiz der Liebenswürdigkeit und der Daseinsfreude, die sich mit einem Aufjauchzen über die Abgründe des Lebens hinwegzutäuschen sucht; erzeugen jene süße, nerveneinlullende Seelenstimmung, welche Grillparzer in einem Gedichte herrlich geschildert hat. Die „Burg“ ist das Ergötzen der vornehmsten Leute wie der geplagtesten Menschenkinder, die ein Abend in diesem Theater für die harte Arbeit der Woche entschädigt. Die Café's sind dicht besetzt von Leuten aus allen Gesellschaftsclassen. Der Walzer versetzt das Blut der Aristokratin ebenso in Wallung, wie er die Beine des Schusterjungen in zappelnde Bewegung bringt; mit einer Walzermelodie auf den Lippen legt sich die echte Wienerin nieder, eine Walzermelodie vor sich hinträllernd bereitet sie den Morgenkaffee. Den Volkssängern lauscht der Mittelstand jeden Abend, und will sich ein vornehmes Haus einen besonderen Genuß bereiten, so engagiert er für ein paar Stunden einige Koryphäen der „Barden vom Brettl.“ Das Volkssängerwesen nimmt in Wien erschreckend überhand auf Kosten der eigentlichen Theater. In demselben Maße wie diese Elemente ist auch das Feuilleton den Wienern ein unentbehrlicher Genuß. Ein Feuilleton zu schreiben, ist nicht allein der geheime Stolz, das höhere geistige Abzeichen des Commis und des Gymnasiasten, auch Mitglieder der höchsten Aristokratie verschmähen es nicht, unter die Feuilletonisten zu gehen. Die geistvolle und populäre Fürstin Paula Metternich, die Veranstalterin der Frühlingsfeste im Prater, empfängt ebenfalls die Muse der Journalistik.

Es sei mir gestattet, aus der großen Zahl der berufenen Wiener Feuilletonisten einige vorzuführen, man kann durch eine kurze Charakteristik derselben das Wesen dieser modernen litterarischen Erscheinungsform, wie sie sich zu ihrer Eigenthümlichkeit in Wien kristallisierte, viel besser als durch allgemeine Bemerkungen illustrieren.

Alfred Königsberg, J. Lotheißen, Josef Bayer pflegen das Feuilleton vornehmster Gattung und entnehmen die beiden ersten ihre Stoffe hauptsächlich französischer Literatur, während Bayers Arbeiten literarischen und kunsthistorischen Inhaltes sind. An der Seite dieser drei Autoren steht Anton Bettelheim, der Verfasser des von elegantem Geschmack und großem Wissen zeugenden Buches über: „Beaumarchais“. Wilhelm Goldbaum ist einer der tüchtigsten und kernigsten Feuilletonisten in deutscher Sprache. Seine beiden Werke: „Entlegene Culturen“ und „Literarische Physiognomien“ werden viel zu wenig gewürdigt; sie enthalten eine Fülle echten culturhistorischen Materials und trefflichster literarischen Bemerkungen, die einen großen, durchgreifenden Erfolg im gebildeten Publicum haben müßten, wenn es nicht eben in Bezug auf Beachtung tieferer Erzeugnisse bei uns sehr schlimm bestellt wäre. Allerdings ein sogenannter „Wiener Feuilletonist“ ist Goldbaum nicht, sein Wesen ist norddeutsch verschlossen, aber es ist ein

Glück, daß die Wiener Feuilletonistik auch mit solchen Elementen versetzt wird, sonst gienge sie ganz auf in Schaumperlen und Flittergold. Auch J. C. Poestion wird verhältnismäßig nicht nach Gebühr gewürdigt. Als Culturhistoriker ist Poestion von wesentlicher Bedeutung, indem er uns mit den wenig bekannten Verhältnissen eines hochinteressanten Volkes vertraut machte. Ferner führte er bei uns mehrere sehr bedeutende Poeten wie Christian Elster, Kielland, R. Schmidt ein. Daß er eine feine feuilletonistische Feder und zum Essay eine ausgesprochene Begabung besitzt, beweisen seine „Griechischen Philosophinnen und Dichterinnen," noch mehr „Aus Hellas, Rom und Thule." In Berlin hätte sich Poestion längst eine ehrenvolle Position und allgemeinste literarische Anerkennung errungen, zu der er in Wien noch nicht gelangt ist. F. R. Ehrlich, dessen geistvolle philosophische Feuilletons — ein Gegenstück zu ihnen bilden die vor einigen Jahren von S. Lipiner in der „Deutschen Zeitung" veröffentlichten Studien — der Wiener feuilletonistischen Schule einen eigenthümlichen Zug verliehen, und M. Haberlandt (etwas schwer gehaltene Arbeiten über indisches Wesen und Denken) sind ebenfalls dieser Gruppe angehörig. Den beiden letztgenannten reiht sich ein feinsinniger und geschmackvoller Gelehrter, Prof. Wilhelm Jerusalem, mit seinen philosophisch-ethischen Abhandlungen und Skizzen an.

Zu den nennenswerthesten Autoren, denen die Mischung von Essay und Feuilleton gelingt, zählen weiterhin Dr. Wilhelm Lauser, Z. K. Lecher, Schweiger-Lerchenfeld, Höllriegl und Ideka, dessen wirklicher Name mir unbekannt ist. Jeder dieser Schriftsteller besitzt in reichem Maße die Fähigkeit, aus diesem oder jenem Gebiete ein Thema herauszugreifen, plastisch zu gestalten und den Leser nicht nur zu unterhalten, sondern ihm auch Anregung oder Belehrung zu gewähren.

Vier jüngeren, viel verheißenden Kräften von ernsterem Gepräge gebührt hier Erwähnung: Robert Stiaßny erweist sich in seinen kunsthistorischen Artikeln als ein tiefgehender, durch und durch poetisch empfindender Autor, dessen Feinfühligkeit sich oft bis zur Nervosität steigert. Seine Broschüre über Hans Makart und dessen bleibende Bedeutung gehört meiner Meinung nach zu dem Besten, was über diesen Maler geschrieben wurde. Nicht minder ernstes Streben als Stiaßny bekundet Fritz Lemmermayer in seinen literarischen Feuilletons und Essays. Warme Begeisterung für das Bedeutende, ehrliche Gesinnung sind wohlthuende Züge an seinen Erzeugnissen. Eine überquellend reiche Phantasie, allerdings zu sehr auf Kosten der Charakteristik und scharfumrissenen Handlung, verräth sich in seinem Roman: „Der Alchymist." Auch als Lyriker hat Lemmermayer Ansprechendes geleistet. Es wäre sehr zu wünschen, daß der junge Literaturhistoriker Alexander von Weilen öfters mit feuilletonistischen Arbeiten hervorträte, als er es bis jetzt gethan hat, denn das Solide und Gediegene seiner Schreibweise ist in Wiener Blättern nicht gar häufig zu finden. Für mein Gefühl etwas zu talmudisch spitzfindig und zu sehr an Details hängend sind Moriz Neckers kritische Studien. Zersetzender Verstand ist in ihm vorherrschend und verdrängt das Gemüth. Er ist aber auf alle Fälle ein Kritiker, dessen Ansichten in reichem Maße Geltung verdienen.

Die Feuilleton-Kritik besteht in ihren bekanntesten Vertretern aus Speidel, Wittmann, Hanslick, Kalbeck, Thaler, Grasberger, E. Ranzoni, R. Valdeck, Joh. Meißner, L. Hevesi. Was ich über Speidel schon in der „National-Zeitung" sagte, setze ich aus gewissem Grunde hieher: „Speidel ist unstreitig einer der ersten lebenden Stilisten; seine Schreibweise ist klar, durchsichtig und von vollendeter Kunst.

Mit erstaunlicher Feinfühligkeit weiß er in das Wesen eines Werkes einzudringen und die ihm innewohnende Stimmung in seiner Inhaltsangabe festzuhalten. Mitten im Fluß der Rede fesselt ab und zu eine den Kenner entzückende Wendung, ein oft an's Paradoxe streifender Satz, der bei näherer Prüfung sich als geistvoller Aperçu erweist. Speidels Kritiken, deren Umfang sich selten über die sechste Feuilleton-Spalte hinaus erstreckt, besitzen einen unermeßlichen Einfluß, der jüngst durch den Antrag der Intendanz, die Direction des Burgtheaters zu übernehmen, die beste Illustration erfuhr. Leider aber ist Speidels kritische Anschauung eine zu negative und abweisende. Kritik zu üben kann unter Umständen künstlerischem Schaffen gleichgestellt werden: aber wie letzteres stets ein positives Hervorbringen ist, so muß auch ersteres nach dem Beispiele Lessings stets ein positives Resultat, Belehrung oder Anregung gewähren. Speidels Kritiken sind formell wie gedanklich Leistungen ersten Ranges, aber es mag dahingestellt bleiben, ob Speidel ein sogenannter positiver Kritiker ist, der im Zerstören eines schlechten Werkes Anregung zum Entstehen eines besseren gibt." Diese Stelle hat man mir in Wien sehr verübelt; zum Beweise, daß ich nach wie vor derselben Ansicht bin, habe ich sie eben Wort für Wort hier wiederholt. Nur möchte ich eine kleine Bemerkung hinzufügen: Vor kurzer Zeit las ich von Speidel ein Feuilleton über Böcklin anläßlich der in Wien ausgestellten „Pietà." Die kaum fünf kurze Spalten umfassende Arbeit hat mich bis in's tiefste Herz hinein gepackt: so wundersam hat Speidel die Eigenart dieses großen Malers aufgefaßt und wiedergegeben, so warm und voll seine Vorzüge anerkannt, daß ich auf's freudigste überrascht war. Also Böcklin hat das Kunststück zuwege gebracht, Speidel zum Aufgeben seines Prinzips vom nil admirari zu zwingen! Nun muß man sich fragen, welch' unermeßlich s e g e n s r e i c h e Bedeutung könnte ein Mann wie Speidel für die Kunst gewinnen, wenn er in derselben Weise nicht Böcklin allein, sondern auch andern Künstlern, seien sie nun Dichter oder Maler oder Poeten (und Speidel schreibt über alle Gebiete der Kunst gleich wunderschön!) berathend und wohlwollend zur Seite stände, anstatt ihr Schaffen erbarmungslos zu zergliedern?

Hugo Wittmann ist einer der beliebtesten und populärsten Wiener Feuilletonisten; sein Stil ist von einer Glätte und einer Vollendung, die ihres Gleichen sucht. Bevorzugt er auch französische Stoffe, so ist nichtsdestoweniger ein jedes andere Thema, das er ergriff, unter seiner geschickten Hand als prächtiges Feuilleton hervorgegangen. Mit viel Glück bethätigte er sich in neuester Zeit als Librettist, was auch sein Gutes hat, indem diesmal ein berufener Schriftsteller sich auf ein Feld geworfen, auf dem gewöhnlich die barste Impotenz, aufgeputzt mit allerlei Plagiaten verschämter und unverschämter Natur, sich breit machte. Ueber Hevesis novellistische Leistungen habe ich mich bereits ausführlich ausgesprochen, hier genügt nur die Bemerkung, daß auch seine kritischen Feuilletons seiner Begabung würdig sind. Das Gleiche gilt von Thaler, Grasberger und Kalbeck, welchen ich anderorts ausführliche Referate gewidmet habe.

Nun kommen wir zu den sogenannten echten Wiener Feuilletonisten: F. Schlögl, D. Spitzer, F. Groß, V. Chiavacci, E. Pötzl, J. Bauer, F. Mamroth, J. Oppenheim. Die Eigenart des besten drastischesten Sittenschilderers des alten Wien habe ich ebenfalls bereits den Lesern dieses Buches zu skizzieren gesucht: der gefährlichste unter den Genannten ist unstreitig Daniel Spitzer; sein Witz ist ein mörderischer und heimtückischer: er überfällt gewissermaßen aus dem

Hinterhalt einer scheinbar harmlosen Wendung, eines zufälligen Wortspiels sein Opfer. Seine Artikel erschienen gesammelt in den „Wiener Spaziergängen," in denen für den Culturhistoriker späterer Tage ein reiches Material aufgestapelt ist. Allerdings darf dieser nicht alles wörtlich nehmen, was Spitzer vorbringt; seine Darstellung ist nicht nur witzig verzerrt, sondern manchmal auch sehr ungerecht. Seine bereits in's Monotone übergehenden Sticheleien auf zwei sehr achtbare und sehr verdienstvolle Persönlichkeiten, L. A. Frankl und Josef Weilen, könnte er einmal einstellen. Auch als Novellist hat sich Spitzer versucht in dem „Herrenrecht" und den „Verliebten Wagnerianern." Die erste Novelle hat einen kecken flotten Vorwurf und funkelt von Geist und Laune; die zweite steht literarisch nicht so hoch, ist aber ebenfalls eines der heitersten und gelungensten Erzeugnisse dieses Genres. F. Groß ist der Strauß des Feuilletons. Einen Strauß'schen Walzer hat wohl Jeder gehört, eines jener fascinierenden Tonstücke, in denen es jubelt und schluchzt, bald wehmüthig aufseufzt und bald in toller Lebenslust aufbraust, eines jener Tonstücke, die das Blut in feurige Wallung und das Herz in eine alles versöhnende und alles verzeihende Phantasie- und Gefühlsschwelgerei versetzen. Eine ähnliche bezaubernde Wirkung übt oft ein Feuilleton von Groß aus. Da ist ein rhythmisches Hin- und Herwogen der Gefühle in musikalischer Sprache; die lustig-wehmüthige Selbstpersiflage, die Groß oft treibt, ist weiter nichts als eine liebenswürdig auflachende Koketterie; die träumerisch hinsterbende Stimmung, die Groß so hübsch zu schildern versteht, hat Strauß in Tönen ausgedrückt, die Philosophie, die Groß treibt, ist ein fein ausgearbeitetes melodiöses Spiel der Gedanken, wie ein Strauß'scher Walzer ein zauberisches Spiel der Gefühle ist; Groß ist eben ein Musiker in Worten. Wenn er aber concrete Stoffe behandelt, dann kann er auch durch und durch poetisch werden: er vereinigt französische Grazie mit deutscher Gemüthlichkeit. Sein Stil ist von melodischer Anmuth und Schmiegsamkeit, alle Lichter des Wiener Naturells blitzen in seinen Arbeiten, aber zugleich offenbart sich auch bei ihm auf's deutlichste der dem Wiener Feuilleton innewohnende Cardinalfehler. Groß will nur für eine Viertelstunde den Leser festhalten, am Schlusse seiner Artikel hat man gewöhnlich den Eindruck eines verlohten, buntfarbigen Feuerwerkes. Seine Arbeiten erschienen bisher gesammelt in folgenden Werken: „Kleine Münze" — „Mit dem Bleistift" — „Richtig und flüchtig" — „Aus der Bücherei" — „Heut und gestern" — „Aus meinem Wiener Winkel" — „Literarische Modelle." Auch drei kleinere Novellen sind von ihm erschienen, die mir übrigens nicht besonders gefallen.

Einer der ersten Wiener Chronisten ist Vincenz Chiavacci, der Verfasser der prächtigen Skizzensammlung: „Aus dem Kleinleben der Großstadt." Er verfügt über einen drastischen und kräftigen Witz, beherrscht in glänzender Weise den Wiener Dialect.

Hier ist nur von ihm zu erwähnen, daß er der Schöpfer der köstlichen und volksthümlichen Figur der „Frau Sopherl" ist, deren Ergüsse jeden Sonntag das Publicum einer großen Wiener Zeitung ergötzen. Als Schöpfer von typischen Figuren hat auch Franz Masaidek, der Redacteur des „Wiener Figaro," Geschick bewiesen.

J. Bauer ist Theaterkritiker; seine Recensionen bestehen in Wahrheit aber aus einem Conglomerat von sogenannten Wiener Kalauern, die allerdings von einer besonders witzigen Ader zeugen, im allgemeinen aber auf keiner literarischen Höhe stehen. In dieser Beziehung ist F. Mamroth ihm überlegen: seine Feuille-

tons sind nicht frei von Manieriertheit, weisen aber ein eigenthümliches Gepräge in Bezug auf Sprache und Colorit auf. Seine „Meilensteine“ sind ein geistvolles und anziehendes Buch. J. Oppenheim ist der Localplauderer der „Neuen Freien Presse,“ seine Causerien sind von feinster Ironie durchwürzt, ihm verdanken wir auch manch' treffliche Beleuchtung öffentlicher Angelegenheiten. Einige seiner Witze haben in Wien durchgeschlagen, wie z. B. folgender: „Die österreichischen Zweikreuzer-Cigarren sind nicht so schlecht, als einem drauf wird.“

Pötzl (Verfasser von „Jung-Wien,“ „Wiener Skizzen,“ „Skizzen aus dem Gerichtssaal“) scheint durch seine journalistische Thätigkeit als Berichterstatter eines gelesenen Wiener Blattes auf das Eigenthümliche seiner literarischen Fähigkeit gekommen zu sein; auch er bildet eines jener Beispiele, daß strenge journalistische Pflichterfüllung nicht immer ein echtes Talent ersticken muß; in diesem Falle hat sie sich sogar fördernd gezeigt. Pötzl hat in seinem Berufe sich einen scharfen Blick für das Schilderuswerthe des Alltagslebens erworben und die Fähigkeit erlangt, das Komische, das oft in einer scheinbar ernsten Sache schlummert, herauszufinden. Er ist ein Meister im Genre volksthümlicher Scenen, sogar eine gewisse Farbenpracht steht ihm zu Gebote. Er mischt sich nicht nur in die Gruppen und Massen des Volkes, er sucht dasselbe auch in seinen Häusern und Hütten auf, hört den Einzelnen jammern und klagen, jauchzen und jubeln, und all' das, was er erlauscht, bringt er zu Protokoll, prägnant, scharf zugespitzt, wie einen Zeitungsbericht, aber feiner ausgearbeitet. Aber auch über Sarkasmus verfügt er, besonders da, wo er die Absonderlichkeiten und Auswüchse des Wiener Charakters schildert.

Ein scharfer, schneidiger Feuilletonist ist Adam Müller-Guttenbrunn; mit ungewöhnlichem statistischem Talent ausgestattet, versteht er es, sich brennende und tiefer gehende Fragen auszuwählen, deren Behandlung denn auch große Wirkung erzielt. („Wien war eine Theaterstadt,“ „Die Lectüre des Volkes,“ auch ein Roman „Frau Dornröschen“). Zwei junge Autoren, E. Wengraf und Th. Herzl, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit des Zeitungspublicums auf sich gezogen, der eine durch seine kecken und scharfgezeichneten Skizzen, der andere durch seine flottdialogisierten, witzfunkelnden Plaudereien. (Verfasser von „Neues von der Venus.“)

Ab und zu erscheint in Wiener Blättern unter dem Strich ein novellistisches Erzeugnis, namentlich von L. Hevesi, G. Schwarzkopf, F. Kapff-Essenther und B. Groller, wie schließlich die meisten der angeführten Autoren auch in diesem Genre aufgetreten sind.

Wir dürfen diese Skizze nicht schließen, ohne in freundlichster Weise noch zwei jüngere Kräfte hervorzuheben: Heinrich Glücksmann und Paul Maunsberg. Glücksmann ist ein vielseitig gebildeter Feuilletonist, der sich sicherlich in Wien einen Platz erobern wird; eine reiche poetische Natur bezeugt Maunsberg in seinen liebenswürdigen Aufsätzen, die, in zahlreichen Zeitschriften erschienen, von dem Talent des Autors einen umfassenden Beweis erbringen können, sobald sie in einer Buchausgabe vereint dem Publicum sich präsentieren werden.

Es ist unmöglich, eine vollständige Liste der nennenswerthen Wiener Feuilletonisten zu entwerfen; aber die angeführten Beispiele dürften beweisen, wie reich und vielseitig das Wiener Feuilleton ist, und daß es nicht mit Unrecht ein großes Ansehen besitzt. Aber wie in allen Erscheinungen des modernen Lebens sich die naive Heiterkeit verleugnet, wie mehr und mehr die Mächte des Gemüthes ihr segnendes Walten einstellen und einer

nervös überreizten Genußsucht weichen müssen, wie mehr und mehr der tüftelnde und künstelnde Verstand das Herz verdrängt, so ist auch das Wiener Feuilleton mit wenigen Ausnahmen eine Sache, die mehr blendet und berückt, als erwärmt und erhebt, mehr erstaunlich als hinreißend wirkt. Diese Schönheit bringt den Leser der Gefahr um ein Bedeutendes näher, die besten Güter seines Innern zu vergessen und für Edelmetall Rauschgold einzutauschen. Man merkt an dem Wiener Feuilleton die Routine, die literarische Industrie, die geschäftliche Nothwendigkeit, aber nur selten spürt man in ihm jenes zaubervoll geruhige Duften und Glänzen, das uns in einem echten Kunstwerk mit magischer Gewalt ergreift und die edelsten Saiten des Gemüthes melodisch erklingen läßt.

Ein Märtyrer des Clavierspiels.

Anch io sono — Claviervirtuosin!

Von Meta Wellmer.*)

Wie mein Herz fast brach; — ja, das habe ich noch zu erzählen.... So schreibt Herr A.

Auf einer Gebirgsreise in Tirol lernte ich ein holdes weibliches Wesen kennen, an welches ich mein Herz verlor. Beglückt durchstreifte ich mit Aurelien und ihrer Mutter ein paar Tage lang Berg und Thal, dann trennten sich unsere Wege.

Ich hatte von jeher Sinn für Familienleben und Familienglück gehabt und konnte nun bei einer guten Anstellung und schönen Aussichten in die Zukunft daran denken, mein Heim zu gründen und ein allerliebstes Frauchen darin einzuführen. Aureliens Mutter hatte mir bereits gestattet, sie im Herbst in der Residenz besuchen zu dürfen. Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte ich, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen.

Ich wurde zwar freundlich empfangen, doch schien man an anderes zu denken als an eine von mir angeregte Recapitulation unserer lieblichen Tiroler Reisetage. Die Mutter bat mich, gleich am Abend desselben Tages zu einer Tasse Thee wieder bei ihr zu erscheinen, wobei ich den Kreis ihrer Freunde kennen lernen würde. Als ich mich einfand, merkte ich alsbald, daß ich von hochgebildeten Künstlern und Künstlerinnen umgeben war — und ach! diese Künstler waren größtentheils Musiker.

Meine Geliebte, still Erwählte — spielte ein Andante von Beethoven, eins seiner zuletzt componierten, unverständlichen, gelehrten — das er nach meinem Laienverstande, oder vielmehr nach meinem Laien-Gehörsorgane niedergeschrieben haben muß, als er bereits stocktaub war.

Mir war es schon während Aureliens Spiel, als sei sie nicht mehr dasselbe reizende Geschöpf, welches im Wald und auf Wiesen an meiner

---

*) Siehe Heimgarten, XII., Seite 769.

Seite gewandelt; sie erschien mir wie umgewechselt . . . .

Nach Beendigung ihres Spiels sprachen alle diese gelehrten Musikverständigen ein mir völlig unverständliches Kunst- und Kauderwälsch und analysierten und zersetzten und zerfetzten das eben Gehörte in Worten und Reden. Aureliens Mutter, jedenfalls auch eine gelehrte Musikkünstlerin, eröffnete mir, ihre Tochter habe von ihrem sechsten bis zu ihrem gegenwärtigen neunzehnten Jahre wohl täglich drei Stunden lang Clavier gespielt; — im Ganzen circa 14,000 Stunden, wie ich rasch berechnete. Nun trat sie selbst zu uns heran und fragte mich, welchen Eindruck mir das Beethoven'sche Andante gemacht.

Ich wußte nichts zu sagen . . . In mitleidiger Herablassung zu meiner Ignoranz bat sie einen der anwesenden Musik-Professoren, mir die herrlichen Zeilen von Alfred de Musset vorzulesen, in welchen er jenes Andante in Worte und Gedanken überträgt und erklärt. Aurelie hatte nach diesen Erklärungen — wie sie sagte — das Stück eingeübt und vorgetragen. Alfred de Mussets Worte lauten in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Das sind die Träume des armen, tauben, verliebten, verkannten Philosophen Beethoven in diesem gigantischen und schmerzlichen Andante: die Ewigkeit ist ein unendlicher Raum, aus dem die Jahrhunderte wie junge Adler der Reihe nach wegfliegen, um durch den Himmel zu verschwinden. Unser Jahrhundert ist eben auch am Rande des Nestes angekommen, aber man hat ihm die Flügel zerschnitten und es erwartet den Tod, indem es in den Raum hinausschaut, in den es sich nicht schwingen kann."

Das war mir um ein paar Dutzend Octaven zu hoch; meine Ideale verschwanden; Fräulein Aurelie wurde von einem Engel zu einer sterblichen Clavier spielenden Dame, die sie auch wirklich war, und diese begehrte ich nicht zur Lebensgefährtin. Die über Musik gelehrt docierende Schwiegermutter in spe half dazu, daß mein Herz nicht brach, doch tief verstimmt blieb ich lange. An jenem Abend schied ich indes von der gelehrten Künstler-Gesellschaft indem ich erklärte, daß mein Lieblings- und Fachstudium die Mathematik sei und man mir es zugute halten müsse, wenn ich bei dem Anhören eines musikalischen Werkes, wie einst der berühmte Mathematiker Euler, zuerst frage: Was soll dies beweisen? Die Gesellschaft schien hierauf eben so verblüfft über mich, wie ich über sie.

Nach Jahresfrist lernte ich ein einfaches junges Mädchen in einer kleinen Stadt kennen, wo man nicht so hypergelehrt sein kann wie in einer Residenz. Malchen gefiel mir außerordentlich, bis — ach! bis ich entdeckte, daß auch sie an Pianomanie litt. Sie erklärte mir eines schönen Tages, daß es für sie nur zwei Classen von Menschen gäbe: diejenigen, welche sich für Musik interessieren und diejenigen, welche kaum Verständnis dafür haben, und nur mit ersteren könne sie sympathisieren und leben. Sie war überdies eine Wagnerianerin; — wer hätte dies hinter dem harmlosen Malchen vermuthet? Ich fiel aus allen meinen Himmeln . . .

Eines Gutsbesitzers Tochter, Adele, war das dritte weibliche Wesen, welches mich anzog. Sie lebte tief im Walde, von Eisenbahnen und Residenzen entfernt. „Dies Haideröslein weiß nichts vom musikalischen Marterkasten," sagte ich mir, als ich mit ihrem Vater zum ersten — und einzigen Male ihrem stattlichen Wohnhause zufuhr.

Ach! eins der neuesten, elegantesten Pianinos, oder war es ein Stutzflügel? stand auch hier in Adelens Salon, — hier mitten im Walde.

Als ich bei dessen Anblick fast erblaßte, und sehr niedergeschlagen und mißmuthig ward, hielt mir Fräulein

Adele folgende kleine Rede: „Wie? Sie lieben das Clavier nicht, dies köstliche und heilsame Instrument, diese Quelle häuslichen Glücks und weiblicher Geduld? Wie könnten wir ohne dasselbe das kleinliche Loos des bürgerlichen Lebens, die Leere der isolierten weiblichen Stellung, das Elend unserer armen prosaischen Umgebung ertragen? Das Clavier bewahrt uns vor Verkümmerung, vor Versauerung, vor Verbitterung. Ich singe die Rolle der Walküre und träume mich in deren Walten hinein, und wenn ich le reveil du lion spiele, werde ich ein ganz anderes Wesen."

O weh! Au weh! Auch du, Adele!

Hiemit schließen die Aufzeichnungen der Selbstbiographie des Herrn A.

Seine Freunde setzten mich in Kenntnis von seinem weiteren Lebenslaufe.

„Ich schwöre, daß meine künftige Frau keine Clavierspielerin sein wird," rief Herr A. nach all diesen herben Täuschungen oft leidenschaftlich aus.

Seine Freunde antworteten ihm hierauf: „Dann bleibst Du sicher ein Hagestolz, lieber Max, denn heutzutage hat jedes Mädchen, das Handschuhe trägt, seine Finger Jahre lang auf einem Clavier gerieben, sonst hielte man es für eine Magd, oder eine Wäscherin."

„Gut! dann heirate ich eine Magd oder eine Wäscherin."

Gesagt, gethan!

Als Herr A. neun und zwanzig Jahre zählte, und in einer entlegenen Vorstadt einer großen Stadt eine „stille" Wohnung erobert hatte, fanden seine Augen wirklich Wohlgefallen an dem schlanken Töchterchen seiner — Wäscherin, die neben dem Garten, in welchem seine Wohnung lag, ihr Geschäft betrieb.

Rosine — Röschen — wie er sie nannte, war eine schlanke, lebhafte Brünette, welche ganz nett Buch zu führen wußte über die Wäscherrechnungen, flink schrieb und addierte und Verstand und Mutterwitz genug besaß, um bei einiger Nachhilfe unter seiner Leitung bald ein sogenanntes gebildetes allerliebstes Frauchen zu werden. Herr A. heiratete daher frischweg Röschen und fühlte sich seelenvergnügt. Sein Röschen erwies sich in der That als ein begabtes, kluges, höchst bildungsfähiges, junges weibliches Wesen. Er hatte keine geistige mésalliance gemacht. Röschen interessierte sich für Bücher und Journale, für Geschichte und Poesie, und holte mit Freuden und Leichtigkeit nach, was ihr etwa noch an sogenannter „höherer Töchterschulbildung" fehlen mochte. „Und wenn ich Minister werde," rief der glückliche junge Ehemann seinen Freunden zu — so versichere ich Euch, daß mir Röschens Bildung und ihre Art sich zu benehmen, alle Ehre machen soll.

Ach! welches Verhängnis wartete seiner schon auf der Hochzeitsreise! Sie verlebten ihre Flitterwochen in einem nahen modischen Badeorte in lieblicher Gegend. Eines Abends gab die berühmte Claviervirtuosin S. dort ein Concert. Röschen hatte im Badeorte eine ihrer Bekannten aus der Residenz, eine Kleidermacherin getroffen, welche ihr zuflüsterte: „Dein Mann könnte wohl drei Billete für das Concert nehmen, dort sieht man die elegantesten Toiletten der fremden Damen, das ist für mich viel werth." Herr A. sah nichts Arges in diesem Beweggrund, in ein Concert zu gehen, und als galanter junger Ehemann, führte er Röschen und deren Freundin in's Concert. Letztere fand darin Modelle zu den geschmackvollsten Anzügen und erreichte daher ihren Zweck vollkommen; — allein Röschen kam wie umgewandelt, wie verzaubert aus dieser musikalischen Soiree zurück. Die stürmischen Beifallsbezeugungen, welche der Virtuosin zutheil geworden, die Kränze, welche man ihr überreichte, die Bouquets, welche man ihr zuwarf, ließen sie nicht schlafen. Sie

sah in einem Clavier spielenden weiblichen Wesen den Inbegriff, das Ideal der Bildung, der Vornehmheit — vorerst einen Gegenstand ihres Neides, doch zu gleicher Zeit das Ziel ihrer heißen Sehnsucht, ihres eifrigsten Strebens, und: „Anch' io sono — Claviervirtuosin!“ wogte es in ihrem tiefsten Innern.

Doch wir wollen die Tragödie zu Ende bringen.

Sie bat ihren Mann flehentlich ihr Clavierstunden geben zu lassen; sie weinte, sie gerieth in Krämpfe, als er ihr dies abschlug, sie quälte ihm die Seele schier zu Tode, und sie setzte durch Scenen und Zärtlichkeiten, durch Thränen und Schmeicheleien doch endlich ihren Willen durch, sonst wäre sie krank geworden, blaß und elend war sie schon aus Sehnsucht nach ihrem „verfehlten Beruf.“ Das Unvermeidliche, ja das Ungeheure vollzog sich; ein Clavier ward angeschafft, Röschen erhielt Clavierstunden und Röschen spielte sechs bis acht Stunden täglich und blühte dabei wieder auf. Ihre Lehrerin war in Entzücken über ihre raschen Fortschritte . . . aber nach wenig Monaten brachen bei ihrem Manne solch' bedenkliche Nervenkrisen aus, daß es für rathsam gehalten ward, ihn in eine temporäre Ferienzeit — in ein maison de santé verbringen zu lassen. Dort stöhnte und klagte er in tiefer Melancholie und halbem Wahnsinn: „Noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick! selbst wenn er ein Wäschermädchen heiratet.“ Und dann hielt er sich die Ohren zu und rief heftig: „Sie spielt Tag und Nacht; so hör' doch nur eine Minute lang auf, das infame Hackbrett zu dreschen, nur ein paar Minuten lang laß mir Ruhe! Ach! ach!“

Sein Zustand war bedauernswerth.

Da geschah es eines Tages, daß seine zwei intimsten Freunde, festlich gekleidet, ihn besuchten, und ihm ihre Glückwünsche darbrachten, indem sie ihm mittheilten, daß er Vater eines Zwillingspaares gesunder Söhne geworden. „Komm' doch nur, Max, und schau die hübschen Buben an!“ sagten sie fröhlich zu ihm, und Max vergaß für einen Augenblick seine Clavier spielende Gattin und schien nur neugierig, die Bekanntschaft seiner Söhne zu machen. Er folgte seinen Freunden.

In seinem Hause war das Clavier entfernt worden und Röschen empfing ihn zärtlich und sagte: „Zwei kleine Kinder auf einmal, liebster Max, das gibt Arbeit und — Musik bei Tag und Nacht; o das sind Duetten! Jeder executiert nach eigener Melodie!“ Dem glücklichen unglücklichen Vater aber dünkte das Geschrei seiner Söhne Sphärenmusik, denn es gab Arbeit für Röschen bei Tag und Nacht und die Musikstunden und Studien blieben einstweilen unterbrochen.

Die Musikbegeisterung Röschens ist auf andere Bahnen geleitet; sie ist die beste, die sorgsamste der Mütter, die sich selbst vergessende liebende Gattin, ihr Mann der heiterste aufmerksame, zärtliche Gatte, ihre Ehe wieder die glücklichste geworden.

Die beiden Freunde von Max können, ohne ihn aufzuregen von den musikalischen Stürmen seines ersten Ehejahres mit ihm sprechen; — aber sie selbst ließen sich sein Beispiel zur Warnung dienen und heirateten aus Pianophobie bisher noch nicht, denn selbst ihre alten Köchinnen und Haushälterinnen erschienen ihnen nicht musikdicht und pianofest.

Graf Wilhelm Schärffenberg.

Vaterländische Ballade von Ferdinand Freiherrn von Kast.

Vom Winterschlaf der Lenz erwacht,
Die Lüfte wehen linde,
Im Hain die Turteltaube lacht,
Die Knospe sprengt die Rinde,
Schneeglöcklein Waldesränder säumt,
Geweckt vom Sonnenkusse;
Der Quell befreit vom Eise schäumt
Am steilen Bergesfuße. —
Das Hifthorn in dem Burghof hallt,
In dem die Rüden bellen,
Es zieht Graf Wilhelm in den Wald,
Dem Wilde nachzustellen;
Die Morgenlichte färbt das Schloß
Mit rothem Sonnenstrahle,
Dem Grafen folgt sein Jägertroß
Zum Forste nach dem Thale. —

Inmitten von des Waldes Dicht
Da knistert es im Reise,
Ein Spießer aus dem Jungmais bricht
Sich bahnend ein Geleise.
Der Fährte nachzuspüren,
Der Graf behend vom Pferde steigt,
Im Wald sich zu verlieren,
Wo jeder Lärm des Tages schweigt,
Im Forste, in dem dunkeln,
Gewahrt er plötzlich Sonnenlicht
Und Laub und Zweige funkeln,
Vom Strahlenglanz, der sie umflicht. —

Es tritt mit anmuthsvollem Gruß
Die lieblichste der Frauen,
Mit zartem, leichtbeschwingtem Fuß,
Ein Engel anzuschauen,
Zu ihm heran im hohen Wald.
Die reichen Locken fallen
Der elfenhaften Lichtgestalt,
Die ihr vom Haupte wallen,
Bis auf des Nackens weißen Schnee.
In seines Herzens Wonne
Fragt er: „Wer bist Du, schöne Fee?
Da Deines Auges Sonne
Mir tief fällt in das Herz hinein.
Was lockt in früher Stunde
Dich Elfenkind, in diesen Hain?
Gib mir hierüber Kunde.“

„„O forsche hiernach nicht,
Sie jetzt melodisch spricht.
Ich bin ein Landeskind,
Wie viele deren sind;
Ich finde heut Dich hier
In Deinem Waldrevier,
Verfolge Deine Spur
Nicht in dem Forste nur,
Schon seit geraumer Zeit
Vom Hause Stunden weit,
Wozu mein Herz mich zwingt,
Das meine Lieb' Dir bringt.
Ich treffe Dich allein
Im tiefen Tannenhain,
Da finde ich den Muth,
In meines Herzens Glut,
Zu geben Dir zum Gruß
Der ersten Liebe Kuß.““
Der Graf in Minneseligkeit,
Berauscht vom Hauch der Lippen,
Will in des Waldes Einsamkeit
Vom Kelch der Liebe nippen,
Da hallet laut der Jäger Horn,
Von seinem Stand nicht ferne,
Getrübt ist seiner Liebe Born,
Erblaßt sind ihre Sterne.
Der Graf, der vor ihr kniet,
Sie bittet zu verweilen,
Doch sie erwidert, eh' sie flieht:
„Laß ungesehn mich eilen,
Aus Deinem Waldrevier,
Noch eh' die Jäger hier. —
Nimm diesen Ring von mir,
Gedenke liebvoll mein
Gedenk' der Zeit im Hain,
Des Steines Glanz bleibt Dir,
Dienst Du dem Herzog treu;
Es springt der Reif entzwei,
Befleckt ihn Felonie.
Du fällst im Kampfe nie,
Weil Deines Ringes Kraft
Dir Sieg und Lorbeer schafft,
So lang Dich unbefleckt
Des Ringes Zauber deckt.“

Er wollte fest sie halten,
Bevor sie im Gebüsch verschwand,
Ein Theil der Schleierfalten
Verblieb ihm in der kräft'gen Hand.
Der Graf im tiefen Staunen denkt,
Wer mag das Räthsel lösen,
Sie hat mir Kuß und Ring geschenkt,
Sie ist ein irdisch Wesen.
Woher sie immer kommen mag,
Ich werde Rundschau halten,
Sie emsig suchen Tag für Tag,
Wie auch die Zeiten walten.
Er reitet fort von Schloß zu Schloß,
Zu forschen nach der Schönen,
Doch täglich trägt sein edles Roß,
Selbst bei des Sturmes Stöhnen
Ihn in den tiefen Wald hinein.
Da sitzt er manche Stunde
In dem Gehölze ganz allein
Mit seines Herzens Wunde.

So harrt und harrt er manches Jahr,
Ob sie wohl kommen werde;
Schon bleicht die Zeit sein blondes Haar,
Nicht von des Kriegs Beschwerde,
Der Ring ihm Muth und Kraft verleiht,
Im Kampfe blieb er Sieger,
So lange er sein Schwert geweiht
Dem Lehensherrn als Krieger;
Wenngleich ihn oft der Zweifel quält,
Ob sie ihn nicht vergessen,
Es blieb der Graf stets unvermählt,
Seit sie sein Herz besessen.

Es schwanden viele Jahre hin,
Oft zechten bei ihm Freunde,
Sie ändern nicht des Grafen Sinn,
Des tapfern vor dem Feinde,
Gefürchtet war sein schneidig Schwert,
Er brach so manche Lanze,
Hieb viele Reiter von dem Pferd
Im heißen Waffentanze.
Es suchte daher Jedermann,
Dem vor dem Kriegsglück bange,
Des mächt'gen Grafen Hilfe an,
Vor ernstem Schlachtengange.

Einst tafelten bis in die Nacht,
Bei ihm gar viele Ritter,
Es wurde laut gescherzt, gelacht,
Der Trübsinn gieng in Splitter,
Ein Zeichen von des Weines Kraft;
Die Köpfe wurden schwerer
Bei dem Gelag der Ritterschaft,
Die Fässer immer leerer.
Gedanken, die im Glase sprüh'n,
Des Weines Feuerpresse,
Sie machen oft die Köpfe glüh'n
Wie Eisen in der Esse. —

Graf Heynburg bat jetzt um das Wort:
„Erlaubt beim heutigen Feste,
In dieses Schlosses Schutz und Hort,
Zu sagen Euch Ihr Gäste,
Was schwer den Adelstand bedrängt.
Die Fehde nennt man Friedensbruch,
Für ihn wird Landesacht verhängt,
Die Habsucht fällt den Richterspruch,
Gewalt zieht das Vermögen ein,
Verhöhnt wird des Besitzes Recht,
Dem Lehnsherrn fällt das Gut anheim
Und hörig ist doch nur der Knecht.
Die allzustrenge Zucht empört,
Wenn man zur Ritterschaft gehört."

Kaum hat er ausgesprochen,
Sie riefen wie aus einem Mund,
Der Friede sei gebrochen,
Wir geben es dem Adel kund,
Graf Wilhelm wird uns führen,
Der unbezwingbar im Gefecht,
Die Lorbeern ihm gebühren,
Im Kampf um uns're Väter Recht,
Sein Schwert, es soll uns rächen,
Tyrannenmacht zu brechen. —
Der Graf, dem Aug' und Wangen glüh'n,
Vom Wein und Sang begeistert,
Verspricht mit in den Kampf zu zieh'n,
In dem ihn keiner meistert.
Sie trauen seinem Manneswort
Im Felde sie zu führen
Und eilen aus dem Saale fort,
Die Zeit nicht zu verlieren.
Es rüsten sich im blanken Stahl
Empört die Reichsvasallen,
Zu reiten in des Frühroths Strahl
Aus seines Schlosses Hallen.

Bei Weissenegg zunächst dem Wald,
Hört man Drommeten blasen,
Da machen die Empörer Halt. —
Der Graf sprengt über'n Rasen
Zu Aufenstein, der ihm verwandt,
Den schmückt des Herzogs Wappen,
Weil er zum Feldherrn ihn ernannt.
Umgeben von den Knappen,
Die um sie schließen einen Kreis,
Die beiden Feldherrn ringen,
Nach ritterlicher Kampfesweis,
Mit ihren wuchtigen Klingen.
Schon auf den ersten Lanzenstoß
Der Beiden Schäfte splittern,
Vom heftigen Zusammenstoß
Auch Erd' und Rasen zittern.
Die Nüstern aufgerissen,
Von ihres Athems heißem Dampf,
Die Pferde selbst sich bissen,
Bei dem gewalt'gen Waffenkampf,
Denn Beide greifen nach dem Schwert,
Und Hieb auf Hiebe fallen,
Wie Hagelschlag auf Saaten fährt,
Sie auf die Panzer prallen. —
Da springt des Grafen Ring entzwei,
Es war der Kampf entschieden,
Verletzt hat er die Lehenstreu,
Gestört den Landesfrieden,
Getroffen von des Gegners Schwert,
Von seinem wucht'gen Hiebe
Der Graf sank blutbedeckt vom Pferd.
Selbst noch an seines Grabes Rand
Gedacht' er seiner Liebe
Und wie sie damals vor ihm stand,
Sah er die Holde wieder.
Die er geliebt schon Jahre lang,
Schließt ihm die Augenlider,
Er hört der lieben Stimme Klang,
Und eh' die Welt er lassen muß,
Beglückt ihn noch ein Liebeskuß. —

Anmerkung. Der Chronik gemäß lebte bereits im neunten Jahrhundert ein reicher, mächtiger und tapferer Heeresführer, Arnolf Graf v. Schärffenberg, der von einem fränkischen Herzog abstammte. Seit dieser Zeitperiode bekleideten die Grafen Schärffenberg in den Ländern des gegenwärtigen Kaiserstaates Oesterreich die einflußreichsten Stellen. Im Jahre 1847 erlosch mit dem in Marburg a. D. verstorbenen Grafen Hans v. Schärffenberg der Mannsstamm dieses alten Grafengeschlechtes. — Der Dichter widmet diese Ballade der von dem Geschlechte Schärffenberg abstammenden Frau Baronin Friederike Basso von Gödel-Lannoy, geb. von Carneri.

Das Buchbergthal.

Eine Wanderung in der Heimat von R.

In die Wildnis willst Du, lieber Freund? Ich weiß keine mehr. Darf ein Wirtshaus drin stehen? Gut, so komm mit mir.

Von der Südbahnstation Kapfenberg aus, am Curorte Steinerhof vorüber, wandern wir noch in den gesegneten Gefilden des Mürzthales. Dann geht es durch ein langes, dicht bewaldetes Engthal, immer am Ufer des rasch heranwogenden Thörlbaches entlang. Dieses Wasser ist grau, als käme es von Kalkgebirgen und Schneefeldern. Am Engpasse Thörl, wo in einer uralten Ruine und mehreren stattlichen betriebsamen Eisenwerken die alte und die neue Zeit sich die Hand reichen, verlassen wir die nach rechts gegen Aflenz ziehende Mariazellerstraße, welche uns auch den Telegraphendraht entführt, den letzten Adernstrang, in welchem die fiebernde Welt noch an uns vorüber pulsierte. Wir ziehen links in ein freundliches Feld- und Wiesenthal, mit zahlreichen Hammerschmieden bestanden, von niedrigeren Bergen umgeben. Im Hintergrunde aber beginnt sachte sich ein blauendes Hochgebirge vorzuschieben. Der Weg geht, vom rauschenden Alpenbache stets bethaut, durch eine Felsenenge und bald darauf durch das Dörfchen St. Ilgen. Hier hebt die Entfaltung eines Hochgebirgsthales an, wie es schöner und großartiger zugleich kaum gedacht werden kann. Jemand hat es vor einiger Zeit das schönste Alpenthal der Steiermark genannt und damit im Lande einigen Unwillen hervorgerufen, denn jedes Dorf will sein schönstes Thal haben und hat es auch in einem gewissen Sinne — es ist das heimatliche Thal; wer jedoch an einem reinen Sommertage in dieses Buchbergthal kommt, der wird obigen Ausspruch wohl zugeben müssen, und noch froh sein, daß er wahr ist. Während der Wanderer über Hochtriften, von schönem Wasser stets umrieselt, auf glatten Sandwegen zwischen grünen Matten, Baumschachen und Waldhängen dahinschlendert, bauen sich vor ihm stets massiger die ungeheueren Felswuchten des Hochschwab auf. Diese entfalten sich in tief einschneidende Schluchten, aus welchen Wässer rauschen, in wild niedergrabende Kare, aus welchen weiße Sand- und Schutthalden quellen, in senkrecht aufsteigende Kuppen, Thürme und Spitzen, in deren oft grauenhaft tiefen Scharten der Schnee ruht.

Hier beginnt der Hochschwab, das ausgedehnteste und wüsteste Gemsgebirge unseres Alpenlandes. Wenn ein starker Mann wäre — er müßte aber stärker sein als die gesammte Menschheit — und eine neue Hochschwabengruppe bauen wollte, so würde er dazu sehr viel Baumaterial nöthig haben; er müßte z. B. den Schneeberg und die Rax und die Neubergeralpen und die hohe Veitsch und den Oetscher aneinanderstellen, und es wäre noch zu wenig. Er müßte auch noch den Reiting bei Trofaiach, die Vordernberger Mauern, den Kaiserschild bei Eisenerz und die ganzen Berge im Gesäuse dazu thun, um einen Felsstock, eine Gebirgsgruppe herzustellen, die dem Hochschwabgebirge an Ausdehnung gleichkäme. Vom Pfaffenstein bei Eisenerz bis zu den Aflenzerstarritzen, von den Hochzinnen bei Wildalpen bis zu den Tragößerbergen, welch ein Bereich!

Stundenweite Gegenden sind es, die da oben über den senkrechten Abstürzen, hinter den Zinnen sich breiten. In den Niederungen grüne Almen mit Schwaighütten, dann die dunklen Gefilze der Legföhre, die unabsehbaren Böden mit den aus schwarzer Erde hervorquellenden weißen Steinblöcken; die braunen Speikböden und grauen Sandmulden. Und aus diesem Hochgelände heben sich dort und da Felswuchten auf, senkrecht und in oft wunderlichen Gestalten — stets von Gemsen belebt, wie das ganze Schwabengebiet. Ich nenne von den höchsten Spitzen dieses Gebirges den Zargenkogel, den Brandstein, den Halmstein, den Ebenstein, den Plankogel, den Beilstein, den Fölzstein, den Zinken, den Wetterkogel und endlich die 2278 Meter hohe Hochschwabspitze selbst. Diese ist von den Thälern aus kaum zu erblicken, immer hält sie sich in dem Hintergrund und schiebt ihre ehernen Vasallen vor; nur in die Ferne winkt sie leuchtend hin, und von der Ferne aus gesehen senken die Vorfelsen, die in der Nähe so schreckhaft gewaltig dastehen, ihre Häupter vor der Königin, der Hochschwabspitze.

Die topographische, geologische, botanische, zoologische, meteorologische, hydrographische Schilderung des merkwürdigen Bergstockes muß man den wissenschaftlichen Herren überlassen, denn diese wollen auch nicht umsonst hinaufsteigen; wir tragen ein Herz empor, welches in der Natur nur die Schönheit sieht, welches nicht wühlen und nicht plündern und nicht jagen will, sondern die gewaltige Welt in ihrer Gesammtheit auf sich wirken läßt in ihrem Sonnenlichte und Schattenspiel, in ihren Mondnächten und Nebelreigen und Wetterstürmen, in ihrer winterlichen Starrheit und in ihrer entzückenden Blumenpracht, in ihren blinkenden Schneefeldern und dunklen Hochseen, in ihren Höhlen und rieselnden Wässern, in den niederdonnernden Lawinen, in den von Fels zu Fels springenden Gemsrudeln und hoch in den Lüften schwingenden Adlern. Es ist ja unbeschreiblich, und keiner der Uneingeweihten ahnt es, welche und wie verschiedenartige Genüsse dem Menschen im Hochgebirge beschieden sind, wenn er offene Sinne mitbringt und es ihm gelungen ist, sein Herz von den Dingen des täglichen Lebens loszulösen. Denn da oben ist ein ewiger Feiertag, weil die Natur hier alles Menschenwerk ernst zurückweist. Die Wege und Stege, die man anlegt zu den Höhen empor, bricht sie bald ab, die Unterstandshäuser, die man baut da oben, zerstört sie in wenigen Jahren. Besonders der Hochschwab will kein Tummelplatz sein für müßige Menschen; nur wer mit ihm ringt in Muth und heißer Sehnsucht, und immer wieder selbst die Feste erobert, dem gibt er sich hin.

Wohl ist auch die Touristik thätig, dieses entlegene und unwirtliche Gebirge den Alpenfreunden zugänglich zu machen, allein sie macht nicht allzugroße Fortschritte. Mit rother Farbe sind die zahlreichen Aufstiege angemerkt. Man hat sich aber nicht Wege oder Fußsteige im gewöhnlichen Sinne zu denken; in solchem Gebirge versteht man unter Weg jede Stelle, an der es überhaupt mit Zuhilfenahme von Händen und Füßen und anderen Mitteln möglich ist, hinauf zu kommen. Der Hochschwab ist ohne Gefahr zu besteigen, aber mit Anstrengung, und stets mit großem Zeitaufwande. Die Aufstiege: von Aflenz aus über die Fölz und den Ochsensteig; von Seewiesen aus durch die Schluchten der Dullwitz; von Weichselboden aus durch den Ring von G'schöder über die Hochalpe, von Tragöß aus über den Sackwiessee (der weiteste und der leichteste), und vor Allem der beliebteste vom Buchbergthal aus über die Trawiesenalm und das G'hackte. Keiner dieser Aufstiege ist unter fünf Stunden Zeit zu machen, aber jeder bietet unterwegs so großartige Alpenbilder, so abwechselungsreiche Beschwerdchen, daß einem die Zeit nicht lang wird. Das G'hackte und der

Ochsensteig stehen in etwas üblem Rufe; ihre Gefahr besteht nicht sosehr in dem schlechten Fußsteig, auf dem die Füße ausgleiten können, sondern vielmehr in dem Schwindel, der von der Nähe des Abgrundes erzeugt wird. Im Thale würde man auf einem ebenso beschaffenen Fußstieg munter pfeifend dahinlaufen, hier oben wäre ein Fehltritt freilich der Sprung in ein tausend Fuß tiefes Grab.

Von der Spitze des Hochschwab aus gesehen liegt die Steiermark in ihrer ganzen Schönheit dem Beschauer zu Füßen. Gegen Osten und Süden hin in zahllosen Bergzügen Almen, Wald und wieder Wald, nur stellenweise von einer hohen Bergkuppe oder Felswarte überragt; im Westen und Norden ein überaus wildes Geschiebe von hohen, steilen, felsigen Bergen mit ihren schattenfinsteren Engthälern; im fernen Hintergrunde das schneeweiße Täfelchen des Dachsteingletschers. Das auf dem Hochschwab erbaute Schiestl-Haus bietet eine Stätte zur Rast, zum Nachtquartier. Sommerfrische aber nimmt in diesem Hause Keiner; für die Länge läßt sich die gewaltige Herrlichkeit nicht ertragen, sie würde das Gefühl der Oede erwecken, so daß die äußere Wildnis am Ende auch eine innere erzeugte. Zudem ist ein hoher Berg nicht mehr so interessant und Ehrfurcht gebietend, wenn man oben steht, als wenn er unbesiegbar scheinend in seinen Massen aufragt vor dem staunenden Auge des Menschen.

Keines der schönen bewohnten Gebirgsthäler dieser Gegend kriecht dem Hochschwab so tief in das steinerne Herz hinein, als das Buchbergthal. Links die Ausläufer der Meßnerin, rechts das zerhackte und noch bewaldete Zerbeneck, der weiß in's Land blinkende Fölzstein, der Reidelstein: so kommen wir in das stille Wiesenthal, hinter welchem senkrecht aufsteigende Wände die Welt plötzlich abschließen. Unter den vielen Felsbildungen, welche uns an diesen Wänden schon der erste Blick zeigt, fällt die Beilsteinhöhle auf, die hoch im Gefelse gähnt und aus welcher beständig ein starker Wind blasen soll. Die Höhlensage von verborgenen Schätzen und den dazugehörigen Drachen spukt auch hier, einstweilen rieselt aus dem Loche anstatt Gold und Edelgestein nur Schutt hervor. — Lange hat uns zur Linken und zur Rechten der Wald gerungen mit dem Gestein, hier hebt ausschließlich die Herrschaft des letzteren an.

Am grünen Fuße des Reidelsteins und am Abhange des Rabensteins, dort wo das Thal rechts in die Trawiesen ausläuft, steht ein neues Alpenhotel: „Zum Bodenbauer.“ Dasselbe, von den Geschwistern Karlon aus Aflenz im vorigen Jahre erbaut und von Frau Lori Karlon verwaltet, dürfte wohl zu den besten Touristenherbergen nicht bloß in Steiermark, sondern in den Alpen überhaupt gehören. Behaglichkeit vereinigt sich hier mit großem Geschmack in Allem. Das Haus vermag in seinen ganz vorzüglich eingerichteten Zimmern eine größere Anzahl von Gästen zu beherbergen. Trotz der Ungunst des vorigen Sommers war es immer besucht und viele der Gäste verweilten, vielleicht auch noch von der Trefflichkeit der Küche und des Keller gefesselt, längere Zeit, um von hier aus die entzückend schönen Ausflüge zu machen. Die vorzüglichsten dieser Ausflüge sind die Partie auf den Hochschwab, die zum Sackwiesensee und der Sonnschinnalm und die nach Tragöß. Und wer nicht ausfliegt, der wird trotzdem an Langweile nicht vergehen. In der Volksstube des Hotels gibt's viel Unterhaltsamkeit.

Zithern liegt aufn Tisch,
Spiel na gleih landlerisch,
Spiel nar und sing dazua
Lusti, mei Bua.

Afn Berg ziachn d Neberln,
Jn Thol keman s zsom,
Worum sul den ih just
Ka Neberl nit hom!

's Vögerl thuat singen
Und s Wasserl rauschn,
Und d Stodtherrn, de thoan
Gern Dirndl tauschn.

Ländlich' und städtisch' Element vertragen sich hier recht gut miteinander. Nicht Unrecht dürfte jener Halter haben, der beim Bodenbauer sang:

Van Bodenbauern-Haus
Thuat d Welt sih verkehrn,
Do gibts koani Bauern mehr,
Gibts schon olls Herrn.

Und auch recht seltsame darunter. Auf der Meßnerinalm, eine Viertelstunde vom Hotel entfernt, konnte man im vorigen Sommer wochenlang tagsüber auf dem Heu im Stadl einen Fremden liegen sehen. Auf ein Befragen darüber gestand er, daß er das Heubad gebrauche. Es sei nichts gesünder, als ein Bad von frischem Alpenheu. — Und es ist auch ganz natürlich; alle möglichen Bäder, das Sandbad und das Schlammbad und das Luftbad nicht ausgenommen, sind schon an der Reihe gewesen, nun kommt das Heubad dran. Vielleicht schicken in wenigen Jahren die Stadtdoctoren ihre nervösen Patientinnen in's weltberühmte Heubad Buchbergthal.

Größerem Besuche dieses Thales hinderlich ist noch die kostspielige Fahrgelegenheit dahin. Wir rathen der Frau Lori, welche sich durch die Gründung dieses ausgezeichneten Hospizes ein wahres Verdienst um den Fremdenverkehr in Steiermark erworben hat, dem Werke noch die Krone aufzusetzen durch Einführung von Stellwägen zwischen der Eisenbahnstation Kapfenberg und ihrem Hotel. Wenn eine solche tägliche Stellwagenfahrt dann auch zwischen Bruck und Tragöß veranstaltet würde, so müßte bei dem hochinteressanten, zweieinhalb Stunden langen Verbindungswege zwischen dem Bodenbauer und Tragöß, am Fuße der Meßnerin entlang und durch die wildromantische Klamm, hier eine Ausflugs- und Touristenroute geschaffen sein, die an großartiger Schönheit und Bequemlichkeit im Lande ihres Gleichen suchte. Das Tragößthal hat ja auch einen alten Ruf; so könnten die beiden Thäler sich gegenseitig ergänzen und Massen von Fremden in's Hochschwabengebiet ziehen. Wenn man von der Eisenbahn aus, ohne seinen Säckel allzusehr zu gefährden, in ein paar Stunden den Fuß des Hochschwab erreichen kann, dort eine vortreffliche Atzung und Pflege findet, so kann man nicht anders, man muß hin. Und ist man einmal dort gewesen, dann muß man erst recht wieder hin, um im Hort der Berge, in göttlicher Luft, in erquickendem Frieden von der Jagd des Lebens einmal auszurasten.

Wer aber nicht rasten mag, weil er junge Füße hat und ein junges Herz, der weiß nun, wie wunderbar prächtig die Wege dort hin und her, auf und ab gehen. Er mag sich auch einmal den einzigen Genuß bereiten, die ganze Hochschwabengruppe rings zu umkreisen. Er wandere vom Bodenbauer aus mit wohlgefülltem Rucksack durch die Klamm nach Tragöß; von dort am grünen See vorbei über das Neuwaldegg, oder durch die Eishöhle der Frauenmauer nach Eisenerz, dann den Leopoldsteinersee entlang über die Eisenerzerhöhe nach Wildalpen, der Salza aufwärts bis Weichselboden, dann in die Höll', nach Gußwerk, Mariazell, zurück bis Wegschaid, endlich über den Seeberg nach Seewiesen, die Dullwitz hinauf und die Trawiesen herab wieder in's Buchbergthal zum Bodenbauer. In fünf Tagen wird er diese Wanderung um den Schwab bequem machen und dann erst wissen, was das Hochschwabengebiet an landschaftlicher erhabener Schönheit bedeutet.

Er wird auf dieser Wanderung im Volke auch mancher Sage und manchem Liedlein begegnen, wodurch der Hochschwab verherrlicht worden ist.

Afn Schwobn geh ih gern,
Do gfreut mih mei Gemüat,
Wo die Olmrosn wochst
Und s schön Edelweiß blüat.

Da Schnee geht bol weck,
Und da Himel wird klor,
Und ih woaß a Hüttn
In Ebnstoanakoar.

In da Hüttn a Beet,
Steht a Rosenstock drauf;
O herzliabi Gärtnerin,
Wir munta, moch auf.

Wan ih zan Schwobn aufgeh,
Bloſt da Wind, waht da Schnee.
Wan ih zrugg obageh,
Blüaht ſcha da Klee.

Hoch obn afn Schwobn
Is a Schupfn vul Heu,
Is a Schwoagerin drin,
Und a Schwoaga dabei.

Sie juchazt, er will ihr
Gſchwind s Göſcherl verhobn;
Wer wird Enk, Ees Loppn,
Dan hörn afn Schwobn!

Af der Olma gibts Kolma,
Und ſchedadi Küah;
Red'ſt ollaweil von Gernhobn,
Von Heiratn nia!

Durt obn af da Olm
Is a Stier owagfolln;
War er nit owagfolln,
War er noh af der Olm.

Selm auffi afn Schwobn
Is a Jungfräuerl gſtiegn,
War ſ auffi nit gſtiegn,
War ſ a Jungfräuerl bliebn.

War ſ auffi nit gſtiegn,
Wurd ſ herunt bar Oan liegn,
Lebendigi Schwobn
Kon oans ah in Thol hobn.

Mei Buachbergerthol,
Däs gfreut mi ollmol,
Gott Foda, behüat
Mei liabs Buachbergerthol!

Die Aeſthetik des Regens.

Du fragſt, mein Geſchätzter, wie ich dieſen Sommer im Gebirge zugebracht habe. Ja, ganz vortrefflich. In vier Monaten hatten wir bloß ſechsundneunzig Regentage, und ſelbſt in dieſen regnete es nicht allemal vierundzwanzig Stunden, ſondern manchmal nur zwölf und zehn ununterbrochen. Ja einigemale regnete es nur eine einzige Stunde, aber ſo ausgiebig, daß die Wege und Raſen ebenfalls grundlos wurden, weshalb ich auch ſolche Tage zu den ſechsundneunzig zähle.

Der Hohn auf den „wunderſchönen Monat Mai" war diesmal unterblieben, denn der Wonnemonat machte ſeinem Namen Ehre, Pankratius, Servatius und Bonifazius zeigten ſich recht freundlich und hatten nichts von jener abſtoßenden Kälte, wegen welcher ſie ſo berüchtigt ſind. Den Mai verlebte man noch ſchmachtend in der heißen Stadt, anfangs Juni gieng man auf's Land. Um dieſe Zeit wurde es am Himmel ſchwankend. Drückend heiße Stunden, plötzlich ein eiskalter Lufthauch. Am ſiebenten Juni ſtiegen von allen Seiten wunderbare Wolken auf, fielen als ſchwerer Nebel auf die Berge nieder und es gab einen gewaltigen Sturm mit Regenguß und Hagel. Das war ein ſehr energiſches Gewitter geweſen, das ſich im nächſten Tage auch wiederholt hatte. Nun gieng es aber an.

Die ersteren Tage wartete ich auf Sonnenschein, um meine Wanderungen anzutreten über Berg und Thal; ich wartete wochenlang, endlich verstand ich das Ding, rüstete ab, richtete mich in der Stube behaglich ein und schaute zu den hellen Fenstern hinaus in die Wolken, die leuchtend am Himmel standen, in die Nebel, die lebhaft an den Bergen hinflogen, in den Regen, der lieblich niederrieselte.

Das trauliche Plätschern von den Dachrinnen, das Anprallen der Tropfen am Fenster, hinter welchem man wohlgeborgen sitzt, hat zwar auch sein Hübsches, ist aber nicht das, worauf ich heute losgehe.

Schlecht' Wetter ist von der Stube aus gesehen nichts, als schlecht' Wetter. An und für sich ist's aber mehr.

Ich muß Dir sagen, Freund, es war ein großer Genuß, ganz im Ernste! Der Mißwachs auf den Feldern muß freilich betrüben, aber die düstere Schönheit eines solch' aufgeregten Sommers zu sehen, ist wahrlich etwas! Das war kein träger, schmutziger Dunst, der tagelang im Thale lag, kein verschwommenes Himmelsgrau, kein langweiliges Hindämmern zwischen Schön und Regen, bei dem man immer einen Schwamm nehmen möchte, um die trüben Schmutzflecken von der Landschaft zu wischen, Nein, das war Entschiedenheit und Kraft in den Lüften: jetzt lodernder Sonnenschein im tiefblauen Abgrunde des Himmels; jetzt die grauenhaft aufsteigenden Wolkenmassen, so schwer, plastisch und glänzend, als wären sie eitel Mamorberge; jetzt die niedriger fliegenden, wie Gespenster huschenden rostfarbigen Dunstfetzen; jetzt die über das Gebirge heranwogenden Nebel, welche an den finsterblauen Berghängen niederfielen; jetzt der losbrechende Sturm mit Blitz und Hagel, und dann die wogenden Wässer und die wieder rasch aufsteigenden Nebel, als hätten sie es so eilig, ein neues Gewitter zu bauen und zu brauen, das auf die prompteste Weise denn auch am nächsten Tage fertig war.

Es gab mancherlei Besonderes.

Am 26. Juli sprengte ein rasches Gewitter das Volksfest auf dem Teufelsstein bei Fischbach, ein Blitzschlag fuhr zwischen die Fliehenden und streckte neun Personen zu Boden. Es geschah das in dem Augenblicke, als sie durch einen Wildbach sprangen; einerseits mochte das Wasser den Blitz geleitet, andererseits ihn abgeschwächt haben, die Leute standen wieder auf, nur einen Mann mußten sie nach Hause tragen, und auch dieser erhob sich nach einiger Zeit.

Besonders großartig waren die Wetterstürze vom 27. Juni und vom 2. August. Ersterer war am Vormittage nach einem herrlichen Sommermorgen, letzterer abends zu Sonnenuntergang. Dieser wurde der unbeschreiblich eigenartigen Beleuchtung wegen von allen Bewohnern des Thales bemerkt und beobachtet. Im Westen stand ein stahlgrauer Himmel, der sachte in ein finsteres Schwarz übergieng. Plötzlich sank vor diesem mächtigen Hintergrunde, in welchem Blitze zuckten und hohles Donnern dröhnte, von der Höhe ein schneeweißer, fast viereckiger Vorhang nieder, der, von meinem Standpunkte aus gesehen, über dem Dorfe stand und die Kirchthurmspitze berührte. Hinter diesem Vorhange breitete sich eines der gräßlichsten Gewitter vor, die ich in den Alpen je erlebt. Man hörte einstweilen nur das sich immer mehr nähernde Donnerrollen und ein unheimliches Sausen in der Luft, trotzdem sie in drückender Ruhe dalag. Jetzt stach durch den weißen Vorhang ein Blitz, und zerriß ihn in tausend Fransen und Flocken, die grauenhafte Finsternis des heranziehenden Gewitters bloßlegend. In der ganzen Gegend war eine blaue Dämmerung, die nur durch einen lichten Himmelsstreifen im Osten, wohin der rasch sich vorwärtsschiebende Wolkenpelz noch nicht gekommen,

mondlichtartig erhellt wurde. Die Beleuchtung der Wolken, der Bäume und Gebäude war, wie an einem blaß aufgehenden Morgen. Im Westen gieng nun die Wolkenfinsternis in ein mattes Grau über, aus welchem hie und da schneeweiße Nebelflocken hervorsprangen. Trotz der Dunkelheit sah man nun, wie die fernestehenden Pappeln lebendig wurden, die Straße heran wirbelten weiße Staubwolken auf, und das Dorf mit seinem Kirchthurm war verschwunden. Plötzlich hub das Haus an zu krachen, der Fensterbalken schlug heftig zu. Ich sah nichts mehr, aber ich hörte das gräßliche Element, welches nun pfeifend, brausend, gießend, prasselnd, lodernd das Haus umtobte.

Dieses Unwetter ließ eitel Zerstörung und Schutt zurück. Am nächsten Tage kletterte ich über die Steinblöcke und Sandschütten der Landstraße dahin und sah den gebrochenen Wald. Er war nicht entwurzelt, die Stämme waren zumeist auf halber Höhe abgerissen, die Schäfte theils entästet und entrindet, daß man versucht war zu denken, es habe in jeden besonders der Blitz eingeschlagen.

In den nächsten Tagen erzählten die Zeitungen von den ungeheuren Verwüstungen, von Ueberschwemmungen, Hagelschlägen, Bränden, Tödtungen durch Blitzschläge und anderem Unheil, welches dieses Unwetter in vielen Gegenden angerichtet hatte.

Nach diesem Zerstörungswerke schlich das Wetter einige Tage lautlos und unentschieden umher, es brachte keinen Regen und keinen Sonnenschein auf, es war wie das mißmuthige Gesicht nach einem Zornesausbruch, oder eines bösen Gewissens.

Vom 9. August an waren unerhört schöne Tage voller Sonnenglanz Himmelsbläue und reinster, köstlichster Luft. Alle Trübnis schien für immer aus dem Himmel gefegt. Das Barometer stieg und stieg und wollte oben hinaus, mit ihm der Tourist. Aus dem Osten strich leise und beständig ein Luftzug, und die Leute behaupteten, jetzt komme eine lange, schöne Zeit.

Wer den Charakter eines Missethäters einmal genau betrachtet hat, der mag an seine so plötzliche Bekehrung nicht recht glauben. Nach wenigen Tagen schon wurden die Vertrauensseligen, die auf den Bergen umstiegen, auf das Unverschämteste gewaschen, und westliche Winde begannen neuerdings an dem Wolkentuche zu spinnen, das nun wieder den Himmel deckte.

Zur Zeit dieser Regen stieg ein Bauernknecht auf die Rax, zu einer Schwaigerin. Unterwegs stieg er in das Gewände hinaus, um Heilkräuter zu suchen, es fiel Nebel ein, der Mann verstieg sich, da kam ein Windstoß und warf ihn über den Hang hinab. Da unten im Gezirn lag er neunzehn Stunden lang halb bewußtlos. Endlich sammelte er sich, versuchte weiterzukommen und es gelang ihm, sich herabzuschleppen bis Kapellen zur Eisenbahn. Voller Blut und Wunden, so kam er in Mürzzuschlag an; einem dortigen Gasthofbesitzer erzählte er sein Geschick mit der Versicherung, daß es glücklich überwunden sei. Jener wollte ihn atzen mit Speise und Trank, allein der Bauernknecht lehnte ab, er habe jetzt nicht Zeit zum Essen und Trinken, suchte das Spital auf und starb dort nach kurzer Weile. Ein merkwürdiges Zugrundegehen, aber weil der Verunglückte bloß ein Bauernknecht war, so stand natürlich nichts davon in der Zeitung.

Eine interessante Zeit begann Anfangs September. Da sank der wuchtige Wolkenhimmel, der sich bisher, mit Ausnahme der Hochgewitter, stets ziemlich luftig getragen hatte, tief zur Erde herab, hüllte alle Bergspitzen ein und lag nun wie festgemauert da. Die engen Thäler waren wie lange Tunnels, von dessen grauer Wölbung es manchmal niedertröpfelte. Manchmal bildeten sich Pfeiler aus Nebel

gebaut, die fest auf der Erde standen und das Gewölbe zu stützen schienen, dann wieder brachen ganze Wolkenstücke herab und lagen wie weiße Trümmer im Thalgrunde, oder lehnten an den Bergen, an deren Fuße beständig die finster blauen Tinten nachteten. Darauf kamen große Ueberschwemmungen in den Alpen, denen sachte ein stillerer Herbst folgte, der in den ersten Octobertagen freilich noch einmal wild aufgerüttelt wurde von Sturm und Hochwasser.

Die ersten Monate dieses Sommers ward in der Bevölkerung ein leidenschaftliches Klagen laut über das schlechte Wetter. Würdest Du in das Gewimmer der Ohnmacht einstimmen? Würdest Du Dir nicht stolzeshalber den Anschein geben, als seiest Du einverstanden mit Dingen, die zu ändern doch nicht in des Menschen Macht liegt! Würdest Du mit solcher Resignation die lange Reihe von schlechten Tagen nicht am Ende gerade so leicht ertragen, als die lange Reihe von schönen? Oder würdest Du vielleicht unter Regen- und Wolkenschatten gar Vortheile und Vorzüge suchen und finden, die unter glühendem Sonnenscheine nicht liegen? Sommerfrischler, die ihr Heil einzig nur in einem blauen Himmel und in einem trockenen Rasen sehen, zahlen einen viel zu hohen Zins für ihre Sommerwohnungen. Muß man es ihnen denn erst sagen, daß die Natur auch in ihrer Wildheit schön ist und daß ihr der Regenschleier vor dem Antlitze oft überaus reizend läßt? Ich treibe meine Beobachtungen der Wolkeneffecte und der damit verbundenen verschiedenartigsten Beleuchtung einer Landschaft von Jahr zu Jahr mit gesteigerter Liebe. Es liegt in diesen Erscheinungen eine unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit, die merkwürdiger Weise bisher fast übersehen wurde. Ein weiter Gesichtskreis am Himmel zeigt nicht minder Großartiges, als ein Blick auf das Meer oder über ein Hochgebirge. Ja im Wolkenhimmel, wie er in dem letztvergangenen Sommer sich so oft zeigte, ist mehr gewaltige Schönheit, als in einem Bergrund von Felsen und Gletschern, weil der Wolkenhimmel in jedem Augenblicke allebendig ist. Freilich birgt in dem scheinbar Massigen sich nur ungreifbarer Dunst, aber dieses Ungreifbare kann in den nächsten Stunden schon eine Kraft und Wildheit entwickeln, vor welcher das starre Hochgebirge klein, und von welcher es abhängig ist. Die zarten Körper der Lüfte sind stärker, als die Felsen; man sollte die Luftgebilde der Natur und die Luftschlösser der Poeten gar nicht verachten, die einen wie die anderen können sich verdichten und herrschend werden auf der Erde!

Der letztvergangene Sommer, welcher an Großartigkeit im obigen Sinne alle von mir bisher erlebten Sommer weit übertraf, hatte nur eine Vervollkommnung von menschlicher Seite nöthig: die wasserdichten Stiefel. Ich habe mir ein Paar angeschafft, und ein Stück Loden dazu, welches in der Mitte ein Loch hat. In dieses Loch steckte ich den Kopf, stülpte einen stattlichen Filzhut drauf, und so wanderte ich durch das Chaos von Nebel und Regen sicher und heiter wie ein Gott. Ich weiß nicht, ob die Nebelbäder und Regentouren einmal Mode werden, hoffentlich ja, denn sie haben sehr ihr Erfrischendes und Schönes. Daß die Menschen aufrecht wandelnd nicht naß werden wollen, während sie doch in allen anderen Stellungen in Bädern, Teichen und Seen umherplätschern, ist ein Vorurtheil. Im warmen Sommer ist das Naßwerden nicht schädlich, nur muß man dabei Bewegung machen, wodurch nicht allein die verdunstende Wärme ersetzt, sondern auch der Körper durch die feuchten Kleider tüchtig frottiert und gestählt wird.

Wenn man die Vorzüge und Schönheiten eines Regentages erst einmal erkennen wird, dann dürfte

mancher Tourist bei Beginn seiner Landpartie mit Freude das Fallen des Barometers beobachten, das Steigen desselben aber als Anwartschaft von Hitze, Sonnenbrand und anderen Plagen mit Mißbehagen sehen. In der That, mein Freund, wenn sich der heurige Sommer noch in mehreren Exemplaren wiederholen sollte; so dürfte sich rasch eine Aesthetik des Regens ausbilden, nach welcher die Freude des Touristen nicht mehr zu Wasser, wohl aber das Wasser zur Freude werden kann. R.

Todtenlieder aus dem Volke der Alpen.

Das Leben des Aelplers ist reich durchwoben von Lied und Sang. Ist er in Lust oder Leid, er kann singen. So wird in diesem Volke auch der Tod gemildert durch das Lied. Ist in einem Bauernhause Jemand gestorben, so versammeln sich in den nächsten darauffolgenden Nächten, so lange der Todte dort aufgebahrt ist, im Sterbehause die Verwandten und Nachbarn und halten Todtenwache, wobei laut gebetet und gesungen wird. Gewöhnlich ist der Gesang zweistimmig, nur selten singen Alle mit. Bei der Einsargung und Hebung der Leiche wird wieder gesungen, so auch manchmal, wenn der Sarg vor der Pfarrkirche steht und endlich auf dem Kirchhof, wenn er in das Grab gesenkt wird. Hier singt zumeist die ganze Versammlung mit. Der Text der Todtenlieder ist zumeist sehr alt, bisweilen auch von einem Mitgliede der Gemeinde nach alten Vorbildern gedichtet; er bewegt sich stets in einem engen Bereiche von Gedanken religiösen Inhaltes. Wirksam wird er erst durch die Melodie, in welcher gleichsam die Todtenstimmung aus uralten Zeiten verdichtet und erhalten zum Ausdrucke kommt, wie eine ewige Todtenfeier, die in der Menschheit weitertönt von Geschlecht zu Geschlecht. Nicht sosehr durch den Geist des Wortes wirkt im Volke die Religion, als vielmehr durch sinnliche Mittel, hier besonders durch den Ton und Klang, der die Gemüther erregt aber auch beruhigt und eine gewisse Harmonie des Schmerzes zu Stande bringt.

Der „Heimgarten" (IV. Jahrgang, Seite 124) hat eine Reihe von Todtenliedern aus dem Volke der Alpen veröffentlicht. Dieselbe soll durch die folgenden Texte fortgesetzt werden, welche in Mittelsteiermark gesammelt und uns durch den Volksschullehrer Herrn C. Camuzzi übermittelt wurden. Daß die Volkslieder ernster Art in hochdeutscher Sprache verfaßt sind und gesungen werden, ist schon an anderer Stelle dieser Schrift dargelegt worden.

Ich bin noch ein Kind.

1.

Ich bin noch ein Kind,
Und muß schon von meinen Eltern scheiden,
Also ist's Himmelsschluß,
Ach, wie schwer ist Euer Leiden,
Wie betrübt das Angesicht,
Liebe Eltern, weinet nicht.

2.

Tröstet Euch und denkt daran,
Daß ich in der Unschuld sterbe.
O wie wohl hat Gott gethan,
Jetzt bin ich des Himmels Erbe,
Den kein Schmerz das Herz durchsticht.
Liebe Eltern, weinet nicht.

3.

Auf der Welt ist Eitelkeit
Und Betrug in allen Sachen,
Auf die Freude folget Leid,
Trauern auf das frohe Lachen,
Wie der weise König spricht.
Liebe Eltern, weinet nicht.

4.

Hier auf Erden ist es schwer,
Seine Unschuld zu bewahren,
Denn die Welt ist wie ein Meer,
Voller Klippen und Gefahren,
Wo die Tugend leicht zerbricht;
Liebe Eltern, weinet nicht.

5.

Lebet wohl, viel tausend Mal,
Eltern, Geschwister und Befreundete,
Ich werde bitten, daß Ihr All'
Auch kommet hin, wie ich schon heute
Sehe Gottes Angesicht,
Liebe Eltern, weinet nicht.

In dem Frühling meiner Jahre.

1.

In dem Frühling meiner Jahre
Lieg ich auf der Todtenbahre,
In der kläglichsten Gestalt,
Alles ist erstarrt und kalt.
Ach, die Rosen meiner Wangen
Sind verwelket und vergangen,
Sonst sah'n sie dem Purpur gleich,
Jetzo sind sie welk und bleich, welk und bleich.

2.

Meine Zeit ist nun verflossen,
Und die Augen sind geschlossen,
Mein vorhin so süßer Mund
Macht kein einzig's Wort mehr kund.
Ich bin gleich den jungen Bäumen,
Die, indem sie Blätter keimen,
Und am Morgen frisch und grün,
Eh' der Mittag kommt, verblühn, schon verblühn.

3.

Tritt herzu, verwegne Jugend,
Lerne hier, daß ohne Tugend
Unser Leben eitel sei;
Wie ein Nebel geht's vorbei.
Auch in deinen frischen Jahren
Kann Dir gähling widerfahren,
Daß es heißet: Heute roth,
Morgen aber bleich und todt, bleich und todt.

4.

Liebste Eltern, alle Zweie,
Sag Euch Dank für alle Treue,
Küß Euch tausendmal die Händ'
Noch bei meinem letzten End.
Sollt ich Euch beleidigt haben,
Schenkt mir's, eh' sie mich begraben,
Wünschet mir zum Hochzeitstag
Noch die letzte gute Nacht, gute Nacht.

5.

Liebe Geschwister, allzusammen,
Lebet wohl in Jesu Namen,
Weil ich Euch verlassen muß,
Denket, es ist Gottes Schluß.
Ihr werdet mich jetzt nicht mehr sehen,
Weil ich Todesstraß' muß gehen,
Ich werd bei Gott in seinem Reich
Für Euch bitten allzugleich, in seinem Reich.

6.

Meinem Herrn Seelsorger eben,
Welcher mir mein' Jesum geben
In dem heil'gen Sakrament,
Noch vor meinem letzten End,
Tausend Dank ich noch abstatte,
Für diese so große Gnade,
Die mein' Seele machte rein,
Und nun Erb' des Himmels sein, Himmels sein.

7.

Lebet wohl, Ihr Blutsverwandten,
Gvattersleut und Wohlbekannten,
Seht, mein Lauf ist schon vollbracht,
Eher, als ich es gedacht.
Euer Leib wird gleicher Weise
Einst den Würmern sein zur Speise;
Darum haltet Euch bereit,
Niemand weiß die Sterbenszeit, Sterbenszeit!

8.

Nun, Ihr Träger seid gebeten,
Tragt mich jetzt dem Kirchhof zu,
In das Gras mein' Leib thut legen,
Laßt ihn liegen in der Ruh,
Mein' Seel' aber Dir befehl'n
Jesus, wahrer Gottessohn,
Laß sie ewig bei Dir leben,
Hebt mich auf in Gottesnam'.

Lebt wohl, Ihr Eltern, gute Nacht.

1.

Lebet wohl, Ihr Eltern, gute Nacht,
Ich muß von hinnen scheiden,
Mein kurzes Leben ist vollbracht,
Gott ruft mich zu den Freuden,
Sie sind im Himmel mir bereit,
Ich soll das schon genießen,
Was Andere mit schwerem Streit
Mühsam erwerben müssen.

2.

Ich geh aus dieser Welt hinaus,
Da ich sie kaum entdecket,
Ich komme zu dem Hochzeitshaus,
Des Lammes unbeflecket,

Ich kann noch mit dem weißen Kleid
Vor allen Engeln prangen,
Das ich von Gott vor kurzer Zeit
Hab in der Tauf empfangen.

3.

Ich wohne nun in süßer Ruh,
Dort wo die Engel singen,
Und sehe nur von Weitem zu,
Wie sich die Menschen ringen.
Mit Angst und Kummer in Gefahr,
Den Himmel zu verlieren,
Umgrenzt von einer Feindesschaar,
Die leicht sie kann verführen.

4.

Laßt, Eltern, Euren bitt'ren Schmerz,
In Eurer Brust sich stillen,
Gott wird bald Euer banges Herz
Mit süßem Trost erfüllen.
Macht Euch zum Sterben wohl bereit
Und meidet alle Sünden,
Daß Ihr mich in der Ewigkeit
Möcht' fröhlich wiederfinden.

Sie ist vorbei, die Prüfungsstunde.

1.

Sie ist vorbei, die Prüfungsstunde,
Die Seele flog zum Lichte auf,
In heiliger geisterfroher Stunde
Beginn ich meinen neuen Lauf,
Mein Leib kehrt nun zum Staub zurück,
Um zu ersteh'n zum größern Glück.

2.

Der Leiden mußt ich viel erdulden!
Doch nein, doch nein, ich klage nicht!
Wer weiß, wie viel wir oft verschulden,
Vor Gott, vor dem die Nacht ist licht!
Durch Leiden willst uns prüfen, Herr!
Dies ist ja Deines Sohnes Lehr'.

3.

Da ich nun, Eltern, ausgelitten,
So stillet, stillet Euren Schmerz!
Ich wohne jetzt in niedern Hütten,
Erheitert also Euer Herz,
Bald werden wir uns wiedersehn,
Froh werd' ich Euch entgegengehn.

4.

O, Eltern, wie soll ich Euch danken,
Für Eure Liebe und Geduld,
Mit welchen Ihr mich, armen Knaben,
Gepflegt, wie es der Eltern Schuld,
Gottes Segen über Euch,
Er nehm' Euch alle in sein Reich.

5.

Nun tragt den Leib von Staub und Erden
Dem stillen Gottesacker zu
Und denkt, bald werden wir auch werden
Was dieser ist. O, denke Du,
Der Du nur thust, was Dir beliebt,
Daß es ein zweites Leben gibt.

Der Mensch mag viele Jahre leben.

1.

Der Mensch mag viele Jahre leben
Und gedenken lange Zeit,
Muß sich doch dem Tod ergeben,
In die bange Ewigkeit,
Dieses habe ich erfahren,
Sehet mich allhier nur an,
Muß mit zweiundfünfzig Jahren
Reisen in die ewige Bahn.

2.

Ach, mein Eh(mann/weib), ich muß scheiden,
Dich verlassen hier auf Erd',
Ach, o Schmerz, o bitteres Leiden,
Da ich heut begraben werd'.
Deine Treu', so Du mir gabest,
Sei Dir Dank zu jeder Zeit,
Lebe wohl bis an Dein Ende,
Zahl Dir's Gott in Ewigkeit.

3.

Liebe Kinder, seht mich ruhen,
Der so viele Sorg getragen,
Hier in dieser Todtentruhen,
Euch muß ich jetzt Urlaub sagen,
Euch thu' ich mich anbefehlen,
Allezeit auf's allerbest,
Helfet meiner armen Seele,
Denkt, ich bin der Vater (die Mutter) g'west.

4.

Liebste Freund', muß Euch verlassen,
Den der Tod verschonet nicht,
Ja, er thut mich gar umfassen
Und beraubt mein Lebenslicht,
Unverhofft der Tod thut kommen,
Reißet uns von dieser Welt,
Hat mich auch jetzt hergenommen
Und den Todten beigesellt.

5.

Auch Ihr, liebsten Nachbarsleute,
Sehet mich verstorben hier,
Gebet mir noch das Geleite,
Gehet zu dem Grab mit mir,
Alle wollet mir verzeihen,
Wann ich Euch was Leid gethan,
Ach, es thut mich herzlich reuen,
Bitt' Euch schön, denkt nicht daran.

6.

Alle, die Ihr mich gekennet,
B'sonders liebe G'vatterschaft,
Seht, wie mich der Tod durchrennet,
Durch sein' scheel' und starke Kraft,
Springt mir bei in letzten Nöthen
Mit ei'm öftern „Tröst' ihn Gott,“
Helft mein' Seel' vom Fegfeuer retten,
Weilen ich muß mit dem Tod.

7.

Nun, Ihr Träger, thut mich heben,
Traget mich dem Friedhof zu,
Weil ich nimmermehr darf leben,
Traget mich zu meiner Ruh,
Alle, die Ihr hier zugegen,
Schenkt ein Vaterunser mir,
Und mich jetzt in's Grab thut legen,
Heut' heißt's mir und morgen Dir.

Wo ist denn hin mein Leiden.

1.

Wo ist denn hin mein Leiden,
Wo ist denn hin mein' Noth,
Was kann mich nunmehr scheiden
Von meinem lieben Gott?
Wo sind denn hin die Schmerzen,
Die mir so Angst gemacht?
Sie sind von meinem Herzen
Nun gänzlich weggebracht.

2.

Im Himmel ist gut bleiben,
Hier bin ich wohl daran,
Da kann mich nichts vertreiben,
Nichts kann mich fechten an,
Viel Tausend Engel scherzen
Mit mir in höchster Freud,
Für Liebe sie mich herzen:
Weg! Nun ist hin alles Leid.

3.

Habt Dank, herzliebster Vater,
Für Eure Sorg und Müh',
Die Ihr, herzliebster Vater,
Mit mir gehabt allhier,
Für väterliche Liebe,
Die Ihr recht nach Gebühr
Der allerreinsten Triebe
Im Leben erzeugt habt hier.

4.

Ein Gleiches, liebste Mutter,
Habt Dank für alle Plag,
Die Ihr, o liebste Mutter,
Mit mir viel' Tag und Nacht,
Daß mich unter Eurem Herzen,
Als ein' Bürd' 'tragen habt,
Mit mütterlichen Schmerzen
Und mit Angst geboren habt.

5.

Wann Ihr doch nur sollt' sehen,
Ihr würd' Euch, Eltern, freu'n,
Wie um mich her itzt stehen
Die lieben Engelein,
Wie mich mein Jesus küsset,
Mit seinem lieben Mund,
Kein Zährlein Ihr vergüsset,
Denn ich bin jetzt ganz g'sund.

6.

Ich wart' auf Euch mit Freuden,
Bis Ihr auch kommet nach,
Wir bleiben ungeschieden,
Uns trennt kein Ungemach,
D'rum endet Eure Klagen,
Denn wenn Ihr's recht betracht',
Müßt' Ihr zuletzt doch sagen:
Gott hat es wohl gemacht.

Ach Gott, wie schmerzlich ist die Thrän'.

1.

Ach Gott, wie schmerzlich ist die Thrän',
Die Waisen und Kinder weinen,
Wer kann ohne Wehmuth sie anseh'n?
Wenn man betracht' die Seinen,
Wie man sie liebt, und dennoch muß
Auf Erden einst verlassen,
Fürwahr, es ist nur zum Verdruß
Dies Leben, dies Leben, und zum Hassen.

2.

Ein Vater muß den Wanderstab
In seinen besten Jahren
Schon niederlegen und in's Grab,
Zum Schmerz der Kinder, fahren,
Er läßt sie auf der Welt zurück,
Zum Theil noch unerzogen,
Wie traurig ist doch ihr Geschick,
Doch Du, doch Du, doch Du bleibst ihnen gewogen.

3.

Sie setzen auf Dich, wie ein Kind,
Ihr gänzliches Vertrauen,
Wenn sie in Kreuz und Trübsal sind,
Daß Du auf sie wirst schauen,
Und väterlich bis in den Tod
Sie speisen und bekleiden,
Auch ihnen sein Helfer in der Noth
Und Tröster und Tröster und Tröster in den Leiden.

4.

Wir bitten auch, Du woll'st sein Weib
In Deiner Gnad' erhalten,
Damit sie rein an Seel' und Leib
Die Wirtschaft kann verwalten,

Und ihre Kinder fromm und gut
Im Christenthum erziehen,
Sie wachsam und auf bester Hut,
Was Sünde, was Sünde, was Sünde ist, lehrt fliehen.

5.

Leb' wohl, geliebtes Eh'weib mein,
Lebt wohl, Ihr meine Kinder,
Lebt wohl, all' Freunde insgemein,
Bekannte auch nicht minder,
Gott wird Euch segnen väterlich,
Ich werd' Euch wiedersehen.
Vergeßt auf Eure Pflichten nicht,
Lebt wohl, lebt wohl, lebt wohl auf's Wiedersehen.

Mein Kampf ist nun vollendet.

1.

Mein Kampf ist nun vollendet,
Die Lebensuhr ist g'laufen ab,
Es heißt mit mir nun fort in's Grab,
Das Leben hat ein End'.
Vor wenig Tagen hätt' ich zwar
Mir dies nicht vorgestellt,
Daß ich soll auf der Todtenbahr
Heut liegen schon entseelt.

2.

O Sterblicher, betracht',
Daß auf der Welt all' Lust und Freud
Ist nichts, ist nichts als Eitelkeit,
Vom Tod gar nichts geacht',
Wohl Jenem, der die Hoffnung setzt
Allein auf seinen Gott, im Leben
Nur die Tugend schätzt,
Und seufzet nach dem Tod.

3.

O Jesu, steh mir bei!
Dein auch für mich vergoss'nes Blut
Komm' meiner armen Seel' zugut,
Und meine Labnus sei:
Wenn ich jetzt komme vor's Gericht,
Verstoß mich nicht von Dir,
Du willst den Tod des Sünders nicht,
Jesu, beistehe mir.

4.

Maria, liebe Frau,
Du schönste Himmelskönigin,
Zu Dir geh'n meine Seufzer hin,
Auf mich, Dein Pflegkind, schau.'
Nimm meine Seel' in Deinen Schutz,
In Deine Gnadenhänd',
So biet' ich allen Feinden Trutz,
Bei meinem letzten End'.

5.

Doch liebstes Eh'weib, mein,
Ich von Dir muß nun scheiden ab,
Man legt mich zwar in's kühle Grab,
Doch seh'n wir uns einst wieder.
Vertieft Euch nicht in Weltespracht,
Sie ist bloß Eitelkeit,
Wie g'schwind deckt uns die ew'ge Nacht,
Und 's heißt in d' Ewigkeit.

6.

Ihr lieben Kinder all'
Von Euch zuletzt ich Urlaub nehm'.
Lebt wohl, und Dank für alle Müh',
Sowohl spät als auch früh,
Ich werde bitten stets für Euch
Bei Jesu Christi Thron,
Daß wir uns sehen allzugleich,
Bitt' daß uns Gott verschon'.

Alles, was die Sonn' bestrahlet.

1.

Alles, was die Sonn' bestrahlet,
Ist zergänglich, kraftlos, schwach,
Alles modert, fault und fallet,
Und eilt der Verwesung nach:
Bäum' verdorren, Stein' zerspringen,
Eisen und Metall zerfließt,
Weil von all' erschaff'nen Dingen
Keines frei von Umsturz ist.

2.

Ich, den dieser Fall getroffen,
Lebte achtundvierzig Jahr',
Nun steht jene Grabstatt offen,
Wo dann in die Todtenbahr
Man anjetzt den Körper leget
Und die Erd' mit Erd bedeckt,
Bis ihn einst vor Gott bewegt,
Der Posaunenschall erweckt.

3.

Liebste Eh'gatt, spart die Thränen,
Trocknet Aug' und Wangen ab,
Du gibst freilich zu erkennen,
Wie ich Dich geliebet hab',
Du erinnerst Dich der Stunden,
Da wir öfters ganz beglückt
Bei einander Trost gefunden,
Wann uns Sorg und Kreuz gedrückt.

4.

Kinder, denen ich das Leben
Und was mir sonst möglich war,
Nach Gott väterlich gegeben,
Betet für mich immerdar,
Helft und rathet, liebt und ehret
Euern Vater jederzeit,
So wird Euch gewiß vermehret,
Hier der Segen, dort die Freud'.

5.

Liebste Freunde und Bekannte.
Alt und junge, groß und klein,
Liebste Nachbarn und Verwandte,
Euch muß ich ein Beispiel sein,
Daß wir Alle sterben müssen,
Doch wir werden nach der Zeit
Uns einander fröhlich grüßen,
In beglückter Ewigkeit.

Ehret die Todten!

Ein ernstes Wort zu Allerseelen.

Einst reiste ein König über Land. Er gieng im Kleide anderer Menschen, um unerkannt zu sein, denn er wollte das Volk kennen lernen. Ein Höfling begleitete ihn. Sie waren in ein Thal gekommen, das lieblich dalag wie ein Paradies. In diesem Thale gefiel es dem König so gut, daß er sich daselbst ein Sommerschloß bauen wollte, doch beschloß er, früher die Bevölkerung zu beobachten, denn ein schönes Thal allein genügte ihm nicht für seinen Sommerfrieden, es sollten auch gute Menschen darin wohnen. Der König und sein Begleiter kamen in ein Dorf, in welchem gerade zwei Aufzüge durch die Gassen giengen: ein lustiger, reichgeschmückter und musizierender Hochzeitszug und ein still und träge dahinwallender Leichenzug. Der Höfling gedachte sich sofort ersterem anzuschließen, allein der König hielt ihn zurück mit dem Bedeuten, daß sie dem Leichenzuge folgen wollten. Der Zug bewegte sich gegen den Friedhof. Unterwegs gestattete der Höfling sich die Bemerkung, daß er nicht recht einsehe, warum man das Lustige verschmähe und sich an das Traurige halte? Worauf der König antwortete: „Ich bin nicht ausgezogen, um mich zu ergötzen, sondern um die Bewohner dieses Gaues kennen zu lernen. In ihrer Lust sind die Menschen alle mehr oder minder gleich und neigen zum Thierischen hin; in ihrem Schmerze und in ihrer Trauer offenbart sich ihr Inneres, edel Menschliches, und wenn ein Funken Göttlichkeit in ihnen vorhanden ist, der herbe Schmerz schlägt ihn heraus, sowie der Stahl den Funken aus dem Steine schlägt. Wenn ich sehe, wie sie mit ihren Weibern durch den Tanzboden fliegen, so weiß ich noch nichts; wenn ich sehe, wie sie ihre Todten bestatten, so weiß ich etwas."

Also sprach der König und sie wandelten hinter dem Leichenzuge her, dem Kirchhofe zu. Der Weg war übersäet mit Steinen; die Leute schrien ein Gebet und wiederholten es zehnmal und öfter. Die Klageweiber thaten ihr Bestes. Der Friedhof lag in der Nähe einer Kalkbrennerei, die ihren Rauch darüber hinblies. Kein schattiger schirmender Baum stand da. Die hölzerne Einfriedung war streckenweise gebrochen und lehnte sich an die wilden Büsche. Einige prunkhaft angelegte Denkmäler standen da, von welchen der Mörtel sich loslöste oder das Gesimse herabgebrochen war. Hölzerne und gußeiserne Kreuze, mit verrosteten Christusbildern, neigten sich nach allen Windrichtungen hin, fast keines stand aufrecht. Die Hügel

waren überwuchert von Gras, selbst von Nesseln, und die wenigen Blumenbeete machten ihre Verwahrlosung erst recht deutlich. Die Gräber waren in willkürlicher Lage, das eine hoch aufgehäuft, das andere tief eingesunken, und die Steige führten planlos darüber hin. In dem Erdhaufen des aufgewühlten Grabes war ein Gemenge von morschen Sargbrettern und Knochen. Unter lärmendem Gebete und grellen, verzweifelnden Klagen der Angehörigen wurde der Sarg polternd in die Tiefe gesenkt, Mehrere gossen aus Gläsern und Töpfen Weihwasser hinab — bald darauf setzten die Leute ihre Hüte auf, giengen auseinander und sprachen von alltäglichen Geschäften.

Der König blickte den Höfling an und sagte: „In diesem Thal baue ich mein Sommerschloß nicht. Hier sind die Leute undankbar und roh, ohne Idealismus und ohne Herz — sie ehren ihre Todten nicht."

„In dem Hochzeitshause hätten wir sie vielleicht von einer besseren Seite kennen gelernt," bemerkte der Höfling. Da kam ein Bote gegangen, der sagte zum Todtengräber: „Mach ein neues Loch, morgen bringen wir wieder Einen. Beim Hochzeitsfeste im Wirtshause haben sie gerade Einen erschlagen."

Der König blickte den Höfling an. Beide schwiegen und wanderten weiter.

Wenn dieser weise König heute unsere schönen Länder bereisen würde, um einen Platz für sein Sommerschloß zu suchen, und die Menschen darnach beurtheilte, wie sie ihre Todten ehren — er würde bei uns kaum bauen.

Seinerzeit hat der „Heimgarten" von dem übergroßen, läppischen Prunk gesprochen, der auf unseren Stadtfriedhöfen herrscht und zu Allerseelen allemal wie eine Modeausstellung sich breit macht. Heute ein Wörtchen über das Gegentheil, welches man auf unseren Landfriedhöfen findet.

Vor Zeiten hat man die Friedhöfe um die Kirchen herum angelegt. Mitten in einem Kreise von Todten, durch Gräberwälle abgegrenzt von der Welt und dem Weltlichen, im Gotteshause gleichsam an der Ewigkeit Schwelle zu stehen — es mag sinnig und stimmungsvoll gewesen sein. Aber weil der Friedhof so als Tummelplatz für die Kirchengänger, wenn nicht gar manchmal für den Jahrmarkt, diente, so konnte von einer Gräberehrung keine Rede sein. Die Kreuze wurden einfach an die Mauer genagelt, wo sie eben Platz hatten, die dazugehörigen Gräber waren weitum zu suchen, waren der Erde gleich gemacht und wurden jeden Tag hundertmal mit Füßen getreten, was freilich den Todten nicht mehr wehe that, was aber den Lebendigen hätte weh thun müssen. Zum Glücke waren diese nicht wehleidig, wenn es nicht gerade an ihr eigenes Fleisch, oder an ihren Geldbeutel ging. Der Lebende hat sonst immer recht, aber manchmal haben die Todten auch noch ein gewichtig Wort, und sie drohten mit Seuchen! Daher befahl das Gesetz, daß man die Kirchhöfe fürder nicht mehr um die Kirche und mitten in den Ortschaften dulden dürfe, sondern sie hinaus an entlegenere Stellen verlegen müsse.

Da bot denn manche Gemeinde ihre Geistesfähigkeit auf, um den Friedhof auf dem möglichst ungünstigsten Orte anzulegen: an Straßen und Kreuzwegen, an Bächen und Eisenbahnen, in Sandhalden, an steilen Lehnen u. s. w. Und fast immer auf einer Anhöhe, die höher als der ganz nahe stehende Ort lag, damit von den Gräbern das Wasser in die Gärten sickern und sich in die Brunnen senken konnte. Es ist unglaublich, aber es ist wahr, daß man unter unseren Landfriedhöfen mehr als zwei Drittel finden kann von solchen, die höher liegen als der Ort, ja manche unmittelbar so, daß an deren Fuß die Trinkbrunnen fließen.

Wenn man die Todten erhöhen will, so sollte man es nicht auf Gefahr der Lebendigen thun. Ich stimme für eine andere Erhöhung und Ehrung.

Wer einen Begriff bekommen will davon, wie das „heilige Feld" aussehen soll, der gehe nach Italien, oder hinaus zu den Evangelischen in's Reich. Wie viel Kunst und Geschmack! Wie viele Zeichen der Liebe! Wie das Gotteshaus, so ist auch der Gottesacker eine Stätte der Andacht, der Sammlung, der Erbauung. Duldet unser Klima gleichwohl nicht Mamorgebilde im Freien, so soll doch das, was wir haben und aufrichten können, von Geschmack und Würde sein. Ein einfaches Holzkreuz, ein schlichter Stein, ein Blumenbeet, ein Baum — es ist ja edel und es ist genug. Nur gepflegt und betreut soll es sein, die Ziegen sollen nicht auf Gräberrasen weiden, die Gebeine sollen sorgfältig gesammelt und verwahrt werden, die Wege sollen nicht über Grabstätten gehen, und wenn für den unten Ruhenden schon kein Platz mehr war auf dieser Erde, so sollte doch für dessen Hügel einstweilen noch einer sein, bis der nächste den einen ohnehin verdrängt.

Was heute auf Dorffriedhöfen noch Schönes zu finden ist, das stammt größtentheils aus älterer Zeit: die würdigen Holzkreuze mit edel geschnitzten Christusbildern, die kunstvollen Schmiedeisenkreuze, die Urnendenkmale griechischen oder romanischen Styles, das gibt noch Stimmung. Heute plumpe Gußeisenkreuze mit ebenso plumpen Bildnissen, und die unendlich geist- und seelenlosen Steinobelisken einer wie der andere, von Geschmacklosigkeit höheren Styles nicht zu reden. Man sieht, wie nüchtern und phantasielos wir werden. Unsere Denkmale werden nicht von warmer Menschenhand erzeugt, sondern in der Fabrik, darum ist kein Herz in ihnen.

Manche Friedhöfe bleiben kahl und ganz öde, kaum von einem rohen Zaun umgeben; rasenlose, stellenweise aufgewühlte Erde allein gibt davon Zeugnis, daß hier, vielleicht noch obendrein zu seicht gegrabene, Gräber sind.

Von einer materialistischen Richtung wäre es am Ende ja begreiflich, wenn sie die letzte Ruhestätte des Menschen zu einem Schindanger herabwürdigte, denn diese Materialisten finden eine wahre Wollust darin, im Kothe zu waten und selbst Koth zu sein. Allein von den Vertretern der Kirche, die doch den Kirchhof zu beaufsichtigen haben, ist es unbegreiflich, daß sie auf die würdige Pflege der Friedhöfe im Allgemeinen so wenig Gewicht legen. Zwar ist es ihre Sache, die Augen der Hinterbliebenen nicht auf den Grabhügel, sondern vielmehr auf das Fegefeuer zu lenken, in welchem die abgeschiedenen Seelen möglicher Weise schmachten können, allein es ist doch auch eine Pflicht da, und es ist eine christliche Tugend, die Todten und ihr sichtbares Andenken zu ehren. — Das Grab ist ein ethisch wichtiger Faktor. Ein Grab auf dem Kirchhof predigt in seiner tiefen Lautlosigkeit oft eindringlicher, als der Priester auf der Kanzel. Die Achtung vor den Todten wandelt sich leicht in Liebe zu den Lebendigen. Die Nächstenliebe ist eine Blume, die nirgends besser gedeiht, als auf Friedhofserde. Der Kirchhof ist die Stätte, wo in unseren Vorfahren die Vorzeit uns noch ihre kühle Hand herüberreicht, an ihre Thaten und Tugenden mahnt, aber auch an ihre Leiden und Enttäuschungen. Was sind denn Friedhöfe anders als die Gedankenstriche der Weltgeschichte!

Im Angesichte der Verrottung auf unseren Friedhöfen taucht öfter und öfter der Gedanke an die Feuerbestattung auf. Diese Feuerbestattung wäre das Zweckmäßigste und wird über kurz oder lang sicherlich wieder eingeführt werden. Ich persönlich kann mich für die Leichenverbrennung zwar

nicht erwärmen. Ich sehe in den Gräbern eben einen moralischen Wert, den einer sichtbaren Erinnerung an liebe Heimgegangene und einer Mahnung zu lieben, so lange man lieben kann. Das aus Gräbern immer wieder in allen Gestalten aufsprießende Leben ist uns eine, wenn auch nur symbolische, Verheißung der Unsterblichkeit. Bei der Leichenverbrennung wird alle Vorstellung künftigen Werdens ausgetilgt; obzwar selbst in der Asche noch Lebenskraft ruht, so ist Sterben und Verbranntwerden doch wie ein zweimaliges Vernichtetwerden. Jeder, der ein gottbegnadetes Herz hat, der sieht in den Friedhöfen nicht allein den Sarg einer vergangenen Welt, sondern auch die Wiege eines neuen Lebens.

Eines Tages wohnte ich einem Begräbnisse bei, an welchem die Verwandten des Verstorbenen in ihrem Schmerze sich wie wahnsinnig geberdeten. Nur ein junger Mensch, der Sohn des in's Grab fahrenden Vaters, blickte zwar thränenden, aber verklärten Auges unverwandt auf's Fenster des Beinhauses hin. Als die Menge sich vom Grabe schon entfernt hatte, stand er immer noch so da. Trat ich endlich zu ihm und fragte, was er sehe?

„Durch's Beinhaus sehe ich," sagte er fast mit Entzücken. „Zum einen Fenster hinein, zum andern hinaus, den Rosenstrauch. Mein Auge durchdringt die Todesnacht und erblickt das neue Leben jenseits des Grabes."

Unsere Natur schaudert vor verwesenden Körpern von Mitmenschen. Es ist aber nicht allein das Grauen des Abscheues, es ist vielmehr noch das Grauen vor dem Geheimnisse. — Die kluge Welt liebt es zwar, den todten Menschenkörper mit dem eines todten Thieres zu vergleichen. Sie dünkt sich mit solchem Vergleich sehr weise und unbefangen. Ich lasse nun Jedem das Vergnügen, nach Herzenslust Thier zu sein. Ich für meinen Theil aber habe Achtung vor einem Stück Erde, das einmal das edle Gebilde eines Menschen gewesen, in welchem ein gütiges Herz geschlagen, die Vernunft gewohnt hat. Eine Stirn, die den Blitz geleitet und den Lauf der Sterne ergründet hat, eine Hand, welche die sixtinische Madonna gemalt, ein Herz, das fähig war, zum Wohle der Menschheit freiwillig zu verbluten — ist nicht von jenem Stoffe, aus welchem die Natur Hunde und Maulthiere formt. Ich will das Thier nicht erniedrigen, indem ich den Menschen erhöhe, auch in ihm waltet zielbewußt und groß die Natur. Allein die Flamme Gottes ist nicht in ihm, diese brennt auf einem weit feineren Docht. Und wenn unsere grobtappende Chemie keinen Unterschied findet zwischen der Asche des Menschen und der des Thieres, so findet sie ihn eben nicht. Bei gleichem Stoffe hätte ja doch die gleiche Kraft zu Tage treten müssen, um „Kraft und Stoffleriſch" zu reden. — Und selbst wenn wir alles zugeben könnten, daß in der That kein stofflicher Unterschied sei zwischen dem Körper eines Menschen und dem eines Thieres, so gibt es ewig den Unterschied, den unser Gefühl, unser Gemüth sieht.

Wer die Kinder nicht liebt und die Todten nicht ehrt, der ist kein guter Mensch. Den Kindern haben die Gemeinden stattliche Schulhäuser gebaut; die Todten verlangen so viel nicht. Aber daß der Ort ihrer ewigen Rast nicht entweiht werde durch Verwahrlosung und Ungeschmack, das ist ihr Recht. Ihres und das unsere! Denn unser Herz, wenn es pietätvoll und dankbar ist, bedarf es ja, daß die Ruhestätte geliebter Menschen würdig und heilig sei. R.

Kleine Laube.

Wie in der Weltstadt Berlin der Bürger haushält.

Die Süddeutschen und Norddeutschen können sehr viel von einander lernen, und sie sind auch geneigt, es zu thun. Selbst der Norddeutsche, welcher immer der Klügere sein wollte, ist thatsächlich so klug, daß er die Vorzüge des Süddeutschen nicht bloß anerkennt, sondern sich dieselben auch anzueignen strebt. Immer freundlicher gestaltet sich das Verhältnis, denn auch der Süddeutsche, der deutsche Oesterreicher haben endlich ein offenes Auge und einen der Nachfolge beflissenen Sinn für die Tüchtigkeit und Tugenden des Brudervolkes im Norden.

Besonders lehrreich für uns ist die norddeutsche Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. In der schönen Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" (Stuttgart, Spemann) steht ein Kapitel: „Der Berliner Mittelstand" von A. O. Klaußmann, das fast geeignet ist, uns manches Räthsel zu lösen und das wir uns wohl hinter den Spiegel stecken dürfen.

In demselben heißt es: „Der Kampf um's Dasein ist nirgends schwerer als in der Großstadt, aber in Berlin führt nicht, wie an anderen Orten, das Familienoberhaupt diesen Kampf allein, sondern es wird auf das lebhafteste unterstützt von Frau und Kindern, und man kann ruhig behaupten, daß der größere Theil der Familien dieses Mittelstandes, den wir hier im Auge haben, eigentlich kleine „Productivgenossenschaften" und kleine „Consumvereine" darstellt, welche die, unseren Socialisten als Ideal, allerdings im Großen, vorschwebende Association im Kleinen ausgeführt haben und sich sehr gut dabei befinden.

Besser als alle Redensarten werden Beispiele das Gesagte illustrieren, Beispiele, die, wie hier ausdrücklich versichert wird, genau nach dem Leben geschildert sind.

Nehmen wir z. B. einen kleinen Beamten an, dessen Familie mir genau bekannt ist. Derselbe hat eine untergeordnete Stellung in einem Bureau und verdient ungefähr 90 Mark monatlich. Er ist aber ein sehr fleißiger und eifriger Mann und hat noch eine Nebenbeschäftigung, und zwar als Gaslaternencontrolleur, welcher Dienst ihn nachts von zwölf Uhr bis in die Morgenstunden in Anspruch nimmt. Dieser Posten bringt ihm auch ungefähr 60 Mark monatlich. Durch eine kluge Eintheilung von Arbeit und Schlaf ist es ihm sehr leicht möglich, diesen beiden Posten vorzustehen. Die Frau versieht die Wirtschaft, geht aber am Abend auch, insbesondere in den Wintermonaten, ihrer Beschäftigung nach. Sie hat nämlich zwei große Garderoben gepachtet, das heißts, sie zahlt an zwei Besitzer großer Vergnügungsetablissements, die besonders im Winter fast alltäglich gut besucht sind, eine ziemlich hohe Pachtsumme und zieht dafür das Garderobengeld ein. Sie hat aus diesem Geschäft, welches allerdings aufreibend genug ist, einen baren Verdienst, der genau so viel beträgt wie der ihres Mannes, d. h. ungefähr 1800 Mark pro Jahr. Das ergibt zusammen also 3600 Mark.

Die Familie hat drei Töchter und drei

Söhne. Die älteste Tochter ist als Directrice in einem Luxuspapiergeschäft angestellt und bezieht außer einem festen Gehalt noch eine Tantième vom Reingewinn, so daß sie sich durchschnittlich auf 100 Mark monatlich stellt. Ihre beiden anderen Schwestern arbeiten zu Hause, wo sie nach vorgeschriebenen Mustern den oft so kunstvoll ausgeführten Gratulationskarten, wie sie die großartige Berliner Industrie liefert, und deren Malerei sämmtlich mit der Hand ausgeführt wird, die Farben aufsetzen. Diese beiden Mädchen werden nach Gros, die sie abliefern, bezahlt, sie haben sich aber im Laufe der Zeit eine so außerordentliche Routine im Mischen der Farben und in der Schnelligkeit des Auftragens dieser Farben angeeignet, daß auch ihre Einnahme sich auf 75 bis 80 Mark (für jedes der Mädchen) pro Monat beläuft.

Die drei Söhne sind ebenfalls beschäftigt, der eine als Setzer, ein anderer in einem kaufmännischen Geschäft, der dritte als Handwerker. Auch sie verdienen durchschnittlich 900 bis 1000 Mark jährlich. Das Gesammteinkommen der Familie beläuft sich also auf ungefähr 9200 Mark. Man denke daran, welche Stellung z. B. schon ein Beamter bekleiden muß, um einen solchen Gehalt zu bekommen, und welche Anforderungen dann an ihn in gesellschaftlicher Beziehung mit Kleidung und Wohnung gestellt werden.

Jetzt kommt der Vortheil der Association in der Familie. Die Kinder zahlen Kostgeld, wie dies in Berlin bei dem weitaus größeren Theil der Familien üblich ist. Man erwartet, daß Mädchen und Knaben, nachdem sie eingesegnet sind, sich eine Beschäftigung suchen, um zum mindesten zu den Kosten des Haushalts das Ihrige beizutragen. Selbst wenn sie eine Lehrzeit durchzumachen haben, wie z. B. die Mädchen als Verkäuferinnen, erhalten sie von den Lehrherren eine Art Taschengeld, welches sie zu Hause als Beitrag zu den Haushaltungskosten abliefern. So zahlen in der Familie, die wir hier im Auge haben, die Mädchen durchschnittlich 6 Mark wöchentlich für Kost, Wäsche und Wohnung, ebenso die Söhne. Schon diese 36 Mark, die von den Kindern als Kostgeld gezahlt werden, ermöglichen es der Mutter, die ganze Familie zu unterhalten, da im Allgemeinen sehr einfach und bescheiden gekocht wird. Das ist wieder ein Unterschied zwischen dem Nord- und Süddeutschen, daß der erstere wenig auf gutes Essen gibt, während der Süddeutsche sehr viel darauf hält und den Norddeutschen verächtlich den „Hungerpreußen" nennt, weil dieser mehr auf andere Dinge, als auf gutes Essen sieht. — Die Eltern haben also für die Wirtschaft nichts aufzuwenden, auf sie fällt nur die Last, die Wohnung zu bezahlen, und diese Last können sie, inclusive Steuern, jährlich mit 450 Mark sehr gut bestreiten. Sie verfügen dann über eine hochbelegene Wohnung von zwei Stuben, Kammer und Küche. In der Kammer schlafen die Eltern, in der einen Stube die Söhne, in der anderen die Töchter. Manchmal schränkt man sich noch mehr mit dem Raum ein, den man ja nicht als „Salon," sondern als Arbeits- und Schlafstelle benutzt.

Die Eltern sind also in der Lage, selbst wenn man auf Kleidung und Vergnügen eine größere Summe abrechnet, alljährlich ein rundes Sümmchen zurückzulegen, welches für ihre Verhältnisse ganz großartig genannt werden kann. Aber auch die Kinder geben wöchentlich von ihren 18 bis 20 Mark nur 6 Mark zu der gemeinsamen Wirtschaft ab, sie behalten demnach noch 12 bis 14 Mark zu ihrer Verfügung, von welcher Summe sie sich nicht nur bekleiden, sondern auch noch etwas sparen können. Jedes der Kinder besitzt auch ganz gewiß ein Sparcassenbuch, auf welches wöchentlich oder monatlich die ersparten Summen nach der Sparcasse getragen werden.

Auf Kleidung wird in Berlin viel gehalten, und diese nimmt ja auch einen bedeutenden Theil der Summe, welche vom Verdienst noch übrig blieb, in Anspruch. Aber die Mädchen verstehen es, nicht nur die Sachen möglichst praktisch und billig einzukaufen, sondern sie besorgen sich auch kleinere Arbeiten, wie Putz, Schneiderei u. s. w. selber. — Die Söhne halten nur am Sonntag und wenn dies unumgänglich nothwendig

ist, auf äußere Eleganz. Sie sind ja sonst auch den Tag über in ihrem Arbeitsanzuge.

Man wird zugestehen, diese Familie, deren Mitglieder sämmtlich sparen, hat allerdings mehr Einnahmen, als sie verbraucht, sie befindet sich in den gesündesten wirtschaftlichen Verhältnissen, in Verhältnissen, in denen sie mancher Mensch beneidet, dessen sociale Stellung und dessen Ausgaben keineswegs mit den Einnahmen in Einklang stehen, die er hat, und die er doch nicht vermehren kann. — Das Vermögen, welches die Eltern zurücklegen und sparen, kommt natürlich später den Kindern zugute. Diese aber gewinnen dadurch, daß sie so früh auf das Geldverdienen angewiesen werden, eine gewisse Selbstständigkeit, und wenn durch diese auch unleugbar das Familienleben etwas gelockert wird, indem an die Stelle der Gefühlsbeziehungen gewisse rein geschäftliche und praktische Erwägungen treten, so trägt doch dieses Zusammenthun von Familien zu Productiv- und Consumgenossenschaften viel dazu bei, auch über manche Klippen der Moral und Sittlichkeit hinwegzukommen. Die Kinder bleiben unter der Aufsicht der Eltern, sie wohnen mit ihren Eltern zusammen und fügen sich auch willig, trotzdem sie selbstständig sind, der Autorität des Vaters.

Dabei sind sie aber in ihrem Vergnügen keineswegs beschränkt. Die ganze Woche über wird von allen Familienmitgliedern auf das eifrigste gearbeitet, aber der Sonntag gehört dem Vergnügen, und zumeist geht jeder seinen eigenen Weg, um das Vergnügen auch bis auf den letzten Rest auszukosten. Es wird dann auch Geld genug aufgewendet, um sich zu amüsieren, und im Sommer geht man hinaus in die Umgegend, im Winter geht es in die Concerte und Theater, und auch in den Restaurants läßt sich Niemand von den Sonntagsvergnüglern in Bezug auf Essen etwas entgehen.

Allerdings, das mag gleich hervorgehoben werden, in diesen Familien kennt man das Wort „faul sein“ gar nicht. Jedes Mitglied wird von einem inneren Pflichtgefühl gedrängt, möglichst viel zu arbeiten, von einem Faulenzer oder Trunkenbold würde man sich mit Abscheu und Entsetzen abwenden, man würde ihn aus der Familiengemeinschaft ausstoßen, und es fällt Niemand ein, etwa einen Tag „blau zu machen“ oder die Arbeitszeit zu verkürzen, um sich dafür zu vergnügen.

Dieser Fleiß, dieser bienenartige Fleiß zeichnet Berlin wiederum vortheilhaft vor Oesterreich, ja auch vor Süddeutschland aus. In Wien sowohl als in München hält es der einfachste Handwerker für nöthig, vormittags schon zum Kaffee-, resp. zum Bierhause zu gehen, und nachmittags und abends geht er ganz unfehlbar wieder in's Café oder „auf den Keller.“ Solche Angewohnheiten kennt der fleißige Theil der Berliner Bevölkerung — und dies ist der weitaus größte, ja, der andere Theil ist der verschwindend kleinere — nicht, und den Frühschoppen kennt der besser situierte Handwerker nur bei besonderen Gelegenheiten, wenn er z. B. geschäftliche Ausgänge, Besuche bei Kunden u. s. w. hatte; sonst arbeitet er ebenso wie seine Gehilfen, mit Aufwendung aller Kräfte. Der einzige Genuß, den man sich verstattet, ist der einer „Weißen,“ d. h. eines Glases des bekannten sehr kohlensäurehaltigen, obergährigen Bieres.

Man glaube nun aber ja nicht, daß die Familie, wie ich sie hier geschildert habe, als eine künstlich normale herausgehoben und aufgeputzt dem Leser gezeigt worden ist; solcher Familien wie diese gibt es viele Tausende in Berlin, und selbst in den verschiedensten Bildungs- und Gesellschaftskreisen findet man immer wieder das Bestreben der Familienmitglieder, den Vater im Gelderwerb zu unterstützen und für die Familie den Kampf um's Dasein zu erleichtern.“

Vom Erfinder des Fernsprechers.

Bei der großen Bedeutung und Verbreitung, die das Telephon gefunden, dürfte es manchen Leser angenehm sein, von dem Erfinder desselben etwas zu erfahren.

Philipp Reis wurde am 7. Jänner 1834 zu Gelnhausen in Kurhessen geboren. Seine Eltern gehörten der unierten evangelischen Kirche an. Sein Vater war Bäckermeister, betrieb aber, wie es die Verhältnisse kleiner Landstädtchen meist so mit sich bringen, nebenbei auch etwas Landwirtschaft. Da seine Mutter früh gestorben war, wurde seine erste Erziehung von dem Vater und dessen Mutter, einer würdigen alten Frau, geleitet. Während der Vater stets bemüht war, seine geistigen Kräfte durch Belehrungen über die Umgebung, durch Besprechungen des Wahrgenommenen auszubilden, wendete sich der Großmutter Thätigkeit auf die Gemüthsbildung und die Entwickelung des religiösen Sinnes, wozu sie durch die Erfahrungen eines langen Lebens, ihre Belesenheit und besonders durch die Gabe zu erzählen sehr befähigt war.

Mit dem sechsten Jahre kam Reis in die Volksschule seiner Vaterstadt, und sollte dann in eine Erziehungsanstalt geschickt werden. Vorher jedoch starb der Vater, und die Vormünder sandten ihn nun in eine Schulanstalt zu Friedrichsdorf bei Homburg.

Ein neues Leben bot sich da seinem Eifer und Wissensdrang dar. Die beiden neuen Sprachen Französisch und Englisch fesselten ihn besonders. Die für die Verhältnisse reichhaltige und wohlgewählte Bibliothek der Anstalt gab seinem Geiste vortreffliche Nahrung. Er lernte leicht und gern. Mit dem 14. Jahre hatte er die Anstalt absolviert. Seine Vormünder sandten ihn nun nach Frankfurt am Main in die Anstalt des Herrn Hassel, wo die Freude am Sprachstudium ihn veranlaßte, noch die beiden Sprachen Lateinisch und Italienisch zu erlernen. Aber auch der rege Eifer, mit welchem an dieser Anstalt Naturwissenschaften und Mathematik betrieben wurden, blieb auf ihn nicht ohne Einfluß. Seine Fortschritte waren derart, daß die Lehrer sich im letzten Jahre seines Schulbesuches an seine Vormünder wandten, um dieselben zu veranlassen, ihn nach Karlsruhe zum Besuch des Polytechnikums zu senden. Alle Bemühungen scheiterten jedoch an dem Willen eines seiner Vormünder, der zugleich sein Oheim war und seit dem Tode der Großmutter die Hauptstimme führte. Er wollte, daß Philipp die Kaufmannschaft erlerne. So trat er am 1. März 1850 in eine Farbenhandlung als Lehrling. Sein Prinzipal gestattete ihm aber, während der Lehrzeit Privatunterricht in Mathematik zu nehmen und auch Vortäge über Mechanik an der Gewerbeschule zu besuchen. Für die letzten achtzehn Monate seiner Lehre war ihm die Verwaltung des Magazins übertragen worden, welche seit dem Beginn des Geschäfts immer ein Kommis gehabt hatte. Als er ausgelernt hatte, bot ihm sein Principal denselben Posten an gegen einen Gehalt von 600 Gulden. So verlockend dieses Anerbieten war, stand Reis doch nicht an, es zurückzuweisen, um seine Zeit dem Studium widmen zu können, und Herr Bayerbach, sein Prinzipal, bewog nun selbst die Vormünder, ihn bei der Ausführung seines Planes zu unterstützen. Er trat im October 1853 in das Institut des Professor Dr. Poppe, um sich in Mathematik, Physik und Chemie zu vervollkommnen. Seine Collegen an dieser Anstalt, junge Leute von 16 bis 20 Jahren, empfanden es mit ihm als einen Mangel, daß Naturgeschichte, Geschichte, Geographie u. s. w. nicht gelehrt wurden. Sie beschlossen deshalb, sich in diesen Fächern gegenseitig Vorlesungen zu halten. Reis übernahm die Geographie und gewann aus diesem ersten Anlaß, sich als Lehrer zu versuchen die Ueberzeugung, daß er das erworbene Wissen am besten als Lehrer verwerthen könne. Professor Poppe bestärkte ihn in dem Entschluß, und im Herbste des Jahres 1854 verließ er die Anstalt. Nach weiteren Vorstudien erlangte er im Herbste 1858 durch seinen ehemaligen Lehrer, den Vorsteher der Anstalt in Friedrichsdorf, Studienrath Garnier, eine Stelle an dieser, und verheiratete sich.

Durch seinen Physik-Unterricht veranlaßt, griff Reis im Jahre 1860 eine schon früher begonnene Arbeit über die

Gehörwerkzeuge wieder auf, und hatte bald die Freude, seine Mühen durch Erfolg belohnt zu sehen, indem es ihm gelang, einen Apparat zu erfinden, durch welchen es möglich wird die Functionen der Gehörwerkzeuge klar und anschaulich zu machen, mit welchem man aber auch Töne aller Art durch den galvanischen Strom in beliebiger Entfernung herstellen kann. Er nannte das Werkzeug „Telephon".

Hiervon sagt er selbst in einer hinterlassenen Lebens-Beschreibung: „Die mir in der Folge dieser Erfindung gewordene vielseitige Anerkennung hat dazu beigetragen, meinen Eifer für das Studium immer rege zu erhalten, um mich des mir gewordenen Glückes würdig zu erweisen. Blicke ich nun zurück auf mein Leben, so darf ich wohl mit der Heiligen Schrift sagen: Es ist Mühe und Arbeit gewesen. Ich habe aber auch dem Herrn zu danken, denn er hat mir in meinem Berufe und in meiner Familie seinen Segen gegeben, und mehr Gutes an mir gethan, als ich von ihm zu erbitten wußte."

Reis starb im Jahre 1874. Sein Name lebt in seiner Erfindung für alle Zeiten.

Eine Frage an Erzieher.

Vor Kurzem kam uns das folgende Schreiben zu:

Lieber Heimgärtner!

Ich habe mit vielem Interesse Deine Beobachtungen aus der Kinderwelt gelesen und will Dir auch etwas mittheilen, aber nicht sosehr zu Deiner Kinder-Charakter-Sammlung, als vielmehr um Deinen Rath zu erbitten. Es ist ein rechtes Anliegen, das mich drückt, vielleicht verstehst Du mich.

Ich habe einen Knaben, der jetzt fünfzehn Jahre alt ist und das Gymnasium besucht. Es ist ein gutes, sanftes, treuherziges Kind, geistig geweckt, stets heiter und zu allerlei Spielen und Nachmachungen aufgelegt, wenn er irgend ein Schaustück, eine Seiltänzerei, ein Feuerwerk und dergleichen sieht. Am liebsten thut er mit Hunden, Katzen, Kaninchen und anderen Hausthieren um, treibt auch Studien über dressierte Flöhe und hat allerei Phantastereien, wie der Mensch fliegen könne, wie man Löwen und Hyänen abrichte und was so des Großartigen mehr ist. In seiner früheren Jugend hat er gern und viel gelesen, gezeichnet, aus Papier Soldaten und Burgen geschnitzt, Theater gespielt und so weiter. Ein kleiner Meister war er in Aufgeben und Auflösen von Räthseln und Charaden; alles, was in dieses Fach schlug, ergriff er mit Passion, und nicht leicht ließ er eine Aufgabe ungelöst. Die Volksschule hat er mit voller Zufriedenheit seiner Lehrer durchgemacht und stets glänzende Zeugnisse bekommen.

Als er in's Gymnasium eintrat, war er anfangs dafür Feuer und Flamme, besonders das Latein machte ihm viel Vergnügen. Bald begann es aber zu happern, die Classificationen sanken stark gegen die bedenkliche Linie; es kamen Censurscheine. Bald wurde der Hilfslehrer nöthig, aber es wollte trotzdem nicht gehen. Es hinkte in Mathematik, selbst in Naturgeschichte, am schlimmsten stand es mit Latein und Griechisch. Nachdem wir uns so etliche Jahre zur Noth fortgeschoben hatten, der Fortgang immer noch zweifelhafter wurde, gieng mir die Geduld aus. Ich wollte ihn von der Gelehrtenschule zurückziehen, daß er ein Gewerbe lerne. Seine Lehrer mißriethen mir das und meinten, der Knabe habe einen hellen Kopf und vollauf die Eignung für das Studieren, aber er sei ganz maßlos leichtsinnig und unordentlich in seinen Aufgaben.

Selbstverständlich wurde er nun in's Gebet genommen, mit Ermahnungen, Warnungen, Bitten, Drohungen und Strafen. Was war? Er versprach, gelobte fleißig zu sein, ein Musterschüler zu werden und lernte. Aber er entsprach nicht. Bei den schärfsten Verweisen — und ich kann bitter zornig werden, wenn das Herz sich aufbäumt — stand er ruhig, schaute mir unbeweglich in's Gesicht, bis ihm große Thränen aus den Augen rannen, gieng

dann wieder und lernte. Aber der Fortgang besserte sich nicht, immer wieder neue Klagen von seinen Lehrern. Jetzt begannen empfindliche Strafen: Hausarrest, Fasten, lange Strafaufgaben, die tief in die Nacht währten. Ohne auch nur ein Wort der Gegenrede fügte er sich willig und treuherzig, und blieb voller Liebe zu mir, und war munter während der Strafe, und munter nach derselben, und saß beim Buche — und die Censurscheine mehrten und mehrten sich.

Auf meine neuerliche Drohung, ihn aus dem Gymnasium zu nehmen, bat er, ihn weiter studieren zu lassen, er verspreche mir auf das Allerbestimmteste, von nun an fleißig zu sein. Fleißig war er denn auch wirklich, soferne er nun weder spielte noch spazieren gieng, sondern immerwährend bei den Büchern saß, lernte und die Aufgaben schrieb.

Das war aber von gar keinem Erfolg. Nun, dachte ich: es fehlt an Talent, er hat den besten Willen, aber es geht nicht. Hierin widersprach mir sein Lehrer: der Knabe habe ein sehr gutes Talent, es komme ihm leicht an, das Beste zu leisten, wenn er nur wolle.

Jetzt begann ich mit dem Knaben von Vorne, bat ihn, machte ihm die lebhaftesten Vorstellungen, wie weit er es durch Fleiß und Strebsamkeit bringen könne, wie aber, wenn er in seiner Gleichgiltigkeit, in seinem Leichtsinn fortfahre, er schmählich zu Grunde gehen müsse. Ich isolierte ihn von allen Zerstreuungen, von leichtsinnigen Kameraden war er ohnehin immer ferngehalten worden, er liebte solche auch gar nicht, hielt sich vielmehr an die Ordentlichen und Braven seiner Classe, wie er durch sein sonstiges Verhalten wirklich auch keine Klage erweckte. Er lernte und lernte, aber es war, als ob Alles nur bis an die Haut und nicht tiefer gienge. Wenn er dann in der Schule Verweise und schlechte Classen erhielt, erzählte er mir Alles ruhig und mit der größten Offenheit, als ob er von einem Dritten spreche, der uns weiter nichts angienge.

So oft ich ihm in's Gewissen redete, gestand er unter Thränen, daß er einsehe, wie leichtsinnig er sei und betheuerte immer von Neuem, daß er sich bessern werde.

Und so steht es noch heute. Die Lehrer rathen mir, ihn weiter studieren zu lassen, der Knabe bittet mich um dasselbe, er hat das beste Talent, den besten Willen, verwendet die allermeiste Zeit für's Lernen und bekommt eine schlechte Classification um die andere.

Ich glaube nun, der Knabe kann nicht lernen. Denn auch das Lernen muß gelernt werden. Wenn er vom Buche aufsteht, glaubt er's zu können, zeigt in der Schule auch mit der Hand auf und erst wenn er geprüft wird, stellt es sich für ihn heraus, daß er nichts kann. Dann läßt er sich gehen und ist energielos.

Nun sage, lieber Heimgärtner, ist das der wirkliche Leichtsinn, ein Charakterfehler, oder ist der Knabe noch zu sehr Kind. Für letzteres sprechen seine kindischen Spiele, kindlichen Reden und Auffassungen aus dem Leben und Anderes. Es ist dem Knaben wahrlich von verschiedenen Seiten schon viel und scharf zugesetzt worden, schon in früheren Jahren; nun scheint es mir manchmal, als wäre er abgestumpft. Er läßt Alles gelassen über sich ergehen, es ist ihm schon manchmal entschieden Unrecht gethan worden, er vertheidigte sich mit keinem Worte. Er steht da, schaut Einem in's Auge und geht nach der Strafpredigt ruhig seiner Wege, um wieder kindisch mit Schmetterlingen, Käfern und Hunden zu spielen.

Pünktlich war er nur im Besuch der Schule, wie er thatsächlich seit zwei Jahren nicht eine einzige Lehrstunde versäumt hat. Einmal versuchte ich ihn, mit mir eine Partie nach Wien zu machen, was schon lange sein heißer Wunsch war, er gieng nicht darauf ein, sondern sagte, er wolle keinen Schultag versäumen — eine der wenigen Freuden, die er mir als Schüler bereitet hat. Zu den letzten Pfingstferien machte ich mit seinen Brüdern eine größere Landpartie, er mußte aus Strafe des schlechten Fortganges in der Schule wegen zu Hause bleiben. Er fügte sich ohne eine Silbe Widerrede oder Bitte, gieng in sein Zimmer und weinte. Dann setzte er sich

zu den Büchern, brütete darüber die drei Tage und dachte wahrscheinlich dabei an Alles, nur nicht an den Gegenstand, den zu lernen er sich selbst einredete.

Oft auch weiß er in Schulgegenständen selbst das nicht, was er weiß. Wie oft ist bei uns von Berlin die Rede, von Friedrich dem Großen, von den neuen Kaisern u. s. w. und der Knabe weiß Alles genau, spricht ganz vernünftig von der Geschichte Preußens und interessiert sich auf das Lebhafteste für diesen Gegenstand. Da wurde er in der Schule, vierter Jahrgang Gymnasium, einmal gefragt, von welchem Lande Berlin die Hauptstadt sei, und er antwortete entschieden: Berlin ist die Hauptstadt von Sachsen! Es bedurfte erst einer Karte, um ihn zu überzeugen, daß er Unrecht hatte.

Was geht also vor in diesem jungen Kopfe? Alles, was er theoretisch zu lernen hat, fruchtet nicht, Alles aber, was er sinnlich auffaßt, merkt er sich. Er kann sich vielleicht selbst ausbilden, er kann durch Erfahrung lernen, aber was nützt das, wenn er in den Schulen durchfällt? Im Vorwärtskommen sind auf der Welt einmal nur gute Schulzeugnisse maßgebend.

Man wird muthlos. Ich frage nun den Heimgärtner um seine Meinung, was ich thun soll.*)

Linz. N. N.

Gedicht von einem Bauernjungen an einen Freund,

der sich zu einer Trappisten-Gesellschaft nach Afrika anwerben ließ.**)

Wie? darf ich fremden Worten trauen?
Du willst das schöne Heimatland,
Willst schnöd' die blumenreichen Auen
Vertauschen gegen Wüstensand?

Mein Freund, ich kenne Dich nicht wieder
An diesem Wahn, der Dich befällt,
Wer hat der Heimat frohe Lieder
Und ihre Alpen Dir vergällt?

Was schiert Dich das Trappisten-Kloster
In fernen Wüsten heißem Sand!
Freund, bete schlicht Dein Paternoster
In Deiner Heimat grünem Land.
Nicht könnt' den Schöpfer ich verehren,
Wo ich in loher Sonnenglut
Die frischen Wälder müßt' entbehren,
Und uns'rer Quellen Silberflut.

Die Güter sind, die hart entbehrten,
In einem Lande unerreicht,
Allwo statt munt'rer Rinderherden
Der Schakal träg im Sande schleicht.
Wird sich der Aelpler heimisch fühlen
In einem Lande öd verflacht,
Wo niemals Bergeslüfte kühlen?
Mein Freund, hast Du das wohl bedacht?

Wenn Du Dich aber trotzdem drillen
Willst lassen gleich zum Missionär,
Gut, halte fest am starren Willen,
Doch sag' prophetisch ich's vorher:
Anstatt dort Heiden zu bekehren,
Wie es in Deiner Satzung steht,
Wirst Du an Heimweh Dich verzehren
Und selbst bekehrt sein — doch zu spät.

Paul Haslinger.

Von einem großen Geiste, der nicht geistreich sein will.

Ihr wundert Euch darüber, daß man bei hochgestellten Persönlichkeiten oder Geistesgrößen, denen man vorgestellt wird oder sich selbst vorstellt, gewöhnlich nur leere Redensarten zu hören bekömmt.

Kann das aber anders sein? Da kommt ein weltfremder Mensch; irgend ein selbstsüchtiger Zweck, mindestens die Neugierde oder die Eitelkeit führt ihn her; vielleicht kommt er sogar mit Hintergedanken, den berühmten Mann auszuhören, ihn auf's Eis zu führen und dann jede seiner Aeußerungen in die Zeitung drucken zu lassen. — Soll Einer da vor dem Erstbesten gleich auspacken? Wird er, durch Erfahrung klug gemacht, nicht gerade das und so viel sprechen, als

*) Der Heimgärtner ist über diesen Gegenstand einstweilen selbst nicht im Klaren und übermittelt den Brief mit Bewilligung des Verfassers der Oeffentlichkeit. Wir glauben, daß der Fall nicht vereinzelt dasteht, daß viele Erzieher sich schon mit solcher Erscheinung befaßt haben werden. An sie wendet sich der Brief. Vielleicht findet er guten Rath. Die Red.

**) Verfasser dieses in seiner Art merkwürdig vollendeten Gedichtes ist ein junger Bauernknecht aus Lambach in Oberösterreich, namens Paul Haslinger. Näheres über ihn dürfte zu erfragen sein in der Bibliothek des oberösterreichischen Volksbildungsvereines in Lambach, wo er sich manchmal, wie er uns kurz andeutet, Bücher auszuborgen pflegt. Die Red.

nöthig ist, um seine Gedanken zu verbergen?

Es muß ja ohnehin eine wahre Tortur sein mit manchem Besuche. Entweder es sitzt der Besucher da wie ein Stück Holz, zupft an seinem Barte, rückt auf dem Stuhl hin und her, hat und weiß nichts zu sagen und kann doch nicht fortgehen; oder er kramt all' seine Erlebnisse, seine Einfälle, seine Weltphilosophie aus, so viel er nur in der Eile über die Lippen bringt, wobei er sich freilich selbst am besten unterhält und mit dem Eindrucke davongeht, daß der berühmte Mann überaus liebenswürdig und geistreich sei. Die Liebenswürdigkeit und der Geist bestand eben darin, den Schwätzer geduldig zu ertragen.

Den Altmeister Goethe mag es auch verdrossen haben, Jedem, der ihn persönlich kennen zu lernen die Laune hatte, in der Eile ein Stück Goethe vorzuspielen. Es ist gewiß kein Wunder, daß die unsterbliche Excellenz zu Weimar öfters von einer sterblichen Langweiligkeit war. Mancher seiner Besucher hat das unter bitterer Täuschung erfahren, wenn er auch vernünftiger Weise sich darauf gefaßt gemacht hatte, nicht gerade in jedem Wort aus dem Munde des Altmeisters das Rauschen seines Genius zu vernehmen oder den großen Mann „lauter Brillanten" reden zu hören. Doch haben die Berichte solcher Wahrnehmung unter dem Druck der öffentlichen Meinung meistens vorsichtig mit ihren Aeußerungen zurückgehalten. Ganz unverholen spricht sich dagegen der Ritter v. Lang in seinen Memoiren über seinen Besuch bei Goethe aus. Lang kam im Jahre 1826 nach Weimar und ließ sich, wie er sagt, „vom Teufel verblenden," bei dessen altem Faust, dem Herrn von Goethe, in einem mit unterthänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein sich anzumelden. Er wurde mittags um halb eins angenommen. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndikus trat ihm entgegen, im Schlafrock, winkte ihm, wie der steinerne Gast, sich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die Lang bei ihm anschlagen wollte, stimmte Allem zu, was er ihm vom Streben des damaligen Kronprinzen von Baiern sagte, und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben?" — Antwort: „Ja wohl." — Nun ergieng die Einladung, Alles im Kleinsten zu erzählen, wie es bei eintretenden Bränden gehalten werde. Lang erwiderte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde oder Ort oder Haus wirklich abbrennen." — „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen. — „Ich blies also," so erzählt Herr v. Lang, „mein Feuer an und ließ Alles verzehren, die Spritzen vergeblich hausen, die Herren Landrichter vergeblich brausen, rücke anderen Tages mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der Schätzung so viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbaurisse machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entschädigungssümmlein heraus." Das hörte der alte Faust mit an und sagte: „Ich danke Ihnen." — Dann fieng er weiter an: „Wie stark ist denn die Menschenzahl so in einem Regatkreis bei Ihnen?" — Ich sagte: „Etwas über 500,000 Seelen." — „So, so," sprach er, „hm, hm! Das ist schon Etwas." — (Freilich mehr als das Doppelte vom ganzen Großherzogthum Weimar.) Ich sagte: „Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen." — Darauf gab er mir die Hand zum Abschied, dankte mir für die Ehre meines Besuches und geleitete mich zur Thür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte!"

Goethe hat nach unserer Meinung in diesem Falle sehr klug gehandelt. Wenn er, der dem Herrn Ritter v. Lang einen Faust, einen Götz, einen Egmont und andere große Botschaften aus dem Reiche

der Unsterblichkeit gebracht, nun als kleine Gegengabe sich die Beschreibung der Thätigkeit der Ansbacher Brandversicherungsanstalt erbat, so sollte man es ihm eigentlich doch nicht verübeln. Es war von ihm sogar ein sehr artig Stück, den Herrn Besucher nicht zum Empfangenden zu machen, sondern zum Gebenden zu erhöhen. Allein der Herr Ritter war gekommen, um von dem Unsterblichen ein besonderes, ihm auf den Leib gesprochenes Stück Unsterblichkeit zu erhaschen, und da ihm das nicht gelungen, hat er seinen Mißmuth darüber zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Als ob es Pflicht und Schuldigkeit eines großen Geistes wäre, immer geistreich zu sprechen, selbst dann, wenn es weit geistreicher ist, zu schweigen. M.

Der Poetenwinkel.

Vergang'nes Jahr.

(Walter Savage Landor.)

Vergang'nes Jahr mein Pfad war grün,
Und leicht mein Schritt, die Stirn im Glüh'n,
Ach wehe, daß es also war,
Vergang'nes Jahr!

Ein Lieben ist, das dauern muß
Auch nach der heißen Jugend Schluß.
Solch Lieben bracht ein Lieb' mir dar
Vergang'nes Jahr!

An ihrem Kranz ward ich zum Dieb,
Und gab ein Blatt dem and'ren Lieb'!...
— Daß, Eros, stumpf dein Pfeil nicht war —
Vergang'nes Jahr!

A. Friedmann.

Reimsprüche.

Gewisse Zunft
Möcht' allen Glauben
Mit Pomp und Hohn
Dem Volke rauben.
Doch läßt die Zunft
Von ihrem Glauben
Um keinen Preis
Ein Wort sich rauben.

Wenn Du nicht tanz'st
Wie And're pfeifen,
So werden sie
Dich nicht begreifen
Und sagen wohl
Am Ende gar —
Vielleicht mit Recht —
Du bist ein Narr.

Die Ehe scheint
Ein stiller Hafen,
D'rin kannst Du Freud'
Und Gram verschlafen.
Ein einfach Haus
Mit Weib und Kindern
Wird Lust und Leid
Dir stets vermindern.

Ein gutes Weib
Mit holdem Walten
Kann himmlisch-schön
Dein Sein gestalten.
Ein böses Weib
In Küch' und Stube
Bringt vor der Zeit
Dich in die Grube.

Gott hat die Welt
In ihrer Pracht
Wohl nicht allein
Für uns gemacht.
Doch mancher hegt
Den schlimmen Wahn,
Als hätt' er's nur
Für ihn gethan.

Wer Thiere quält,
Der ist nicht wert,
Daß man in ihm
Den Menschen ehrt.
Denn wer es thut —
O schlimmer Brauch —
Der martert dann
Die Menschen auch.

Wer Mitleid hat
Mit Mensch und Thier,
Der ist allein
Der Schöpfung Zier.
Am Mitleid nur
Erkenn' ich dann
Das gute Herz,
Den braven Mann.

Koloman Kaiser.

Beim Wandern.

O Welt, o weite Gotteswelt,
Wie bist Du schön!
Du stilles Thal, du dunkler Wald,
Ihr lichten Höh'n!

Zu meinen Füßen rauscht der Bach
Sein munt'res Lied. —
Grüßt mir mein grünes Heimatland,
Aus dem ich schied!"

Vom reinen Aether klingt herab
Der Lerche Sang,
Und mit ihr jauchz' ich herzensvoll
Die Welt entlang:

Könnt' ich dich, weites Erdenrund,
In trunk'ner Lust
O einmal drücken, wie du bist
An meine Brust!

Georg Stützer.

Das Wunderblümchen.

War ein armer, stiller Jüngling
Einst, dem in dem Erdendasein
Wenig Freudenblüten lachten,
Der vielmehr der Schmerzen bitt're
Wermuthstropfen hatt' gekostet.
Gut und edel war sein Fühlen;
In der freiheitsdurst'gen Seele
Hegt' er heil'ge Ideale,
Die er leider ach! zu oft nur
Mußt' verhöhnt und scheitern sehen.
Denn auf Erden wohnt die Täuschung,
Eine Schwester von der Lüge. —

Einst fand er auf stillem Pfade,
Hold verborgen und voll Schönheit,
Ein gar liebes Wunderblümchen.
Höher schlug des Jünglings Herze,
Als er tief dem holden Blümlein
In die blauen, süßen Aeuglein
Liebeglühend hatt' geschauet!
Lieblich neigt' es ihm sein Köpfchen,
Daß er pflück' von zarten Lippen
Treuer Liebe süße Küsse. —
Und er hütete das Blümlein,
Wie ihr Kind die gute Mutter,
Sucht' es vor den rauhen Fröften
Und den Stürmen zu bewahren,
Vor der Sumpfluft der Gemeinheit. —
Aber alles Glück auf Erden,
Eitel ist's und ohne Dauer ...
Hämisch schleicht mit gelben Wangen
Ränkevoll der Neid und lauert,
Wie er wohl zwei treue Herzen
Trennen könnte und vergiften. —

Sieh! es kamen böse Thoren,
Die entrissen kalt und fühllos
Seinem liebeduft'gen Garten
Das so holde Wunderblümchen,
Unbekümmert, daß sein Köpfchen
Trauervoll sich erdwärts senkte. —
Und an eines Sumpfes Rande
Mußt' das arme Blümchen weilen,
Mußte in die ekle Tiefe
Einer schmutz'gen Lasterpfütze
Trauernd, schamerröthend schauen ....
Und sein treuer Freund und Schützer
Sah mit namenloser Wehmuth,
Daß vergeblich war sein Mühen
Und sein Sorgen und sein Ringen,
Seines Lebens schönstes Kleinod
Vor Verderben zu bewahren. — —
Da griff er, an Gott verzweifelnd
Und an Seel' und Leib gebrochen,
Eines Tags zum Wanderstabe ...

In des Sommers lauen Nächten,
Wenn der Nachtigallen Flöten
Süß erklangen, wie des Frühlings
Letzte holde Scheidegrüße —
Löste sich der Seele düst're,
Brütende Verzweiflung schmerzlich
In dem Strome heißer Thränen.

Als der Herbst mit rauhem Finger
All der Fluren Blümlein knickte,
Und mit wildem Flügelschlage
Ueber gelbe Stoppelfelder
Rauhe Stürme jagend brausten,
Ward der gute, arme Jüngling
Täglich bleicher, immer bleicher ....

Als des Schnees erste Flocken
Zart und weich die Erde deckten,
War auch ihm die heißersehnte,
Ew'ge Ruhe nun geworden. —

Und Ihr fragt: Wie gieng's dem armen,
Nun verlass'nen Wunderblümchen?" —
Ach, die Antwort ist gar traurig:
An des Sumpfes gift'gem Rande
Ist's verdorben und — gestorben.

Gottfried Fink.

Den Meiningern

nach einer Aufführung des „Kaufmann von Venedig."

In and're Zeiten habt Ihr mich geführet,
Ja, in der Schönheit ew'ges, hehres Reich,
Den Schritt der Poesie hab' ich verspüret,
Zur Erde kam ihr Königthum mit Euch.
Und die Harmonie
Ach! vergöttert sie,
Höchstem Erdengute ist sie gleich!

Es lebt mit Euch Italiens frohe Menge,
Des Südens Farbenglut, sie wachet auf,
Der Leidenschaften und der Lieb' Gedränge,
Des Hasses blindes Wüthen zieht herauf.
Und dem Dichter Gruß
Den der Muse Kuß
Stellte jubelnd in des Lebens Lauf.

O hohe Kunst! Ich sinke vor Dir nieder,
Ich geb' mein Herz in Deine holde Hand,
Und hör' ich Deine allgewalt'gen Lieder,
So flieg' ich in ein and'res, beff'res Land.
Schwingen tragen mich
Traut und feierlich,
Bis ich sehnend mir den Himmel fand.

E. Semek-Lischke.

Zum Allerseelenfeste.

(Meinem Sohn Andreas.)

Mein Kind, mein Kind, mein einzig theures Kind!
Dein Körper, der so schön war, ist vernichtet,
Und Du bist dort, wo alle Todten sind. —
O, fürchterlich fühlt sich mein Herz gerichtet!
Und trüg' ich Schuld für tausend Menschenleben,
Nicht könnt' ein Gott mir größ're Strafe geben.

Nun bist Du todt! Im Grabe ruht Dein Leib,
Im Sarge tiefverschlossen diese Glieder,
Bewundernswert für jedes Erdenweib.
Vergebens sink' ich auf dem Hügel nieder
Und schrei' verzweifelnd auf, mein Herz will springen...
Nichts kann Dich, holdes Wesen, wiederbringen! — —

Du bist in meinem Geist ein Gnadenbild,
Für das ich einzig noch mein Leben lebe.
Wie denk' ich Deiner Augen seraphmild!
Mein Leben ist ein Traum, in dem ich schwebe,
Zerrissen, blutend, da ich Dich verloren,
Und doch als für ein Höh'res neugeboren.

Denn all' Dein reiner, selbstsuchtfreier Geist,
All' Deine hohe, namenlose Güte,
Dein inn'res Wesen mich an's Ew'ge weist.
Es war Dein Leib nur eine Zeitenblüte,
Was göttlich an Dir war, kann nicht vergehen —
Mein Kind, mein Kind, es gibt ein Wiedersehen!

Margarethe Hahn.

Ehrenrettung.

Es nennt die Welt ihn Müßiggänger,
Die böse Welt, sie übertreibt,
Er müßig gehn? Der doch viel länger
Auf seinem Sofa liegen bleibt.

Hans Henft.

Materialistisch.

Es piepst der Sperling heiser und schrill,
Die Nachtigall singt ein zartes Lied;
Die Katze, die sie beide frißt,
Merkt nicht den kleinsten Unterschied.

Hans Henft.

Brennadi Liaß.

Wos host den mei Regerl,
Wos is da den gschegn?
So tramhapert hon ih
Dih gor na nia gsegn.
Wos launst den und woanst den
Va fruah on bis spot?
Is Schod um Dih, Dirndl,
Is Schod!

Die Aeugerla glosn
Wia ogschrödti Kohln,
Die bliahrotn Wangel,
Wer hot da s na gstohln?
Is leicht, daß s heint nachtn
Da Reif dadruckt hot?
Is Schod um Dih, Dirndl,
Is Schod!

A gor z hoaßer Summa
Vadörrt leicht die Blüah,
Und a gar z hoaßi Liab,
Mei orms Regerl, groth nia.
A Kranzl greant neama,
Wos d Hitz vabrennt hot —
Is Schod um Dih, Dirndl,
Is Schod!

Hans Fraungruber.

Da Schneck.

Da Hans steht in Garten,
Schaut an Mostbirnbam an,
Und wird go nöt fürti —
Was siacht a denn dran?

A wird go nöt fürti
Kimmt von Bawunern nöt draus,
Denn ganz drobn in da Zwuschl
Sitzt a Schneck mit sein Haus.

Und von unten bis oben
Bis zun Wipfel vom Bam,
Siagst dö glanzadi Strassn
Vom Schnecken sein Fam.

Siagst dö glanzadi Strassn
Vom Schnecken sein Fam,
Und wia weit daß as bracht hat. —
— Ma glaubats ja kam.

Ma siacht gnau nur in Weg,
Den a gmacht hat, da Schlauch —
— Und Alls ohni Füaß
Nur mit n Kriachn af n Bauch.

C. Schmidt.

Guata Rath.

Wannst a Deandl willst kriagn,
Muaßt as Maulweri rüarn,
So an daundlain Mann,
Schaut koani gern an.

Bei da Musi muaßt singa,
Beim Tanzn muaßt springa,
Loanst stad wo hintan,
Schaut Di koani nit an.

Do, wannst thuast wia ih sag,
Dauart's koani acht Tag,
So hast Derndl nur gmua,
Laßt da koani an Rua.

C. Schmidt.

Der Aufschneider und der Erzherzog.

Der Vater unseres Kaisers, Erzherzog Franz Karl, hielt sich mit Vorliebe in Steiermark in der Gegend von Mariazell auf. Er durchstrich oft stundenweit einsam und unerkannt die reizenden Umgebungen. Er unterhielt sich auch oft recht gern mit urgemüthlichen Gebirgssöhnen, zumal wenn diese keine Ahnung zu haben schienen, mit wem sie da verkehrten.

Auf einem dieser einsamen Spaziergänge — so erzählt man sich — begegnete der Erzherzog einem ältlichen Mann aus einer von Mariazell entfernten Gegend.

Der Erzherzog wanderte eben durch die Grünau dem Erlaf-See zu und hatte betreffs eines Ortes, zu dem er gelangen wollte, eine Frage zu stellen. Der Aelpler wußte zwar nicht, wen er da vor sich habe, aber er gab nicht nur bereitwillig Auskunft, sondern erbot sich auch, dem Fremden nach dem erfragten Ziele das Geleit zu geben. Unterwegs entwickelte sich eine lebhafte Unterhaltung.

Im Verlaufe des Gespräches frägte der Erzherzog:

„Hast schon amal d' Wienerstadt g'sehn?"

„Na ob!" antwortete der Gefragte.

Der gute Mann gehörte offenbar der Jäger-Gilde an, denn das war aufgeschnitten.

„Na, Gevatter, und wie hat's Dir denn in Wien gefallen?" fragte der Erzherzog weiter.

„Guat, das kannst Dir denken. So grün is's net wie da; aber guat, recht guat hat's mir g'fall'n und Aufseh'n hab' ih gnua g'macht."

„Das kann ih mir denken," sagte der Erzherzog mit einem Schmunzeln. „Und net wahr, groß soll die Kaiserstadt sein?"

„Größer als Mariazell."

„Das will ich Dir schon glauben," meinte der Erzherzog.

„Ih lug ah mein Leben net."

„Hast denn ah die Burg g'seh'n, wo der Kaiser wohnt und die Prinzen?"

„Versteht sih. Die is ganz von Gold mit brillantenen Fenstern."

„Geh!"

„Und der Hof is mit an rothen Sammt überzogen, daß d' Staner net naß wer'n."

„So was möcht' ih selber seh'n," rief der Erzherzog heiter aus.

„I glaub' D'rs. Du muaßt halt amal auf Wean gehn."

„Hast die Burchwach' g'seh'n?" examinierte der Erzherzog weiter, dem die Unterhaltung ungemein gefiel.

„San das Erzklacheln!" rühmte der Steirer. „Der Klanste is acht Schuch groß."

„Was D' net sagst!"

„Ja, 's is wahr."

„Wie hat Dir denn d' Burgmusi g'fall'n?"

„Na prächti'. — Am Kirta spiel'n s' ah net schöner."

„Da konnen d' Wiener stolz darauf sein," meinte der Prinz. „Und bist auch auf'n Stefansthurm g'stiegn?"

„Dos ist do klar."

„Wie lang' hast denn n'aufbraucht?"

„Net amal ganze zwa Tag'."

„Nur?"

„Waßt, ih bin halt a fermer Steiger."

„Der Prater is schön. Net wahr?"

„Da hab' ih net 'nein kinnen."

„Warum denn net?"

„Der war zug'spirrt."

„So?"

„Ja. — An unbändig's Schloß habn's vorg'hängt."

„Ei, ei, das is schad. Sag' mir, Landsmann, Du bist g'wiß a Jager?"

„Ob ih aner bin!"

„Hast schon viel Gamsen g'schossen?"

„Alle, dö m'r nimmer siecht, wir so ziemli ih g'schoss'n hab'n."

Nach einer Pause fragte der Erzherzog:

„Und in der Wienerstadt wirst do a 'n Kaiser g'seh'n hab'n?"

„Freili hab' ih 'n g'seh'n. Früher wär' ih ja gar net weg' gangen; denn mir Steirer leb'n und sterb'n für unsern Kaiser."

„Das is schön," lobte der Erzherzog. „Wo hast denn 'n Kaiser g'sehn?"

„Spazier'n is er gangen."

„Wie hat er denn ausg'schaut?"

„Na natürlich in an großen rothen Mantel und 's Zepter in der rechten Hand."

„So is er spazier'n gangen?"

„Halt ja."

„Sag' mir, Landsmann, Dein Vater war gewiß ah a Jager?"

„Was soll er denn sunst g'wesen sein?"

„Na, es gibt schon no' Väter, de kane Jager sind."

„Was ist denn nacher Dein Vater g'wesen?"

„Kaiser," antwortete der Erzherzog.

„Du red net so laut," warnte der Begleiter den kaiserlichen Prinzen. „Wenn Di' der Gendarm hört, wirst arretiert. Mein Bruada is neuli ah arretiert wor'n. Hast ah an Bruadern?"

„Freilich."

„Was is er denn?"

„Kaiser," antwortete wieder der Erzherzog.

„Gehst no net'," sagte der Aelpler lachend.

„Hast ah Kinder?" fragte der den Erzherzog weiter.

„Gott sei Dank! Da ist gleich mein Franzl."

„Was is denn der?"

„Kaiser," war abermals des Erzherzogs Antwort.

Der Steirer lachte laut auf.

„Dann is mein zweiter Sohn Max," fuhr der Prinz fort.

„Was is denn der wieder?"

„Kaiser."

Der Jäger lachte noch lauter.

„Dann hab' ih zwei Schwiegertöchter."

„Was san denn dö?"

„Kaiserinnen."

Der Aelpler weinte vor Lachen.

Als er wieder zu Athem kam, fragte er:

„Na und wer bist denn nachher Du?"

„I hätt' ah Kaiser sein können," antwortete der Erzherzog.

Der Steirer machte einen Luftsprung und schlug ein Schnippchen. Die vermeintliche Aufschneiderei ergötzte ihn über alle Maßen.

Der Erzherzog lachte vergnügt in sich hinein.

Als sie aber nach Zell zurückkamen, da gab es ein ehrfurchtsvolles Verbeugen vor dem Erzherzog, ein Nicken und Hutziehen und Handküssen, daß dem Jäger schier grün und blau vor den Augen wurde.

„Ich dank Dir für Dei' Begleitung," sagte ihm jetzt der Erzherzog in seiner allbekannten Gemüthlichkeit. „Und kommst wieder nach Wien und der Prater is zug'sperrt, so frag' nur nach'n Erzherzog Franz Karl. I werd' Dir schon aufsperren lassen."

Der bestürzte Jäger fiel dem kaiserlichen Prinzen zu Füßen und bat um Verzeihung.

Der Erzherzog hieß ihn aufstehen. Er beschenkte ihn für seine Dienstleistung; dann zog er ihn mit sich nach der Wallfahrtskirche und sagte: „Jetzt gehst aber gleich beichten, daß D' mich so ang'logn hast."

Lustige Zeitung.

Ein bestrafter Bauernverächter. Innsbruck besitzt einen Friseur, welcher keine Barbierstube, sondern einen „Salon" hat. In diesen Salon nun trat vor Kurzem ein Tourist, der auch als solcher ausstaffiert war. Treuherzig,

wie alle jene, denen ein unrasiertes Kinn unbequem zu werden anfängt, setzte sich der Tourist in einen Sessel, um sich dort verjüngen zu lassen, als ihm von dem Besitzer des „Salons" bedeutet wurde, „daß man hier keine Bauern bediene, hier sei ein Salon." Sofort stand der Joppenträger auf, sagte dem Friseur mit höflichem Lächeln: „Nun, dann sagen Sie wenigstens meinem Adjutanten, der nach mir fragen wird, ich sei drüben bei Ihrem Concurrenten; ich bin der Erzherzog Johann," zog seinen Hut und verschwand, den Herrn Rasierer in unbeschreiblicher Verwirrung zurücklassend.

Praktische Auslegung. Lehrer: „Weshalb soll man als Christ Dem seine linke Backe hinhalten, der uns einen Streich auf die rechte gegeben?" — Fritz, pfiffig: „Damit die Leute an der weißen Backe nicht merken, daß man auf die andere eine Maulschelle gekriegt hat!"

In einer rheinischen ländlichen Schule unterrichtete der Herr Pfarrer über das Almosengeben und führte u. A. das reiche Almosen des Pharisäers und das Scherflein der armen Witwe an. Auf seine Frage, wie viel wohl das Scherflein der armen Witwe betragen habe, gab eine Schülerin zur Antwort: „12 Mark 45 Pfennig." Ueber diese seltsame Antwort befragt, erklärte sie: „Im Katechismus steht: Das Scherflein der Witwe. Mark. 12, 45."

Der Volksprediger Hitching, der mit großem Geschick in seine eigene Tasche arbeitete, hielt auf freiem Felde in der Nähe von Boston eine Rede, in deren Verlaufe er die andächtige Gemeinde ermahnte, nicht ungehalten zu sein, wenn die Reichen den Armen nur karge Gaben zukommen lassen. Er sagte unter Anderem: Gott selbst will den Menschen geizig haben; wie kommt es sonst, daß der Muskel, welcher die Hand schließt, um ein Bedeutendes stärker ist, als jener, welcher die Hand öffnet?" Um die Wahrheit des Gesagten zu prüfen, beeilten sich zahlreiche Zuhörer die Fäuste zu schließen, und ein Häuflein von Andächtigen, denen die Rede aus diesem Munde nicht behagte, setzte dieselben auf dem Rücken des Biedermannes in Bewegung.

Im Schwurgerichtssaal. Präsident: „Also erzählen Sie einmal den Hergang." — Zeuge: „Also ick sitze janz jemüthlich bei Happolden und drinke 'n Droppen. Mit eenmal kommt Eener, ohne det ick's merke, hinterrücks uf mir zu, un haut mir mit 'n Seidel 'n Loch in'n Kopp, so jroß, wie'n Thaler, — un det fiel mir uf!"..

Beruhigend. Hausfrau: „Aber was seh' ich — wir sind ja dreizehn bei Tisch!" — Ihr Tischnachbar: „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich esse für zwei."

Ein kluges Kind. Mann (zu seiner Frau): „Aber, Bertha, wo warst Du denn schon wieder? Seit Monaten bist Du den ganzen Tag nicht daheim!" — Frau: „Ich war in der Sitzung. Soeben hat man mich zur Präsidentin des neuen Asyls für verwahrloste Kinder gewählt." — Die kleine Else: „Ach, Mama, da thun wir gleich unseren Richard und unsere Helene hinein!"

Er fühlt sich. „Herr Lieutenant, waren Sie schon 'mal in der Schweiz?" — „Nein, meine Gnädige! Schweizer sollen nach Potsdam kommen, wenn sie mich sehen wollen!"

In Ostende weilte eine reizende junge Wienerin, welche eifrig umschwärmt und der Gegenstand allseitiger Huldigungen war. Ein gleichfalls in Ostende befindlicher Freund ihres Gatten, dem die Geschäfte eine Entfernung aus Wien nicht gestatteten, betrachtete es als seine Pflicht, den Herrn Gemahl von den Erfolgen seines hübschen Weibchens zu benachrichtigen. Er telegraphierte ihm: „Komme hierher; Deine Frau kokettiert mit Allen." Die Antwort lautete: „Dank für Benachrichtigung, Abreise eilt nicht; kokettieren mit Allen, macht nichts. Wenn sie aber nur noch mit Einem kokettiert, bitte um sofortiges Telegramm."

Aus den Bädern. Bei seiner Ankunft in einem vornehmen Badeorte trifft Herr A. die Familie B., welche eben im Begriffe ist, mit Sack und Pack nach Berlin zurückzukehren. A.: „Was, Sie ziehen schon wieder in die Stadt zurück? Die Badezeit ist doch noch lange nicht vorüber." — B. (der bereits seine beiden Töchter verlobt hat): „Was soll ich noch länger hier thun — ich hab' ja schon ausverkauft!"

Schadenfreude. A.: „Weißt Du schon, unser Freund Eduard wird heiraten!" — B.: „Ja ich freue mich sehr darüber, (nachdenklich) das heißt, ich weiß selbst nicht, warum ich mich freue; er hat mir doch nie etwas zuleide gethan."

Auch ein Grund. Studiosus A: „Weshalb siehst Du denn so verdrießlich aus?" — Studiosus B.: „Ich habe seit drei Tagen nicht ordentlich zu Mittag essen können!" — A.: „Geldmangel?" — B.: „Kater."

An der Seitenwand eines Gasthofes in der Schweiz war die antike Inschrift angebracht: „Hospes salve!" (Fremdling, sei gegrüßt!) Bei einem Umbau des Gasthofes wurde auch die Inschrift erneuert. Der Maler, offenbar ein vielerfahrener Mann, änderte nur einen Strich in dem Salve, und nun lautet die Inschrift: „Hospes solve!" (Fremdling, zahle!)

Ein Hausmittel. „Ach, Herr Doctor, mein Sohn ist so leidend, so abgespannt, er kann niemals vor drei Uhr einschlafen — können Sie ihm nicht helfen?" — „Hm! Versuchen wir's einmal mit einem einfachen Hausmittel: entziehen wir ihm den Hausschlüssel!"

Ein Gedankenleser. „Herr Director, ich beabsichtige, eine Vorstellung zu geben, und möchte gern Ihren Saal dazu benützen. Unter welchen Bedingungen könnte ich denselben bekommen?" — „Der Saal kostet 500 Mark den Abend." — „Ich hatte mir gedacht, Sie würden mit dem vierten Theil der Einnahme zufrieden sein." — „Jetzt bekommen Sie den Saal gar nicht, denn wenn Sie sich das gedacht haben, sind Sie überhaupt kein Gedankenleser!"

Anzeige. „An Herrn Gutsbesitzer K. und Genosen. Bekanntmachung. Das meine Frau am 1ten Jannar 4 Uhr Nach Mitag gliklich von Mein Sohn Entbunden ist. Gemeindevorst. P. Biteom Entschuldiung. O. den 27t. 88."

Bekräftigt. Pfarrer: „Ihr, Sebastian Röhrmoser, wenn Ihr die hier anwesende, ehrsame Jungfrau Rosalie Pramstaller zu Euerem Eheweibe nehmen und ihr treu sein wollt, bis Euch der Tod scheidet, so sprecht ein lautes, vernehmliches Ja!" — Sebastian Röhrmoser: „Sell wohl!"

Immer praktisch. Frau: „Vater, gib 30 Pfennig her, de Kinderchen wollen gewogen sein." Vater: „Wie haißt 30 Pfennige? Wie kannst De sein so verschwenderisch? Kinder, stellt Euch alle zusammen auf de Waage. So. Alle drei wiegen zusammen 82½ Kilo. Jetzt gehst De 'runter, Reginchen. Bleiben 48½ Kilo, also wiegst De 34 Kilo. Aronchen, geh' jetzt auch vorsichtig 'runter. Bleiben 11 Kilo. Also wiegt Aronchen 27½ und Röschen 21 Kilo. Siehst De, Sarahleben, so kost' das Wiegen bloß zehn Pfennig."

Standesgemäße Sorge. Neffe (eines Neu-Geadelten): „Onkel, was machst Du für ä trauriges Gesicht — jetzt, wo Du bist geworden seit ä paar Tagen Ritter von?" — Neu-Geadelter: „Ich zerbrech' mer schon den Kopf die ganze Nacht mit dem Gedanken, wo ich mer könnt' kaufen ä billige Ahnengruft."

„Eine lustige Hymne auf das Antipyrin, das vielgerühmte junge Heilmittel, finden wir in einer medicinischen Zeitschrift. Hier mögen einige Verse folgen:

Verlassen ist jetzt das Chinin, das Theure,
Vergessen auch das schöne Kairin,
Man kennt nicht mehr des Salicyles Säure,
Das einzig Wahre ist Antipyrin.
So schnell fällt nicht von Bergen die Lawine,
So schnell nicht durch's Examen der Kurfist,
Wie's Fieber fällt nach dem Antipyrine,
Man glaubt ja gar nicht, wie gesund das ist.

Zu den Lieblingen Friedrich's des Großen gehörte der General von Zaremba. Einst fragte der König ihn: „Sage Er einmal, Zaremba, wie lautet eigentlich Sein ganzer Name?" Der General antwortete: „Zaremba Rothozatazurak." — „So heißt ja der Teufel nicht!" rief Friedrich. „Der ist auch nicht von meiner Familie," erwiderte der General trocken.

Ueber die volkswirtschaftliche Bedeutung der vielen unbrauchbaren Frühlingsgedichte plaudert O. von Leixner im Feuilleton der „Deutschen Roman-Zeitung:" „500,000 Lenzgedichte werden sicher in ganz Deutschland jährlich verfaßt, das bedingt einen nicht geringen Verbrauch von Papier, sogar von theurem Büttenpapier — auf solches werden die schlechtesten Lieder geschrieben — von Dinte, Federn und besonders Bleistiften, weil die Spitzen derselben bei der starken Gemüthserregung, welche mit dem Dichten verbunden ist, leicht abbrechen. Dann aber müssen diese Gedichte an Zeitungen geschickt werden, und das bringt einen ganz bedeutenden Verbrauch von Briefumschlägen und Postmarken mit sich, wodurch die Staatseinnahmen vermehrt werden. Mit wenigen Ausnahmen wandern alle Frühlingslieder in die Papierkörbe, welche sich deshalb rascher abnutzen. Das setzt wieder die Korbflechter in Nahrung. Die Gedichte sind auch im Haushalt der Blatt-Leiter sehr gut zu verwenden, theils als Düten, theils zur Heizung. Sind die Rückseiten unbeschrieben, so kann man sich darauf geistreiche Gedanken anmerken, wenn man welche hat."

Kein Geschäft. Redacteur: „Gut, Herr Schwierer, wir drucken Ihre Novelle, aber Honorar können wir Ihnen keines geben — wollen Sie?" — „Ganz und gar nicht! Da geh' ich lieber wieder zum „Weltblatt" damit. Dort hat man mich mit meiner letzten Arbeit die Treppe hinuntergeworfen — aber nachher bekam ich Schmerzensgeld!"

Amerikanischer Humor. Mr. Shnapkinson macht mit seiner Gemahlin einen Ausflug an den Niagarafall. Mrs. Shnapkinson, eine Dame, die mit einem sehr vollen Brustton begabt ist, ruft beim Anblick des Wasserfalles unaufhörlich: „O, John! Wie herrlich, wie großartig, wie gewaltig, wie —" John: „Ja, ja, aber sei, bitte, einen Augenblick ruhig, ich möchte gern den Wasserfall hören!"

Immer der Reihe nach. Ein Hauptmann, in dessen Compagnie wiederholt Fälle von Trunkenheit vorgekommen sind, erläßt schließlich folgenden Befehl: „Wer einen Rausch hat, muß mir das am nächsten Tage selbst melden." Drei Tage später erscheint, schwer geladen, der Feldwebel und meldet: „Herr Hauptmann, ich melde gehorsamst, daß ich gestern einen Rausch hatte." — „Aber Mensch," ruft der Hauptmann wüthend, „Sie sind ja jetzt betrunken." — „Den Rausch werde ich morgen melden," war die Antwort.

Bücher.

Schriftsteller-Roman. Von B. von Suttner. (Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1888.)

Nach all dem ehrlich Rücksichtslosen, das die geschätzte Verfasserin bisher geschrieben, hat uns diese Rücksichtslosigkeit gegen die arme schriftstellernde Männerwelt doch ein wenig enttäuscht. Otto Freiheim, der einige Novellen geschrieben hat, quittiert im Alter von 36 Jahren den Staatsdienst, um sich gänzlich der Schriftstellerei zu widmen, und in aller Ruhe — einen Roman zu schreiben. Es fällt dem armen Tropf leider nichts ein, nicht einmal ein gedeihlicher Anfang, aus dem sich nach glücklichen Augenblicks-Eingebungen ein spannender Roman fortspinnen ließe. Und doch ist es so leicht, einen Roman zu schreiben — das zeigt die Verfasserin, indem sie ihrem Helden einen Roman andichtet, den er nur getreulich zu verbuchen braucht — um ein Werk zu Tage zu fördern, das einem Clown alle Ehre machen würde. Kurz, unser Held heiratet, wird durch die Vermittlung seiner Frau und ihrer Reize Redacteur, erfährt, daß er betrogen wird — seine Frau geht ihm durch — er ist unglücklich und — noch immer fällt ihm nichts anderes ein, als sein eigener jämmerlicher Lebensroman. Doch, einen Titel hat er erfunden: „Es muß anders werden," und zu diesem Titel will er ein Buch schreiben.

Nebenbei verliebt er sich ernstlich in Maria von Saltern, einer sehr begabten Schriftstellerin mit stahlhart tugendhaftem Charakter, einer Dame, die das hat, was ihm fehlt: Talent und Charakter. Man merke den Gegensatz! — Die Bedingung ihrer Erwerbung: die Vollendung des „Es muß anders werden“ macht ihn — blind und wahnsinnig. Finis. — Dieser Held ist ein solcher Ausbund von Schwäche — sein Gegensatz, das Weib, ein so starker, großer Charakter, daß die Welt, in der wir leben, auf den Kopf gestellt erscheint: das starke Geschlecht vertritt das Weib — das schwache der Mann — — psychologische Unwahrscheinlichkeiten. Durch die Gegenüberstellung verleiht die Verfasserin dem Charakter der Schriftstellerin M. v. Saltern etwas Typisches und das ist ganz und gar — auch abgesehen von der Ueberhebung — unzutreffend. Gegen die abschreckende Tendenz des Romanes haben wir nichts einzuwenden, nur würde die Verfasserin ungleich besser gethan haben, ihren Vorwurf in weiblichen Kreisen zu suchen. Der Mann verfällt nicht mit solcher Hartnäckigkeit dem Dilettantismus — ein unerbittliches Wort zieht ihm die Grenzen: Kampf um das Dasein — während die Frau sorglos durch Decennien die literarischen Gefilde unsicher machen kann. — Wozu endlich die Erörterung gewisser, die literarischen Kreise betreffenden Fragen und Zustände? Die Schriftsteller kennen sie, das große Publicum braucht sie nicht zu kennen, denn nicht Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wir selbst müssen uns helfen. — Wir kommen nun zum Resultate unserer Untersuchung — daß der Schriftsteller-Roman“ sowohl seiner Anlage als seiner Ausführung nach, verfehlt ist. Die Anerkennung einer gewandten und glatten Form bleibt der freilich hoch talentierten Verfasserin ungeschmälert.

—tt—

Erzählungen aus dem Wasgau. Von Hermann Ludwig. (Leipzig. W. Grunow.)

Vom Rheine kommt uns ein artiges Büchlein zu. Erzählungen, Skizzen und Schilderungen aus dem Dorfleben des Wasgau. Die Sachen sind einfach und schlicht angelegt, verrathen aber Talent. Ausgreifend ist die Geschichte: „Der St. Gangolfsbrunnen. Ein Gottesgericht im Oberelsaß.“ Das Ganze bietet einen klaren Einblick in das Volksherz des Elsaß.

M.

— **„Der Todesring“** — **„Der Venusdurchgang“**, zwei Gelehrten-Novellen für Ungelehrte von Alfred Friedmann. (Leipzig. Philipp Reclam jun.).

Der „Todesring“ ist eine geschichtliche Seltenheit, die ein Wiener Professor der Alterthumskunde in Venedig von einem Händler ersteht. Den Ring hatte einst Cäsar Borgia getragen, und es war daran ein Gift verborgen, das Denjenigen, den der Unhold mit einem Händedrucke begrüßte, todt zu Boden stürzen ließ, wenn die versteckte Feder ihr meuchlerisches Spiel trieb. Mit diesem Ringe bringt der neue Besitzer einem begünstigten Nebenbuhler den Tod, und nach einigen Jahren führt er selbst die Geliebte als Weib heim. Der Verfasser läßt uns im Zweifel, ob Professor Erbach vorher die Gefährlichkeit des Ringes gekannt hat, ob der Händedruck, mit dem er, anscheinend in Entsagung, von seinem Nebenbuhler schied, ein unwillkürlich krampfhafter war, oder ob seiner verzweiflungsvollen Verstörtheit der dämonische Gedanke des Mordes kam — jedenfalls aber kannte er nun die Wirkung und durfte nicht der Gatte eines Mädchens werden, dessen Bräutigam durch seine Schuld gestorben. Gewissensqualen verfolgen ihn denn auch in das Glück seiner Ehe; immer wieder taucht das Schreckgespenst des Gemordeten vor seiner Seele auf, Sühne heischend, und in furchtbarster Weise wird sie endlich auch von ihm gefordert. Wie dies geschieht, möge man in der fein durchgeführten Erzählung selber nachlesen. Die andere Novelle ist minder bedeutend, aber in heiterem Behagen gefällig geschrieben. Wir erfahren von einem jungen Astronomen, der am Himmel sehr gut Bescheid weiß, aber nicht unter den Menschen, und den Stern seines Lebens anderswo findet, als er ihn gesucht hat.

V. Z.

„Ein ganz merkwürdiges Buch — was alles darin steckt, glaubt Keiner, der es nicht aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat,“ urtheilte seinerzeit das „Daheim“ über **„Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens.“** (Leipzig, Bibliographisches Institut.)

Jetzt liegt uns der soeben erschienene erste Band der neuen, vollständig umgearbeiteten vierten Auflage vor, und wir können bei dessen Durchsicht nur auf's neue jenem Ausspruch beipflichten. Dieselbe klassische Kürze und Klarheit im Ausdruck und dieselbe Genauigkeit der Angaben finden wir darin wie früher, nur noch größere Vielseitigkeit durch eine gründliche Neubearbeitung und Ergänzung sowie durch eine Vermehrung der Artikel auf ca. 70,000, noch bessere Lesbarkeit durch Anwendung einer scharfen, deutschen Schrift und namentlich eine weit größere Deutlichkeit und Reichhaltigkeit der Karten und Tafeln durch eine Vergrößerung des Formats und Vermehrung der Illustrationsbeilagen. Reich wie arm, alt wie jung, dem Lehrer wie dem Schüler, dem Gelehrten wie dem

Laien, kurz Jedem, der einmal etwas zu fragen, etwas nachzuschlagen hat, wird der kleine Hausschatz bald unentbehrlich sein und Zeit, Aerger, Geld ersparen. L. T.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Petöfis Leben und Werke von Alexander Fischer. Eingeführt von Maurus Jókai. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1889.)

Gott schütze mich vor meinen Freunden. Lustspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1888.)

Prinzessin Sascha. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1888.)

Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald. Roman von E. Byr. (Stuttgart. Süddeutsche Verlagsanstalt. 1888.)

Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Gesängen von Heinrich Hart. II. Band. Nimrod. (Grossenhain. Baumert & Ronge. 1888.)

Stimmungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch von Theodor Curti. (Zürich. Verlagsmagazin. 1889.)

Geschichte des Grimm'schen Wörterbuches. Von August Mühlhausen. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Von Franz Eyssenhardt (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Geist und Stoff. Versuch, die richtigste Weltanschauung wissenschaftlich und unwiderleglich zu begründen und die materialistische Hypothese als unberechtigt zu erweisen. Allen Freunden der Wahrheit und Erkenntnis gewidmet von M. Rovin. (Dresden, in Commission bei E. Pierson. 1888.)

Neues deutsches Märchenbuch. Von Ludwig Bechstein. Fünfzigste Aufl. Volks-Ausgabe. Mit einem Titelbild und 60 Illustrationen. (A. Hartleben. Wien.)

Kalender des Deutschen Schulvereins auf das Jahr 1889. Redigiert von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Karl Fromme.)

Kalender des Schulvereines für Deutsche auf das Jahr 1889. Geleitet von Carl W. Gawalewsky. II. Jahrgang. (Wien. A. Amonesta.)

Der Volksfreund. Illustrierte Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung. I. Jahrg. Erscheint 14tägig. (Dresden.)

Deutsches Dichterheim. Organ für Dichtkunst und Kritik. Herausgeber: Paul Heinze. (Dresden.)

Postkarten des Heimgarten.

R....r, Salzburg: Ei doch! Auch der Jude verdient ein Denkmal, wenn er Großes geleistet hat. Letzteres aber ist bei Heine zweifelhaft.

× Heimgarten, XII. Jahrgang, Seite 921, weist mehrere Druckfehler auf. Erste Spalte, letzte Zeile muß es heißen: der Liebe in materialistischem Sinne ist u. s. w. Zweite Spalte, siebente Zeile: der Liebe gleich, in obigem Sinne genommen. Zweite Spalte, neunundvierzigste Zeile: Wohlbefinden allein, sondern neben diesem auch noch u. s. w. Leichtverständlich gipfelt der Sinn des betreffenden Aufsatzes darin, daß Amor erst durch die Psyche geadelt wird.

× Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Unser Kaiser.

Ein merkwürdiges Fest ist es, welches All-Oesterreich in dieser Zeit begeht. — Das Jubiläum einer vierzigjährigen Kaiserregierung. Vierzig Jahre Kaiser von Oesterreich, und in welchen Zeitläuften! — Findet das Fest auf dem Throne einen gebrochenen Greis? Der Jubilar ist ein Mann in voller Gesundheit und Kraft, von einem Alter, in welchem des Deutschen Reiches Kronprinz Friedrich Wilhelm die Regierung erst angetreten hatte.

Die Weltgeschichte hat in diesen vierzig Jahren einen Ruck gemacht, zu welchem in der Vorzeit Jahrhunderte gehört hätten. Es war eine große Entwickelung, ein rasches Rollen, theilweise eine Entgleisung. Die Revolution zerstörte eine alte Cultur und gründete eine neue. Heil dem Lande, das zu solcher Zeit einen gütigen, hochherzigen, weitblickenden Herrscher hat!

Als Franz Josef die Regierung antrat, war der Sturm Gesetzgeber. Wo gereifte Männer zitterten und erfahrene Greise hinsanken, stand muthig und stark ein achtzehnjähriger Jüngling. Die Revolution war herrlich groß, sie hat das Volk der Arbeit frei gemacht, sie hat die Menschenwürde proklamiert — wir preisen sie. Allein, jenes Geschlecht, das sie machte, war in

seiner Mehrheit nach den sittlichen Grundsätzen der Revolution im edlen Sinne noch nicht erzogen und gebildet, darum mußte sein Ringen ausarten in wilde Zügellosigkeit. Heil dem Lande, das zu solcher Zeit einen starken, ritterlichen Beschützer hat!

Mitten in der dämonischen Bewegung sind den Völkern Oesterreichs mit Gewalt rechtmäßige Güter vorenthalten oder genommen worden; aber als Frieden ward, da hat der junge Kaiser seinem Reiche diese Güter freiwillig gegeben: die freie Selbstbestimmung, die Constitution.

Das wird einst die Geschichte schreiben: Unter Kaiser Franz Josef ist Oesterreich frei geworden. — Was Kaiser Josef begonnen, hat Franz Josef vollendet. Die Liebe zu seinen Völkern und ihren angeborenen Menschenrechten war größer in ihm, als die Gebundenheit an die Traditionen seines Hauses. Die innersten Kämpfe mit den alten Forderungen der Dynastie hat Niemand gesehen und erwogen, aber der Sieg kam uns zugute. Wer die Zustände vor 1848 kennen gelernt hat, der weiß, was das heißt: frei geworden sein! Der wird mit dem göttlichen Gute nimmer ein frivoles Spiel treiben können, der wird nimmer werben für einen politischen Zustand reiner Soldatenherrschaft und persönlicher Machtvollkommenheit des Feldherrn, womit wieder die Willkür der Einzelnen und die Hörigkeit des Volkes anfienge. Freilich ist auch Oesterreich gezwungen, die Last einer ungeheuren Armee zu tragen; aber stärker als anderswo ist hier der Volkswille, der für den humanitären Culturstaat, den Kaiser Josef gegründet und Franz Josef gekrönt hat, Wache steht.

Oesterreich hat schweres Unglück nach außen bestanden, aber die Drangsal hat es innerlich verjüngt und sittlich gehoben; wie das auch bei einzelnen Menschen zutrifft, daß großes Glück sie verdirbt und schwere Leiden sie adelt. Heute steht unser Kaiserstaat in Kraft und Ehren da unter den gesitteten Völkern der Erde.

Das Mißgeschick hat Oesterreich politisch aus dem deutschen Staatenbunde geschieden, allein noch nie sind die Deutschen Oesterreichs inniger an dem großen deutschen Volke gehangen, als heute, da Habsburg mit Hohenzollern im Interesse der Völker ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hat zum treuen Zusammenhalten und zur Abwehr gegen fremde Feinde.

Die Constitution und das eingegangene Bündnis mit Deutschland, das sind die selbstlosen, unschätzbaren Werke unseres Kaisers, welche an Heil und Segen allen Schlachtenruhm weitaus überwiegen.

Wir sehen in Europa kein Reich, in welchem seit den letzten vierzig Jahren zur inneren Entwickelung so viel geschehen wäre, als in Oesterreich. Wir meinen die culturelle Entwickelung in der gewerblichen Arbeit, sowie in allen Fächern des geistigen Lebens, mit welchen wir auf der Höhe der Zeit stehen. Ein Bild von der Wahrheit dieses Ausspruches gab eben wieder die Gewerbeausstellung, welche zu einer großartigen und würdevollen Feier des vierzigjährigen Jubiläums in Wien veranstaltet worden ist. — Wäre die Einigkeit da, dieses Reich könnte nicht bloß an materiellen Schöpfungen, sondern auch an Wissenschaft und Kunst alle Nachbarstaaten bereits überflügelt haben. Denn es ist ein Land voll ursprünglicher, unversigbarer Kraft, es sind Völker voll Herzensglut und Genialität, die — wenn sie mit vereinten Kräften vorangehen wollten — im Stande wären, Größtes zu vollbringen.

Die Völker Oesterreichs wollen gegenwärtig leider nicht gemeinsame Sache halten; einig sind sie nur in der Liebe zur Person ihres Monarchen, der an Standhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue das leuchtendste Beispiel ist. In allen Städten und Dörfern des Reiches wird das Fest gefeiert, in den Palästen mit Glanz und Opferspenden, in den Hütten mit innigem Gebete für unseren Kaiser. Wir blicken verehrend auf sein Bild. Reich an Bürgertugenden wie sein Ahn Rudolf von Habsburg, ritterlich wie Maximilian I., gütig wie Ferdinand, hochgesinnt wie Josef, heiterer Lebensfreude gewogen wie sein Wien, welches er groß gemacht hat — das ist Franz Josef.

Möge Gott unser Herrscherhaus beschützen und erleuchten, daß es auch fürder der Hort wahrer Gesittung sei, daß es unser Vaterland zu bewahren wisse vor Kampf und Hader der Nationen, der Confessionen, der Rassen. Diese Kämpfe sind die schlimmsten Feinde aller Cultur, die zu besiegen es des größten Helden bedarf, des wahren Königs von Gottes Gnaden.

Dem treuen Kaiser, der in väterlicher Sorge für das Wohl seiner Völker seit vierzig Jahren in Leid und Glück unser Herr ist — ihm unsere Liebe und Ehrfurcht!



Die Belagerung von Pfalzburg.

Ein Roman von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Zu Hause erzählte ich Sorle, was geschehen war, sie hörte mir ganz bleich zu.

Nach einem Augenblicke sagte sie: „Dieser Frichard ist der Feind unseres Stammes, ein Feind Israels, ich weiß, er kann uns nicht ausstehen. Aber, Moses, jetzt sage nichts, zeige Deinen Zorn nicht, es würde ihn zu sehr freuen. Erst später kannst Du Dich rächen. Man muß eine Gelegenheit abwarten. Und wenn Du es nicht bist, so werden es Deine Kinder, Deine Enkel sein, sie werden alle erfahren, wie dieser Elende gegen ihren Großvater gehandelt hat . . . Sie werden es erfahren."

Sie ballte die Hände und der kleine Safel hörte zu.

Dies war alles, was sie mir zu sagen vermochte. Ich dachte wie sie, aber mein Zorn war so groß, daß ich die Hälfte meines Vermögens gegeben hätte, um den Spitzbuben zu verderben. Diesen ganzen Tag, ja selbst während der Nacht rief ich mir mehr als zwanzigmal zu:

Ah, der Schurke! . . Ich war frei. Man hatte mir gesagt: „Geh." Und er hat mir all dieses Unglück eingebrockt.

Du kannst Dir nicht vorstellen, Fritz, wie ich seither immer diesen Kerl gehaßt habe; weder meine Frau noch ich haben je vergessen, wie er gegen uns gehandelt hat, und nie werden es ihm meine Kinder vergessen.

V.

Den andern Tag mußten wir vor der Mairie zum Appell erscheinen. Alle Kinder der Stadt umringten uns pfeifend. Glücklicherweise war das Blendwerk auf dem Waffenplatz noch nicht fertig, so daß wir im großen Hofe des Gymnasiums neben dem äußern Wall gegen den Pulverthurm hin exercierten. Man hatte die Schüler schon seit einiger Zeit entlassen, so war der Platz frei.

Denke Dir diesen großen Hof voll von Bürgern in Hüten, Ueberröcken, Fräcken, Wämsern und Kniehosen, gezwungen, ihren früheren Kaminfegern, Kesselflickern und Stallknechten zu gehorchen, die nun Korporale, Feldwebel und Oberfeldwebel geworden waren. Denke Dir diese friedlichen Leute zu vier, sechs oder zehn die Füße im Takt erheben und im Schritt marschieren: Eins . . . Zwei! Eins . . Zwei! — Halt . . . Stett! während die andern rückwärts gehen, die Augenbrauen runzeln und einem Unverschämtheiten sagen:

„Moses, die Schultern zurück! Moses, zieh die Nase ein! Achtung, Moses! . . Schultert's G'wehr! He, alte Schlappe, Dich wird man nie zu etwas brauchen können! Wie kann man so dumm sein in Deinem Alter? Aufgepaßt . . . Aufgepaßt . . . Donnerwetter! . . . Das kannst Du nicht? Eins . . . Zwei! Alter Gimpel! Von vorn angefangen! — Schultert's G'wehr!"

Auf diese Weise, Fritz, commandierte mich mein eigener Schuhflicker Monborne. Ich glaube, er würde mich geschlagen haben, wenn sich der Capitän Vigneron nicht meiner angenommen hätte.

Die andern machten es ebenso mit ihren früheren Kunden. Man hätte

glauben können, daß es ewig so bleiben solle: sie die Sergeanten, und wir die Soldaten. In mir wuchs Gift und Galle auf fünfzig Jahre gegen diese Schurken.

Aber sie waren einmal die Herren! Ein einziges Mal nur erinnere ich mich, meinem Sohne Safel Ohrfeigen gegeben zu haben, und daran war dieser Monborne schuld.

Alle Kinder stiegen auf die Mauer des äußern Walls, um uns zuzusehen und uns auszulachen. Als ich hinschaute, sah ich auch Safel unter ihnen und hob entrüstet den Finger gegen ihn auf. Er stieg sogleich herab, aber am Ende der Uebungen, als man uns vor dem Rathhaus auseinander gehen hieß, übermannte mich der Zorn und ich gab ihm, als er in meine Nähe kam, zwei tüchtige Ohrfeigen und rief ihm zu:

„Pfeif' nur fort und verhöhne Deinen Vater, wie Ham, statt einen Mantel über seine Schande zu decken."

Er weinte heiße Thränen und in diesem Zustand kam ich heim. Sorle, die mich bleich daherkommen und den Kleinen mir schluchzend in einiger Entfernung folgen sah, kam sogleich an die Hausthüre und fragte mich, was vorgefallen. Ich erzählte es ihr und gieng hinauf.

Sorle machte Safel noch heftigere Vorwürfe. Er kam und bat mich um Verzeihung. Du kannst Dir denken, daß ich sie ihm gerne gewährte. Wenn ich aber daran dachte, daß das Exercieren jeden Tag auf's neue beginnen sollte, hätte ich gerne alles aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre, mein Haus und meine Waaren fortzutragen.

Nichts Schlimmeres gibt es, als von Taugenichtsen befehligt zu werden, die kein Maß zu halten wissen, wenn der Zufall sie für eine Minute erhebt, und die unfähig sind, zu bedenken, daß Jeder in dieser Welt einmal an die Reihe kommt.

Ich müßte zu viel über dieses Capitel sagen, ich will lieber fortfahren.

Der Herr hatte mir einen großen Trost aufgespart. Kaum hatte ich meine Patrontasche und meine Flinte in einen Winkel gestellt, um mich zu Tisch zu setzen, als Sorle mir lächelnd einen Brief gab und sagte:

„Lies dies, Moses, und Deine schlechte Laune wird vergehen."

Ich öffnete und las. Es war die Ankündigung von Pezenas, daß meine zwölf Pipen Weingeist unterwegs seien. Ich athmete wieder auf.

„Jetzt wird alles gut gehen," rief ich, „der Weingeist ist unterwegs auf dem gewöhnlichen Frachtweg, in drei Wochen ist er hier. Von Straßburg und Saarbrücken her steht nichts zu befürchten; die Alliierten fahren fort, sich zu sammeln, aber sie bewegen sich nicht von der Stelle, mein Weingeist ist gerettet! Wir werden ihn gut verkaufen. Das gibt ein prächtiges Geschäft!"

Ich lachte und war wieder ganz guter Dinge, als mir Sorle den Armstuhl hinrückte und sagte:

„Und da, Moses, noch etwas, was hältst Du davon?"

Damit gab sie mir einen zweiten Brief, der mit dicken Poststempeln bedeckt war. Auf den ersten Blick erkannte ich die Handschrift meiner beiden Söhne Itzig und Fromel.

Es was ein Brief von Amerika. Mein Herz war voll Freude, ich lobte den Herrn in meiner Seele, ohne ein Wort zu sprechen; ich war zu gerührt von einem so großen Glück.

Ich sprach:

„Der Herr ist groß, seine Weisheit ist unendlich. Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an Jemandes Beinen. Der Herr hat Gefallen an Denen, die ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen!"

(147. Psalm 10, 11.)

So sprach ich bei mir selbst, indem ich den Brief las, worin meine Söhne das Land Amerika priesen, das wahre Land der Geschäftsleute, das Land der unternehmenden Köpfe, wo

alles frei ist, wo es keine Regie und keine Steueraufseher gibt, weil man die Menschen nicht für den Krieg, sondern für den Frieden erzieht; das Land, Fritz, wo Jeder durch seine Arbeit, seinen Verstand, seine Sparsamkeit und seinen guten Willen wird, was er zu sein verdient, wo alles an seinem Platz ist, weil Niemand etwas Wichtiges ohne den Willen aller entscheiden kann, ein gesunder Zustand, der dem Verstand einleuchtet: wenn alle mitthaten müssen, so sollen auch alle mitrathen dürfen.

Dieser Brief war einer der ersten. Fromel und Itzig berichteten mir, sie hätten seit einem Jahr Geld genug erworben, um nicht mehr ihre Ballen selbst tragen zu müssen, sie besäßen jetzt drei schöne Maulesel und hätten zu Cast-Kill in Albany im Staate New-York ein Importgeschäft von europäischen Fabrikwaaren in Tausch gegen Ochsenhäute eröffnet, die sich in dieser Gegend im Ueberfluß finden.

Ihre Geschäfte giengen gut, sie besaßen die Achtung der Stadt und der Umgegend. Während Fromel mit den Maulthieren unterwegs war, blieb Itzig zu Hause, und wenn die Reihe zu gehen an Itzig kam, besorgte sein Bruder das Magazin. Sie hatten schon von unserem Unglück erfahren und segneten den Herrn, daß er ihnen Eltern gegeben habe, die sie vor dem Verderben bewahrten. Sie hätten uns gerne bei sich gehabt. Und Du kannst Dir leicht denken, daß ich nach solchen Erlebnissen, nach den Mißhandlungen eines Monborne, gerne da drüben gewesen wäre. Doch war ich schon zufrieden, so gute Nachrichten erhalten zu haben, und trotz unserem Unglück sagte ich mir, wenn ich an Frichard dachte:

„Du bist doch nur ein Esel neben mir. Was Du mir auch hier Leid anthun magst, meinen Buben drüben kannst Du nicht schaden. Du wirst immer nur ein elender Mairiesecretär bleiben, während ich meinen Branntwein verkaufen und das Doppelte und Dreifache gewinnen werde. Ich werde meinen kleinen Safel neben Dich in die Halle stellen und allen, die in Deiner Bude einkaufen wollen, wird er herüber winken, er wird ihnen lieber zum Einkaufspreis verkaufen, als sie ziehen lassen, so daß Du vor Zorn vergehen sollst.“

Die Thränen kamen mir in die Augen, ich umarmte Sorle, welche lachte und sich vor Freude nicht zu fassen wußte.

Wir verziehen dem Safel noch einmal, der uns versprach, nicht mehr mit dem schlechten Pack zu gehen. Als ich gegessen, stieg ich in meinen Keller hinab, einen der schönsten der Stadt, zwölf Fuß hoch, fünfunddreißig Fuß lang und ganz aus Werksteinen gebaut, gerade unter der Hauptstraße. Er war trocken wie ein Backofen und machte sogar den Wein auf die Länge besser.

Da mein Branntwein noch vor dem Ende des Monats ankommen konnte, legte ich vier große Balken, um die Fässer aufzunehmen, und überzeugte mich, daß der in den Felsen gehauene Brunnen alles zur Mischung nöthige Wasser enthalte.

Als ich gegen vier Uhr wieder heraufstieg, gewahrte ich den alten Werkmeister Kromer, der eben, seinen Meßstab unter dem Arm, durch die Halle schritt.

„Ei, seht doch ein wenig meinen Keller an,“ sagte ich zu ihm, „glaubt Ihr, daß er bombenfest ist?“

Wir stiegen wieder miteinander hinunter, er sah alles an, maß die Steine und die Dicke des Gewölbs mit seinem Meßstab und sagte dann:

„Ihr habt sechs Fuß Erde auf dem Schlußstein, wenn einmal die Bomben hier eindringen, Moses, so ist's um uns alle geschehen. Ihr könnt Euch ruhig auf's Ohr legen.“

Wir tranken noch ein gutes Glas vom Faß weg und stiegen ganz vergnügt wieder hinauf.

Als wir den Fuß auf das Pflaster

setzten, öffnete sich eine Thür in der Hauptstraße mit großem Geräusch, Scheiben klirrten, und Kromer sagte in die Höhe blickend zu mir:

„Seht da hinüber, Moses, auf's Camus' Treppe gibt's was."

Als wir nun stillstanden, sahen wir oben auf der Staffel, die ein doppeltes Geländer hat, einen Sergeanten in grauem Mantel mit umgehängtem Gewehr, der den alten Camus am Kragen herauszerrte. Der arme Alte klammerte sich mit beiden Händen an der Thüre fest und wehrte sich herabzusteigen. Es gelang ihm sogar, sich zu befreien, indem der Kragen vom Wamse losriß, und die Thüre schloß sich donnernd hinter ihm.

„Wenn der Krieg jetzt schon zwischen Bürgern und Militär losbricht," sagte Kromer, „so haben die Deutschen und Russen leichtes Spiel."

Als der Sergeant sich überzeugte, daß die Thüre geschlossen und von innen verriegelt sei, wollte er sie mit Kolbenstößen sprengen, was großen Lärm machte; die Nachbarn kamen heraus, und die Hunde bellten. Wir sahen immer noch zu, als Bürguet aus dem Hausgang gegenüber heraustrat und laut mit dem Sergeanten sprach. Anfangs schien ihn der Mensch nicht anzuhören, doch gleich darauf nahm er mit einer raschen Bewegung sein Gewehr auf die Schulter und lief mit finsterem und wüthendem Gesichte und gebogenem Rücken die Straße hinab. Wie ein Eber rannte er an uns vorbei. Es war ein Veteran mit drei Einstehermarken, gebräuntem Gesicht, grauem Schnurrbart, tief gefurchten Wangen und viereckigem Kinn. Er brummte während er vorübergieng und trat in das kleine Wirtshaus „zu den drei Tauben."

Bürguet folgte von weitem, den großen Hut bis an die Brauen hereingedrückt und tief in seinen Biberflaus gehüllt, den Kragen emporgeschlagen und die Hände in die Aermel gesteckt.

„Nun," sagte ich, „was gab's denn da bei's Camus?"

„Ach," erwiderte er, „der Sergeant Trubert von der fünften Veteranencompagnie hat wieder einmal einen seiner Streiche gemacht. Dieser Patron verlangt, es müsse alles nach seiner Pfeife tanzen. Seit vierzehn Tagen ist er in fünf Qartieren herumgekommen und hat sich mit Niemand vertragen können. Jedermann beklagte sich über ihn, aber er wußte immer Gründe vorzubringen, die der Gouverneur und der Commandant vortrefflich fanden."

„Und wie war's bei's Camus?"

„Camus hat kaum Platz genug, die Seinigen unterzubringen. Er wollte den Sergeanten in's Wirtshaus schicken, aber dieser hatte sich schon Camus' Bett erwählt und seinen Mantel übergebreitet mit den Worten: Hieher lautet mein Quartierzettel, da behagt mir's und ich will nirgends anders hin. Der alte Camus gerieth in Zorn und endlich versuchte der Sergeant, wie Sie gesehen, ihn herauszuschleppen, um ihn durchzuprügeln."

Bürguet lachte, aber Kromer sagte:

„Ja, das ist zum Lachen! Und doch, wenn man bedenkt, wie solche Leute sich erst jenseits des Rheins aufgeführt haben mögen."

„Ja wohl," rief Bürguet, „das war kein Spaß für die Deutschen. Aber jetzt ist's Zeit, die Zeitung zu lesen. Wollte Gott, daß der Augenblick, unsere alten Schulden zu zahlen, noch nicht da wäre! Guten Abend, meine Herrn!"

Er gieng weiter nach dem Platz zu, Kromer kehrte nach Hause zurück, ich schloß die beiden Thüren meines Kellers und gieng hinauf.

Dies war am 10. December. Es war schon sehr kalt. Jeden Abend nach fünf oder sechs Uhr waren die Dächer und das Pflaster mit Reif bedeckt. Man hörte keinen Lärm mehr auf der Straße, weil die Leute zu Hause hinter dem Ofen blieben.

Ich fand Sorle in der Küche mit

dem Nachtessen beschäftigt. Die rothe Flamme flackerte auf dem Herd um den Topf. Ich habe das alles noch vor Augen, Fritz, die Mutter am Wasserstein neben dem trüben Fenster, wie sie die Teller spülte, der kleine Safel, der das Feuer durch ein Blechrohr anblies mit Backen rund wie ein Apfel, und mit seinem wolligen Krauskopf, mich daneben, ruhig auf der Bank sitzend, wie ich mir an einer glühenden Kohle meine Pfeife anzündete. Ja es ist mir, wie wenn's gestern gewesen wäre.

Wir sagten nichts, wir waren glücklich in dem Gedanken an den Branntwein, der da kommen sollte, an die Buben, die da drüben gute Geschäfte machten, und an das gute Nachtessen auf dem Herd. Ach, wer hätte in einem solchen Augenblicke gedacht, daß fünfundzwanzig Tage nachher die Stadt von Feinden umringt sein und die Haubitzen in der Luft pfeifen würden!

VI.

Jetzt will ich Dir etwas erzählen, Fritz, das schon oft den Gedanken in mir erweckt hat, daß der Herr sich in unsere Angelegenheiten mische und alles zum Besten lenke.

Zuerst will man verzweifeln und ruft:

„Herr, sei barmherzig!"

Und später wundert man sich, wenn man sieht, wie alles gut gegangen ist.

Du weißt, daß der Mairiesecretär Frichard mich nicht leiden konnte. Es war ein kleiner, alter, dürrer, gelber Mann mit einer rothen Perrücke, platten Ohren und hohlen Wangen. Dieser Schuft war nur darauf bedacht, mir zu schaden, und bald fand er dazu Gelegenheit.

Je näher die Belagerung heranrückte, desto mehr suchten die Leute zu verkaufen, und den Tag, nach welchem ich die guten Nachrichten aus Amerika erhalten hatte — es war ein Freitag und Markttag — kamen so viel Elsäßer und Lothringer mit ihren großen Tragkörben und Handkörben voll frischer Eier, Butter, Käse, Geflügel, daß der Marktplatz gedrängt voll war.

Alle diese Leute wollten Geld haben, um es im Keller oder unter einem Baum im nächsten Walde zu verbergen, denn Du wirst wissen, daß zu jener Zeit große Summen verloren giengen, Schätze, die man von Jahr zu Jahr unter einer Eiche oder Buche findet und die von der Furcht herrührten, welche man vor den Deutschen und Russen hatte, weil man dachte, daß sie alles plündern werden, wie wir es bei ihnen gemacht hatten. Die Leute sind entweder gestorben oder haben sie den Versteck ihres Geldes nicht mehr gefunden, und deshalb blieb alles in der Erde verborgen.

An diesem Tage, dem elften December, war es sehr kalt, die Kälte drang einem durch Mark und Bein, aber es fiel noch kein Schnee. Ich gieng früh Morgens in den Laden hinab und zitterte vor Frost. Ich hatte mein wollenes Wamms fest zugeknöpft und die Fischotterkappe über die Ohren gezogen.

Auf dem großen und auf dem kleinen Platze wimmelte es schon von Leuten, die schreiend um die Preise feilschten. Ich hatte kaum Zeit, meine Bude zu öffnen und an die Decke eine große Wage zu hängen. Eine Menge Bauern stand an der Thüre. Die einen verlangten Nägel, die andern Schmiedeisen und einige brachten ihr eigenes altes Eisen, in der Hoffnung, es verkaufen zu können.

Man wußte, daß wenn die Feinde kämen, es nicht mehr möglich sein würde, in die Stadt zu kommen, und deshalb kamen alle diese Leute, die einen zum Kaufen, die andern zum Verkaufen. Ich öffnete also und fieng an zu wägen. Man hörte draußen die Wachen ihre Runde machen. Die Posten waren überall schon verdoppelt, die Zugbrücke in gutem Zustand und die Fallgitter neu beschlagen.

Man hatte den Belagerungsstand noch nicht erklärt, aber wir waren wie der Vogel auf dem Zweig; die letzten Nachrichten von Mainz, Saarbrücken und Straßburg kündeten den Aufmarsch der Alliierten auf dem andern Rheinufer an.

Ich dachte nur an meinen Branntwein, und selbst beim Verkaufen, beim Wägen und Geldeinnehmen verließ mich dieser Gedanke nicht, er steckte mir beständig im Kopf. — Dies gieng ungefähr eine Stunde so fort, als plötzlich Bürguet vor meiner Thür, unter dem kleinen Bogen, hinter der Masse der sich drängenden Bauern erschien und zu mir sagte:

„Moses, kommen Sie einen Augenblick, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Ich gieng hinaus.

„Treten wir in Ihren Hausflur.“

Ich war ganz erstaunt, denn er that wichtig. Die Bauern hinten schrien:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Mach schnell, Moses!“

Aber ich hörte nicht auf sie. Im Gang sagte Bürguet zu mir:

„Ich komme von der Mairie, wo man eben daran ist, einen Bericht an den Präfecten über den Geist unserer Einwohnerschaft aufzusetzen, und habe zufällig erfahren, daß man Ihnen den Sergeanten Trubert in's Quartier schickt.“

Dies war ein wahrer Schlag für mich.

„Ich will ihn nicht,“ rief ich, „ich will ihn nicht! Seit vierzehn Tagen hab' ich sechs Mann im Quartier gehabt, die Reihe ist nicht an mir.“

Er antwortete:

„Beruhigen Sie sich und schreien Sie nicht so, Sie verschlimmern Ihre Sache nur dadurch.“

Ich wiederholte:

„Niemals — niemals soll dieser Sergeant mein Haus betreten. Es ist abscheulich. — Einem ruhigen Manne, wie mir, der nie jemand etwas zuleid gethan hat und der nur den Frieden will!“

Und während ich so schrie, kam Sorle, die eben auf den Markt gehen wollte, mit ihrem Korb am Arm herab und fragte was es gäbe. Bürguet sagte zu ihr:

„Frau Sorle, seien Sie vernünftiger, als Ihr Mann. Ich begreife seine Entrüstung, aber wenn's einmal so ist, so muß man sich drein finden. Frichard kann Sie nicht leiden, er ist Mairiesecretär, er vertheilt die Quartierzettel nach einer Liste. Gut, Ihnen schickt er den Sergeanten Trubert, einen heftigen und bösartigen Menschen, ich geb es zu, der aber so gut wie die andern untergebracht werden muß. Auf alles, was ich zu Ihren Gunsten gesagt habe, antwortete Frichard immer: Moses ist reich, er hat seine Buben der Aushebung entzogen, er muß für sie büßen. Der Maire, der Gouverneur, alle gaben ihm Recht. Nun sehen Sie, ich spreche als Freund, je mehr Sie sich widersetzen, desto mehr wird Sie der Sergeant plagen, desto mehr wird Frichard lachen. Sie finden nirgends Hilfe, seien Sie vernünftig.“

Mein Zorn wuchs, als ich vernahm, daß ich all dieses Elend Frichard zu verdanken habe. Ich wollte schreien, aber meine Frau faßte mich am Arm und sagte:

„Laß mich reden, Moses. Herr Bürguet hat recht. Ich bin ihm sehr dankbar, daß er uns davon benachrichtigt hat. Frichard kann uns nicht leiden — schon gut — es kommt ihm alles auf's Kerbholz und später werden wir abrechnen. Wann soll der Sergeant kommen?“

„Heute Mittag,“ antwortete Bürguet.

„Gut,“ sagte meine Frau, „er kann Wohnung, Feuer und Licht ansprechen, wir können nichts dagegen einwenden, aber Frichard soll alles zahlen.“

Sie war bleich, ich hörte auf sie und fühlte wohl, daß sie recht hatte.

„Beruhige Dich, Moses," sagte sie hierauf, „und schreie nicht, laß nur mich machen."

„Das ist's, was ich Ihnen zu sagen hatte," sprach Bürguet, „es ist ein niederträchtiger Streich von Frichard. Ich will später sehen, ob es nicht möglich ist, Sie von dem Sergeanten zu befreien. Jetzt muß ich auf meinen Posten zurück."

Sorle gieng ihres Weges auf den Markt. Bürguet drückte mir die Hand, und da die Bauern noch lauter nach mir riefen, war ich wohl gezwungen, zu meiner Wage zurückzukehren.

Die Wuth kochte in mir. Ich verkaufte an jenem Tag für mehr als zweihundert Franken Eisen, aber mein Zorn auf Frichard und die Furcht vor dem Sergeanten ließen keine Freude aufkommen; und wenn ich zehnmal mehr verkauft hätte, es würde mich nicht beruhigt haben.

„Ha, der Räuber," sagte ich zu mir selber, „er läßt mich nicht in Frieden, ich werde in dieser Stadt keine Ruhe finden."

Um Mittag, als der Markt zu Ende war und sich die Leute durch das französische Thor entfernten, schloß ich meine Bude, gieng hinauf und dachte:

„Ich werde in meinem eigenen Hause nichts mehr gelten. Dieser Trubert wird Herr bei uns sein. Er wird uns von oben herab behandeln, als wären wir Deutsche oder Spanier."

Ich war trostlos. Aber in diesem Jammer kam mir plötzlich auf der Treppe ein herrlicher Geruch aus der Küche entgegen. Ich sah mich überrascht um, denn es war ein Geruch von Fisch und Braten, wie an Festtagen.

Ich wollte eben die Küchenthüre öffnen, da erschien Sorle und sagte:

„Geh in Dein Zimmer, rasiere Dich und ziehe ein frisches Hemd an."

Gleichzeitig bemerkte ich, daß auch sie wie für den Sabbath gekleidet war, sie hatte ihre Ohrenringe angehängt, ihren grünen Rock und ihr rothseidens Halstuch angezogen.

„Aber weshalb soll ich mich denn rasieren, Sorle?" rief ich.

„Geh, geh, beeile Dich, wir haben keine Zeit zu verlieren," antwortete sie.

Diese Frau hatte so viel Verstand, sie hatte uns so oft durch ihre Klugheit aus Unannehmlichkeiten gerettet, daß ich nichts mehr dagegen einwendete und in mein Schlafzimmer gieng, um mich zu rasieren und ein frisches Hemd anzuziehen.

Als ich eben mein Hemd anzog, hörte ich den kleinen Safel rufen:

„Er kommt, Mutter, da ist er. „Dann kamen Schritte die Treppe herauf und eine Stimme rief in rauhem und barschem Ton:

„He da!"

Ich dachte, es ist der Sergeant und horchte.

„Ah! da ist unser Sergeant!" rief Safel trimphierend.

„Recht so," antwortete meine Frau mit freundlicher Stimme, „nur herein, Herr Sergeant, nur herein! Wir erwarteten Sie. Ich wußte schon, daß uns die Ehre widerfahren sollte, einen Sergeanten zu beherbergen. Wir freuen uns sehr darüber, weil wir bis jetzt nur gemeine Soldaten gehabt haben. Bitte, spazieren Sie herein, Herr Sergeant!"

So sprach sie mit ganz fröhlicher Miene und ich dachte:

„O Sorle, Sorle, verständiges, gescheites Weib. Jetzt ist mir alles klar, ich erkenne Deine List. Du willst den bösen Kerl zahm machen. Ach, was hast Du für eine Frau, Moses, freue Dich, freue Dich!"

Ich zog mich rasch an, indem ich in mich hineinlachte. Ich hörte diese Bestie von einem Sergeanten sagen:

„Schon gut, aber darum handelt es sich nicht. Ich will mein Zimmer sehen und mein Bett. Mich speist man nicht mit leeren Worten ab, man kennt den Sergeanten Trubert."

„Sogleich, Herr Sergeant, sogleich," antwortete meine Frau. „Hier ist Ihr Zimmer und Ihr Bett. Sehen Sie, es ist das Beste, was wir haben."

Nun traten sie in den Gang; ich hörte, wie Sorle die Thüre des schönen Zimmers öffnete, in welchem Baruch und Zeffen wohnten, wenn sie nach Pfalzburg kamen. Ich näherte mich leise. Der Sergeant drückte die Faust in's Bett, um zu sehen, ob es weich sei; Sorle und Safel hinter ihm sahen lächelnd zu. Er untersuchte, mit Runzeln auf der Stirne, alle Ecken und Winkel. Niemals, Fritz, hast Du ein solches Gesicht gesehen. Ein grauer, borstiger Schnurrbart, eine dünne, lange, auf den Mund herabgekrümmte Nase und eine gelbe, faltige Haut. Er schleifte den Gewehrkolben auf dem Boden nach, ohne auf irgend etwas zu achten, und brummte grämlich etwas vor sich hin.

„Hm, hm, was ist denn das da, dahinten?"

„Das ist das Waschbecken, Herr Sergeant."

„Und die Stühle? Sind sie fest? Hält das Zeug?"

Er stieß die Stühle stark auf den Boden.

Man sah wohl, daß er gern etwas zu tadeln gefunden hätte.

Beim Umdrehen bemerkte er mich; er betrachtete mich von der Seite:

„Seid Ihr der Bürger?"

„Ja, Sergeant, der bin ich."

„Ah!"

Er stellte sein Gewehr in eine Ecke, warf seinen Sack auf den Tisch und sagte:

„Schon gut, laßt mich allein."

Sorle hatte die Küche geöffnet, der gute Bratenduft drang in's Zimmer.

„Herr Sergeant," sagte Sorle freundlich, „verzeihen Sie, ich hätte eine Bitte an Sie."

„Ihr?" sagte er, indem er sie über die Achsel ansah, „Ihr habt eine Bitte an mich?"

„O ja, da Sie jetzt bei uns wohnen und sozusagen zur Familie gehören, so möchte ich Sie bitten, uns das Vergnügen zu machen, wenigstens einmal mit uns zu speisen."

„Ei, ei," sagte er, indem er die Nase gegen die Küche drehte, „das ist was anderes."

Er machte ein nachdenkliches Gesicht, wie um zu überlegen, ob er uns diese Gnade erweisen wolle. Wir warteten, was er anworten würde. Da schnüffelte er auf's neue, warf seine Patrontasche auf's Bett und sagte:

„Sei's drum, wir wollen sehen."

Ich dachte: „Schurke, ich wollte, Du müßtest Kartoffeln fressen!"

Sorle jedoch schien ganz zufrieden und sagte:

„Hier herein, Herr Sergeant, wenn's gefällig ist."

Als wir in's Eßzimmer traten, sah ich, daß alles wie für einen Fürsten zubereitet war. Der Boden gefegt, der Tisch mit Sorgfalt gedeckt: ein weißes Tischtuch und unsere Silberbestecke neben den Tellern.

Sorle ließ den Sergeanten oben an den Tisch in meinen Lehnstuhl sitzen; er fand das alles ganz natürlich.

Unsere Magd brachte die große Suppenschüssel und hob den Deckel auf. Der Geruch einer guten Rahmsuppe verbreitete sich im Zimmer und das Essen begann.

Fritz, ich könnte Dir dieses Essen ausführlich beschreiben, Du darfst mir glauben, daß keiner von uns beiden je etwas besseres gegessen hat. Wir hatten eine gebratene Gans, einen vortrefflichen Hecht, Sauerkraut, kurz und gut alles, was man nur bei einem großen und guten Essen wünschen kann, alles war auf's beste von Sorle zubereitet. Wir hatten auch vier Flaschen Beaujolais, der in Servietten gewärmt wurde, wie es im Winter gebräuchlich ist, und Nachtisch im Ueberfluß.

Und meinst Du, daß der Spitzbube nur ein einzigesmal Miene gemacht hätte, alles dies gut zu finden? Meinst Du,

es sei ihm während des Essens, das bis gegen zwei Uhr dauerte, auch nur einmal eingefallen, zu sagen: „Dieser Hecht ist ausgezeichnet!“ oder: „Diese fette Gans ist gut zubereitet!“ oder auch: „Ihr habt sehr guten Wein!“ oder Aehnliches, das diejenigen freut, die einen bewirten, und eine gute Köchin für ihre Mühe belohnt? Nein, Fritz, auch nicht ein einzigesmal. Man hätte glauben sollen, er sei an solche Mahlzeiten gewöhnt. Je mehr meine Frau ihm schmeichelte und ihm schöne Worte gab, desto barscher war er, desto mehr runzelte er die Stirn und desto mißtrauischer beobachtete er uns, als ob wir ihn hätten vergiften wollen.

Von Zeit zu Zeit sah er Sorle ganz entrüstet an, aber sie lachte immer, gab dem Sergeanten immer die besten Stücke und füllte alle Augenblicke sein Glas.

Ein paarmal wollte ich rufen: „Sorle, wie vortrefflich kannst Du kochen! Wie gut ist die Fülle!“ Aber alsbald schielte mich der Sergeant von unten an, wie wenn er sagen wollte: „Was soll das heißen? Willst Du mir etwa Lehren geben? Weiß ich nicht besser als Du, was gut oder schlecht ist?“

Und ich schwieg. Ich wünschte ihn zu allen Teufeln. All die Stücke, die er schweigend verschlang, ärgerten mich mehr und mehr. Dessenungeachtet ermuthigte mich Sorle's Beispiel, freundlich zu sein, und ich dachte schließlich:

„Da einmal das Essen gegessen ist, da wir beinahe am Ende sind, so wollen wir in Gottes Namen fortmachen. Sorle hat sich getäuscht, aber das ist einerlei. Ihre Absicht war gut, nur paßte sie für einen solchen Schurken nicht.“

Und so ließ denn ich selbst den Kaffee auftragen, auch holte ich das Kirschenwasser und den alten Rum aus dem Schranke. Der Sergeant fragte:

„Was ist das?“

„Das ist Rum und Kirschenwasser, altes Kirschenwasser vom Schwarzwald,“ gab ich zur Antwort.

„Ah,“ sagte er blinzelnd, „jeder kann sagen: Ich habe Kirschenwasser vom Schwarzwald. Das ist gleich gesagt, aber den Sergeanten täuscht man nicht. Wir werden sehen.“

Als er den Kaffee trank, füllte er zweimal sein Glas mit Kirschwasser und jedesmal sagte er:

„Hm, hm, kommt noch drauf an, ob es echtes ist.“

Ich hätte ihm mögen die Flasche an den Kopf werfen.

Als ihm Sorle zum drittenmal einschenken wollte, stand er auf und sagte:

„Es ist genug, ich danke. Die Posten sind verdoppelt, ich hab heut abend Wache am französischen Thor. Das Essen war nicht schlecht. Wenn Ihr mir von Zeit zu Zeit ein ähnliches gebt, so denk ich, können wir uns vertragen.“

Er lachte nicht, und es konnte einem sogar jetzt noch so vorkommen, als ob er sich über uns lustig mache.

„Wir wollen unser Möglichstes thun, Herr Sergeant,“ erwiderte Sorle, während er in sein Zimmer gieng und seinen Mantel holte, um auszugehen.

„Wollen sehen,“ sagte er auf der Treppe, „wollen sehen.“

Bis jetzt hatte ich nichts gesagt, aber als er drunten war, rief ich:

„Sorle, niemals hab ich einen solchen Schurken gesehen, niemals werden wir uns mit diesem Menschen vertragen können, er wird uns alle aus dem Haus treiben.“

„Gott bewahre, Moses,“ rief sie lachend, „ich denke anders als Du, gerade das Gegentheil: wir werden gute Freunde werden, gib acht, gib acht.“

„Ach, der Herr erhöre Dich, aber ich habe kein Vertrauen.“

Sie lachte und legte das Tischtuch zusammen, und trotz allem weckte sie in mir einige Hoffnung, denn diese Frau besaß große Schlauheit, und ich mußte ihr richtiges Urtheil anerkennen.

VII.

Du siehst, Fritz, was die Bürger damals alles zu erdulden hatten. Gerade um jene Zeit nun, als man Frohndienste leisten mußte, als Monborne mich beim Exerzieren commandierte, als mir Sergeant Trubert über den Hals kam, und man schon von Haussuchungen sprach, die in Aussicht stunden, um zu erfahren, ob die Leute mit Lebensmitteln versehen seien, zu dieser Zeit rückten meine zwölf Weingeistfässer langsam auf dem Frachtweg heran. Ach wie reute es mich, sie bestellt zu haben, wie oft hätte ich mir die Haare ausraufen mögen, wenn ich bedachte, daß die Hälfte von dem, was ich in dreißig Jahren erworben hatte, rein der Gnade Gottes überlassen war. Wie betete ich für den Kaiser, wie lief ich jeden Morgen in die Kaffee- und Bierhäuser, um die neuesten Nachrichten zu vernehmen, und wie zitterte ich, als ich sie las.

Niemand hat erfahren, was ich gelitten habe, nicht einmal Sorle, denn ich suchte ihr alles zu verbergen. Doch hatte sie zu viel Scharfblick, um meine Unruhe nicht zu bemerken, und manchmal sagte sie:

„Fasse Muth, Moses, es wird alles gut gehen, nur noch ein wenig Geduld.“

Aber die Gerüchte, die vom Elsaß, von Deutschlothringen und vom Hundsrücken herüber kamen, nahmen mir alle Fassung. „Sie kommen! — Sie werden's nicht wagen! — Wir sind bereit! — Wir werden überrumpelt! — Der Frieden wird geschlossen! — Morgen ziehen sie vorüber! — Wir bekommen keinen Winterfeldzug! — Sie können nicht länger zögern! — Der Kaiser ist noch in Paris! — Der Marschall Victor ist in Hüningen! — Man reiht die Zollwächter, Waldschützen und die Gendarmerie in die Brigaden ein, man nimmt alles! — Spanische Dragoner sind gestern die Zaberner Steige herabgekommen! — Die Leute im Gebirg werden die Vogesenkette halten! — Es soll eine Schlacht im Elsaß geliefert werden!“ u. s. w. u. s. w. Ach, Fritz, der Kopf schwindelte einem davon. Morgens blies der Wind von dieser Seite und man freute sich, abends von einer andern, und man war niedergeschlagen.

Und mein Branntwein kam immer näher, unbekümmert um dieses Durcheinander streitender Nachrichten, das sich jeden Augenblick in eine wirkliche Schlacht mit Kugeln und Bomben verwandeln konnte. Davon allein schon, ohne alle meine übrigen Sorgen, wäre ich ein Narr geworden. Glücklicherweise lenkte die Wuth, die ich auf Monborne und die übrigen Spitzbuben hatte, mich von diesen Gedanken ab.

Den Rest des Tages, an dem das große Essen stattgefunden, und die folgende Nacht hörten wir nichts mehr vom Sergeanten Trubert, denn er war auf der Wache. Aber den andern Morgen, als ich eben aufstand, kam er herauf mit seinem Gewehr auf der Schulter. Er öffnete die Thüre und lachte unter seinem Schnurrbart hervor, der ganz weiß war von Reif. Ich hatte eben die Hosen angezogen und sah ihn verwundert an. Meine Frau war noch im Schlafzimmer.

„Ei, ei, Vater Moses,“ sagte er in einem Tone guter Laune, „es ist heute Nacht verteufelt kalt geworden.“

Seine Stimme wie sein Gesicht hatten einen andern Ausdruck als früher.

„Ja, Sergeant,“ erwiderte ich, „wir sind im December, da ist's natürlich.“

„Freilich ist's natürlich,“ fuhr er fort, „ein Grund weiter, um einen guten Schluck zu nehmen. Gibt's noch altes Kirschwasser?“

Indem er dies sagte, blickte er mir bis in's Herz hinein. Ich stand sogleich von meinem Lehnstuhl auf und holte die Flasche hervor.

„Hier ist es, Sergeant,“ rief ich, „bedient Euch nach Gefallen.“

Als ich so sprach, heiterte sich sein Gesicht vollends auf. Er stellte sein

Gewehr in eine Ecke und hielt mir stehend das Glas hin mit den Worten:

„Schenkt mir ein, Vater Moses!"

Ich füllte es ihm bis an den Rand. Als ich einschenkte, lächelte er vor sich hin, Hunderte von Runzeln an den Augenwinkeln, um die Wangen und den Schnurrbart durchfurchten sein gelbes Gesicht. Man hörte ihn nicht lachen, aber die gute Laune glänzte ihm aus den Augen.

„Famoses Kirschwasser, echtes, Vater Moses, unser eins versteht sich drauf. Ich habe im Schwarzwald solches getrunken und das kostete obendrein nichts. Stoßt Ihr nicht auch mit mir an?"

Ich erwiderte:

„Mit Vergnügen."

Und wir stießen an. Er beobachtete mich immer. Auf einmal sagte er, indem er mich boshaft von oben bis unten betrachtete:

„Ei wie, Vater Moses, gesteht mir einmal, gestern hab ich Euch Angst gemacht, nicht wahr?"

Er blinzelte mit den Augen.

„Oh! Herr Sergeant!"

„Nur zu," rief er, seine Hand auf meine Schulter legend, „gesteht, daß ich Euch Angst gemacht habe."

Er lachte so freundlich, daß ich nicht umhin konnte, zu erwidern:

„Nun ja, ein wenig."

„Ha, ha, ha, ich wußte es wohl. Man hatte Euch gesagt, der Sergeant Trubert ist ein harter Knochen. Ihr habt Euch gefürchtet und mir eine gute Mahlzeit bereitet, eine fürstliche Mahlzeit, um mich zu schmalzweicheln."

Er lachte laut, und ich lachte zuletzt mit, so lachten wir alle beide. Sorle, die im Zimmer nebenan alles mit angehört hatte, trat unter die Thüre und sagte:

„Guten Morgen, Herr Sergeant!"

Da rief er:

„Seht einmal, Vater Moses, das nenn' ich mir eine Frau! Ihr könnt Euch rühmen, ein Teufelsweib zu besitzen, die ist noch schlauer als Ihr selbst, Vater Moses. Ha, ha, ha, so ist's recht."

Sorle war hoch erfreut.

„Oh, Herr Sergeant," sagte sie, „wie können Sie glauben —"

„Pah, pah," fuhr er fort, „Ihr seid eine Prachtsfrau. Das hab ich auf den ersten Blick gesehen und zu mir selber gesagt: Achtung, Trubert, man macht Dir ein freundliches Gesicht. Das ist eine Kriegslist, um Dich in's Wirtshaus auszuquartieren; lassen wir den Feind erst seine Batterien demaskieren. Ach, Ihr seid brave Leute, ein Essen habt Ihr mir hergestellt, wie einem kaiserlichen Marschall. Jetzt aber, Vater Moses, lade ich mich ein, von Zeit zu Zeit ein Glas mit Euch zu trinken. Stellt die Flasche beiseite, es ist echtes. Und im Uebrigen — das Zimmer, das Ihr mir gegeben, ist mir zu schön, ich mag diesen Firlefanz nicht. So schöne Möbel und so feine Betten passen für Frauenzimmer. Was ich brauche, ist ein kleines Kämmerchen, wie das daneben, zwei gute Stühle, ein tannener Tisch, ein einfaches Bett mit Matratze, Strohsack und Decke und fünf oder sechs Nägel an der Wand, um meine Sachen dran zu hängen. Wollt Ihr mir das geben?"

„Wenn Ihr's denn so haben wollt, Herr Sergeant."

„Ja, ich will's so. Das schöne Zimmer ist nur für den Staat da."

„Ihr frühstückt aber doch mit uns," sagte meine Frau, die nicht wenig froh war.

„Ich frühstücke und speise in der Regimentsschenke. Ich bin gern dort und mag braven Leuten keine Unkosten machen. Wenn man Rücksicht nimmt, wie man's einem alten Soldaten schuldig ist, wenn man guten Willen zeigt, wenn man ist, wie Ihr, so ist Trubert auch, wie er sein soll."

„Aber, Herr Sergeant —" entgegnete Sorle.

„Nennt mich Sergeant," sagte er, „ich kenne Euch jetzt. Ihr seid nicht, wie all das Pack da in der Stadt. Spitzbuben, die sich bereicherten, während wir uns schlagen mußten, elende

Tröpfe, die auf Kosten der Armee das Geld zusammenscharrten und fett wurden, die von uns leben, uns alles zu verdanken haben und uns in Wanzennester zum Schlafen schicken. Ha, tausend Millionen Donnerwetter!"

Sein Gesicht hatte sich plötzlich wieder verfinstert, sein Schnurrbart zitterte vor Zorn und ich dachte: es war doch ein gescheiter Einfall von uns, ihn gut zu behandeln, Sorle hat lauter gute Einfälle.

Er aber beruhigte sich gleich wieder, er faßte mich beim Arm und sagte lachend:

„Und noch dazu seid Ihr Juden, sozusagen, die schofelste, schmutzigste, gemeinste, filzigste Rasse, die man finden kann. Da sag mir Einer, Juden! Und das ist wahr, gelt, Ihr seid wirklich Juden?"

„Ja, Herr," antwortete Sorle.

„Auf Ehre," sagte er, „das setzt mich in Erstaunen. In Polen und Deutschland habe ich so viele Juden gesehen, und als man mich zu Juden schickte, dachte ich: wartet nur, da will ich alles kurz und klein machen."

Als wir gedemüthigt schwiegen, fuhr er fort:

„Nun, sprechen wir nicht mehr davon, Ihr seid brave Leute, es wäre mir leid, Euch Verdruß zu machen. Vater Moses, Eure Hand!

„Ihr gefällt mir," sagte er. „Und jetzt, Frau Moses, in's Zimmer neben an."

Wir führten ihn in das anstoßende Zimmer, das er verlangte. Er trug sogleich seinen Tornister hinein und rief:

„Jetzt bin ich einmal bei braven Leuten. Wir werden keine Unannehmkeiten mit einander haben. Wir werden uns gegenseitig nicht stören. Ich komme und gehe, bei Tag oder Nacht: es ist der Sergeant Trubert, und das genügt. Und von Zeit zu Zeit trinken wir des Morgens unser Gläschen. Einverstanden, Herr Moses?"

„Ja, Sergeant."

„Hier ist der Hausschlüssel," sagte Sorle.

„Gut, es ist alles in Ordnung. Jetzt will ich ein Schläfchen machen. Gehabt Euch wohl, meine Freunde."

„Schlaft wohl, Sergeant."

Wir entfernten uns sogleich und hörten, wie er sich niederlegte.

„Du siehst, Moses," sagte meine Frau ganz leise auf dem Gang, „alles ist gut gegangen."

„Ja," antwortete ich, „sehr gut, Sorle, Dein Einfall war prächtig, und wenn jetzt der Weingeist kommt, so können wir zufrieden sein."

VIII.

Von da an wohnte der Sergeant bei uns, ohne uns im mindesten zu stören. Morgens, bevor er seinen Dienst antrat, kam er zu mir auf's Zimmer und leerte plaudernd sein Gläschen. Er lachte gerne mit Safel und wir hießen ihn alle „unsern Sergeanten," als ob er zur Familie gehörte. Er war gern in unserer Gesellschaft; er war ein pünktlicher Mann, er litt nicht, daß unsere Schabbesfrau ihm seine Schuhe wichste, er fummelte sein Lederzeug selbst, und Niemand durfte seine Waffen anrühren.

Eines Morgens, als ich zum Appell mußte, begegnete er mir im Hausflur, er sah einen Rostflecken an meinem Gewehr. Da fieng er an zu fluchen wie ein Heide und rief:

„Vater Moses, wenn ich Euch in meiner Compagnie hätte, Euch sollt's wahrlich schlimm gehen."

Ich dachte:

„Ja, aber Du hast mich nicht, Gott sei Dank! Du sollst mich auch nicht kriegen."

Sorle stand oben am Geländer und lachte herzlich.

Seit jenem Tage untersuchte der Sergeant regelmäßig meine Ausrüstung, man mußte alles scheuern, die Batterie auseinanderlegen, den Gewehrlauf reinigen, das Bajonnett

blank putzen, wie wenn ich hätte ausmarschieren müssen. Und als er erfuhr, daß Monborne mich wie einen Esel behandelte, wollte er mich auch einexercieren. All meine Vorstellungen waren in den Wind gesprochen. Er sagte, die Stirne runzelnd:

„Vater Moses, ich kann's nicht ertragen, daß ein braver Mann, wie Ihr, ungeschickter sein soll, als die Kanaille. Vorwärts!“

Wir stiegen auf den oberen Boden. Es war schon sehr kalt, aber der Sergeant erzürnte sich dermaßen, wenn ich die Bewegungen nicht richtig ausführte, daß der Schweiß an mir herunterfloß.

„Achtung auf's Commando, und keine Weichlichkeit!“ rief er.

Ich hörte Sorle, Safel und die Magd auf der Treppe lachen, sie guckten durch die Latten herein, und ich wagte nicht den Kropf zu drehen. Kurz und gut, der brave Trubert lehrte mich auf diese Weise das Gewehr laden in zwölf Tempo's und machte einen der besten Voltigeurs der Compagnie aus mir. Ach, Fritz, es wäre alles recht gewesen, wenn der Weingeist gekommen wäre, aber statt meiner zwölf Fässer sahen wir eine halbe Compagnie Marine-Artillerie einrücken und vierhundert Rekruten in's Depot des sechsten Leichten.

Fast um dieselbe Zeit befahl der Gouverneur, den Umkreis der Stadt auf sechshundert Meter zu rasieren.

Man muß diese Verheerung gesehen haben! Was man da Hecken, Zäune und Bäume umhieb und Gartenhäuschen abbrach, wo dann jeder einen Balken oder ein Brett mit sich fortschleppte. Man muß von den Wällen aus die Gärtchen, die Pappelalleen gesehen haben, die alten Bäume in den Obstgärten, wie sie umgestürzt und von einem wahren Ameisenheer von Arbeitern weggeschleppt wurden, das alles muß man mit angesehen haben, um zu wissen, was der Krieg ist.

Vater Frise, die beiden jungen Camus, die Sade, die Bossert, alle diese Pfalzburger Gärtner und Gemüsebauern waren am übelsten daran. Ich hörte noch immer das Geschrei des alten Frise:

„Ach, meine armen Aepfelbäume! ach, meine armen Birnbäume! Jetzt sind's vierzig Jahre, daß ich Euch mit eigener Hand gepflanzt. Wie schön seid ihr immer gewesen, wie gut habt ihr immer getragen. Ach, mein Gott, mein Gott!“

Aber die Soldaten hackten immer fort. Endlich verließ der alte Frise, den Hut in die Augen gedrückt, den Schauplatz und weinte bitterlich.

Das Gerücht gieng, man wolle die „Rothen Häuser“ am Fuße der Mittelbronner Staige anzünden, ebenso die Ziegelhütte von Pernette und die kleinen Schenken zum „Grünen Baum“ und zum „Blumenkorb.“ Doch schien der Gouverneur das nicht für nöthig zu halten, sei's weil diese Häuser außer Schußweite waren, oder weil man bis zuletzt damit warten wollte; vielleicht rückten auch die Verbündeten rascher heran, als man geglaubt hatte. Ich entsinne mich noch sehr gut aus jener Zeit, daß am 22. December, morgens elf Uhr, Generalmarsch geschlagen wurde. Die ganze Stadt meinte, es sei zum Exercieren, und ich gieng ruhig fort, wie gewöhnlich, mein Gewehr auf der Schulter; aber als ich an der Ecke der Mairie anlangte, sah ich schon die Truppen der Garnison unter den Bäumen in Reih' und Glied aufgestellt.

Man stellt uns, wie sie, in zwei Reihen, und nun kommen der Gouverneur Moulin, die Oberstlieutenants Thomas und Petitgenet und der Maire mit der dreifarbigen Binde.

Ein Trommelwirbel, dann erhebt der Tambourmajor seinen Stock und die Trommeln schweigen. Der Gouverneur spricht, alles hört zu, indem einer dem andern die Worte wiederholt, die man von ferne hört.

„Officiere, Unterofficiere, Nationalgardisten und Soldaten! Der Feind hat sich am Rhein concentriert, er ist

nur noch drei Tagemärsche von hier. Die Stadt ist in Belagerungszustand erklärt, die bürgerlichen Obrigkeiten weichen der Militärgewalt. Das Kriegsgericht ist in Permanenz, es ersetzt die gewöhnlichen Gerichte.

„Bewohner von Pfalzburg, wir erwarten von Euch Muth, Hingebung und Gehorsam.

„Es lebe der Kaiser!"

Und der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der Kaiser!" erhob sich. Ich zitterte am ganzen Leibe, mein Weingeist war noch unterwegs, und ich hielt mich für ruiniert. Die Vertheilung der Patronen, die man sogleich vornahm, und der Befehl, den das Bataillon erhielt, Lebensmittel zu requirieren und das Vieh der naheliegenden Dörfer wegzuführen, um die Festung zu verproviantieren, verhinderten mich, über mein Unglück nachzudenken, denn als wir diesen Befehl erhielten, glaubte Jeder, die Bauern würden sich vertheidigen, und es ist abscheulich, sich mit Leuten herumschlagen zu müssen, die man beraubt.

Bei diesen Gedanken war ich ganz bleich geworden.

Aber als der Commandant Thomas uns zurief: „Ladet!" und ich meine erste Patrone zerbiß und in den Lauf steckte, als ich, statt den Ladstock unten aufstoßen zu hören, eine Kugel drin fühlte — als man uns dann commandierte: „In Rotten links! ... Im Geschwindschritt .. Vorwärts Marsch!" und wir nach den Baracken am Eichholz aufbrachen, während das erste Bataillon sich nach Vierwinden und Büchelberg wandte, das zweite nach Wechem und Metting, als ich bedachte, daß wir alles nehmen, alles plündern würden, und daß das Kriegsgericht auf der Mairie versammelt sei, um die zu bestrafen, die nicht ihre Pflicht thun würden, so war ich wie niedergeschmettert von diesen neuen und schrecklichen Dingen. Mit Bestürzung betrachtete ich aus der Entfernung das Dorf und stellte mir das Geschrei der Weiber und Kinder vor.

Sieh, Fritz, einem armen Bauern beim Eintritt des Winters alles zu nehmen, wovon er leben soll, seine Kühe, seine Ziegen und Schweine, mit einem Wort alles, das ist schrecklich, und mein eigenes Unglück ließ mich das der andern noch tiefer empfinden.

Und dann dachte ich auch an meine Tochter Zeffen, an Baruch und die Kinder, und ich rief in meinem Herzen:

„Herr, Herr, wenn die Feinde kommen, was fangen sie in einer offenen Stadt wie Zabern an! Man wird ihnen alles nehmen. Wir können von einem auf den andern Tag Bettler werden."

In diese Gedanken versunken, die mir fast die Kehle zuschnürten, sah ich schon mehrere Bauern, die, ohne sich zu regen, durch ihre Schiebfensterchen gegen das Feld und die Straße heraus uns zulugten.

Sie wußten nicht, was wir bei ihnen wollten.

Sechs Gendarmen ritten uns voran, Commandant Thomas gab ihnen den Befehl, rechts und links um die Hütten herum zu reiten und die Bauern zu verhindern, ihr Vieh in den Wald zu treiben, sobald sie erfahren haben würden, daß wir auf Plünderung ausgiengen.

Sie flogen im Galopp voraus. Wir langten jetzt am ersten Hause an, da wo das steinerne Crucifix steht. Nun hieß es:

„Halt!"

Dann beorderte man dreißig Mann ab, die in den Gassen Posten fassen sollten. Darunter war auch ich, was mir recht war, da ich lieber Schildwache stehen, als in die Ställe und Scheunen eindringen wollte.

Als wir in Reih und Glied durch die große Gasse marschierten, fragten uns die Bauern:

„Was gibt's denn da? Ist ein Holzfrevel vorgekommen? Wollt Ihr Verhaftungen vornehmen?"

Und ähnliches mehr. Aber wir erwiderten nichts und marschierten im Geschwindschritt weiter.

Monborne stellte mich in die dritte Gasse neben das große Haus von Vater Franz, dem Bienenzüchter, hinten hinaus gegen die Halde.

Man hörte das Geblöck der Schafe und das Brüllen der Ochsen. Der Schuft von Monborne sagte blinzelnd:

„Da wird's eine fette Suppe geben. Die Bauern werden die Augen aufreißen."

Er hatte kein Mitleid mit den Leuten und sagte zu mir:

„Moses, Du bleibst da. Wenn Jemand vorbei will, so fällst Du das Bajonnett, und wenn man Widerstand leistet, so stoß kecklich zu und dann gib Feuer. Man muß dem Gesetz Geltung verschaffen."

Ich weiß nicht, wo dieser Schuhflicker das aufgeschnappt hatte. Er ließ mich in dem Gäßchen zwischen zwei mit Reif überzogenen Hecken zurück und verfolgte seinen Weg mit dem Rest des Piketts.

Ich wartete also an diesem Platz ungefähr zwanzig Minuten und überlegte bei mir, was ich wohl thun solle, wenn die Bauern ihr Gut retten wollten. Endlich sagte ich mir, daß es besser sei, auf das Vieh, als auf die Menschen zu schießen.

Ich war in großer Angst und fror erbärmlich, da gieng das Geschrei los. Beinahe zu gleicher Zeit begann das Trommeln, die Mannschaft drang in die Ställe und jagte das Vieh heraus. Die Bauern fluchten und weinten und wollten sich vertheidigen. Der Commandant Thomas rief:

„Fort, auf den Platz, treibt das Vieh auf den Platz!"

Einige Kühe sprangen über die Hecken, kurz um es war ein Tumult, den man sich nicht vorstellen kann. Ich schätzte mich glücklich, nicht auch bei der Plünderung zu sein. Dies währte aber nicht lange, denn plötzlich kam eine Heerde Ziegen, von zwei alten Weibern getrieben, daß Gäßchen herunter gegen das Thal hin.

Ich mußte nun wohl oder übel das Bajonnett fällen und Halt rufen.

Eines der Weiber, Mutter Migneron, kannte mich, sie hatte eine Mistgabel in der Hand und sagte ganz bleich zu mir:

„Moses, Du läßt mich vorbei!"

Ich sah, wie sie sich ganz sachte heranschlich, um mich mit der Mistgabel umzustoßen; die andere versuchte inzwischen die Ziegen in einen kleinen Garten nebenan zu treiben, aber der Zaun war zu eng und die Hecke zu hoch.

Gerne hätte ich sie durchgelassen und gesagt: ich habe nichts gesehen, aber unglücklicher Weise kam der Lieutenant Rollet und rief: „Achtung!"

Zwei Mann von der Compagnie folgten, der lange Macry und Schweyer, der Bierbrauer.

Als die alte Migneron sah, daß ich das Bajonnett fällte, rief sie zähneknirschend:

„Ha, Schuft von einem Juden, Du sollst mir's bezahlen!"

Sie war so entrüstet, daß sie keine Furcht vor meinem Gewehr hatte. Dreimal versuchte sie mich mit ihrer Gabel niederzustoßen, aber da sah ich, daß das Exercieren doch auch zu etwas gut ist, denn ich parierte alle ihre Stöße.

Zwei Ziegen schlüpften mir durch die Beine, die andern wurden ergriffen. Man stieß die Alte zurück und zerbrach ihre Gabel. Endlich erreichten die Kameraden die Hauptstraße, die ganz mit Vieh angefüllt war. Die Thiere brüllten und schlugen mit den Füßen aus.

Die alte Migneron saß an der Hecke und raufte sich die Haare.

Da kamen plötzlich noch zwei Kühe mit aufgehobenem Schwanz hergerannt, sie setzten über den Zaun und warfen alles um, die Bienenkörbe und den alten Bienenstand. Zum Glück war es Winter, die Bienen blieben wie todt in den Körben, wenn das nicht gewesen wäre, ich glaube, sie hätten unser ganzes Bataillon in die Flucht gejagt.

Das Hirtenhorn wurde durch's Dorf geblasen, man hatte es im Namen des Gesetzes requiriert. Der alte Hirt Nickel kam in die große Gasse und die Thiere beruhigten sich. Man konnte sie in Ordnung aufstellen. Ich sah sie neben dem Gäßchen vorbeiziehen, die Ochsen und Kühe voran, dann die Ziegen und zuletzt die Schweine.

Die Bauern folgten und warfen mit Steinen und Stecken. Ich sah wohl ein, daß, wenn man mich abzulösen vergäße, diese Unglücklichen sich auf mich werfen und mich ermorden würden, aber der Sergeant Monborne löste mich ab mit den andern Kameraden. Alle lachten und riefen:

„Die haben wir geschoren! Es bleibt ihnen nicht eine einzige Ziege. Wir haben alles auf einen einzigen Wurf genommen."

Wir eilten, uns wieder mit der Colonne zu vereinigen, die in zwei Linien zur rechten und linken Seite des Weges marschierte, die Heerde in der Mitte, unsere Compagnie hinter ihr und voran Nickel mit dem Commandanten Thomas. Dieser ganze Zug nahm wenigstens dreihundert Schritte ein. Man hatte jedem Thier einige Bündel Heu angebunden, um es damit zu füttern.

So kehrten wir langsam wieder durch die Kirchhofallee zurück. Auf dem Glacis machte man Halt, man drängte die Heerde zusammen und es kam Befehl, sie in die Gräben hinter dem Zeughaus hinunter zu treiben.

Wir waren die Ersten, die wieder zurückkehrten. Wir hatten dreizehn Ochsen, fünfundvierzig Kühe, eine Menge Ziegen und Schweine und einige Schafe eingeliefert. So gieng es den ganzen Tag fort. Die Compagnien hatten so viel Beute gebracht, daß der Stadtgraben voll Vieh ward, das in freier Luft bleiben mußte. Nun erklärte der Gouverneur, die Stadt habe für sechs Monate Lebensmittel, jeder Einwohner müsse beweisen, daß er für eben so lange Zeit versehen sei, und die Haussuchungen sollten jetzt beginnen.

Ich gieng, mein Gewehr auf der Schulter, die Hauptstraße hinauf, als mir Jemand zurief:

„Vater Moses!"

Ich drehte mich um, es war unser Sergeant.

„Ei, ei," sagte er lachend, „Ihr habt Euren ersten Handstreich gemacht."

„Ja, Sergeant, das ist sehr traurig."

„Was? Traurig? dreizehn Ochsen, fünfundvierzig Kühe, Schweine und Ziegen, das ist prächtig!"

„Wohl, aber wenn Ihr das Geschrei der armen Leute gehört hättet, — wenn Ihr gesehen hättet —"

„Pah, pah, primo Vater Moses, muß der Soldat leben. Die Leute müssen ihr Brod haben, wenn sie sich schlagen sollen. Das hab' ich in Deutschland, Spanien und Italien ganz anders gesehen. Der Bauer ist ein Egoist, er will sein Gut behalten. Das kümmert sich nichts um die Ehre der Fahne, das Lumpenpack! Das wäre in mancher Beziehung noch ärger als der Spießbürger, wenn man so dumm wäre, auf es zu achten. Da muß man Gewalt brauchen."

„Wir haben sie gebraucht, Sergeant," antwortete ich, „aber wenn ich Herr wäre, so hätten wir diese Unglücklichen nicht beraubt. Sie sind so schon genug zu beklagen."

„Ihr seid zu gut, Vater Moses, und glaubt, die andern seien ebenso. Man muß immer bedenken, daß die Bauern, die Bürger, die Schreiber nur vom Militär leben und daß sie alles benützen und nichts zahlen wollen. Wenn's nach Euch gienge, so müßten wir in diesem Neste Hungers sterben. Die Bauern würden die Russen, Oesterreicher und Bayern auf unsere Kosten nähren, diese Spitzbuben ließen sich's vom Morgen bis Abend wohl sein und wir andern hätten das Zusehen und dürften hungern wie die Kirchen-

mäuse. So kann's nicht gehen, das ist Unsinn."

Er lachte laut auf. Wir waren im Hausflur angekommen und ich stieg die Treppe hinauf.

„Bist Du's, Moses," sagte Sorle in der Dunkelheit, denn die Nacht brach herein.

„Ja, wir sind's, der Sergeant und ich," erwiderte ich.

Und der Sergeant rief:

„Nun, Frau Moses, jetzt darf Euer Mann sich rühmen, ein rechter Soldat zu sein, er hat zwar noch kein Pulver gerochen, aber er hat doch schon das Bajonnett gefällt."

„Ach," sagte Sorle, „ich bin froh, daß er wieder da ist."

Durch die kleinen, weißen Vorhänge der Thüre schimmerte das Licht, und der Geruch der Suppe drang heraus.

Der Sergeant gieng wie gewöhnlich in sein Zimmer und wir in das unsrige. Sorle blickte mich mit ihren großen schwarzen Augen an, sie sah meine Bläße und errieth, was ich dachte. Sie nahm mir die Patrontasche ab und stellte mein Gewehr in's Kabinet.

„Wo ist denn Safel?" fragte ich sie.

„Er wird noch auf dem Platze sein, ich habe ihn fortgeschickt, um nachzusehen, ob Ihr zurück seid. — Horch, er kommt soeben die Treppe herauf."

Ich hörte das Kind die Treppe heraufspringen, und schon flog es durch die Thüre herein und küßte mich voll Freude.

Wir setzten uns zu Tisch und trotz meiner Traurigkeit aß ich mit gutem Appetit, da ich seit diesem Morgen nichts zu mir genommen hatte.

Auf einmal sagte Sorle:

„Wenn die Factura nicht kommt, ehe man die Festung geschlossen hat, brauchen wir nichts zu zahlen, alles bleibt auf Risico des Kaufmannes, bis es in Empfang genommen ist. Auch der Frachtbrief muß erst da sein."

„Ja," antwortete ich, „und das ist nicht mehr als billig. Herr Quataya ließ es acht Tage lang anstehen, bis er uns antwortete, statt den Weingeist sogleich zu schicken. Hätte er die zwölf Fässer am selben oder am nächstfolgenden Tage versendet, so wären sie hier. Die Verspätung kann nicht uns zur Last fallen."

Du siehst, Fritz, in welcher Unruhe wir waren, als aber gleich darauf der Sergeant seine Pfeife hinter unserm Ofen rauchte, wie das so seine Gewohnheit war, sprachen wir kein Wort mehr darüber.

Ich äußerte nur meine Besorgnis wegen Zeffen, Baruch und ihren Kindern in einer offenen Stadt wie Zabern. Der Sergeant suchte mich zu beruhigen, indem er mir sagte, daß man in derlei Ortschaften wohl Requisitionen an Wein, Schnaps, Fleisch, Wagen und Pferden vornehme, daß man aber, wenn nicht Widerstand geleistet werde, die Leute in Ruhe lasse und sogar gut mit ihnen auszukommen suche.

So blieben wir bis zehn Uhr bei einander und plauderten. Als der Sergeant, der am deutschen Thor Wache hatte, gegangen war, legten wir uns endlich schlafen.

Es war die Nacht vom 22. auf den 23. December.

(Fortsetzung folgt).

Auf dem Bös-Tauring.

Nach dem Erlebnisse eines Bergwanderers erzählt von **P. K. Rosegger.**

Endlich waren die Tage des Urlaubes da. Die lange, o wie lange und heißersehnten! Unschuldig zu sein und in der Gefangenschaft einer großen Stadt schmachten zu müssen Jahr für Jahr; nur wenige Tage der Gnaden! Wie angelegen man den Barometer fragt! Wie zagend, hoffend und wieder zagend man nach den Wolken blickt! Wenn jener Zigeuner schon gutes Wetter haben wollte zum Sterben, um wie viel mehr verlangt sich der Sonntagswanderer einen heiteren Tag zum Leben, zu seiner kurzen, doch so glückseligen Freiheit!

Die Südbahn führt den Wiener ohne Umstände in's Hochgebirge dreier Kronländer. Wir wählten das weniger bekannte. In unserem Herzen jauchzte das Gefühl wiedergefundener Jugend. Um so mehr wunderte es mich, daß mein Wandergenosse, mit dem ich das düstere Hochthal durchschritt, heute nicht so heiter war, als das sonst in seiner frischen jugendlichen Natur lag. War es doch Freund Ludwig, der diese Partie auf den Bös-Tauring veranstaltet und sich schon so lange darauf gefreut hatte. Er war eine urgesunde Natur, ein vortrefflicher Bergsteiger, er war vermöge seines liebenswürdigen Charakters und seiner Stellung im Bureau des Cultusministeriums von Allen, die ihn kannten, geachtet, dazu war er erst seit Kurzem im Besitze einer schönen, geliebten Frau — lauter Dinge, die doch eher zur klingenden Lust Anlaß geben als zu dem stillen Ernste, in welchem Ludwig neben mir dahinwandelte.

Mehrmals begann ich ein Liedchen anzustimmen, er hielt dazu mit den Füßen den Takt ein, sang aber nicht mit. So fragte ich ihn endlich nach der Ursache seiner Schweigsamkeit.

Es war heiß geworden, wir setzten uns unter eine Tanne und schauten die ungeheuren Felshänge an, die greifbar nahe vor uns zu stehen schienen und doch in dem bläulichen Dufte dämmerten.

„Ich habe mir," sagte nun Ludwig, „diese Bergfahrt ein klein bißchen anders gedacht." — Auf meinen fragenden Blick fuhr er, mir rasch die Hand auf die Achsel legend, fort: „Du bist bei mir, das ist freilich schön. Aber ich hätte auch gerne mein Weib bei mir. Es ist Alles noch viel schöner, wenn ich's in Gemeinsamkeit mit ihr genieße."

„Und warum hast Du sie nicht mitgenommen?"

Auf diese meine Frage blickte er mir mit seinem großen runden Auge in's Gesicht und lächelte ein wenig.

„Meine Frau," sagte er dann leise und ruhig, „ist ein ganz besonderes Wesen. Ihr kennt sie Alle als eine liebenswürdige Dame. Wie gut sie aber ist, wie unbeschreiblich gut, das wißt Ihr nicht. Und wie tief, wie unbeschreiblich tief sie mich manchmal kränken kann, das wißt Ihr auch nicht."

Er schwieg und ich sagte: „Es ist die Liebe. Mit wenigen Worten hast Du mir es ganz genau gesagt, Freund: Was da in Glück und Leid zwischen Euch spielt, es ist die Liebe."

„Meine Frau," fuhr Ludwig fort, „gehört zu jenen Wesen, denen der Himmel unrecht thut. Er machte sie würdig, glücklich zu sein, und versagt ihnen dazu das Talent. Das Leben mag

ihnen Alles bieten, die sie liebenden und von ihnen geliebten Menschen mögen ihnen Alles zu Füßen legen, sie werden unbefriedigt sein. Aus der Unzufriedenheit entwickelt sich allmählich ein dämonischer Trotz, gerade das zurückzuweisen, was ihnen noch das Liebste ist, sich selbst in eine Art Askese zu vergraben, um dann in der Vorstellung, daß sie Alles entbehren müssen und Märtyrer seien, noch eine gewisse Genugthuung zu empfinden."

„Das verstehe ich nicht," war mein Einwand.

„Vom Verstehen kann auch keine Rede sein, besonders, wo es sich um Frauen handelt," sagte Ludwig traurig lächelnd, „das sind Räthsel, die Gott uns aufgegeben hat und endlich, wenn wir ein Leben lang darüber unsern Kopf zerbrochen haben, doch nur er selbst lösen kann. — In unserer Ehe," fuhr er fort, „war bisher recht viel Sonnenschein, nur selten ein trüber Tag und zwei oder drei Gewitter. Es kam nicht so schlimm, als Du es mir vorausgesagt hattest. Gestern jedoch spielte der Teufel seine Karte aus. Ich hatte ihr für unsere Partie einen breitkrämpigen Strohhut nach Hause gebracht, weil ich nicht will, daß die Sonne mir ihr liebes Angesicht verbrenne. Sie legte den Hut beiseite und sprach: ein solches Strohdach auf's Haupt zu setzen, dazu gehöre mehr Geschmacklosigkeit, als sie aufzutreiben wisse. Ich redete ihr zu, daß sie nicht thöricht sein möge und kam schließlich zum Ausspruch, daß der aufgedonnerte Stadthut auf den Bergen nicht bloß unbequem, sondern auch lächerlich sei. Das war schlimm. Lächerlich! rief sie, wenn Du besorgst, daß man Dich mit mir verlachen werde, so verzichte ich auf diese Alpenpartie. Sie weinte in der Nacht, sprach aber auf mein gütiges Zureden nichts als: sie sehe wohl, ich hätte es darauf angelegt, ihr auch noch die einzige und letzte Freude, die sie auf dieser Welt habe, zu verleiden. Sie gehe nicht mit, denn das wolle sie mir nicht anthun, daß ich mich mit ihr schämen müsse. Und dabei blieb sie. Du kannst mir glauben, daß auch ich am liebsten zu Hause geblieben wäre, wenn ich die Partie nicht mit Dir schon so fest verabredet gehabt hätte. Die Freude ist mir nun einmal verdorben."

Ich war innerlich empört über diese vertrackte Weiberlaune, die dem Jungen so bösartig den kleinen Urlaub verderben konnte. Wie gering muß doch ihre Liebe zu ihm sein, wenn sie sein Herzleid nicht ahnt, und wie unendlich geringer noch, wenn sie es ahnt und doch heraufbeschwören konnte. Fast ärgerte mich die treue Innigkeit, mit welcher Ludwig an diesem Weibe hieng.

Nach zweistündigem Steigen durch Wald und Matten saßen wir in der Almhütte am Fuße des Bös-Tauring. Die dralle Almerin bewirtete uns mit Milch, Butter und Kaffee und ich flüsterte meinem Kameraden die Frage zu, ob sie nicht hübsch sei?

Er schmunzelte, und bei der Gelegenheit, als sie die leeren Schalen vom Tische räumte, faßte er sie mit zwei Fingern leicht am Kinn und fragte, ob sie schon einen Herzliebsten hätte? — Ihre Meinung war, sie brauche keinen, was Ludwig sofort bestritt, so daß sich zwischen Beiden eine kleine Neckerei entwickelte. — Ich hätte etwas gegeben, wenn sein böses Weib daheim diese liebliche Scene im Geiste gesehen haben würde, ohne sie verhindern zu können. Diese Evastöchter lassen sich durch nichts anfechten, was den Mann betrifft, zwar klagen und wimmern sie, aber wahrhaft weh thut ihnen doch nur die Eifersucht.

Als wir uns wieder aufmachten und mit der Almerin verabredet hatten, auf der Rückkehr vom Bös-Tauring in ihrer Hütte Nachtherberge zu nehmen, nickte sie uns mit schalkhaftem Lächeln zu und steckte dem Ludwig ein Sträußchen von Thymian und Kohlröschen an die Brust.

Mein Genosse war munter ge-

worden, er trällerte jetzt Vierzeilige und versuchte sich im Jodeln. Ich dachte, am Ende wird er noch recht froh sein, daß sein liebes Weibchen zu Hause geblieben ist — sagte es aber nicht.

Die grünen Almmatten hatten wir endlich hinter uns, es begann der steile Anstieg über Steinschutt, zwischen wildem Gewirr von Felsblöcken und Knieholz. Wir waren gut alpin ausgerüstet, nur die nackten Knie brannten uns, weil die zarte Haut an der Sonne geschmorrt wurde.

„Es ist ja gut,“ bemerkte Ludwig, „heute büßen wir unsere Thorheit und morgen sind wir klüger.“

Wir kamen an eine Einsattelung des Gebirges, genannt die Scharten, durch welche ein kaum erkennbarer Fußsteig gieng, von Hirten und Gemsjägern getreten. Dort stand ein stark verwittertes Kreuz, dessen Dachbretter vom Winde zerrissen waren. Ludwig blickte auf den wohlgeschnitzten Christus hin, als ob er sich wundere darüber, daß da heroben in der starren Einsamkeit noch das Bild des Erlösers sei. Es war kein Strauch und kein Blümchen mehr ringsum.

Plötzlich sagte Ludwig: „Ich weiß, was ich thue.“ Damit löste er sein Sträußlein von der Brust. „An mir würde es doch zu bald verwelken. Dir sei dieser Schmuck verehrt.“ Und steckte Thymian und Kohlröschen an das Haupt des Heilandes.

Dann rasteten wir auf den Klötzen und schauten hinaus in das schründige Gefelse, welches uns in Nah und Fern umgab. Uns gegenüber stand eine fast senkrechte Wand, wohl an hunderte von Klaftern hoch.

„An der ist sicher noch keine Gemse gegangen seit Erschaffung der Welt,“ bemerkte Ludwig.

„Sie ist nicht so glatt, als sie von der Ferne aussieht,“ meinte ich. „Jedes Knärzchen ist dort eine mächtige Felskante, auf welcher die größten Häuser stehen könnten; jedes Rünslein ist eine tiefe Schlucht, in der ganze Sand- und Schneekare versteckt sein werden. Nicht Gemsen allein, auch Menschen wagen sich heute schon an dieses Gewände, weil manchem Bergsteiger der schlechteste Weg zum Gipfel als der beste dünkt.“

„Ich begreife es,“ sagte nun Ludwig. „Ich billige es, wenn man des Bergfexen spottet, der aus Prahlsucht sich in Gefahren begibt; dem geschieht recht, wenn ihm schlecht geschieht. Aber ich ehre die Begierde des Mannes, seinen Muth an den Gewalten des Hochgebirges zu messen, es steht ihm besser an, als damit die Mitmenschen zu berempeln; ich kann mir die tiefe und nachhaltige Befriedigung denken, die der muthige Bergsteiger nach überwundener Gefahr empfinden muß. Die menschliche Natur will nicht verkümmern, und je mehr nach einer Seite hin ihr heute Verweichlichung und Erschlaffung droht, desto lebhafter spornt sie den Hang an, nach der andern Seite hin die körperliche Kraft, Geschicklichkeit, Ausdauer und die Keckheit des Herzens zu üben. Zudem ist dieses Aufsuchen von Gefahren ein uneigennütziges Preisgeben seiner selbst, wodurch weder materielle Güter erworben, noch grobe sinnliche Gelüste befriedigt werden können. Es ist ein selbstloses Opfer, das der Mensch seiner Liebe zu Gottes Natur bringt, es ist ein frisches Aufraffen aus dem Culturstande unserer Städte in das reine, wilde, göttliche Bereich der Ursprünglichkeit. Wie unvergleichlich heldenhafter als das Verenden im Zweikampfe ist der Untergang im Hochgebirge, bei dem der letzte Gedanke nicht Rache ist, sondern glühender Drang, die Herrlichkeit der Schöpfung zu schauen.“

So sprach Ludwig. Ich staunte ihn wortlos an. Ich kannte ihn von jeher als eine sinnige und sinnende Natur, aber so pathetisch wie zu dieser Stunde, hatte er sich noch kaum jemals gezeigt.

Endlich mußte ich zum Aufbruch erinnern, denn es war drei Uhr Nachmittags geworden. In der Luft war es ganz still und regungslos. Die Sonne braunte so heftig, daß man die bloße Hand nicht an das heiße Gestein legen konnte. Wie auf Erden das krause Gebirge von Felsen lag, so stand im Himmel ein krauses, blendend weißes Gebirge von Wolken, in tiefer Region als dunklere Massen, in fernster Höhe wie Gletscherzinnen leuchtend. Die Sonne riß durch ihre Strahlenspeere sich freie Bahn zu uns nieder und sog uns aus allen Poren den Schweiß, daß wir bereits anhuben, vor Durst zu lechzen.

Wir stiegen voran und kamen bald an die Moränen, die überklettert werden mußten, diesseits mühsam hinauf, jenseits mühsam hinab, so daß wir eigentlich viel mehr bergan steigen mußten, als der Berg hoch ist. Im wirren Steingeblöcke, jetzt in flacher, jetzt in steiler, jetzt in überhängender Richtung — spaltig, klüftig, zackig, kantig in unendlichen Formen, jede Form dem Menschen feindselig — gab es kein Gehen mehr nach menschlicher Art, sondern nur ein Klettern auf sechs Füßen, wenn man Hände und Knie dazu rechnet, welche hier zum Weiterkommen oft weit besser zu gebrauchen sind, als die Füße selbst. Jetzt lag ein Eisfeld vor uns. Es war mäßig geneigt und hatte zahllose Striemen, aber es war wie durch einen tiefen Festungsgraben von uns getrennt. Wir stiegen in die Kluft hinab, da war es kühl, wir schnallten unsere Fußeisen an und banden uns durch ein Seil zusammen, das zwischen uns etwa zehn Fuß lang war. Hernach kletterten wir den Gletscher an. Die Striemen, welche wir nur für leichte Erhöhungen gehalten hatten, die uns vor dem Ausrutschen schützen konnten, erwiesen sich bald als oft mannshohe Riffe, denen wieder eben so tiefe Schründe und Spalten folgten. Da wir aber hoch über dem Eisfelde den dunklen Kegel ragen sahen, der die höchste Spitze des Bös-Tauring war, so gieng es zwar schwierig, aber wohlgemut hinan.

Nach einer Stunde hatten wir den etwa dreihundert Schritte breiten Gletscher überwunden. Am Fuße des Kegels entledigten wir uns des Seiles, rasteten und genossen etwas Fleisch und Wein. Dann kletterten wir die Felsen empor. Manchmal war es fast bequem wie auf einer Treppe, dann war über schiefliegende Steinplatten hinanzurutschen, oder manch senkrechte Wand zu erklimmen, wobei Einer auf die Achsel des Andern stieg und diesen hernach mit dem Seile nachzog.

Endlich waren wir oben. Die Spitze war lange nicht so schroff, als sie von unten aussah, wir setzten uns auf das graue Steingetrümmer, an welchem man überall die sprengende Macht des Eises sah, und andere Spuren geheimnisvoller Naturgewalten, die auf diesen aller Vegetation baren, scheinbar ewig starren, leblosen Höhen thätig sind. Wir hatten unten am Gletscher den Imbiß eingenommen, weil wir auf der Spitze heftigen Wind vermutheten, dem wir etwa nicht lange würden Stand halten können. Es strich aber kein Lüftchen, die Sonne war in ein stahlgraues Dunstmeer gesunken, das im Westen lag. Die Luft war lau, dünn und unbeschreiblich angenehm. Wir schauten mit freudigem Staunen hinaus über das Bergland. Das grauenhafte Gewände, die Zacken und Häupter, die, vom Thale aus gesehen, so massig und hoch in den Himmel hineinragten, sie lagen tief zu unseren Füßen, wir sahen über sie hinaus andere Berge, sie hatten die Herrlichkeit verloren von dem Augenblicke an, da ihre Conturen nicht mehr den Himmel schnitten. Um so erhabener, Alles weit überragend und beherrschend, erschien uns das Haupt des Bös-Tauring, auf dem wir standen. Dieser Berg zeigte uns nun nicht allein ein fast unbegrenztes Gebirgs-

land, das freilich gegen Westen hin im Dunstmeer des Himmels verschwamm, sondern auch die ungeheuren Glieder seines eigenen Leibes. Da waren stundenlange Felsriffe und Ausläufer, die wieder ihre eigenen Hochspitzen hatten, und schattenfinstere Engschluchten dazwischen, in denen nichts als Schutt und Schnee lag. Das einzig Glatte und scheinbar Sanfte in dieser versteinerten Welt war ein Gletscher, der sich tief unten sachte und weich wie ein weißes, leicht gestreiftes Tuch über eine Mulde legte und an welchem das Eisfeld, über das wir gekommen, nur einen kleinen Seitenarm bildete. Wir wußten nun freilich aus Erfahrung, daß es mit der Glätte und Weichheit dieses Gletschers sein besonderes Abkommen habe. Den Berg von allen Seiten betrachtend, sahen wir, daß auf dem Rückwege genau die Richtung des Aufstieges einzuhalten war. Unten, in schwindelerregender Tiefe, fast wie in der Thalsohle, lagen die grünen Matten mit der Almhütte.

Ludwig hatte träumend hinausgeblickt. „Wie doch die Welt schön ist!“ sagte er nun wie für sich. „Und der Mensch, der sie beherrscht, wie er doch groß ist, sobald es ihm gelingt, alle kleinlichen Gefühle, Rücksichten und Wünsche, wie Kehricht von sich zu fegen. — Glaubst Du nicht, Freund,“ so wandte er sich an mich, „daß trotz unserer atheistischen Zeit manchen Menschen die Gottessehnsucht auf hohe Berge zieht?“

„Und daß Lebenslust ihn wieder in das Thal führt,“ war meine Antwort, denn mir kam die Sorge, daß wir vor eintretender Dunkelheit noch bis zum Kreuz in der Scharten zu gelangen hatten. Von dort gienge es dann durch die Zirmregion leicht auch bei Sternenlicht bis zur Hütte, wo uns ein Sennermahl und eine gute Lagerstätte für die Mühsal des Tages entschädigen sollte.

„Einstweilen möchte ich nichts als trinken,“ sagte mein Freund, „und das werde ich.“

Unter dem nördlichen Hange des Kegels, zwischen wuchtigen Felsblöcken, lag ein schwarzer Tümpel. An einer Seite begrenzte ihn der Eiswall des Gletschers, der überschritten werden mußte, um zum Gebirgsange zu gelangen. Der Gletscher war steil und ohne jene rauhen Striemen. Ludwig sprang rasch über das Gestein hinab auf den Gletscher und in langen Sätzen über denselben quer hin. Noch etwa zehn Klafter vom Tümpel entfernt, glitt er aus, und, auf dem Rücken liegend, mit den Füßen voran, gleitete er, nicht allzurasch, die gegenseitige Richtung nieder, gegen die Moränen. Er that keinen Laut, schien bestrebt zu sein, sich mit Füßen und Ellbogen festzustemmen, aber das Gleiten wurde rascher, und, am Rande des Eises angelangt, schleuderte es ihn hoch über dasselbe hinaus, kopfüber in den Schrund.

Ich muß einige Augenblicke erstarrt gewesen sein, denn ich kann mich nicht erinnern, daß ich in jenem Momente etwas dachte oder empfand. Später kam mir zu Sinn, ob ich denn auf dem Berge ganz allein wäre? und ich horchte, ob nicht Jemand nach mir rufe. Es war aber nichts zu hören. Dann rief ich laut den Namen Ludwig. Still war's, selbst die Felsen in der Tiefe versagten ihren Wiederhall.

Jetzt begann ich rasch den Kegel hinabzukollern. Das Eisfeld, auf welchem er in die Tiefe gefahren, mußte umgangen werden; ich that es, weiß aber nicht mehr, wie ich herabkam. Auf einmal war ich im Schrunde und vor mir lag zusammengeknickt, das Haupt in den Schutt gebohrt, mein Freund. Ich riß ihn empor, sein offenes Auge starrte in's Leere, aus seinem Munde war ein Blutquell gebrochen. Ein lebloser Klumpen in Menschengestalt, in menschlichem Gewande, ein starres Bild dessen, der vor Kurzem

noch mit dir geplaudert, gelacht hatte . . . Lange währte es, bis ich fassen konnte, was hier geschehen war.

Die blassen Schatten, die jetzt allmählich emporstiegen aus den Thälern und Schluchten, mahnten mich an die Nähe der Nacht. Es gab kein Säumen mehr, allein den Riff und den Gletscher mit der Last zu übersteigen, um an der entgegengesetzten Seite zur Almhütte niederzugelangen, dazu fühlte ich nicht mehr die Kraft. Ich kniete nieder, hob den Todten auf meine Achsel und suchte mit ihm in ein Kar zu klettern, das aus der Tiefe emporgähnte. Wohin das auch führte, es war mir Eins, nur fort von diesem Berge! Als es steiler und steiler wurde, und ich mit Händen und Füßen zugreifen mußte, band ich den Freund mit dem Seile an meinem Rücken fest, faßte den Alpstock und fuhr ab. Das rauschte und rieselte im Geröll, und hinter wie über mir sausten die Steine.

Nachdem ich ein paar hundert Klafter lang so niedergesaust war, stand ich vor einer Wand, an welcher ich mich nur mit Anspannung aller Kraft vor einem ähnlichen Schicksale, wie das meines Freundes war, bewahrte. Ich umgieng sie und gerieth in ein Felsblockgewirre, dem ich nach harter Noth entkam. Es war nun das Gezirm da und ich fand zwischen demselben eine Sandrinse, die schnurgerade in die Tiefe gieng. Meine Glieder zitzerten vor Anstrengung und Aufregung; ich löste den Todten von mir, legte ihn auf einen Zirmast und zog ihn so zu Thale.

Endlich war ich eingeschlossen in einen überaus wilden Felsenkessel, in welchem zu allen Seiten die Wände im finsteren Blau des Abends gegen Himmel ragten. Aus einer Tiefe drang das Rauschen von stürzendem Wasser. Ich stand auf einer kleinen Wiese, die überragt war von mehreren dürren, kahlästigen Fichten. Und unter einer dieser Fichten, auf kleiner Erhöhung, war ein Hüttlein aus Baumästen geflochten und mit Baumrinden gedeckt. Das konnte ein Hirten- oder Jägerunterstand sein, zum Schutz bei rasch einfallendem Unwetter.

So war ein Obdach gefunden für die Nacht. Ich trug meinen Freund unter das Dach, mit dem Zirmast deckte ich ihn zu und setzte mich neben ihn auf einen Holzblock.

So bin ich dagesessen in der schauerlichen Felseneinöde zur nächtlichen Stunde, und da ist eine Traurigkeit über mich gekommen, so tief, so schwer, daß ich Gott mit gefalteten Händen bat, er möchte mich so neben meinem stillen Kameraden sterben lassen. — Endlich bin ich vor Erschöpfung hingesunken und eingeschlafen. —

Dumpfe Töne, ähnlich, als ob man auf eine mit Tuch umhüllte Panke schlüge, weckten mich auf. Es war ganz finster, ich wußte nicht, wo ich mich befand und tastete mit den Händen umher, bis ich das kalte Haupt meines Freundes fühlte. Ein grünlich weißer Blitz zeigte mir meine Lage genauer. Lauter und lauter rollte der Donner eines nahenden Gewitters. So unheimlich hatte ich noch kein Unwetter nahen gehört als dieses. Als ob alle ehernen Gewalten des Himmels mit unabwendbarem Verderben niedersänken in die Gebirgsschlucht, als ob alle Felsen schauerten vor den lodernden Blitzen, als ob die Wände stöhnten vor diesem grausigen Rollen und Grollen des Himmels. Wie hohl und dumpf und doch durchdringend, daß der Boden bebte und daß die Holzpfähle ächzten, die mich und meinen ewig schlafenden Freund beherbergen sollten. Die Schlucht stand in zuckendem Feuer, aber kein schmetternder Blitzschlag löste den Bann des Grauens, den das unbeschreiblich schauerliche Getön in den Lüften hervorgerufen. Propheten sagen von unerhörten Schrecken des jüngsten Gerichts; ich glaube nicht, daß ein Mensch im Stande ist, je eine größere

Bangnis zu empfinden, als ich sie in jener Nacht empfunden habe. — Die Hände auf den Knien gefaltet, so saß ich da. Wenn uns, so konnte ich noch denken, die stürzenden Berge nicht begraben, so wird man vielleicht die Gebeine finden und es wird in der Zeitung von zwei Verunglückten die Rede sein, und die Angehörigen werden klagen und weinen, wie sie um Jeden, der ihnen gestorben ist, geklagt und geweint haben, aber Niemand wird ahnen die gräßliche Todesangst, diese unsägliche Pein des Herzens, gegen welche alles körperliche Leiden und Sterben fast eine Labnis ist. Wie selig, o Freund, bist Du, der Dich Dein Engel jäh hinübergetragen hat! Vielleicht aber, daß auch Dir der Augenblick, als Du über das Eis glittest, wie eine Ewigkeit der Angst und der Schrecken erschienen ist. Vielleicht, daß Du in dem einen Momente ein langes, peinvolles Leben gelitten hast in Deiner vergehenden Seele — ganz im Vordergrunde den Schmerz Deines geliebten Weibes, dem Du nicht mehr sagen konntest, daß in Deinem brechenden Herzen kein Groll war, nur Treue, lautere Liebe zu ihr....

Nun brachen die Wässer der Lüfte los. War es das betäubende Brausen der Fluten, oder war es, daß ich meine Bangigkeit gleichsam in das rasche Sterben und in den ewigen Frieden des Freundes geborgen hatte — mir wurde leichter. Ich that den Zirmast hinweg, ich nahm den todten Kameraden auf meinen Schoß und preßte sein Haupt an meine Brust. So wollte ich das Verderben nun erwarten. Ich hörte von draußen das Rinnen des Sandes, das Klappern der heranwogenden Steine, das erdbebenartige Dröhnen der Lawinen. Ich hörte auch das dröhnende Auffallen eines riesigen Felsblockes, der, hoch im Gewände losgebrochen, in mehreren Sätzen herabkam. Jeder Riesenschritt, den der niederspringende Block auf dem Boden that, pochte lauter und erschütternder, bis er, eine Fichte knickend, hoch über unserem Obdache dahinsetzte.

Allmählich legte sich der Aufruhr. Allmählich graute der Morgen und nun sah ich, daß es um das Hüttlein anders war als am Abende zuvor. Es war keine Wiese mehr, es war ein ungeheueres Schuttfeld, aus welchem von den dürren Bäumen nur wenige Aeste hervorragten. Der Baum über unserem Dache war auch gebrochen fortgeschleudert, das Hüttlein selbst stand noch, und wohl nur aus dem einen Grunde, weil es so klein und so widerstandslos gewesen. Und — was mir gar merkwürdig vorkam — die wilden Wände standen auch noch, alle standen sie, ganz wie gestern, und auf den höchsten Zinnen leuchtete der Morgensonnenschein.

Meinen Freund mußte ich nun verlassen. Ich legte ihn an die Wand der Hütte, umfriedete ihn mit Steinen, hüllte ihn mit dem Zirmast zu und ließ ihn allein. Zum Wasser stieg ich hinab, das trübroth war, Erdreich, Wurzelgeflechte und Gestein mit sich wälzte. Diesem Wasser wanderte ich nun entlang, so gut es gieng. Stundenlange Schluchten ohne Weg und Steg waren zu überwinden, bis ich endlich in den waldigen Kessel kam, wo ein Jagdhaus stand. Laut weinend an die Brust sank ich dem alten Förster, denn die Zeit, seit ich keinen lebendigen Menschen mehr gesehen, schien mir unermeßlich lang gewesen zu sein.

Der Förster schickte Holzleute hinauf in das Felsenthal, und gegen Abend war es, als sie mir meinen unglücklichen Genossen brachten. Wir schliefen nun noch einmal, das letztemal, gemeinsam unter einem Dache. Erst am nächsten Morgen fühlte ich mich kräftig genug, um die Rückreise anzutreten und daheim die Unglücksbotschaft zu verkünden.

Zwei Tage später wurde Ludwig auf dem Kirchhofe zu Nieder-Tauring begraben. Sein Weib war dabei nicht gegenwärtig, es lag, von der Botschaft

mitten in's Herz getroffen, schwer darnieder auf dem Krankenbette. Erst viele Wochen später kam die junge Witwe nach Nieder-Tauring, wo sie sich eine kleine Wohnung miethete, um dort zu leben und zu sterben. Von ihrem Fenster aus sieht sie den kleinen Kirchhof. Und dort, hinter grünen Waldbergen ragt — manchmal von grauen Nebeln umbraut, manchmal im hellen Sonnenscheine glühend — die Spitze des Bös-Tauring empor.

Ein Weihnachtsabend.

Erzählung von S. Hahnenkamp.

Es war bitter kalt, dunkles, graues Gewölk bedeckte schon den ganzen Tag das Firmament; gegen Abend fieng es an zu schneien, immer dichter und dichter wirbelten die Flocken auf die Erde nieder zur großen Belustigung der fröhlichen Jugend, welche sich trotzdem munter in den Straßen umhertrieb, um all die hübschen Dinge für den Christabend in den Schaufenstern zu bewundern.

An einer Straßenecke, vor einem besonders reichlich mit Christgeschenken ausgestatteten Schaufenster, stand ein etwa sechsjähriger Knabe und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die herrlichen Sachen, die hier so geschmackvoll geordnet seine Bewunderung erregten. Er war so im Anschauen versunken, daß er gar nicht bemerkte, wie die hellen Flocken eifrig auf ihn niedersanken, als müßten sie die kleine, zarte Gestalt einhüllen, um sie zu schützen vor der grimmigen Kälte.

Plötzlich packte ihn Jemand am Arme und rief: „Knabe! warum gehst Du nicht nach Hause? Du bist ja schon ganz erbärmlich erfroren." Der Kleine blickte sich scheu um, zog sein dünnes Mäntelchen fröstelnd zusammen und begab sich auf den Heimweg. Lange mußte er noch an all das Schöne denken, er hatte sich ja noch immer nicht satt gesehen an dem Wunderwerk. Da schlug es am Thurme fünf. Es war schon ganz dunkel geworden und das Schneegestöber wurde immer heftiger. Dem Kleinen war schon bange, er fieng an zu laufen; endlich mäßigte er seine Schritte und trat leise und vorsichtig in ein ärmliches Häuschen. Als er in die Stube trat, war zu seiner großen Verwunderung dieselbe leer.

„Mama, wo bist Du?" rief er, und da er Niemanden erblickte, fieng er zu weinen an.

In demselben Augenblick flog aber schon die Thür auf und eine zarte, schöne Frauengestalt kam auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen, küßte ihn heftig und rief: „Gott sei Dank! da bist Du ja, mein Herzenssöhnchen, wie konntest Du Deiner Mama das anthun und so lange wegbleiben? Du bist ja von der Pathin schon um drei Uhr weggegangen, und jetzt ist es sechs."

„Ach, verzeih, liebe Mama," erwiderte betroffen der Knabe; „ich habe in einem Schaufenster so schöne Sachen erblickt und konnte mich daran nicht satt sehen. Wenn mir das liebe Christkind nur etwas von diesen schönen Dingen bescheren würde, ich will es heute noch recht sehr darum bitten, vielleicht hat es mich doch ein wenig lieb. Mama! glaubst Du, daß ich dann etwas bekomme?" —

„Wenn Du auch nichts bekommst,

Fredi," sagte die Mutter, indem sie zärtlich die hellen Locken des Kleinen streichelte, „das Christkind hat Dich doch auch lieb, wenn Du nur gut und brav bleibst."

Der Kleine setzte sich stumm zu den Füßen der Mutter auf einen Schemel nieder und schaute lange sinnend vor sich hin. Endlich hub er wieder an: „Ach, wie schön war es doch voriges Jahr am Weihnachtsabend, als Papa noch bei uns war, da hat das Christkind auf mich nicht vergessen! Liebe Mama, sage mir, wird Papa nicht wiederkommen?" Dabei warf sich der Kleine schluchzend an die Brust der Mutter, welche den Knaben zärtlich umschlang und in heftiges Weinen ausbrach.

„Nein, mein Fredi, Dein Papa kommt nicht wieder, er ist ja im Himmel oben bei den Engelein."

„Aber er kann ja dem Christkind sagen, wo wir wohnen, damit es zu mir kommt; oder glaubst Du, darf man das Christkind ansprechen und selbst bitten, wenn es Einem auf der Straße begegnet und seine Einkäufe besorgt?"

Die Mutter lächelte wehmüthig und küßte, ohne diese Frage zu beantworten, den Kleinen innig auf sein liebes Gesichtchen. „Komm' schlafen, mein Söhnchen, es ist schon sehr spät," sagte sie und begann den kleinen Liebling zu entkleiden. Hierauf begab auch sie sich mit schwerem Herzen zur Ruhe.

Am anderen Tage war der heilige Abend. Auf den Straßen war es ungemein belebt. Es wurden noch die letzte Einkäufe für das wichtige Fest besorgt.

Es war bereits gegen fünf Uhr abends. In einem vornehmen Hause des großen Platzes, saß im sehr eleganten Salon eine alte Dame. Im Kamin loderte ein helles Feuer auf und manchesmal fuhr heulend der Wind dazwischen, daß sich die Flammen hoch aufbäumten, und an den Fenstern rüttelte es gewaltsam, als ob der ungestüme Gast Einlaß begehrte in dies friedliche Heim. Die Dame, welche mit Stricken beschäftigt war, legte ihre Arbeit nun fort, faltete die fein gepflegten Hände und blickte wie träumend in den soeben aufsprühenden Funkenregen. Plötzlich erhob sie sich, klingelte dem Diener und befahl den Wagen. Hierauf hüllte sie sich mit Hilfe ihres Kammermädchens in einen kostbaren Pelz und stieg, von einem Diener begleitet, die Freitreppe hinab. Einige Minuten später rollte das elegante Gefährt durch die Straßen auf den Weihnachtsmarkt. Vor einem der ersten Verkaufslocale hielt der Wagen. Die Dame trat, von ihrem Diener begleitet, in das Geschäft.

Als sie wieder herauskam, stand vor ihr ein bildschöner, etwa sechsjähriger Knabe, er blickte treuherzig zu der fremden Dame auf und sagte mit weinerlicher Stimme: „Bitte, bring' mich zu meiner Mama! ich finde nicht nach Hause."

War es die süßklingende Stimme, oder die reizende Gestalt des Knaben, was die Dame bewog, den kleinen Bittsteller an sich zu ziehen und zu fragen, ob er also mit ihr im Wagen zur Mama fahren wolle.

Er neigte bejahend das Köpfchen.

Einem Wink der Herrin folgeleistend, hob nun der Diener den Kleinen in den Wagen. Derselbe betrachtete verwundert den ihn umgebenden, so vornehm ausgestatteten engen Raum. Er schmiegte sein goldblondes Lockenköpfchen dicht an die grauen Atlaspolster und blickte scheu auf die ihm gegenübersitzende vornehme Dame.

„Wie heißt Du denn, mein liebes Kind?" fragte sie den Kleinen.

„Alfred," antwortete er.

„Wer ist Dein Papa?" forschte sie weiter.

„Mein Papa ist im Himmel bei den Engelein, sagt Mama."

„Wo wohnt Deine Mama?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie kommst Du denn zu so später Stunde allein auf die Straße?"

„Ich wollte das Christkind suchen, wenn es seine Einkäufe macht, und wollte es bitten, auch zu mir zu kommen."

„Deine Mama wird sich aber schon sehr ängstigen um Dich," sagte die Dame freundlich und strich mit ihren schlanken, feinen Fingern zärtlich über das helle Gelocke des Knaben.

Der Kleine wurde zutraulich. Er schmiegte sich herzhaft in den weichen Pelz und schlang zärtlich seine kleinen Arme um den Hals der Dame, welche sich wohlwollend über ihn herabneigte. Dabei flüsterte er ihr in's Ohr: „Meine Mama ist auch so schön wie Du, weißt Du, sie hat mich fortgeschickt zur Frau Pathin, ich war auch dort, hielt mich aber nicht lange auf, weil ich das Christkind suchen wollte."

„Ja, wie werden wir aber nun Deine Mama finden," sagte die Dame. „Kannst Du mir nichts Näheres von ihr sagen, oder vielleicht etwas zeigen, wonach wir sie dann finden könnten?"

Der Kleine schien sich zu besinnen, dann zog er hastig ein an seinem Halse hängendes Schnürchen hervor, an dem ein Medaillon befestigt war. Die Dame öffnete es, sank aber dann, tief erschüttert, in die Polster zurück.

„Mein Enkel, welch wunderbare Fügung!" kam es von ihren plötzlich todesbleichen Lippen. Als sie sich wieder erholt hatte, bedeckte sie das liebliche, staunende Gesichtchen des Kindes mit heißen Küssen und benetzte es mit ihren Thränen.

„Ja, warum weinst Du denn jetzt so sehr, weil Du das Bild von meiner Mama siehst?" sagte der Kleine.

In demselben Augenblicke hielt der Wagen. Der Diener öffnete den Schlag, um der Dame beim Aussteigen zu helfen. Diese reichte ihm aber, bevor sie den Wagen verließ, vorsichtig zuerst den Knaben; dann nahm sie die kleine Hand in die ihre und führte so den kleinen Gast die Freitreppe hinan. Die Dienerschaft sah verwundert auf das schöne, fremde Kind, welches so sicher und stolz neben ihrer Herrin einherschritt, als gebühre ihm der Platz von rechtswegen. Nun schritt man zur großen Verwunderung des Kleinen durch hellerleuchtete Corridors und gelangte dann in einen wundervoll ausgestatteten Salon.

Die schweren Portièren aus blauem Sammt und die mit ebensolchem Stoffe bezogenen Fauteuils und Sofas, wie auch die weichen Teppiche, welche jeden Schritt unhörbar machen: Alles dies fesselte die Aufmerksamkeit des Kleinen in hohem Grade.

„Bist Du hier zu Hause?" sagte er treuherzig zu der Dame. „Bei Dir ist es aber sehr schön."

„Möchtest Du bei mir bleiben?" fragte die Dame, indem sie den Knaben schmeichelnd an sich zog.

Er schüttelte energisch sein Köpfchen und erwiderte: „Ach nein, bring' mich doch lieber zu meiner Mama."

„Deine Mama kommt ja auch hieher, mein liebes Kind, ich werde sie holen; aber nicht wahr, Du versprichst mir, einstweilen recht brav zu sein?"

„Gewiß!" antwortete der Kleine. „Aber sag' mir noch etwas: Kommt das Christkind auch zu Dir?" —

„Ich werde jetzt das Christkind aufsuchen und zu Dir bringen, ich werde ihm sagen, daß es Dir viel Schönes bringen soll."

„Das willst Du thun?" entgegnete der Kleine freudig erregt; „dann werde ich Dich aber auch sehr liebhaben, so lieb wie meine Mama." Dabei schlang er zärtlich sein Aermchen um den Hals der Dame.

„Jetzt muß ich fort, mein Liebling," sagte diese, während sie sich erhob, den Kleinen ihrem Kammermädchen übergab mit der Weisung, auf denselben recht Acht zu geben und ihn einstweilen zu unterhalten.

Abermals stieg sie in den Wagen.

„Zum Polizeipräsidenten," rief der Diener dem Kutscher zu, während er sich auf den Bock schwang. Nach einigen Minuten hielt die vornehme Equipage vor der Wohnung des Präsidenten.

„Frau Baronin von Stein," meldete der Diener dem Polizeichef, welcher mit unendlicher Liebenswürdigkeit auf die Baronin zukam und sie herzlich willkommen hieß. Die Unterredung mochte wohl eine halbe Stunde gedauert haben. Der Präsident, ein gar fein gebildeter Mann, begleitete die Baroin bis zum Wagen; diese reichte ihm herzlich dankend die Hand, während sich der Präsident tief verneigte.

„Elisabethstraße Nummer 43!" rief nun der Diener dem Kutscher zu. Bald darauf hielt der Wagen vor einem unscheinbaren Häuschen.

Die Dame stieg rasch aus, trat dann in ein Stübchen, welches wohl von großer Reinlichkeit zeugte, aber nur mit den nöthigsten Möbeln versehen war. Ihr Blick durchflog mit Blitzesschnelle den kleinen Raum und blieb forschend auf einem blassen Gesichte hangen, auf welches Kummer und Sorge ihren Stempel gedrückt. Ein heftiges Zittern befiel die sonst so starke Frau und mit vor Thränen erstickter Stimme rief sie: „Helene, mein armes, armes Kind!" —

Ein markerschütternder Schrei war die Antwort und in ihren Armen lag laut aufschluchzend ihr hart geprüftes, verstoßenes Kind.

„Helene, mein Liebling!" sagte die Baronin mit bebender Stimme, indem sie sanft die verschlungenen Hände der Tochter von ihrem Halse löste. „Ich habe Dir längst verziehen und es tief bereut, daß ich gegen Dich und Deinen Gatten so hart gewesen; aber nun will ich Alles wieder gut machen an Dir und Deinem Kinde. Alfred ist bei mir. Wie dies zugegangen, werde ich Dir später erzählen. Jetzt mußt Du aber gleich fort mit mir; ich dulde es nicht, daß Du noch länger in dieser ärmlichen Kammer verweilest. Du fährst nun mit mir auf den Weihnachtsmarkt, für unsern kleinen Liebling den Weihnachtsbaum zu besorgen. Ich habe ihm ja versprochen, seine liebe Mama und das Christkind mitzubringen."

Glückselig küßte die junge Frau die Hände ihrer Mutter; und nachdem sie rasch Hut und Mantel nahm, bestieg sie an der Seite der Baronin den Wagen. In kurzer Zeit waren die Einkäufe besorgt, und die Equipage bog nun in die Hauptstraße ein, wo sich das stattliche Haus der Baronin v. Stein befand.

Wieder gieng es über hell erleuchtete Corridors, aber die junge Dame an der Seite der Baronin schaute nicht so verwundert umher, wie ihr kleiner Sohn, es waren längst bekannte Räume, welche sie jetzt betrat und welche sie an ihrem Trauungstage am Arme ihres Gatten für immer verließ, weil sie, der Stimme ihres Herzens folgend, einen schlichten, einfachen Doctor zum Gatten nahm, welcher nicht einmal das bedeutungsvolle Wörtchen „von" vor seinen Namen setzen durfte, anstatt die Hand des begüterten Reichsgrafen v. Sturm, welchen die Eltern für sie gewählt, anzunehmen. Man hatte ihr bedeutet, sich mit dem Grafen zu vermählen, aber falls sie durchaus die Gattin des Doctors werden wolle, müsse sie auf ihr Erbe verzichten und dürfe das Vaterhaus nicht wieder betreten. Sie entschloß sich zu Letzterem. Einige Jahre des Glückes hatte sie an der Seite des heißgeliebten Mannes im fernen Lande verlebt, bis diesen eine unheilbare Krankheit an das Lager fesselte und der Tod dem kurzen Liebestraum ein Ende machte. Die tief erschütterte junge Frau eilte nun mit ihrem Knaben der Heimat zu, um, wenn auch in beschränkten Verhältnissen, da ihr Gatte ein sehr geringes Vermögen hinterließ, in der Nähe der Mutter zu leben; der Vater war schon lange gestorben. Sie hoffte

in der Residenz unerkannt zu bleiben und zog deshalb auch in einen Stadttheil, welcher meist von mittellosen Leuten bewohnt wurde. Einmal war sie schon nahe daran, ihre Mutter aufzusuchen, ihre traurige Lage zu schildern und ihr den Tod ihres Gatten anzuzeigen; aber das strenge, ernste Gesicht der Mutter, welche sie einst in der Kirche aus der Ferne beobachtete, ließ sie erkennen, daß sie auf kein Verzeihen hoffen dürfe. Sie wußte ja, daß die strenge Frau unter allen Umständen ihr Wort hielte und den Ungehorsam der Tochter nie verzeihen würde. Darum ergab sie sich in ihr Schicksal und beschloß, nun keine Annäherung mehr zu versuchen.

Alles dies mag nun beim Durchschreiten der bekannten Räume klar vor ihre Seele getreten sein, denn ein schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrer Brust, und die schönen Augen, die ganz denen Alfreds glichen, füllten sich mit Thränen. Als sie nun am Arme der Baronin in den Salon trat, sprang ihr jubelnd ihr Söhnchen entgegen.

„Mama, ach meine liebe, liebe Mama!“ rief er, indem er sich zärtlich an die Mutter schmiegte.

Die Baronin betrachtete mit Entzücken das reizende Bild, welches Mutter und Sohn ihr boten.

„Und zur Großmama kommst Du nicht?“ sagte sie, indem sie den Knaben aus den Armen der Mutter nahm und mit Küssen bedeckte.

Der Kleine horchte hoch auf und blickte bald auf seine Mutter, bald auf die neue Großmama. „Du bist meine Großmama?“ sagte er, „o, dann will ich Dich noch viel, viel lieber haben.“ Dabei drückte er sein Köpfchen fest an die Wangen der Baronin und schlang seine kleinen Arme um ihren Hals.

Plötzlich hörte man läuten.

„Fredi! jetzt kommt das Christkind!“ sagte die Baronin und entließ den Kleinen aus ihren Armen.

Die Flügelthür des anstoßenden Gemaches war weit zurückgeschlagen. In der Mitte desselben prangte ein herrlicher Tannenbaum mit unzähligen Lichtern und vor demselben stand ja wahrhaftig das Christkind in weißem, goldflimmerndem Gewande, mit einem goldenen Stern über der weißen Stirne. Es beugte sich zu dem Kleinen herab und sagte:

„Ich bin zu Dir gekommen, weil Du ein braves, folgsames Kind bist; bleibe nur so, dann komme ich nächstes Jahr wieder.“ —

Dann verschwand es durch den anstoßenden Salon; man hörte noch eine Weile das Rauschen des langen, goldflimmernden Gewandes.

Der Kleine schaute ganz verblüfft der seltsamen Erscheinung nach, dann erst wagte er mit freudestrahlendem Gesichtchen sich dem Weihnachtsbaume zu nähern und die reichlichen Geschenke zu besehen. Er war ganz entzückt von dem Lichtmeer, welches den reichgeschmückten Tannenbaum umfloß und so viele herrliche Dinge bestrahlte. Ein solches Weihnachten hatte der goldlockige Junge freilich noch nie erlebt.

Nachdem das von Glückseligkeit strahlende Kind in das einstige vergoldete Bettchen seiner Mutter in seidene Kissen gebettet und der Schutzengel des Kleinen behütend an das Bettchen gekommen, entfernten sich Mutter und Tochter.

Lange noch saßen sie im Salon beisammen und sprachen von der Vergangenheit, bis das feierliche Glockengeläute, die Geburt des Herrn verkündend, an ihr Ohr schlug und aus dem nahe gelegenen Dome, wie von Geisterschwingen getragen, die feierlichen Töne herüberklangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden.“

Die Heimat unseres Heilands.

Aus dem Tagebuch Kaiser Friedrichs III.

In diesen Tagen, da Aller Augen sich wieder dem Sterne zuwenden, der im Osten aufgieng und uns zur Krippe führt, wollen wir eine Schilderung des Heiligen Landes an uns vorüberziehen lassen, die keinen Anderen zum Verfasser hat, als den deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaiser Friedrich III. Derselbe unternahm im Jahre 1869 eine Reise nach dem Orient und in einem Tagebuche, das nur in 40 Exemplaren vervielfältigt wurde, beschreibt er die Reiseeindrücke, die er empfangen. Wir geben hier jenen Theil, der sich auf Palästina bezieht. Er ist ein interessanter Gegensatz zu der zwar ganz anderartigen aber nicht minder fesselnden Beschreibung des gleichen Gegenstandes, welche wir im Heimgarten, VIII. Jahrgang, Seite 707, aus dem Reisewerke unseres Kronprinzen Rudolf veröffentlicht haben.

Friedrich Wilhelm schreibt:

„Jerusalem, den 4.—9. November 1869. Wenn ich von dieser erhabensten Stätte der ganzen Welt aus versuchen wollte, es auszudrücken, wie bewegt mein Herz bei dem Gedanken war, in Jerusalem zu sein, würde ich zu viel unternehmen. Man muß selbst hier gewesen sein, selbst zunächst die große Enttäuschung durchgemacht haben, die der erste Anblick und der Eintritt in die Stadt hervorrufen, und selbst endlich den tiefen inneren Frieden gewonnen haben, nachdem ruhige Anschauung und Betrachtung die Oberhand erlangten, um das zu begreifen.

Was mich für mein ganzes ferneres Leben glücklich macht, ist, daß ich die Stätten betreten habe, in denen Jesus Christus weilte, die Stätte, welche sein Fuß betreten, daß ich die Wässer geschaut, auf denen sein Auge täglich geruht. Das gilt vor allem von dem Oelberg, Gethsemane nebst dem Kidronflußbett, sowie von den gewaltigen Felsufern des Todten Meeres neben dem Jordanthal und der Gegend bei Bethlehem; diese Orte haben in ihrer landschaftlichen und überhaupt geologischen Bildung gewiß ihren ursprünglichen Charakter beibehalten und sie können als Zeugen des Wirkens, Lehrens und Leidens unseres Erlösers angesehen werden, da zum Glück keine Menschenhand der Landschaft Gewalt anzuthun vermocht hat, auch kein religiöser Eifer durch Baulichkeiten dasjenige zu entstellen unternommen, was nur in seiner einfachen Naturwüchsigkeit den geschichtlichen Charakter bewahrt.

Im Gegensatz hierzu sind die „heiligen Stätten“ in frevelhaftester Weise verunziert und verdeckt worden. Jegliches fromme und tief ernste Gefühl, mit dem man sich der heiligen Grabesstätte nahet, weicht zurück, wenn man von den lateinischen und griechischen Mönchen sofort am Eingang der Kirche darauf angeredet wird, daß dieser Theil oder dieser Stein der einen, jener aber der anderen Confession angehöre, und man dementsprechend also erst hierhin müsse und dann erst dorthin dürfe. Tritt man dann in die große Rotunde hinein, in deren Mitte sich der mit der Kapelle überbaute Raum befindet, der das Grab des Heilands genannt wird, so sieht man zunächst nichts weiter vor sich als eine enge, dunkle, niedrige Halle. Aus dieser gelangt der

Beschauer durch eine nur drei Fuß hohe Oeffnung in ein kleines, mit marmornen Tafeln ausgelegtes Kapellchen, in welchem kaum vier Menschen stehen können und in dem ein länglicher Altar sich befindet. Die eigentliche Altarplatte, gleichfalls von Marmor, versteckt den in den Felsen gehauenen Raum, in welchem der Erlöser ruhte, so daß man wohl an der Grabesstätte sich befindet, nicht aber die gedachte Felsaushöhlung sehen kann. Aus Besorgnis, daß die Pilger in ihrer Frömmigkeit zu viel an dem Stein abbröckeln oder allmählich dem Felsen zu viel abküssen könnten, ziehen die Mönche vor, den Besuchenden gar nichts mehr sehen zu lassen.

Wird man dann nach abermaligen Hin- und Herzerrungen endlich nach Golgatha geführt, so sieht man vollends nichts. Um hier hinauf zu gelangen, muß man aus dem Raume der Grabesrotunde durch die unmittelbar daranstoßende griechische Kirche hindurchgehen, viele dunkle Stufen steigen, um dann in eine nur durch Lampen erhellte und mit geschmacklosen Heiligenbildern verunstaltete Kapelle zu gelangen. Hier hebt dann ein Mönch einen Deckel unterm Altar in die Höhe und zeigt ein Loch in dem Marmorfußboden, durch welches eine kleine Vertiefung im Felsen sichtbar wird, in die das Kreuz des Herrn eingelassen worden sein soll. Eine daneben befindliche Oeffnung im Felsen wird für den Spalt ausgegeben, der in dem Augenblick, als der Herr verschied, den Erdboden zerriß. Der Besucher kann der hier herrschenden Dunkelkeit wegen nichts unterscheiden und nur mit Hilfe von Wachsstöckchen nothdürftig hinabblicken. Ich fühlte mich durch alles dies bitter enttäuscht, wurde aber außerdem durch das Conglomerat von Kapellen, Altären, Treppen und Gängen so verwirrt, daß mir schließlich ganz schwindlig zu Muthe wurde. Dazu kam eine enge, dumpfe Luft, jeglicher Frische entbehrend, der Duft des Weihrauchs, der aufsteigend dicht vor mir hergetragen wurde, und endlich das widerwärtige Gefühl über alle die märchenhaften Legenden beider Confessionen, auf welche eine Masse von Stiftungen und Denkmalen hinweisen sollten, bis ich schließlich bei Vorführung der „Adamskapelle," in der Adam's Schädel sich befinde, genug hatte und mich eiligst entfernte. Das einzig wirklich Sichtbare innerhalb der Kirche waren alte, in den Felsen gehauene Judengräber, deren Echtheit als solche archäologisch nachgewiesen ist und die unweit des Heiligen Grabes selbst gezeigt werden. Diese muldenartig gehaltenen Grabstätten liefern den Beweis dafür, daß hier wirklich Bestattungen vorgenommen worden sind, so daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß auch ein Joseph von Arimathia sein Grab hier in der Nähe sich hat bereiten lassen können.

Das Schwert Gottfrieds von Bouillon wird in einer Kapelle gezeigt; deren Echtheit mag nicht viel mehr bedeuten als alle andere Reliquien.

Die Stadt ist schmutzig und dumpfig, ganze Straßen sind überwölbt und völlig dunkel, mit einem Pflaster aus großen, nach der Mitte sich senkenden Feldsteinen bestehend, auf denen das Pferd bei jedem Tritt gleitet, so daß, da man beständig bergauf und bergab wandelt, jede Art der Vorwärtsbeförderung zur Unerträglichkeit wird.

Die reichste Entschädigung aber bietet die Besteigung des Oelberges, nachdem man das ausgetrocknete Flußbett des Kidronbaches überschritten, auch das Josaphatthal erschauet hat. Ich erreichte des Oelbergs Gipfel kurz vor Sonnenuntergang und hatte meinen Standpunkt so genommen, daß die ganze Ausdehnung der Stadt Jerusalem, in allmählicher Senkung nach dem Kidron folgend, sich vor mir entrollte, während auf der entgegengesetzten Seite die ganz eigenthümlich schön geformten Felswände des Todten

Meeres mit dem Wasserspiegel desselben und einem Theil des Jordanthals in lieblicher Großartigkeit zu erblicken waren. Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten mit goldenem Roth die Stadt und die um Jerusalem liegenden kahlen, grauen und öden Berge, so daß dadurch plötzlich Leben und Wärme in jene Landschaft gekommen zu sein schien. Zugleich nahmen auch die Felswände des Todten Meeres, die mich lebhaft an Loch Muich in Schottland erinnerten, jenen Abendsonnenschimmer an, der dem Gebirge stets einen so hohen Zauber verleiht, und mit jeder Minute schimmerten die Fluten in hellerem Licht! Jetzt erst konnte ich mir eine leise Vorstellung von der Schönheit machen, mit welcher die Schrift den „Namen der heiligen und herrlichen Stadt" in Zusammenhang bringt, jetzt erst konnte ich mir denken, wie der Heiland hier oben weilend sein Auge mit Wemuth auf diesen Fluren und den Gebäuden ruhen ließ, als er ihre Bewohner anklagte, daß sie nicht zur rechten Zeit erkennen wollten, was zu ihrem Frieden diene.

Jeder Fremde sollte sich zuerst auf den Oelberg um die Zeit begeben, wenn die Sonne sich neigen will und dann einen Augenblick bei den uralten Bäumen Gethsemanes weilen, von denen es nicht unmöglich ist, daß sie Zeitgenossen des Heilands sind, da der Oelbaum sehr langsam wächst und steinalt wird. Mönche haben hier kleine nichtssagende Gärten angelegt, wobei jede Confession den ihrigen als den eigentlichen Ort der Passion bezeichnet. Im übrigen bieten die kahlen Abhänge nichts Anziehendes. Dicht daneben zeigten Kapuziner das Grab der Jungfrau und die Stelle, wo der Heiland Blut schwitzte, aus welcher jedoch ein Stück Fels entfernt wurde, „um dem Altar eine bessere Richtung zu geben."

Diesen ersten Abend in Jerusalem, an welchem ich vom Oelberg aus den Sonnenuntergang betrachtete, indem gleichzeitig jene großartige Stille in der Natur eintrat, die schon bei jedem anderen Orte etwas Feierliches hat, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Hier konnte das Gemüth sich von der Erde abwenden und dem Gedanken ungestört nachhängen, der jedes Christen Innerstes bewegte, wenn er auf das große Erlösungswerk zurückblickt, das an dieser Stätte seinen erhabensten Ausgangspunkt feierte. Das Nachlesen der Lieblingsstellen in den Evangelien an solchem Orte ist ein Gottesdienst für sich.

Ein nochmaliger Besuch der leeren Grabeskirche im späten Zwielicht, beim Schimmer nur weniger Lampen und unbelästigt durch widerliche Mönchsgestalten, bot einen kleinen Ersatz für das Abstoßende des officiellen Morgengangs. Ich liebe es überhaupt, Kirchen in später Abendstunde bei mäßiger Beleuchtung zu sehen. In diesem einzig in seiner Art dastehenden Gotteshause aber ward mir wunderbar zu Muthe, wiewohl doch nichts den Empfindungen auf dem Oelberg gleichkommen wollte.

Ich bin bisher bloß meinen Gefühlen nachgegangen und habe dabei meinem Griffel freien Lauf gelassen, will jedoch jetzt wieder zum Positiven zurückkehren und in meiner Schilderung fortfahren. Hervorheben muß ich hierbei ein- für allemal, daß ich immer nur minutenweise zum Schreiben gelange und darum zu meinem eigenen Aerger mich überzeuge, wie flüchtig meistens mein Stil wird. Bei einer eiligen Reise jedoch, welche die anziehendsten Punkte der Erde berührt, bleibt man selbstverständlich wenig im Zimmer und kann daher wenig Zeit dem Schreibtisch widmen.

Als wir uns nach einer fünftägigen guten Seefahrt, bei welcher uns nur der Südwind etwas aufhielt, der Küste Palästinas näherten, blickte jeder mit Spannung auf das Gelobte Land. Doch bietet die gelbe Küste wenig Schönes dar. Erst wenn man

mit einer Pinasse rudernd durch die sehr gefährlichen Klippen, die den Hafen sperren, glücklich hindurchgelangt und an das Land gestiegen ist, gewinnt man das befriedigende Gefühl, im eigentlichen Orient zu sein. Ich hatte in Jaffa dieselbe Empfindung, wie 1862 in Tunis, daß hier eben alles anders als in Europa ist.

Empfangen von unserem Generalconsul, Herrn von Alten, ferner vom griechischen Patriarchen von Jerusalem, sowie von Giamil Pascha, dem Gouverneur der Provinz und endlich von einer ohrzerreißenden Musik der von zahlreich bunt gekleideten Arabern, Griechen und Juden umringten Ehrenwache, stiegen wir sofort zu Pferde, voran zwei Fahnenträger mit der preußischen und der norddeutschen Flagge, dann türkische Kavallerie und Baschi-Bozuks-Escorte, ferner 30 Mann von unserem Seebataillon, unter dem Befehl des Lieutenants Lutzen, gleichfalls zu Pferde, und endlich unsere ganze Gesellschaft, hoch zu Roß, vermehrt durch den Schiffsarzt und den Schiffsgeistlichen, das Gepäck auf Maulthieren, gieng's nach kurzer Rast in der Colonie der württembergischen Secte, Leuten, die den Juden die Uebersiedelung nach Palästina anbahnen wollen, doch vorläufig noch Landwirtschaft treiben, bei glühender Hitze durch die berühmten Orangengärten Jaffas, dem Gebirge von Judäa entgegen. Sobald man die Umgegend der Stadt verlassen, wird die schon an sich geringe Vegetation ganz spärlich, die Ortschaften werden ärmlich, die Bewohner dementsprechend zerlumpter, aber trotzdem malerisch-stolz in ihrer Haltung, wobei der bräunliche Syrer gegen den braunen Araber und den glänzenden Mohren seltsam absticht. Besonders wunderlich kamen einem die vielen Kameele als Lastthiere vor, die mit ihrem stets verdrießlichen und höchst naseweisen Gesicht den Wanderer anblöken. Hübsch machten sich die Ortsvorsteher, die mich in bunten Kaftans schreiendster Farbenart willkommen hießen. Die Baschi-Bozuks führten uns während des Ritts ein Scheingefecht, „Fantasia" genannt, vor, während wir unsere Pferde abwechselnd alle Gangarten gehen ließen, die der zwar ausgebesserte, aber immer noch frisch aufgeschüttete chausseeartige Weg gestattete, und erreichten unser Zeltlager bei Bab el Wadi am Eingang des Gebirges, wo genächtigt ward.

Am 4. November verließen wir mit Sonnenaufgang die recht behaglich eingerichteten Zelte im Lande der Philister. Nachts hatten wir Schakale heulen hören, ja einige unserer Herren behaupteten sogar, ein solches Thier im eigenen Zelt gespürt zu haben. Ich konnte wenig schlafen, während mein Schwager, der ein Zelt mit mir theilte, so wundervoll ruhte, daß er es nicht einmal gewahr ward, wie er mehrmals laut nieste. Meine im Nebenzelt untergebrachten Leute schliefen ebenfalls wenig, behandelten dafür aber in eingehendster Weise das Thema der Skorpione und deren giftige Bisse. Mehreren, die des Reitens unkundig waren, bekam der anstrengende Ritt übel und mußten sie gefahren werden, merkwürdig sattelfest dagegen waren die Seesoldaten. Stundenlang klommen wir die steilen Felsthäler heran, hier und da Reste christlicher Kirchen erblickend, so in Abu-Gose, wo David einst die Bundeslade abholte, als der Ort noch Ciriat-Jarim hieß.

Eine Stunde vor Jerusalem empfiengen uns die Deutschen aus jener Stadt, alle zu Pferde, angeführt durch den evangelischen Pfarrer Hoffmann, Sohn des Generalsuperintendenten und Hofpredigers in Berlin; während einer kurzen Rast zogen wir Uniformen an, wobei ich den Dragonerrock anlegte und im Gespräch mit den meist aus Württembergern bestehenden Landsleuten bestiegen wir den letzten steilen Berg, von dem aus sich der erste Blick auf Jerusalem bieten sollte. Zunächst kam uns der griechische Bischof im

Namen des Patriarchen entgegen, dann die Vorsteher der Juden in unnachahmlichen Bewegungen und einer unglaublichen Wortverschwendung. Währenddem hatte sich unser vorausgeschicktes Commando Seesoldaten aufgestellt, präsentierte und empfieng mich mit Hurrah — gewiß der erste preußische Militärgruß dieser Art bei der heiligen Stadt — und dann noch immer kein Jerusalem, sondern ein ungeheures Zelt, von zahllosen Menschen nebst türkischer Ehrenwache umringt, und mit einer Menge fremder Uniformen angefüllt.

Hier begann denn die Vorstellung des englischen Geistlichen, der Patriarchen, römischen Prälaten, Consuln, mitten unter ihnen Graf Potocki, Mönche, Geistliche ohne Ende, wobei im Drange der Aufregung einer statt des anderen genannt wird, dazu Süßigkeiten und Sorbetts. Leider war der deutsch-englische Bischof Dr. Gobbat abwesend, was ich erst hier erfuhr. Endlich mache ich mich los, besteige wieder mein Pferd und hoffend, nun endlich Jerusalem in Ruhe betrachten zu können, suche ich mich dem Gedränge der Menge zu entziehen, indem ich mich an unsere unmittelbar vor mir marschierenden Soldaten dicht anschließe. Doch vergebens! Um völlig alle Möglichkeit gehobener Stimmung zu rauben, spielt die entsetzliche türkische Musik: „La Madrilena," begleitet von einer ambulanten Chaine türkischer Soldaten.

Haufen von Juden schrien mich in allen Zungen an, deren verschiedene Vorsteher mir vorausgeeilt sind, um unter Laubbögen und kostbar geschmückten Zelten Ansprachen zu halten. Rührend war dagegen die Freude der Diakonissinnen aus Kaiserswerth, die den einzelnen Kranken- und Erziehungsanstalten hierselbst angehörten und die mir alle die Hand reichten, in Jubel darüber, endlich einmal wieder Landsleute zu erblicken. An ihrer Spitze stand Fräulein Charlotte Pilz, deren wohlthätigen Einfluß ich schon vor längerer Zeit hatte rühmen hören.

Schließlich frage ich unsern Consul von Alten, ob wir denn nicht bald Jerusalem sehen würden. „Sie haben's ja längst vor sich," war die Antwort. Das großartige russische Kloster, Krankenhaus und die dazugehörige kathedralartige Kirche sind so angelegt, daß gedachte Gebäude jeglichen Blick auf die Stadt von hier aus rauben und man nur ein Minaret und einige Mauern erblickt. Dichte Staubmassen wirbelten von den Füßen der zahlreichen uns nachlaufenden Einwohnerschaft in die Höhe, als angenehme Zugaben zu der glühenden Mittagshitze, während der Weg bergab geht und ich dadurch nun wiederum keine Stadt, sondern nur Mauerwerk zu sehen bekomme. So geht's denn endlich links nach dem Damaskusthor ab in die Gegend, wo Gottfried von Bouillon den siegreichen Sturm unternahm und durch welches bisher kein christlicher Fürst einziehen durfte, weil der mohammedanische Aberglaube wähnte, daß in solchem Fall der Betreffende die Muselmänner hinaustreiben würde! Endlich betreten wir das Innere der Stadt, aber hier war vor Engigkeit der Straßen und Erbärmlichkeit des Pflasters keine Umschau möglich und nur die Besorgnis, jeden Augenblick der Länge nach mit dem Pferde hinzuschlagen, beschäftigte uns. Endlich gelangen wir durch Winkelgassen an die Pforte der Grabeskirche, durch welche wir nebst unseren Dienern und den Seesoldaten das Heiligthum betreten. Die griechische Geistlichkeit empfängt mich in reichen Feierkleidern, mit Lichtern, Weihrauch und geweihtem Rosenwasser und geleitet mich in der vorher erwähnten Weise abwechselnd mit einigen höchst unsauber aussehenden, übelriechenden lateinischen Mönchen zur heiligen Stätte. Die römisch-katholische Geistlichkeit läßt sich nicht sehen. Fassung allein gewann ich auf diesem Gange in dem Gedanken an

Frau, Kinder, Eltern und Vaterland, deren ich in still inbrünstigem Gebete gedachte. Für mich erschien der ganze jerusalemitische Boden als ein so geweihter, daß es mir gleichgültig bleibt, wie viel oder wie wenig historische Wahrscheinlichkeit für die Echtheit der zu dieser Kirche gehörigen Punkte sprechen möge.

Unsere Wohnung liegt gar freundlich, halb in dem evangelischen Johannishospiz und halb in dem durch Gärtchen und Plattformen mit demselben zusammenhängenden Consulat, das Herr von Alten inne hat, die Aussicht gerade auf den Oelberg gerichtet. Alle Häuser sind inwendig gewölbt, außen mit flachen Dächern versehen, und ziemlich gut auf Ventilation eingerichtet. Trink- und Waschwasser kommt ausschließlich aus den Cisternen, ist aber morgens immer kalt, weil die Nächte sehr kühl nach Mitternacht werden.

„Ein Besuch der sogenannten Omarmoschee auf dem heiligen Platz, dem ehemaligen Tempel Salomonis, sowie der hierzu gehörigen Gebäude füllt den Nachmittag aus. Zwei sehr artige Mollas dienten uns als Führer und mochten wohl schon öfters mit Deutschen zu thun gehabt haben, denn mehrere Male suchten sie Worte zu sprechen, die wir endlich als zur deutschen Sprache zu rechnende herausbekamen; namentlich war die Redensart „einstain," die wir schließlich als „ein Stein" gemeint entdeckten. Die Moschee ist äußerlich sehr anziehend durch ihren Reichthum an lasierten bunten Ziegeln. Innerlich ragt ein mächtiger Felsblock aus dem Erdboden hervor, der eine der Grundfesten des jüdischen Tempels gewesen, auch zu Mohammeds Zeit eine Rolle gespielt haben soll. Die Mohammedaner haben es hier passender als die Christen eingerichtet, indem sie den geweihten Fels unberührt und unbedeckt inmitten des Gotteshauses stehen ließen.

Beim Diner erschienen außer mehreren hier wohnenden Deutschen und Paschas der armenische Patriarch, der kein Wort französisch spricht, aber ungemein wohlwollend für Deutsche auftritt.

Eine alte seltsame Princesse de la Tour, die sich auf dem Oelberg ein Schweizerhaus und eine Kapelle, in welcher das Vaterunser in dreißig Sprachen verzeichnet wird, erbaut hat, kam mich zu besuchen. Ihr phantastischer, halb griechischer, halb europäischer, aber sehr eleganter Anzug stach scharf gegen die einfache und würdige Haltung der Diakonissinnen ab, die ebenfalls erschienen waren.

Ein Ständchen nebst Adressenüberreichung seitens der hier weilenden Deutschen und Juden beschloß den Tag.

Am 5. November ritten wir, unter Zurücklassung einiger durch die langen Ritte stark Angegriffenen und von Giamil Pascha, sowie einem hier weilenden Archäologen Dr. Sandreczky aus Bayern begleitet, über das Gebirge nach Hebron. Unweit Bethlehem führte der Weg bei Rahels Grab vorbei, wurde dann aber einer der tollsten, der mir je vorgekommen ist, denn wir mußten bald über glatte Felsflächen, dann aber wieder über endloses lockeres Steingeröll vorbei, so daß ich jeden Augenblick befürchtete, die kleinen Berberpferde würden den Dienst versagen, aber diese zähen tüchtigen Thierchen kannten keine Schwierigkeit und kamen nicht einmal in's Stolpern. So gieng es sechs Stunden ununterbrochen durch die kahlen, wild aussehenden Berge Judäas, selten sahen wir einen Busch und nur zweimal eine Quelle. Etwa eine Meile diesseits des Orts empfieng uns die Behörde zu Pferde und gab uns das Geleit; lieber hätte ich gesehen, daß diese „Spitzen" auf die Wegebesserung Bedacht genommen hätten, denn als wir zwischen den Weinbergen der Stadt hindurchritten, war man versucht zu glauben, es seien eben die Mauern hier eingestürzt! Hebron ist das biblische wohlbekannte

abrahamitische bis auf den heutigen Tag.

Die an und für sich wenig Sehenswerthes darbietende Moschee enthält die Gräber des Abraham, der Sara, Jakobs, Leas und Josephs, deren reich mit Decken verhangene Kenotaphien innerhalb des Gebändes stehen, während die nie in ihrer Ruhe gestörten Gebeine tief unten in unbetretbaren Grüften ruhen sollen. Die ehemalige Fruchtbarkeit des Landes und sein Baumreichthum sind längst geschwunden, nur zwei Korkeichen werden als Zeitgenossen jener Erzväter bezeichnet und befinden sich nicht weit von der Stätte des ehemaligen Haines Mamreh. Die Erinnerung an den biblischen Unterricht aus meiner Kinderzeit, den mein erster und hochverehrter Erzieher Godet geleitet hatte, trat mir beim Beschauen der Stätten, deren Namen ich oft gehört, vor die Seele. Wie hätte ich es ihm gegönnt, mich in das Gelobte Land zu begleiten!

Nachtquartier boten Zelte an den großen Gebirgsteichen Samarias, die durch Wasserleitungen Jerusalem mit frischem Gebirgswasser versehen.

Am 6. November besuchten wir das nichtssagende Bethlehem und die Geburtsstätte des Heilands. Diese wird in einer Felshöhle gezeigt, die sich unter dem Kirchen- und Klosterraum befindet, über deren Besitz und Nutznießung Griechen und Lateiner beständig bitterste Fehde führen. Dunkelheit, Rauchstoffe nebst dem größten Schmutz verleideten auch hier dem Besuchenden den Anblick der geweihten Stätte. In der vergangenen Nacht hatten die Lateiner ganz einfach Leichensteine vom Kirchhof der Griechen an sich genommen, um sich einen bequemen Weg nach einem besonderen Eingang zu bahnen, und kam diese saubere Angelegenheit vor meinen Augen an den Pascha!

Tief beschämt fühlten wir uns alle, daß Christen, und zumal auf solchem Boden, sich derartig aufführten, daß die Türken ihrem unheiligen und unehrwürdigen Gebaren mit Polizeimaßregeln begegnen mußten.

Ich redete offen mit dem recht gebildeten Pascha hierüber, der erst seit vier Wochen hier anwesend ist und allerdings wenig erbaut von solchen Erfahrungen war; mit einer gewissen Achtung sprach er dagegen von dem evangelischen Bekenntnis.

Ein Ritt um die Mauern von Jerusalem, der uns an dem Klageplatz der Juden, an den kolossalen Grundmauern des Tempels vorbeiführte, und der Besuch der evangelisch-deutschen und englischen Anstalten beschloß den Tag, dessen Abend ich abermals auf dem Oelberg ganz still für mich zubrachte.

Unsere Seesoldaten giengen allenthalben umher, die Sehenswürdigkeiten zu betrachten, und kann man sich nicht vorstellen, wie sonderbar es mir vorkam, gerade an diesem Ort unsere Leute ebenso lustwandeln zu sehen, wie man es in der Garnison oder in den Cantonnements nach vollbrachtem Dienst gewohnt ist.

Sonntag den 7. gieng ich allein zum heiligen Abendmahl in die Sakristei der englischen Kirche, worauf der deutsche Gottesdienst stattfand.

Mittags ergriff ich in Gegenwart der evangelischen Geistlichen, sowie Giamil Paschas und unserer Seesoldaten feierlich und öffentlich im Namen unseres Königs Besitz von den Ruinen des ehemaligen Johanniterhospizes und der dazu gehörigen Kirche. Ein bereits an Bord gemalter Wappenadler ward an dem schönen noch erhaltenen Thor befestigt und die preußische Standarte auf dem höchsten Punkt aufgepflanzt, indem wir unserem König ein dreifaches Hurrah brachten.

Nachmittags verließen wir auf demselben Wege, wie wir gekommen, Jerusalem, noch einige Anstalten vor den Thoren besuchend. Dies waren eine Mädchenschule, „Delectatio Summi" genannt, unter Aufsicht der braven Diaconissin Charlotte Pilz stehend, die

vortrefflich gehalten ist, ferner das von Herrn Schneller aus eigenen Mitteln und freiwilligen Beiträgen errichtete Knabenwaisenhaus, für die Hinterbliebenen der Opfer der syrischen Christenverfolgung von 1860, das aber auffällig schmutzig und vernachlässigt war.

Nachtquartier war wieder Bab el Madi unter Zelten. Durch die umsichtigen und praktischen Anordnungen eines Landsmanns Namens Thiel aus der Rheinprovinz, der seit vielen Jahren in Jerusalem weilt, war hier, wie überall, wohin unsere Karawane sich begeben hatte, für alles reichlich gesorgt. Früh morgens ritten wir nach Jaffa und begegneten am Eingang dieses Orts dem Kaiser von Oesterreich, der eben mit seinem großen Troß gelandet war. Nach kurzer, aber herzlicher Begrüßung begab ich mich zum griechischen Patriarchen von Jerusalem, der hier noch immer weilte und ließ mich seinem Wunsche gemäß in mündliche Verhandlungen über Abtretung einiger auf dem Johanniterplatz gelegenen, seiner Kirche gehörigen Grundstücke ein. Da er ahnte, daß ein Orden seiner harrte, so war mit ihm leicht reden, und bald unterzeichneten wir ein Protokoll, durch welches der Besitz unseres Königs in Jerusalem noch vergrößert werden konnte. Generalmajor von Stosch leistete mir bei der ganzen Erwerbsangelegenheit schon von Constantinopel an den größten Dienst, indem er stets die Augen auf hatte und auch rechtzeitig zu betonen verstand, worauf es im entscheidenden Augenblick ankam. Herr von Alten muß nun die kleinen nebensächlichen Localfragen baldmöglichst zum Abschluß bringen, denn sonst vermag die orientalische Indolenz Unglaubliches in der Hinhaltung von Entscheidungen.

Bei heftiger Brandung giengen wir mittags an Bord der „Hertha“ und lichteten die Anker nach Beirut, das wir in der Morgendämmerung des 9. November erreichten, von der endlich eingetroffenen Korvette Elisabeth begrüßt, die ich auch sofort besichtigte.“ So weit das Tagebuch.

Dann gieng's über Jaffa und Beirut, den Libanon und Damaskus weiter, nach der großen Einweihungsfeier. Von Suez begab sich der Kronprinz auf dem Nil nach Oberägypten. Ueber diese Fahrt heißt es in dem obenerwähnten Tagebuch: „Beim Erwachen weilten meine ersten Gedanken bei meiner Frau! Ich habe diesen lieben Tag nie, seitdem wir verlobt oder verheiratet sind, getrennt von ihr zugebracht und es wurde mir daher heute gerade besonders schwer, mich in den Gedanken zu finden, noch mehrere Wochen fern von den Meinigen zubringen zu müssen. Abgesehen von solchem Heimwehgefühl ließ sich nicht leugnen, daß der Gedanke, auf dem Nil zu schwimmen, sein Ansprechendes hat, wiewohl gerade heute uns nichts von Belang begegnete. An den Ufern erschienen bald Palmenhaine, bald förmliche Wälder, die aus diesem herrlichen poetischen Baum gebildet waren. Der Charakter der Ufer ist sonst wenig romantisch und bis jetzt wenigstens nicht so fruchtbar, als es die Beschreibung hatte erwarten lassen.“

Am 8. December erfolgte die Rückreise aus dem Orient, direct nach Hause, wo der Kronprinz das Weihnachtsfest wieder im Kreise seiner Familie verlebte.

Betrachtung.

Tausend Formen hat die Menschheit
Durchgeprobt in ihrem Leben.
Hier in Freiheit, dort in Knechtschaft,
Hier in Stumpfsinn, dort im Streben;

Hier in stolzen Waffengängen,
Dort mit weichen, frommen Sitten
Ist sie kühn zugleich und zagend
Durch die Nacht der Zeit geschritten.

Doch die Sterne, die da leuchten,
Und die Blumen, die da sprossen,
Und die Trauben, die da reifen,
Hat sie stets, wie heut' genossen.

Ganz wie Adam seine Eva
Sich gemacht zur Herzensbeute,
Ganz wie Kain erschlug den Bruder,
Ganz so liebt und haßt man heute.

Eins ist ewig, was Du thun magst,
Menschheit, streiten oder klagen,
Lust und Leid, so viel in Deinem
Busen Platz hat, mußt Du tragen.

Auch der Mächtigste und Frei'ste
Ist die Beute eines Drachen;
Und den Sclaven an der Kette
Kann die Liebe selig machen.

Das, was Dich auf Deiner Wander
Manchmal will zu Boden drücken:
Nicht der krumme, steile Weg ist's,
Nur die Last auf Deinem Rücken.

Ob der König, ob der Priester,
Ob der Volkserwählte führet,
Ob der Glaube, ob das Wissen,
Ob die Kunst das Leben zieret,

Es ist eins. Aus ander'n Tiefen
Keimen, Mensch, Dir Heil und Schmerzen.
Dein Geschick steigt groß und ehern
Einzig nur aus Deinem Herzen.

R.

Der belletristische Redacteur.

Auch eine Passionsgeschichte. Von **Friedrich Schlögl.**

Ich lebte „still und harmlos," wie — Tell bis zum Beginne des vierten Actes. Sein Geschoß war bis dahin auf des Waldes Thiere nur gerichtet, meine Jagdobjecte waren nur die Familien Grammerstädter, Biz und Consorten, und ich schrieb meine friedlichen Wiener Skizzen und kleinen Culturbilder, unserer Beider Gedanken aber waren rein von Mord. Da geschah jedoch, daß durch diverse Ereignisse sowohl bei ihm — ich spreche von Wilhelm Tell — als bei mir selbst die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandelt wurde und — die bezüglichen Katastrophen nicht mehr aufzuhalten waren. Tell's weitere Thaten und Schicksale sind durch Schillers ergreifendes Schauspiel und Rossinis melodiöse Oper so ziemlich bekannt, sogar Tells tragisch-edles Ende hat uns der brave Uhland in einer schön versificierten Ballade erzählt; wir sind also in Betreff des schweizerischen Revolutionärs — dessen Existenz von mit

Decret angestellten und beeideten Geschichtsprofessoren zwar geleugnet, der aber durch die Gastrollen berühmter Heldenspieler und interessanter Baritonisten doch eine gewisse Popularität sich errungen — vollkommen im Reinen; wie aber mein Ende sich gestalten wird, das können heute nur die geehrten Parzen, Nornen und deren Affiliierte wissen. Meine Vermuthung oder vielmehr Ueberzeugung geht übrigens dahin, daß mich schon demnächst die in ihrem Fache renommierten Professoren Meynert und Leidesdorfer in Behandlung nehmen werden.

Ich war nämlich vor einiger Zeit so unvorsichtig, die (wenn auch beziehungsweise nur partielle) Redaction einer angesehenen belletristischen Wochenschrift zu übernehmen. Der Antrag war ehrenvoll und klang so ungefährlich, wie der Triller einer Turteltaube. Und warum auch nicht? Das Blatt hatte seine bewährte, vieljährige Consistenz und seinen guten Ruf; ein Stock stabiler verläßlicher, namhafter Mitarbeiter war vorhanden, an Stoff kein Mangel, die paar Bogen füllten sich allwöchentlich fast von selbst; ich hatte demnach fast nichts zu thun, als meine 20.000 Mark pro Jahr einzustecken. Das ist bald begriffen und ich sagte zu. „O unglückselig Flötenspiel, hätt' ich Dich nie kennen gelernt!" (oder nach früherer Lesart: „das mir nie hätte einfallen sollen!")

Denn ich vergaß in meiner blinden Voreiligkeit, in meinem unverbesserlichen Optimismus auf die Hauptsache. Ich vergaß auf das in steter Bereitschaft — sozusagen: „auf dem Sprunge" stehende wilde Heer der schöngeistigen Freiwilligen (beiderlei Geschlechtes), auf die schriftstellernden Heroinnen und die artistischen Kunstjünger, auf die scandierenden Gymnasiasten und die romantisierenden Pensionärinnen; ich vergaß auf das gefährlichste Erbübel des ohnehin von der Geburt aus auch sonst sündhaften Menschengeschlechtes, auf die entsetzlichste Krankheit aller Jahrhunderte in sogenannt civilisierten Ländern, auf den leidigen — Dilettantismus!

Und keine Seele warnte mich. Niemand machte mich auf die Gefahren aufmerksam, die mir unabwendbar und unausbleiblich bevorstünden, und Niemand fand sich, mir jene erprobten Hilfsmittel, jene Gegengifte anzurathen, womit ich in den Stunden der ärgsten Noth dem feindlichen Geschicke muthvoll und trotzig entgegentreten und so die schlimmsten Uebel von mir abwenden könnte. Man ließ mich allein in dem widerlichen Kampfe mit den verkörperten Dämonen der Schreibwuth, mit den verzerrten Unholden der von der „Dichteritis" Erfaßten, mit den Plagegeistern der an Einsendungsgier Laborierenden, mit den ungebetensten und zugleich aufdringlichsten Beitragsspendern (unbrauchbarsten Zeugs), mit dem gesammten Troß der allwärts Abgewiesenen und nun sich auch hier Einfindenden und „vertrauensvoll Anklopfenden" u. s. w. u. s. w.

Ich blieb allein in der schweißtriefenden Abwehr gegen die vielköpfige Hydra des schreibseligen Dilettantismus! Ich weiß nicht, welche Waffen — außer seinen kräftigen Armen — Herkules noch zu Gebote standen, als er das häßliche Ungethüm in den Lernäischen Sümpfen für alle Zeit unschädlich machte; ich, der ich nicht aus dem Geschlechte der Herakliden stamme, besaß statt Rüstung und sonstiger Armatur keine anderen Waffen als eine Schachtel Kuhn'scher Stahlfedern (Nr. 100), die ich jedoch bereits in den ersten Wochen im Dienste der Entschuldigungs- und Ablehnungs-Correspondenz stumpf schrieb. Und nichts nützte! Denn die kleine Warnungstafel an der Spitze des Blattes, wonach „unverlangt eingesendete Manuscripte im Falle der Unverwendbarkeit in den Papierkorb wandern," wurde so wenig beachtet, wie die Affiche am Eingange eines Parkes, wegen Nicht-

betreten der Rasen. Auch einzelne „im Allgemeinen gehaltene" Bemerkungen im „Briefkasten": wegen Ueberfülle des Stoffes, Verschonung der Redaction durch Nichteinsendung unreifer Geistesproducte und ähnliche Cautelen und Nothsignale fanden nicht die gehoffte Würdigung, denn kein Leser bezieht eine derlei Abwehr auf seine eigene Einsendung, sie betrifft nach seiner unumstößlichen Meinung immer die Anderen, die Stümper, die literarischen Pfuscher, die Anfänger und die „Talentlosen" überhaupt. So bewährte sich denn der im Blatte mehrfach aufgestellte Schutzwall gegen den Ansturm dichtender Volontärs nicht im Geringsten, es folgte vielmehr eine völlige Ueberschwemmung durch die wässerigsten Manuscripte, die sich, wie die heranbrausenden Fluten nach einem Dammdurchbruch, auf meinen Tisch ergoß und ihn, statt des Gischtes und Gerölles, mit recommandierten Briefschaften jeglichen Formates und bedenklichsten Gewichtes bedeckte. Ohnmächtig und wie von einem Schlaganfalle berührt, sank ich eines Tages in meinen Lehnsessel zurück, im Delirium die grinsend lächelnden Gesichter der Einsender erblickend, die einen Ringeltanz um mich aufführten, junge Grasteufel und welke Matronen, rothwangige Backfischchen und weißhaarige Greise, und sie bewarfen mich statt mit duftigen Rosenblättern, mit bekritzelten Papierstreifen, die sie unter Freudengesängen wieder sammelten, um das complete Volumen mir auf Brust und Magen zu legen. Zu Tode erschreckt schrie ich auf und erwachte aus meiner Betäubung. Gott sei Dank, es war nur ein Traum, allerdings ein gräßlicher, aber doch nur ein Traum!... Ein Traum? Ach, nein! nein! nein! Es ist die grausamste, nüchternste Wirklichkeit, es klingelt ja, der Briefträger erscheint und übergibt mir sechs neue, drei- und vier- und fünffach versiegelte Paketchen, und ich habe sechs Retourrecepisse zu unterschreiben und besitze dafür sechs neue Beiträge, mit denen der Teufel nichts anzufangen wüßte, als „den Ofen der Hölle" damit zu heizen! — —

Sehr geehrter und theuerster Leser! Glaube nicht, daß ich übertreibe; denke nicht, daß nur meine Phantasie jene Gespenster sah, die in bedrohlicher Lebendigkeit nicht existieren! Es ist leider die traurigste Wahrheit, die ich Dir hiemit berichte und ich lade Dich ein, meinen Posten zu übernehmen und die vermeintlichen Freuden dieser bevorzugten Stellung zu genießen. Versuche es doch nur für eine kurze Woche...

Denn siehe, sie kommen Alle; sie kommen, wie immer und überall, Einer und Eine nach den Andern; sie kommen — namentlich bei Aufstellung eines neuen Redacteurs — auch mit neuem Vertrauen in die jetzige Unparteilichkeit; sie kommen einzeln und in Trupps; sie kommen demüthig oder auch kühn und selbstbewußt; sie kommen mit Empfehlungsschreiben oder in Begleitung eines Fürsprechers, den Du zwar nicht kennst, der aber mit Dir sehr intim verkehrt und Dich auf das von ihm entdeckte Genie aufmerksam zu machen sich erlaubt. Sie kommen, gleich vacierenden Mägden mit Dienstzeugnissen oder wie engagementslose Schauspieler mit Zeitungsausschnitten und lobenden Referaten, mit jenen üblichen, conform stilisierten Redactionsbescheiden, nach welchen dieser oder jener Beitrag zwar außerordentlich geistreich und spannend sei, leider aber in den Rahmen des betreffenden Blattes nicht passe. Sie kommen als Hilfesuchende, erklären diesen Schritt als einzigen Rettungsanker, als letztes Mittel vor Verzweiflung und Selbst- (oder auch mehrfachen) Mord, lassen aber zu Deiner Beruhigung Dich merken, daß, wenn schon der (ehrfurchtsvoll) eingesendete Artikel aus (natürlich unbekannten) Gründen nicht zu

verwenden sei, wenigstens eine kleine Geldgabe — zur Linderung der momentanen Noth — die ewige Dankbarkeit des also Beglückten zur Folge haben würde.

Ach, Alle kommen, Alle, Alle; sie kommen, die Du nie ersehnt und Jene, die Du auch sonst im Leben zu sehen gefürchtet!...

An der Tête des Zuges erscheinen wie sachgemäß die „Saison-Lyriker." Die Saiten ihrer Leyer sind immer „gestimmt" und ihre Inspiration erstreckt sich auf die gesammten vier Quartale. Sie besingen mit gleicher Inbrunst und Wärme den schmählichen Tyrannen Winter und die von heulenden Nordstürmen durchpeitschten glitzernden Eisfelder, wie den Veilchenspender Lenz, den allseits bekannten „holden Knaben." Sie wissen dem Sommer wie dem Herbste Reize abzugewinnen, die zwar schon einige metrische Vorgänger bemerkten und ihrer in ausführlicher, strophenreicher Weise gedachten, die aber — wie die beigegebene briefliche Versicherung lautet — in solch gelungener Form und solch glühender Sprache wohl noch nie dem geneigten Leser vor Augen geführt worden sein dürften. Dasselbe gilt von ihren übrigen Stoffen, wie z. B. „An den Mond," „Waldesnacht," „An der Quelle," „Nachtigall und Lerche," „Posthornklänge," „Ave Maria," „An Sie!" ꝛc. ꝛc., welche allerdings ebenfalls schon wiederholt benützt erscheinen, dennoch aber nochmals „behandelt" zu werden verdienten, da der „Dichter" sich bestrebte, zwischen der düsteren Schwermuth des allzu melancholischen Lenau und der sinnlichen Leichtfertigkeit des (trotzdem) „göttlichen" Heine die glückliche Mitte einzuhalten.

Nach diesen meist langhaarigen und schön gescheitelten, sanften Musenjünglingen melden sich die wilder gearteten, struppigen (häufig auch ungewaschenen) Malcontenten zum Einlaß und Gehör. Sie haben persönliche Feinde, die ihnen allüberall den Weg verstellten, die ihnen — aus gemeinem Neid — den Lorbeer streitig machen wollen; die ihnen sogar Plagiate nachzuweisen gedachten, es aber nicht im Stande waren, und die alle Hebel in Bewegung setzen, den gottbegeisterten Sänger nicht zur Anerkennung kommen zu lassen. Aber der heilige Funke, der das Herz des wahren Poeten getroffen und die Glut seines Innern zur hellen Flamme entfachte, wird durch das ohnmächtige Treiben niedrig gesinnter Menschen nie und nimmer zum Verlöschen gebracht werden. Beweis hiefür sei das hochachtungsvoll anverwahrte Epos: „Das jüngste Gericht!" um dessen baldige Aufnahme ergebenst gebeten wird. Als Postscriptum die höfliche Versicherung, daß man wegen Flüssigmachung des Honorars sich den beim löblichen Blatte bestehenden Normen gerne fügen werde.

Und nun kommen auch die heimlichen, die nicht zünftigen, bei Kürschner nicht auffindbaren Literaten. Sie führen sich in langathmigen, im echtesten Kanzlei-Deutsch und vom halbbrüchigen Conceptsgeiste durchtränkten, schön geschriebenen Briefen vorerst als vieljährige Abonnenten und treueste Verehrer des Blattes ein, sprechen von der täglich wachsenden Beliebtheit desselben, von dessen wohlthätigem Einflusse auf die breiten Volksschichten, und wagen am Schlusse der vierten Quartseite die bescheidene Anfrage, ob Beiträge von „allgemeinem Interesse," wie etwa: „Räthsel, Scherzaufgaben, Rösselsprünge, Küchenrecepte, Andeutungen über Pflege und Wartung der Stubenvögel, Winke für Whist-, Scat- und Tarokspieler" und Sonstiges in diesem Genre eine gütige Aufnahme finden würden? Das Honorar bliebe auch in diesem Falle dem Ermessen der löblichen Redaction überlassen. Als Muster der „Schreib- und Behandlungsweise" erlaubt sich der Gefertigte einen populär gehaltenen Artikel: „Bereitung einer untrüglichen Gefrörsalbe" zu unterbreiten, wo-

mit zugleich eine auch anderwärts sehr sorgfältig gepflegte Rubrik: „Der praktische Hausarzt“ eröffnet werden könnte.

Ich bemerkte, daß diese Sorte dilettierender und Versuchs-Mitarbeiter sich zumeist aus den Kanzlei-Regionen recrutiere. Es sind dies in der Mehrzahl gute Menschen, die außerdem das Glück genießen, einem Ressort zugetheilt zu sein, wo jede Aufregung, jede drohende und drängende Arbeitslast zu den unbekannten Dingen gehören. In solch stillen Clausuren, wie beispielsweise in jenen der Registraturs-Departements, wo die Functionäre gleich den Karthäuser Mönchen sich zur Schweigsamkeit selbst verurtheilen und nur, wenn sie eines lästigen Vordermannes im Status gedenken, ein finsteres „memento mori!“ für sich in den Bart zu murmeln pflegen, herrscht nämlich die absolute Ruhe, denn das einzig mögliche Geräusch, welches durch Verrücken der Schubleiter und das Herabwerfen eines Fascikels aus der obersten Stellage auf die Amtsbudel seitens des stets verdrossenen und mürrischen Amtsdieners verursacht werden könnte, stört den eingefleischten (recte „verknöcherten“ oder vielmehr mumificierten) Registratursbeamten so wenig, als das Geklapper des Mühlrades den schlummernden Müller. Passiert es nun einem derlei Repräsentanten der so und sovielten Diätenclasse, daß er in „schlaffreien Amtsstunden“ plötzlich von Gedanken erfaßt werde, die weder mit dem Gebühren-Reglement, noch den Normal-Verordnungsblättern und sonstigen Dienstesvorschriften und pragmatischen Instructionen in Verbindung stehen, so ist er beinahe nothgedrungen, dichterische oder doch wenigstens „schriftstellerische Anlagen“ in sich zu entdecken und er wird völlig unwillkürlich zur Feder oder zum Bleistift greifen, um diese hübschen (vielleicht sogar verwertbaren) Ideen zu Papier zu bringen. So entsteht der „geheime Amtspoet,“ der das ärarische Velin nur mehr zu dem Zwecke gewalkt und geschöpft erachtet, der staunenden Mit- und Nachwelt seine denkwürdigen Inspirationen zu erhalten. Hat er doch an Grillparzer ein leuchtendes Vorbild, der die vielen amtlichen Mußestunden, die ihm der Archivsposten vergönnte, im vermeintlichen Geheiß seiner Muse verwendete, mit Versemachen und anderen Stilübungen sich beschäftigte und so manches Buch Papier mit solchen Privatscripturen für Dienstes-zwecke unbrauchbar machte, das, wie seine Nachfolger im Amte eidlich behaupten konnten, ebenfalls „ärarisches Papier“ gewesen.

Brütet nun die Kanzlei-Atmosphäre auch nur selten Poeten solchen Ranges aus, wie uns Einer in dem edlen Dichter der „Ahnfrau“ und „Medea“ erstand, so hat sie doch, wie durch klangvolle Namen erwiesen werden könnte, unleugbar eine gewisse Zeugungskraft in Hervorbringung von nicht gewöhnlichen schriftstellerischen Talenten, die sich aber meistentheils schon in Kürze selbst Bahn brechen und durch ihre Leistungen die allseitige Anerkennung und Würdigung erzwingen. Gefährlich und gemeinschädlich sind dagegen jene obgeschilderten inferioren Bureau-Statisten, welche aus „zeitlang,“ wie sie die Langeweile, nämlich ihr amtliches „Otium“ zu nennen belieben, ein Zwangsverhältnis mit einer der hehren Camönen anzuknüpfen versuchen und die aus dieser unnatürlichen Verbindung hervorgegangenen geistigen Krüppel und Mißgeburten doch für geeignet halten, in den Versorgungsrubriken eines belletristischen Journals aufgenommen zu werden.

Weiters Solche, die den „Musendienst“ wie jeden andern „Dienst,“ d. h. als eine lucrative Nebenbeschäftigung betrachten, deren Erträgnis als eine nicht zu verschmähende Zubuße für die Kosten der häuslichen Wirtschaft gut zu verwenden sei. Zu diesem Behufe verlegt sich der brave Familienvater mit nimmer müdem

Fleiße vorwiegend auf die Verfassung von „Miscellen," die er aus alten Kalendern, den ersten Jahrgängen der Heller- und Pfennig-Magazine und den verschiedenen „Universums," „Panoramas," „Globus" ꝛc. ꝛc. excerpiert und in gewissenhaft treuen Abschriften und in raschester Folge der verehrlichen Redaction einzusenden sich beeilt, damit dieselbe bei Füllung ihrer Hausrubriken: „Buntes" und „Aus aller Welt" auf diese Vorlagen geneigtest Bedacht nehmen nehmen könne. Es sind dies ausnahmslos ungefährliche Stoffe, welche die Censuren aller Länder bereits wiederholt und immer unbeanständet passierten, da sie eben nur eine „belehrende" oder „unterhaltende" Tendenz verfolgen. Und so soll der freundliche Leser nochmals und abermals: Ueber das Leben der Pampas-Indianer, über die Eidergänse in Island, die Elefantenjagden in Innerafrika, die Goldwäschereien an der unteren Donau, die Bernsteinfunde in Ostpreußen, die ersten Taschenuhren, die chinesischen Tusche, die Papierfabrication, die artesischen Brunnen, die Hunde vom St. Bernhard-Hospiz, den Tauschhandel der alten Völker, die Eingeweidewürmer, die Rolandssäulen, die echten Maccaroni in Neapel, das Elenthier, die Tscherkessen, Tschuden und Tschuktschen, die Entdeckung der Karlsbader Quellen — und über hundert ähnliche, gleich wissenswerte Dinge des Näheren instruiert werden; das Erheiternde nicht zu vergessen, wofür die (bewährtesten) „Anekdoten" aus der Theaterwelt, aus den Kreisen der Gelehrten, die Sprüche aus Kindesmund, Erlebnisse der Sonntagsjäger, spaßhafte Wortverrenkungen, lustige Studentenstreiche, Wirtshaus-Dispute, Bauernkniffe, Katheder-Weisheit, die grotesken richterlichen und medicinischen Urtheile, die Kasernen-Logik, die Vertheidiger-Finessen ꝛc. ꝛc. unvergängliche Auswahl bieten. Daß die Lieferanten solchen Krimskrams, diese beständigen Aufwärmer alten und ältesten Kohls nebenbei auch in „biographischen Zügen" machen und von: Nelson, Ibrahim Pascha, Napoleon I, Czar Peter dem Großen, Friedrich II., Kaiser Josef und Maria Theresia, Mohammed und Katharina von Rußland ꝛc. Allerlei zu erzählen wissen, dessen Glaubwürdigkeit durch mehrfachen Abdruck nicht mehr anzuzweifeln, ist selbstverständlich. Es sind derlei Einsender so lästig wie Fliegenschwärme und wie diese kaum abzuwehren, besonders, wenn man einmal die Unvorsichtigkeit begangen, als Platzfüllsel ein Notizchen über Korallenfischerei oder über Paganinis Marotten oder über Harzgummi aufzunehmen. Nun folgen die unausgesetzten Berufungen auf die „bisherige Mitarbeiterschaft" und es bleibt Einem die fatiguante Arbeit, die sinnreichsten, vorläufig noch artigen Ablehnungs-Antworten auszuklügeln und zu schreiben. Denn man will nicht mit Vorliebe „grob" werden, am wenigsten aus letzterem Anlasse. Sind es ihrer Natur nach, wie schon angedeutet, im Ganzen doch harmlose Leute, welche ihr literarisches Steckenpferd nur auf solch unbedenklichem Terrain herumzutummeln die Lust, die Sehnsucht und den Ehrgeiz besitzen.

Nicht so sanftmüthig sind ihre Collegen in Apollo (und im Amte), jene andere Species von Einsendern aus der Kanzleibranche, welche galligsten Herzens und in Verbitterung über Avancements-Verzögerung, ungerechte Präterierungen und unterbliebene Auszeichnungen, höhnisch und verbissen zur Feder greifen und in „Personalien" und (sensationellen) „Enthüllungen" ihre Stoffe finden. Ich meine die passionierten „Pamphlet-Scribler," welche nur in Haß, Denunciation und Rache machen und selbst bei zahmsten Familienblättern sich einzuschleichen versuchen. Die Herren sind übrigens (für ihre Person) sehr vorsichtig. Sie bringen ihre vehementesten Anklagen, die Brandmarkungen

ihrer Gegner, Rivalen und überhaupt ihrer vorgeblichen Feinde, in die unverfängliche Form einer schlichten Erzählung aus Dingsda, in das liebliche Kleid eines anmuthigen indischen Märchens, bemühen sich aber dennoch, die entstellten Namen, Chargen und Charaktere so durchsichtig als möglich zu geben, so daß der mit der verblümten Sache zufällig vertraute Leser mit den Fingern nach den schonungslos Gezeichneten deuten könnte und der Eclat in den betreffenden Kreisen fertig wäre. Wie würde sich der — anonyme oder pseudonyme — Autor vergnügt die Hände reiben, hat er doch seinen Zweck erreicht und nicht das Mindeste dabei zu fürchten, denn er erbat sich — „aus gewissen Gründen" — die gütige Verschweigung seines Namens und überließ die Verantwortung dem „reingefallenen" ununterrichteten Redacteur. An Beispielen hiefür wäre kein Mangel...

Ich habe bei diesen Sorten büreaukratisch-literarischer Aspiranten länger verweilt, da erwiesenermaßen und nochmals gesagt, gerade die vielköpfige Bevölkerung der Amtsstuben das größte Contingent an dilettierenden Schriftstellern und hospitierenden Mitarbeitern liefert. Diesen zunächst zeigen ein lebendiges Interesse für die Gloriole des „Gedrucktwerdens" die militärischen Schöngeister und uniformierten Artisten, welche zumeist mit (etwas derben) „Humoresken" aus den Geheimnissen der Erziehungshäuser, aus der Drillzeit der Recruten und mit Eulenspiegeliaden aus dem Cadettenleben debutieren, während der geistliche Stand nur selten als Pflanzstätte für belletristische Volontärs sich erweist und auch diese wieder nur einen kleinen Fleck beackern, der naturgemäß dann ebenfalls nur eine dürftige Fechsung liefert, die aus Streckversen, Gnomen, Anagrammen, lateinischen und griechischen Sinnsprüchen und moralisierenden Parabeln besteht, wie derlei in Chrestomathien und approbierten Schulprämien in vorsichtigster und weisester Auswahl immer zu finden. Die nothgedrungene Ablehnung solcher Beiträge seitens eines Unterhaltungsblattes ist eine erklärliche, aber hier genügen infolge der Bildung und des christlich-bescheidenen und entsagenden Charakters der p. t. Einsender einige Zeilen als Entschuldigung und die, wenn auch etwas peinliche Affaire ist dennoch in friedfertigster Weise abgethan.

Nicht so glatt und nicht auf so kurzem Wege verläuft die Sache, wenn es sich darum handelt, bei gewissen bejahrten, einst vielgenannten und vielgelesenen, aber nun längst „aus der Mode" gerathenen und auch total „ausgeschriebenen" Autoren (Verfassern einer Unzahl von „Werken"), also mit den „Invaliden des Parnasses," ins Reine zu kommen, das heißt: auf die angesuchte Verbindung und die angebotenen Manuscripte „mit Dank" Verzicht leisten zu müssen. Es sind dies die en gros-Fabrikanten von Novellen und Romanen (letztere in 3—4 Bänden), von „historischen Gemälden," von „Bildern aus der Vergangenheit," von mittelalterlichen „Sagen," von „Gespenster-Geschichten" (an die kein Kind glaubt), von (langweiligen) „Erzählungen aus dem Pensionate" (in endlosen Briefen) und von sonstigem, theils verschimmeltem, theils überhaupt wertlosem Zeuge, worunter die literarischen Waschzettel und die philosophischen Controversen der unberühmtest gebliebenen Dichter und Gelehrten, die wässerigsten, uninteressantesten und gleichgiltigsten Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten der unbedeutendsten kleinhöfischen Diplomaten und Staatsmänner nicht die geringste Rolle spielen. Mit solchen hartnäckigen, unnachgiebigen Einsendern fertig zu werden, ist eine um so aufreibendere Arbeit, als sich die Herren unausgesetzt auf ihren „Namen," auf ihre Vergangenheit berufen und — leider — auch auf einzelne Literaturgeschichten hinzuweisen

vermögen, in welchen ihrer (kameradschaftlich-) rühmlich gedacht wird.

Aber mit diesen Andeutungen ist das Repertorium der üblichen Sekkaturen und Torturen aus der Leidensgeschichte eines „belletristischen Redacteurs“ noch lange nicht erschöpft. Es darf ja auch der bei solch günstigen Anläßen nie fehlenden „sonderbaren Känze“ nicht vergessen werden, welche das „verschleierte Bild zu Sais“ gelüftet, die ewigen Welträthsel endlich gelöst und hinter das ganze Geheimnis der seelischen Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits — allerdings erst nach langjährigem Grübeln und Nachdenken, aber nun — durch unwiderlegbare Beweise und ersichtliche Thatsachen gekommen. Ich meine die weniger amüsanten als einbildungsfähigen und wortreichen Anhänger und Vertheidiger des Tischrückens, der Gedankenleserei, der Traumdeuterei, also die gesammte fantastische Sippe der Spiritisten, Hypnotiker, Symbolisten und was zur Branche der „Nebulosen“ gehört. Diese Species gefürchtetster Einsender zeichnet sich noch durch die dickleibigsten Manuscripte aus, welche zuweilen auch durch — gewöhnlichen Menschenkindern unfaßbare — Hieroglyphen geziert sind, die zur — **sit venia verbo** — „Erläuterung“ des einigermaßen dunklen Textes zu dienen haben. Ist es nun dem gequälten Leiter des Blattes gelungen, auch diese Sorte von literarischen Supplicanten ein- für allemal abzuschütteln, so versuchen alsbald die „Handschriften-Entzifferer,“ die Aufstöberer vom „Gedenktagen“ und was dieser schriftstellernden Maulwurfsarbeiten mehr sind, sich einzuschmuggeln, mit der unverhüllten Absicht, sich allmählich anzusiedeln und bleibend seßhaft zu machen. So dienen denn unter all diesen Attentätern auf die menschenfreundlichste Schonung, Nachsicht und Milde, diesen Frevlern an der Urtheilsfähigkeit, diesen Beleidigern des guten Geschmackes und der gesunden Vernunft, diesen Geduldserpressern und Zeiträubern einzig und allein nur Jene noch zur Erheiterung und Ergötzung, welche die entscheidende (zweifellos genehmigende) Antwort „umgehend“ erwarten, und Solche, welche auf angefangene oder „in petto“(!) habende Arbeiten einen Vorschuß anzunehmen sich bereit erklären. Bei Durchsicht von derlei theils rücksichtslosen und anmaßenden, theils naiven Zuschriften gibt es für ein Viertelstündchen doch wenigstens zu lachen. —

Wie dem auch sei, man wird all dieser Herren — milch- oder graubärtigen Alters — auf diese oder jene Weise, und wenn sie die Aussichts- und Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen zu begreifen beginnen, schließlich doch los und ledig. Was anderes ist es mit dem schwachen Geschlechte, das so stark im Briefschreiben und so unerbittlich in Verfolgung seiner Zwecke sich zu erweisen vermag. Denn auch die Damen — ebenfalls jeglichen Alters — eilen alsbald nach Erscheinen der ersten Nummer herbei und begrüßen schriftlich oder mündlich das „schöne Unternehmen,“ das so ganz ihren Intentionen von dem geistigen Inhalte eines „belletristischen Blattes“ (für bessere Stände) entspricht und bieten ihre Kräfte zur Mitarbeiterschaft an. Ja, auch sie kommen Alle, die sich auch sonst allüberall zu gleichen Zwecken einzufinden pflegen. Sie kommen Alle, in jugendlichsten und überreifsten Jahren; sie kommen lang- und kurzhaarig, mit Seidenlöckchen an der Stirne und Solche mit (falschen) Zöpfen im Nacken; sie kommen verschleiert oder mit offenem Visier, mit wallenden Rubenshüten oder mit kühnen Conföderatkamützen; sie kommen in pelzverbrämten oder reichbebänderten, idealen Costümen oder in schmucklosen, rührenden Kattunkleidern; sie kommen rongiert und bepinselt oder mit fahlen Leidensgesichtern; sie duften nach Schnupftabak oder nach türkischen

Cigaretten; sie verschlingen den Angesprochenen mit ihren weitgeöffneten feurigen Augen oder sie schlagen dieselben keusch zu Boden; sie ergehen sich in einem Wortschwall bei Schilderung ihrer bisherigen vielfältigen Beziehungen zu den angesehensten Blättern des In- und Auslandes, oder sie lispeln zaghaft etwas von „ersten Versuchen." Sie kommen imponierend und siegesbewußt oder schüchtern und schämig, aber — so oder so — bewaffnet kommen sie doch Alle und sie strecken dem arglos Ueberfallenen unversehens und im Nu eine Riesenpatrone, die sich später allerdings nur als ein Manuscript erweist, aber eben ihres Umfanges wegen um desto schreckhafter wirkt, ohne Pardon entgegen, ihn nöthigend, wenigstens „einen Blick" in das Dargereichte zu werfen. Oder sie kommen scheinbar mit leeren Händen und erwecken dadurch Vertrauen, aber die gutgeschulten Heuchlerinnen gleichen in diesem Falle einem gleisnerischen Torpedoboote, das ebenfalls so lange heimtückisch herumlaviert, bis es in die Nähe des auserſehenen Opfers geräth, denn auch sie langen im gegebenen Augenblicke aus dem bisher anscheinend ungefährlich am Arme der Rednerin baumelnden schwarzseidenen Ridicüle oder aus dem Bisam-Muffe oder aus der Seitentasche des Sammtpaletots durch ein geschicktes Manöver urplötzlich ein viereckig Packet hervor, das bei der leisesten Berührung explodiert und als volle Ladung von Gedichtchen und Novelletchen in zahllosen Splittern (Octavblättern) den Schreibtisch des unrettbar Getroffenen bedeckt.

Da will es das Unglück, daß man im entscheidenden Momente zu wenig Barbar ist, um den Polypenarmen der weiblichen Ueberredungskunst sich mit brutaler Gewalt zu entwinden und den Plunder kurz und bündig abzuweisen, da das Meiste aus dieser Herkunft, wie die ermüdendste Erfahrung lehrte, ja doch nicht zu gebrauchen. Das Meiste! Da liegt's! also nicht Alles? So sei's noch einmal versucht, denn es wäre thöricht und ungerecht, einer deutschen Aurora Dudevant, einer zweiten Staël, einer neuen Bettina oder Rahel nicht das Wort zu gönnen, wenn sie etwa Weltbewegendes zu sagen hätten. Man besinnt sich demnach vor allzuraschem Entschlusse, man überlegt: diese blauen Augen deuten auf Schwermuth und tiefe Empfindung, dieses spitze Näschen, dieser scharfgeschnittene Mund auf Geist und Witz, und diese energischen Schriftzüge auf Gesinnung und Charakter. So reitet uns der Satan, theils aus Neugier, theils aus Mitleid, nochmals den Versuch zu wagen, das anvertraute Gut zu prüfen, in eine Flut von Zeilen uns zu versenken und in dem Geplätscher so lange fortzuschwimmen, bis uns das Ufer eines Capitelschlusses vor gänzlicher Ermattung rettet. Ach! welche Verblendung, so wahllos zuzugreifen! —

Nun soll es nicht bestritten werden, daß in dem Amazonencorps des Musengottes Einzelne es zu hervorragenden und wohlverdienten Chargen gebracht, allein das Gros, die Masse dieser weiblichen Schreiber-Armee weiß doch keine epochale Eroberungen in der Leserwelt, keine lorbeerbekränzten Triumphzüge im poetischen Wettkampfe der olympischen Festspiele zu verzeichnen; die Sapphos sind ausgestorben und die meisten ihrer Nachfolgerinnen erzeugen nur mehr Mittelgut, Fabrikwaare für Leihbibliotheken, Bahnhöfe und Dampfschiffe, mit der Schutzmarke monotonster Einseitigkeit. Immer das alte Lied, derselbe Text und die gleiche Melodie! Sie haben die Sehnsuchts-Romane (nach dem „Rechten") der unseligen seligen Hahn-Hahn oder Emerentius Scävola's anrüchige „Learosa, die Männerfeindin" gelesen, und nun treibt es auch sie, von dem Jammer „ewig unverstandener Herzen" des Langen und Breiten zu erzählen, die Unverläßlichkeit, Verderbtheit, ja Schlechtigkeit des

gesammten wankelmüthigen, treulosen Männergeschlechtes an den trübsinnigsten Exempeln nachzuweisen und die bitter enttäuschte, grausamlichst betrogene Heldin in ihrem ungestillt gebliebenen Verlangen nach wahrem irdischem Glücke an einer neuen oder doch ungewöhnlichen Todesart enden zu lassen. So gleichen sich denn diese Zwangsgeburten weiblicher Phantasie — bis auf die bizarren Variationen in den Sterbemustern — mehrentheils wie ein Ei dem andern und man ist nach Absolvierung der Lesearbeit zwar um keine Erfahrung reicher, aber um ein paar kostbare Stunden ärmer. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß es Einem bei jenen Fractionen von Belletristinnen besser ergeht, welche im Genre der („beliebten") Dorfgeschichten so Ausgiebiges leisten, oder welche einen Winkel-Dialect sich auserkoren und auf diesem, oft recht wunderlichen, kreischenden und unsympathischen Instrumente ihre disharmonischen Laute in erotischen „Gstanzeln" und holperigen „Vierzeiligen" erklingen lassen. — —

Bin ich mit meinen Lamentationen nun zu Ende? Hier will ich es sein, schon des gestatteten Raumes wegen, ansonst reichte der Stoff noch für ein paar Bände aus. Ich will nur erinnern, daß mit den vorgeführten schreibenden und dichtenden Quälgeistern (beiderlei Geschlechtes) allein der infernale Chorus, welcher durch seine Wünsche, Anliegen und Vorschläge das Leben des „belletristischen Redacteurs" verbittern kann, sich noch nicht vollzählig und vollstimmig producierte. Denn es kommen nun auch noch die unliterarischen Folterknechte in Gestalt persönlicher Freunde und von Bekannten (gleichgiltigster Qualität), welche längst aufgelassene Connexionen wieder anzubinden, längst verrauchte Intimitäten wieder frisch anzufachen, die oberflächlichsten Berührungen zu vertrautesten Verhältnissen zu erweitern und die neugeschaffene oder renovierte Basis des knappsten Verkehrs, der seichtesten Plauderei, des zufälligsten Beisammenseins oder der flüchtigsten, conventionellsten gegenseitigen Vorstellung zu sehr unmotivierten Requisitionen und Brandschatzungen auszunützen suchen. Und so wird man nach langer Zeit, obwohl man während dieses Interregnums schier vergessen schien, wieder einmal mit den cordialsten Begrüßungen ausgezeichnet, beide Hände werden uns aufs Wärmste geschüttelt, man erhält die feierlichste Versicherung des vortrefflichsten Aussehens und einer förmlichen Verjüngung, aber auch von rechts und links vernehmen wir nach den ersten Freudenbezeugungen über das glückliche Zusammentreffen sogleich den Unkenruf, der im gemüthlichsten Jargon und populärster Textierung lauten wird:

„Was i sagen will: Sie redigieren ja jetzt ein Familienbatt? Was is's denn, lieber, alter (?) Freund — Sie wissen, daß ich Sie immer gern gehabt hab' — also — was wär's denn — könnt' m'r denn nicht ein Freiexemplar von Ihnen haben? Für mich nicht, ich les so was nicht, aber für die Meinigen z' Haus, für meine Madeln, b'sonders, wann's auch Modemuster und Kleiderschnitt dazu geben? Also — darf ich bitten? Nur Eines!"

Diese mit der üblichen Sottise alliierte Bettelei vermöglicher Schmutzians oder professioneller Schnorrer, so wie die Zumuthung der Aufnahme von (Gratis-) Reclamen seitens einiger ebenfalls nur oberflächlich bekannter Geschäftsleute und nachbarlicher Gewölbinhaber — all das ist jedoch noch immer nicht die ärgste und letzte Ueberraschung. Es kann Einem noch Allerlei passieren. Würdigte mich doch erst unlängst ein mehrstöckiger Grundpatricier in meiner Stammkneipe einer Ansprache, indem er sich sogar hart an meine Seite setzte, einen Fleck Papier aus der Rothledernen

nahm und folgenden Speech an mich richtete:

„Sie verzeig'n schon, bester Herr, daß ich mich mit ein' klein' Anliegen an Sie wend'! Wie ich aber an unserm Tisch gestern g'hört hab — warum kommen S' denn nit übri, auf a Tröpferl Wein? — also, wie ich g'hört hab', geb'n Sie a Zeitung mit Abbildungen heraus! Jetzt schau'n S' daher, was mein Jüngster — der Mistbua hat gar kein' Zeichenlehrer — g'macht hat! Die alte Hütten in unsern hintern Hof, mit'n großen Nußbaum, und 's Bankl d'runter, und die Katz d'rauf, und daneben der Hund an der Ketten. Alles, wie 's leibt und lebt! So viel natürli! G'rad wie zum Reden troffen! Und da möcht ich Sie eben fragen, ob S' das in Ihnern Blattl nit aufnehmen könnten? Und a paar Zeilen dazu, daß der Bua erst im neunten Jahr is und Alles selber frei macht! Wissen S', er hätt' so viel a Freud und dann wär 's a wegen sein' Firmgöden, dem bald sein Namenstag is. Verlangen thun m'r nix dafür, weil m'r's nit nöthig hab'n! Also — sein S' so gut! Können m'r d'rauf rechnen? Wär' a Mordhetz in der ganzen Freundschaft! Bitt recht sehr! Aber nit bös sein!"

Und die Schaar der Freunde — respective der „Spezi" — die sich ebenfalls herangedrängt, stimmt den gleichlautenden Chor an und brüllt mir unisono in die Ohren: „Ja, das müssen S' in's Blattl eininehmen, das müssen S', schon aus alter Freundschaft und weil 's Ihnen nix kost't!"...

O Gott! o Götter! Also, auch solche Gefahren können zum Schlusse noch drohen? .. Da ist es aber denn doch die höchste Zeit, die Dornenkrone ab- und die zweifelhafte Würde für immer niederzulegen. Und das soll rasch geschehen! ..

Wien, im August 1888.

Wie ein steirischer Schullehrer
die Schlußvorstellung des Burgtheaters besucht hat.

Mitgetheilt von R.

Vor wenigen Tagen erhielt ich von meinem alten Freunde, dem Schullehrer zu Oberschuchen, einen Schreibebrief, der sich zu meiner Ueberraschung auf ein öffentliches Ereignis in Wien bezieht und vielleicht auch in weiteren Kreisen Interesse finden dürfte.

Der Brief lautet:

Lieber Freund!

„Du wirst Dich wundern, daß ich Deiner Einladung, mit Dir auf mehrere Tage in's Unterland zu der Weinlese zu reisen, nicht nachgekommen bin. Ich hatte mich wahrlich schon darauf gefreut; ein alter geplagter Schulmeister hätte der mehrfachen Labung wohl vonnöthen gehabt. Aber das Pülverchen, welches ich mir im langen Jahr über für die Schulferien zusammengethan, sollte auf ganz andere Art verpufft werden. Es geschieht mir eigentlich recht und Thorheit muß eine große Sünde sein, weil sie immer bestraft wird.

Du weißt, daß schon seit Wochen von der bevorstehenden Schließung des alten Burgtheaters in Wien die Rede war. Frau Muse muß ja auch einen

Ringstraßen-Palast haben. Die Schließung des alten Burgtheaters hat mir Herzleid bereitet. O schöne Zeit, als mich, den armen Studenten, das Burgtheater zum Verschwender meiner irdischen Güter gemacht hatte! Meine väterliche Munificenz hatte mir täglich für das Nachtmahl die Mittel auf ein Paar Würste ausgeworfen; ich gieng stets hochvergnügt ohne dieselben schlafen, um von dem Ersparnis mir am Sonntag meinen Gallerieſtand im Burgtheater zu erwerben. Wenn ich mich um zwei Uhr Nachmittags am Thor aufstellte, so hatte ich reichlich vier Stunden Zeit, um, die lateinische Grammatik oder das griechische Wörterbuch in der Hand, Schulgegenstände zu lernen oder zu wiederholen, was freilich mitten in dem Gedränge, welches sich gegen Abend einstellte, einer gesteigerten Sammlung des Geistes bedurfte. Endlich knarrte das Thor, begann der kurze aber rasende Wettlauf durch die dunklen Gänge, über die winkeligen Treppen; bald war ich feststündig auf der vierten Gallerie und es begann die olympische Seligkeit. Wagner, Löwe, Beckmann, Anschütz, Rettich waren da, aber ich sah keinen Schauspieler, ich sah und hörte und fühlte nur die Gestalten der Dichter; für Schiller, Shakespeare, Calderon, Grillparzer u. s. w. hegte ich eine geradezu religiöse Andacht. Diese Burgtheaterbesuche haben mich dazumal hoch emporgehoben über meine kümmerliche Bettelstudenten-Existenz, ja mich so zu sagen in die Region der größten Geister eingeführt. In der Welt habe ich's nicht so weit gebracht, als ich es zu bringen damals den Anschwung nahm, aber bei den Unsterblichen bin ich heute, nach mehr als vierzig Jahren, noch ein wenig heimisch.

Als nun der Tag der Burgtheaterschließung näher und näher rückt, werde ich unruhig und plötzlich ist der Entschluß da: Opferst dein für die Ferien bestimmtes Schärflein, reisest nach Wien zur letzten Vorstellung, damit du das alte Theater noch einmal siehst, welches das Glück und die Liebe deiner Jugend war. So bin ich am Donnerstag abends richtig in Wien. Mein erster Gang ist in die Vorstadt Landstraße; obzwar die alte Frau nicht mehr lebt, bei welcher ich einst meine Kammer gehabt, so wußte ich doch, daß Verwandte von ihr da seien, bei denen ich vielleicht ein billiges Nachtquartier erlangen konnte. Aber ich finde keine Verwandten, ich finde auch das Haus nicht, ich finde die Gasse nicht und da sehe ich, daß der ganze alte Stadttheil dahin ist und daß auf dem Platz lauter Paläste stehen. Anfangs erschrak ich, dann mußte ich lachen über mich selbst, der doch so oft von den Veränderungen gelesen und gehört, die in Wien vorgehen; weshalb hätte gerade das alte Haus in der Marxergasse auf mich warten sollen! Ich bin hierauf lange in der Stadt umhergestrichen und habe bei mir überlegt, ob ich es mit einem Hôtel wagen dürfe oder nicht. Man hört halt immer von großer Theuerung, und ich weiß noch nicht, wie viel der morgige Tag kosten wird. Auch eine mögliche Erhöhung des Theaterkartenpreises dürfte mich nicht unvorbereitet finden. Endlich dachte ich, sicher wäre sicher und gieng in ein Kaffeehaus, da hatte ich Jause, Nachtmahl und vielleicht auch Nachtquartier auf einmal. Man liest ja doch, daß in Wien Kaffeehäuser die ganze Nacht offen bleiben, also nimmt man eine Schale Mocca — denke ich — raucht seine Pfeife, liest Zeitungen und so vergeht die Zeit. Vielleicht, daß man sich gegen Morgen ein wenig auf die Bank legt, um für den nächsten wichtigen Abend frisch und munter zu sein.

Im Kaffeehause an einem Nebentisch höre ich einige Herren über die morgige Schlußvorstellung im Burgtheater sprechen. Da meint der Eine, das Galleriepublicum würde sich morgen wohl schon zu Mittag anstellen müssen, um hinein zu kommen. Darauf sagte ein junger Mann, er habe gehört, daß sich schon im Laufe des Vormittags Leute anstellen würden, er selbst habe

die Absicht, schon um acht Uhr beim Thore zu sein. Einen Tag könne man doch wohl opfern für diesen Abend, der nicht mehr wiederkehren wird. — Sehr wahr! nickte mein Kopf, und ich komme dir doch zuvor. — Mehrmals hatte ich schon auf eine der mit rothem Sammt überzogenen Bänke hingeschielt, wo ich mich später niederzulassen gedachte.

Beiläufig bis ein Uhr mochte ich mich mühsam durchgeraucht, durchgelesen und durchgegähnt haben, da kommt der Kellner, oder wie sie ihn im Kaffeehause heißen, und bedeutet mir, daß das Haus gesperrt würde. „Ich weiß es," sage ich, „darum bin ich eben da und will bei der letzten Vorstellung sein." Das Kaffeehaus würde gesperrt, belehrte der Kellner, es sei die Polizeistunde. Mein Ansuchen, ob ich mich — mit ausgezogenen Stiefeln natürlich — nicht auf eine der Bänke hinlegen dürfte, wurde abschlägig beschieden. So zahlte ich meine kleine Sach' und gieng. Ist ja auch kein Unglück; man nutzt Zeit und Weil, geht spazieren, beleuchtet ist's, man sieht immerhin etwas und so wird die Nacht recht gut vergehen.

O Herr und Freund! Die Nacht vergieng, aber wann! Man glaubt es erst, wie lange der Mensch schläft, wenn man warten muß, bis er wach wird. Um vier Uhr beginnt freilich schon das Knarren der Wägen, aber man sieht auch, daß um diese Stunde noch immer Leute nach Hause gehen, bei denen die Nacht erst anhebt. In der Stadt kehrt man die Kappe nämlich um: für den Tag hat man schwere Fenstervorhänge, damit die Sonne nicht hereinkann, um den Schlaf zu stören; für die Nacht erfindet man das elektrische Licht.

Endlich und endlich wird es über den Hausdächern grau. Ich kaufe mir in einem Greißlerladen ein Paar Knackwürste und ein Brotlaibchen und gehe nun damit langsam dem Burgtheater zu. Dort herum ist es noch fast ganz so, wie einstmals; klein und unscheinbar steht es da und duckt sich unter das schützende Dach des Kaiserhauses. Ich finde mein Thor und stelle mich an. Es schlägt halb sieben. Jetzt wird's licht. Bis es wieder finster wird, ist der Einlaß. Ich bin sehr glücklich, nur kam mir, als ich so dastand, das Bedauern, daß ich den schwarzen Stadtrock angezogen hatte, und nicht den Lodenmantel; das gab sich aber bald, um acht Uhr waren unser schon so Viele, daß wir einander anwärmten. Denn wir hatten einen geschlossenen Körper zu bilden, welchen neu Dazukommende nicht zu sprengen vermochten. Anfangs regte sich gegen jeden neu Anstehenden eine Art von feindlicher Gesinnung, denn er ist ein Concurrent und wird den Kampf erschweren, allmählich macht man untereinander Bekanntschaft und plaudert über mancherlei. Die verschiedenen Passanten, die Burgwache, vorüberrollende Hofwägen geben Anlaß zu allerlei Unterhaltung. Das Hauptgespräch bildete an diesem Tage das Burgtheater. Alte Erinnerungen an seinen großen Gründer, den Kaiser Josef, an die Dichter, die in diesem Hause vorgeführt wurden, an die genialen Künstler, die da wirkten.

Eine ganze Culturgeschichte zog vorüber an dem geistigen Auge Derer, die bei diesem unscheinbaren Thore standen. Und Einer that die Bemerkung, es gäbe in der großen Wienerstadt kein Haus, von welchem so viel und so edler Idealismus ausgegangen sei für Stadt und Reich, als von diesen schlichten Mauern. Die Welt habe ihr Auge und ihr Herz hieher gewendet und der Genius der Menschheit habe seinen Jüngern hier über ein Jahrhundert lang Stelldichein gegeben. — Ein graubärtiger Alter wies auf den Glücksstern, der über dem Hause selbst geleuchtet habe. Während andere Schauspielhäuser mit prunkendem Hochmuth aufgerichtet wurden, die Kunst für den Tagesgeschmack herrichteten, um damit Geldgeschäfte zu treiben, und so geräuschvoll wie sie entstanden, niedergebrochen waren, bewahrte

dieses Haus in stiller Weihe seine ewigen Güter und kein Unheil fand den Muth, an seine Pforten zu pochen. Selten endet ein Schauspielhaus eines natürlichen Todes; viele dieser Gebände geben sich so leidenschaftlich mit Glanz, Glitzer, Blendwerk und buntem Schimmer ab, bis sie selbst endlich aufgehen in einem furchtbar herrlichen Feuerwerke. Das Burgtheater hütete seine Ampel treu, bis der neue Altar fertig war, auf den es sie hinstellen konnte, um dann selbst mit würdevoller Sicherheit eines edlen Greises zur Ruhe zu gehen. — Ein Mensch, welcher nur der Hetze wegen dazustehen schien, weil er mit Allem, was ringsum vorgieng, seine flachen Späße trieb, erklärte solche Bemerkungen für „Burgtheater-Phrasen," während ich den Männern, die so gesprochen, hätte die Hand drücken mögen.

Nachdem zu Mittag die Burgmusik uns die Zeit verkürzt hatte und abgezogen war, aß ich mein Mittagsbrot. Gegen Abend wurde mir von Stunde zu Stunde wärmer, und ich legte meine Hand an die Thürschnalle, wendete kein Auge mehr von der Pforte, als müsse sie sich jeden Augenblick aufthun.

Mittlerweile war die Menge und das Gedränge der Wartenden gewaltig geworden, auch Frauen und Kinder darunter, die mit lauter Stimme manchmal alle Heiligen anriefen vor Angst, erdrückt zu werden. Ich wurde steinfest an das Thor gedrängt. Fünf Uhr war schon lange vorbei. — Diese Stunde war die längste; wir nahten der sechsten, da knarrte das Thor und gieng auf. Ich wurde nachgerade hineingestoßen. Und an der Casse, da habe ich meine Geldbörse nicht! Ich suche im Rocksacke, im auswendigen, im inwendigen, im Beinkleid — ich finde sie nicht! Und während ich noch suche und suche, werde ich zur Seite gedrängt und Alles, was hinter mir gewesen, rast an mir vorüber. Mir war schlecht zum Sterben. Nach der Polizei wollte ich rufen, aber ich brachte vor Entsetzen kein lautes Wort heraus. Nach einer Weile, als ich den kalten Schweiß auf der Stirn an der Wand lehnte, kam ich endlich so weit zu mir selbst, daß ich mit einiger Fassung meine Taschen neuerdings durchsuchen konnte, und da steckt die vermaledeite Geldtasche wohlverwahrt im Westensack, wo ich aus Besorgnis vor Verlust sie freilich selbst hingesteckt hatte. Aber was nutzt's, an der Casse ist keine Karte mehr zu haben. Ich stehe mit gerungenen Händen: „Ein Platzel wird doch noch sein im ganzen Haus! Ich zahle dafür, was ich habe!" Dieses höllische Achselzucken von dem Manne! ich vergesse es nimmer. Und ein Gefühl war in mir, als sei von diesem Augenblicke an mein Leben vergiftet. Wenn mir die Geldtasche wenigstens gestohlen worden wäre! Aber zum Unglücke auch noch das Bewußtsein der eigenen Dummheit, das war das Allerschrecklichste.

So stand ich jetzt in der dämmerigen Vorhalle und drinnen spielten sie Goethe's „Iphigenie." Ich legte das Ohr an die Wand, ob denn nicht ein einziger Laut zu erhaschen wäre. Ach, die Glücklichen, die drinnen sind! Und die reichen Leute, wie gut haben sie es! Da fahren sie im letzten Augenblick an, setzen sich auf ihre bequemen Sessel, wo man Alles auf's Beste sieht und hört, und Keiner denkt an den armen Schulmeister, der aus den fernen Bergen herkam, um unter Darben und Kümmern auch nur das bescheidenste Plätzchen zu erringen, und dem es trotzdem mißlungen war. — Ich muß es wohl sagen, die hellen Thränen sind mir über's Gesicht geronnen.

Ich bin aber nicht hinaus, sondern habe gewartet, daß vielleicht doch ein Wunder vom Himmel falle und mich hineinführe. Aber es fiel keines vom Himmel. Lange betrachtete ich die Stücke einer Holzbrüstung, welche die Hineinstürmenden zertrümmert hatten. Jetzt kann hier ja Alles zertrümmert werden, sie brauchen nichts mehr. Diese Trümmer

brauchen sie auch nicht. Es kam mir der Gedanke, ein Holzstück mitzunehmen, als theures Andenken an das alte Burgtheater. Ich könnte mir daraus ja Bilderrahmen, oder dergleichen schnitzen. Gedacht, gethan; als ich jedoch das Holz in der inneren Rocktasche bergen will, stehen zwei Wachleute da, um mich festzunehmen. Im ersten Augenblicke war ich fast gewillt, die Nacht über unter behördlichem Schutze zu bleiben, allein eine Stimme in mir sagte: „Nein, Franz, dich einsperren lassen! So darf das alte Burgtheater für dich nicht enden." — Ich gab daher der Wahrheit gemäß an, wer ich bin, weshalb ich hergekommen war und warum ich das Stück Holz mit mir nehmen wollte. Hierauf besprachen sie sich eine Weile, und ich begann schon zu hoffen, die Sache könne eine günstige Wendung nehmen. Aber es kam nichts weiter heraus, als daß ich hinausgewiesen wurde und das Holztrumm mitnehmen durfte.

Also nahm ich Abschied von dem Hause, zu welchem ich auf weitem Wege wie auf einer Wallfahrt hergekommen war. Habe Dank, Du geliebtes Haus! Habe Dank, Du geliebtes Haus! Anderes konnte ich nicht mehr denken. So taumelte ich auf die Gasse.

Auf dem Kohlmarkt war noch ein Bildergeschäft offen. Um das Geld welches für den Eintritt bestimmt gewesen, kaufte ich mir die Porträte von Shakespeare, Schiller und Lessing. Hierauf machte ich einen Spaziergang über den hell erleuchteten Ring. Als ich an das Gebäude kam, welches sie von jetzt an das Burgtheater heißen werden, stand ich ein wenig still. Da ragte es vor mir, weiß und kalt. Was wird es nützen, wenn auch die großen Schauspieler mit den Classikern hier einziehen, wenn die Zuschauer nicht mehr so naiv und idealgläubig sind, als einst! Es soll herrlich sein, in dem neuen Hause. Ich werde diese Pracht wohl niemals sehen; ich bewahre mir nur die Erinnerung an das alte Burgtheater, wo die Begeisterung meiner Jugend gewesen.

Auf der Wieden kehrte ich in einem Gasthof ein; jetzt war ja keine Ursache mehr, so ängstlich zu sparen, morgen früh geht's heimwärts. Aber als morgen früh kam, war ich ein armer Mann geworden. Das Zimmer, dessen Preis im Vorhinein vereinbart worden, hätte mich noch nicht ruiniert, allein das Service, die Bougie, und wie all' diese schönen Dinge heißen, deren Sonderberechnung man sich in der ehrlichen deutschen Sprache nicht zu nennen getraut, haben mich wirtschaftlich herabgebracht; endlich das Stubenmädchen, welches bei meinem Scheiden die hohle Hand herhielt, der Kellner, welcher die Hand herhielt, der Hausknecht, welcher die Hand herhielt und der Portier, welcher auch die Hand herhielt, haben mich selbst zum Bettler gemacht. Kaum konnte ich noch eine Eisenbahnkarte bis Mürzzuschlag erschwingen; in Neustadt als Frühstück und Mittagsmahl ein Paar Frankfurter gehörten so gut wie das Burgtheater bereits der idealen, mir unerreichbaren Welt an.

Mich verdroß es nicht, 's ist einmal so der Welt Lauf. Nur gesund nach Hause kommen! Dann lese ich meine Dichter und Alles ist gut. Im Mürzthale wußte ich einen befreundeten Amtsbruder, bei dem ich vorsprechen wollte und der mir schon aus der Noth helfen würde mit einem Zehrpfennig für den Rest meiner Heimreise per pedes. Damit mir aber mein Unstern bis zu Ende treu bleibe, mußte der Amtsbruder auf Ferien verreist sein. Jetzt war ich glücklich daran, daß ich in einem Bauernhause um einen warmen Löffel Suppe bat, der mir auch ohne Weiteres geschenkt worden ist.

Am vierten Tage meiner Reise, die weniger reich an Vergnügungen, denn an neuer Erfahrung war, bin ich nach Hause gekommen, um nun den übrigen Rest der Ferien in stiller Beschaulichkeit zuzubringen.

Nun weißt Du es, lieber Freund,

wie es kam, daß ich mit Dir nicht in's Weinland fuhr. Mein Mißgeschick habe ich verwunden und gestatte Dir, daß Du mich recht auslachen darfst. Wenn Du einmal zu mir kommst, will ich Dir die schönen Bilder von Shakespeare, Schiller und Lessing zeigen, zu denen ich aus dem Holze der Brüstung Rahmen geschnitzt habe, damit ich auch fürder mich freuen und erbauen kann an unseren Classikern im Rahmen des Burgtheaters.

Eine Unterhaltung

über die Erzählung: „Jakob der Letzte."

Vor zwei Jahren erschien in diesen Heften von deren Herausgeber eine literarische Arbeit unter dem etwas wunderlichen Titel: „Jakob, der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen." Die Arbeit wurde vielfach besprochen und Jeder hatte über dieselbe eine besondere Meinung. Das reizte mich, sie kennen zu lernen, um auch meine Meinung darüber haben zu können. Ich habe sie nun, da sie aber meine eigene, mir ehrlich erworbene ist, so behalte ich sie für mich. Die Meinung eines Einzelnen bedeutet ja nicht viel; selbst wenn sie in zwanzigtausend Exemplaren gedruckt würde, sie bleibt die Meinung eines Einzelnen, und wenn sie hunderttausende von Leuten ansteckt, so bleibt sie doch nur die Meinung eines Einzelnen; alle Andern, die es ihm nachmeinen, sind bloß windige Meinungsplagiatoren.

Ich hatte nun eine ganze Meinungssammlung über den guten „Jakob," nur eine fehlte mir noch, auf die ich einen gewissen Werth legte, obzwar sie im Grunde durchaus nicht maßgebender sein kann als die irgend eines Andern, nämlich die Meinung seines Verfassers. Allerdings schien sie mir insoferne interessant, als ich wußte, daß der Autor die Erzählung mittlerweile ganz neu bearbeitet hatte, was auf einen Zwiespalt in ihm hinwies, so daß man von dem einen Manne nun füglich zwei Meinungen erwarten konnte.

Es gieng nicht schwer, bei ihm vor und auf das Werk zu kommen, das eben in seiner neuen Bearbeitung bei Hartleben in Wien als Buch erschienen war. Der stattliche Band lag noch unaufgeschnitten auf dem Tische, und so that ich dem Verfasser gegenüber die Bemerkung:

Ihr Autoren habt es gut. Ihr kennt das neue Buch, ohne es lesen zu müssen.

Der Autor antwortete: Es ist umgekehrt. Wir kennen es nicht, selbst wenn wir es gelesen haben. Erst durch die Wirkung, die es auf die Menschen übt, lernen wir es kennen.

Ich: So hätten Sie also auch keine Meinung über ein neues, eigenes Werk?

Autor: O doch. Und gewöhnlich sogar eine recht gute. Wer ein Buch herausgibt, von dem er sagt, daß er darüber eine schlechte Meinung habe, der ist erstens ein Heuchler, weil seine Bescheidenheit erlogen ist, oder ein Dummkopf, der etwas macht, was ihm nicht gefällt, und zweitens ist er ein frecher Mensch, weil er den Leuten offen zumuthet, daß sie sein Product lesen sollen, von dem er doch selbst sagt, daß es nichts wert sei.

Ich: Es muß dem Verfasser gewiß sehr weh thun, wenn sein Werk,

auf das er naturgemäß sein Herz stellt, mißverstanden und verlästert wird.

Autor: Ein junger Autor grämt sich darüber fast zu Tode. Ein alter ist höchstens verblüfft über ein grobes Mißkennen oder eine boshafte Gegnerschaft, dann zuckt er die Achseln und meint: Je nun, lassen wir schreien und warten wir ab. Die Zeit ist eine bessere Kritikerin als die Zeitung. Ihr Urtheil verletzt nicht, selbst wenn es vernichtet.

Ich: Eine vorwitzige Frage im Vertrauen. Welche Urtheile erwarten Sie über Ihren „Jakob?“

Autor: Die verschiedenartigsten, die geistreichsten, die blödesten, auch ehrlich anerkennende und tadelnde, hämische und nichtssagende, ja sogar höchst lobende und compromittierende Buchhändlerschimmel, die der Autor leider nicht hindern kann.

Ich: Und glauben Sie nicht, daß Sie mit diesem Buche einen wuchtigen Vernichtungskrieg gegen Sie heraufbeschwören?

Autor: Wieso?

Ich: Sie greifen im „Jakob“ ganze Gesellschaftsclassen an, und gerade die mächtigen, einflußreichen.

Autor: Besinnen Sie sich, lieber Herr, ob nicht jeder Dichter für das arme Volk Partei ergreift, den Reichthum, die weltliche Macht aber verachtet und besonders gerne die Sünden der Großen züchtigt.

Ich: Sie setzen sich zwischen zwei Stühlen. Mit dem vermögenden, also lesenden Publicum verfeinden Sie sich, für das arme, nicht lesende ergreifen Sie Partei. Ihr Buch wird also gar nicht gelesen werden.

Autor: Der Dichter schreibt, was er muß und kann nicht fragen, ob es just auch den Leuten schmeicheln wird. Mag ja sein, daß kein Hahn darnach kräht, außer irgend ein kritischer Kampfhahn, der über die Form schimpft, weil er sich über den Inhalt ärgert. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß gerade die erbittertsten Recensionen und die empörtesten Zuschriften die ersten und sichersten Anzeichen sind, daß man ein gutes Buch in die Welt gesetzt hat. Als meine „Schriften des Waldschulmeisters“ erschienen, schrieb mir Jemand, es sei jammerschade um das gute Papier, daß es mit so blödem und langweiligem Zeuge bedruckt werde. Und als mein „Gottsucher“ herausgekommen war, fragte mich eine lebensfrohe Wienerin in einem überaus aufgeregten Schreiben, ob ich denn wahnsinnig geworden wäre.

Ich: Ihr neuer Roman dürfte aber eine besondere Anlage haben, manche Leute wüthend zu machen. Sie greifen in demselben zu scharf in die Zustände der Gegenwart ein, und zwar in eine brennende Frage, ja zeichnen sogar Personen, auf die man mit Fingern zeigen könnte.

Autor: Dagegen müßt' ich mich verwahren. Ich zeichne nicht einzelne Personen, ich zeichne die Gattung. Daß die Menschen der Gegenwart mir den Stoff lieferten, leugne ich nicht. Mein „Roman“ — wenn Sie ihn so nennen wollen — erzählt eine Thatsache, die sich heute vor Aller Augen vollzieht: Den Untergang des Bauernstandes im Gebirge. Daß dieser Untergang durch die reichen Herren, durch den Jagdsport, durch andere neue gesellschaftliche Einrichtungen, selbst direct durch den Staat verschuldet wird, habe ich anzuführen freilich nicht vergessen. Ich wollte nichts, als nach bestem Wissen und Können ein wahres Bild geben von der Vertreibung der Bauern, und vor Allem wollte ich die Seelenleiden und Kämpfe Jener schildern, die mit allen Fasern ihes Wesens an ihrer altangestammten Bergheimat hängen, und doch fast gewaltsam, wenngleich nur mit indirecter Gewalt, von derselben losgerissen werden. Die Rechtschaffenheit des Bauernstandes, die Festständigkeit, das Heimweh, die Treue, die Kindesliebe waren hier zu malen, aber nicht minder die modernen Feinde derselben, und so wehe es mir that, der Sieg dieser Feinde; meinen tüchtigen, braven,

treuen Jakob mußte ich untergehen lassen, weil es kein Mittel gab ihn zu retten. Das ist ein Drama, welches sich heute in unserem Lande vollzieht, ohne daß Viele es sehen, oder sehen wollen. Es wird aber ein schlimmes Ende haben. Eine Gesellschaft, die den Bauernstand zu Grunde richtet, kommt mir vor wie jener Schildbürger, der auf dem Baume den Ast absägt, auf dem er sitzt. — Doch genug, Sie wollen wahrscheinlich nur von der literarischen Seite des Buches sprechen.

Ich: Man muß gestehen, daß Sie einen außerordentlich guten Griff gethan haben, gerade diesen wahrhaft großartigen und überaus dankbaren Stoff zu erfassen.

Autor: Wenn ich ihn erfaßt habe. Wie oft empfand ich während dieser Arbeit die Unzulänglichkeit meiner Kraft! Der größte Volksdichter gehörte dazu! Mein Bestes war die Liebe, die ich dem Gegenstande entgegen brachte und ich litt mit den Menschen, die ich schilderte. Ich fühle von Allem, was den Bauernstand angeht, mich fast persönlich betroffen; es wird sein, daß diese Subjectivität dem Werke Wärme und Innigkeit verleiht, es mag aber auch sein, daß sie gleichzeitig dem künstlerischen Ebenmaße des Werkes gefährlich wird. Ich dachte wahrlich auch an nichts weniger, als ein wohlgemessenes, jeden ästhetischen Schulmeister befriedigendes Kunstwerk zu machen. Meine Sache war das Leben, die Wirklichkeit.

Ich: Mit der ersten Verfassung des „Jakob" schienen Sie aber doch nicht ganz einverstanden gewesen zu sein, weil Sie die Erzählung neu bearbeitet haben.

Autor: Das geschah nicht aus Gründen der Form. Es ist mir überhaupt weder Urtheil noch Rath zugegangen, die mich bewogen hätten, das Werk zu ändern. Es schien den Leuten auch in der ersten Fassung nicht zuwider gewesen zu sein. Etwas Anderes war's, das diese erste Form sprengte: der Stoff. Da ich auch noch seit dem ersten Abdruck stets ein Auge offen hielt für die Ereignisse, die in meinen Gegenstand hineinspielten, so mehrte sich der Stoff, weitete die Fabel aus, flocht neue Schicksale mit hinein und ich sah, daß das glühende und überquellende Erz noch einmal in eine erweiterte Form gegossen werden mußte; wenn mich das Werk überhaupt auch nur halbwegs sollte befriedigen können. Die Erzählung ist bei der neuen Bearbeitung fast um ein Drittel erweitert worden. Daß ich bei dieser Gelegenheit auch auf die bestmögliche Klärung des Stiles und Abrundung der Form bedacht war, ist ja selbstverständlich. Ich freue mich überhaupt immer, wenn es Gelegenheit gibt, meine Werke zu verbessern, im Innern gehaltvoller und nach außen gefälliger zu machen, wobei ich mir bewußt bin, daß das Geistreicheln auf Kosten des Natürlichen, die Künstelei und die Manieriertheit zu vermeiden sind. Der Wahrheit des Lebens zuzustreben, aber nicht der gemeinen, sondern der herzerschütternden oder herzerfreuenden — diese Richtschnur glaube ich im Ganzen auch bei meinem „Jakob" eingehalten zu haben.

Ich: Sehr begierig bin ich auf den dramatisierten „Jakob." Ich hörte ja, daß Sie ihn im Vereine mit Ihrem Freunde, dem Dichter Morre, für die Bühne bearbeiten wollen.

Autor: Morre ist ein zu bedeutender Dramatiker um nicht zu wissen, daß „Jakob der Letzte" auf der Bühne unmöglich ist. Ein Bühnenheld muß handeln; mein armer „Jakob" handelt zwar auch, aber nur indem er sich wohl- und wehgemuth vertheidigt, seine kümmerliche Existenz fristet Tag für Tag, mit blutender Seele hofft und duldet; sein Handeln ist Leiden. Ein leidender Held kann im Leben eine tragische Gestalt sein, auf der Bühne ist er eine traurige. Allerdings handelt auch „Jakob" angreifend, als ihm das Schicksal die Mordwaffe in die Hand nöthigt, und handelnd vollführt er die Sühne seiner Schuld. Aber das ist in dem Werke

nicht die Hauptsache, nur die letzte Folge langer verhängnisvoller Vorgänge, die auf der für große, allmähliche Umwälzungen unzulänglichen Bühne nicht zur Geltung kommen können. — Wünschenswerth wäre es gewiß, wenn von der Bühne herab der Welt ein concentrierter Spiegel vorgehalten werden könnte von der unheilvollen Bewegung, die sich im Gebirgsvolke gegenwärtig vollzieht. Freilich würde die Welt, die sich im Theater nur mehr durch rohe Späße oder freche Frivolität zu ergötzen und zu betäuben liebt, eine solche Theatervorstellung meiden und besonders die Schuldigen würden vorüberschleichen vor einem Gottesurtheile der Kunst. Morre, dessen Herzenstreue für das Volk herrlich bewiesen ist, findet vielleicht noch den richtigen Rahmen, um den Gegenstand dramatisch darzustellen; allein mit dem „Jakob" aus dem Geschlechte der Steinreuter dürfte auf den Brettern nicht viel anzufangen sein.

Ich: Den Roman „Jakob der Letzte" betrachte ich als ein Gegenstück zu den „Schriften des Waldschulmeisters."

Autor: Es freut mich, daß Sie die Verwandtschaft herausgefunden haben. Zwar liegt sie auf der Hand, und doch werden die Leser nicht daran denken. Im „Waldschulmeister" schilderte ich die Entstehung und das Emporblühen einer Berggemeinde, im „Jakob" das Sinken und Untergehen einer solchen.

Ich: Frappiert hat mich von Ihnen im „Jakob" der Wink zur Auswanderung nach Amerika.

Autor: Wollen Sie in dem Werke schon einen Wink sehen, so ist es nicht einer für das Volk, auszuwandern. sondern einer für die Regierung, warum man auswandert. Uebrigens wandert man im „Jakob" nicht nach Amerika, sondern geht im eigenen Vaterland zu Grunde.

Ich: Sie sollten dieses Buch dem österreichischen Ackerbau-Ministerium widmen.

Autor: Ich dachte wahrlich daran, allein das hätte es zu einem Tendenzwerke gestempelt, was es ja im Grunde nicht sein will. Wie Sie hier ersehen, ist das Buch einem Manne zugeeignet, welcher das Bauernthum in seiner ganzen Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit kennt und künstlerisch darzustellen weiß: Meister Defregger. Manchmal besprachen wir zusammen den Niedergang des Alpenbauernthums, der in Tirol nicht minder als in Steiermark, Kärnten und Salzburg zu sehen ist. Defregger wie ich haben jeder in seiner Heimat die gleichen Vorgänge gesehen und Erfahrungen gemacht. Der „Jakob" ist gleichsam unsere gemeinsame Angelegenheit, darum hat der Meister dem Buche schon im Vorhinein seine Zuneigung entgegengebracht. Hoffentlich wird er nicht der Einzige sein, der die, wenn auch vielleicht nur wenigen Vorzüge, und die redlichen Absichten des Buches würdigt.

Ich: Da Sie mir so offen zur Rede gestanden sind, so hätt' ich noch eine Frage. Darf ich unsere heutige Unterhaltung in die Zeitung geben?

Autor: Wieso kommen Sie auf diesen Gedanken?

Ich: Ich meine, wenn heutzutage das Buch Jeder recensiert, warum soll es nicht auch der Verfasser recensieren?

Autor: Das Buch hat für sich selbst zu sprechen. Der Verfasser soll schweigen.

Ich: Wenn nun Jemand über ein neues Buch gern etwas unterrichtet sein möchte, bevor er sein gutes Geld dafür ausgiebt? Und wenn ihm gerade vom Verfasser selber eine kleine Orientierung darüber angenehm wäre?

Autor: Sei 's drum. Meine Worte sind die Ihren.

A. Z. Mayer.

Kleine Laube.

Herzenszüge
aus dem Leben unseres Kaisers.

Franz Josef I. ist ein wahrer Volkskaiser. Persönlich liebt er mit seinen Völkern und Einzelnen seiner Landeskinder zu verkehren. Die allgemeinen Audienzen, welche er in der Regel am Montag und Donnerstag jeder Woche gibt, sind dazu das gewöhnliche Mittel. Jedermann, der irgend ein Anliegen, eine Bitte, einen Wunsch vorzubringen hat, findet nach vorhergegangener Anmeldung beim Obersthofmeisteramte Zutritt vor dem Monarchen. Der Kaiser will nicht, daß irgend Jemandem aus seinen Unterthanen der Zugang zu seiner Person versperrt werde. Er hört alle, gleichviel ob gering oder vornehm, ob der Audienzwerber ein hoher Würdenträger des Staates oder ein schlichtes Bäuerlein aus einem abgelegenen Gebirgsdorfe sein mag, mit gleicher Freundlichkeit und Theilnahme an. Wie viele Thränen mögen schon vor ihm geflossen, wie viele Ausbrüche der Verzweiflung zu seinen Ohren gedrungen sein! Aber selten mag Jemand ungetröstet aus dem Kaiserzimmer geschieden sein, denn kann der Monarch auch nicht alle Bitten erfüllen, alle Hoffnungen verwirklichen und alle noch so heißen Wünsche berücksichtigen, so hat er doch für Alle, für die Glücklichen, wie für die Unglücklichen, ein gnädiges Wort, einen tröstenden Zuspruch und freundliche Ermuthigung.

Eine Persönlichkeit, die einst von der Audienz bei Sr. Majestät zurückkam und welcher überdies der Monarch vom Gesichtspunkte strenger Gerechtigkeit die vorgebrachte Bitte abschlagen mußte, äußerte sich doch folgendermaßen: „Man merkt es gleich beim ersten Wort, beim ersten Blick, daß der Kaiser sich ganz so gibt, wie er ist. Mein Herz schlug laut und ängstlich, als ich noch im Vorsaale stand und, wie mich dünkte, aller Augen auf mich gerichtet sah. Als ich aber vor Se. Majestät hintrat und er selbst in leutseligster Weise das Gespräch mit mir anknüpfte, da faßte ich Muth und erzählte meine Sache so ruhig und gefaßt, als ob ich mit einem alten Bekannten gesprochen hätte. Da war von Zwang und von Etiquette und drückender Förmlichkeit keine Spur; Alles, was ich sah und hörte, machte den Eindruck des Gemüthvollen, des Einfachen, des Traulichen. Und als ich endlich zu Ende war und mir der Kaiser klar auseinandersetzte, warum er meine Bitte nicht gewähren könnte, mir dann die Hand reichte und einige freundliche Worte zum Abschied sagte, überkam mich das Gefühl, als ob ich einen guten Freund gewonnen hätte, auf den ich künftig wohl im Nothfall rechnen könne."

Das Bild, welches sich zur Audienzstunde im Vorsaale des kaiserlichen Kabinets entfaltet, ist meist gestaltenreich und buntbewegt. Da steht, stolz auf seinen Rang und seine Würde, ein Pair des Reiches, ein Kirchenfürst oder ein hoher Militär mit ordengeschmückter Brust, unweit davon im schlichten Bürgerrocke ein Mann der Arbeit oder ein bescheidener Gelehrter; im Hintergrunde wartet ein armes gebücktes Mütterchen, über

dessen bekümmerte, runzelige Züge Thränen rinnen, neben ihr vielleicht ein bleiches Mädchen, schüchtern und scheu in seinen Bewegungen, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß nicht bloß diese Räume ihr fremd sind, sondern daß sie auch die große Welt nicht kennt, und daß nur das innige Vertrauen auf des Herrschers Güte sie in die stolze Kaiserburg geführt.

Da wimmelt es oft von allen Trachten und schwirrt es von allen Sprachen des Reiches. In pelzverbrämtem Attila, den kostbaren Säbel an der Seite, erscheint der ungarische Edelmann, im Lodenrock mit grauen Kniestrümpfen, so kommt der Bauer aus den steirischen Bergen. Die malerische goldgestickte Tracht Dalmatiens mit dem reichen Schmucke blitzender Waffen, sie prangt neben der einfachen Gewandung des slovakischen Bauers, den weiten Gatjen und der groben Halina. Der rothe und violette Talar der Kirchenfürsten mischt sich unter die Uniformen der Officiere, die Soutane des Priesters ist ebenso vertreten, wie der Kaftan des Juden, der aus einem fernen Städtchen Galiziens in die Kaiserresidenz gekommen.

Ungemein mannigfaltig sind die Zwecke, welche alle die Versammelten hiehergeführt. Da will der Beamte für seine Beförderung danken, der junge Officier sich seinem obersten Kriegsherrn vorstellen, der Landpfarrer um einen Beitrag zum Kirchenbau bitten, die Abgesandten irgend eines Ortes für ein Gesetz danken, das alte Mütterlein eine Gnadengabe erflehen, das Mädchen für den Vater oder Bruder, die dem strafenden Arme des Rechtes verfallen sind, bitten.

Alle, Alle haben ihre Herzensanliegen, freudiger oder bedrückender Art, Allen kommt der Kaiser mit Wohlwollen und theilnehmender Herzlichkeit entgegen. Mit vollen Händen spendet der Monarch Geld und Gut, um edle Zwecke zu fördern, Noth und Mangel zu lindern. Es gibt kaum irgend ein Kirchlein, oder ein Schulhaus, selbst im ärmlichsten Dorfe der Karpathen oder im fernsten Osten der Bukowina, welches nicht zu seiner Erhaltung oder Restaurierung aus des Kaisers Privatschatulle einen mehr oder minder großen Betrag empfangen hätte; oft herrscht in derselben infolge der Großmuth des Kaisers vollständige Ebbe, und andere Fonds müssen herangezogen werden. Gerngeübte Wohlthätigkeit, sofern sie mit weiser Gerechtigkeit sich paaren läßt, ist überhaupt ein hervorstechender Zug im Charakter des Kaisers. Wie viele Geschichten, die im Volke leben, wissen von seinem gütigen Herzen, seinem edlen Sinne zu erzählen! Nur einige mögen hier ihre Stelle finden.

Es ist eine verbürgte Thatsache, daß dem Kaiser einst ein Urtheil zur Unterschrift vorgelegt wurde, über welchem er lange in schweigendem Sinnen niedergebeugt gesessen, bevor er zur Feder gegriffen, um die Züge seines Namens auf's Papier zu setzen. Doch kaum hatte er den ersten Federstrich gethan, da entrollte seinem Auge eine Thräne und sank auf die Schrift, den begonnenen Zug verwischend. Der Kaiser faltete das Papier zusammen und legte es in die Hände des Secretärs zurück mit den Worten: „Thränen löschen jede Schuld aus; ich kann das Urtheil nicht unterschreiben. Da sehen Sie, mein Name ist verwischt, die Schrift hat keine Kraft, ich schenke dem Verurtheilten das Leben!“

Das ist wohl ein schönes Beispiel von des Kaisers gutem Herzen, ebenso freundlich und rührend ist folgende Erzählung: „Ein altes Mütterchen, Marie Fuchs aus Knittelfeld in Steiermark, kaum fähig, sich auf den Füßen zu erhalten, war im Jahre 1870 nach Wien gekommen und stand eben im Begriffe, die Treppe zum Audienzsaale in der kaiserlichen Burg zu ersteigen, als Se. Majestät, von Schönbrunn eintreffend, im Amalienhofe vorfuhr. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Kaiser das steinalte Mütterchen, wie es, mühsam forthumpelnd, auf jeder Stufe halt machte, um Athem zu schöpfen.

Mitleidsvoll sprach der Monarch die alte Frau in herzlichem Tone an, indem er sie ermunterte, ihm ihren Wunsch sogleich mitzutheilen; er werde schon dafür sorgen, daß er auch in Erfüllung gehe, wenn es nur irgend möglich sei. Ja,

der Kaiser könne ihr schon helfen, entgegnete das Mütterchen, wenn er nur wolle, sie sei gekommen, um ihren bei der Linie stehenden Sohn loszubitten, der die einzige Stütze ihres Alters sei, sie hoffe, daß sie die weite Reise nicht umsonst gemacht habe.

Franz Josef hieß freundlich lächelnd die alte Frau warten, nahm ihr das Gesuch, das sie in den zitternden Händen hielt, ab und eilte fort. — Eine Stunde später aber trat ein schmucker junger Soldat zu dem bange harrenden Mütterchen, schlang seine Arme um ihren Hals und sagte im freundlichen Tone: „So, Mutter, da bin ich jetzt! Wenn's Dir recht ist, so können wir gleich gehen; der Kaiser hat mich selber geschickt, damit Du die Botschaft sicher bekommst."

Auch in liebenswürdig heiterer Weise äußert sich oft des Kaisers gewinnende Herzlichkeit und herablassende, vertrauenerweckende Leutseligkeit. Wir wollen ein par besonders ansprechende Erzählungen aus der Fülle der überlieferten freundlichen und anziehenden Züge hier einfügen.

Ein in der Provinz garnisonierender Feldmarschalllieutenant kam vor einer Reihe von Jahren in dienstlichen Angelegenheiten nach Wien, wo er sich mehrere Tage aufhielt und während dieser Zeit auch einigemale bei Hofe zu Tische geladen war. Der alte Herr, ein Soldat von echtem Schrot und Korn, des strengen Ceremoniels und der ängstlichen Zurückhaltung ungewohnt, sprach frisch und frei vom Herzen über Verhältnisse und Dinge, wie er sie eben ansah und beurtheilte.

Aber gerade diese soldatische Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit gefiel dem Kaiser, der überhaupt ein Feind jeder heuchlerischen Verstellung ist, und von Tag zu Tag setzte sich der biedere General mehr in des Kaisers Gunst. Einstmals, da er wieder zur kaiserlichen Tafel geladen war, äußerte er seine Freude darüber, daß in Wien wenigstens ein gutes Glas Bier zu finden sei, was er in dem Orte, wo er sei, leider entbehren müsse. Lächelnd erkundigte sich der Kaiser, wo er denn in Wien den so sehr gerühmten Stoff trinke. „Bei einer Nichte," meinte der Feldmarschalllieutenant, „der Gräfin K., die das Bier bei der „Pfeife" holen läßt." Am folgenden Tage, als der alte General wieder des Kaisers Tischgast war, findet er auf seinem Platze — eine Flasche Bier, frisch und eigens für ihn aus der „Pfeife" bezogen.

Gerne mischt sich der Kaiser auch unbekannt unters Volk und verkehrt in treuherziger, schlichter Weise mit den Feldbauern oder Forstleuten, wobei es zuweilen nicht ohne ergötzliche Mißverständnisse abgeht, da die Wenigsten in dem prunklosen einfachen Mann, der auch ein derbes Scherzwort nicht übel nimmt, den kaiserlichen Herrn vermuthen. Besonders auf der Jagd liebt der Kaiser ein freies, ungezwungenes Benehmen und verbannt alle einengenden Fesseln der Hofsitte.

Ein Hallstädter Salzarbeiter erzählte gern und oft folgendes Erlebnis, das er zu seinen theuersten Erinnerungen rechnete. Es war in der Gegend des Salzberges, wo die Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin, einst bei Gelegenheit einer ziemlich anstrengenden Fußpartie von der Gosaumühle über die Solenleitung nach dem Rudolfsthurm plötzlich bei einem sehr steil aufwärts führenden Wege anlangten, der zwar gefahrlos, aber doch überaus beschwerlich zu erklimmen schien. Da kam zufällig ein rüstiger Salzarbeiter, ein fröhliches Liedchen singend, des Weges daher. Das Schwierige des Unternehmens erkennend und ohne Ahnung von dem hohen Range der Wanderer, erbot er sich in gemüthlicher Art als Führer zu dienen und fragte die „gnädige Frau," wie er die Kaiserin nannte, recht höflich, ob er ihr nicht den Arm zur Unterstützung reichen dürfe. Die Kaiserin nahm das Anerbieten dankbar an und schritt nun an der Seite des Arbeiters munter die steile Höhe hinan, während Se. Majestät nebenher gieng und sich angelegentlichst über allerlei den Bergbau und die Feldwirtschaft betreffende Verhältnisse mit dem einfachen aber aufgeweckten Arbeiter unterhielt. Der stutzte freilich nicht wenig, als er beim Abschiede der Herrschaften eine Handvoll Goldmünzen

sein eigen nannte und eine immer größere Aehnlichkeit zwischen dem Kopf auf den blinkenden Goldstücken und den Zügen des „gnädigen Herrn" herausfand, den er soeben eine Strecke geleitet.

Ein anderes Begegnis, das unserem Kaiser in den Tiroler Bergen zugestoßen, zeigt wieder so recht sein gutes, hilfsbereites Herz. Im Jahre 1872 hielt sich die kaiserliche Familie im Schlosse Trautmannsdorf bei Meran auf, hauptsächlich um die zarte Gesundheit der lieblich aufblühenden Erzherzogin Valerie zu kräftigen. Damals liebte es der Kaiser, täglich seine Morgenpromenade zu machen. Ohne Begleiter, in ganz einfacher Kleidung, den Jägermantel umgeworfen, stieg er gewöhnlich trotz Schnee und Kälte irgend eine der nahen Anhöhen hinan. So geschah es eines Tages, daß er, einem einsamen Pfade folgend, unversehens bei einer einschichtigen Hütte anlangte, aus welcher ihm laute Jammerrufe entgegentönten. Der Kaiser war neugierig, die Ursache des Wehklagens zu erfahren und trat rasch in's ärmliche Gehöft. Da lag auf dem Boden eine verendete Kuh, die letzte Habe des bejahrten Ehepaars, das händeringend und jammernd dabei stand. „Hiescht is aus," rief der Bauer in echter Tiroler Mundart ein über's andere mal, „hiescht is aus mit uns, hiescht könn' ma abfahr'n. Schulden hob'n ma eh gnua, dös Unglück, dös Unglück." Der Kaiser, den natürlich weder der Alte, noch die Bäuerin kannte, suchte die Leute zu trösten und fragte sie, wie hoch sie den Schaden schätzten, der ihnen durch den Verlust der Kuh zugestoßen sei. „No, a hundert Gulde kost's scho," klagte der Bauer ganz trostlos. „Nun wenn es so ist, dann will ich Euch das Geld geben, daß Ihr Euch eine andere Kuh kaufen könnt," entgegnete der Kaiser. Die Bauersleute horchten hoch auf und wußten nicht recht, was sie von diesem Versprechen zu halten hätten. Der Kaiser lächelte über ihre erstaunten Mienen und sagte freundlich zum Bäuerlein, er möge nur unten im Schloß Trautmannsdorf vorsprechen, da werde ihnen der Schloßherr dann schon das Geld geben. Das war nun nicht ganz nach dem Geschmacke des Alten, verlegen kraute er sich hinterm Ohr und meinte, es wäre wohl besser, wenn er das Geld gleich haben könnte. Der Kaiser aber hatte nicht so viel Geld bei sich; doch auch hiefür wußte das mißtrauische Bäuerlein Rath. Es erklärte sich bereit, gleich „mit dem Herrn" herunterzugehen, da könne er das Geld ohne weiters in Empfang nehmen. Den Kaiser belustigte diese Schlauheit des Bauers und er gieng darauf ein: beide schritten nun selbander dem Schlosse zu, in dessen Nähe Se. Majestät einen Hofbeamten traf, den er beauftragte, dem Bäuerlein hundert Gulden auszufolgen. So hatte er das Kaiserwort, welches der Bauer mit so ergötzlichem Mißtrauen aufgenommen, rasch eingelöst.

Aus den zahllosen Beispielen der Herzensgüte des Kaisers hier nur diese wenigen, welche einem Werke „Das Buch von unserem Kaiser" von Dr. Leo Smolle (Wien, A. Pichler's Witwe & Sohn, 1888) entnommen worden sind.

Inschriften für's deutsche Haus.

Der wieder erwachte deutsche Brauch, mit unseren Hausgeräthen und Zierrathen auch ein gutes sinniges Wort zu verbinden, wird allgemeiner. Darum ist bei Wilhelm Hertz in Berlin ein Büchlein erschienen, genannt „Spruchschrein für Haus und Hausrath" von Robert Falk. Es sind zumeist Originalsprüche voller Lebensheiterkeit und Frömmigkeit, wie sie für Hausaufschriften, Werkzeuge, Geräthe, Gläser und Pokale, Krüge und Schüsseln, Teller, Tischwäsche und andere Gegenstände passen. So lege man in die Dinge, die uns täglich umgeben, eine Seele hinein, damit die Seele aus ihnen wieder zu uns zurückkomme. Einige dieser Sprüche mögen hier angeschrieben werden; wem für die Ausschmückung seines Heims nach größerer Auswahl verlangt, der greife nach dem Büchlein „Spruchschrein."

Willst Du Dir Ruh und Fried bewahren,
So laß das Sehn auf Andre fahren!
Wer viel von Andern spricht und richt't,
Der kennet sich noch selber nicht.

* * *

Miß die Welt nicht an Dir,
Miß Dich an der Welt,
Miß Dich mit der Welt:
Dann ist's gut bestellt.

* * *

Als ich die Jagd nach dem Glücke betrieb,
Da blieb ich so klug wie zuvor,
Jetzt, wo ich ruhig zu Hause blieb,
Da klopft es von selber an's Thor.

* * *

Fröhlich im Leid,
In der Welt ohne Neid,
Zu Helfen bereit,
Wahr ohne Scheu,
In der Liebe stets neu,
Im Glauben stets treu:
Herr, solch hohe Zier
Verleihe Du mir.

* * *

Sei mit dem Deinen
Allzeit im Reinen,
Verlaß Dich auf Keinen,
Verlaß Dich auf Einen.

* * *

Was heute noch schön,
Muß morgen vergehn;
Was heute zu Zwei'n,
Ist morgen allein.

* * *

Was mich soll beglücken,
Darf nicht And're drücken.

* * *

Was blühet,
Wird veralten,
Was sprühet,
Wird erkalten,
Was handelt,
Wir erlahmen,
Was wandelt,
Sterben — Amen.

* * *

Wer weh thut, dem ist selbst nicht wohl,
Wen Neid erfüllt, ist innen hohl.

* * *

Gute Sache
Ist beste Rache.

Was Dich drückt,
Was Dir glückt,
Sollst Du verschweigen.
Was Dich schmückt,
Was Dich entzückt,
Magst dreist Du zeigen.

* * *

Hältst Ordnung Du,
Hält Ordnung Dich!

* * *

Der Fleiß hat sieben Heute,
Die Faulheit sieben Morgen;
Merkst Du, was das bedeute,
So wahrst Du Dich vor Sorgen.

* * *

Wen Gott lieb hat, dem gibt er Gelegenheit, dankbar zu sein.

* * *

Esset und trinket was Ihr habt, und denket was Ihr wollt.

* * *

Für einen Schrank zur Aufbewahrung von Besen ꝛc.

Kehren ist ein wackres Wort
Für Daheim und Draußen,
Wirkt als Mittel allsofort
Innen so wie außen.
Kehr im Hause Diel' und Wände,
Lieb und Lust macht rasche Hände.
Kehr des Nächsten Schuldgebresten
Huldvoll, wie Du kannst, zum Besten!
Ficht Dich Leid und Trübsal an,
Kehr heraus den ganzen Mann!
Will Dir Neid und Mißgunst wehren,
Mußt Dich dran nicht weiter kehren!
Ist Dir trocken Hals und Zung',
Kehre ein zu kühlem Trunk!
Gieng Dein Weg 'mal irr und krum,
Kehre um.

* * *

Stunden
Verwunden,
Wenn sie verpaßt sind
Und nicht erfaßt sind.

* * *

Besser umsonst arbeiten, als müßig gehen!

* * *

Rede sinnig,
Bete innig,
Handle kräftig,
Liebe heftig,
Lebe heiter:
Gott hilft weiter!

Ich habe nichts anders
Zu Stande gebracht,
Als daß mich die Liebe
So glücklich gemacht.

* * *

Mir that die Zeit
Noch niemals leid,
In der ich mich bloß gefreut.

* * *

Beim Küssen Zwei,
Beim Trinken Drei,
Beim Singen Vier,
Das lob ich mir.

* * *

Verstehen und Verstandenwerden
Machen unser Glück auf Erden.

* * *

Sitzest Du beim Weine,
Tragen Dich sechs Beine.
Stehst Du auf, ei! ei!
Tragen Dich kaum zwei.

* * *

Duld es, wenn die Andern
Dich braten und rösten!
Wehr Dich, wenn die Andern
Kommen und trösten.

* * *

Ueben, was üblich,
Lassen, was läßlich,
Lieben, was lieblich,
Hassen, was häßlich.

* * *

Zeig Dich als Mann vorerst,
Eh Du ein Weib begehrst.

* * *

Was man sein will, muß man werden;
Andres Recht gilt nicht auf Erden.

* * *

Wenn die Weiber vernünftiger wären,
Würden wir viel Vergnügen entbehren.

* * *

Nimm mit dankbarem Sinn
Das Gute, das Dir bescheert ist,
Und lege den Löffel nicht hin,
Bevor die Schüssel geleert ist.

* * *

Gott segne uns Beides:
Liebes und Leides.

Ain altdeutsch Ballad in allernewester Unform.

Von Adolf dem Pichelär zu Ynnsbruggen.

Ich sitz auf einem Stein
Am grünen Wiesenraine,
Da blühen die Fisolen
Im Felde gar verstohlen.
Ich denk in meinem Witze,
Wie ich einst als Novize
Verzehren mußt' die Bohnen
Und in der Zelle wohnen,
Bis eine Jungfrau, holde,
Mit langem Haar von Golde
Mir lieblich zugewunken.
Als ich Rothwein getrunken,
Thät sie mich gar verlocken:
Ich lief davon auf Socken.
Nun kocht sie mir den Brei
Und rührt den Topf dabei,
Bringt Kinder Jahr für Jahr, —
O würd es endlich gar!
So bin ich schlecht berathen
In meiner Kemenaten.
Doch 'ne Ballade gibt es,
Wie jetzt so sehr man liebt es.

* * *

Die nächst' sing' ich von Rosen,
Landsknecht' in Pluderhosen,
Die dritt' wohl in Bockleder,
Am Hut die Hahnenfeder;
Die viert' dann als Geselle
Zur Fahrt mit Leist' und Elle.
Und wer nicht glaubt an meine Kunst,
Der hat vom Dichten keinen Dunst!

Ende.

Ein Werk über den größten Volksdichter Ungarns.

Ein wahrhaft interessantes und verdienstvolles Buch ist vor Kurzem bei W. Friedrich in Leipzig erschienen: **„Petöfi's Leben und Werke."** Von Alexander Fischer. Moriz Jokai, der das Werk einführt, nennt es als epochemachend in der ungarischen Literaturgeschichte. Das treue Bild des Dichterlieblings der ungarischen Nation ist hier entrollt, sein Leben plastisch und treu, sein Wirken kritisch und pietätvoll uns dargestellt. Ein heißglühendes Poetenleben von nur sechsundzwanzig Jahren, und wie reich an Leid und Lust, an Elend und Ruhm! Wer dieses Buch liest, der lernt nicht

bloß den magyarischen Classiker in allen seinen großen und intimen Zügen genau kennen, er gewinnt auch einen tiefen Einblick in das Herz des ungarischen Volkes, in seine Geschichte und Cultur. Wir kennen in deutscher Sprache kein Werk, das uns den Ungarn so bis an's Herz nahe brächte, als dieses ausgezeichnete Buch Fischer's. Dazu ist der Stil schlicht und warm und überall dem Gegenstande angepaßt. Mehrere bildliche Beilagen zieren die 628 Seiten starke Schrift.

Freilich ist Petöfi's romantischer Lebenslauf ein höchst dankbarer Stoff. *) Sandor Petrovics (das ist der Familienname Petöfi's) war der Sohn eines Fleischers in dem kleinen Orte Kis-Körös auf der Pußta, gieng seinen Eltern davon, wollte Schauspieler werden, kam zu den Soldaten, zog mit fahrenden Komödianten durch's Land, wurde durch seine wunderbaren Lieder als Volksdichter berühmt und starb 1849 im Kampf für die Befreiung seines Vaterlandes auf dem Schlachtfelde im 26. Jahre seines Lebens. Da die Leiche des ungarischen Sängers nicht aufgefunden wurde, so knüpfen sich an sein Verschwinden allerhand Sagen und Mythen, und mancher Ungar hegt den Glauben, daß seines Vaterlandes großer Dichter heute noch unter den Lebenden weile, was wohl nicht buchstäblich, aber sinnbildlich wahr ist. Petöfi's junge, schöne, von ihm heißgeliebte und rührend besungene Frau, selbst ein wenig Dichterin, war anfangs ob des Verlustes der Verzweiflung nahe, sehr bald aber tröstete sie sich, hatte nicht den Stolz, Petöfi's Witwe zu bleiben, sondern heiratete das zweitemal. Von dem Augenblicke an, als sie den Witwenschleier von sich geworfen, war sie von der Welt vergessen. Petöfi's einziger Sohn starb mit zwanzig Jahren. — So klingt durch das ganze Dichterbild eine schwere Wehmuth und Fischer's Buch selbst liest sich ernst und stimmungsschwer, wie ein molltöniges Lied der Pußta.

Das ungarische Volk wird die patriotische That erkennen, die Alexander Fischer mit seinem Werke vollbracht hat, aber auch wir Deutsche haben ihm dafür Dank. R.

*) Im Heimgarten VIII., Seite 287. findet der Leser einen Aufsatz: „Burns und Petöfi" von St. Gätschenberger.

Lieder von Petöfi.

Auf dem ganzen Weg nach Hause
War ich des Gedankens voll:
Wie ich mein so langentbehrtes
Mütterchen begrüßen soll?

Was ich erst ihr Liebes, Schönes
Sage, wenn sie mich umschmiegt
Mit den Armen, die mich einstens
Schaukelnd in den Schlaf gewiegt.

Viel Gedanken, schön' und schön're,
Kamen da mir in den Sinn,
Stille schien die Zeit zu stehen,
Doch mein Wagen flog dahin.

Und nun stürz' ich in das Stübchen...
Mich an's Herz die Mutter preßt . .
Und ich häng' am Mund ihr — sprachlos . .
Wie die Frucht am Baume fest.

* * *

„Komm' doch heraus, mein Engelskind,
Du kleines blondes Weibchen.
Drei Küsse sind ja schnell geküßt,
Mein süßes Turteltäubchen."
— — — — — — — — —

Er lockt das Mädchen aus dem Bach
Mit seinem Liebesflehen,
Er schlingt voll Glut den Arm um sie —
Sie kann nicht widerstehen.
Nicht ein-, nicht zehn-, nicht hundertmal
Sie nun einander küssen:
Es kann nur Er, der Alles weiß,
Die Zahl der Küsse wissen.

* * *

Mein Sehnen und Verlangen
Galt nie dem Lorbeerkranze:
Ihr schönen Ungarmädchen,
Bekränzet mich mit Reben.
Der Rebe und dem Dichter
Ward gleiches Loos verliehen,
Da beide ihre Seelen
Der Welt zum Opfer bringen:
Die Rebe in dem Weine,
Der Dichter in dem Liede.
Und wenn wir uns're Seelen
Der Welt dahingegeben,
Verwelken wir und sterben:
Wir sterben und vergehen,
Doch auch in spätern Tagen
Erfreuen sich die Erben
Des Weines und der Lieder.

Nur eines macht mich kummervoll,
Daß ich im Bette sterben soll!
Dahin zu welken, hoffnungslos, verzagt,
Der Blume gleich, geheim vom Wurm benagt;
Vergehen langsam, wie der Docht vergeht,
Der in verlassener, öder Kammer steht.
O Du mein Gott, erhör' mein Fleh'n:
Laß mich nicht so zu Grabe geh'n!
Ich sei ein Baum, durch den ein Blitzstrahl zündend wett're,
Ein Baum, den der Orcan entwurzle und zerschmett're,
Ein Felsen, den vom Berg der Donner löse
Mit Erd' und Himmel schütterndem Getöse...
Wenn all' die Sclavenvölker zieh'n,
Des Joches müd', zur Wahlstatt hin,
Das Antlitz geröthet, mit rothem Panier,
Auf welchem die heilige Losung als Zier:
„Für die Weltfreiheit!"
Und diese man weit
Hinausposaunt von Ost nach Westen dann,
Sich ihnen stellt zum Kampfe der Tyrann:
Dort fall' ich als Held
Im blutigen Feld,
Ja, dorten mein Blut mir, das junge, entfließe,
Und wenn ich dann jauchzend mein Ende begrüße,
So werd' es verschlungen von Schwertergeklirr,
Trommetengeschmetter und Schlachtengewirr,
Und da, wo ich lieg',
Man über mich flieg'
Auf schnaubenden Rossen zum glänzenden Siege,
Mich lassend zertreten im Feld, wo ich liege — —
Und mein verstreut Gebein man sammeln mag
Erst dann, wenn der Bestattung großer Tag
Erscheint, und unter feierlichen Klängen
— Voran die Fahn' mit schwarzen Florbehängen —
Zu Grab' man trägt die Helden all', die sich geweiht
Dem Tod für Dich, Du heilige Weltfreiheit!

* * *

Warum keift Ihr, warum greift Ihr
Mich, Ihr ekeln Köter, an?
Knochen werf' ich in den Schlund Euch,
Daß Ihr all' erstickt daran....
Putzt und stutzt nach Lust und Laune
Eure Treibhauspflanzen nur....
Ich bin eine ungehegte
Wilde Blume der Natur.

Mir hat nicht des Lehrers Ruthe
Eingebläut die Poesie,
An pedantisch starre Regeln
Band sich meine Seele nie....
Binde sclavisch sich an Regeln,
Wer da scheut die freie Spur....
Ich bin eine ungehegte
Wilde Blume der Natur.

Nimmer blüh' ich Nasenrümpfern,
Die aus affectierter Scheu
Nichts genießen, nichts vertragen
Was nicht schmeckt nach Wasserbrei....
Kennern blüh' ich, echten Kennern,
Deren Lob ich oft erfuhr....
Ich bin eine ungehegte
Wilde Blume der Natur.

Laßt daher nur unbehelligt
Meine Weise, meinen Stand —
Unfruchtbar ist Eure Mühe:
Erbsen werft Ihr an die Wand....
Juckt's Euch, mit mir anzubinden?
Nun dann packt mich, packt mich nur!
Ich bin eine dornbewehrte
Wilde Blume der Natur.

* * *

Fluren des Ostens
Gleicht mein Gemüthe,
Fluren, von ewigem Frühling umglüht:
Was nur der Himmel
Spendet der Erde,
Liebliche Blumen sind mir erblüht.

Eine nur fehlte,
Blume des Glaubens,
Glauben an überirdisches Sein;
Nun ist auch diese
Herrlich entsprossen:
Zärtliche Liebe pflanzte sie ein.

Kaum hat's getagt, bricht schon die Nacht herein,
Kaum naht' ich mich, muß ich schon wieder flieh'n;
Ich habe Dich noch eben kaum begrüßt,
Und muß schon fort, auf lange von Dir zieh'n.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Das Schwert ergriff ich statt des Lautenspiels,
Ein Dichter war ich, nun bin ich Soldat;
Und statt des gold'nen Sonnenstrahls erhellt
Des Nordlicht's blut'ger Schimmer meinen Pfad.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Nicht Ruhmbegierde lockt mich von Dir weg....
Dem Lorbeer blieb auf meinem Haupt ja mehr
Kein Raum vor all' den Rosen meines Glücks,
Und diese geb' ich nimmer für ihn her.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Nicht Ruhmbegierde lockt mich von Dir weg....
Du weißt es ja: Die starb mir längst schon aus!
Dem Vaterland weih' ich mich, es muß sein,
Für's Vaterland kämpf' ich den blut'gen Strauß.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Und schützte Niemand sonst das Vaterland,
Zög' ich allein zu seinem Schutz das Schwert;
Und nun, da Alles, Alles zieht zur Schlacht,
Blieb' ich allein zurück bei meinem Herd?
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Ich sage nicht: gedenke mein, indes
Für's Vaterland ich kämpfe und für Dich;
Ich kenne Dich, ich weiß es, Dich erfüllt
Nur Ein Gedanke stets, und der bin ich.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Vielleicht auch kehr' ich wund, verstümmelt heim —
Doch ruht auch dann voll Lieb' auf mir Dein Blick,
Bei meinem Gott! ich bring' Dir ja mein Herz
So ganz, so treu, wie's früher war, zurück.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Studentenehre.

(Eine Zuschrift).

Im vorigen Hefte Ihres Blattes las ich den Brief eines besorgten Vaters, bei dessen Söhnlein es im Lernen nicht vorwärts geht. Das Schreiben erinnert mich nur zu sehr an meine eigenen Vaterfreuden, die ich Ihnen ebenfalls mittheilen will, weil sie unter meinen Schicksalsgenossen sicherlich Verständnis finden.

Ich bin Beamter in einer mittleren Stadt Steiermarks, habe drei Kinder, wovon das älteste ein Junge von vierundzwanzig Jahren gegenwärtig auf der Universität studiert. Obschon die letztere Behauptung eine entschiedene Unwahrheit ist, so muß ich doch dabei verharren, weil es mein Geldbeutel zu energisch documentiert, daß mein Sohn auf der Universität studiert. Der Bursche ist sonst ein heller Kopf, aber auf der Hochschule

scheint es trotzdem zu hapern, denn er studiert jetzt schon im fünften Jahre auf derselben und es will immer noch nicht gehen. Ich gestehe, daß es mir nicht möglich ist, seine jüngeren Geschwister etwas Tüchtiges lernen zu lassen, weil Alles, was ich erschwingen kann, der Universitätsstudent braucht. Der jüngere meiner Knaben hätte das Zeug für die Realschule, allein ich muß ihn zu einem Schuster in die Lehre geben; beim Mädel heißt's Stubenmädchen werden in einem fremden Hause, weil der Herr Universitätsstudent alle Mittel beansprucht. Daß ich mir selbst gar nichts gönnen darf, sondern zu meinem aufreibenden Amte noch Nebenerwerb suchen muß, um den Studenten zu versorgen, ist selbstredend. So warten wir wohl schon schwer, bis er auf der Hochschule fertig wird und er sich selbst weiterhelfen kann.

Wie ich aber erfahre, wird das noch ein Weilchen nicht sein. Der junge Mann studiert mir nicht und er hat nicht Zeit dazu. Er ist Couleurbruder, muß im Wirtshause sitzen, Bier trinken, politische Reden halten, Mensuren schlagen und über seine studentische Ehre wachen. Diese Herren haben nämlich ihre besondere Ehre. Wenn sie z. B. Einer genau anschaut, auf das hin, wie sie gewachsen sind und was sie für ein nettes Gewandel haben, was man fixieren nennt, so ist ihre Ehre verletzt und sie müssen die Beleidigung mit Blut abwaschen. Wenn sie selber jedoch anständigen Frauen nachsteigen und ihnen kecke Blicke zuwerfen, so können sich nach ihrer Meinung die so Fixierten nur geehrt fühlen.

Nach meinem Philisterverstande ist das ein dummer Ehrbegriff. Die Ehre strammer junger Männer besteht nach meiner Meinung vor Allem in strammer Pflichterfüllung. Oder nicht? Ist es für den jungen Mann ehrenvoll, sich wegen angedeuteter Kindereien anzurempeln, blutig zu balgen, und auf Kosten ihrer unvermögenden Eltern und armen Geschwister jahrelang in der Universitätsstadt schulzustürzen und in allerlei Schenken umherzusaufen?

Entzieht man dem Jungen die Geldbeträge, so verkommt der Schlucker, macht Schulden auf den Namen seines Vaters, unbekümmert darum, ob sie dieser jemals zu zahlen vermag oder nicht, schmarotzt bei den Collegen umher, geräth in zweifelhafte Gesellschaft und geht zu Grunde. Aber all das ist mit der Studentenehre vereinbar. Na, Prost Mahlzeit!

Der Briefschreiber im vorigen Hefte möge sich kein graues Haar wachsen lassen darüber, wenn sein Junge nicht an die Universität kommt.

Ihr ergebener
N. N.

Steirische Lieder

von Hans Fraungruber.

Ih und Du.

Ih ha Dir,
Du ha mir —
Däs is däs schönst Quartier.
Brauch ma kan Zins nit zohln,
Kunt ma nix bessa gfolln —
Ih ha Dir,
Du ha mir,
Oanschichti nia!

Trauri sein,
Launi sein,
Dirndl, wia kunnt däs sein?
Host Du nit Liader gmua,
Bin ih a Steirerbua —
Trauri sein,
Launi sein,
Follt uns nit ein!

Ih mit Dir,
Du mit mir,
Geh ma zar Himmisthür;
Därf oans nit einigehn,
Bleib ma heraussen stehn,
Ih mit Dir,
Du mit mir —
Oanschichti nia!

In da Mitt.

Gor z hoch und gor z tiaf
Is dos Rechti nit,
Lump oda heili sein
Mecht ih nit.

So recht in da Mitt
Is da besti Fleck,
Do is Dei Stroßn,
Geh neama wek!

Liad.

Mir is wia a Tram,
Oba gwen is s a so,
A Dirndl hon ih ghobb
Und ih wollt, ih hätt's noh.

Die Liab und die Treu,
De gehn oft Hond in Hond,
Oba Schönsein und Folschheit
San noh öfta banond.

Oa Mon, oa Wort.

So is und so steht's,
Wia ih's ontreib, so geht's,
Wia ih gsogg hon, so bleibb's,
Wia ih's gehn hoaß, so treibb's.
Denn her is s nit weit
Mit de wendischn Leit,
De hüah! schrein, wan's locht,
Oba hott fohrn, bols krocht.
Und sel mirk da, mei Bua:
As, wia s D' gsogg host, so thua,
Oa Wort und oa Mon —
Und hiaz geh und sponn on!

A Poar.

Mir san unsa zwee
Und mir san unsa zwoa,
Und wal mir just zwee san,
Drum samma a Poar!

Van Zaun steht a Bam,
Der hot blüahati Aest,
Und obn afn Spitz
Is a gor a liabs Nest.

Und schau ih däs on,
Aftn denk ih ma gschwind,
Ob ih wul für uns zwoa
Ah a Nesterl wo find?

Mir san unsa zwee
Und mir san unsa zwoa,
Und wal ma just zwee san,
Drum samma a Poar.

Valossen.

Is a traurigi Eicht
Für an wegmiadn Mon,
Won a gehn neama kon
Eh a s Endziel dareicht,
Und kan Stecken nit woaß,
Der eahm hulf ba da Roas.
Und a bittahorts Sein
Für an kampfmiadn Gost,
Won an d Weltfreid valoßt,
Won eahm's Lebn zan a Pein,
Und da Glaubn an die Welt,
Und an eahm selba fehlt.

Schlaroffen.

Leichtlebi, leichtsinni,
A Strohfeua bin ih!
Nix hobn und nix wern
Oba ollas begehrn.

Wos guat is und theua
Va fert und va heua,
Wos schön is und echt —
Für mih is s grod recht.

An Bam vul Dukoten —
Wia Aepfel, bol grothen —
Den beidelt's brav o,
Van Klaubn bin ih do.

Und wißt's wo a Landel,
Z regiern an an Bandel:
Durt wir ih aft Fürscht
Und vaspüls, bol mih dürscht.

Da valiaßti Bua.

Van Nest fliagn die Vögerl
In d Kreiz und in d Quer,
Hoch drüba ziagn d Wolken
Schön ruawi daher;
Dos Bacherl eilt weita,
Eilt furt untan Steg —
Nur ih,
Ih find holt zan Dirndln kan Weg.

Hoamzua rennan d Käferl
Gschwind, gschwindi durch's Mias,
Zan Stock sumsn d Beinl'n,
Do schlofen's gor siaß;
An iada Wurm hot za Ruahstott,
Za Ruahstott sein Fleck —
Nur ih,
Ih find holt zan Dirndl kan Weg.

Oft moan ih, ih muaß eahm
Mei Herzensload sogn,
Doh bol ih in d Nah kim,
Hat's ma d Red scha vaschlogn.
Und wan ih die gonz Nocht
Mei Thoan übaleg —
Ih find,
Ih find holt zan Dirndl kan Weg.

Afn Berg führt a Gongsteig,
A Strotzn in's Thol,
Und wo ma na hie will,
Findt ma aus ollamol;
Ueba s Wossa gehn Brückerl,
Gehn Brückerl und Steg —
Nur ih,
Ih find holt zan Dirndl kan Weg.

'n Dirndl sei Kiderl.

Dirndl, wo host den däs Kiderl her?
So a gomparas Kiderl
Geit's ninascht mehr!
Rundum san farmani Maschrl dron,
Hiaz schauts na däs tausendschön Kiderl on!
Wo host as den her?
Wo hast den däs muatschöni Kiderl her?
Wan ih s wüßt, müat ih lafn
Und that ma oans kafn.
Wo nimm ih van gschwind so a Kiderl her?
Netta oan Fahla hot's, wia ih denk —
Z long is s awenk.

Bücher.

Ein Tiroler Dichterbuch.

Unter den Ländern, welche im deutschen Alpengebiete liegen, hat das schöne Tirol auch durch die literarische und wissenschaftliche Rührigkeit, die sich innerhalb seiner Grenzen kundgibt, stets einen hervorragenden Rang behauptet. Insbesondere waren es die Musen der schönen Künste, welche diesem Gebirgslande stets hold geblieben, und als weilten sie gerne auf und zwischen den Bergen, welche so viel des Herrlichen zu besingen bieten, hat die Dichtkunst schon in der alten Zeit des Minnesanges wie auch in späteren Tagen und bis heute ihr Heim daselbst aufgeschlagen. Die Trümmer mancher Ritterburg, welche noch stehen, weisen auf edle ritterliche Sänger, deren Namen nicht verschollen sind im Laufe der Zeiten, und neuere Forschungen haben es beinahe zur Gewißheit gemacht, daß der größte deutsche Dichter des Mittelalters, Walther von der Vogelweide in Tirol das Licht der Welt erblickt habe. Auch die spätere Zeit weist manchen Namen von bestem Klange auf und man braucht hier nur auf edle Poeten wie Herm. v. Gilm, Joh. Senn, Alois Weißenbach, auf die Zeitgenossen, Adolf Pichler, Angelika und Ludwig v. Hörmann, Chr. Schneller, Anton und Ignaz Zingerle hinzuweisen, um die Wahrheit dieses Ausspruchs zu bestätigen. Eine besondere Gelegenheit, die geplante Errichtung eines Denkmales für Walther von der Vogelweide zu Bozen, nahe dem Orte, wo wahrscheinlich die Wiege des großen Sängers stand, bot nun den Anlaß, alle poetischen Talente Tirols aus älterer und neuerer Zeit in einer Auswahl ihrer Poesien vorzuführen und damit einen Ueberblick zu bieten über das Gebiet der Dichtung im Lande. Dieses „Dichterbuch"*) liegt, von der Verlagshandlung glänzend ausgestattet, in prächtigem Quartbande und mit einem Bildnis Walther's von der Vogelweide nach Natter's Marmorstandbild geschmückt, vor, selbst ein Ehrendenkmal des Tiroler Sängers, dessen Reinertrag dem Denkmalfonde zufließen soll.

Der reiche Inhalt des Buches gliedert sich in vier Abtheilungen, welche die Dichter des Mittelalters, der neueren Zeit, jene unserer Tage, und unter dem Titel: „Gastgeschenke von Nah und Fern" jene Poeten vorführen, die als „Freunde des Landes" diesem ihren Sang gewidmet, obgleich sie nicht aus demselben stammen.

Den Reigen der Abtheilung: „Ritterthum und Minne" eröffnet Walther von der Vogelweide selbst, dessen Liedern eine schwungvolle poetische Apostrophe Albrecht Graf Wickenburg's:

> Grüß Gott, Herr Walther von der Vogelweide!
> Im schönen Bozen, das Du einst geschaut,
> Noch immer ist's die alte Völkerscheide,
> Wo deutschem Boden wälscher Himmel blaut ꝛc.

vorgesetzt ist. Das süße Lied: „Unter den Linden an der Heide" ist an die Spitze der Auswahl von Walther's Gesängen gesetzt und zwar mit einer beigefügten Composition von Josef Pembaur für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, einer Composition, die im schlichten, zu Herzen sprechenden Volkstone gehalten ist. Von den schönen patriotischen und politischen Liedern Walthers sind uns und zwar im Originale nebst beigefügter Uebersetzung von Simrock, A. Schröter, Joh. Schrott, Ambros Mayr und F. Marx die schönen Stücke: „Ir sult sprechen willekomen," „Ich saz uf eine steine," „Ich horte ein wazzer diezen," „Owe, war sint verswunden allin minin jar" so wie noch einige andere mitgetheilt. Wie allen in dem Buche vertretenen Dichtern, so ist auch Walthern eine kurze Biographie vorangestellt. Wer gedenkt nicht der malerisch gelegenen, zum Theile heute noch erhaltenen alten Burgen des Landes, wenn er die Namen der übrigen ritterlichen Sänger, welche hier vertreten sind, vernimmt, so Leuthold von Säben, Rubin (Schloß Rubein bei Meran), der Burggraf von Lienz, Friedrich von Sonnenburg, Oswald von Wolkenstein, denen sich noch Walther von Metz und Hans Vintler anschließen. Auch die mitgetheilten Lieder dieser Poeten sind mit gewandt ausgeführten

*) Tiroler Dichterbuch. Herausgegeben im Auftrage des Vereines zur Errichtung eines Denkmales Walther's von der Vogelweide in Bozen von Dr. Ambros Mayr. Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1888.

Uebertragungen von O. Zingerle, Ambros Mayr, H. v. Vintler und Joh. Schrott versehen.

Die folgende Dichtergruppe ist zeitlich von den Minnesängern weit getrennt. Wie in so vielen deutschen Gebieten, war auch in Tirol ein Jahrhunderte langer Stillstand eingetreten, und wenn auch im Volke manch alter Sang lebte und fortklang, so schlug doch die Kunstpoesie erst im 19. Jahrhunderte wieder volle, kräftige Töne an. Der Süden des Landes tritt zunächst in den Vordergrund. An den Ufern der Etsch und des Eisack entdecken wir schon vor vielen Jahrzehnten neue dichterische Anfänge. Die mächtige Begeisterung der Befreiungskriege durchbraust das ganze Land, auch die religiöse und betrachtende Lyrik weist eine schöne Zahl begabter Vertreter auf. Die Auswahl in dieser Abtheilung des Dichterbuches ist reich und geschmackvoll getroffen. Manch bekannter, auch mancher unverdienterweise in Vergessenheit gerathene Name tritt uns hier entgegen. Aus der Zahl dieser Namen seien etwa angeführt: Vincenz v. Ehrhart, Heinrich Erler, Al. Flir, Ludwig Freiherr von Hohenbühel, Balthasar Hunold, Hans von Perthaler, Ad. Purtscher, Johann Senn, Beda Weber, A. Weißenbach und vor Allem der hochbegabte Hermann von Gilm, dessen Gedichte in vollständiger Sammlung nunmehr auch dem Lesepublicum vorliegen.

Die „Sänger der Gegenwart" sind es, welche die letzte Gruppe der Tiroler Dichter des Dichterbuches vorführt. Eine bunte Abwechslung von Gedichten zeigt sich in derselben, poetisch bearbeitete Volkssagen, Stimmungs- und Naturbilder, erzählende Gedichte mit historischem Hintergrunde, das Liebeslied und die ernste Gedankenlyrik erscheinen hier geboten. Nicht wenige der Lieder sind dem Preise der schönen Heimat, den Vorzügen des Landes und Volkes derselben gewidmet. Und neben den wohlbekannten Poeten wie P. Angoletti, Jos. Erler, Ludwig und Angelika von Hörmann, Karl Domanig, Hermann Sander, R. v. Schullern, Max Stichlberger, Chr. Schneller, Hans v. Vintler, Anton und Ignaz Zingerle finden wir zahlreiche jüngere Talente, welche manche hübsche Liederblüte zu dem reichen Strauße beigetragen haben, wie Rud. Greinz, Josef Hell (durch eine dramatische Scene „Walthers erste Liebe" vertreten) Karl Klaar, Franz Lechleitner, Josef Lob. Einige der Dichtungen verdienen auch wegen ihrer Verfasser besondere Aufmerksamkeit, so das erzählende Poëm „Wilhelm Birners Tod" von dem Innsbrucker Oberlandesgerichtspräsidenten Alois Freiherrn v. Mages, das „Eppaner Schützenlied" des 88jährigen Nestors der zeitgenössischen Dichter, Joh. N. v. Putzer-Reibegg, ein prächtiges Stimmungsbild vom J. 1818, die Gedichte Caspar Speckbacher's oder jene des Redacteurs der „Vorarlberger Landeszeitung" Max Stichlberger.

Als „Gastgeschenke von Nah und Fern" bietet in einem Anhange zum Haupttheile des Buches eine Zahl von Poeten dichterische Verherrlichungen Tirols, und wir begegnen hier gar bedeutenden Namen, wie Felix Dahn, der „Meran" in stolzen Versen besingt, Martin Greif, Albrecht Graf und Wilhelmine Gräfin Wickenburg, Karl Zettel, Sophie Gräfin Hartig und Andere. „Mögen es auch nur einzelne Klänge sein," schreibt der Herausgeber in der Einleitung zu dieser letzten Abtheilung des Buches, „welche die letzten Blätter dieses Buches festhalten: es ist Poesie, die unser Land geweckt, es sind Blumen, die unsere Erde gezeitigt hat. — Nicht minder gewiß sind aber auch die liederfreudigen Sänger die Unseren, welchen beim Anblick der Tiroler Berge und im freundlichen Verkehr mit ihren Bewohnern das Herz aufgegangen, so daß seine Fülle in die edlen Formen gebundener Rede überfloß. Nichts ist da an treudeutschen Männern und nichts an hochgesinnten Frauen fremd, welche, mit uns auf einem Boden stehend, zu den nämlichen Idealen aufwärts streben wie wir selbst. — An ihren ehrenvollen Namen und an ihren Schöpfungen, welche der Geist unserer Alpen durchweht und belebt, stärken wir das schöne Bewußtsein des unauflöslichen Zusammenhanges mit den Stammesgenossen in den übrigen Theilen unseres Gesammtvaterlandes und mit dem ersten Culturvolke der Erde."

Die schönen Worte des wackeren Herausgebers des „Tiroler Dichterbuches" rechtfertigen zu Genüge die voranstehenden Zeilen, welche dem umfangreichen Werke hier gewidmet wurden. Mögen sie dazu beitragen, die zahlreichen Verehrer Tirols und der Poesie auf dieses Ehrenbuch aufmerksam zu machen.

Anton Schlossar.

Theater.

Wir befanden uns unsäglich wohl bei unserem altehrwürdigen ererbten Idealismus, als es plötzlich von drei Seiten zu wetterleuchten begann, daß es uns nur so in die Glieder fuhr. Wir wollten auch blitzen, aber es fehlte uns die Kraft der Elemente, es kam nur ein Kolophoniumfeuer zustande — und wir können uns wieder, wie zuvor, des etwas moderig gewordenen Idealismus erfreuen.

Wenn sich auch lungenkräftige Heerrufer fanden, mehr als wehrhafte Streiter, und lautschallend riefen: „Hie Realismus — hie Idealismus!" und wenn auch ein paar rüde Kämpen alle Idealisten, die

in unserem Vaterlande doch so zahlreich sind wie Sand am Meere, mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten, so konnte man doch von allem Anfange an dem neuen Heerbann keine allzu große Wichtigkeit beimessen: er entsprang nicht nationaler Kraft, seine Wiege stand in fremder Erde. Ich denke, wir sind bis zum Ekel mit fremden Brocken gepäppelt worden — der besonderen Leckerbissen aus Bordellküchen nicht zu gedenken, so daß wir lieber Idealisten bleiben — so lange, bis ein deutscher Dichter mit der Allgewalt des Genies deutschen Realismus lehrt. Dann wird man sehen, daß dieser Realismus gleichbedeutend ist mit Wahrheit und Schönheit.

Wenn wir übrigens den heutigen „Realismus" auf seinen Kern hin prüfen, finden wir, daß er eigentlich nur ein Schlagwort ist, denn was uns darunter geboten wird, ist nur äußerlich Realismus — es trägt nur das oft unsaubere Kleid des Realismus, während innerlich das zur Fratze verzerrte Ideal, besser Idol, sein Unwesen treibt. Heute würde Friedrich Schlegel sagen: „Ehedem wurde das Ideal, jetzt wird die Natur ausschließlich gepredigt." Er sagte aber in Wirklichkeit das Umgekehrte und fuhr fort: „Man vergißt zu oft, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch und das Ideale natürlich sein soll." In diesem Sinne waren unsere Idealisten auch Realisten.

Mußte uns schon dieser moderne Realismus stutzig machen, so erscheint er uns um so bedenklicher, wenn er ungeschminkt die Schaubühne betritt. Die Bühne bedarf der Schminke, das weiß jeder Statist, und nicht nur das Gesicht, sondern auch das in das Publicum geschleuderte Wort hat die Schminke nöthig. Mancher Bühnendichter würde erschrecken über die Wirkung, die sein ungeschminktes Wort hervorruft — eine der beabsichtigten gewiß entgegengesetzte Wirkung. Es lag hier so nahe, und ich konnte der Versuchung nur schwer widerstehen, von der Benützung geschichtlicher Begebenheiten und von der Erweckung historischer Personen zu einem Eintagsleben auf der Bühne als einem eminent realistischen Zuge zu sprechen — allein der enge Rahmen gebietet ein energisches Halt. Wohl kann ich bei Besprechung der einzelnen Stücke kurz darauf zurückkommen und will hier nur noch bemerken, daß nicht alle Bücher, die heute besprochen werden, in gleichem Maße mit dem Realismus in Verbindung zu bringen sind; die Bücher wurden hiezu nicht ausgewählt — sie werden besprochen, wie sie gerade zufällig auf dem Büchertische sich einfanden — und dieser Zufall ist lehrreicher, als jede Auswahl es sein würde.

Wir wollen mit dem „socialen Schauspiele" **Brot!** von Conrad Alberti (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) beginnen. Wenn uns von Alberti auch nichts bekannt wäre als dieses Schauspiel, dürften wir ihm Talent und heilige Begeisterung für seine socialen Probleme nicht absprechen; dabei ist er ein Apostel des Realismus. Daß er diesen auch in seinem „historisch-socialen Schauspiele" nicht verleugnen würde, läßt er schon in der Vorrede an den „unbekannten Bühnenleiter, der den Muth zur ersten Aufführung dieses Stückes haben wird," durchleuchten und bemerkt dazu: „Die Kunst, so lautet der erste, heute allgemein anerkannte Grundsatz des Realismus, soll das Streben, die Anschauungen, die Kämpfe ihrer Zeit verkörpern." Kein Geringerer als Thomas Münzer ist der Held seines „socialen" Schauspieles. Schien ihm nun der historische Thomas Münzer zur Lösung seines socialen Problems nicht geeignet — so mußte er entweder den Thomas Münzer oder überhaupt die Lösung dieses Problems aufgeben. „Der Dichter," sagt Lessing, „braucht nicht darum eine Fabel, weil sie geschehen ist, sondern nur darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erfinden könnte." Sie ist aber nicht ganz so geschehen, wie gerade Alberti sie brauchen konnte oder vielmehr wollte. Dadurch aber, daß er die Fabel änderte, den religiösen Schwärmer in einen sehr unwahrscheinlichen Liebeshandel verwickelte und so die Katastrophe herbeiführte, erschüttert er selbst zuerst seinen künstlich aufgebauten Realismus. Zu allem Ueberflusse war diese erdichtete Liebesgeschichte zur Herbeiführung der Katastrophe gar nicht nothwendig und läßt den gewaltigen Bauernapostel in einem recht sonderbaren Lichte erscheinen. Während also der Handlung nichts weniger als die Bezeichnung realistisch zukommt, sind einige Episoden im Geiste jener Zeit geschrieben und tragen einige Personen ein realistisches Mäntelchen. — Das ist der Realismus im Nebensächlichen oder, wie wir ihn schon nannten, der äußerliche Realismus.

Auch in dem Drama **Vor's Gericht** von Hans von Basedow (Leipzig, bei Wilh. Friedrich) erscheint der Realismus nur äußerlich, während die Fabel und die Charakteristik an großen Unwahrscheinlichkeiten leiden. Uns wäre überhaupt nicht eingefallen, dieses Drama mit dem Realismus in Verbindung zu bringen, wenn nicht auch Basedow in den einleitenden Worten auf eine derartige Verbindung hingewiesen hätte. Der äußerliche Realismus wird hier stellenweis unschön — wir erinnern nur an die Scene im 2. Acte, in welcher der halbverrückte und lüsterne Held des Stückes ein unschuldiges Mädchen in die Mysterien der gemeinsten sinnlichen Liebe mit Behagen einweiht. Erwähnung verdie-

nen die Originalität der Erfindung, die gewandte Dialogführung und die hier und da zum Durchbruch kommende Kraft der Darstellung. Im letzten Acte weht es uns an wie Geisterodem einer Schicksalstragödie — schon daraus kann der begabte Verfasser schließen, wie weit im Grunde sein Drama vom Realismus entfernt ist.

„Es ist gewiß, der Ernst der Zeit verlangt nach dem Mark der Geschichte," schrieb der geistreiche Hettner vor mehr als dreißig Jahren, und sicher hat auch heute noch dieser Satz seine Giltigkeit. Die besten dramatischen Dichter haben mit Vorliebe von jeher nach der Geschichte gegriffen. Um so mehr mußte die wachgerufene Erinnerung an eine hochbedeutsame Zeit, welche die Befreiung der Geister von langjährigem Drucke bedeutet, die Huttenfeier, viele dramatische Dichter in nicht gelinde Aufregung versetzen; doch etwas Bedeutendes förderte diese Aufregung nicht zu Tage. Uns liegen heute zwei Dichtungen vor, die an jene Zeit anknüpfen. Die bessere scheint uns das im Commissionsverlage von E. Thiele in Leipzig erschienene Reformationsfestspiel **Ulrich von Hutten** von Manfred Wittich, das schon in seiner bescheidenen Form, die keine der dramatischen Kunstgattungen für sich in Anspruch nimmt, dem Leser die kritische Sonde entwindet. Wir können das Werkchen nur loben, sowohl wegen der richtigen Wiedergabe der jene Zeit bewegenden Ideen, als auch wegen der guten Charakteristik.

Auch das Schauspiel **Ulrich von Hutten** von Seeger an der Lutz (E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig) zeugt von genauem Quellenstudium. Es drückt jedoch die Masse des Stoffes auf die Ausführung und läßt das einheitliche Gepräge vermissen. Der Verfasser gibt sich redliche Mühe, den Geist der Zeit in allen Aeußerlichkeiten zu treffen, und wenn die Deutschen damals nichts thaten als bechern, so ist ihm das auch ganz gut gelungen, denn wohlgezählte zehn Scenen oder Verwandlungen versetzen uns in Trinkgelage. Dieser Durst! Einem strengen kritischen Maßstabe hält dies Schauspiel nicht stand.

Nur auserlesene starke Geister dürfen jagen auf den Jagdgründen der alten Germanen. Vor ihrem Ruf zerfließen die grauen Nebel, nehmen Gestalt und Farbe an und rückt die gigantische Welt der Vorzeit in die Gegenwart. Unbewußt sehen wir uns in einen wunderbaren Kreis gebannt und fühlen uns bis zur Größe des Helden erhoben. — Auch das ist Realismus, aber der Realismus, den die Muse durch ihren Kuß geweiht, ein Realismus, den uns wohl die Kraft der Charakteristik eines Heinrich von Kleist zu vermitteln vermochte — aber nicht der Realismus der „patriotischen Tragödie" **Der Fürst von Eisen oder Armin's Tod** von Karl Schmidt (Wiesbaden, bei Carl Ritter), der dem Cheruskerfürsten Arminius die Worte in den Mund legt: „O Vaterland, du bist ein Misthaufen voll Gewürm, einander fressend" — oder: „Nochmals wirst Du, Segest, mein Vater oder — meines Zornes Fraß." Wir können nicht umhin, dem Arminius zu dieser voraussichtlichen Mahlzeit guten Appetit zu wünschen. — Da sich große Dichter dieses Stoffes bemächtigt haben, so liegt ein Vergleich nahe — und das ist eben das Schlimmste, das unserem Dichter passieren konnte.

Noch harren die Hohenstaufen trotz Immermann, Grabbe und Raupach der Dramatisierung. Ob C. B. Bruno sich dazu berufen fühlt, wissen wir nicht — zu den Auserwählten gehört er sicher nicht. Sein „Drama aus der Hohenstaufenzeit" **Königssohn und Rebell** ist zwar in der Handlung recht gut gemeint, aber schwach und schwankend in der Charakteristik. Uebrigens möge sich der Dichter trösten, so weit wir Umschau halten in den deutschen Gauen, wir finden keinen unter den Zeitgenossen, der die Kraft und die Gesundheit besäße, um sich nur mit einiger Aussicht auf Erfolg an den Hohenstaufen-Cyclus zu wagen.

—tt—

's Bärbele. Dorfgeschichte aus Ober-Oesterreich von H. R. Jung.

Wenn die Verfasser der Dorfgeschichten sich etwas mehr, als es geschieht, mit wissenschaftlichen Untersuchungen über Dialecte befassen würden, bliebe die Mehrzahl der Dorfgeschichten ungeschrieben. Oft ist das, was sie uns als Dialect auftischen, ein willkürlich verdorbenes Deutsch, das sie dem Volksmunde ohne eigentliche Kenntnis des Dialectes oberflächlich nachschreiben. Abgesehen vom Dialecte würde vorliegende Dorfgeschichte eine ziemlich gute Erzählung sein, in dieser Form jedoch dünkt uns das Beste an ihr die Kürze — das Büchlein hat nur 60 Seiten.

—tt—

Die Alfinge. Altdeutsches cultur-historisches Zeitbild. Von Maria Hanstein. (Eisenach. J. Bacmeister.)

Von diesem Werke, für das zehn Lieferungen in Aussicht genommen sind, liegt die erste Lieferung vor. Felix Dahn rühmt die zarte, edle, feine Empfindung der Verfasserin, wie nicht minder ihre gründliche Kenntnis des germanischen Alterthums. Er nennt sie eine würdige Schülerin Jakob Grimm's. Wir können über das Werk erst dann ein Urtheil abgeben, wenn es uns vollständig vorliegt.

—tt—

Gott erhalte! Die Volkshymne, zur Erinnerung an den 2. December 1888 illustriert von österreichischen Künstlern. In neun Ausgaben: deutsch, italienisch, böhmisch, polnisch, ruthenisch, slovenisch, serbisch, kroatisch und rumänisch. (F. Tempsky. Prag.)

Den Inhalt dieser erhabene Hymne in meisterhaften bildlichen Darstellungen zu versinnlichen, haben am Vorabende des Festes österreichische Künstler sich vereinigt, und indem sie diesen Kranz huldigend auf die Stufen des Thrones legen, bieten sie auch dem Volke ein bleibendes Andenken an die Bedeutung der seltenen Feier. Auf zehn künstlerisch vollendeten Blättern ist der Ideengang der einzelnen Strophen in beziehungsreichen Bildern ausgestaltet. Auf dem ersten Blatte prangt auf hellem Goldgrunde der Reichsadler. Das zweite Bild zeigt uns einen Priester und die Vertreter aller Schichten des Volkes in Andacht vor dem Bildnisse des Erlösers hingesunken. Ueber die Landschaft im Hintergrunde spannt sich die schimmernde Lichtbrücke als Zeichen des Friedens und der Hoffnung. Auf dem folgenden Bilde schauen wir die verkörperte Volkskraft als Siegerin im Kampfe wider die Feinde. Eine blühende Heldengestalt tritt auf einen bezwungenen Drachen, neben welchem ein verzweifeltes Dämonenpaar im Staube sich windet. Das vierte Bild zeigt uns eine ideale Volksmenge vor der Göttin der Gerechtigkeit. Das fünfte Bild führt den Beschauer auf das Feld der Ehre. Das nächste Blatt stellt die Verherrlichung des österreichischen Kriegsruhms dar. Das siebente Bild hat die feierliche Krönung der Wissenschaft zum Vorwurfe. Im achten Bilde sehen wir „Gottes Sonne auf ein glücklich Oesterreich strahlen.“ Biedere Alpenbewohner sind auf dem Platze vor dem Kirchlein versammelt, um das Kaiserfest zu begehen. Auf dem neunten Bilde ist die „völkerverbindende“ Liebe zur Dynastie als Genius des Hauses Habsburg dargestellt. Das letzte der Bilder zeigt eine Apotheose Kaiser Franz Josefs I.

Es ist das wohl die sinnigste Gabe zum Kaiserfeste. V.

Das Buch von unserem Kaiser. 1848 bis 1888. Festschrift aus Anlaß des 40jährigen Regierungs-Jubiläums Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Von Dr. Leo Smolle. (Wien. A. Pichler's Witwe & Sohn. 1888.) Dieses mit großer patriotischer Wärme geschriebene und mit vielen Bildern gezierte Werk ist als Volksbuch sehr zu empfehlen.

Unser Kaiser 1848—1888. Festschrift für die vaterländische Jugend zum 40jährigen Regierungs-Jubiläum Franz Josefs I. Herausgegeben vom Lehrerhaus-Verein in Wien. (Lehrerhaus-Verein: Wien, III.)

Der Gedanke, das bevorstehende Kaiser-Jubiläum in den Schulen auch dadurch zu feiern, daß jedem einzelnen Schulkinde eine Festschrift verabfolgt wird, ist ein vortrefflicher; es ist daher nicht zu verwundern, daß bereits eine Anzahl derartiger Schriften erschienen ist. Empfehlenswert nach jeder Richtung hin ist diese Schrift. Prachtvoll ausgestattet, mit einem Farbenbilde des Kaisers und mit zahlreichen Illustrationen aus der Feder der besten Wiener Künstler geschmückt, mit einem sorglich ausgewählten und stilistisch ebenmäßigen Text versehen. V.

Cultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnten von Michel Knittl. (Klagenfurt. Joh. Leon. 1888.)

Aus diesen einfach aber stets sachlich geschriebenen Skizzen erwähnen wir, als für weitere Kreise interessant, besonders die Aufsätze „Eine einclassige Landschule der guten alten Zeit“ (gar lehrreich zu lesen), „Erinnerungen aus dem Grazer Priesterhause“ und „Sennerleben in den kärntnerischen Alpen.“ Wer für Land und Leute der beiden schönen Provinzen Sinn und Liebe hat, der soll das Buch in die Hand nehmen, er wird es nicht bereuen. M.

Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Ein Stoff für Baumbach. Alle Vorzüge dieses echten Dichters kommen in dem Büchlein zur Geltung: das Frische, Schlichte, Lebensfreudige, welches sich im blauen Schimmer der Romantik nicht minder reizend macht, als in moderner Beleuchtung. In einer gewissen neuen Dichterschule ist es Mode geworden, bei jeder Gelegenheit Baumbach Eins zu versetzen. Eine Dichtung, wie die vorliegende, schreibt doch Keiner von Jenen. M.

Zwei Kaisergräber. Ein Weihelied von Chrusen. (Heidelberg. C. Winter. 1888.)

Wer ist Chrusen? Sein „Weihelied“ beginnt wie folgt:

Es ward der Kaiser Wilhelm,
Der hochbetagte Greis,
Von Bangnis angewandelt
Und schlaflos klagte er leis.
Verlangte nach seinem Sohne,
Der immer noch weit in der Fern'
Von Leidsal hingehalten,
Den wollte er sprechen gern.

Das war ein Krankheits-Merkmal,
Das der Leibarzt richtig erkannt,
Auch offen dem Hofgefolge
Als äußerst gefährlich genannt.
Bedroht ja waren die Kräfte
Des hohen Herren seit lang,
Drum jeglicher Anfall machte
Die Nächstbetheiligten bang.

Das geht den alten Wilhelm an. Dann über Kaiser Friedrich:

Und welcher Art denn, frug man,
Des Kaisers Leiden war?
Man hörte lateinische Wörter
Von hoffnungsloser Gefahr;
Der Hals war zugeschwollen
Und den Erstickungstod
Hatte man mittels Durchstichs
Nur abgewendet zur Noth.

Die deutschen und englischen Aerzte
Umstritten die Krankheitsart,
Sir Mackenzie, der Britte,
Hatte noch Aussicht gewahrt
Und er behielt die Vorhand,
Es sollte nichts anders sein;
Der heimischen Aerzte Voraussicht
Traf leider zuletzt doch ein.

Ferner beim Tode Friedrich's:

Des Kaisers Anverwandte
Verständigte man schnell.
Da waren sie alle zusammen
Am Krankenbett zur Stell';
Ach, Schwester Luise von Baden
Und die hohe Mutter sein.
Die waren schon krank vom Weinen,
Die blieben daheim allein.

Aehnlich geht es durch das ganze Büchlein. Also wissen wir, wer Chrusen ist. Diese „Zwei Kaisergräber" werden im Deutschen Reiche manche Heiterkeit erregen. An Kaiser Wilhelm's Statt hätte ich das Buch verboten. M.

Dahiel, der Convertit. Roman von Richard Voß. Drei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Richard Voß ist einer der eigenartigsten Schriftsteller unserer Zeit durch seine Darstellungsweise. Ergreift dieser Meister nun einen Stoff, der an und für sich schon höchst originell ist, so muß ein Werk entstehen, das einzig in seiner Art ist, und eine solche Schöpfung ist der vorliegende Roman. Derselbe enthält die Lebensgeschichte eines Abtes, eines getauften Juden, welcher als letzter einem vom italienischen Staate später aufgehobenen Franziskanerkloster vorstand, und gründet sich zweifelsohne auf Factisches. Voß, vielleicht einer der besten Kenner italienischen Lebens, hat hier in diesem Werke seine ganze Kraft entfaltet und ein wahrhaft hinreißendes Seelengemälde, einen mit der ganzen Naturgewalt seines Talentes ausgestatteten Roman geschrieben, der, ohne irgendwie tendenziös zu werden, auch den gleichgiltigsten und erfahrensten Leser gewiß so fesselt, daß er nicht fort kann von dem, was der Autor erzählt, und schließlich sich gestehen muß, in der Lectüre dieses Buches einen ganz ungewöhnlichen Genuß gehabt zu haben. V.

Die österreichische Gebirgswelt. Nach Naturaufnahmen von A. Gerasch. (Graz. Leykam.)

Von diesem vortrefflichen Bilderwerke sind bis jetzt sechs Mappen erschienen. Mappe I bringt feingezeichnete und wunderschön gemalte Landschaftsbilder aus dem Salzkammergut. Mappe II aus dem Glocknergebiete, Mappe III aus dem Maltathale. Mappe IV aus den Raibler Bergen. Mappe V aus der Umgebung von Klagenfurt und Villach. Mappe VI aus der Gegend von Zell am See und dem Fuscherthale. Wenn man eines der Bildchen in den entsprechenden Goldrahmen legt, so ist es von einem Oelgemälde kaum zu unterscheiden, so vollendet ist der Farbendruck. Man freut sich auf das Erscheinen der weiteren Mappen. M.

Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Von Dr. August Zapp. (Zürich, Verlags-Magazin.)

Mannigfache Fehler und Mängel, die in der heutigen Jugend bemerkbar geworden, haben, nach des Verfassers Ansicht, ihre Ursache in der Weise des heutigen Unterriches, insofern derselbe mehr auf ein todtes Wissen und leeren Gedächtniskram, als auf eine harmonische Ausbildung des Verstandes und Gemüthes hinarbeitet. Wie das früher anders war, zeigt der Verfasser, indem er die Art, wie er selber unterrichtet worden ist, ausführlich darlegt, so daß sich daraus die Forderung ergibt, zu dieser Methode des Unterrichtes und der Erziehung — soweit das heute möglich und ersprießlich ist — zurückzukehren. V.

Naturgeschichte der weißen Sclaven. Von Carl Reinhardt. Fünfte Auflage, umgearbeitet und ergänzt von C. Crome-Schwiening. (Reinhold Werther. Leipzig.)

In stark satirischer Weise wird hier die Sclaverei des einzelnen Individuums besprochen. Die Eisenclaven, die Gold- und Silbersclaven bekommen Wahrheiten zu hören, denen selbst die humorvolle Einkleidung das Bittere nicht nimmt. Die Tintensclaven werden mit einer wahren Flut satirischer Bemerkungen übergossen und Viele von denen, die das Capitel vom Ehesclaven mit heimlicher Neugierde lesen werden, dürften eingestehen, daß der Autor die großen und die kleinen Schwächen zu einem treffenden Gesammtbilde vereinigt hat. Es wird auf jeden Leser der „Naturgeschichte der weißen Sclaven," mag er einem Stande angehören, welchem er will, ein ganzer Köcher von Pfeilen abgeschossen, — und die meisten werden treffen. V.

Im Tartarus. Politische Studie von Richard Graf Sermage. (Graz. Leykam.)
Der Verfasser dieser Studie, welcher bis

vor Kurzem noch in Mitte des politischen Getriebes in Ungarn und Kroatien stand, behandelt den Ausgleich zwischen Ungarn und Kroatien in dieser in dramatischem Stile gehaltenen kleinen Studie. Mehrere verstorbene Staatsmänner, wie Deak, Stephan Graf Széchényi, Graf Wenckheim und der Bauer Narodović treten auf den Plan und erörtern die Folgen des oberwähnten Ausgleiches. Die frisch geschriebene Broschüre klingt in einem Rathschlag aus, welchen Graf Sermage den Ungarn durch den Mund des Grafen Széchényi ertheilt. K.

„Jugendheimat.“ Illustriertes Jahrbuch für die österreichische Jugend, herausgegeben von Hermine Proschko. III. Band. 1889. (Verlag „Leykam“ in Graz. Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzoge Carl Ludwig gewidmet.)

Dies vaterländische Jahrbuch tritt nun zum drittenmale vor die Oeffentlichkeit. Wenn es schon bei seinem ersten Erscheinen die freundlichste Aufnahme fand und sich die allgemeine Anerkennung beim zweiten Bande noch steigerte, so wird der dritte Band wenn möglich noch lebhafteren Anklang finden, denn Herausgeberin und Verleger waren bemüht in demselben besonders Reichhaltiges und Schönes zu bringen. Auch der Mitarbeiterkreis breitete sich wieder aus und finden wir im dritten Bande treffliche Beiträge neuer Mitarbeiter. Obzwar die Jugendheimat für die gesammte deutsche Jugend jeden Alters und beiderlei Geschlechtes geschrieben, so trägt sie doch zumeist den patriotischen Gefühlen der österreichischen Jugend Rechnung. Sie entnimmt die Stoffe ihrer novellistischen Beiträge meist der vaterländischen Geschichte, sowie die geographischen Schilderungen sich hauptsächlich auf Naturschönheiten der österreichischen Länder beziehen. Die „Jugendheimat“ bietet eine Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden in höchst anziehender Form und schönster Abwechslung, Alles aus erprobten Federn, streng pädagogisch im christlichen und patriotischen Sinne gehalten; auch ist die Anwendung der neuen, in unseren Schulen vorgeschriebenen Rechtschreibung beachtet. Wie können Eltern und Erzieher wahrlich kein geeigneteres Weihnachts-Geschenk für ihre Schützlinge empfehlen als die „Jugendheimat“ und sind sicher, daß dieselbe überall große Freude bereiten wird. K.

Unterricht im Thierreiche. Für unsere Kleinen von Anna Liebold, mit bunten Bildern von Hans W. Schmidt. (Leipzig. E. Twietmeyer.)

Für die Kleinen ist das Buch hauptsächlich geschrieben, die noch nicht im schulpflichtigen Alter stehen und doch schon den Weg dazu betreten möchten durch Sehen, Hören, Fragen und Reden. Ihnen soll es ein Leitfaden sein, daß sie ihre Anschauung an dem Bilde üben, einfache Fragen beantworten, und auch dies und jenes Verschen nachsprechen lernen. Aber auch diejenigen, welche schon die Schwelle zum ersten Unterrichte betreten haben, werden sich noch an Manchem ergötzen, was ihnen hier durch Bild und Wort so hübsch geboten wird. V.

Kaisernummer der Jugendschrift „Oesterreichs deutsche Jugend.“ Von Franz Rudolf. (Reichenberg. Herausgegeben vom deutschen Landeslehrervereine in Böhmen.)

Diese mit großer Vornehmheit ausgestattete Nummer der beliebten Jugend-Zeitschrift empfehlen wir der öffentlichen Aufmerksamkeit.

Otto Erich, Studenten-Tagebuch. (Zürich, Verlags-Magazin.)

Die Vorzüge des Buches: drastische Unmittelbarkeit, mit welcher ein modernes Innenleben in seiner Jugendentwicklung zum offenherzigen, freilich nicht immer sehr eigenartigen Ausdruck gelangt. V.

Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort von Edwin Bormannn. (Leipzig. Edwin Bormann. 1888.)

Es ist ein humoristisches Prachtwerk, welches in drollig-heitrer Weise, fortlaufend durch mehr als 100 Nummern, drei Schwesterkünste unter mannigfachster Gruppierung in sich vereinigt und in dieser heiteren Dreigestaltigkeit also etwas überhaupt Neues darstellt. Es sei als Weihnachtsgeschenk auf das Beste empfohlen. V.

Kinderlieder von G. Kastropp für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung von Josef Roscher. (Wien. F. Rörich.)

Die herzigen Texte haben hier einen vortrefflichen Tonkünstler gefunden. Selten haben wir Kindesgemüth und Humor so innig vereint in Wort und Lied ausgedrückt gefunden, als in diesen sechs reizenden Stückchen. Jetzt gehören nur auch noch die Kinder dazu, die sie singen, und diese werden nicht ausbleiben. R.

Der österreichische Fortbildungsschüler. Illustriertes Lernmittel für Fortbildungsschulen und zum Selbstunterrichte. (Dornbirn.)

Wenn die Volksschule die Aufgabe hatte, eine Grundlage zur Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Ge-

meinwesens zu schaffen, so setzt sich der „Fortbildungsschüler," die Aufgabe, jene Grundlage einerseits zu ergänzen, andererseits aber eine Weiterbildung auf derselben eher zu ermöglichen und mehr zu sichern. Er will den Jüngling mit nützlichen Kenntnissen bekannt machen, will ihn durch Beispiele sittlicher Größe für alles Gute, Edle und Schöne begeistern; er will unser schönes Vaterland kennen und schätzen lehren, Sinn für Recht und Gesetzlichkeit pflegen und den jungen Bürger zur Ausübung der verfassungsmäßigen Pflichten und Rechte befähigen. V.

Armee-Album. (Prachtausgabe.) Zur Erinnerung an das vierzigjährige Regierungs-Jubiläum Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Königs Franz Josef I. Herausgegeben von G. A. Ritter von Treuenfest. (Wien. Habsburgergasse 7.) — Das erste Heft bringt die vortrefflich ausgeführten Bilder des Kaisers und des Kronprinzen, ferner von 25 Erzherzögen mit ihren Biographien. V.

Kalender. Wie im Vorjahre, so möchten wir auch heuer auf mehrere uns vorliegende, im Verlage „Leykam" in Graz erscheinende Kalender die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken; spielen ja doch in der Festgeschenkzeit die Kalender keine untergeordnete Rolle und gewiß mehr als einmal schon hat der Kalender den Rettungsausweg gebildet. Wir erwähnen in erster Linie den „Taschenkalender für die elegante Damenwelt." Dies zierliche, mit dem Portrait der Kronprinzessin Stephanie geschmückte Büchlein wird seines reichen, alle möglichen Fragen beantwortenden Inhaltes wegen bei der Damenwelt sicher viel Anklang finden — ferner nennen wir die allerliebsten kleinen „Portemonnaie-Kalender," welche nicht unbeliebte Begleiter für Damen und Herren geworden sind — dann den „Schreibtisch-Kalender" welcher das ganze Kalendarium auf einer Seite enthält und darum recht übersichtlich ist — der „Wochennotiz-Blockkalender," welcher sich wegen seiner praktischen Einrichtung vorzugsweise als Vormerk-Kalender eignet, jedes Blatt des Blockes umfaßt eine Woche und enthält einen Notizraum für jeden Tag — der „Tages-Blockkalender" mit Blättern für jeden Tag des Jahres zum Ablösen — den „Brieftaschen-Kalender" — die „Wandkalender" in zwei Ausgaben — den „Almanachkalender" — den „Taschenkalender" in zwei Ausgaben — nicht zu vergessen den allberühmten Mandel-Kalender, genannt „Bauern-Kalender," welcher ein k. k. Privilegium besitzt, bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen. Tadellos an Ausstattung und Brauchbarkeit! So können wir unser Gesammturtheil über die Leykam'schen Kalender zusammenfassen. K.

Trewendt's Volkskalender für 1889. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Von den erzählenden, reich illustrierten Beiträgen des Jahrgangs sei zunächst genannt Georg Horn „Reich geheiratet," eine größere Erzählung, die eine wichtige sociale Frage mit sittlichem Ernst in fesselnder Form behandelt. Ferner erwähnen wir H. Stohn's „Ein rettender Einfall," eine heitere, ansprechende Schilderung aus der Zeit Friedrichs des Großen, und endlich eine gemütvolle und ergreifende Erzählung aus dem Jahre 1871 von B. C. Walther: „Der Gefangene von Breslau." B. Stein plaudert in anmuthiger Weise über die „Blumen der Hohenzollern," während ein Beitrag: „Kaiser Wilhelm und seine Schlesier" speziell dem Andenken des großen dahingeschiedenen Kaisers geweiht ist, u. s. w.

Trewendt's Hauskalender (Breslau, Eduard Trewendt) für 1889, 42. Jahrg.

Als ein praktischer Familienkalender sei er auch für das kommende Jahr auf's Wärmste empfohlen. V.

Heimgarten-Musik.

Zur Anzeige eingesandt.

Liedercyklus aus Rosegger's Sonntagsruhe. Fünf Lieder mit Begleitung des Pianoforte. Componiert von Ludwig Burger. (Preßburg. G. Heckenast's Nachfolger.)

D Olmbleamarln. Sechs steirische Lieder aus „Zither und Hackbrett" von P. K. Rosegger. Für die Zither componiert von Theodor Maria Mahr. (Wien. F. Rörich.)

Chöre und Quartette für Männerstimmen. (Rosegger's Gedichte 's Olmglüahn. Da Steirer. 's Olmlüfterl.) Componiert von Josef Roscher. (Wien. F. Rörich.)

Er will mich nicht verstehen. Worte von Rosegger. Lied für Sopran oder Tenor von Josef Roscher. (Wien. F. Rörich.)

Steirische Volkslieder für Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von J. E. Schmölzer. Nach großentheils Rosegger'schem Texte. (Graz. Carl Tendler.)

Waldheimat. Für das Pianoforte componiert von Eugen Graf Aichelburg. (Graz. Weil. Const. Tandler.)

Därf ih 's Büaberl liabn? Gedicht nach Rosegger. Für eine Singstimme mit

Begleitung des Pianoforte von Adolf Müller. (Wien. C. A. Spina.)

Vier heitere Gesänge für eine Singstimme. Mit Begleitung des Pianoforte. (Rosegger's Gedicht: „Da Herrgott liabt d Welt.") Componiert von Carl Banck. (Dresden. L. Hoffarth.)

Drei Volkslieder für Gesang mit Clavierbegleitung (Rosegger's Gedicht: „O Vögerl, wia singst Du lusti!") Componiert von Wilhelm Kienzl. (Cassel. Paul Voigt.)

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Heißes Blut. Roman aus der französischen Provinz. Von Hermann Gossek. (Zürich. Verlagsmagazin. 1889.)

Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. (Leipzig. A. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1888.)

Naphtali. Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. (Norden. Hinricus Fischer's Nachfolger. 1888.)

Das Fischermädchen. Norwegische Erzählung von Björnstjerne Björnson, Deutsch von Dr. Aug. Peters. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Schwanwitt. Ein Märchen in fünfzehn Gesängen von Mathilde Raven. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karsten. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1888.)

Der Menschenkenner. Lustspiel in vier Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. (Dresden. L. Ehlermann.)

Isa. Eine epische Dichtung von Joh. Bapt. Degn. (Graz. Franz Pechel. 1888.)

Zwei epische Gedichte von Carl Graf Coronini. (Görz. Ferdinand Wokulat. 1889.)

Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlergeschichte von Otto Rüdiger. (Hamburg. Leopold Voß.)

Märchen von Anna Siedenburg. (Bremen. W. B. Hollmann. 1889.)

Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm. Herausgegeben von Arnold v. d. Passer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

Vorfrühling. Ausgewählte Dichtungen von Oskar Pach. (Wien. A. Amonesta. 1888.)

Lieder des Herzens. Von Alfred Friedmann. (Berlin. Rosenbaum und Hart. 1889.)

Vaganten-Lieder von Philo vom Walde. Mit dem Bilde des Verfassers. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Der Fuchs Roaner. A lehrreichs und kurzweiligs Gleichnus aus derselbigen Zeit, wo d Viecher noch haben redn kinna. Aus uralten Büchern neu in die Welt gestellt durch Doctor Nagl. (Neunkirchen. Wilh. Vittora. 1889.)

Fortaellinger fra Steiermark af P. K. Rosegger. Oversatte af Holger Sinding. (Fagerstrand. Bibliothek for tusen hjem.)

Mangeslags Folk. Fortaellinger af P. K. Rosegger. (J udvalg fra „Allerhand Leute"), Oversatte af Holger Sinding. (Fagerstrand pr. Hovik. Bibliothek for de tusen hjem.)

A. Stern's Geschichte der Weltliteratur. (In Lieferungen. Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung.)

Ungarn. Land und Leute. Zur Reise und zum Studium von Rudolf Bergner. (Wien, I., Spiegelgasse 12. Leo Woerl. 1888.)

Unglücks-Chronik der denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen in Natur- und Culturleben aller Zeiten von J. Wenger. (Bern. Rudolf Jenni.)

„Der Kampf um die neue Dichtung" von Edgar Steiger. (Leipzig. Reinhold Werther).

Vergangenheit und Zukunft der Kirche Christi von H. Geyer. (Hamburg. H. W. Lehsten. 1889.)

Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. Von Heinrich Brugsch. (Hamburg. J. F. Richter.)

Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen von Dr. H. Wendt. (Hamburg. J. F. Richter.)

Das Kränzchen. Spemann's illustrierte Mädchenzeitung. 1. Jahrgang. (Stuttgart. W. Spemann.)

Errichtet Fortbildungsschulen! Ein Wort an alle Freunde des Fortschritts von Ernst Schelmerding. (Prag. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.)

Pierer'sches Konversations-Lexikon. Bis zum 30. Hefte erschienen. (Stuttgart. W. Spemann.)

Steirisches Tanzalbum für Pianoforte. 4. Jahrgang. (Graz. Franz Pechel.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1889. Mit Bildern. 105. Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Illustrierter katholischer Volkskalender 1889. Zur Förderung katholischen Sinnes. Von Dr. H. A. Jarisch. 38. Jahrgang. (Wien. Moritz Perles.)

Illustrierter österreichischer Volkskalender von Friedrich Petz. 45. Jahrgang. (M. Perles. Wien.)

Deutscher Volkskalender 1889. Herausgegeben von dem Bunde der Deutschen Nordmährens. 1. Jahrgang. (Olmütz.)

Witkowitzer Kalender für Berg- und Hüttenleute auf das Jahr 1889. VII. Jahrgang. (Witkowitz. Herausgegeben von der Witkowitzer Bergbau- und Eisenhütten-Gesellschaft.

Postkarten des Heimgarten.

Dr. **M. O., Graz**: Hierin können wir Ihnen einen guten Rath geben. Vortrefflich nützen Sie Ihr Schärflein, das Sie zu Ehren des vierzigjährigen Kaiserjubiläums verwenden wollen, wenn Sie dasselbe der Kaiser Franz Josef-Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Volksschullehrer und deren Witwen und Waisen zuwenden. Wenn wir einerseits die hohe Wichtigkeit des Lehrstandes, die schwere Verantwortlichkeit und den treuen Pflichteifer der meisten unserer Lehrer, andererseits die oft kümmerliche, manchmal sorgenvolle materielle Stellung derselben betrachten, so kommen wir wohl zur Ueberzeugung, daß unsere Beisteuer hier sehr am Platze ist. Manche tüchtige Kraft wird Bedenken tragen, sich dem Lehrstande zu widmen, wenn ihr hinter demselben Sorge und Kummer entgegengrinsen. Das muß anders werden. Also erinnern Sie sich an die Kaiser Franz Josef-Stiftung für unterstützungsbedürftige Lehrpersonen. Der Beitrag ist an den Bürgerschul-Director Herrn Gottlieb Stopper Nibelungengasse 8 in Graz zu senden.

O. A., Senftenbach: Paßt in die Tendenz unseres Blattes nicht. Wir sind gegen das Betteln, aber für wohlthätige Anstalten. Der Grund liegt nahe.

J. J., Saaz: Der Heimgarten will nicht zu den sogenannten Familienblättern gezählt werden. Er ist ein Volksblatt für reife Menschen.

J. F., Würzburg: Die 1872 durch Rosegger und Heuberger gesammelten und bearbeiteten „Volkslieder aus Steiermark mit Melodien" (Pest, Gustav Heckenast) sind vergriffen.

× Druckfehler im vorigen Hefte: In der Besprechung des „Schriftsteller-Romans" Seite 158, Spalte 2, Zeile 10 von unten soll es „Clauren" statt Clow heißen.

A. E., Wien: Verwenden es dankend gelegentlich.

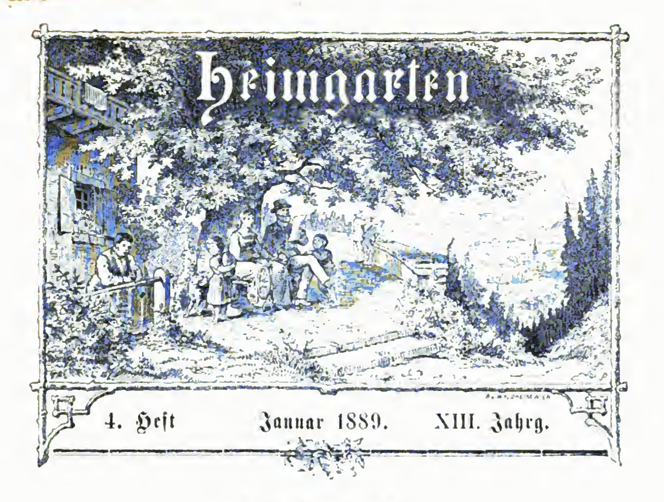
A. A., Linz: Die eingelaufenen Meinungen über Ihre Zuschrift werden wir im nächsten Hefte veröffentlichen. Zu freuen brauchen Sie sich nicht darauf; wenn Volkesstimme Gottes Stimme ist, so scheinen Sie ein bischen Unrecht zu haben.

P. B., Leipzig: Das nächste Hefte dürfte schon Mitte December erscheinen.

× Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger**. — Druckerei „Leykam" in Graz.



4. Heft Januar 1889. XIII. Jahrg.

Der Figurlmacher.

Eine Liebesgeschichte aus dem Volke von P. K. Rosegger.

Es mag nun an die zehn Jahre her sein seit jener Fahrt durch's Pusterthal. Aber ich vergesse sie bis an mein Lebensende nicht. Nie vor- und nie seither hatte ich einem weltfremden Menschen so rasch und so tief in sein Innerstes geschaut, als diesem schlanken Knaben.

Es war ein Sonntagsnachmittag. Ueber den Dolomiten war ein Gewitter gestanden, das sich nach einigen scharfen Tropfen, die es an mein Waggonfenster geschleudert, sachte verzogen hatte. Abendlicher Sonnenschein brach hervor und beleuchtete die Berge und die Kirchthürme und die frohen Menschen, die auf dem Bahnhofe versammelt waren, in welchen der Zug eben einfuhr. Aus der Gruppe von Männern und Burschen sprang jetzt ein junger, schmucker Mann mit Stock und Handbündel, verabschiedete sich rasch, schwang seinen Spitzhut, stieß einen hellen, grellen Juchschrei aus und stieg in mein Coupé, wo ich bisher allein gesessen war. Voll überlauter Lust rief er Einzelnen noch neckende Grußworte zu, und die Zurückbleibenden schrien: „Figurlmacher, behüt Dich Gott, laß Dir's schmecken, das Herrenleben!“ Er sang ein keckes Vierzeiliges, jauchzte wieder, und der Zug fuhr ab. Ohne mich zu beachten, warf mein Reisegefährte den kurzen Kranabetstock und das rothe Handbündel neben sich auf die Bank, setzte sich hin, trommelte mit der Fußspitze und pfiff ein heiteres Liedel. Vielleicht, so dachte ich, ist er darum so lustig, weil er seine ganze Sach in einem Sacktuche mit sich tragen kann. Nicht Jeder ist so glücklich, ich zum Beispiele war schon der Sklave meines Reisekoffers.

Der Bursche war so, daß er den Weibern gefallen hätte müssen: schlank, stramm, und trug ein keckes falbes Schnurrbärtchen; nur das Auge war zu zahm; das war mattblau, milde

und hatte einen feuchten Glanz wie bei einem Weibe, in dem die sittsam bezähmte und doch heiß begehrende Liebe ist. — Endlich war er ruhig geworden, stemmte seine Ellbogen auf die ausgespreizten Knie, und den Kopf auf die Hände gestützt starrte er auf den Boden hin. Manchmal schaute er zum Fenster hinaus in die abendlich dämmernde Landschaft, dann hob sich seine Brust, als sollte wieder ein Jauchzen herauskommen, aber es kam keines, und mit einem leisen Seufzer sank sie wieder ein.

Der Zug rollte fort und fort, an der Decke brannte zuckend die Lampe; schon lange mochte sie keine so stillverschlossenen Passagiere gesehen haben, als an diesem Abende. An drei Stunden mochten wir so gefahren sein, als der Bursche ganz plötzlich an meine Brust sank und in ein lautes Schluchzen ausbrach. Ich war fast zu Tode erschrocken und that mehrmals nacheinander die Frage, was das bedeute? was ihm geschehen wäre?

„Ich kann's nit tragen!“ stieß er hervor, „ich kann's allein nit tragen. Es ist zu hart.“

Ich sprach ihm freundliche Worte zu. Wenn er ein Anliegen habe, so möge er es mir vertrauen, der Mensch dem Menschen. Kummer und Leid sei uns Allen gemeinsam, da gebe es kein Fremdsein. — Denn ich kann Niemanden weinen sehen; Frauenthränen wird man zur Noth gewohnt, aber ein schweres Schluchzen aus der Mannesbrust ist erschütternd wie der Ausbruch eines Vulcans. Ich legte die Hand auf sein Haupt, das an meinem Busen lag, und sagte noch einmal: „Freund, Freund, was ist Dir?“

„Es ist so hart,“ sagte er, und sein Körper bebte.

„Du bist ja erst so lustig gewesen?“

Da lachte er krampfhaft auf: „Lustig! — Mein Elend habe ich todtschreien wollen.“

„Ist Dir ein lieber Mensch gestorben?“

„Wie sie meinen Vater in's Grab gelegt haben,“ entgegnete er, „und ich allein dasteh auf der weiten Welt — es ist auch ein Schmerz gewesen. Aber so! So wie jetzt! — Ich kann's nicht aushalten, ich muß es Jemand erzählen. Meine Kameraden daheim wissen nichts und wollten mich nur auslachen. Mit Spott will ich nit fort.“

„Wenn ich recht verstehe, es ist gewiß ein Weibsbild im Spiele!“ sagte ich.

„Ja freilich,“ antwortete er.

„Ich habe mir's gedacht. Ein rechter Mann weint nur dreimal in seinem Leben: Wenn ihm Vater und Mutter gestorben sind, wenn ihm seine Ehre vernichtet wird und wenn er unglücklich in der Liebe ist. Zweimal habe ich auch schon geweint, mein Lieber, Du kannst mir schon etwas vertrauen.“

Es dauerte eine Weile, bis er so weit mit sich zurechtkam, daß er ruhiger sprechen konnte. Dann begann er zu erzählen:

„Meine Eltern, die sind kleine Häusler gewesen, kümmerliche Leut. Ich hab mir mit Heiligenschnitzen die Groschen verdient und es werden nit viel Kirchen und Kapellen sein in der Gegend, wo nit von mir ein Figurl steht. Ich hätt eine Freud zum Schnitzeln, aber mir fehlt's halt noch. Die Leut loben mich überall und zahlen oft mehr, als ich verlang. Nur Eine —.“ Da brach er ein wenig ab, fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn, machte dann eine Bewegung mit derselben, als wollte er etwas von sich scheuchen. „Es ist eine Thorheit,“ fuhr er nachher fort, „daß sich der Mensch so was zu Herzen nimmt. Aber halt gefreut hätt's mich, wenn sie mir ein einzigmal 'kommen wär' mit einem guten Wort über meine Figurln. Ja, den krummen Fuß oder die schiefe Nasen, oder wie schon was fehlschlagen kann, das hat sie gleich gesehen und hat mit ihrer Red den Fuß noch verkrüppelter und die Nasen noch birniger gemacht. Und ist mir was gerathen, daß die

Leut gesagt haben: Schau, das kann er! — da ist sie still gewesen und nit ein gutes Wörtel! Hab ich ihr's hingehalten: Was sagst zu diesem Herrgottel? Nit übel, gelt? Hernach ihre Antwort: Ist gut, wenn es dir gefällt, Figurlmacher. — Jetzt, sie heißt Kathrin, und da hab ich ihr eine heilige Katharina geschnitzt, auch mit dem Rad, und sauber gemalt, daß solches Figurl ganz nett ausgesehen hat. Sie thut nit viel um und nimmt's und ich denk, gefreuen wird sie's, wenn sie es auch nit so scheinen laßt. Bei ihr ist Alles inwendig, und in Ehren halten wird sie das Bild wohl dennoch, ich wette drauf, sie stellt's über ihr Bett auf's Wandkastel. — Hernach nächstens, wie ich wieder einmal zu ihr komm, ist mein erster Blick an ihr Bett hin auf die Wand. Was ich nit seh, das ist mein Figurl. Herentgegen hängt am Nagel ein mit Silber beschlagenes Gamsfüßel, wie solche Sachen der Knopfdrachsler, der Marx Zeindler so hübsch herrichten kann. Mir fallt aber nichts ein und wie wir so miteinand ein bißel heimgarten, frag ich so nebenhin, wo sie das Figürl hätt? — Ja richtig, sagt sie, das muß ich wo vergessen haben, jetzt fallt's mir ein, das steht gewiß bei der Ahndl, oder wo. — Laß es stehen, sag ich, und bald nachher richt ich mich zum Fortgehen, weil mich die Sach ein klein bißel verdrossen hat. Jetzt, wie ich aber nit bei ihr gewesen bin, hab ich doch alleweil an sie denken müssen. Kein Mensch glaubt's. Ich kenne Schönere, als wie sie, und Freundlichere, und Solche, die mich lieber hätten, aber es ist just, als ob mir Die in's Herz gebrannt wär' mit glühendem Stahl."

Da der Bursche einhielt, so versetzte ich: „Mein Lieber, das geht nicht Dir allein so. Die Leute haben das Wort Liebe dafür erfunden, ist aber nicht das rechte. Verhext, verzaubert, sinnwüthend, wahnwitzig, das würde besser stimmen. Ein schwarzes Weiberauge und eine Tollkirsche haben auf uns Männer manchmal die gleiche Wirkung. Gegen Tollkirschengift ist frische Kuhmilch das beste Mittel, gegen das schwarze Auge hat es Mancher mit dem Wein versucht."

„Trinken!" rief der Bursche, „hab mir's auch schon gedacht, aber wenn ich ein Anliegen hab, da schmeckt mir kein Wein, und es schmeckt mir keiner. Ich brauch' wen, den ich *gern* hab und der mich wieder gern hat, und der meine Figurln mag — wenn das ist, nachher will ich essen und trinken, was das Zeug hält, nachher bin ich zu Allem aufgelegt. Aber so —"

Er ließ den Kopf hängen.

„Du bist auch so Einer, der auf der Welt schon den Himmel haben möchte," sagte ich. „Schau um, ob es *Einer* so gut hat! Denke, Du bist auf der Welt und halt Dich an die Arbeit. Das Figurnschnitzeln wird Dir Dein Lebtag viel mehr Freude machen, als alle Weiber zusammen."

Jetzt begann er ganz unvermittelt vom Blitz zu erzählen: „In der Siebenbrunnkirche hat der Blitz eingeschlagen. Beim Thurm ist er herab, hat die Orgel zerrissen, nachher zur Kanzel, zum Altar, zertrümmert die Mutter Gottes, und beim Taufstein wieder hinaus. Jetzt sind sie kommen und ich hab müssen ein Muttergottesbild schnitzen. Ist auch alles zufrieden gewest damit, nur der Marx Zeindler hat gesagt: Zu dieser Sterngucketin gienge er nit beten, da gienge er schon lieber zu Einer, die ihm keck in's Gesicht schaut und die Händ' zum Halsen auseinander thät. — Weil ich meiner Mutter Gottes die Augen gegen Himmel hab richten lassen und die Händ zusammenhalten, auf ein Gleichnis, als wollt sie für die Siebenbrunner Pfarr fürbitten. Nun, so hat er gespottet, der Marx, und ich hab mir weiter nichts d'raus gemacht; er ist auch sonst so viel roh, wie soll er just bei mir fein sein. Es gibt ja allerhand so Leut auf der Welt. Sollt bei seiner Arbeit bleiben: Knöpfe drachseln, Hirschzähne einfassen,

wie man sie so an den Sackuhren baumeln hat, Gamsbart und Schildhahnstöße binden für die Jäger, und so Sachen, das kann er, aber vom Figurl schnitzeln versteht er nichts. Hab ihm's gesagt. — Jetzt hab ich mich aber doch gefreut auf die Kathrina. Das Muttergottesfigurl wird ihr wohl recht sein, und wenn sie sieht, wie die Leut zusammenlaufen und davor beten und ihm die Füß küssen — und hat's der Ihrige gemacht. Und einmal nach der Kirche, da frag ich sie: Du, was sagst denn eigentlich zu meinem Bildnis? — Geh laß mich aus, dalkerter Figurlmacher, ist ihre Antwort, eine solche Sternguckerin da! — Hab ich einmal gestutzt. Wie ist das? Jetzt haben die Zwei, die Kathrin und der Marx, gleiche Gedanken! — Und von dieser Stund ist meine Pein angegangen. Die Zwei halten zusammen, hab ich gedacht, wo ich geh und steh. Sonst alles überhört, vergessen, ganz dumm im Kopf, nur alleweil denken: die Zwei halten zusammen! Sie lachen die Figurln aus und den Schnitzler, und was sich der immer sittsam hat aufgespart für den heiligen Ehestand, an dem prassen sie allbeid, und ich bin der Gefoppte. — Nit essen und nit schlafen hab' ich können, zugrund gehen, hab ich gemeint, muß ich vor lauter Kränken; hab mir aber nichts merken lassen. Bin ich mit ihr zusammenkommen, so thut sie nit süß und nit sauer, spricht aber ein par Mal vom Heiraten, denn es ist schon ausgemacht gewesen zwischen uns, und einmal hat sie noch im Spaß gesagt: den Figurlmacher mag sonst Keine, so will ich ihn aus Barmherzigkeit nehmen. — Thut mir manigmal weh, aber laß mir's gefallen. Jetzt aber wird's mir ungleich und hab ich's versuchen wollen, ob's dem nicht möglich wär, sie zu meiden und mit einer Andern was anzuheben, weil ihrer genug sind gewest, die mir nachgeschaut haben. Aber je weniger ich an die Kathrin denken hab wollen, desto fester ist sie mir im Sinn gelegen, und je höllischer ich sie hassen hab wollen, desto höllischer hat's mich zu ihr gezogen, und wenn ich mir gar vorstell, daß sie mit ihm beisammen ist — schreckbar deutlich hab ich Alles gesehen im Geist — da hätt ich rasend werden mögen vor lauter Wuth und Lieb. — Herr, wenn sie einen Mörder henken, ich werf' keinen Stein auf ihn! Gott hüt uns, kein Mensch weiß es, wie nah er am Abgrund steht."

„Also weißt es, was noch schlimmer ist, denn unglückliche Liebe!" bemerkte ich.

„Am vorigen Samstag ist's gewesen," fuhr der junge Mann fort. „Ich geh in's Breit-Viertel hinüber, Lindenholz kaufen. Wie ich im Wald bin, seh ich einen Knaben, der sich einen Peitschenstecken brechen will, das Lärchbäumerl ist aber zäh, läßt sich winden und drehen und will nit los. Halt, denk ich, nimm mein Messer, schneid's ab, äst's auch aus und richt's gerad, — hat das Bübel eine närrische Freud gehabt. Wie ich in den Graben hinab komm, wird's schon dunkel. Auf der Wiese ist Heu und mitten d'rin sitzt der Marx Zeindler. Mit seinem braunen Schnurrbart und funkelnden Augen, und wie die Haarfetzen über die Stirn herabfahren — ein schöner Mensch. Jetzt, wie ich noch ein par Schritt weiter geh, sehe ich neben seiner die Kathrin. Reden thun sie nichts miteinand schauen sich aber fest und ernsthaft in die Augen, also daß man meinen kunnt, ihr Blick wäre ein eiserner Nagel, der die zwei Köpf zusammenheftet. Ich hab's meiner Hand nit befohlen, sie greift von selber um's Messer. Sucht im Sack und in allen Säcken und findet es nit; hab das Zeug unversehens liegen lassen oben im Lärchenwald. So schön! denke ich, einen Schutzengel haben die auch noch! Jetzt was soll ich machen? Ich geh langsam rund herum; bin ich herüber, so hab ich sein Gesicht, bin ich drüben, so hab ich ihres. Eine so verdammte Unterhaltung hab ich

mein Lebtag nit gehabt! — Wenn die Liebe nit blind machen thät, sie hätten mich sehen müssen. Auf einmal, wie ich wieder hinschau, kommen sie mir allzwei so häßlich vor, so grenzenlos häßlich, daß mir übel wird. — Jetzt weißt es, sage ich zu mir, jetzt was willst anfangen? Willst Lärm schlagen zu deiner Schand? Willst ihn erwürgen und sie heiraten? Nein. Da gibt's nichts, als still davongehen. — Schon lang' mein Wunsch nach Innsbruck in die Schnitzerschul. Eine ganze Nacht hat's gearbeitet in meinem Kopf: Sollst gehen? Sollst bleiben? Und je länger ich sinnier, desto enger wird mir die Siebenbrunner Gegend und desto breiter die Straßen nach Innsbruck. Wie die Sonn aufgeht, steht's fest. Und heut — heut geh ich halt."

„Ich gratulier!" Mit diesem Wort wollte ich seine Hand fassen, er zog sie rasch zurück.

„Denke Dir, lieber Freund," sagte ich, „sie hätte sich Dir angesüßelt und Du kommst erst nach der Hochzeit zum Heu auf der Wiese!"

„Mich dächt," knirschte er und holte die Faust wie zum Stoß aus, „ich wollt mein Schnitzmesser Beiden —"

„Das ist nichts," unterbrach ich ihn, „Du mußt Dich weit furchtbarer rächen. Laß sie zusammen heiraten, er mit der Roheit, sie mit der Untreue, das geht weit über's Schnitzmesser! Und das bedenk: ein gleichgiltiges oder absprechendes Wesen paßt nicht für einen Figurlschnitzler. Das würde Dich muthloser machen, als alle absprechenden Urtheile der Welt, und Deine Kraft lähmen. Die Mitfreude des geliebten Weibes an seinem Werke bedarf der Künstler, wie die Blume den Sonnenschein, sie ist seine Lust, sie ist zu seinem größten Segen; aber ein nergelndes oder eiszapfenkaltes Weib ist die Sperrkette seines Glücksrades. Bedenk's und danke Gott, daß er Dir eine solche Gesponsin nicht vermeint hat."

„Aber —" entgegnete er, und die Stimme brach sich im Halse, „ich — hab' sie lieb."

Es ist ewig die Geschichte vom blutenden Herzen. Da hatte er aus Trotz gejanchzt, aus Haß und Wuth sich zum Auswandern entschlossen, aus Rache nach dem Messer gelangt, und trotz Allem muß er sie lieben, als wäre sie mit glühendem Stahl ihm in's Herz gebrannt.

Wir waren in Franzensfeste, wo unsere Straßen sich trennten, die meine ging nach dem Süden, die seine über den Brenner nach der Hauptstadt. Vor dem Scheiden hatten wir gegenseitig unsere Namen genannt. Er hatte mich noch um Verzeihung gebeten, daß er mir sein Anliegen so vor die Füße geworfen, und gedankt, daß ich gut mit ihm gewesen. Jetzt sei ihm schon leichter. Dann gab ich ihm noch den Rath, er solle aufhören, sie zu hassen, dann würde er auch aufhören, sie zu lieben, und falls uns der Lebensweg noch einmal zusammenführe, würde er wirklich so lustig *sein*, als er es heut nur *scheinen* wollte. —

Acht Jahre später brachte ich Folgendes in Erfahrung. Die Katharina Zeindlerin machte eine Wallfahrt nach Maria im Anger. Die Kirche ragte in einer Waldgegend, in welcher manch freundliches Dörfchen und manch schmuckes Landhaus stand. Aber die Katharina schleppte eine Last von Kummer und Leid daher. Ihre Kinder waren theils blöde, theils ungerathen; ihr Mann war ein Wütherich, der sie mit seiner Eifersucht zu Tode quälte, während er selbst mit freiestem Gewissen unlauteren Schlichen fröhnte, und so frech, daß die betrogene Gattin von seinen Inhalterinnen noch verhöhnt wurde. — Nun trat das arme, vor Schmerz gebeugte Weib in die Kirche. Auf den Knien rutschte sie bis zum Hochaltar, auf welchem die Mutter des Heilandes stand. Das Angesicht vom himmlischen Frieden verklärt, die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen zur Höhe

gehoben voll heiliger Inbrunst, so stand die hehre Gestalt da; und Katharina, als sie emporblickte zu derselben, mußte bitterlich weinen. Vielleicht gedachte sie einer vergangenen Zeit, in der sie ein Bildnis mit gen Himmel gehobenem Blick spottweise die Sterngucferin genannt; heute war sie selber eine solche Sterngucferin und es that ihr wohl, daß das Auge der Gottesmutter ihrem trostlosen Herzen ein Wegweiser war empor zu himmlischer Hoffnung und Ergebung.

Und als das so hohen Fluges ungewohnte trübe Auge des Weibes wieder erdwärts sank, blieb es haften an dem Sockel der Bildsäule, in welchen der Name des Schöpfers derselben eingegraben war. Ihr Herz hub wild zu pochen an, sie kannte den Namen.

Aus der Kirche tretend fragte sie den Beschließer, ob denn vielleicht der Künstler noch lebe, der das schöne Gnadenbildniß gemeißelt habe?

Der Beschließer streckte seine Hand aus, nach einem stattlichen Landhause weisend, welches auf einer sachten Höhung stand und von schönen Bäumen umgeben war: „Das dort ist sein Haus, und da wohnt er drinnen.“

Also schlich nun in der Abenddämmerung das Weib zu dem bezeichneten Hause hin, und zwischen den Planken lugte sie hinein in den Garten. Da hörte und sah sie eine Schar hübscher, munterer Kinder, da sah sie eine schöne, freundlichschauende Frau, und mitten unter diesen Menschen sah sie ihn. In seinem Wesen lag eine würdevolle Ruhe, aus seinen Augen strahlte lauteres Glück.

Der Figurlmacher! — Das Weib taumelte wegshin. Sie sah jetzt den Unterschied, der da ist, wenn man den Blick zur Höhe richtet, wo freudige, himmeldurchfliegende Gläubigkeit herrscht, oder der schmutzigen Erde zu, wo Solche krauchen, die nichts können, als Knöpfe drachseln, Gamsfüßeln beschlagen und auf dem Heu liegen.

Die Belagerung von Pfalzburg.

Ein Roman von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

IX.

Als ich den folgenden Tag, früh Morgens, die Fensterläden unseres Zimmers aufstieß, war Alles voller Schnee, die alten Ulmen des Platzes, die Hauptstraße, die Dächer der Mairie, der Halle und der Kirche. Einige Nachbarn, der Flaschner Recco, der Bäcker Spick, die alte Roßhaarzupferin Dürad öffneten ihre Thüren und sahen wie geblendet heraus. Sie riefen:

„Der Winter ist da!“

Man sieht es wohl alle Jahre, aber es ist Einem doch jedesmal wieder neu. Draußen athmet man leichter und daheim ist man froh, wenn man sich in einen Winkel des Herdes setzen, seine Pfeife rauchen und dem rothen, knisternden Feuer zusehen kann. Ja, das hab ich seit fünfundsiebzig Jahren immer gefühlt und fühle es noch.

Kaum hatte ich die Läden geöffnet, als Safel wie ein Eichhörnchen, mit verworrenen Haaren und nackten Beinen aus dem Bette sprang und seine Nase an die Scheibe drückte.

„Ah! der Schnee,“ rief er, „der Schnee! Jetzt kann man auf der Gosse schleifen.“

Sorle zog im Nebenzimmer rasch ein paar Röcke an und lief herbei. Wir sahen Alle einen Augenblick zu; endlich machte ich Feuer, Sorle gieng in die Küche, Safel zog sich schnell an und Alles gieng seinen gewöhnlichen Gang.

Obgleich Schnee fiel, war es doch kalt. Man durfte nur sehen und hören, wie das Feuer in einem Augenblick angieng und im Ofen seinen knisternden Galopp begann, und man konnte schon wissen, daß Stein und Bein gefroren war.

Als wir unsere Suppe aßen, sagte ich zu Sorle:

„Der arme Sergeant muß eine schreckliche Nacht gehabt haben. Sein Gläschen Kirschwasser wäre ihm gewiß angenehm.“

„Ja,“ sagte sie, „es ist recht, daß Du dran denkst.“

Sie öffnete den Schrank und füllte mein Reisefläschchen mit Kirschengeist.

Du weißt, Fritz, daß wir nicht gern in Wirthshäuser gehen, wenn wir auf Geschäftsreisen sind. Jeder von uns nimmt sein Fläschchen und ein Stück Brot mit. Es ist besser so und dem Gesetz des Herrn angemessener. Sorle füllte also das Fläschchen, ich steckte es in die Tasche unter meinen Mantel und machte mich auf den Weg nach der Wachstube.

Safel wollte mit, aber seine Mutter hieß ihn dableiben, und so gieng ich allein hinab, von Herzen froh, unserem Sergeanten eine Freude machen zu können.

Es war ungefähr sieben Uhr, die Masse Schnee, die bei jedem Windstoß von den Dächern fiel, blendete mich fast. Ich gieng längs der Häuser hin, die Nase im Mantel, den ich fest über die Schultern gezogen hatte, und kam bald am deutschen Thore an; ich stieg die drei Stufen der Hauptwache hinab in's Gewölbe links, als der Sergeant selber die schwere Thüre öffnete und rief:

„Seid Ihr's! Vater Moses! Was zum Teufel thut Ihr hier bei dieser Grimmkälte?“

Die Wachstube war ganz voll Dunst. Man konnte kaum die Mannschaft erkennen, die im Hintergrund auf der Pritsche ausgestreckt lag, fünf oder sechs Veteranen saßen um den rothglühenden Ofen herum.

Ich mußte nur schauen!

„Hier,“ sagte ich zum Sergeanten und reichte ihm die Flasche, „ich bringe Euch einen Schluck Kirschgeist, denn es ist heute Nacht sehr kalt gewesen und Ihr werdet's brauchen können.“

„Ihr habt also an mich gedacht, Vater Moses,“ sagte er indem er meine Hand ergriff und mich gerührt ansah.

„Ja, Sergeant.“

„Ach, das freut mich.“

Er nahm das Glas an den Mund und that einen guten Zug. Zu gleicher Zeit rief's von weitem: „Halt Werda!“ und der Posten draußen auf dem Halbmond öffnete schnell den Schlagbaum.

„Das war gut,“ sagte der Sergeant, indem er den Kork aufsetzte und mir die Flasche zurückgab. „Nehmt sie wieder, Vater Moses, ich dank Euch.“

Jetzt wandte er den Kopf nach dem Halbmond und rief:

„Was Neues? Was gibt's?“

Wir sahen Beide zu, wie ein dürrer Graukopf von einem Husaren, ein Wachtmeister mit einer Menge Einsteherzeichen auf dem Aermel, in gestrecktem Galopp heraufsprengte. Mein ganzes Leben lang wird mir dieser Mensch vor Augen sein: sein dampfendes Pferd, seine fliegende Säbeltasche, sein klirrender Säbel, sein Kolpack, sein mit Reif bedeckter Dolman, sein langes, knochiges, runzeliges Gesicht, die spitze Nase, das lange Kinn und die gelb unterlaufenen Augen. Da kam er, wie mit Windesschnelle, und unter dem Gewölbe, uns gegenüber, hielt er sein Pferd an und rief uns mit lauter Stimme zu:

„Wo ist die Wohnung des Gouverneurs, Sergeant?"

„Das erste Haus rechts, Wachtmeister. Was gibt's Neues?"

„Der Feind ist im Elsaß."

Wer noch nie solche Menschen gesehen hat, die an lange Kriege gewöhnt und hart wie Eisen sind, der kann sich keinen Begriff davon machen. Man muß diesen Ruf gehört haben:

„Der Feind ist im Elsaß!"

Das war entsetzlich.

Die Veteranen waren herausgekommen; der Sergeant sah zu, wie der Husar sein Pferd an die Thüre des Gouverneurs band und sagte:

„Diesmal, Vater Moses, werden wir einander das Weiße im Auge zeigen."

Er lachte und auch die andern Alle schienen ganz vergnügt. Ich lief schnell davon mit gesenktem Kopfe und wiederholte mit Entsetzen die Worte des Propheten:

„Es läuft hier Einer und da Einer dem Andern entgegen, und eine Botschaft begegnet der andern, dem König anzusagen, daß seine Stadt gewonnen sei bis an's Ende und die Furt eingenommen und die Seen ausgebrannt sind, und die Kriegsleute seien blöde geworden, denn die Helden dürfen nicht zu Felde ziehen, sondern müssen in der Festung bleiben. Ihre Stärke ist aus und sind Weiber geworden, ihre Wohnungen sind angesteckt und ihre Riegel gebrochen. — Werfet Panier auf im Lande, blaset die Posaune unter den Heiden, heiliget die Heiden wider sie und ruft wider sie die Königreiche, bestellet Hauptleute wider sie und bringet Rosse herauf wie flatternde Käfer. Und das Land wird erbeben und erschrecken, denn die Gedanken des Herrn wollen erfüllt werden, daß er das Land zur Wüste mache, darinen Niemand wohne."

Ich sah mein Verderben hereinbrechen, meine Hoffnung war dahin.

„Gott meiner Väter!" rief meine Frau, als sie mich zurückkommen sah. „Moses! was hast Du denn? Dein Gesicht ist ganz verändert! Es muß etwas Schreckliches vorgehen!

„Ja, Sorle," sagte ich und setzte mich nieder, „die Zeit des großen Unglücks ist da, von der der Prophet sagt: Und am Ende wird sich der König gegen Mittag mit ihm stoßen und der König gegen Mitternacht wird sich gegen ihn sträuben mit Wagen, Reitern und vielen Schiffen und wird in die Länder fallen und sie verderben und durchziehen."

Ich sagte dies, indem ich die Hände zum Himmel erhob. Der kleine Safel schmiegte sich an meine Kniee; Sorle sah mich an und wußte nichts zu antworten.

Und ich erzählte ihnen, daß die Oesterreicher im Elsaß seien, daß die Bayern, die Schweden, Preußen und Russen zu Hunderttausenden kämen, daß ein Husar angekommen, um das große Unglück anzukündigen, daß unser Weingeist verloren sei, und daß das Verderben über uns zusammenschlage.

Ich vergoß Thränen, und weder Sorle noch Safel konnten mich trösten.

Es war um die achte Stunde Morgens. Ein großer Lärm erhob sich in der Stadt. Trommeln wurden gerührt und Bekanntmachungen des Gouverneurs ausgerufen. Man hätte glauben sollen, die Feinde stünden schon vor den Thoren.

An Eins aber werde ich mich immer erinnern. Wir hatten ein Fenster offen, um zu horchen, und der Gouverneur ließ den Einwohnern ansagen, sie sollen ihre Scheunen und Fruchtböden leeren, da bog plötzlich ein Elsäßer Wägelchen mit zwei Pferden bespannt in unsere Straße ein. Baruch saß vorne bei der Deichsel und Zeffen hinter ihm auf einem Strohbündel, ihr kleines Kind auf dem Schoß, das andere neben sich.

Sie flüchteten sich zu uns!

Dieser Anblick erschütterte mich, ich hob die Hände auf und rief:

„Herr, jetzt nimm von mir jede Schwäche! Du siehst, ich muß auch für diese Kindeskinder leben. Sei du

meine Stärke und laß mich nicht sinken!"

Sogleich gieng ich hinab, sie zu mpfangen. Sorle und Safel folgten mir. Ich selbst nahm meine Tochter in meine Arme, um sie herabzuheben, während Sorle die Kleinen nahm und Baruch rief:

„Wir kommen gerade noch zu rechter Zeit. Man schloß eben den Schlagbaum, als wir herein waren. Viele Andere von Vierwinden und Zabern müssen draußen bleiben."

Ich antwortete ihm:

„Gott sei gelobt, Baruch! Und ihr Alle meine, lieben Kinder, seid willkommen! Ich habe nicht viel, ich bin nicht reich an Gütern, aber was ich habe, gehört Euch, es ist Alles Euer. Kommet!"

Und wir stiegen hinauf. Zeffen, Sorle und ich trugen die Kinder, während Baruch noch drunten blieb, um abzuladen, was sie gebracht hatten, dann kam auch er.

Zu gleicher Zeit füllte sich die Straße mit Stroh und Heu, das man aus den Speichern herab warf. Der Wind hatte sich gelegt, es fiel kein Schnee mehr. Gleich darauf hörten auch das Ausrufen und die Bekanntmachungen auf.

Sorle brachte schnell einige Ueberbleibsel unseres Nachtessens und eine Flasche Wein. Baruch erzählte während des Essens, daß im Elsaß großer Schrecken herrsche, daß die Oesterreicher Basel umgangen und in Eilmärschen auf Schlettstadt, Neubreisach und Straßburg rücken, nachdem sie Hüningen eingeschlossen haben.

„Alles flüchtet," sagte er, „Alles läuft dem Gebirge zu, man führt das Kostbarste, was man besitzt, auf seinem Karren mit sich, und treibt die Herden in die Wälder. Es verbreitet sich schon das Gerücht, man habe die Kosaken in Mutzig gesehen, aber das ist nicht wohl möglich, weil das Heer des Marschalls Victor im Departement des Oberrheins steht und alle Tage Dragoner vorbeikommen, um zu ihm zu stoßen; wie hätten sie diese Linie passieren können, ohne eine Schlacht zu liefern?"

So sprach er und wir hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, als der Sergeant kam. Er hatte seinen Dienst abgemacht; unter der Thüre blieb er stehen und betrachtete uns voll Erstaunen.

Da nahm ich Zeffen an der Hand und sagte:

„Sergeant, hier ist meine Tochter, hier mein Schwiegersohn und meine Enkel, von denen ich manchmal mit Euch gesprochen. Sie kennen Euch, denn ich habe ihnen in meinen Briefen erzählt, wie gern wir Euch haben."

Der Sergeant betrachtete Zeffen.

„Vater Moses," sagte er, „Ihr habt eine wunderschöne Tochter, und Euer Schwiegersohn scheint mir ein braver Mann zu sein."

Hierauf nahm er den kleinen Esra aus Zeffen's Armen, hob ihn empor und schnitt ihm eine Fratze. Das Kind lachte und wir waren Alle vergnügt. Das andere Kleine riß die Augen weit auf.

„Meine Kinder kommen, um bei mir zu bleiben," sagte ich zu dem Sergeanten, „Ihr werdet's ihnen verzeihen, wenn sie ein wenig Lärm im Haus machen?"

„Geht doch, Vater Moses, denen verzeihe ich Alles, macht Euch keine Sorgen, wir sind ja alte Freunde."

Und sogleich, trotz Allem, was wir sagen mochten, wählte er sich ein anderes Zimmer, das auf den Hof hinaus gieng.

„Das ganze Nest muß beisammen sein," sagte er. „Ich bin der Freund der Familie, der alte Sergeant, der Niemand stören will, wenn man ihn gern hat."

Ich war so gerührt, daß ich aufstand und ihm die Hand drückte.

„Der Tag, an dem Ihr unser Haus betratet, ist ein Glückstag," sagte ich mit Thränen in den Augen zu ihm. „Der Ewige sei dafür gepriesen!"

„Geht doch, Vater Moses," rief er lachend, „was ich thue, ist doch ganz natürlich! Weshalb wundert Ihr Euch darüber?"

Er gieng hinaus, holte seine Habseligkeiten und trug sie in sein neues Zimmer. Dann gieng er aus, da er uns nicht länger stören wollte.

Wie man sich doch täuschen kann! Dieser Sergeant, den uns Frichard zu unserer Plage geschickt, gehörte nach Verlauf von vierzehn Tagen zu unserer Familie. Er wäre für uns durch's Feuer gegangen, und obgleich lange Jahre seither verstrichen sind, kann ich nicht ohne Rührung an diesen wackern Mann denken.

Als wir allein waren, sagte uns Baruch, er könne nicht in Pfalzburg bleiben, er sei nur gekommen, um uns seine Familie zu bringen, nebst soviel Lebensmitteln, als er im ersten Schrecken habe zusammenraffen können. Bei den bevorstehenden Gefahren aber halte er es für seine Pflicht, daheim sein Haus zu hüten und soviel als möglich die Plünderung seiner Waaren zu verhindern.

Obgleich wir seine Ansicht billigen mußten, waren wir doch sehr betrübt darüber. Wir stellten uns den Kummer vor, von einander fern zu leben, keine Nachricht mehr zu erhalten und immer in Unruhe über das Schicksal seiner Lieben zu sein. Und dennoch gieng ein Jedes seinem Geschäft nach. Sorle und Zeffen machten den Kindern die Betten zurecht, Baruch trug die mitgebrachten Vorräthe herauf, Safel spielte mit den zwei Kleinen und ich gieng ab und zu in Gedanken über unser Unglück. Endlich waren Zeffen und die Kinder im schönen Zimmer eingerichtet.

Da das deutsche Thor schon geschlossen war und das französische, das, um die Fremden hinauszulassen, noch offen stand, in zwei Stunden spätestens auch geschlossen werden sollte, so sagte Baruch:

„Zeffen, jetzt ist's Zeit!

Kaum hatte er dies gesagt, so brach ein großer Jammer los, das Geschrei, die Umarmungen und Thränen wollten kein Ende nehmen.

Ach, es ist ein großes Glück, geliebt zu werden, es ist das einzige wahre Lebensglück, aber wie groß ist auch der Kummer, sich zu trennen! — Und wie liebten wir uns! Wie umarmten sich Zeffen und Baruch! — Sie reichten einander die Kinder und schluchzten laut.

Was konnte man in einem solchen Augenblick sagen? Ich saß neben dem Fenster, die Hände vor dem Gesicht, und hatte nicht mehr die Kraft zu sprechen, ich dachte:

„Mein Gott! Muß denn ein einziger Mensch das Schicksal Aller in Händen haben? Muß durch den Willen eines Einzigen und zur Befriedigung seines Ehrgeizes Alles umgestürzt und getrennt werden? Mein Gott, soll dieses Elend niemals enden? Wirst Du niemals Mitleid haben, mit Deinen armen Geschöpfen?"

Ich sah nicht auf, ich hörte alle die Klagen, die mir das Herz zerrissen und die erst endeten, als Baruch den Augenblick benützte, wo Zeffen kraftlos zusammenbrach, um sich loszureißen.

„Ich muß — ich muß," rief er, „lebe wohl, Zeffen, lebt wohl, meine Kinder! Lebt Alle wohl!"

Niemand folgte ihm.

Wir hörten den Wagen wegrollen, der ihn von dannen trug, und da begann die große Trauer, die Trauer, von der da geschrieben steht:

„An den Wassern von Babel saßen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten. Unsere Harfen hiengen wir an den Weiden auf, so darinnen sind. Denn daselbst hießen uns singen, so uns gefangen hielten, und in unserem Heulen fröhlich sein: Lieber singet uns ein Lied von Zion! — Wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande?"

X.

Aber dieser Tag sollte mir noch einen Schrecken bringen, der größer war als alle übrigen. Du erinnerst Dich, Fritz, daß Sorle mir am vorigen Abend gesagt hatte, daß, so lange wir den Frachtbrief nicht erhalten hätten, Herr Quataya in Pezenas mit dem Weingeist belastet bleibe, und wir uns deshalb nicht weiter zu beunruhigen brauchten. Auch ich theilte diese Meinung, denn es schien mir nicht mehr als billig. Als nun um drei Uhr das deutsche und französische Thor geschlossen war und nichts mehr passieren konnte, fühlte ich mich in meiner Unruhe gleichsam erleichtert.

Das ist schlimm, sagte ich zu mir selber, indem ich im Zimmer auf und ab gieng. Ja, denn wenn der Weingeist acht Tage früher abgegangen wäre, so hätten wir schöne Profitchen machen können. Aber du bist jetzt wenigstens eine große Angst los. Begnüge dich mit deinem alten Handel. Laß dich in keine solche Unternehmungen mehr ein, die Einem am Herzen nagen. Setze dein Vermögen nicht mehr auf's Spiel und laß dir dies als Lehre dienen.

So dachte ich, als ich gegen vier Uhr Jemand die Treppe heraufkommen hörte. Es war der schwere Tritt eines Mannes, der, im Dunkeln tappend, seinen Weg sucht.

Zeffen und Sorle waren in der Küche und bereiteten das Nachtessen. Die Frauen haben sich immer etwas untereinander zu erzählen, was man nicht wissen darf. Ich horche also und öffne dann die Thüre.

„Wer ist da? rief ich.

„Wohnt hier nicht der Weingeisthändler Moses?“ fragte mich ein Mann in einer Blouse und einem großen Filzhut, eine Peitsche um die Schulter gehängt, kurz, eine dicke Fuhrmannsfigur.

Ich erbleichte, als ich dies hörte.

„Ja, ich heiße Moses,“ gab ich zur Antwort, „was wollt Ihr?“

Er trat herein und zog aus seinem Kittel eine große lederne Brieftasche hervor. Ich sah ihn zitternd an.

„Hier,“ sagte er und überreichte mir zwei Papiere, „meine Rechnung und mein Frachtbrief! Für Euch sind doch die zwölf Fässer Trois-Six (Weingeist) aus Pezenas?

„Ja, wo sind sie?“

„Auf der Steige von Mittelbronn, zwanzig Minuten von hier,“ antwortete er ruhig. „Kosaken haben meinen Wagen angehalten, ich habe ausspannen müssen. Ich habe gemacht, daß ich in die Stadt hereinkam, und durch ein Ausfallpförtchen unter der Brücke kam ich herein.“

Als er so sprach, wankten mir die Kniee. Ich sank auf den Stuhl, ohne ein Wort erwidern zu können.

„Ihr werdet mir die Fracht zahlen und die Ablieferung quittieren.“

Da rief ich mit verzweiflungsvoller Stimme:

„Sorle, Sorle!“

Und meine Frau kam mit Zeffen herbei. Der Fuhrmann setzte ihnen Alles auseinander. Ich hörte nichts mehr. Ich hatte nur noch die Kraft, zu rufen:

„Jetzt ist Alles verloren! Ich soll zahlen, ohne die Waare erhalten zu haben!“

Meine Frau sagte:

„Wir wollen schon zahlen, Herr, aber im Frachtbrief heißt es, die zwölf Fässer sollen in die Stadt Pfalzburg geliefert sein.“

Der Fuhrmann entgegnete:

„Ich komme eben vom Friedensrichter her. Ehe ich zu Euch gieng, wollte ich meine Rechte kennen. Er sagte mir, es gehe Alles auf Eure Rechnung, selbst meine Pferde und Fuhrwerke, versteht Ihr mich? Ich habe meine Pferde ausgespannt und bin mit ihnen geflohen, das geht Euch an der Rechnung ab. Wollt Ihr nun die Rechnung berichtigen oder nicht?“

Der Schrecken hatte uns beinahe getödtet, als plötzlich der Sergeant

dazu kam. Er hatte schreien hören und fragte:

„Was gibt's, Vater Moses? Was habt Ihr? Was will dieser Mann von Euch?"

Sorle, die nie den Kopf verlor, erzählte ihm Alles klar und rasch. Er begriff sogleich und rief:

„Zwölf Fässer Trois-Six! Das macht vierundzwanzig Fässer Cognac. Welches Glück für die Besatzung! Welches Glück!"

„Ja," antwortete ich, „aber sie können nicht mehr herein. Die Thore der Stadt sind geschlossen und die Kosaken umringen die Wägen."

„Nicht herein?" rief der Sergeant achselzuckend, „ei, geht mir doch weg! Haltet Ihr den Gouverneur für einen solchen Dummkopf? Wird er vierundzwanzig Fässern guten Branntwein den Eingang verwehren, wenn es der Besatzung dran fehlt? Wird er einen solchen Fund den Kosaken lassen? Frau Sorle, zahlt tapfer die Fracht, und Ihr, Vater Moses, nehmt Euern Mantel und folgt mir zum Gouverneur mit Euerm Frachtbrief in der Tasche. Vorwärts, keinen Augenblick verloren. Wenn die Kosaken Zeit haben, die Nase in Eure Fässer zu stecken, so werdet Ihr einen famosen Schwund darin finden. Dafür steh ich Euch."

Als ich dies hörte, rief ich:

„Sergeant, Ihr rettet mir das Leben," und rasch zog ich meinen Mantel an.

Sorle fragte mich:

„Soll ich die Fracht bezahlen?"

„Ja, zahl's," rief ich im Hinuntergehen, denn es war klar, daß uns der Fuhrmann dazu zwingen konnte.

Ich gieng in nicht geringer Verwirrung die Treppe hinab. Alles, was ich mich noch von diesem Augenblick erinnern kann, ist, daß der Sergeant im Schnee vor mir hergieng, daß er sodann einige Worte mit der Schildwache vor der Wohnung des Gouverneurs sprach, und daß wir die große Treppe mit dem Mamorgeländer hinaufstiegen.

Oben im Gang an dem steinernen Geländer sagte mir der Sergeant:

„Beruhigt Euch, Vater Moses, langt Euern Brief hervor und laßt mich sprechen."

Zu gleicher Zeit pochte er leise an eine Thüre.

Es rief: „Herein!"

Wir traten ein. Oberst Moulin, ein dicker Mann im Schlafrock, mit einem kleinen seidenen Käppchen auf dem Kopf, saß vor einem guten Kaminfeuer und rauchte seine Pfeife. Er sah roth aus und hatte auf der Marmorplatte des Kamins neben der Uhr und den Blumenvasen eine Flasche Rum stehen und ein Glas daneben.

„Was gibt's," fragte er, und drehte sich um.

„Herr Oberst," sagte der Sergeant, „ich habe Folgendes zu melden: Zwölf Fässer Branntwein sind auf der Steige von Mittelbronn angekommen, Kosaken umringen sie —"

„Was, Kosaken?" rief der Gouverneur, „haben die unsere Linie schon überschritten?"

„Ja," antwortete der Sergeant, „es ist aber nur so ein Kosakenhurrah, und nun haben sie die zwölf Fässer Branntwein im Besitz, die dieser Patriot aus Pezenas kommen ließ, um die Besatzung zu stärken."

„Die Banditen, die, die Räuber!" rief der Gouverneur.

„Hier ist der Frachtbrief," fuhr der Sergeant fort, und nahm ihn mir aus der Hand.

Der Oberst warf einen Blick auf mich und rief in barschem Tone:

„Sergeant, Ihr nehmt fünfundzwanzig von Eurer Compagnie, Ihr marschiert im Sturmschritt, um die Wagen noch zu rechter Zeit zu bekommen, und dann requiriert Ihr im Dorfe Pferde zum Transport in die Stadt."

Und als wir gehen wollten, rief er:

„Wartet!" und schrieb ein paar

Worte an seinem Schreibtisch: „da ist der Befehl!"

Als wir auf der Treppe waren, sagte der Sergeant zu mir:

„Vater Moses, lauft zum Küfer, wir könnten vielleicht ihn und seine Gesellen nöthig brauchen. Ich kenne die Kosaken. Sie werden die Fässer abgeladen haben, um ihrer sicherer zu sein. Er soll Stricke und Leitern mitbringen. Ich selbst eile in die Kaserne und bringe meine Leute zusammen."

Da rannte ich wie ein Hirsch nach Hause. Ich war wüthend auf die Kosaken und holte schnell mein Gewehr und meine Patrontasche. Ich wäre fähig gewesen, mich gegen eine Armee zu schlagen, so schwindelte mir der Kopf.

Sorle und Zeffen fragten mich:

„Was gibt's? Wo gehst du hin?"

Ich antwortete ihnen:

„Ihr werdet's später erfahren!" und eilte zu Schweyer. Er besaß zwei große Sattelpistolen, die er schnell nebst seinem Beil in den Gurt steckte. Seine beiden Gesellen, Nickel und Franz, nahmen Leiter und Stricke, und wir liefen dem französischen Thore zu.

Der Sergeant war noch nicht da. Aber einige Minuten nachher kam er an der Spitze von dreißig Veteranen, mit dem Gewehr auf der Schulter, die Wallstraße herab.

Der wachhabende Officier am Ausfallsthor warf nur einen Blick auf den Befehl und ließ uns sogleich durch. Nach einigen Augenblicken waren wir in den Festungsgräben hinter dem Hospital, wo der Sergeant seine Leute ordnete und zu ihnen sagte:

„Es ist Cognac — vierundzwanzig Fässer Cognac! Also Achtung, Kameraden! Der Besatzung fehlt's an Branntwein. Wer den Branntwein nicht mag, soll sich nur hinten hinstellen."

Aber Alle wollten im vordersten Glied kämpfen. Sie lachten im Voraus.

Wir stiegen die Treppe hinauf und im bedeckten Wege stellte man sich wieder in Ordnung. Es mochte fünf Uhr sein. Ueber den Abhang des Glacis hinab sah man die große Wiese von Eichmatt und weiter oben die Hügel von Mittelbronn mit Schnee bedeckt. Der Himmel war voll Wolken und die Nacht brach herein. Es war sehr kalt.

„Vorwärts!" sagte der Sergeant.

Und so gewannen wir die Fahrstraße. — Die Veteranen, in zwei Reihen getheilt, liefen gebückt, das Gewehr umgehängt, rechts und links; der Schnee gieng ihnen bis an's Knie.

Schweyer, seine beiden Gesellen und ich kamen hintendrein. Im Verlaufe einer Viertelstunde waren die Veteranen, die immer aus Leibeskräften liefen, schon weit voraus. Wir hörten noch die Patrontaschen aufschlagen, aber bald verlor sich auch dieser Lärm in der Entfernung und bald hörten wir den Hund von den „Drei Häusern," der an seiner Kette bellte. Die große Stille der Nacht machte Einen nachdenklich. Ohne den Gedanken an meinen Weingeist wäre ich wieder nach Pfalzburg umgekehrt. Glücklicherweise beherrschte mich diese Idee vollständig und ich sagte:

„Machen wir, daß wir vorwärts kommen, Schweyer!"

„Was, vorwärts?" rief dieser zornig; „meinetwegen kannst Du dich beeilen, um Deinen Weingeist wieder zu kriegen, aber was geht der uns an? Ist unser Platz an der Landstraße? Sind wir Banditen, um unser Leben dranzusetzen?"

Da merkte ich, daß er durchgehen wollte, und ich war entrüstet darüber.

„Nimm Dich in Acht, Schweyer," sagte ich zu ihm, „wenn Du mit Deinen Gesellen durchgehst, so wird man sagen, Du habest den Branntwein der Stadt verrathen. Das ist noch schlimmer als die Fahne, besonders für einen Küfer."

„Hol Dich der Teufel!" rief er; „wer hätte uns zwingen können, mitzugehen?"

Dennoch stieg er immer weiter mit mir die Steige hinauf. Nickel und

Franz folgten uns, ohne daß es ihnen pressierte.

Als wir droben auf dem Plateau ankamen, bemerkten wir einige Lichter drüben im Dorf. Alles war still und friedlich, nur von den zwei vordersten Häusern bewegte sich ein Menschenspiel.

Durch die weit offene Thüre im Wirtshaus „zur Traube" schimmerte das Feuer der Küche bis auf die Landstraße heraus, und da standen meine beiden Wagen.

Was dort herumwimmelte, waren die Kosaken, die ihre Pferde unterm Schupfen angebunden hatten und sich's bei Heitz wohlsein ließen. Sie hatten Mutter Heitz gezwungen, ihnen eine Pfeffersuppe zu kochen, und wir sahen sie ganz genau, zwei- bis dreihundert Schritte entfernt, mit Kannen und Krügen, die von Einem zum Andern giengen, die Treppe des Müllers auf- und niedersteigen.

Da überfiel mich Furcht, daß sie sich über meinen Branntwein hergemacht, denn hinter dem ersten Wagen hieng eine Laterne und die Spitzbuben kamen alle von dort her und schienen etwas zu tragen. Mein Zorn darüber war so groß, daß ich, ohne auf die Gefahr zu achten, zu rennen begann, um der Plünderung Einhalt zu thun.

Glücklicherweise hatten die Veteranen einen Vorsprung vor mir, sonst hätten mich die Kosaken umgebracht.

Ich war noch nicht halbwegs dort, als unsere Truppe hinter den Hecken der Landstraße hervorbrach und wie eine Herde Wölfe auf sie zulief mit dem Ruf:

„Bajonnett auf!"

Eine solche Verwirrung hast Du Deiner Lebtage nicht gesehen, Fritz. In der Secunde waren die Kosaken zu Pferd und die Veteranen mitten unter ihnen. Die Vorderseite des Wirtshauses mit seiner Kammerz, das Taubenhäuschen und der kleine Gartenzaun davor ward von Flinten- und Pistolenschüssen erhellt.

Die beiden Töchter Heitz standen händeringend am Fenster und stießen ein Geschrei aus, daß man's in ganz Mittelbronn hören konnte.

Jeden Augenblick stürzte etwas in diesem Durcheinander auf die Straße und die ledigen Pferde rannten querfeldein wie Hirsche, mit vorgestrecktem Halse, die Mähnen und Schweife flatternd. Die Leute aus dem Dorfe liefen herbei, Vater Heitz verschlupfte sich in dem Heuschuppen, und ich kam athemlos wie ein Narr dahergerannt.

Ich war nur noch fünfzig Schritte entfernt, als ein Kosak, der in gestrecktem Galopp die Flucht ergriff, sich wüthend mit erhobener Lanze und mit dem Rufe: „Hurrah!" gegen mich umkehrte.

Ich hatte kaum noch Zeit, mich zu bücken, und fühlte den Wind der Lanze, der mir am Rücken heruntersauste.

Nie in meinem ganzen Leben habe ich etwas Schlimmeres gefühlt. Es war die Kälte des Todes, das Zittern des Fleisches, von dem der Prophet sagt:

„Da kam mich Furcht und Schrecken an und alle meine Gebeine erschraken und die Haare standen mir zu Berg an meinem Leibe."

Aber ein Beweis für die Weisheit und Klugheit, die der Herr in seine Geschöpfe gelegt hat, wenn er sie für ein hohes Alter aufbewahren will — ich legte mich sogleich trotz dem Wanken meiner Knie unter den ersten Wagen, wo mich die Lanzenstöße nicht mehr erreichen konnten. Von dort aus sah ich mit an, wie die Veteranen den Hallunken, die sich in den Hof geflüchtet hatten, vollends den Garaus machten, daß Keiner von ihnen entkam.

Fünf oder sechs Kosaken lagen vor der Thüre übereinander und drei andere auf der Straße ausgestreckt.

Das dauerte kaum zehn Minuten, dann war wieder Alles in Dunkel gehüllt und ich hörte den Sergeanten rufen:

„Stellt das Feuer ein!"

Heitz, der wieder von seinem Speicher herabgestiegen war, zündete eine Laterne an. Der Sergeant sah mich unter dem Wagen und rief:

„Seid Ihr verwundet, Vater Moses?"

„Nein," antwortete ich, „aber ein Kosak wollte mich mit der Lanze niederstoßen und da hab ich mich in Numero Sicher begeben."

Da lachte er hellauf, gab mir die Hand, um mir wieder herauszuhelfen und sagte:

„Vater Moses, Ihr habt mich erschreckt. Trocknet Euch den Rücken ab, man könnte sonst glauben, Ihr hättet keinen Muth."

Ich lachte auch und dachte: Mögen sie denken, was sie wollen, die Hauptsache ist leben und gesund sein, so lange als möglich.

Wir hatten nur einen Verwundeten, den Korporal Duhem, einen Greis, der sich sein Bein selbst verband und gehen wollte. Er hatte einen Lanzenstich in der rechten Wade. Man ließ ihn auf den ersten Wagen steigen, und Lenel, Heitzens große Tochter, brachte ihm einen Schluck Kirschenwasser, was ihm sogleich seine Kraft, ja sogar seine gute Laune wieder gab. Er rief:

„Das ist die fünfzehnte! Dafür bekomm ich acht Tage Spital, aber laßt mir die Flasche statt des Verbands!"

Ich war vergnügt, meine zwölf Fässer noch auf den Wagen zu treffen, denn Schweyer und seine Buben hatten sich geflüchtet, und wir hätten Mühe gehabt, ohne sie aufzuladen.

Ich lüpfte sogleich den Spund des letzten Fasses, um zu sehen, wie viel fehle. Die Spitzbuben hatten schon mehr als ein halbes Imi davon gesoffen, und Vater Heitz sagte mir, daß mehrere unter ihnen nicht einmal Wasser dran gethan. Solche Geschöpfe müssen eine blecherne Gurgel haben, die ältesten Trunkenbolde bei uns könnten kein Glas lauteren Trois-Six vertragen, ohne umzufallen.

Endlich war Alles in Ordnung und wir durften nur nach Pfalzburg zurückkehren. Wenn ich daran denke, so mein' ich, es sei erst heut geschehen. Heitzens große Apfelschimmel kamen einer nach dem andern aus dem Stall, der Sergeant mit der Laterne an der Thüre rief:

„Tapfer vorwärts! Das Pack könnte wieder kommen."

Auf der Straße vor dem Wirtshaus stehen die Wagen, umringt von den Veteranen. Weiter weg, rechts davon besehen sich die Bauern, welche mit Mistgabeln und Hauen herbeigelaufen waren, die im Schnee ausgestreckten Kosaken und ich stehe auf der Treppe und lobsinge dem Herrn, indem ich bedenke, wie sich Sorle, Zeffen und der kleine Safel freuen werden, wenn sie mich mit unserem Vermögen zurückkommen sehen.

Wie groß war meine Freude, als es angespannt war, die Glöcklein klangen, die Peitsche knallte und es endlich vorwärts gieng.

Ach, Fritz, wie malt sich das Alles so schön in der Erinnerung nach dreißig Jahren! Furcht, Unruhe und Kummer sind vergessen, das Andenken aber an gute Menschen und schöne Stunden bleibt immer wach.

Die Veteranen zu beiden Seiten der Wagen, das Gewehr unterm Arm, geleiteten meine zwölf Fässer wie die Stiftshütte, und ich und der Sergeant marschierten hintendrein.

„Nun, Vater Moses," sagte er lachend, „es ist Alles gut abgelaufen, Ihr könnt zufrieden sein."

„Zufriedener, als ich Euch sagen kann, Sergeant, denn: was mein Verderben bewirken sollte, wird ein großer Segen für unsere Familie, und Ihr seid's, dem ich es zu verdanken habe."

„Ei, geht doch," sagte er, „Ihr scherzt."

Er lachte, ich aber war bewegt. Wenn man fürchten mußte, Alles zu verlieren, so ist es rührend, sich wieder im Vollbesitze zu sehen, und noch

obendrein die Hoffnung auf großen Gewinn zu haben.

Ich rief in meinem Herzen:

„Darum will ich Dir danken, Herr! und Deinem Namen lobsingen, denn Deine Güte reichet, so weit der Himmel ist, und Deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen."

XI.

Ich will Dir jetzt meine Rückkehr nach Pfalzburg erzählen.

Du kannst Dir denken, daß meine Frau und meine Kinder, als sie mich das Gewehr hatten nehmen sehen, in großer Unruhe waren. Gegen fünf Uhr gieng Sorle mit Zeffen auf Erkundigung, und da erst erfuhren sie, daß ich mit einer Abtheilung Veteranen nach Mittelborn marschiert sei.

Stell' Dir ihr Entsetzen vor.

Das Gerücht von diesen außerordentlichen Ereignissen hatte sich schon in der ganzen Stadt verbreitet, und eine Menge Leute hatte sich auf der Bastei der Infanterie-Kaserne versammelt, um zu sehen, was vorgieng. Bürguet, der Maire und andere angesehene Personen waren dort, ebenso ein Haufe Kinder und Weiber, und Alle bemühten sich, die dunkle Nacht zu durchschauen. Mehrere behaupteten, Moses sei mit der Abtheilung ausmarschiert, aber man konnte es nicht glauben und Bürguet rief:

„Es ist nicht möglich, ein verständiger Mann, wie Moses, wird nicht sein Leben gegen Kosaken auf's Spiel setzen, das ist nicht möglich."

Ich selbst würde an seiner Stelle wie er gesprochen haben. Aber was willst Du, Fritz, die klügsten Menschen werden blind, wenn man ihr Gut angreift. Ich sage blind und auch schrecklich, denn sie kennen keine Gefahr mehr.

So waren sie also Alle da oben versammelt, und bald kamen auch Zeffen und Sorle in große Tücher eingehüllt und bleich wie der Tod. Sie stiegen den Wall hinauf und warteten da mit den Füßen im Schnee und stumm vor Schrecken.

Dies Alles habe ich später erfahren. Im Augenblick, wo Zeffen und ihre Mutter auf die Bastei stiegen, mochte es halb sechs Uhr sein. Nicht ein Stern glänzte am Himmel. Um diese Zeit flüchteten sich Schweyer und seine Gesellen, und fünf Minuten nachher begann die Schlacht.

Bürguet hat mir später erzählt, daß man trotz der Nacht und der Entfernung die Blitze des Kleingewehrfeuers um das Wirtshaus herum gesehen habe, wie wenn sie nur hundert Schritte entfernt gewesen wären, daß Niemand ein Wort gesprochen, um die Schüsse zu hören, die durch das Echo von Eichwald und Lützelburg wiederholt aufeinander folgten.

Endlich stieg Sorle, auf Zeffens Arm gestützt, die Rampe wieder herab. Sie konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten; Bürguet half beiden die große Gasse erreichen und brachte sie zum alten Frise, der sich traurig an seinem Herd wärmte.

Sorle sagte: Diesen Tag überleb ich nicht, Zeffen vergoß heiße Thränen.

Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, ihnen diesen Kummer verursacht zu haben, aber welcher Mensch kann sich auf seine eigene Weisheit verlassen!

Hat ja doch der Weise selber gesagt:

„Da wandte ich mich zu sehen die Weisheit und Klugheit und Thorheit. Da sahe ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsternis, daß dem Weisen seine Augen im Haupt stehen, aber die Narren in Finsternis gehen, und merkte doch, daß es Einem geht, wie dem Andern. Da dachte ich in meinem Herzen, daß auch die Weisheit eitel ist."

Bürguet kam eben von Frise heraus, als Schweyer und seine Buben die Treppe vom Ausfallthor heraufstiegen. Sie riefen ihm zu, die Kosaken hätten uns umringt und wir seien verloren.

Glücklicherweise konnten meine Frau und Tochter sie nicht hören, und der Maire hieß sie sogleich schweigen und nach Hause gehen, wenn sie nicht Lust hätten, eingesteckt zu werden.

Sie gehorchten, das hielt aber die Leute nicht ab, zu glauben, daß sie die Wahrheit gesagt, besonders als es Mittelbronn zu wieder völlig dunkel ward.

Die Menge stieg von den Wällen herab und füllte die Straßen, Viele aber giengen nach Hause. Man hoffte nicht mehr, uns wieder zu sehen, als die Schildwache auf dem Halbmond mit dem Schlag sieben Uhr „Wer da!" rief.

Wir kamen am Schlagbaum an. Die Menge lief schnell die Wälle wieder hinauf, der Wachtposten dem Sergeant-Thorschreiber gegenüber rief in's Gewehr! man hatte uns erkannt.

Wir draußen in der schwarzen Nacht hörten das Gemurmel in der Stadt ohne zu wissen, was es bedeutete. Als man uns erkannt hatte, öffnete man langsam den Schlagbaum, und zwei Brücken wurden niedergelassen, um uns aufzunehmen. Wie war unser Erstaunen, als wir den Ruf hörten:

„Es lebe Vater Moses, es lebe der Branntwein!"

Ich hatte Thränen in den Augen.

Meine Wagen, die mit dumpfem Gerassel durch die Thore rollten, die Soldaten, die das Gewehr vor uns präsentierten, die zahllose Menge, die uns umringte und mir zurief: Moses! he Moses! Wie geht's; bist Du noch nicht todt! das laute Lachen der Leute, die mich am Arm faßten, um die Erzählung der Schlacht von mir zu hören, das Alles freute mich von Herzen. Jeder, selbst der Maire, wollte mit mir sprechen, und ich hatte keine Zeit zum Antworten.

Aber das Alles war nichts gegen das Glück, das ich empfand, als Sorle, Zeffen und der kleine Safel aus Frise's Haus stürzten und sich mir Alle zugleich an's Herz warfen mit dem Rufe:

„Er ist gerettet, er ist gerettet!"

Ach, Fritz, was ist die Ehre einer solchen Liebe gegenüber? Was ist aller Ruhm der Erde neben der Freude, die der Anblick seiner Lieben gewährt? Die Andern hätten hundert Mal rufen dürfen: Moses hoch! und ich hätte nicht einmal den Kopf darnach gewendet, aber die Ankunft meiner Familie, gerade in diesem Augenblicke, machte einen ungeheuren Eindruck auf mich.

Ich gab Safel mein Gewehr, und während die von den Veteranen geleiteten Wagen ihren Weg nach dem kleinen Markt fortsetzten, zog ich Sorle und Zeffen durch die Menge in's Haus des alten Frise, und als wir dort unter uns allein waren, begannen die Umarmungen auf's Neue.

Draußen verdoppelte sich das Freudengeschrei. Man hätte glauben sollen, mein Branntwein gehöre der ganzen Stadt.

Im Zimmer aber schwammen Frau und Tochter in Thränen, und ich sah meine Unklugheit ein. Deshalb erzählte ich ihnen auch nichts von den Gefahren, die wir ausgestanden, sondern sagte, die Kosaken hätten sich bei unserm Anblick geflüchtet, und wir hätten nichts zu thun gehabt, als einspannen und umkehren.

Eine Viertelstunde später, als das Geschrei und der Lärm aufgehört hatten, giengen wir heim. Ich führte Zeffen und Sorle am Arm, der kleine Safel gieng voran mit meinem Gewehr auf der Schulter. So kehrten wir nach Hause zurück, um die Abladung des Branntweins zu überwachen.

Ich wollte noch dieselbe Nacht Alles in Ordnung bringen, um sobald wie möglich an den Einzug meiner hundert Percent zu kommen. Nach einem solchen Risico muß man auf den Nutzen bedacht sein, denn wenn man Alles zum Einkaufspreis gäbe, wie es Manche verlangen, so würde Niemand sein Gut

andern zulieb auf's Spiel setzen. Und wenn es sogar vorkäme, daß ein Mensch sich für Alle opferte, so würde man ihn für einen Esel halten, das hat man hundert Mal gesehen und wird es immer wieder sehen.

Gott sei Dank, solche Gedanken sind mir niemals in den Sinn gekommen. Ich war immer der Meinung, der wahre Handel sei, ehrlich und redlich so viel wie möglich zu profitieren. So ist's recht und vernünftig.

Als wir um die Ecke der Halle bogen, standen unsere beiden Wagen schon abgespannt vor unserm Haus. Heitz führte seine Pferde im Galopp davon, um noch zeitig genug zu kommen, bevor das Thor wieder geschlossen wurde.

Es mochte acht Uhr sein. Zeffen und Sorle legten sich schlafen, und ich schickte Safel fort, um den Küfer Gros zu holen. Viele Leute sahen zu und wollten uns helfen. Gros kam bald mit seinen Gesellen, und die Arbeit begann.

Es ist angenehm, Fritz, große Fässer in seinen Keller hinabzulassen und sich zu sagen: diese Fässer sind dein. Von diesem Weingeist kommt mich das Liter auf zwanzig Sous und ich werde es für drei Franken verkaufen. Da zeigt sich einmal die Schönheit des Handels, aber Jeder kann sich dieses Vergnügen vorstellen, es ist daher unnöthig, davon zu sprechen.

Gegen Mitternacht waren meine zwölf Fässer drunten auf den Lagern, man durfte sie nur noch anzapfen.

Während die Menge sich verlief, bat ich Gros, den andern Morgen wieder zu kommen, um mir beim Coupieren zu helfen, und wir stiegen, zufrieden mit unserm Tagwerk, wieder herauf. Er schloß die eichene Doppelthüre, ich hieng das Vorhängschloß daran und legte mich auch zu Bette.

Welche Befriedigung liegt doch im Bewußtsein, sein Schärflein im Trocknen zu haben!

So waren also meine zwölf Fässer gerettet!

Jetzt, Fritz, wirst Du die Unruhe und schreckliche Angst begreifen, in der man damals schwebte. Niemand war mehr sicher, denn Du mußt nicht glauben, ich sei der Einzige gewesen, der wie der Vogel auf dem Zweig lebte, viele hundert Andere konnten kein Auge mehr schließen.

Da hättest Du die Gesichter sehen sollen, wenn die Bürger jeden Morgen eine andere Neuigkeit erfuhren, wenn es hieß, die Oesterreicher und Russen besetzen das Elsaß, die Preußen seien im Marsch nach Saarbrücken begriffen, oder wenn man die Haussuchungen austrommelte, oder die Frohnen zum Vermauern der Seitenthörchen und Zwischengänge, oder wenn der Befehl kam, Feuerlöschcompagnien zu bilden und sofort alles Brennbare fortzuschaffen, dem Gouverneur den Stand der Gemeindecasse und das Verzeichnis der Höchstbesteuerten zu übergeben, wegen der Anschaffung von Schuhen, Mänteln, Bettzeug u. s. w. Da hättest Du die Blicke sehen sollen, die man einander zuwarf.

In Kriegszeiten gilt der Bürger nichts mehr, man kann ihm auf einen bloßen Schein des Gouverneurs hin Alles nehmen, bis auf das letzte Hemd. Die Angesehensten im Lande gelten nichts mehr, wenn der Gouverneur gesprochen hat. Deshalb habe ich oft gedacht, Alle, die, ohne selbst Soldaten zu sein, den Krieg verlangen, seien im Kopf nicht richtig, oder es sei ihr Vermögen zu Grunde gerichtet, so daß sie hoffen, sich durch den allgemeinen Ruin wieder herauszureißen. Es ist nicht anders möglich.

Trotz diesem Elend durfte man keine Zeit verlieren, und den ganzen folgenden Tag wandte ich dazu an, meinen Weingeist zu mischen. Ich hatte meinen Kaputrock ausgezogen und pumpte mit großer Ausdauer. Gros und seine Gesellen trugen die Kannen und leerten sie in Fässer, die ich vor.

her gekauft hatte, so daß am Abend diese Fässer bis zum Spund voll waren von einem guten weißen Branntwein zu achtzehn Grad.

Ich hatte auch braunen Zuckerkandel in Bereitschaft, um dem Branntwein die schöne Farbe von altem Cognac zu geben. Als ich den Hahnen drehte und das Glas gegen das Licht hielt, sah ich, daß es gerade die rechte Farbe war, und ich rief:

„Gebet starkes Getränk Denen, die da umkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Elends vergessen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken."

Vater Gros stand neben mir auf seinen großen Plattfüßen und lächelte, und seine Gesellen sahen gleichfalls lustig drein.

Ich schenkte ihnen das Glas bis zum Rande voll, sie ließen es von Einem zum Andern gehen und wurden ganz vergnügt. Gegen fünf Uhr stiegen wir wieder herauf.

Denselben Tag hatte Safel drei Arbeiter bestellen müssen und ließ unsere Eisenwaaren in den Hof unter den Schuppen tragen. Man weißnete das alte moderige Magazin. Der Schreiner Desmarets machte Wandbretter auf hinter der Gewölbethür, um die Flaschen, Gläser und zinnernen Meßgefäße draufzustellen, wenn der Verkauf eröffnet würde. Sein Sohn fügte schon die Bretter zum Zahltisch zusammen.

Alles geschah auf einmal, wie in einer Zeit großer Eile, wo Jedes froh ist, schnell eine Summe zu verdienen.

Ich sah dem Allem ganz glücklich zu. Zeffen, mit ihrem kleinen Kind auf dem Arm, und Sorle, waren auch heruntergekommen. Ich sagte zu meiner Frau, indem ich ihr den Platz hinterm Zahltisch zeigte:

„Hier wirst Du sitzen, die Füße in dicke Selband-Pantoffeln gesteckt, einen warmen Pelzkragen um die Schulter, und unsern Branntwein verkaufen."

Sie freute sich schon im Voraus darauf.

Die Nachbarn, der Büchsenmacher Bailly, der kleine Weber Koffel und mehrere Andere sahen schweigend zu. Sie wunderten sich, daß Alles so schnell gieng.

Um sechs Uhr, gerade als Desmarets den Hammer niederlegte, kam der Sergeant in der besten Laune der Welt. Er kehrte von der Soldatenschenke zurück und rief:

„Ei, ei, Vater Moses, das Geschäft rückt vor. Aber es fehlt noch etwas an der Boutique."

„Was denn, Sergeant?"

„Es ist Alles recht, nur muß man da oben blenden, sonst heißt's: Achtung vor den Bomben!"

Sofort begriff ich, daß er recht hatte. Wir waren Alle sehr erschrocken, nur die Nachbarn nicht, die lachten über unsern Schrecken.

„Ja," sagte der Sergeant, „daran müssen wir gehen."

Diese Gedanken hatten mir alle Freude genommen. Ich sah, daß wir noch nicht am Ende unserer Leiden waren.

Sorle, Zeffen und ich stiegen wieder herauf, während Desmarets die Thüre schloß. Das Nachtessen war aufgetragen, wir setzten uns gedankenvoll zu Tische, und der kleine Safel brachte die Schüssel.

Draußen hatte der Lärm aufgehört. Von Zeit zu Zeit kam eine Bürgerpatrouille vorbei.

Der Sergeant kam und rauchte wie gewöhnlich seine Pfeife. Er setzte uns auseinander, wie man ein Blendwerk mache, indem man Balken wie zu einem Dächlein kreuzt und mit beiden Seiten an die Giebel sprießt.

Aber er hatte gut sagen, dies sei so fest wie gewölbt, ich glaubte es doch nicht, und in Sorle's Gesicht konnte ich lesen, daß sie meine Meinung theilte.

Wir blieben noch bis zehn Uhr auf, dann legte sich jedes schlafen.

XII.

In der Nacht vom 5. zum 6. Januar, am Dreikönigsfest, gegen Morgen, kamen die Feinde auf der Zaberner Steige an.

Es war entsetzlich kalt, die Scheiben waren hinter den Läden ganz weiß von Reif. Schlag ein Uhr erwachte ich: man schlug zur Sammlung in der Infanterie-Kaserne.

Du machst Dir keine Vorstellung von einem solchen Lärm in der Stille, wenn Alles schläft.

„Hörst Du, Moses?“ sagte Sorle ganz leise.

„Ja, ich höre,“ antwortete ich, indem ich den Athem anhielt.

Nach einer Minute öffneten sich schon einige Fenster in unserer Straße. Andere Leute horchten auch. Dann hörte man ein Laufen und dann plötzlich das Geschrei:

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Die Haare sträubten sich mir auf dem Kopf.

Ich war aufgestanden und zündete meine Laterne an, als zweimal an unsere Thür geklopft wurde.

„Herein!“ rief Sorle zitternd.

Der Sergeant öffnete. Er war in voller Uniform: Kamaschen an den Beinen, den langen, grauen Mantel an den Seiten heraufgeschlagen, das Gewehr auf der Schulter, Säbel und Patrontasche auf dem Rücken,

„Vater Moses,“ sagte er, „legt Euch ruhig wieder hin. Man alarmiert das Bataillon in der Kaserne, das geht Euch nichts an.“

Wir merkten sogleich, daß er recht hatte. Denn die Trommler kamen nicht zwei und zwei die Straße herab, wie beim Zusammentrommeln der Nationalgarde.

„Ich danke, Sergeant,“ sagte ich zu ihm.

„Schlaft wohl,“ sagte er und gieng die Treppe hinab.

Die Gangthüre drunten schloß sich wieder. Jetzt wachten die Kinder auf und weinten. Zeffen, mit dem kleinen Esra auf dem Arm, kam ganz bleich herein und rief:

„Mein Gott, was gibt's?“

„Es ist nichts, Zeffen,“ sagte Sorle, „es ist nichts, mein Kind, man schlägt Alarm für die Soldaten.“

Da kam auch schon das Bataillon die große Gasse herab. Wir hörten es dann weiter marschieren über den Exercierplatz und sogar noch weiter bis an's deutsche Thor.

Die Fenster schlossen sich wieder, Zeffen gieng in ihre Stube zurück, und ich legte mich noch einmal.

Aber wer kann nach einer solchen Erschütterung schlafen? Tausend Gedanken giengen mir durch den Kopf; ich stellte mir vor, wie die Russen in dieser kalten Nacht auf der Höhe ankommen, wie unsere Soldaten ihnen entgegenmarschieren oder wie sie die Wälle besetzen. Alle diese Blendwerke, Blockhäuser, inneren Batterien kamen mir vor Augen, und wenn ich mir dachte, daß es aller dieser starken Werke bedurft hatte gegen Bomben und Haubitzen, so sagte ich mir selbst:

„Ehe die alle diese Werke zusammengeschossen haben, sind unsre Häuser längst niedergelegt und wir Alle sind ausgerottet bis auf den letzten Mann.“

So lag ich ungefähr eine halbe Stunde in trostlosen Gedanken an alles Unglück, das uns bedrohte, da ließ sich in der Ferne von außerhalb der Stadt, in der Richtung von Vierwinden, ein dumpfes Rollen vernehmen, bald lauter, bald dumpfer, wie das Rauschen eines fließenden Wassers. Von Secunde zu Secunde kam es stärker. Ich hatte mich auf dem Ellbogen aufgerichtet, um zu lauschen, und da merkte ich bald, daß es sich da um eine Schlacht handle, aber weit schrecklicher als die von Mittelbronn, denn das Rollen hörte nicht auf, ja es schien sich sogar zu verstärken.

„Wie die sich schlagen, Sorle! wie die sich schlagen!“ rief ich, indem ich mir die Wuth dieser Leute vorstellte, die in der Dunkelheit einander nieder=

metzelten, ohne sich zu kennen. „Horch einmal, Sorle, horch — ob das nicht schrecklich ist!"

„Ja," sagte sie, „wenn nur unser Sergeant nicht verwundet wird, wenn er nur durchkommt."

„Der Ewige schütze ihn!" antwortete ich, indem ich aufstand und Licht machte.

Ich war meiner nicht mehr mächtig, ich kleidete mich an wie Einer, der sich flüchten will. Dann horchte ich wieder auf das entsetzliche Rollen, das jeder Windstoß, als wär' es ferner oder näher, in die Stadt herübertrug.

Als ich angekleidet war, öffnete ich ein Fenster und bemühte mich, etwas zu sehen. Die Straße war stockfinster, aber gegen die Wälle, wo sich die dunkle Linie der Arsenalbastei abhob, breitete sich eine Röthe aus.

Der Pulverdampf war roth wegen der Gewehrschüsse, die ihn durchzucken und erhellen. Es sah aus wie eine große Feuersbrunst. Alle Fenster der Straße waren offen. Man sah einander nicht; ich hörte nur, wie unser Nachbar, der Büchsenmacher, zu seiner Frau sagte:

„Da geht's heiß er. Das ist der Anfang vom Tanz, Annette, aber jetzt fehlt noch die große Pauke, die muß noch kommen."

Die Frau sagte nichts und ich dachte:

„Ist's möglich, über so etwas Witze zu machen? Das ist unnatürlich."

Die Kälte war so groß, daß ich nach fünf oder sechs Minuten unser Fenster wieder schloß.

Sorle stand auf und machte Feuer im Ofen.

Die ganze Stadt war in großer Bewegung. Die Leute schrien, die Hunde bellten. Safel, den der Lärm aufgeweckt, zog sich im warmen Zimmer an. Ich sah mit großer Wehmuth dem armen Kleinen mit seinen verschlafenen Augen zu. Und wenn ich bedachte, daß man nun auf uns schießen werde, daß man sich in den Keller flüchten müsse, und daß wir Alle Gefahr liefen, für Dinge todtgeschossen zu werden, die uns nichts angiengen, und um die man uns nicht über unsere Meinung gefragt hatte, so war ich ganz entrüstet darüber. Aber am tiefsten bekümmert war ich, als ich Zeffen schluchzend sagen hörte: es wäre für sie und ihre Kinder besser gewesen, mit Baruch in Zabern zu bleiben und Alle beisammen zu sterben.

Da fielen mir die Worte des Propheten wieder ein:

„Ist das Deine Gottesfurcht, Dein Trost, Deine Hoffnung und Deine Frömmigkeit? Lieber, gedenke, wo ist ein Unschuldiger umgekommen? Oder wo sind die Gerechten je vertilget? Wie ich wohl gesehen habe, die da Mühe pflügeten und Unglück säeten, ernteten sie auch ein. Daß sie durch den Odem Gottes sind umgekommen und vom Geist seines Zornes vertilget. Aber Dich, seinen Diener, wird er erretten vom Tode, und Du wirst im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu ihrer Zeit."

Auf diese Weise sprach ich mir selber wieder Muth ein und lauschte dann dem Lärm der erschreckten Menge, die voll Angst hin und wieder läuft und ihre Habe retten will.

Gegen sieben Uhr verkündigte man, die Kasematten seien geöffnet und Jeder könne seine Matratze hineintragen, man habe ferner für den Fall einer Feuersbrunst gefüllte Kufen in allen Häusern bereit zu halten und die Brunnen offen zu lassen.

Stelle Dir vor, Fritz, wie es Einem bei einer solchen Verkündigung zu Muthe war.

Mehrere Nachbarinnen, Lisbeth Dubourg, Bäbel Ruppert, die Mädchen Camüs und andere kamen zu uns herüber und riefen:

„Wir sind Alle verloren!"

Die Männer waren fortgegangen, um sich ein wenig umzusehen, und die Frauen fielen Zeffen und Sorle um den Hals und wiederholten immer:

„Mein Gott, mein Gott, welches Unglück!“

Ich wünschte sie zum Teufel, denn statt uns zu trösten, vergrößerten sie nur noch unsere Angst. Aber in solchen Augenblicken laufen die Weiber zusammen, um mit einander zu schreien, man kann ihnen keine Vernunft beibringen. Ein rechtes Geschrei und Geheul, das thut ihnen wohl.

Schlag acht Uhr holte der Büchsenmacher Bailly seine Frau. Er kam von den Wellen und sagte zu mir:

„Die Russen sind in Masse von Vierwinden bis zum Schlagbaum herabgekommen, sie füllen die ganze Ebene: Kosaken, Baschkiren, Lumpenpack! Warum schießt man nicht auf sie von den Wällen aus; der Gouverneur ist ein Verräther.“

Ich fragte ihn:

„Wo sind unsere Soldaten?“

„Auf dem Rückzug!“ rief er. „Seit zwei Stunden kommen Verwundete und wir stehen müßig da.“

Sein knochiges Gesicht bebte vor Zorn. Er führte seine Frau fort. Endlich kamen noch Andere und riefen:

„Der Feind rückt vor — bis an die untern Gärten auf dem Glacis.

Das wunderte auch mich.

Die Weiber waren ausgegangen, um anderswo zu heulen, und im gleichen Augenblick hörte man vom Wall her das schwere Rollen eines Wagens. Ich sah zum Fenster hinaus. Ein Munitionswagen kam vom Zeughaus daher. Bürgerkanoniere: der alte Gulden, Hollender, Jakob Cloutier, Barrière liefen neben her, Hauptmann Jovis lief voraus. Sie hielten an unserer Thür und der Hauptmann rief:

„Rufet den Eisenhändler, er soll herunterkommen.“

Der Bäcker Chanoine, Stückmeister bei der zehnten Batterie, kam schon herauf; ich öffnete die Thüre und fragte auf der Treppe: „Was will man von mir?“

„Komm herunter, Moses,“ antwortete Chanoine, und ich kam.

Hauptmann Jovis, ein langer magerer Mensch, dessen Stirn trotz der Kälte mit Schweiß bedeckt war, fragte mich:

„Ihr seid Moses, der Eisenhändler?“

„Ja, Herr.“

„Oeffnet Euer Magazin, Euer Eisen ist requiriert zum Gebrauch der Festung.“

Ich mußte also diese Leute in mein Magazin unter dem Schuppen führen. Der Hauptmann, der Alles besah, erblickte die gußeisernen Platten, die man damals in's Innere der Herde zu mauern pflegte. Jede wog dreißig bis vierzig Pfund, ich verkaufte viele davon auf's Land. Auch fehlte es nicht an alten Nägeln, rostigen Kloben und eisernem Zeug aller Art.

„Das ist gerade was wir brauchen,“ sagte er, „zerbrecht diese Platten und packt das Eisenwerk eilig zusammen!“

Sogleich schickten sich die Anderen an, mit unseren beiden Holzäxten Alles zusammenzuschlagen.

Einige von ihnen luden die Gußstücke in einen Korb, den sie schnell in den Gepäckwagen ausleerten.

Der Hauptmann sah auf seine Uhr und rief:

„Sputet Euch! Wir haben gerade zehn Minuten Zeit.“

Ich dachte:

„Die brauchen keinen Credit, sie nehmen was ihnen gefällt, das ist bequemer.“

All meine Platten und mein Eisenwerk wurden in Stücke gebrochen, es gab mehr als fünfzehn Centner Eisen.

Als sie endlich abfuhren nach dem Wall zu, sagte Chanoine lachend:

„Famose Kartätschen das, Moses, und jetzt kannst Du Deine kleine Münze in Bereitschaft halten, die holen wir dann morgen.“

Hierauf rollte der Gepäckwagen wieder durch die Menge hindurch, die dahinter herlief. Auch ich folgte. Je mehr man sich den Wällen näherte, desto stärker wurde das Gewehrfeuer.

An der Ecke des Pfarrhauses standen zwei Schildwachen und hielten die Leute ab, mich aber ließ man durch, weil man mein Eisen verschießen wollte.

Nun stell Dir diese Menschenmenge vor, den Lärm rings um die Bastei, den Rauch, der darüber hinzog, das Commando der Officiere der Infanterietruppe, die das Glacis heraufkam, die Kanoniere mit den brennenden Lunten, die Protzkästen und die Kugelhaufen dahinter. — In dreißig Jahren habe ich's nicht vergessen, wie die Männer mit ihren Hebeln die Stücke zurückschoben, um sie bis an die Mündung zu laden, das Rottenfeuer am Fuß der Wälle, die Schwärme von Kugeln, die durch die Luft pfiffen, das Commando der Geschützcommandanten:

„Setzt an! Oeffnet die Patron! Gerichtet!“

Welches Gewicht lag auf diesen sieben Fuß hohen Lafetten, wo die Kanoniere sich auf die Zehenspitzen stellen und den Arm noch strecken mußten, um die Lunte auflegen zu können. Und welches Feuer! Die Menschen erfinden solche Maschinen zu ihrer eigenen Vernichtung und würden glauben Wunder was zu thun, wenn sie sich's den vierten Theil an Zeit und Geld kosten ließen, um ihre Nebenmenschen zu unterstützen, und ihnen in der Kindheit ein wenig Unterricht und im Alter ein wenig Brot zu geben.

Nein! die den Krieg verabscheuen, und Aenderungen in der Welt verlangen, haben wahrlich nicht unrecht.

Ich befand mich in der Ecke links von der Bastei, wo die Treppe des Seitenthores hinter dem Lyceum hinabführt, zwischen drei oder vier Schanzkörben, die so hoch wie Kamine waren. Ich hätte ganz ruhig dableiben und einen günstigen Augenblick zum Gehen abpassen sollen, aber ich wollte sehen, was draußen vor den Wällen vorgieng, und während man die Stücke lud, kletterte ich so hoch, bis ich auf das Glacis sehen konnte. Ich legte mich platt auf den Boden zwischen zwei ungeheure Körbe, wohin die Kugeln nur durch den größten Zufall sich verirren konnten. Wenn die vielen hundert andern, die in den Bastionen getödtet wurden, es gemacht hätten wie ich, wie viele würden noch als brave Familienväter in ihren Dörfern leben.

Von hier aus konnte ich denn, wenn ich nur den Kopf aufhob, die ganze weiße Fläche überblicken. Unter mir sah ich den Rand des Walles und auf der anderen Seite des Grabens die Linien unserer Plänkler hinter den Pfahlwerken. Sie zerrissen die Patronen, luden und schossen. Hier zeigte sich, was Uebung thut. Es waren nur zwei Compagnien und die Feuerstreifen folgten sich ohne Unterbrechung.

Weiterhin dehnte sich die Straße in gerader Linie nach Vierwinden aus. Der Pachthof Ozillo, der Kirchhof, die Pferdepost und der Pachthof von Georg Mouton zur Rechten, das Wirtshaus la Roulette und die große Pappelallee zur Linken, Alles war voll Kosaken und andern solchen Spitzbuben, die in vollem Galopp bis zu den Gärten herankamen, um die Umgebungen der Festung kennen zu lernen. So denke ich wenigstens, denn wegen nichts zu rennen, und zwar mit Gefahr, eine Kugel zu erwischen, das wäre ja sinnlos.

Wie Vögel wirbelten diese langbärtigen Männer mit ihren kleinen Pferden umher. Sie trugen große graue Mäntel, weiche Stiefel und Kappen aus Fuchspelz, gerade wie die badischen Bauern, die Lanze war auf dem Schenkel aufgesetzt, und eine große Pistole stak im Gürtel.

Man hatte die Kanone noch nicht auf sie abgefeuert, weil sie sich zerstreut hielten und so die Kugel nicht wert waren, aber ihre Trompeter gaben das Signal zur Sammlung bei la Roulette und sie begannen, hinter den Wirtshausgebäuden sich zu sammeln.

Etwa dreißig unserer Veteranen,

die sich in der Kirchhofallee zu lang gehalten hatten, zogen sich langsam zurück. Sie liefen einige Schritte und luden dabei so schnell sie konnten, dann wandten sie sich um, legten an, schossen und marschierten sogleich weiter hinter den Hecken und dem Gesträuch, das man aus Mangel an Zeit hatte stehen lassen müssen.

Unser Sergeant war unter ihnen, ich hatte ihn sogleich erkannt und zitterte für ihn.

So oft die Veteranen Feuer gegeben, kamen die Kosaken zu fünf oder sechs wie der Wind mit vorgestreckter Lanze herbei, aber jene erschraken nicht. Sie deckten sich hinter einem Baum und fällten das Bajonnett.

Als später noch andere Veteranen nachkamen, lud immer ein Theil derselben, während der andere seine Schüsse abgab. Kaum hatten sie die Patrone aufgesetzt, so stoben die Kosaken mit der Lanze in der Luft rechts und links auseinander. Einige drehten sich noch in der Secunde um und feuerten ihre großen Pistolen ab nach hinten wie echte Banditen, und während dessen setzten sich die Unsern wieder in Marsch nach der Stadt hin.

Diese alten Soldaten mit ihren schweren Tschako's tief in's Gesicht gestülpt, in ihren langen, bis auf die Füße fallenden Mänteln, Säbel und Patrontasche auf dem Rücken — es war bewunderuswürdig, wenn sie mitten unter diesen Wilden ihre Gewehre luden, die Stöße parierten und erwiderten mit so gleichgiltigen Mienen, als ob sie ruhig ihre Pfeifen auf der Wachtstube rauchten. Wenn man sie so drei- bis viermal aus dem Getümmel hatte hervorkommen sehen, hielt man es zuletzt selber für leicht.

Unser Sergeant befehligte diese Leute, und nun begriff ich, warum seine Vorgesetzten ihn so sehr liebten und ihm immer recht gaben gegen die Bürger. Man konnte weit suchen, bis man wieder einen solchen fand. Ich hätte ihm zurufen mögen:

„Sputet Euch, Sergeant, sputet Euch!"

Aber sie beeilten sich nicht, weder er, noch die andern.

Als sie am untern Ende des Glacis anlangten, kam plötzlich eine große Masse von Kosaken, die nun wohl sahen, daß sie ihnen entwischen werden, im Galopp und in zwei Rotten herangeflogen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, dies war der gefährliche Augenblick, aber da traten sie auch schon zu einem Viereck zusammen.

Ich fühlte den kalten Schweiß im Rücken, als ob ich mitten unter ihnen gewesen wäre.

Die Plänkler hinter den Palissaden schossen nicht mehr, wahrscheinlich um nicht ihre Kameraden zu treffen. Unsere Kanoniere auf der Bastei beugten sich vor, um genau zu sehen, und die Kette der Kosaken wurde immer länger, indem sie um die Drehpforte herumritten.

Sie waren sieben- bis achthundert Mann stark. Man hörte sie „Hurrah! Hurrah!" rufen. Mehrere Officiere in grünem Mantel und kleiner Mütze galoppierten an den Seiten ihrer Linien mit geschwungenem Säbel. Ich gab unsern armen Sergeant und seine dreißig Mann verloren und dachte schon:

„Wie werden sich Sorle und Safel grämen."

Aber als sich jetzt die Kosaken links von dem vorspringenden Werke in einen Halbkreis entfalteten, hörte ich den Stückmeister commandieren:

„Feuer!"

Ich drehte den Kopf. Der alten Gulden setzte die Lunte an, der Zünder blitzte, und gleichzeitig erzitterte die Bastei mit ihren großen Schanzkörben bis auf den Felsgrund des Walles.

Ich blickte nach der Straße, da lag nichts wie Menschen und Pferde am Boden. Zu gleicher Zeit fiel der zweite Schuß und ich kann sagen, daß ich die Kartätschen wie einen Sichelhieb in diese Masse von Cavallerie hineinfahren sah. Alles legte sich oder purzelte übereinander. Was eine Se-

cunde vorher noch gelebt hatte, war nicht mehr. Man sah, wie Einige versuchten aufzustehen, die Andern flohen.

Das Rottenfeuer fieng wieder an und unsre Kanoniere, die nicht warteten, bis der Rauch sich verzogen, luden so schnell wieder, daß die beiden Schüsse noch einmal miteinander ertönten.

Diese Menge von alten Nägeln, Kloben und zerbrochenem Gußeisen richtete, indem sie sich fächerartig bis auf dreihundert Meter von der kleinen Brücke ausbreitete, ein solches Blutbad an, daß die Russen nach einigen Tagen einen Waffenstillstand verlangten, um ihre Todten zu begraben. Man fand ihrer vierhundert in den Straßengräben umher.

Und das hab' ich selbst mit angesehen.

Und wenn Du den Platz wissen willst, wo man diese Barbaren begraben hat, so darfst Du nur die Kirchhofallee hinaufgehen. Auf der andern Seite rechts im Baumgarten des Herrn Adam Ottendorf kannst Du ein Steinkreuz in der Hecke sehen. Da hat man sie alle zusammen, sammt ihren Pferden, in e i n großes Grab gelegt.

Man kann sich die Freude unserer Kanoniere denken, als sie diese Verheerung sahen. Sie schwenkten ihre Kanonenwischer und riefen:

„Es lebe der Kaiser!“

Die Soldaten antworteten von den bedeckten Wegen her, und alle diese Stimmen stiegen bis zum Himmel empor.

Unser Sergeant mit seinen dreißig Mann, das Gewehr auf der Schulter, erreichte ruhig das Glacis. Man öffnete ihnen schnell das Gitter, dann stiegen die beiden Compagnien zusammen in die Gräben hinab und kamen durch's Seitenthor wieder herauf.

Ich erwartete sie oben.

Als unser Sergeant erschien, nahm ich ihn am Arm und rief:

„Ach, Sergeant, wie froh bin ich, Euch außer Gefahr zu sehen!“

Ich hätte ihn gern umarmt. Er aber lachte und drückte mir die Hand.

„Ihr habt also das Gefecht mit angesehen, Vater Moses?“ fragte er, indem er schelmisch lachte. „Gelt? die fünfte hat ihnen gezeigt, mit welchem Holz sie zu heizen pflegt?“

„Ja — ja — Ihr habt mir Angst gemacht.“

„Bah,“ sagte er, „da werdet Ihr noch ganz andere Dinge zu sehen kriegen. Das war eine Kleinigkeit.“

Die beiden Compagnien ordneten sich an der Mauer des Rundengangs und die ganze Stadt rief:

„Es lebe der Kaiser!“

Wir zogen, von der Menge umringt, die Wallstraße hinab, ich immer neben unserem Sergeanten.

In dem Augenblick, als die Abtheilung um unsere Ecke bog, riefen Sorle, Zeffen und Safel zum Fenster heraus:

„Die Veteranen hoch! es lebe die fünfte!“

Der Sergeant bemerkte sie und nickte ihnen zu, ich gieng hinein, indem ich ihm noch zurief:

„Sergeant, vergeßt Euer Kirschwasser nicht!“

„Seid ganz ruhig, Vater Moses,“ erwiderte er.

Die Abtheilung löste sich wie gewöhnlich auf dem Exercierplatz auf, und ich stieg hastig die Treppe empor. Kaum war ich oben, als mir Zeffen, Sorle und Safel um den Hals fielen, wie wenn ich selbst aus der Schlacht gekommen wäre. Der kleine David schmiegte sich an meine Knie und Alle bestürmten mich um Neuigkeiten.

Ich mußte ihnen Alles erzählen, den Angriff, den Kartätschenhagel und die Flucht der Kosaken. Aber der Tisch war gedeckt, ich hatte noch nicht gefrühstückt und sagte deshalb zu ihnen:

„Wir wollen uns setzen. Das Uebrige werdet Ihr sogleich erfahren, lasset mich nur Athem schöpfen.“

In demselben Augenblicke trat der Sergeant mit heiterer Miene zur Thüre

herein und stieß den Kolben auf den Boden. Wir giengen ihm entgegen, da bemerkten wir einen Schopf rother Haare an seinem Bajonnett, wir schauderten zurück.

„Ach, mein Gott, was habt Ihr da," rief Zeffen und hielt sich die Hände vor's Gesicht.

Er wußte von nichts und betrachtete es ganz überrascht.

„Das ist der Bart eines Kosaken," sagte er, „den ich gestreift habe — das will nicht viel heißen."

Er gieng sogleich hinaus und stellte sein Gewehr in sein Zimmer, aber es gruselte uns Allen, und Zeffen konnte sich gar nicht mehr erholen. Als der Sergeant wieder hereintrat, saß sie noch im Lehnstuhl und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Ach, Frau Zeffen," sagte er betrübt, „Ihr werdet mich jetzt verabscheuen."

Ich war auch der Meinung, Zeffen fürchte sich vor ihm, aber die Frauen lieben solche Männer, die ihr Leben blindlings auf's Spiel setzen, das hab' ich hundertmal gesehen, auch antwortete ihm Zeffen lächelnd:

„Nein, Sergeant, nein, diese Kosaken sollen zu Hause bleiben, sie sind unser Unglück, — Ihr vertheidigt uns, wir haben Euch Alle lieb."

Ich drang so sehr in ihn, mit uns zu frühstücken, daß er endlich ein Fenster öffnete und den vorbeigehenden Soldaten zurief, sie sollten in der Kantine sagen, der Sergeant Trubert werde nicht zum Frühstück kommen.

Endlich, als die Ruhe wieder hergestellt war, setzte sich Jedes zu Tisch. Sorle stieg hinab, um eine Flasche guten Wein zu holen, und wir machten uns an's Frühstück.

Auch Kaffee tranken wir, und Zeffen wollte ihn selbst dem Sergeanten einschenken.

Er war voll Freude und sagte:

„Frau Zeffen, Ihr überhäuft mich mit Güte!"

Sie lachte und wir waren noch nie so vergnügt gewesen.

Beim Kirschwasser erzählte uns der Sergeant den nächtlichen Angriff: die Art, wie sich die Württemberger bei dem Wirthshaus la Roulette aufgestellt, wie man die beiden großen Hofthore hatte sprengen müssen, um sie zu vertreiben; dann wie des Morgens in der Frühe die Kosaken kamen, und wie sich die zwei Compagnien in Plänklerketten auflösen mußten.

Er erzählte dies Alles so gut, daß man es zu sehen glaubte. Aber als ich gegen elf Uhr nach der Flasche griff, um ihm noch ein Gläschen einzuschenken, wischte er sich den Schnurrbart, stand auf und sagte:

„Nein, Vater Moses, damit ist's nicht gethan, sich wie ein Domherr zu mästen, nun können jeden Tag die Granaten kommen, es ist Zeit, den Speicher zu blenden."

„Seht," fuhr er fort, „ich habe in Eurem Hof große umgesägte Holzklötze und drei oder vier Balken an der Wand gesehen. Sind wir Beide wohl stark genug, sie herauf zu tragen? Wir wollen es einmal probieren."

Sogleich wollte er seinen Mantel ausziehen, aber da die Balken sehr schwer waren, ließ ich ihn warten und lief fort, um die Brüder Carabin zu holen, Nikolas, den man den Windhund nannte, und Mathes, den Brettersäger. Sie kamen augenblicklich, und die zwei an harte Arbeit gewöhnten Leute trugen das Holz herauf. Sie hatten ihre Sägen und Aexte mitgebracht. Der Sergeant ließ sie die Balken sägen, um sie oben wie das Dach eines Schilderhäuschens zu kreuzen. Er arbeitete selber wie ein echter Zimmermann; Sorle, Zeffen und ich sahen zu. Da dies sehr lange währte, stiegen Frau und Tochter endlich hinab, um das Nachtessen zu bereiten, ich gieng mit ihnen und suchte eine Laterne, um den Arbeitern zu leuchten.

Ruhig und an nichts denkend stieg ich die Treppe wieder hinauf, als plötz-

lich ein schrecklicher Lärm, eine Art entsetzliches Surren das Dach streifte, und mir beinahe die Laterne aus der Hand schlug. Die beiden Carabin sahen einander erbleichend an, und der Sergeant sagte:

„Das war eine Kugel!"

Zu gleicher Zeit hörte man das Krachen der Kanone aus der Ferne und durch die Nacht.

Da fühlte ich eine schreckliche Bewegung in meinem Bauch und ich dachte:

„So gut eine Kugel kommt, können auch zwei, drei und vier kommen."

Meine Kräfte verließen mich.

Die beiden Carabin dachten ohne Zweifel dasselbe, denn sie nahmen sogleich ihre Wämser, die sie an die Giebelwand gehängt, herunter, um fortzugehen.

„Wartet doch," sagte der Sergeant, „das hat nichts zu bedeuten. Fortgemacht, die Arbeit rückt vor, in einer Stunde ist Alles fertig."

Aber der ältere der Carabin rief:

„Thut was Ihr wollt, ich bleibe nicht hier, ich bin Familienvater."

Und als er so sprach, surrte eine zweite Kugel, noch schrecklicher als die erste, über das Dach hin, und fünf bis sechs Secunden nachher hörte man den Knall.

Wunderbar ist es, daß man den rothen Blitz vor unsern Dachfenstern, ja sogar unter den Ziegeln vorbeifahren sah, da die Russen doch vom Saume am „Eichwald" aus schossen, was eine gute halbe Stunde Entfernung beträgt.

Der Sergeant wollte uns zurückhalten und sagte:

„Nie nimmt eine zweite Kugel den Lauf der ersten, wir sind hier an einem sichern Ort, da die vorige das Dach gestreift. Frisch an's Werk!"

Doch die Angst hatte uns übermannt.

Ich stellte die Laterne auf den Boden und stieg hinab. Meine Füße waren wie abgeschlagen, ich hätte mich gern auf jeder Stufe niedergesetzt.

Draußen schrien sie schon, wie sie am Morgen geschrien, nur noch viel ärger. Die Kamine fielen herab, viele Frauen liefen in die Kasematten, aber ich achtete nicht darauf wegen meines eigenen Schreckens.

Die beiden Karabins waren leichenblaß fortgegangen.

Diese ganze Nacht über war ich krank. Sorle und Zeffen waren auch nicht ruhig. Der Sergeant setzte allein die Arbeit fort, er legte die Balken und befestigte sie. Um Mitternacht stieg er herab und sagte mir:

„Vater Moses, das Dach ist geblendet, aber Eure zwei Leute sind Hasenfüße, die haben mich im Stich gelassen."

Ich dankte ihm und sagte, wir seien Alle krank und, was mich betreffe, so habe ich noch nie etwas Derartiges verspürt. Er lachte.

„Ich kenne das," sagte er, „die Rekruten haben es immer, wenn sie zum ersten Male Pulver riechen. Aber das vergeht schnell, man darf nur ein Wenig daran gewöhnt sein."

Endlich gieng er zur Ruhe, und Alles schlief außer mir.

Diese Nacht schossen die Russen von zehn Uhr an nicht mehr. Sie hatten nur eine oder zwei fliegende Batterien probiert, um uns zu zeigen, was noch kommen sollte.

Das Alles, Fritz, war nur der Anfang der Belagerung. Du wirst jetzt das Unglück kennen lernen, das wir drei Monate lang erdulden mußten.

(Fortsetzung folgt).

Die kleine Italienerin.

Eine Eifersuchtsgeschichte von Hans Uhl.

Es war ein ganz netter Kerl und dabei ein ganz tüchtiger Lehrer, der Herr Julius Großmann. Wenn auch ein gewisser ernster Zug um seine Mundwinkel nicht zu verkennen war, so spiegelte sich doch in seinen Augen die reinste Herzensgüte wieder, und trotz jenes ernsten Zuges — die Leute nannten es Amtsmiene — fand man den Herrn Großmann als einen liebenswürdigen, unterhaltsamen Mann, der die Liebe seiner Schüler und die Achtung der Erwachsenen verdiente und auch genoß. Und warum sollte er es nicht? Schlug ja in seiner Brust ein echtes Lehrerherz, begeistert für die Ideale der Menschheit, erfüllt von der Liebe zu seinem Volke, erfüllt von Liebe zur freiheitstrebenden Menschheit, die er im Enthusiasmus seines Berufes in seine Arme hätte schließen mögen, um mit einem Schlage sie zu entreißen den Irrgängen der Geistesnacht, sie zu erheben in die reinen Sphären des Lichts, der Wissenschaft und Freiheit.

Wenn es nun aber auch nicht zu leugnen war, daß Herr Julius Großmann alle Welt lieb hatte, so würde man sich doch groß täuschen, wollte man behaupten, er hätte nichts lieber gehabt. Gewiß, Herr Großmann kannte auch die dritte Steigerungsstufe von gern, und es hätte ein anderes Herz sein müssen als das des Herrn Julius Großmann, hätte es die Wirkung des höchstens Grades von Liebe nicht in vollem Maße empfunden. Am liebsten hatte Herr Großmann ein liebes, schönes Fräulein, so groß, als eben eine kleine schöne Frau sein muß, so lieb, als es eben ein wohlerzogenes, hübsches, achtzehnjähriges Mädchen ist. Dieses Fräulein hieß Henriette Walther und war ohne Zweifel die Liebste des Herrn Lehrers. Und Herr Großmann hätte weniger Menschenkenner sein müssen, um nicht zu finden, daß er mit Henriette eine gute Wahl getroffen habe. Liebenswürdig wie er selbst, war sie in einer achtbaren Familie erzogen, brachte auch eine hübsche Mitgift mit, und hatte jenen Grad von Bildung, den ein Lehrer von seiner Frau fordern muß. Eine Eigenart aber hatte Henriette, die sie sich aber erst in allerjüngster Zeit angewöhnt hatte. Herr Großmann hatte nämlich ein minderjähriges, aber kohlschwarzes Schnurrbärtchen, das ihm allerliebst stand. Mit diesem Schnurrbärtchen hatte nun Fräulein Henriettens allerliebstes kleines Mündchen schon öfter Bekanntschaft gemacht, und die Rosenlippen hatten sich so an das sanfte Prickeln des kleinen Schnurrbartes gewöhnt, daß sie es nur höchst ungern vermißten. Am liebsten wäre es dem Fräulein Henriette gewesen, wenn das schwarze Schnurrbärtchen sammt seinem Herrn fortwährend in allernächster Nähe logiert hätte, zum mindesten immer in Arm- und Augenweite. Hatte aber Fräulein Henriette diesen Wunsch, so hatte Herr Großmann einen andern. Hie und da war es nämlich schon passiert, daß seine Arme dem Herzen mehr gehorchten als dem Kopfe, und das Fräulein Henriette umschlossen und an seine Brust zogen. Und als das Köpfchen des Mädchens sich auf seine Schulter legte, und als er gar einen weichen Arm um seinen Hals fühlte, da ward es ihm, als sei er in den Himmel

versetzt, und nichts war natürlicher als der Wunsch, ewig in diesem Himmel zu sein. Aus diesen Wünschen der beiden Herzen, gerichtet auf ein- und dasselbe erreichbare Ziel, konnte nichts anderes entstehen als eine Heirat. Herr Lehrer Julius Großmann und Henriette Walther wurden ein Paar, und was für ein Paar. Die Alten sahen mit Vergnügen auf die schmucken Leutchen, hatten ihre Freude an dem guten Einvernehmen und der Herzensgüte derselben und hatten nur den einen Wunsch, noch einmal so schmuck und so glücklich zu sein. Und die Jungen, die wünschten es zu werden. Die Mädchen beneideten nicht Henrietten, die Männer nicht Julius, denn sie waren beide eben zu liebenswürdig. Sie lebten aber auch wie Turteltäubchen. Der kleine Schnurrbart mußte oft herhalten, der weiche Arm sich oft um den Hals legen. Reizend war es aber, wenn die Täubchen trotzten. Die trotzig aufgeworfenen Lippen des schmollenden Weibchens schienen dann um so reizender und kußbedürftiger, weil sie des Kusses entbehrten, das kohlschwarze Schnurrbärtchen verdeckte nur mit Mühe das Zucken um die Mundwinkel, den Vorboten des Lachens. Endlich, wenn die Blicke sich trafen, klang ein unaufhaltbares Lachen durch das heimliche Wohnzimmer, so angenehm, als eben das Lachen recht glücklicher Menschen klingt. Selbstverständlich wurde dann nachgeholt, was während der Pause verabsäumt worden.

So lebten sie nun friedlich und zufrieden bis zur Saison. Ich muß nämlich noch bemerken, daß Herr Großmann in einer Curstadt Böhmens angestellt war, die im Sommer ein beliebter Aufenthaltsort lieblicher Frauen ist. Mit den Gästen kam auch neues Leben in das Städchen. Auch Herr Großmann ward zu der Zeit immer mehr in Anspruch genommen, da die Curgäste meist auch Kinder mitbrachten, die sie nicht ohne Unterricht lassen wollten. Auch Erwachsene, besonders Ausländer, wandten sich öfter an ihn, um Unterricht in der deutschen Sprache zu erhalten. Herr Großmann verschmähte die reichliche Nebeneinnahme nicht, da er sich dafür im Winter gütlicher thun konnte.

Da war es nun eines Tages, gerade als er mit seiner kleiner Frau auf dem Kanapee saß, daß es an die Thür klopfte, und auf das „Herein!“ ein elegant gekleidetes, höchstens siebzehn Jahre zählendes Mädchen in's Zimmer trat. Das Mädchen hätte minder hübsch sein müssen, um Herrn Großmann am Kanapee sitzen zu lassen. In der verbindlichsten Weise fragte er nach dem Begehren des Fräuleins. Dieses fragte ungemein reizend lächelnd, ob sie die Ehre habe, mit dem Herrn Lehrer zu sprechen. Herr Großmann bejahte, sich verneigend. Das Fräulein setzte ihm nun in gebrochenem Deutsch — wobei noch bemerkt werden soll, daß es ihr gar nicht so übel stand, weil sie dabei eine Reihe der reinsten Perlenzähne sehen ließ — setzte ihm also in gebrochenem Deutsch auseinander, daß sie eine Italienerin sei und Unterricht in der deutschen Sprache zu erhalten wünsche. Herr Großmann entgegnete dem, daß er große Erfolge bezweifle, da er der italienischen Sprache nicht mächtig sei und so dem Fräulein keinen gründlichen Unterricht ertheilen könne. Das Fräulein erwiderte darauf, daß sie der deutschen Sprache soweit mächtig sei, um Alles zu verstehen, und daß es ihr mehr auf Sprechübung als auf Sprachlehre ankomme. Nachdem man noch übereingekommen, daß das italienische Fräulein den Herrn Großmann wöchentlich dreimal besuchen solle, da das Fräulein nicht allein logierte, empfahl man sich. Herr Großmann begleitete das Fräulein bis zur Stiege. Rückkehrend wollte er eben seiner Frau versichern, daß die Italienerin ein charmantes Fräulein sei, als er plötzlich bemerkte, daß diese in der denkbar trotzigsten Stellung saß. Es sei nun auch gleich bemerkt, daß Henriette nicht

frei von Eifersucht war. Hätte der kleine, kohlschwarze Schnurrbart nur einmal das ernste Gelüste nach andern als nach ihren Lippen gezeigt, so wäre sie so eifersüchtig gewesen, als es eine so kleine Frau ihres Schlages nur sein kann. Es war auch nicht zu verdenken; es gehört sogar zur Liebenswürdigkeit einer so kleinen, reizenden Frau wie die Henriette Großmann, ein wenig eifersüchtig zu sein, daran sieht man ja erst, daß ihr der Besitz des Mannes theuer ist. Also Henriette saß in der denkbar trotzigsten Stellung. „Aber Henriette, was für ein Gesicht," fieng Herr Großmann verwundert an. — „Ei geh nur, Du bist wohl sehr erfreut, diese Italienerin unterrichten zu können," erwiderte sie, indem sie die Oberlippe noch ein wenig mehr aufwarf als früher. „Aber Henriette," erwiderte er, „ich glaube, Du wirst ein Mädchen." — „Und sollt ich nicht," entgegnete sie, und die feuchten Augen verriethen das gekränkte Herz, „nicht einmal vorgestellt hast Du mich der Fremden, was sich doch unbedingt gehört hätte, da ich bei Dir war." — „Du hast recht," entgegegnete er schmeichelnd, „aber nicht wahr, Du entschuldigst mich, ich werde es morgen gewiß nicht verabsäumen. Ja? So, und jetzt sei wieder meine liebe kleine Frau." Mit diesen Worten setzte er sich neben sie, und der kleine Schnurrbart hätte seine ganze Anziehungskraft verloren haben müssen, um Henrietten nicht bald wieder in die beste Laune zu versetzen. Nächsten Tag stellte Herr Großmann richtig seiner italienischen Schülerin seine Frau vor, und jene gratulierte ihm in der anmuthigsten Weise zu so einer hübschen Frau. Insoweit war Henriette zufrieden, wenn ihr auch die schwarzen Augen der Italienerin nicht ganz aus dem Kopfe wollten. Herr Großmann aber gieng an den Unterricht, der meist in einer bloßen Conversation bestand.

Da war es nun an einem Tage, als Henriette an einem Häubchen stickte. Sie pflegte überhaupt in letzter Zeit mit solch kleinen Arbeiten sich zu beschäftigen, und die Augen glänzten ihr dabei so freudig, als hätte sie ihren Julius im Arm. Eben saß sie ganz vertieft in ihre Arbeit, als das Dienstmädchen in's Zimmer trat, sich ihr geheimnißvoll näherte und sagte: „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, so gehen Sie doch einmal in's Zimmer des Herrn. Das italienische Fräulein schluchzt so sehr, daß es Einen ordentlich rührt, und dann spricht bald der Herr und bald wieder das Fräulein, aber so laut und aufgeregt, daß Einem angst wird." — „Geh, geh," erwiderte Henriette, „was wird es denn auch weiter sein, mit dem Horchen hört man nie was Rechtes. Geh!" — Das Dienstmädchen gieng. Henrietten aber ließ es nicht am Sopha ruhn. Das Fräulein schluchzt, sie sprechen erregt?! Sie mußte auf, es drängte sie zur Thür, die in das anstoßende Zimmer desjenigen ihres Gatten führte. Sie trat hinein, sie lauschte, lauschte gespannt, daß sie ihr Herz klopfen hörte. — Ha, was war das? Welche Stimme! Unverkennbar, das ist er, er, ihr Gatte: „Amalia! hast Du vergessen? Weißt Du auch, wen Du umarmst, Amalia?" — — Hörbar pochte Henriettens Herz. Und jetzt — ja, das war der Italienerin Stimme: „Einziger, Unzertrennlicher!" Und nun rührendes Geschluchze. Henriette drohte umzufallen. Und wieder er, er, ihr Julius, im höchsten Pathos: „Sie vergibt mir, sie liebt mich! Rein bin ich wie der Aether des Himmels, sie liebt mich! Weinenden Dank Dir, Erbarmer im Himmel! Der Friede meiner Seele ist wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle ist nicht mehr. Sieh, o sieh, die Kinder des Lichts weinen am Hals der weinenden Teufel. So weinet doch auch! Weinet, weinet, Ihr seid ja so glücklich, o Amalia! Amalia! Amalia! — —" — — So weit hörte sie es, dann vergiengen ihr die Sinne. Ihr schwindelte, sie sank auf's Sopha

und schloß die Augen. Sie wagte es kaum zu denken, daß es wahr, was sie jetzt gehört. Amalia heißt sie also, sie, ihres Gatten Geliebte, der italienische Teufel, Amalia die Zerstörerin ihres Glückes, Amalia hörte sie ihren Gatten leidenschaftlich rufen. O welche Hölle that sich vor ihr auf. Ihre Stirne brannte heiß, heiß fieberte das Blut durch ihre Adern. Plötzlich sprang sie auf, legte die Hand auf die Stirne, als wollte sie einen glücklichen Gedanken zurückhalten, und indem sie ihrem Toilettenschranke zueilte, stieß sie die Worte hervor: „Verrathen! Von ihm, den ich so sehr geliebt, das ist mein Tod!“ — Hinein griff sie in den Schrank, nahm den ersten Hut, der ihr in die Hand kam und setzte ihn auf, eilte durch's Zimmer über die Stiege und aus dem Hause hinaus. Sie wagte nicht umzusehen, denn sie fürchtete zu sehen, was sie vorhin gehört hatte. Zur Mutter eilte sie, zur Mutter, dort wollte sie sich ausweinen und dann sterben.

Ganz erschrocken eilte die alte Frau ihrer Tochter entgegen, welche sich erschöpft auf einen Sessel warf, das Gesicht mit beiden Händen verdeckte und schluchzte zum Steinebrechen. „Um Gotteswillen, Henriette, was ist Dir!“ rief die ängstliche Frau. Die Liebe, welche durch die Mutterworte klangen, rührte sie noch mehr, und in einem reichen Thränenstrome löste sich der Schmerz ihrer Brust. Schluchzend erzählte sie dann der Mutter, wie er — so nannte sie nämlich immer ihren Gatten — wie er sie verstoßen, wie er heute einer Fremden, einer Italienerin im Tone des höchsten Entzückens seine Liebe geschworen, wie sie Alles deutlich gehört habe, daß die Fremde Amalia heiße, und wie sie nichts auf der Welt mehr zu thun hätte, wie sie am liebsten sterben wolle. „O Mutter,“ schloß sie, „das habe ich nicht verdient. So lieb, wie ich ihn habe, so lieb kann ihn keine mehr haben. Und er hat mich betrogen, Mutter, er, betrogen für meine Liebe. Ach, ach, mein Herz!“ — Und von neuem floßen reichlich die Thränen. — „Aber Kindchen,“ begann die Mutter, nachdem sie die Erzählung angehört hatte, „das ist ja doch nicht möglich. Eher glaub ich, daß kein Gott im Himmel ist, als daß Julius Dich betrogen. Geh, der liebe, offene Mann, Dich, ein so junges Weib betrügen, nein, nein, nein, Du hast Dich übereilt, gewiß.“ — „Ach, Mutter, wie gern glaubte ich es, hätte ich nicht Alles mit meinen eigenen Ohren gehört, o, es war entsetzlich anzuhören, wie er mit Begeisterung dreimal Amalia! rief,“ erwiderte Henriette und hielt sich bei den letzten Worten die Ohren zu, als fürchtete sie, es noch einmal zu hören. „Ich behaupte aber,“ entgegnete die Mutter, „Du hast Dich getäuscht. Ich werde nach Julius schicken.“ — „Nein, Mutter,“ entgegnete Henriette hastig, „nein! Wenn ich ihn wiedersehe und dann verliere, so ist mein Schmerz doppelt. Ich habe ihn verloren, dieser Schmerz wird mich auch tödten, warum die Qual vergrößern? O, ich bin namenlos unglücklich!“ — „Beruhige Dich, Henriettchen, denke, selbst wenn es wahr wäre, so bist Du ja nicht verlassen, hast ja noch Deine Eltern, bei denen Du immer liebreich aufgenommen wirst.“ Und die Mutter streichelte Henriette wie ehemals als Kind über die Wangen und das blonde Haar, führte sie zum Sopha und tröstete sie. Unter dem Vorwande, den Thee zu bereiten, entfernte sie sich und ließ Henriette allein. Allein! O, sie fühlte es entsetzlich, dieses Alleinsein, erfüllt durch den brennenden Schmerz in ihrem Innern. Wie war's doch gestern so ganz anders. Da saß sie auch am Sopha, aber nicht allein. Er saß an ihrer Seite und hatte seinen Arm um sie geschlungen, und sie hatte ihr Köpfchen an seine Brust gelegt, und dann hatte er bald ihren Mund und bald ihre Wangen, und bald ihre Stirn und bald ihre Augen geküßt, dann hatte er sie an sich gezogen, dann

hatte er in's Auge geblickt, so voll Liebe, voll Wonne, voll Seligkeit, und dann gieng die Sonne unter und es war Nacht, süße Nacht. Und heute? Wieder kam die Nacht, eine entsetzliche Nacht. Allein, ohne ihn, mit dem Gedanken, er hat Dich betrogen. Arme, arme Henriette! So schnell von dem Gipfel des Glücks herabgeschleudert, es mußte ein härteres Herz als das deine knicken.

Schmerzerfüllt, mit geschlossenen Augen lag sie auf dem Sopha, und sie war so von ihrem Kummer eingenommen, daß sie nicht hörte, wie die Thür sich leise öffnete, und ihr Gatte in's Zimmer trat. Eben wollte er eine helle Lache anschlagen, als er betroffen stehen blieb. Sie ahnte es nicht, wie seine Augen theilnamsvoll auf ihr ruhten, sie hörte es nicht, wie er ihr sich nahte. Er beugte sich über sie herab und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. Wie vom elektrischen Schlage getroffen, zuckte Henriette zusammen. Sie öffnete die Augen und verbarg mit einem Ach! — in dem sich Schrecken und Erregung aussprach, ihr Gesicht in den Kissen des Sopha's.

„Aber so sage mir doch, Henriette, was das Alles soll? Erst höre ich, Du seist wie wahnsinnig aus dem Hause gerannt, dann kommt Deine Mutter und beschwört mich um aller Heiligenwillen, doch zu Dir zu kommen, und nun finde ich Dich, Du erschrickst vor mir, Du weinst, verbirgst sogar Dein liebes Gesichtchen. Henriette, ich bitte Dich ernstlich, was ist denn eigentlich?" — Und indem sie das Gesicht noch immer in's Kissen barg und die eine Hand abwehrend gegen ihn ausstreckte, sprach sie mit thränenerstickter Stimme: „Geh, Julius, geh, Du tödtest mich! Geh, laß mich allein mit meinem Schmerz." — „Aber, Kindchen, mit welchem Schmerz? ich verstehe nicht. Sollte sich Jemand unterstanden haben — ich bitte Dich inständigst, Dich zu erklären." — „Nein, Julius," erwiderte sie, ohne aufzublicken, „ich will Dir nicht hinderlich im Wege stehen. Wenn ich es auch nicht weiß, wie ich Deine Liebe verloren habe, aber diesen Schmerz hättest Du mir ersparen können. Ach, daß Du mich so bald vergessen hast, so bald, nein, ich hätte es nie geglaubt." Sie weinte darauf wieder so bitterlich, daß auch ihm ganz wehmüthig um's Herz wurde. „Aber Henriette," sprach er, „ich sage Dir, daß ich nicht im Geringsten verstehe, was Du sagst. Ich habe Dich so bald vergessen? Du hast meine Liebe verloren? Höre, mir bleibt der Verstand stille stehn." Er setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Nach einer langen Pause erhob sich plötzlich Henriette, wischte sich die Thränen aus den Augen und begann: „Gut, ich will es sagen, was Du weißt, und ich gehört habe, aber dann, dann gehst Du, dann mußt Du gehen." — Herr Großmann lauschte erwartungsvoll. — „Du kannst mich nicht mehr lieben, Dein Herz gehört jener Italienerin. O, hätte ich es nicht gehört, als Du im höchsten Entzücken ihr Deine Liebe gestandest, hätte es mein Ohr nie vernommen, als sie, die Italienerin mit den schwarzen Augen, Dich ihren Einzigen, Unzertrennlichen nannte, hätte ich nicht den Jubel gehört, in den Du aus Freude über ihr Geständnis ausbrachst und dreimal ausriefst: Amalia! Amalia! Amalia!" — Herr Großmann hatte sich bei den letzten Worten plötzlich erhoben, welche Bewegung verursachte, daß Henriette stockte. Eben wollte sie fortsetzen, um von Entsagung und friedlicher Scheidung, gekränktem Herzen und frühem Grab zu reden, als Julius ganz bajazzomäßig sich einigemale auf seinem rechten Stiefelabsatze herumdrehte und eine Lache anschlug, daß das kleine Weibchen gar sehr erschrak und ihn sprachlos anstaunte. Schier ängstlich ward ihr aber zu Muthe, als er gar auf sie zutanzte, sie in seine starken Arme schloß und nun mit ihr einige Bocksprünge voll-

führte, die selbst einem Gaukler vom Fach Ehre gemacht haben würden. In dieser Situation traf sie Henriettens Mutter, welche von dem schallenden Gelächter herbeigelockt worden war. In der halbgeöffneten Thür blieb sie erschrocken stehen, als sie ihren wertesten Herrn Schwiegersohn so herumtollen sah. Er aber ließ Henriette sanft aus seinen Armen, holte die Mutter und den Vater und rief ein- über's anderemal: „Herein, nur Alle herein!“ Dann kniete er sich vor Henriette und begann: „Sie vergibt mir, sie liebt mich! Rein bin ich, wie der Aether des Himmels, sie liebt mich! Weinenden Dank Dir, Erbarmer im Himmel! Der Friede meiner Seele ist wiedergekommen, die Qual hat ausgetobt, die Hölle ist nicht mehr. Sieh, o sieh, die Kinder des Lichts weinen am Hals der weinenden Teufel. So weinet doch auch! Weinet, weinet, Ihr seid ja so glücklich, o Amalia! Amalia! Amalia!“ — Dann sprang er wieder auf, drehte sich abermals im Kreise und schlug eine helle Lache an. Verblüfft sahen ihm die Schwiegereltern zu. Endlich wagte Henriettens Mutter zu fragen: „Ja, lieber Julius, so steh doch einmal still und sage uns, was es gibt.“ — „Was es gibt?“ fragte Julius. „O höret, und dann lachet mit mir. Ein italienisches Fräulein kommt wöchentlich dreimal zu mir, um Unterricht in der deutschen Sprache zu empfangen. In der letzten Zeit lasen wir deutsche Classiker, weil ich das zu einem der besten Mittel rechne, die Sprache zu bereichern und zu lernen. Eben heute lasen wir Schiller's „Räuber,“ und Henriette hörte gerade die Scene, wo Karl Moor seine Amalia wiederfindet und hielt die dramatische Wiedergabe als Wirklichkeit, und ihre Eifersucht spielte ihr nun diesen köstlichen Streich.“ — Herr Großmann brach abermals in ein martialisches Gelächter aus. Henriette aber verhüllte mit beiden Händen ihr purpurroth überlaufenes Gesicht und fragte verschämt: „So, und das Geschluchze des Fräuleins.“ — „Mein Gott,“ entgegnete Julius, „die Scene kann auch noch andere Herzen rühren als das eines siebzehnjährigen Mädchens. Uebrigens erinnere Dich nur selbst, wie Du damals weintest, als wir die Vergiftungsscene in „Kabale und Liebe“ lasen. Da schluchzetest Du ebenso, wie vorhin als ich hereinkam. —

Jetzt konnte sich Henriette nicht mehr halten. Mit offenen Armen eilte sie auf Julius zu, hieng sich an seinen Hals und drückte ihr Gesicht an seine Brust. Und indem ihr noch immer die Thränen über die Wangen liefen, lachte sie dabei so herzlich, daß es Einem ganz wohl und weh um's Herz wurde. „Verzeih mir,“ bat sie schmeichelnd und schmiegte sich dabei noch mehr an ihn, als fürchtete sie, ihn abermals zu verlieren, „verzeih mir, ich habe Dich ja so unendlich gern.“ Er aber erwiderte liebevoll: „Ach was, Henriette, wer wird da von Verzeihen reden. Hast Du mich ja doch erst recht überzeugt, wie wert und theuer ich Dir bin. Aber das kannst Du für die Zukunft merken: Dich, mein liebes Weibchen, das mir der liebe Gott gegeben, als hätte er alle Wünsche meines Herzens nur gehört und gelesen, um sie alle zu erfüllen, Dich tausch ich nicht um zehn Italienerinnen um, und wären sie noch so feurig und reizend, und hätten sie schwärzere Augen als die Nacht, und sprühten sie mehr Blitze als eine dunkle Gewitterwolke.“ — Da sah sie nun glückselig lächelnd zu ihm hinauf und fragte verschämt: „Und nicht wahr, dem italienischen Fräulein wirst Du nichts sagen. Ich müßte mich ja zu Tode schämen, wenn sie's erführe und ich ihr wieder unter die Augen käme.“ — „Nein, mein Kind,“ erwiderte er, „sei ganz außer Sorge, ich werde nichts sagen.“ Mit diesen Worten führte er Henriette zum Tische, auf welchem die kichernde Mama bereits Thee serviert hatte, dessen Aroma nun verlockend in die Nase stieg. — —

Insoweit war nun Alles wieder beim Alten. Herr Großmann aber hat sein Versprechen nicht gehalten. Wenn auch die Italienerin, welche nach wie vor zu ihm kam, nichts merken ließ, so kam es doch an den Tag, daß er nicht reinen Mund gehalten hatte. Ja, es kam an den Tag, das kleine allerliebste Mädchen, für welches Henriette die kleinen Arbeiten gemacht hatte, es kam an den Tag, daß die Italienerin mit den schwarzen Augen Alles wußte, es kam an den Tag, was für ein feuriges, trotziges Köpfchen die kleine Italienerin hatte, denn sie ließ sich das Recht nicht streitig machen, des kleinen Mädchens Pathin zu sein, sie ließ es sich nicht nehmen, daß das Mädchen „Amalia“ heißen müsse und Frau Großmann, die glückliche Mama, konnte nicht anders, als beifällig dazu zu nicken.

Und „Malchen“ ist mit ihrer Pathin sehr zufrieden. Jeden Sommer bringt ihr diese ein hübsches Geschenk aus Italien mit und im nächsten Sommer soll „Malchen“ — sie ist nämlich jetzt schon sieben Jahre — mit auf das Gut ihrer Pathin nach Italien. Meinem Malchen wird der Wunsch erfüllt, den ich in meiner Jugendzeit im Herzen trug: das schöne Italien zu sehen. Ich beneide es nicht. Wenn es wieder kommt, wird es mir erzählen von dem schönen Lande; und wenn ich es aus seinem Munde höre, da wird es mir sein, als ob ich Alles selbst miterlebt hätte. Gott beschütze nur mein Malchen vor einem Abruzzenräuber, und hieße er selbst — Karl Moor.

Die Bauern von Kirchleuchting.

Ein Dorfbildchen.

Auf dem Dorfplatz zu Kirchleuchting war eine große Menschenmenge versammelt, welche jetzt gegen die Ecke eines Hauses hindrängte. Dort an der Hausecke war etwas Unerhörtes — an der Wand angeschlagen eine geheimnisvolle Schrift, die Jeder lesen konnte und Keiner verstand. In der vorhergehenden Nacht mußte sie angeschlagen worden sein und nach der Frühmesse bemerkte sie ein junger Mensch, der zufällig ein bißchen an der Hausecke zu thun hatte und mittlerweile die Zeichen entdeckte.

So waren nun die Leute darauf aufmerksam geworden. Einer der Hinteren nahm seine Pfeife aus dem Mund und rief: „Wenn man's nit versteht, nachher ist's eine Kanzleischrift!“

„Etwas Wällisches, oder so was muß es sein!“ meinte ein Nebenstehender. „Am Ende kommen die Franzosen wieder!“

„Das Ding kommt mir eher wie ein Zauberspruch vor,“ sagte ein Anderer.

„Soll's doch einmal Einer herablesen!“

„Bedank mich! Daß wir Alle verhext werden thäten.“

„Meinetwegen,“ schrie ein verlotterter Vagant. „Nur auf solche Weis kunnt ich Hauptlump noch ein rechtschaffener Christ werden.“

„Ich halt' mir die Ohren zu!“ so riefen sie durcheinander.

Da stellte sich einer der Muthigsten dran und mit stockender Stimme las er von der Wand die Worte herab: „Riunione Adriatica di Sicurtà!“

„Prrr, das klingt unheimlich! Mir ist ganz kalt auf dem Rücken."

So redeten sie in Ernst und Scherz durcheinander. Endlich giengen sie in das Haus, wo der Buchbinder Tonhausen wohnte und fragten bei ihm an, was die Worte bedeuteten an der Ecke.

„Riunione Adriatica di Sicurtà! das ist ein Zauberspruch," antwortete Tonhausen. „Gegen Feuersbrunst und böse Wetter."

Jetzt wollten ihn Alle auswendig lernen. Doch als es sich wies, daß es diesmal mit dem Spruch allein nicht abgethan war, daß etwas zu zahlen wäre, verzogen sie sich nach oben und unten.

„Ist nicht das Richtige," belehrte ein Schuster seinen Nachbar, „beim rechten Zaubern gibt man kein Geld her, da kriegt man eins. Die Seel', wenn sie verschrieben werden müßte, das wär' was Anderes. Ich glaub' nicht auf diese neumodische Hexerei."

„Wenn das Korn so gut steht wie dies Jahr wieder," sagte hernach im Wirtshause der alte Kriderer, „so möchte Einer wohl gern seinen Wettersegen haben, oder so was. Ich darf an die Zeit, wo man die finstern Nebel wird aufsteigen sehen, nur denken, so wird mir hundsübel. Keine ruhige Stund hat man, bis das Korn im Stadl ist. Wenn ich wüßt, daß der Spruch auf der Wand helfen thät, ich wollte mir ihn frei kaufen."

Bald hernach wurde der Bauer von dem Höllteufel mit dem Ellbogen angestoßen. Der Höllteufel machte seinem Namen keine Ehre, er hatte ein so breites, gutmüthiges Gesicht und zwei kleine blinzelnde Augen drin, und war so nachbarlich rathbereit, daß er an nichts weniger, als an seinen grimmen Namensbruder erinnerte. Urban Höllteufel hatte zu Kirchlenchting ein moralisches Gewicht für sechs Paar Ochsen, die er sich durch Fleiß und Sparsamkeit erwirtschaftet, während der Gemeindevorstand die Achtung auf nur vier Paare genoß. Von dem Höllteufel also wurde der alte Kriderer angestoßen.

„Mir ist es manchmal vorgekommen, Du wärest nicht dumm, Nachbar," sagte der Höllteufel zum Bauern. „Aber heut hätte ich mir eine gescheitere Red von Dir erwartet, denk ich. Einen Spruch kaufen! Bist denn kein Christ? Halt'st Du denn nichts auf den Rosenkranz? Weißt Du nichts von ihm? He? Ich denke: doch! Nun also, so wirst es wissen, was für's Kornfeld das Beste ist, denk ich. Einen geweihten Rosenkranz ausstreuen über's Feld. Hilft für's Eis. Allemal! So was solltest wissen, denk ich."

Der Kriderer sagte nichts dazu, stand bald auf, gieng zu Tonhausen, dem Buchbinder, und ließ seine Felder gegen Hagel versichern bei der Assecuranzgesellschaft Riunione Adriatica di Sicurtà in Triest.

Etwas später, als auch der Höllteufel seines Weges gieng und darüber nachdachte, wie sich sein Ochsenreichthum am raschesten vermehren ließe, denn nach dieser Richtung hin lag einmal sein Menschenziel, und sein Weg zur Hölle gieng zwischen zwei endlosen Ochsenfronten dahin — lief ihm also heute der Osel nach. Der Osel war ein Kleinbauer, der vorhin im Wirtshause vom Nebentisch her das Gespräch belauscht hatte.

„Geh stad, geh stad, Vetter!" rief er den Höllteufel an.

„Laß mir's eh nit recht stark schleunen, denk ich," antwortete der Angesprochene und stand still.

„Woltern heiß ist's wieder, heut," sagte der Osel. „Wenn nur kein Gewitter kommt!"

„Ist frei zu fürchten, die Sonn' blegazt so viel stark."

„Muß Dich schon anreden von wegen dem, was Du vorhin zum Kriderer hast gesagt," sprach der Osel. „Sollt's richtig wahr sein, das mit dem Rosenkranz?"

„In Glaubenssachen soll man nit zweifeln, denk ich," verwies der Höllteufel, „haben es die alten Leut nit bloß gesagt, haben es auch erfahren.

Mein Oheim, der Stachel im Reit, hat's alle Jahr gethan, einen Rosenkranz ausgestreut um den Kornacker; die ganzen Jahr' her nit ein Stammel hat ihm der Schauer zerschlagen."

„Das muß ich aber doch gleich probieren," meinte der Osel mit freudseliger Stimme, „wenn man sich nur gewiß darauf verlassen kann?"

„Ein Paar Ochsen wollt' ich dransetzen," rief der Höllteufel.

„Gewiß auch noch?"

„So viel Vertrauen, Gottlob, hab ich noch auf heilige Sachen, denk ich!"

So der Höllteufel. Dabei stand er sehr würdevoll und stramm auf dem Boden; wie schön ist der Mann, der eine feste Ueberzeugung hat!

„Dank Dir Gott, Vetter!" sagte der Osel und ergriff warmherzig des Andern Hand. „Du hast mir eine Gutthat gethan. Wenn Du mich einmal zu brauchen hast, Du wirst mich finden."

Alsdann sind die Männer auseinandergegangen.

Und an demselbigen Tage, als die anderen Bauern ihr blutiges Geld hinabtrugen zum Agenten der Versicherung Riunione &c., suchte der Osel aus seiner Gewandtruhe den Rosenkranz der alten Muhme hervor, gieng damit hinaus an sein Kornfeld, um dasselbe herum, riß vom Rosenkranz die Schnur ab und streute die hölzernen braunen Perlen über das blühende Korn hin. Dann war er beruhigt, gieng in's Wirtshaus und that sich für das ersparte Geld einen guten Trunk an.

Genau sieben Tage nach diesem trefflichen Werke gieng ein kreuzweis verschwefeltes Hagelwetter nieder und drosch in der ganzen Gegend alles Korn bumfest in den Erdboden hinein.

Der Osel hatte dem Gewitter mit der Seelenruhe eines guten Gewissens zugeschaut, hernach gieng er an der Verwüstung vorüber schmunzelnd hinaus auf sein Feld und sah es mit unsäglichem Schreck, daß auch dort kein Halm emporstand gegen Himmel.

Als seine Nachbarn hinabgiengen zu Tonhausen, um ihre Hagelschäden anzugeben, suchte der Osel wuthschnaubend den Höllteufel. Er fand ihn im Stalle mitten unter seinen Ochsen.

„Ich komm um mein Paar!" rief er pfusternd.

„Was sagst?" fragte der Andere.

„Alles stingelstamm ab! Du hast mich höllisch angeschmiert!"

„Haben wir Zwei denn einen Ochsentausch miteinander gehabt? Wird nit sein, denk ich."

„Ich hab auf Deinen Rath mein Feld nicht versichert, hab den Rosenkranz ausgestreut."

„Aha, fleißig gebetet. Ist brav."

„Hast vom Beten was gesagt, Pölli! Ausgestreut hab ich."

„Wenn der Sam' was nutz ist, so wird er wohl wachsen auf's Jahr."

„Du Mensch! Spott nicht! Ich kunnt grausam Unrecht verstehen!" drohte der Osel. „Du bist ein schandschlechter Kerl und ich will jetzt meine Ochsen haben!"

Der Andere blieb ruhig, wie eine umgeworfene Heufuhr. „Ich hab mein Lebtag nit gehört," sagte er, „daß Ochsen aufgehen, wenn man Betschnurperlen säet. Osel, Du wirst nit recht bei Trost sein, denk ich."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Kannst ihrer noch mehr haben, wenn sie Dir gefallen."

„Höllteufel, das wirst Du theuer zahlen," versetzte der Osel schier mit vor Zorn erstickter Stimme, dann gieng er von hinnen.

Etliche Tage später wurde der Höllteufel vorgeladen zum Gericht. Der Andere hatte ihn verklagt. Die Klage war, der Urban Höllteufel hätte dem Oswald Temperer ein Paar Ochsen versprochen und wäre wortbrüchig geworden. Der Höllteufel leugnete anfangs, später in die Enge getrieben: „damals war's, und dort war's, und die Zeugen vom Wirtshause wären auch da" — erinnerte er sich.

„Ist schon richtig," sprach er in seinem Gleichmute, „ein paar Ochsen

will ich dransetzen, wenn der Rosenkranz nicht hilft! ich hab das Wort richtig gesagt und ich leugne es nicht. Auch meinen Verwandten hat das Rosenkranzgebet oft geholfen, denk ich, und hab dem Osel also gerathen, er sollt den Rosenkranz ebenfalls in frommer Meinung ausstreuen über seine Frucht. Was kann ich dafür, daß der Mensch so dumm ist, und statt des Gebetes die Perlen ausstreut. Beten hab ich gemeint sollt er, nachher hätt' ihm der Schauer nichts gemacht, und wenn ja, so hätt' ich ihm mein bestes Paar Ochsen zugestellt, denn unsereiner hält Wort, denk ich."

Der Osel hielt ihm jetzt knirschend seine Fäuste hin und brummte: „Du bist ein Erzgauner!"

„Und Du bist ein Erzosel," sagte der Höllteufel, „aber mit einem e statt dem o."

„Geschimpft wird dahier nicht," sprach das Gericht. „Die Sache beruht auf einem Mißverständnis und dem Oswald Temperer können wir nicht helfen. Es ist nicht das erstemal und wird nicht das letztemal sein, daß die Einfalt" — dem Sprecher lag ein anderes Wort auf der Zunge — „zu Schaden kommt. Wer schon überhaupt die Elemente mit einer Beschwörungsformel unschädlich machen will, der halte sich immerhin an das sehr wirksame: Riunione Adriatica di Sicurtà, oder an eine andere Versicherungsgesellschaft, und wenn er dazu auch noch den Rosenkranz ausstreut oder ein anderes Gebet verrichtet, so wird das gewiß nicht schaden. Damit sind wir jetzt fertig, und wenn der Oswald Temperer den Urban Höllteufel des Erzosels mit dem e an unrechter Stelle wegen verklagen will, so lassen sich vielleicht für die Ortsarmen fünf Gulden herausschlagen."

Der Osel war sehr aufgebracht und schrie, ob sein Name mit o oder e anfange, das sei ihm jetzt schon zu dumm! und stürzte hinaus.

Im nächsten Jahre gründeten die Bauern von Kirchleuchting und den Nachbargemeinden eine gegenseitige Versicherungsgesellschaft mit der Zauberformel: „Einer für Alle, Alle für Einen." Da hat auch der Oswald Temperer mitgethan. R.

Ein Flug durch Kärntens Paradies.

Wenn man die Landkarte anschaut, so ist es ein Vergnügen zu sehen, wie Steiermark das Kärntnerlandel umarmt. Es ist in der That etwas überaus Liebes um dieses Landlan. Wie ein Brautgemach von trauten vier Wänden, so ist es ringsum von hohen Bergen umschlossen, aber es gibt lauschige Fensterlan, wo man hineinsieht, und es gibt niedliche Thürlan, wo man hineinkann. Manchesmal schon bin ich auf einen Berg Steiermarks gestiegen, um dort ein wenig anzufensterln und die holden Reize zu begucken, die ausgestreckt liegen da unten im Drangelände. Endlich habe ich auch wieder einmal das Pförtlein gefunden.

Wer Kärnten haben will dort, wo es am allerlieblichsten ist, der gehe in's Lafenthal. Er wird auf der Karte freilich vergebens nach einem Lafenthale suchen, oder nach einem Flusse, der die Lafen heißt. Er möge das gutsein lassen und in Judenburg an der Mur sich getrost auf ein Steirerwäglein setzen und dem Fuhrmann sagen:

In's Lasenthal! — Er wird am Fuße der uralten Ruine Lichtenstein dahin gegen Weißkirchen fahren, er wird bei der Bergveste Eppenstein, deren Ritter einmal die halbe Steiermark beherrscht haben, in das Thal des Granitzenbaches einbiegen und zum Flecken Obdach kommen, der daliegt zwischen den hohen Bergen des Zirbitzkogels und des Gässings wie ein Städtchen auf der Alm. In diesem Städchen auf der Alm ist ein Dichter und ein Gelehrter geboren worden; wer in der „ploderfamen" volksthümlichen Dichtung einmal etwas „zan Mitnehm," oder sonst „allerlei Dentsames" gefunden, oder aus dem „Carneval der Liebe" „fingen und sagen" gehört hat; und wer in der Sternkunde und in den Erdbebentheorien bewandert 'ist, der wird die beiden Obdacher leicht errathen.

Hinter Obdach steigt die Straße ein Weilchen sachte an, dann kommt ein Waldplateau, hernach geht's abwärts, und siehe, die Welt ist eine andere. Mildere Luft weht uns entgegen, vor uns weitet sich ein langgestrecktes Thal mit mäßigen Bergzügen an beiden Seiten, mit vielen Ortschaften und Einzelgehöften in der Niederung und auf den Lehnen. Man könnte es das kärntnische Mürzthal nennen, so große Aehnlichkeit hat es mit diesem. Ganz im Hintergrunde des Thales erhebt sich, scheinbar das Thal schließend, der blauende Bergstock der Koralpe. An einem von Gräßing niedergießenden Bach steht die Säule mit der Kunde, daß hier das Herzogthum Kärnten anhebt. Vor uns haben wir Reichenfels. Auf einer Brücke übersetzen wir ein schönes klares Wasser, das von den Seethaleralpen herabkommt und sehr geschwätzig ist, harmlos übermüthig wie ein Kind. Das ist die junge Lasen, oder Lavant, wie die gelehrten Leute sagen. Denn im Lavanthale sind wir. Auf gerader und glatter Straße rollt das Wäglein munter dahin und vorüber an manch freundlichem Dörfchen, bis St. Leonhard, dem gastlichen Flecken, und weiter. Jedes Seitenthal, das entweder rechts vom Gebirge der Saualpe, oder links von dem Hochzug der Koralpe hervorkommt, bringt frischen Zufluß der Lasen, die zusehends anschwillt. Frohe Hirten, emsige Bauern beleben die Gegend, und leider auch emsige Holzhauer, welche die grüne Joppe des Waldes Stück für Stück vom Leibe reißen. Wir kommen zu dem noch bewaldeten finsteren Twinggraben, eine an zwei Stunden lange Engschlucht, in welcher neben der schönen Straße die Lasen manchmal wüthend gischt und schreit. In dieser Wildnis steht dort, wo der Waldensteinbach und die Straße von der Grazer Gegend über die Pack kommt und einmündet, die Ruine der Veste Twinberg, wie unsere Generalstabskarte sagt. Eine besser gelegene Raubburg hat das Mittelalter kaum gehabt, ein passenderer Ort, die Fremden zu vergewaltigen, ist kaum denkbar, als dieser Punkt im Twinggraben, von dem die heutige Zeit behauptet, daß er so „romantisch und schön" sei. Heute macht man erfrischende Spaziergänge und Lustfahrten durch diese Schluchten, die einst der Schrecken der Gegend und das Unglück der Reisenden gewesen sind. Der Sinn für landschaftliche Natur und wildmalerische Gegenden, welcher in der Gegenwart so mächtig geworden, hat erst angefangen sich zu entwickeln, als die Straßenräuber ausgerottet waren, und wenn das Räuberwesen auch auf dem Lande wieder einmal überhandnehmen sollte, dann wird's mit der Schönheit des Gebirges und der Waldwildnisse sofort vorbei sein, dann wird den Menschen wieder nur die Landschaft flacher und waldloser, dicht bewohnter Gegenden gefallen, wie das einst war und im Landvolke heute noch ist.

Endlich windet sich unsere Straße zwischen den Bergen hinaus in das freie weite, herrliche Thal von Wolfs=

berg. Wir sind in der Gegend, welche das kärntnische Paradies genannt wird. Sie ist wahrlich darnach: üppig, fruchtbar, grünend, blühend, von zahlreichen hellen Bächen durchzogen, von ungezählten Dörfern und Höfen bestanden, ein wahrer Garten, und in der Ferne eingerahmt von schönen hohen Bergen.

Wolfsberg, die alte Bischofsstadt, von welcher aus in frühen Zeiten die Cultur sich verbreitete über das ganze lange Thal, hat für den Reisenden drei besondere Ziele: das Schloß der Donnersmärcker, das Mausoleum dieses Geschlechtes und die Koralpe, an deren Fuße die Stadt liegt.

Graf Henkel von Donnersmarck ist der einzige moderne Ritter, der den Alten gleich seine Burg ganz im Stile mittelalterlicher Vesten auf einem steilen Berg gebaut hat. Er mag gedacht haben, es gebe doch noch andere Gründe, als die der Sicherheit und kräftiger Ausfallsfähigkeit, weshalb man Schlösser auf die Berge baut, und errichtete seinen wahrhaft fürstlichen Sitz auf der Ruine der alten Burg Wolfsberg. — Wie sehr mit Recht! Wer feine Wägen und gute Pferde zur Verfügung hat, schöne Straßen zu bauen in der Lage ist, der soll doch auch heute noch sein stattliches Haus auf den Berg bauen. Ja heute, da uns ein Auge für Gottes Herrlichkeit in Berg und Thal aufgegangen ist, erst recht. Und wen schon Gottes Herrlichkeit nichts angeht, wer sich mit den raubthierischen Freuden des Rennens und Jagens und derlei Sportes begnügt, selbst der hat's besser auf dem Berge, als im Thal bei Leuten, die arbeiten müssen. Und in der That, wie die alten Ritter ihre Turnierplätze hatten, so haben die neuen ihre großen Reitschulen, wovon die auf Schloß Wolfsberg ein Muster ist. Das ganze Leben geht hier auf Jagd aus und die Jagden jagen den Jäger: zu jeder Jahreszeit in einem anderen Lande eine andere Jagd, dazwischen die Scheibenschießen und Rennen und Wettschwimmen u. s. w. — so kommen sie weder zu einer Behaglichkeit noch zu einer Gelegenheit, ihre gestählte und geübte Körperkraft zum Wohle der Menschen zu gebrauchen. Ob die edlen Bewohner des Schlosses Wolfsberg zu diesen Rittern gehören, ich weiß es nicht. Sei es wie immer, Eins müssen sie sich gefallen lassen. Sie müssen sich gefallen lassen, daß ich, so oft es mir beliebt, die schönsten Gemächer ihrer Burg bewohne und hinausblicke in das Paradies, das der Herr da unten hingelegt hat, und daß ich selig bin im Anblicke dieser prangenden Welt. Gemach, Herr Kastellan, ich thue es ja nur im Geiste.

Der Graf von Donnersmarck hat gezeigt, daß außer Jagden und Wettrennen auch noch ein anderes Ideal in seiner Seele ist; er hat seinem Herzen ein edles, rührendes Denkmal gesetzt. Auf der Anhöhe gegenüber, die durch ein seichtes Thal vom Schlosse getrennt wird, von alten Fichten umragt, steht das Mausoleum. Der Graf baute es seiner im Jahre 1857 verstorbenen Gemalin. In würdevoller Einfachheit steht es da. Es bildet ein in romanischem Stile erbautes Rund, in welchem auf marmornem Katafalk eine lebensgroße Frauengestalt von großer Schönheit, aus schneeweißem Mamor gemeißelt, ruht. Auf diese Gestalt fällt das durch blaue Fenstergläser gedämpfte Licht und verleiht dem Raum des Gedächtnisses eine wundersam berückende Mondscheinstimmung. Man vermag es nur schwer, das Auge von dem klassisch schönen Gebilde loszulösen. Unterhalb in der Gruft steht der Sarg, aber unsere Seele kehrt von der Vorstellung des Gerippes immer wieder zur schönen Menschengestalt aus Mamor zurück, in welcher sich die Verblichene gleichsam verkörpert hat.

Aus dem Schatten des Todes getreten, liegt plötzlich wieder das herrliche, blühende, sonnengesättigte Thal vor unseren Füßen. Der befreite Blick

fliegt hinaus über den weiten Plan bis zu den zackigen Karawanken.

Wer die ganze Größe des Landschaftsbildes genießen will, der steige fünf Stunden lang hinan bis zur Spitze der Koralpe. Da liegt das langgestreckte Thal der Lafen zu seinen Füßen; er überblickt den größten Theil von Kärnten und Steiermark. Bei reiner Luft auf dieser Höhe zu stehen und hinauszuschauen in die trauten Länder, in welchen man alle Thäler und Berge und Flüsse und Städte kennt und nennt, von einem Punkte aus die ungarische Ebene zu sehen und den Silberschild des Großglockner — es ist ein unbeschreiblicher Genuß. Und wenn man das Kärntnerland betrachtet, wie es in seiner entzückenden Schönheit hingelehnt ist, mit den blauen Augen seiner Seen lacht, fürstlich geschmückt ist mit den Edelsteinen der Städte und Landhäuser, geziert ist mit den schimmernden Punkten der Burgen und Kirchen: ein edles Land mit edlen Bewohnern. Steiermark, wie hast du recht, daß du es umarmst!

Wir steigen wieder zu Thale, denn wir wollen nun auch die eiserne Straße nicht verschmähen, die uns von Wolfsberg aus durch das untere Gelände, an dem stattlichen St. Andrä und St. Paul vorüber, in wenigen Stunden an die Stelle bringt, wo die Lafen, hier schon ein mächtiges Wasser, in die Drau fließt. Ganz und gar ergiebt sie sich, opfert ihr Alles dem großen Strom. Dieser wird durch sie nicht größer und nicht kleiner, grau und träge wogt er heran und wogt weiter. So ist die große Welt, in der manches brave, tüchtige Landkind, das daheim Gutes geleistet hätte, spurlos auf- und untergeht. — Ich dachte daran, weil in meinem Wagengelaß ein hübsches, frisches Bauernmädchen aus St. Stefan saß, welches mit Sack und Pack nach Graz fuhr, um sich dort in einem Herrenhause zu verdingen. Wie sie munter und hoffnungsfreudig war! Wie sie kein Auge mehr hatte für die zurückbleibenden Berge der Heimat, wie sie jubelte, als später die Weingelände von Marburg sich entfalteten! Wie sie, im großen Bahnhof eingefahren, zornig der Hand eines jungen Soldaten einen Schlag versetzte, weil diese an ihr Kinn gegriffen! — Was frommt Dir das, Du armes Kind! Dein Sinnbild, die reine Lafen, ist hinter Dir, sie ist versunken in den schmutzigen Strom.

R.

Gemsjäger in der Schweiz.

Nach Friedrich von Tschudi.

Steh fest, o mein Fuß,
An dem Abgrund hier!
Einwurzeln muß
Nun die Sohle dir;
Denn es reichet die Fluh
An die tausend Schuh
Weit, weit hinab
In ein tiefes Grab.

Und ich stehe da
Der Todeswand
So entsetzlich nah,
Wie der Sünde Rand,
Wie der Sünde Tod,
Wie der Hölle Noth
Die Sterblichen stehen
Und hernieder sehen.

Nein, schaue Du nicht,
Was dort unten sei:
Steh grad und schlicht
Und von Neugier frei.
Und keine Hand
Streck über den Rand;
Wirf keinen Stein
In die Tiefe hinein!

Ha, bögest Du, Thor,
In Vermessenheit
Zu weit Dich vor
Eines Haares breit:
Dich ergreift es beim Haupt,
Deine Kraft ist geraubt,
Und es zieht Dir fort
Deine Füße vom Bord. — —

Die eigentliche Gemsenjagd, die zu Maximilians Zeiten in Tirol ein kaiserliches Vergnügen war und unter dem jetzt regierenden Monarchen Franz Josef wieder ein solches wurde, ist bei uns keine Herrenlust und etwas zu mühsam und zu schwierig, um zu den noblen Passionen gezählt zu werden.

Die rechten Gemsenjäger in der Schweiz gehören der weniger bemittelten Classe an; es sind zähe, höchst genügsame, wetterfeste Leute, vertraut mit den Details der Gebirgsmassen, mit der Lebensweise ihrer Thiere, mit der Art, sie zu jagen. Der Jäger bedarf eines scharfen Gesichtes, eines schwindelfreien Kopfes, eines festen, abgehärteten Körpers, der die Unbilden der Eisregion wohl zu ertragen vermag, eines kühnen, und dabei doch äußerst kühlen Muthes, eines umsichtigen, schnell berechnenden Verstandes und zudem einer guten Lunge und ausdauernden Muskelkraft. Er muß nicht nur ein vorzüglicher Schütze, er muß ebenso sehr ein vorzüglicher Kletterer sein, besser als die verwegenste Ziege. Denn es gibt oft gar sonderbare Positionen für den Gemsenjäger, Stellungen, wo er jedes Glied seines Körpers auf außerordentliche Weise anstrengen, bald die Ellbogen, die Zähne, den Rücken, das Kinn, die Schultern anstemmen, jede Muskel des Körpers als Hebel oder Klammer benutzen muß, um sich zu halten, zu schieben, zu winden, zu heben, zu strecken.

Die Ausrüstung des Jägers besteht gewöhnlich in einer warmen grauen Kleidung von ungefärbter Wolle, mit Mütze oder Filzhut, einem starkbeschlagenen, mittelgroßen Alpstock, der bei den Bündner Jägern oberhalb aus einem doppelten Haken mit einer geraden und einer rückwärts gekrümmten Zinke (wie die Flößerhaken) besteht, einer auf dem Rücken hängenden Jagdtasche mit Pulver, Blei und Fernrohr, Käse, Butter und Brot, und etwa einem Fläschchen Kirschgeist. Um sich „etwas Warmes“ zu verschaffen, nehmen die so oft schlecht bekleideten Leute ein eisernes Pfännchen und eine Portion geröstetes, gesalzenes Mehl mit. Am Abend und Morgen machen sie Feuer auf und bereiten sich in dem Pfännchen von Mehl und Wasser eine stärkende Suppe. Hauptstücke der Ausrüstung aber sind erstens ein Paar tüchtige Bergschuhe, und zweitens eine gute Büchse. Die Schuhe sind sehr wichtig, da von ihnen der größte Theil der Sicherheit in schwierigen Positionen abhängt, und sie oft noch retten, wo gewöhnliche Fußbekleidung unmittelbar zum Verderben gereichte. Der Fuß der Gemsen und Steinböcke ist bekanntlich mit einem sehr scharfkantigen Rande versehen und vorn so stahlhart, daß man oft den laut aufschlagenden Gang der Thiere auf den Felsen von Weitem hört. Mit dem scharfen Rande und der Spitze verstehen sie es, den geringsten Vorsprung fest zu fassen und auf dem spiegelglatten Eis, das sie sonst möglichst meiden, sich leichtlich einzuschneiden und so fest aufzutreten. Genau nach diesem Modell sind die von geschabtem Rindleder gemachten Schuhe gearbeitet. Die dicken Sohlen sind an den Rändern mit breitköpfigen Nägeln ringsum hoch und dicht beschlagen, wodurch sie scharf einfassen, und zudem oft vorn und hinten mit einem kleinen Hufeisen versehen. Dieser Beschlag gibt dem ganzen Fuße eine

außerordentliche Sicherheit, eine zuverlässige Basis. Tritt der Jäger auf einen spitzen Stein, so kann er mit dem ganzen Körper auf demselben ruhen: die Sohle krümmt sich nicht wie eine gewöhnliche Stiefelsohle, welche dem Manne das Gleichgewicht entzöge. Tritt derselbe auf einen glatten Felsen, auf eine etwas abschüssige Platte oder auf ein ganz schmales Steingesims, das schmaler als der Fuß selber ist, so würde eine leichte Sohle entweder gar nicht halten oder die Basis gekrümmt überragen und Unsicherheit in den Auftritt bringen; der steife, hochbesetzte Nagelschuh aber ruht auf allen Theilen gleich fest und packt die glatte und geneigte Fläche mit seinen rauhen Zähnen fest an wie eine Klammer. Ja, kann der Jäger nur mit dem einen hohen Nägelrand oder nur mit der harten Eisenspitze des Schuhes seine Unterlage fassen, so vermag er doch vermöge der Festigkeit desselben sicher aufzutreten und gewinnt Haltung für den ganzen Körper. Bei solchen Schuhen sind Fußeisen natürlich unnöthig und werden höchstens auf langen Gängen über Gletscher gebraucht. Im Kanton Schwyz ziehen die Jäger oft vor, ganz barfuß zu klettern. Auch dies hat seine Vortheile, besonders wenn durch lange Gewöhnung der Fuß sicher eingreift und jede einzelne Zehe geschickt wird, ihre Unterlage fingerartig anzufassen. Da aber der bloße Fuß nicht so fest auftritt wie der schwere Nagelschuh, so pflegen jene Jäger ihn von Zeit zu Zeit zu „härzen," d. h. mit Fichtenharz, wovon sie immer ein Stück bei sich haben, zu bestreichen. Daß sich aber schweizerische Gemsenjäger den Fuß blutig ritzen*), um fester zu stehen, ist ein Märchen. Der nackte, beharzte Fuß hat vor dem beschuhten zwar den Vortheil, daß er sich ausbreiten und zusammenziehen kann, wie die Gemsen ihre Klauen auf geneigten und glatten Flächen möglichst ausspreizen; aber er ist doch bei Weitem nicht so sicher als der beschuhte und leichter Verwundungen auf scharfen Kanten ausgesetzt, die durch plötzliches Zucken den Mann leicht in den Abgrund stürzen können. Ebenso unbrauchbar ist er bei größeren Wanderungen über Gletscherfelder. Dagegen werden in einzelnen Theilen des Gebirges mit Vortheil zu gewissen Zeiten des Jahres Schneeschuhe gebraucht. Diese bestehen aus schmalen ovalen Holzreifen, die mit starken Schnüren überflochten sind und an den Schuh festgeschnallt werden. Der Jäger schreitet mit ihnen sicher und rasch auf dem lockern Schneefelde und bewegt sich leichter als die Gemse, die bei jedem Tritte einsinkt. Ist aber der Schnee hart, so sind die Schneeschuhe unbrauchbar und machen auch zu großes Geräusch.

Dies sind scheinbare Kleinigkeiten, von denen allerdings außer von Kohl noch selten gesprochen wurde; aber es sind so wichtige und so interessante Kleinigkeiten, daß wir sie nicht übergehen mochten.

Was dann die Büchse betrifft, so bedienen sich die Jäger jetzt gewöhnlich der sogenannten „Thierbüchse" mit gezogenem Laufe, leichtem Schafte und dünnem Kolben, seltener der ungezogenen Doppelflinte, wobei in jedes Rohr zwei bis drei kleinere Kugeln geladen werden. Der Mann ist seiner Büchse auf jede Distanz ganz sicher und weiß auf's Korn, wie viel Pulver auf eine gegebene Distanz nöthig ist. Im Wallis sieht man noch etwa die früher allgemein gebräuchliche einläufige, gezogene Büchse mit zwei hinter einander liegenden Schlössern auf der gleichen Seite. Die erste Kugel wird auf die erste Pulverladung nackt aufgesetzt und dient so der zweiten Pulverladung, die genau mit dem Zündloch oder Pistonkamin des vorderen Schlosses correspondiert, als

*) „Sich anzuleimen mit dem eignen Fuß,
Um ein armselig Gratthier zu erlegen."
Schiller.

Bodenstück. Die beiden Schüsse sitzen also hintereinander im gleichen Rohre, und jeder steht mit seinem eigenen Kapsel- oder Steinschloß in Verbindung. Zuerst wird natürlich der vordere Schuß gelöst; versagt dieser, oder hält der Jäger zwei gleichzeitige Kugeln für nothwendig, so schießt er sogleich den hinteren Schuß los, der den vorderen mitnimmt, ohne dessen Pulverladung zu entzünden. Diese originelle Gemsenbüchse hat den Vortheil, daß sie viel leichter ist als eine Doppelbüchse und doch wie diese zwei Schüsse zur Verfügung stellt.

Die kurzläufigen, ungezogenen Doppelflinten werden nicht zur Gemsenjagd gebraucht, da sie für den Kugelschuß nicht weitreichend und sicher genug sind. Ebenso sind die Spitzkugeln bei den Jagdstutzen nach kurzem Gebrauche bei vielen Jägern wieder in Abgang gekommen. Sie haben zwar den Vortheil eines sehr sichern und weitreichenden Schusses, aber sie verwunden nur im Blatt und Kopfe zu schnellem Tode. Die Kugel ist zu klein, und wenn sie auch oft das Thier ganz durchbohrt hat, läuft dasselbe noch stundenweit und geht dem Jäger verloren, besonders im Herbste, wo das in die Wunde eintretende Fett oft keinen erschöpfenden Blutverlust gestattet. Die Jäger ziehen daher immer ein möglichst großes Kaliber, wohl eine zweitlöthige Kugel vor. Sie laden auch stets mit der größten Sorgfalt, da ein Versagen der Flinte oft die Frucht vieltägiger Bemühungen vernichtet, und nehmen nicht leicht einen alten Schuß mit. Die Bündner Gemsenjäger ziehen allgemein den etwas schweren, langen Stutzen mit doppeltem, gezogenem Laufe von mittlerem Kaliber und einer langen, röhrenartigen Messingblende über dem Absehen vor. Noch gefährlicher dürften den Gemsenherden mit der Zeit die Repetier-Hinterlader werden, wenn sie einmal in die Hände der richtigen Jäger kommen.

Ein drittes Hauptstück der Ausrüstung ist ein gutes Fernrohr („Spiegel"), dessen Wert nur der echte Jäger kennt, und für dessen Anschaffung er oft Jahre lang zusammenspart. Mit diesem arbeitet er vorzugsweise auch in den Bergen. Alle Viertelstunden ist es am Auge und ermißt alle Felswände, alle Buschplanken, alle Steinklingen. Des Jägers Ausmarsch ist höchst bedächtig. Unaufhörlich observiert er das ganze Gebirge und nicht leicht geht er ganz in die Höhe, ehe er irgend ein Wild erblickt hat. Dies besonders in Bünden; anderswo wird das Fernrohr selten so allgemein und anhaltend benutzt.

Am Abende oder frühen Morgen beim Sternschein bricht der Jäger auf, um vor Sonnenaufgang seine Reviere zu gewinnen. Er kennt die Gänge und Züge, die Lieblingsweiden, die Zufluchtsorte, die Sulzen und Wechsel des Wildes genau und richtet danach seine Jagd ein. Die Hauptsache ist immer und immer die, daß er das Wild vor dem Winde behält; denn wenn ein noch so leiser Luftzug von ihm aus der Gemse zugeht, so wittert diese ihn wunderbar auf eine ungeheure Distanz und ist ihm verloren.*) Die einfachste und bequemste Jagd ist die, daß der Jäger in der Kleidung der Sennen am Abend die Thiere beobachtet und vor der frühen Dämmerung beschleicht. Sie ist aber nur ausführbar im Herbste, ehe die Thiere recht angejagt und scheu gemacht worden sind. Ein rechter Jäger weiß wohl, daß er namentlich bei den Waldthieren, die er selten oder nie in Gemsenfallen treiben kann, nicht vorsichtig genug zu sein vermag. Die Waldgemsen,

*) Dies in der Regel; doch sind uns mehrere Beispiele bekannt, wo auffallenderweise die Gemsen die Witterung des Luftzuges nicht im Geringsten beachteten; in einem Falle folgte sogar eine Gemse dem Jäger hinter dem Winde etliche tausend Schritte weit und keine fünfzig Schritte entfernt und floh erst, als der Jäger sich, verwundert über das nahe Geräusch, umdrehte und anschlug.

die weit häufiger in der Nähe der Menschen sind, zeigen sich aufmerksamer und vorsichtiger, aber nicht so scheu als die Gratthiere, kennen aber ihre Leute ganz genau und wissen den Jäger vom Holzhauer und Senner schon in der Ferne zu unterscheiden. Der Jäger hütet sich schon im Thale, von ihnen gesehen zu werden, und schickt lieber seine Flinte zur Stelle, wo er die Jagd zu beginnen gedenkt. Schon eine Stunde unter dem Gemsenrevier meidet er gern alles laute Sprechen und Geräusch. Will er die Alpenthiere beschleichen, so durchstreift er am Abend etliche Stunden in Sennentracht und ohne Flinte das Gebirge, wo ihm die Sennen**) etwa die wahrscheinlichen Lagerplätze der Gemsen bezeichnet haben. Gewahrt er ein Rudel, so beobachtet er es aus der Ferne hinter einem Felsblock. Die Thiere grasen ruhig, und wenn sie sich ganz sicher wähnen, so spielen sie miteinander und stoßen sich mit den Hörnern. Nach Sonnenuntergang legen sie sich, gewöhnlich in einem Kessel oder kleinen Steinthal, wo sie sich zwischen die Blöcke vertheilen. Dann geht der Jäger hinter dem Winde (und daher oft auf großen Umwegen) leise zur Hütte zurück, wacht oder schläft da bis nach Mitternacht und kehrt dann behutsam mit seinem Stutzen in die Gegend des Gemsenlagers zurück, wo er die erste Morgendämmerung abwartet, um sich den Thieren zu nähern. Hat er den Vortheil des Windes für sich, so ist in dieser Zeit eine behutsame Annäherung bis auf vierzig, ja bis auf zwanzig Schritte möglich. Hier verweilt er abermals, hinter einem Steine oder Busche kauernd, bis es heller wird. Langsam erhebt sich das Vorthier und streckt sich, ebenso die übrige Herde. In diesem Moment wählt der Jäger sich seine Beute, womöglich einen großen Bock, der sich dem geübten Auge durch etwas dickere, oben weiter auseinanderstehende Hörnchen kenntlich macht. Fällt das Thier, so stutzt einen Augenblick die ganze Herde, sieht sich mit der höchsten Unruhe nach dem aufsteigenden Pulverdampf um und flieht windschnell nach der entgegengesetzten Richtung. Diese Art zu jagen ist, wo man sie anwenden kann, die sicherste und rascheste.

Auch die gemeinsame Jagd mehrerer Jäger, die sogenannte Treibjagd, ist, wenn gute Kundschaft waltet, ziemlich sicher. Die Gemsen werden dabei so umgangen, daß ein Jäger dieselben in den unteren Morgenweiden aufstört und langsam (oft mit nachgeahmtem Hundegebell) bergan treibt, während die übrigen zerstreut jene Pässe besetzt halten, welche das Rudel in ähnlichen Fällen zu wählen pflegt. Es ist wunderbar, wie genau die Jäger die Marschroute der Thiere kennen. Oft verabreden sie sich unten im Thale, zu einer bezeichneten Stunde sich genau an einem gewissen Felsengrate zu treffen, besteigen einzeln in einer Entfernung von 2—3 Stunden das Gebirge und treffen genau zur versprochenen Zeit mit den angetriebenen Gemsen hoch in einer abgelegenen Schlucht zusammen. Die Jagd mit Hunden war früher in den bewaldeten Vorbergen der Herrschaft Sax, des Gasterlandes und Entlibuches allgemein. Sie war auch eine Treibjagd. Der höher auf dem Anstand stehende Jäger vernahm schon von fern das

*) Die Sennen werden aber in der Regel nur befreundeten Jägern richtige Auskunft über den Stand der von ihnen beobachteten Gemsen geben, und es macht ihnen gewöhnlich ganz besonderen Spaß, Fremde oder Neulinge auf falsche Fährten zu führen und stundenweit vergeblich im Gebirge umherzujagen. Manche Sennen haben solche Vorliebe für ihre bekannten Gemsen, daß sie dieselben nie verrathen. „Bub," hörten wir einen zu seinem Sohne sagen, „nicht um eine Doublone wollt' ich, daß Du mir das Gams verklagtest." Dieses „Gams" war ein Bock, der viele Jahre lang jeden Abend in der Alp lagerte und den Sennen furchtlos täglich bis auf zehn Schritte nahe kommen ließ.

heftige und zornige Gestampf des von Hunden gehetzten Thieres und schoß es mit mehreren kleinen Kugeln aus ungezogenem Rohr. Seither haben sich die Gemsen aus diesen Vorbergen ganz auf die Hochalpen zurückgezogen, und der Gebrauch der Bracken auf dieser Jagd ist verboten.

Gefährlicher ist die Einzeljagd, wenn der Jäger der Gemse nicht bloß auflauert und sie etwa von den Sulzen wegschießt, sondern wo er das weidende Thier auf höchst schwierigen Wegen umgeht oder wo er es förmlich jagt und verfolgt. In gewissen steilen Gebirgen ist ein solcher Pirschgang immer ein Gang auf Tod und Leben. Ein augenblickliches Niedersehen in die Tiefe vom schmalen Felsengesimse, ein fallender Stein, der mit magischer Kraft den Jäger nach sich zieht in den kirchthurmtiefen Abgrund, ein loses Strauchwerk, an das der Kletternde sich hält, alles wird zur Todesursache, und nur die unbedingteste Geistesgegenwart rettet vielleicht den Bedrohten. Wildheuer und Gemsenjäger erzählen oft von der verrätherischen Anziehungskraft, die ein in die Tiefe fallender Gegenstand auf den auf schmalem Felsgesimse stehenden Menschen ausübe. Es dränge fast unaufhaltsam, dem Steine nachzusehen in den Abgrund, besonders wenn er ganz nahe beim Fuße abfalle; wer ihm nachschaue, sei unrettbar verloren, und schon Viele seien das Opfer dieses sympathetischen Zuges geworden. Sie pflegen daher in solchen Fällen das Gesicht sogleich nach der Felsenseite zu wenden und einen Augenblick still zu stehen, ehe sie ihren Weg fortsetzen. Gelingt es, die Thiere mit unsäglicher Mühe auf einen sogenannten Treibstock, eine Gemsenklemme (im Engadin Clavigliadas), hinzutreiben, wo sie nicht mehr zurück können, so ist in der Regel die Beute reichlich, wenn auch etwa einmal die Eingeschlossenen unter Anführung eines kühnen Bockes zurückkehren und über und neben dem Jäger vorbeisetzen. Solche Treibstöcke befinden sich in den Alpen des Glarner-, Bündner- und Walliserlandes in Mehrzahl. Der Jäger Elmer bemerkte, daß sich am Vorabgebirge (Glarus) ein Gemsenrudel beim Beginne der Jagd regelmäßig über ein ganz schmales Felsband zurückzog und sich dadurch vor jeder weitern Verfolgung sicherte. Da ließ er seinen Sohn unter großer Lebensgefahr nachkriechen. Dieser traf die geängstigten Thiere in einem Felsenkessel, an dessen lothrechten Wänden sie erst mannshoch aufsprangen und sich dann zitternd auf einen Haufen drängten. Der Junge schoß ein Thier, die übrigen stürmten über ihn weg, das Felsband zurück, und zwei wurden noch vom Vater erlegt. Von jenem Tage an benutzte das Rudel das vorher so beliebte Band nie mehr zur Flucht.

Oft verleitet das hitzig verfolgte Wild den Jäger zu Unbesonnenheiten und lockt ihn auf Felsen hinaus, wo er nicht mehr vorwärts noch rückwärts kann. So erzählt Kohl von einem Falle, wo der eifrige Verfolger im Berner Oberlande auf ein schmales, morsches Schiefergestell hinuntersprang, das sich über einem hundert Klafter tiefen Abgrund gesimsartig und bloß fußbreit an der Felswand hinzog. Als das faule Steinwerk anfieng zu bröckeln und drohte, ihn nicht länger zu tragen, mußte er sich langsam auf den Bauch niederlassen und vorsichtig auf dem langen Bande hinrutschen. Mit einem kleinen Beile schlug er nun immer vor sich den morschen Schiefer vorsichtig weg und kroch Fuß für Fuß nach, stets in der Gefahr, daß die Steinbank unter ihm ganz abbreche. Nach anderthalbstündiger Arbeit bemerkte er neben sich an der Wand einen flatternden Schatten, kehrte sich mühsam aufwärts und sah über sich einen mächtigen Adler kreisen, der gute Lust hatte, auf ihn zu stoßen. Da vertauschte der in steter Todesgefahr Schwebende seine Angst mit

Waidmannsplänen, brachte vorsichtig und mit vieler Mühe seinen Körper in die Rückenlage und nach einer Viertelstunde auch seinen Stutzer schußgerecht in die Hände, stemmte sich mit dem Hinterkopf an einen Absatz, schlang das eine Bein um einen Vorsprung und klammerte sich mit dem Fuße an, während die andere Hälfte des Körpers theilweise über dem Abgrunde hieng. So beobachtete er eine Weile den Adler, der es am Ende vorzog, fortzufliegen, und konnte nach dreistündiger, verzweifelter Arbeit mit zerrissenen Kleidern, Händen und Armen sich an's Ende der schmalen Gallerie hinwinden und festen Boden fassen.

Die Verfolgung der Gemsen in den Gletscherrevieren hat natürlich auch ihre großen Gefahren, kommt aber seltener vor, da die Gemsen sich oft lieber todtschießen lassen, als daß sie die blanken Gletscher betreten, und vor diesen eine ebenso große Abneigung als Vorliebe für Schneefelder äußern. Außer diesen Mühsalen bietet dem Gemsenjäger die Beschaffenheit seines Jagdreviers unter Umständen noch zahllose andere, so daß der oft ausgesprochene Satz: es sterben mehr Gemsenjäger gewaltsam im Gebirge als eines natürlichen Todes im Bette, nur zu wahr ist. Bald überrascht den müden Waidmann ein bitterer Frost und faßt lähmend seine erschlafften Glieder. Folgt er einer ihn fast überwältigenden Neigung zum Niedersitzen, so schläft er alsbald ein — um nicht wieder aufzuwachen. Bald schlägt ihn herabrollendes, morsches Gestein, das der Sturm, der Frost oder die kletternde Gemse abgelöst hat, in den Abgrund oder verwundet ihn, oder er hört von fern über sich den rauschenden Gang der Lawine, und ehe er sich umgesehen und hart an den Felsen gedrückt hat, hüllt ihn die Bergfee donnernd in ihren flatternden Schneemantel und begräbt ihn vielleicht eine Stunde tiefer mit zerschmetterten Gliedern im Thalkessel. Wir wollen es unterlassen, hier mehrere solcher trauriger Fälle, die wir in der Nähe beobachtet, wiederzuerzählen. Vielleicht der gefährlichste Feind ist aber der N e b e l, wenn er den Jäger viele Stunden hoch über den letzten Wohnungen der Menschen in dem grauenvollen Labyrinth der zerrissenen Felsenfirste überfällt. Er fällt dann oft so dicht ein, daß der verlorene Mann nicht sechs Fuß weit vor sich sieht, und nur die größte Kaltblütigkeit, genaue Kenntnis des Terrains und ausdauernde Körperkraft retten ihn, daß er nicht in eine Gletscherspalte fällt, über eine Felsengallerie stürzt oder auf den feuchten Steinplatten ausgleitet, besonders da den Nebeln oft ein dichtes Schneegestöber mit Sturm folgt, welche die Sicherheit des Pfades nicht mehr berechnen läßt.

Doch auch ohne besonderes Unglück, welchem aber bei lebenslänglicher Jagdbeschäftigung wohl kaum ganz zu entgehen ist, wird die Gemsenjagd bei dem im Ganzen verminderten Wildstande mühselig genug. Wie oft streift der Jäger in gewissen Revieren mehrere Tage lang in den höchsten Felsen umher, o h n e n u r d i e S p u r d e s W i l d e s s i c h e r z u f i n d e n, oder die Möglichkeit zu gewinnen, demselben nahe zu kommen, und zwar bei starken, steten Märschen und außerordentlich schmaler Kost. Ist er am Ende so glücklich und klug, dem weidenden Thiere in Schußnähe zu kommen, verräth ihn weder der Wind noch ein gelöster Stein u. dgl., hat er glücklich seine lange geladene Büchse auf dem Felsblock aufgelegt — so muß er schon sehr genau zielen und sehr sicher schießen, wenn er seine Beute nicht entweder halb getroffen durch die Flucht, oder ganz getroffen durch einen Sturz in die Tiefe verlieren will. Er zielt womöglich immer auf Kopf, Hals oder Brust. Der Schuß fällt, das getroffene Thier überschlägt sich ein paarmal und bleibt liegen; die Gefährten desselben stehen alle eine Minute lang still mit

hoch aufgerichteten Köpfen, sehen, woher die Gefahr kommt, und fliehen blitzschnell über die Felsen hin. Der glückliche Jäger naht mit klopfendem Herzen der erlegten Gemse ... allein wie er näher kommt, fährt sie rasch auf und flieht trotz schwerer Verwundung so außerordentlich schnell, daß dem Jäger das bloße Nachsehen bleibt. Doch gibt sie der Erfahrene nicht so leicht auf und verfolgt die blutige Fährte oft Tage lang. Er weiß, daß die Verwundete sich in Höhlen, Löcher oder in's Gesträuch verbirgt, und sich eifrig zu lecken anfängt, und oft erlegt er sie sicherer mit einem zweiten Schuß. Ueber hohe Felsen gestürzte Thiere werden oft den Lämmergeiern, Raben und Schneedohlen zur Beute. Kann auch der Jäger auf Umwegen zu ihnen gelangen, so ist doch meist das Fell zerrissen und das Fleisch verdorben. Denn beim Platzen der Eingeweide dringt der starkriechende, grüne Koth aus den Gedärmen so rasch in alle Theile des Körpers, daß das Fleisch ganz ungenießbar wird. Doch wir wollen auch von den glücklicheren Fällen sprechen. Der Jäger hat auf stundenweiten Kletterwegen das Rudel hinter dem Winde umgangen. Als er es zuerst gewahrte, äste es ruhig an den Grasbändern eines Felsenkopfes, jetzt sieht er es dort nicht mehr, bemerkt aber die Vorgeis durch sein Fernrohr, die weit hinten in den Felsen auf einer vorragenden Platte liegt und wiederkäut; er vermuthet, daß das Rudel hinter ihr in einer Felsenklinge am Schatten liege und klettert von Neuem über Stock und Stein, um von hinten anzukommen. Noch eine Stunde Schweiß, und richtig, da liegen wohlgezählt sieben alte Thiere mit zwei Kitzen in der Bergfalte zerstreut. Alle Augenblicke recken sie die Köpfe nach allen Seiten. Vorsichtig läßt sich der Jäger auf den Bauch nieder und kriecht, seinen Doppelstutzer ruckweise voranschiebend, langsam, lautlos hinter den Felsblock, der ihn decken wird. Ein starkes Thier ist auf's Korn gefaßt, die Kugel sitzt im Blatt, hochauf schnellt der Bock und stürzt zusammen. Die Gemsen sind alle blitzschnell aufgesprungen, wissen aber, da sie keinen Feind sehen, nicht, woher das Verderben kam; der Widerhall des Schusses donnert in allen Felswänden nach — wohin fliehen? Während die Thiere in der höchsten Furcht zusammenstehen oder rathlos hin und her springen, naht eines dem unbeweglich gebliebenen, lauernden Jäger und erhält die zweite Kugel; ja oft ist dieser so glücklich, noch ein- bis zweimal schießen zu können, wenn er gut gedeckt blieb, oder wenn gar ein anderes Rudel, durch die Schüsse erschreckt, ohne die Richtung der Gefahr zu erkennen, herbei jagt. Nie aber, unter keiner Bedingung darf der Jäger sich nach gefallenem Schuße blicken lassen, so lange noch Gemsen in der Nähe sind, da nichts geeigneter wäre, die Thiere auf lange Zeit hin aus dem betreffenden Gebirgsstock zu vertreiben, als der Anblick des Verderbers unmittelbar nach dem Tode des Gefährten.

Ist die Beute glücklich erlegt, so bricht sie der Schütze auf (wobei das Blut selbst von ruhig gebliebenen, nicht gehetzten Thieren so heiß erscheint, daß man unwillkürlich die Hand aus dem Gekröse zurückzieht), weidet sie aus (die edlen Eingeweide, unter denen die Leber von besonders feinem Wohlgeschmack ist, bleiben im Thiere), bindet ihr die Füße kreuzweise zusammen, hackt ihr die Hörnchen ein und trägt sie so auf dem Nacken, daß die Füße vorn auf der Stirn liegen. So schleppt er oft zwei Gemsen zumal, d. i. etwa anderthalb Zentner, stundenweit über die gefährlichsten Pfade nach Hause, wobei er namentlich, wenn er auf fremdem Revier gejagt hat, sich vor der Eifersucht der benachbarten Jäger wohl in Acht zu nehmen hat. In diesem Falle setzt es oft blutige Kugelgefechte, namentlich zwischen Bündner und Tyroler

oder Walliser und savoyischen Jägern ab. Ein solches erzählt z. B. Saussure. Ein Savoyarde hatte eine Gemse angeschossen und zwei Walliser erlegten sie völlig. Dem Thiere näher und durch den ersten Schuß dazu berechtigt, nahm der erste es zu Handen und trug es fort. Die Walliser Jäger, die tiefer standen, riefen ihm zu, er solle das Thier liegen lassen, was ihn aber nicht hinderte, seinen Weg fortzusetzen. Nun flogen zwei Kugeln dicht an seinem Kopfe vorbei. Er konnte wegen der steilen Wege nicht schnell fliehen, noch sich vertheidigen, weil er seine Munition verschossen hatte. Darum ließ er die Gemse liegen und zog sich voller Rachegedanken zurück, lauerte aber genau auf, bis er entdeckte, in welcher der (von den Hirten bereits verlassenen) Alpenhütten die Walliser übernachten wollten. Dann lief er zwei Stunden weit nach Hause, lud dort seine Zweischloßbüchse mit zwei Schüssen und kehrte des Nachts zur Hütte zurück. Durch eine Ritze sah er seine Feinde am Feuer sitzen, steckte das Rohr sachte durch, um beide mit einem Mal niederzuschießen und war im Begriff, loszudrücken, als ihm beifiel, die Männer hätten ja, seit sie auf ihn geschossen, nicht mehr beichten können und würden also mit einer Todsünde sterben und ewig verdammt werden. Dies erschütterte ihn tief. Er zog das Rohr zurück, trat in die Hütte und gestand den Jägern, in welcher Gefahr sie gewesen. Diese dankten ihm gerührt und überließen ihm die verhängnisvolle Gemse — zur Hälfte.

Zwischen Schweizerjägern benachbarter Kantone geht der Grenzstreit gewöhnlich harmloser ab. Der Eindringling wird womöglich gezwungen, seine Flinte abzulegen, welche dann vom Revierberechtigten als Eigenthum in Empfang genommen wird. Noch öfter aber jagen die Grenzanwohner friedlich herüber und hinüber, ohne sich viel zu stören.

Der eigentliche Jagdgewinn steht heutzutage in keinem Verhältnis mehr zu all den Gefahren, Mühen und der verlorenen Zeit, die seine Erlangung fordert. „Y faut naou tzahiaoux por in nuri-ion“, d. h. es erfordert neun Jäger, um einen zu ernähren, sagt das Sprichwort der Freiburger. Die geschossene Gemse ist drei bis höchstens sechs Thaler wert; das Fleisch wird für 60—80 Rappen das Pfund verkauft, die Haut, die ein vortreffliches sammetweiches Leder gibt, zu 5—12 Franken, die Hörnchen zu zweien . . . und doch sind die Jäger so leidenschaftlich erpicht, daß z. B. einer, dem in Zürich das Bein amputiert wurde, nach zwei Jahren seinem Arzte die Hälfte einer vom ihm erlegten Gemse aus Dankbarkeit schickte, jedoch bemerkte, „mit dem Stelzfuß wolle die Jagd nicht mehr recht vorwärts — doch hoffe er, noch manche Gemse zu fällen.“ Der Mann war bei der Amputation einundsiebzig Jahre alt.

Zu diesem Beispiele, wie die Gemsenjagd mit ihren wunderbaren Reizen und Gefahren oft zur stehenden, brennenden Leidenschaft wird, könnten gar viele andere hinzugefügt werden. Wir erinnern jedoch nur noch an jenen Führer Saussure's, welcher äußerte: „Ich bin seit Kurzem sehr glücklich verheirathet. Mein Großvater und mein Vater sind auf der Gemsenjagd zu Grunde gegangen und ich bin sicher, ebenso umzukommen. Aber wollten sie mein Glück machen unter der Bedingung, daß ich der Jagd entsagen sollte, so könnte ich es nicht annehmen.“ Zwei Jahre nach jener Aeußerung zerschellte der starke und gewandte Jäger in einem Abgrunde. —

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Gemsenjagd einen ganz bestimmten Einfluß auf den Charakter des Jägers ausübe. Es ist gewiß, daß diese Beschäftigung oder vielmehr dieses unaufhörliche Kämpfen mit Gefahr und Noth und Durst und Frost, dieses langdauernde Lauern und Aufpassen,

dieses vorsichtige, stundenlange Vorbereiten des Hauptschlages, dieses entschlossene Eingreifen der einzig günstigen Secunde, dieses combinierende Beurtheilen der Spuren, dieses Berechnen der concurrierenden Terrainverhältnisse, atmosphärischen Einflüsse u. s. w., dieses genaueste Ausspüren der Natur und der Gewohnheiten des Wildes, dieses Beschleichen, Verbergen und Täuschen — daß das Alles nach zehn- und zwanzigjähriger Uebung den Charakter des Jägers bedeutend bestimmt. Daher finden wir so oft die Gemsenjäger verschlossen, in Wort und Handlung entschlossen und ausdrucksvoll, dabei mäßig, genügsam, sparsam, geduldig und leicht in alles Unabänderliche fügsam. Es sind auf sich selbst zurückgezogene Naturen, die sich gewissermaßen selbst genügen, und eher passiv erscheinen, nicht selten höchst trockene und einsilbige Leute, die nicht Viel, aber Gewichtiges reden — im vollen Gegensatz zu den tiefländischen Hühner- und Hasennimroden, welche Wahrheit und Dichtung so reichlich und kühn zu mischen verstehen. —

Dieser ausgezeichneten Schilderung, welche wir dem berühmten Werke „Thierleben der Alpenwelt" von Friedrich von Tschudi (Leipzig, J. J. Weber) entnehmen, fügen wir noch das seltsame Abenteuer eines Gemsjägers bei. Es stellt nur eine einzige der zahllosen Gefahren auf dem Hochgebirge dar.

Ein Berner Jäger sank einst in den ewigen Eisfeldern des Grindelwaldes in eine verdeckte Eisspalte. Ohne Schaden zu nehmen, fiel er die viele Klafter tiefe Dicke des Gletschers durch bis auf den Grund, der glücklicherweise trocken war. Allein was sollte er in seinem tiefen Kerker, viele Stunden weit von aller menschlichen Hilfe entfernt, anfangen? Hätte er auch ein Taschenmesser bei sich gehabt und damit Stufen in das Eis schneiden können, so war doch die Tiefe viel zu beträchtlich, als daß von einem glücklichen Erfolge hätte die Rede sein können. Indessen befremdete es ihn, daß kein Wasser in der Spalte stand, und bei genauer Untersuchung seines unterirdischen Gefängnisses fand er, daß das Eis durch die natürliche Wärme des Bodens an seiner Basis geschmolzen war und sich Abzugscanäle und Fugen für das Wasser gebildet hatten. Entschlossen legte er sich in die finstere Rinne eines solchen Baches und kroch mit unendlicher Mühe dieser nach, gelangte nach langer Zeit wunderbar glücklich unter dem Gletscher durch, an den Rand desselben, und kam oben an einer Felswand, über die der Bach als Wasserfall sich stürzte, zu Tage. Auch von hier aus fand der aus dem nassen Gewölbe Erlöste Mittel, hinabzuklettern und sich zu retten. —

Und endlich noch das Charakterbild eines ebenso unheimlichen als merkwürdigen Gemsjägers.

Der berühmteste Gemsenjäger in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts war Johann Markus Colani, der theils in einem der Berninahäuser, theils in Pontresina wohnte. Er hatte viele Stunden weit die Reviere der Berninagebirge für seine Jagd ausschließlich in Anspruch genommen und hegte in den Bergen nahe seinem Häuschen etwa 200 halbzahme Gemsen, von denen er jährlich sechzig Junge rechnete und soviel alte Böcke dafür abschoß. Fremde Jäger litt er nicht leicht im Reviere; schlossen sie sich an ihn an, so wußte er sie so zu narren, daß ihnen die Lust an der Gemsenjagd bald vergieng. Den Tirolern war er nicht grün und erzählte manches Märchen, wie er ihnen die Jagd auf Bündner Boden verleidet habe. Das glaubten denn auch Fremde und Einheimische getreulich. In seinem Hause, so erzählte man sich, habe er eine Stube mit den Waffen und der Ausrüstung der von ihm erschossenen fremden Jäger, meist Tiroler, ausge-

schmückt, und die Leute in Bevers und Kamogask glaubten, er habe auf seiner dem Teufel verschriebenen Seele gegen dreißig Menschenleben*). Natürlich hielt ein solches Gerücht sein eigenes Jagdgebiet ziemlich frei. Die Thalbewohner schlossen den Jean Marchiet (wie sie ihn gewöhnlich nannten) oft von den ländlichen Freischießen aus, weil sie fest überzeugt waren, er schieße mit verhexten Kugeln. Colani war jähzornig und im Zorne höchst gewaltthätig und bis zur Raserei heftig. Wie ein gefürchteter Häuptling residierte er in seinem Gebirge. Einem Arzte, der ihn wegen unbefugten Praktizierens vor Gericht lud, paßte er auf, schlug ihm mit der Faust im Gesicht die Brille in Splitter und ließ ihn besinnungslos liegen. Von seiner Keckheit hörten wir manche unerbauliche Geschichte. Seinem Jagdknecht, den er bei einer Stutzerprobe einen Pferdeknochen als Ziel auf weite Entfernung aufstecken geheißen, schoß er den Knochen in der Hand entzwei; ein andermal schoß er zum Spaße einem Holzhauer die Tabakspfeife aus dem Munde. Seines Zieles war er so sicher, daß er bei einer Wette auf hundert Schritte einen Kronenthaler nach dem andern traf. Der bekannte Naturforscher Dr. Lenz jagte im Juli 1837 mit Colani und hat uns einige interessante, wenn auch vielleicht zu romantische Nachrichten über die letzte Jagd des Jägerfürsten mitgetheilt, die zugleich charakteristisch für die Gebirgsnatur und das Jägerleben in jenem wilden Theile der Schweiz sind.

Dr. Lenz besuchte mit seinem Freunde A. v. Planta Colani und bat, ihn auf der Gemsenjagd begleiten zu dürfen, indem sie ihm für jeden Jagdtag zwei Thaler, für jede Gemse, die er vor ihren Augen schösse, ebenso viel, und für jede, die sie selbst schössen, vier Thaler sammt dem Wilde anboten. Der Jäger nahm die Offerte an. Er war damals ein Mann von 66 Jahren, breitschulterig, untersetzt, von hoher, starker Brust, länglichem, braunem Gesicht, schwarzen Haaren, krummer Nase und braunen, kühnen, klugen, Jähzorn verrathenden Augen. Er lebte von Brod, Milch und Zieger. Wein trank er nie vor oder während der Jagd. Gemsen- und Murmelthierfleisch waren seine Lieblingsspeisen. Er war von romanischer Abkunft, sprach aber auch Italienisch, Deutsch und Französisch und war geschickt im Verfertigen von Sonnenuhren, chirurgischen Bandagen, sowie seiner trefflichen Büchse. Mit großer Ungeniertheit verfügte er über seine Nachbarn. Seine zwei zahmen Gemsen mußten sie in ihren Gärten weiden lassen, und als eine Frau das nicht zugab und die Gemsen vergiftete, starb auch sie sehr bald, wie Colani mit Lächeln erzählte. Seine Tochter war ebenfalls eine ausgezeichnete Schützin und begleitete ihn früher oft auf der Jagd.

Vergebens hatte man Dr. Lenz und Planta gewarnt, sich mit Colani irgendwie einzulassen. Die Jagdlust der Freunde war zu groß und eine Verbindung mit Colani zu vielversprechend. Am folgenden Morgen brachen sie auf, nachdem der Jagdfürst geräuchertes Gemsen- und Murmelthierfleisch und Salz in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Schon in der Nähe trafen sie in einer tiefen Schlucht, die hinten vom Rosegg-Gletscher geschlossen war, fünf Gemsen, und die Freunde waren eben bereit, sie einzu-

*) Natürlich ist dies gar sehr übertrieben. Der hochbetagte Gemsenjäger A. Cadonau in Bergün, der oft mit Colani gejagt hat, erzählt, derselbe habe schwerlich mehr als einen Tiroler Wilderer, und zwar diesen am Piz Ot erschossen; doch habe im Savrettathal, als er Colani unvermuthet antraf und ihm ein „Halt!“ zurief, dieser augenblicklich auf ihn angeschlagen und dann erst mit seinem Lieblingsausdrucke „caro ti!“ den Stutzer gesenkt, als sich der befreundete Jäger ihm zu erkennen gab. Cadonau hat auf der Alp Blais del Lai mit einer Kugel drei nebeneinanderstehende Gemsen erlegt.

schließen, als Colani ihnen sagte: „Das wäre recht hübsch, allein es ist meine Salzlecke, wo ich keine Gemsen schießen lasse." Dann wollte er sehen, „ob die Herren auch schießen könnten," und legte auf 150 Schritte Distanz einen faustgroßen Stein hin, den dann Jeder glücklich traf. In der Nähe des Gletschers huschten und pfiffen überall Murmelthiere im Gestein. Doch die Jäger wollten an diese keine Zeit verlieren und stiegen das ungeheure Eisfeld hinan, wo sie von Zeit zu Zeit auf freien Weiden und Felsenkanten größere und kleinere Gemsengesellschaften erblickten, welche den von der Sonne rauh geleckten Gletscher und das stete Dröhnen desselben, wenn er neue Spalten bildete, nicht scheuten. Nach einem stündigen Marsche entdeckten sie auf dem schönen Rasen neben den Felsblöcken abermals 13 Gemsen; aber auch hier ließ Colani nicht schießen, da er überhaupt mehr beabsichtigte, die Freunde umherzuführen und dabei seinen schönen Taglohn zu verdienen, als sie Gemsen schießen zu lassen, so daß sie das Vergnügen hatten, 40 der schönsten Gemsen in einer langen Reihe, die Jungen immer hinter den Alten, an sich vorbeitraben zu sehen, ohne die Büchse anlegen zu dürfen. Sie kehrten endlich ohne Beute in die Sennhütte zurück zu ihrem Proviant, bei dem sich ein kleines, hartverpfropftes Weinfäßchen befand, das Alle vergebens mit der Kraft ihrer Hände zu entstöpseln versuchten und ebenso erfolglos mit Steinen u. s. w. bearbeiteten. „Ich bring ihn doch heraus," rief Colani, packte den harthölzernen Stöpsel mit seinen sechsundsechszigjährigen Zähnen, drehte das Faß in den Händen und hatte es augenblicklich offen.

Am folgenden Morgen führte der Felsenmann seine Begleiter den Brüneberg hinan, schickte den Einen auf den Anstand und führte den Anderen über einen steilen, schmalen Felsenkamm, von wo sie verschiedene ferne Gemsenherden beobachteten, wobei Colani sich das Vergnügen machte, seine Gefährten an einige todesgefährliche Vorsprünge hinzurufen. Als Beide einmal über eine tausend Fuß tiefe Kluft hinausgebogen lagen, um in der Tiefe Wild zu erspähen, hörte Lenz plötzlich ein heftiges Brausen und gleichzeitig von Colani einen gellenden Schrei. Erschrocken zog sich Lenz zurück und sah, wie dicht über seinem Haupte ein ungeheurer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeiles hinsauste. Colani hatte bemerkt, wie der Geier, der es liebt, Gemsen, Rinder, Menschen, die er an den äußersten Felsenrändern gewahrt, mit den Fittigen in die Tiefe zu stoßen, den Jagdgefährten bedrohte, und ihn durch seinen Ruf vom sichern Tode gerettet. Ehe die Jäger aber zum Schuß kommen konnten, war der Vogel verschwunden. Lenz dankte dem Felsenmanne für seine Rettung, sagte ihm aber zugleich, er sei nicht hergekommen, um das Futter der jungen Lämmergeier zu werden, sondern um Gemsen zu schießen, worauf Colani verhieß, ihn am nächsten Tage nach dem gemsenreichen Bernina zu führen.

Indessen vernahmen sie am folgenden Morgen, daß in den Kamogaskeralpen zwei Bären gesehen worden seien, die drei Schafe zerrissen hatten, und statt nach dem Bernina zu gehen, beschlossen sie, die Bären zu verfolgen. Der erste Tag wurde vergeblich mit Nachsuchung in den wilden Hochbergen zugebracht. Die eigentliche Bärenschlucht war durchaus unzugänglich. Einzelne Gemsen wurden ohne Erfolg beschlichen, da die rings pfeifenden Murmelthiere stets das Nahen der Jäger verriethen, während die Schneehühner nahe bei ihnen im Gesträuch umherliefen. Abends übernachteten sie in Orlandi's prächtiger Sennhütte.

Früh um vier Uhr am 20. Juni erstiegen sie einen Berg. Ein großer, zottiger Hund sprang ihnen auf der

Höhe entgegen, welcher eine bergamasker Schafherde bewachte, die auf der noch mit einem dünnen Schneeflor bezogenen Weide lag. Sie öffneten die kleine, rohe Steinhütte und weckten den Hirten, der sie willkommen hieß, die Asche des Herdes auseinanderwarf, Feuer machte und in dieses seine bloßen Füße steckte, die er dann wohlgewärmt in seine Holzschuhe barg, worauf er seine Gäste mit Schafmilch und Schafkäse bewirtete. Hier verließ von Planta die Anderen, die in Wind- und Schneeschauern tiefer in's Gebirge hineinstiegen, bis die über den Felsen auftauchende Sonne einen guten Tag versprach. Lenz war ungeduldig geworden und sagte zu Colani, wenn er heute nicht zum Schusse komme, so gebe er die Jagd auf. Colani erwiderte, er habe ihn ja zu den Gemsen des Bernina führen wollen, aber Lenz hätte die Bärenjagd vorgezogen. Hier gebe es wenig Gemsen und es sei schwer anzukommen, indessen — er wolle ihm zu einigen verhelfen, wenn er den Muth habe, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde beobachtete er den Punkt, wo er Wild vermuthete, und sah fünf Stück. „Dort sind sie," rief er, „um neun Uhr lagern sie, wir können hier noch ein halbes Stündchen warten — aber der Weg dorthin ist fürchterlich. Ich habe ihn nur einmal in meinem Leben gemacht."

Er gieng dann voran, schnallte das Gewehr auf den Rücken, erreichte eine senkrechte, ungeheure Wand und betrat eine schmale Gallerie, die an derselben hinlief. Der Weg war gräßlich. Unter jedem Fußtritt glitt die lockere Erde weg. In der unermeßlichen Tiefe zu ihren Füßen erschienen die höchsten Arven fingergroß; vor ihnen wurde das Gesims immer enger und schien am Ende ganz zu verschwinden. An mehreren Orten war es zudem durch Spalten getheilt, durch die sie in die Welt unter ihnen hindurchschauten. Mit halbverdecktem Gesicht folgte Lenz Colani nach. Am Ende des Felsenbandes rief dieser: „Vorsicht!", packte da, wo der Fels ausgieng, eine Felszacke, stemmte den Fuß auf und schwang sich über dem Abgrunde auf die hintere Seite des Felsens, während er seinem Gefährten überließ, ein Gleiches zu thun. Mit dem Muth der Verzweiflung folgte dieser glücklich und fast zur Verwunderung Colani's, der naiv genug äußerte: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir hier noch beieinander sein würden; — aber jetzt zu den Gemsen, wir haben sie gut umgangen!" — Nach einer halben Stunde waren sie auf der Höhe des Berges, an welchem sie vorher die Gemsen erblickt hatten. Sie bemerkten endlich eine größere und eine kleinere zwischen den Alpenrosen zu ihren Füßen am Rande eines tiefen Abgrundes liegen. Mit pochendem Herzen schoß Lenz über Colani's Schultern. Die größere sprang mannshoch auf, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Colani schoß auf einem wankenden Steinblock nach der kleineren und fehlte. Lenz wollte nach dem Abgrund, um seine Beute zu holen, aber Colani wehrte, und mit Blicken, die die Schuld des bösen Gewissens verriethen, setzte er hinzu: „Was in diesem Grabe liegt, liegt sicher begraben!" Vor mehreren Jahren war hier ein Bündner spurlos verschwunden. Es schien Lenz, die Stelle rieche nach Menschenblut.

Auf der anderen Seite des Berges gelangten sie in ein gräuliches Steintrümmerthal, rings von himmelhohen Felsenspitzen bewacht. Beim Klettern über die Felsblöcke hatte der spähende Felsenmann etwas bemerkt, warf sich dann rasch hinter einen Stein und winkte Lenz, ein Gleiches zu thun. „Was gibt's?" rief dieser verwundert. Colani antwortete nicht, blickte mit dem Fernrohr in die Höhe, ballte krampfhaft die Faust und sagte nur: „Verdammt! Verdammt!" Endlich entdeckte Lenz hoch in den Felsen eine noch

kleine männliche Figur, während Colani fast rasend vor Wuth immer sein „Verdammt" rief. „Ich kenne den Kerl nicht," sagte er endlich, „aber, Gott sei Dank, er hat uns noch nicht bemerkt! Dort sieht er mit seinem Fernglas herab." Die Wuth in seinen Blicken, seine zusammengeklemmten Zähne ließen das Schlimmste befürchten.

„Sowie der Jäger dort weg ist," flüsterte er, „müssen wir ihm zuvorkommen."

„Mit nichten, Colani," sagte Lenz ernst, „ich will Gemsen schießen und keine Menschen." Indessen verschwand der fremde Jäger. Colani sprang auf: „Folgen Sie mir, in einer Viertelstunde kann der Jäger auf jenem Bergrücken sein; wir müssen ihm zuvorkommen und in zehn Minuten hinauf!" Athemlos rannten sie bergan und legten in zehn Minuten einen Weg zurück, zu dem sie sonst über eine halbe Stunde gebraucht hätten. Noch lag ein steiles, thurmhohes, mit glattem Rasen bewachsenes Felsstück vor ihnen, über das sie mit eingekrallten Fingern sich hinwanden. Athemlos sanken sie oben hinter einem Felsblock nieder, als müßten sie von der übermenschlichen Anstrengung auf dem Flecke sterben. Der fremde Jäger nahte rasch. Das belebte Beide wieder.

Colani spannte den Hahn und zielte auf den Mann ... da drückte Lenz sanft, aber mit voller Kraft sein Rohr nieder und sagte in befehlendem Tone:

„Halt, vor meinen Augen laß ich keinen Mord zu."

Colani warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, reichte ihm aber bald die Hand und sagte: „Wir wollen uns nicht entzweien." Inzwischen war der Jäger zwischen den Felsen verschwunden.

Mit einem schadenfrohen Lächeln umschlich ihn Colani, während er Lenz befahl, stehen zu bleiben. Der Fremde saß tiefer unten an einem Felsrand und blickte mit seinem Fernrohr in die Tiefe. „Ich kenne den Burschen durchaus nicht," knirschte Colani, „aber ich will hinunter und ihm einen Besuch machen. Bleiben Sie schußfertig."

„Wohl," erwiderte Lenz, „in Eure Zänkereien mische ich mich nicht; aber Jeden, der mich antasten will, werde ich niederschießen."

Leise wie eine Katze schlich Colani hinunter mit gespannten Hähnen. Drei Schritte vor dem harmlosen Fremden trat er plötzlich hinter dem Felsen hervor und hob die Faust gegen ihn auf. Aber schweigend ließ er sie sinken. Die Beiden sahen einander einen Augenblick an; dann lehnte er seine Büchse an den Felsen und setzte sich neben den Jäger. Er ließ sich dessen Flinte geben und betrachtete sie, während sie zusammen schnupften. Lenz erwartete, er werde sich nun noch die Jagdtasche ausbitten und ihn dann heimtückisch über den Felsen hinunterstoßen — allein sie blieben Freunde.

Der fremde Jäger, ein rüstiger Greis von 65 Jahren, war von Bevers und eigentlich mit Colani befreundet, wagte sich aber, da er dessen Tücke kannte, doch nie in sein Revier. Nun hatter er vernommen, daß Colani nach dem Bernina wolle, und die Zeit benutzt, um rasch eine Gemse zu holen, sich aber zugleich vermummt, damit ihn Niemand Colani verrathe.

Bald darauf wurde die Jagd abgebrochen, da Lenz zu bemerken glaubte, wie Colani es nicht ungern gesehen hätte, wenn er über einen Felsen gestürzt wäre (?) und wie er ihm überhaupt die Lust nach seinen Bergen und Gemsen auf immer zu benehmen suchte.

Lenz fühlte die Folgen seiner außerordentlichen Anstrengung noch einen Monat lang in allen Gliedern. Colani erkrankte infolge derselben und war nach fünf Tagen

todt.*) Dieser gewaltige und merkwürdige Jäger hat nach seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft der Berge usurpierte, zweitausend siebenhundert Gemsen geschossen, ohne die vielen früher von ihm erlegten — eine Anzahl, die bei Weitem von keinem anderen Jäger je erreicht worden ist, dazu etliche Bären und zahllose Murmelthiere und anderes Alpenwild.

*) Lenz irrt sich in dieser Nachricht. Colani starb in Folge übermenschlicher Anstrengung, indem er gewettet hatte, in der gleichen Zeit eine gleich große Wiese abzumähen, wie die zwei besten Tiroler Mäher.

Einiges von den großen Reisen der „steirischen Nachtigallen."

R. Nicht häufig hat mir etwas einen so großen Respect eingeflößt, als die Weltreisen der jungen schmächtigen vier Fräulein, unserer Landsmänninen, der steirischen Nachtigallen, genannt das „Oesterreichische Damenquartett." Praktischere Reisende kann man nicht mehr finden, als diese vier Personen es sind. Da geht Alles in größter Ordnung. Das eine Mitglied der Gesellschaft besorgt das Amt des Reisemarschalls, das andere ist Säckelwart, das dritte hat die Correspondenzen, die künstlerischen Angelegenheiten zu schlichten, und das vierte muß über die Gesundheit Aller wachen, daß Keines heiser wird. Trotz dieser musterhaften Organisation gehört aber besonderer Muth dazu, in den fremden Ländern unter verschiedensten Fährlichkeiten umherzureisen, ohne andern Schutz, als den der frischen steirischen Schneidigkeit und den der Tapferkeit kunstfreudiger Seelen.

Wie sie singen, das wissen wir wohl Alle. Sie bringen uns das Lied in höchster Vollendung, der Genuß ist unbeschreiblich.*)

Nun verlangte es mich aber zu erfahren, wie sie bei fremden Völkern aufgenommen und verstanden werden und was ihnen auf ihren vielen und großen Reisen schon manchmal Außergewöhnliches zugestoßen sein mochte.

Auf meine Bitte an die Damen, mir doch einmal ein wenig davon zu erzählen, meinten sie, es wäre — was Abenteuer und dergleichen anbelangt — leider nichts zu melden, es wäre verhältnismäßig immer recht glatt abgegangen.

Umso besser! Doch eine Reise, und sie möge noch so normal vor sich gehen, ist immer noch eine Reise, etwas Neues, Außergewöhnliches, besonders wenn es vier junge, anmuthsvolle Damen sind, die ohne weitere Begleitung durch Europa ziehen von Meer zu Meere.

So habe ich durch wiederholte Anregung endlich eine Schilderung mehrerer Reiseerlebnisse des Damenquartetts erlangt, und auch die Erlaubnis dazu, dieselbe in der schlichten, schmucklosen und wahrhaftigen Weise, wie sie ist, veröffentlichen zu dürfen.

Die Berichterstatterin beginnt mit einer Reise in Spanien und Portugal:

„Begleitet von den freundlichsten Segenswünschen der württembergischen Majestäten, bei denen wir im Schlosse

*) Eine nähere Orientierung über das Damenquartet befindet sich im Heimgarten VIII., Seite 549, unter dem Titel: „Die steirischen Nachtigallen."

zu Friedrichshafen in einer musikalischen Soirée sangen, begaben wir uns direct nach Lissabon, wo wir und die mitengagierten, erfahrenen Künstler Popper und Sauret es dem ungeschickten Arrangement des Impresario zu danken hatten, daß wir in einem Circus von riesigen Dimensionen auftreten mußten, in dem alle Feinheiten des Vortrags verloren gehen mußten, auch wenn das Publicum nicht geraucht und sich nicht so ganz besonders knallender Streichhölzer bedient hätte. Hie und da begleitete die Vorträge auch Kindergeschrei oder der Lärm, den die auf den Gallerien stattfindenden kleinen Scharmützel verursachten. Thatsache ist es, daß in Oporto zwei Kapellmeister am Schlusse unseres Concertes wegen einer Meinungsverschiedenheit über eine Composition so hart aneinanderstießen, daß Blut floß und wir in unseren Garderoben so lange warten mußten, bis sich das Volk zerstreute, das sich wegen der Schlägerei vor dem Theater angesammelt hatte. Unsere schönsten deutschen Lieder konnten wir dort gar nicht singen, denn die deutsche Sprache nennt man dort eine vom Teufel erfundene; so mußten wir uns also nur auf französische, italienische, slavische und ungarische beschränken, und als wir doch einmal ein deutsches als Zugabe sangen, nannte das der Impresario sehr gewagt. Mit einem Schriftsteller sprachen wir über Goethe, den er mit einer bezeichnenden Handbewegung tief unter seinen Camoëns stellte. In Oporto stellte sich uns der Vorstand des Wagnervereines vor; einen solchen hatten wir dort nicht vermuthet. In Coïmbra, der einzigen Universität Portugals wo die Studenten das Privilegium haben, ohne Hut auf der Straße zu wandeln, ihre Mäntel malerisch umgeschlungen, wurde uns auf dem Bahnhof ein festlicher Empfang zutheil. Die Studentenschaft, sowie eine in einem Tramwaywaggon placierte Musikbande fuhren durch die Stadt mit uns bis zum Hotel, wo wir so schlecht untergebracht waren, wie noch nie. Trotzdem betrug die Hotelrechnung Tausende — von Reis. Als uns in Madrid abermals zugemuthet wurde, in einem riesigen Circus aufzutreten, beschlossen wir, den Contract zu lösen. Wir waren durch eine vom Impresario beim österreichischen Consul deponierte Summe sichergestellt und konnten frohen Herzens nach Paris abreisen, beneidet von den zurückbleibenden Herren, die nicht so vorsichtig gewesen waren, sich etwas deponieren zu lassen, erst prozessieren mußten und schließlich doch kein Geld bekamen.

In Paris erwarben wir uns durch unser Auftreten im „Cercle de la Presse" rasch Freunde. Saint-Saëns kannten wir schon von einer Tournée durch die Schweiz, die wir mit ihm gemacht. In seinen Soiréen, bei denen sich die Capacitäten der Pariser Musikwelt, sowie die bedeutendsten Künstler versammeln, die Paris passieren, machten wir Furore und die interessantesten Bekanntschaften. Für unsere Vorträge lohnte uns der berühmte Componist, der auch sehr geistreich zu plaudern weiß, mit der Widmung eines Quartettes. Von unserem II. Alt sagte er, er singe so tief, als habe er ein Fagott verschluckt. Sieben Wochen verbrachten wir so auf die angenehmste Weise in der Seinestadt. Die Concerte in Paris beginnen gewöhnlich erst gegen 10 Uhr Abends, und so hatten wir nach einem im Kammermusikverein „la trompette" absolvierten Concerte den nächsten Morgen nach Lyon zu einem Concerte abzureisen, das erst den andern Tag stattfinden sollte, weshalb wir uns vorher recht gut auszuschlafen hofften. Nun gibt es aber keine unaufmerksameren Conducteure als in Frankreich. Jedermann muß sich das Coupé selbst öffnen und auf der ganzen Strecke zeigte sich kein die Billets revidierendes Individuum, und so passierte es uns gewiegten Reisenden, wie nie vorher und nie nachher, daß wir die Um-

steigstation St. Germain de F. übersahen und zwei Stunden zu weit fuhren. In Clermontferand versicherte uns der Stationschef auf's Artigste, daß er uns gratis nach St. Germain zurückfahren lasse, aber wir mußten drei Stunden auf den nächsten Zug warten, zurückfahren, und hatten in St. Germain, wo wir unglaublich schlechte Unterkunft fanden, schon um 3 Uhr Morgens wieder abzufahren, um doch wenigstens noch zum Concert einzutreffen. Um 11 Uhr vormittags in Lyon angekommen, wo wir eine Stunde weit in's Hotel zu fahren hatten, erfuhren wir zu unserm Schrecken, daß das Concert eine Matinée sei und schon um 1 Uhr beginne. Zerstoben waren also die Träume vom Ausschlafen und einem guten Diner, denn wir hatten knapp eine Stunde Zeit, um auszupacken, Toilette zu machen und ein Weniges zu genießen. Das Comité erschien schon um halb Eins um uns abzuholen und wartete im Nebenzimmer auf uns, wie die Schergen. Wie alle Wohlthätigkeitsconcerte in Frankreich dauerte auch dieses, in dem die ersten Kräfte der Oper und des Schauspiels, zwei Orchester und mehrere Gesangvereine mitwirkten, volle vier Stunden, wobei die Absolvierung unseres Programms uns viel weniger anstrengte als die Conversation mit dem vielköpfigen Comité, das uns fortwährend allerlei Erfrischungen aufnöthigen wollte, die das in keinem französischen Foyer d'artistes fehlende reichbesetzte Buffet bot.

Allerdings wurden wir durch ein glänzendes Honorar und einen sehr pompösen Kranz für die Strapazen entschädigt, die aber noch nicht zu Ende waren, denn nach beendetem Concerte mußten wir noch Jede am Arme eines Herrn die „quêteuse" spielen, d. h., wie es in Frankreich bei jedem Wohlthätigkeitsconcerte üblich ist, für die Armen sammeln gehen. Unser Rayon war das Parterre und bald häuften sich auf den silbernen Tellern die Silber- und Goldmünzen. Doch noch immer nicht genug des Martyriums! Das Comité bestand darauf, mit uns noch eine Tour zu Wagen um die Stadt zu machen, um uns deren Schönheiten zu zeigen. Endlich zu Hause angelangt, waren wir gerade im Begriffe es uns bequem zu machen, als abermals das entsetzliche Comité erschien, um uns zu bewegen, doch an dem großen, gemeinschaftlichen Souper theilzunehmen, bei dem man sicher auf uns gerechnet hatte. Obwohl man uns schließlich auf den Knien um unser Erscheinen bat, gelang es uns endlich, die Einladung zurückzuweisen, wobei unser Impresario intervenierte, der fürchten mußte, daß wir unfähig werden könnten, in der Soirée bei Herrn C. zu singen, für die er das Engagement besorgt hatte und die den nächsten Abend stattfand. Morgens früh nach dieser Soirée mußten wir wieder nach Paris zurück, um noch denselben Abend in einer Soirée bei Buloz, dem Herausgeber der „Revue des deux mondes" zu singen, wo es außer Vorträgen auch solche von Mitgliedern des Théâtre français und von Professoren des Conservatoire gab, und eine sehr illustre, interessante Gesellschaft versammelt war. Nicht immer reisen wir so gehetzt. In Calais concertierten wir mit dem trefflichen Pariser Cellisten Mariotti, den wir bei Saint-Saëns kennen gelernt. Das Publicum war beifallslustig, aber ganz ohne Verständnis, das Foyer d'artistes — horribile dictu — eine Küche mit Ziegelboden, in der zwei über den Werth unserer Toiletten und der prachtvollen, eigens aus Boulogne-sur-Mer bestellten Bouquets, ganz ungeniert vor uns miteinander schwatzende Weiber Kaffee kochten. Das hohe Honorar und die Bouquets standen in keinem Einklang mit dem elenden Arrangement und „quel concert, quel public" riefen wir uns zu, als wir in den Omnibus stiegen; ein anderer Wagen war in der ganzen Stadt nicht

zu bekommen, die, wie alle französischen Provinzstädte, unverhältnismäßig gegen Paris zurück ist. —

In Holland, wo die Damen unter den Füßen, auch im Concert stets Wärmpfannen haben müssen, fühlten wir uns sehr wohl. In Apeldoven, der Sommerresidenz des Königs, intonierte das Orchester bei unserm Eintritt in den Concertsaal die österreichische Volkshymne, für die wir zum Schlusse des Concertes mit Absingung der holländischen, mit holländischem Text, dankten; der Jubel war unbeschreiblich, der Präsident der „Societeit" erhob sich, gebot dem Publicum: Stand op all, und zu uns gewendet sagte er: Nog eenmal „Wien Neerlandsch bloed," in das zum Schlusse das ganze Publicum einfiel. In Harlem, der Stadt der Blumen, freuten wir uns schon ganz besonders auf die Bouquets und waren sehr erstaunt, daß man uns die in den üblichen großen viereckigen Kasten schon für uns bereitstehenden Blumen noch nicht überreicht hatte, obwohl wir unsere erste Nummer schon gesungen hatten. Das Entsetzen des Comités kann man sich ausmalen, als wir, von den Herren nach unsern eventuellen Wünschen befragt, den Inhalt der Kasten zu haben wünschten, aus denen nun eiligst die duftenden Spenden hervorgeholt wurden.

Ein Musikfreund aus K., dem es unmöglich gewesen war, unsere Concerte im benachbarten Dortrecht zu besuchen, bat uns, den Tag darauf unserer Probe beiwohnen zu dürfen. Als wir seine dringende Einladung, ihn auf seinem Landgute zu besuchen, ablehnen mußten, schied er mit den Worten: Das ist aber sehr „famos," daß Sie nicht nach K. kommen können, und mit Hinterlassung eines Converts, das eine 50 fl.-Note enthielt. In der kleinen Stadt L. wurden wir nach dem Concerte von mehreren Damen befragt, was wir denn so angelegentlich zu kaufen gesucht hätten, denn man hatte uns beobachtet und schon daran als Fremde erkannt, daß wir nicht nach holländischer Sitte tagsüber die Rouleaux wenigstens zum dritten Theil heruntergelassen, sondern ganz hinaufgezogen hatten. Wir antworteten, daß wir Obst zu haben gewünscht und keines bekommen hätten. Kaum waren wir vom Concert in's Hotel zurückgefahren, als schon von allen Seiten ganze Sendungen des herrlichsten Obstes für uns einlangten, das wir natürlich in solcher Menge weder aufessen, noch mitnehmen konnten.

In der russischen Stadt Dünaburg, die zwar 40.000 Einwohner zählt, in der wir aber im Straßenkoth beinahe stecken blieben, mußten wir unser Gepäck, damit es von der Bahn sicher in's Hotel gelange, von vier Soldaten eskortieren lassen. In Deutschland, wo das Concertpublicum in kleinen Städten sich komischer Weise ebenfalls verneigt, wenn wir auf dem Podium unsere Verbeugung machen, hat der Applaus nur in großen Städten denselben Charakter, wie bei uns in Oesterreich, während man in mancher Kleinstadt, wie den ungewöhnlich starken Applaus entschuldigend, zu uns sagte: Ach, haben Sie den Lärm gehört, das klang so roh, so häßlich. In Orten, wo wir schon oft concertiert, ertönen oft zum Schlusse des Concertes Stimmen aus dem Publicum, die irgend ein ihnen von uns schon bekanntes Lied als Zugabe begehren, gewöhnlich ist es das so beliebte „Lang ist's her," (die ersten Male verstanden wir immer: „Danke sehr;" und wußten nicht, was wir daraus machen sollten). Hie und da werden die Zurufe sogar hitzig, wie z. B. in D., wo ein Herr rief: „Lang ist's her," ein Zweiter: „Nein, Ständchen," einige Damen: „Nein, ungarische Tänze." Die Damen sollten schließlich recht behalten.

Um uns auf den langen Fahrten die Zeit zu verkürzen, greifen wir oft zum Kartenspiel, und so geschah es

uns einmal, daß wir im eifrigsten Tarockiren ganz vergaßen, daß wir schon in Z., unserm Bestimmungsort angelangt waren, ohne an's Aussteigen zu denken. Das uns erwartende Comité hatte verzweifelnd den Perron schon wieder verlassen, als wir endlich aufmerksam wurden, daß wir ja schon angekommen seien.

In H., wo man uns sogar unsere Stühle fast unter dem Leibe aus dem Künstlerzimmer nahm, um das massenhaft erschienene Publicum zu placieren, hatte sich nach dem Concert der Singverein im Hausflur unseres Hotels postiert und empfieng uns mit Applaus, als wir dort einfuhren; das hätten wir von den als schwerfällig verschrienen Westfalen nicht erwartet. In O. hatten wir bei den „Drei Königen" Hotel bestellt und wurden auf dem Bahnhof vom Hausdiener mit den Worten empfangen: Bitte, sind Sie die vier Damen für die „Drei Könige?" In J. bat uns ein Herr nach beendetem Concert, doch noch einmal „Die Brautfahrt nach Hardanger" zu singen. Eine von uns erwiderte: Ach, das geht nicht mehr, ich habe schon meine Handschuhe angezogen, (die sehr vielknöpfig waren). Prinz Christian von Schleswig-Holstein, Oheim der jetzigen deutschen Kaiserin (daß er es sei, flüsterte uns der Arrangeur zu), sagte: Ach, singen Sie nur mit Handschuhen, und so thaten wir auch. Auf unserer ersten Tournée, die wir mit Impresario Hofmann, dem jetzigen Director des Kölner Stadttheaters machten, der uns auf's Beste in Deutschland einführte, hatte unser zweiter Sopran das Unglück, in Leipzig im Hotel L. Feuer auszubringen und sich eine Hand so stark zu verbrennen, daß sie operiert werden mußte. Mit wahrem Heldenmuth sang die Genossin jedoch schon den nächsten Tag in D., natürlich die Hand in der Schlinge, was besonders das Interesse der Officiere erregte, die zum deutschen Concertpublicum ein großes Contingent liefern. Die Dresdner und Leipziger Zeitungen berichteten von der Geistesgegenwart, mit der sie den ganzen Brand allein löschte. Der Hotelier war für seine Gäste versichert und wir bekamen für die verbrannten Toilettenstücke noch Schadenersatz. In einer sehr interessanten Soirée bei Bleichröder in Berlin fiel es uns als komisch auf, daß sich bei unserm Auftreten, während das ganze andere Publicum saß, vier Chinesen wie auf Commando erhoben. Mit diesen Herren, dem chinesischen Gesandten und einigen Attachés, unterhielten wir uns nach dem Concert noch sehr gut, denn sie sprachen fließend englisch und französisch, nur nicht deutsch. Auch mit dem Finanzminister Hobrecht, von dem man in einem Bericht über diese Soirée sagte, das Thema „Därf i's Diandl liabn," (welches Lied wir an jenem Abend sangen) scheine ihm mehr zu interessieren, als das Tabakmonopol, und andern hervorragenden Personen Personen unterhielten wir uns, besonders aber mit dem witzigen Stettenheim, der diesen Abend den schönsten seines Berichterstatterlebens nannte und uns später einmal schrieb: Dem verehrten Damenquartett sende ich vier Küsse; na, na, ich meine ja nur auf die Hand! Außer einigen kleinen Widmungen schrieb er uns in das Album folgendes noch ungedruckte Gedicht:

Es war im Prunksaal in Nabobs Haus.
Taghelle strahlten die Lichter aus,
Und große und mächtige Feuer brannten
In all den köstlichen Diamanten.

Und glühende Blicke brachen hervor
Aus Frauenaugen. Manch armer Thor
Stand bald in hellen, versengenden Flammen.
Die schlugen ihm über dem Kopfe zusammen.

Die Damen waren bedeutend nackt,
Die Männer in Uniform und befrackt,
Das war ein Fächern und ein Verneigen,
Ein Plaudern und ein beredtes Schweigen.

Und Hitze gab's und Eis zugleich —
Man fühlte sich wie im himmlischen Reich.
Es sind dann auch lebendige Chinesen
Mit Zopf und Pantoffeln dabei gewesen.

Da, durch den blendenden Trubel zieht
In meine Seele ein lieblich Lied.
Mir ist, als hört' ich bezaubernd schallen
Aus frischem Walde die Nachtigallen.

Es gieng ein Flüstern durch das Parquett:
Das ist das Grazer Mädchenquartett!
Ich aber kann nur versichern und sagen:
Ich hörte die Nachtigallen schlagen.

Zu ihnen hin mit einem Mal
Ein Herz flog durch den glühenden Saal —
Ich konnt's nicht erkennen in dem Gewirre,
Doch war's das meine, wenn ich nicht irre.

Der Fuchs Roaner.

A lehrreichs und kurzweiligs Gleichnus aus derselbigen Zeit, wo d Viecher noh habn redn künna.

So nennt sich ein neues Buch, welches erst vor Kurzem von Doctor Hans Willibald Nagl verfaßt und bei Wilhelm Viktora in Neunkirchen gedruckt worden ist. Es ist aber die uralte deutsche Geschichte von Reinecke Fuchs, wie sie die Vorfahren zu Lust, Lehr und Spott erzählt haben und wie sie nachher auch Altmeister Goethe in ein schönes Deutsch übertragen hat. So wollte man etwa vermeinen, daß es überflüssig wäre, die alte Mähr nochmals in neuer Form aufzurichten. Dieses vorlaute Wort darf mir aber Keiner sagen, bevor er diesen neuen „Fuchs Roaner" gelesen, dann aber kann er es nicht mehr sagen. Die merkwürdige Fabel ist hier nämlich in die niederösterreichische Volksmundart übertragen worden, damit sie auch die Bauern sollen lesen können; denn wie sie voreinstmal aus dem Volke hervorgegangen, so soll sie ja wieder als sein Ureigenthum in's Volk zurückkehren.

Wie ich nun aber die Welt kenne, so bin ich der Meinung, daß den „Roaner" wohl viele Bauern lesen werden, aber noch weit mehr Herrenleute und sogar Doctoren und Professoren, und daß diese in heller Verwunderung darüber die Hände zusammenschlagen werden. Denn wer hätte je denken können, daß das alte Gedicht sich in der Bauernsprache so über die Maßen gut machen sollte und daß das fürnehme klassische Hexameter unserer Bauernmundart wie an den Leib gegossen ist! Dann die Uebersetzung selbst! Ich habe doch schon mancherlei Volksmundartliches unserer deutschen Stämme zusammengelesen, den alten Peter Hebel und den platten Fritz Reuter und den kraftvollen Stelzhamer und den bewundernswerten Misson nicht zu verschweigen, aber eine größere Meisterschaft in der Behandlung der Mundart ist mir noch nicht vorgekommen, als in diesem „Roaner." Eine tiefe ursprüngliche Begabung vereinigt sich mit gewissenhaftem Studium, und so können Volk und Gelehrte daran wahrlich ihre Freude haben. Am liebsten wäre es mir, wenn die Schullehrer nach diesem Buche griffen. Ich weiß warum.

Nagl weiß zu jeder Hacke den rechten Stiel zu finden; wie köstlich ist es z. B., wenn er dem niederösterreichischen Bauersmanne das Wesen des Hexameters erklärt, welches er in treffendster Weise mit dem Takte des Korndreschens zu Dreien vergleicht! z. B.:

Puff piff paff, so is's brav, klopf fest aus;
Drischl schwar, Garbn wird laar, halt aus!

Und wie possierlich ist es, die ganze Geschichte des Reinecke Fuchs bei den niederösterreichischen Bauern bezugnehmend auf niederösterreichische Oertlichkeiten abspielen zu sehen!

Zu Eingang des Buches hält der Verfasser an seine bäuerlichen Leser folgende Ansprache:

Landsmann, da bring ih a Gschicht! ih moan, dö gibt da schier z denka.
Kannst Dir a Beispiel nehmen ba d Viecher so guet wie ba d Menschen:
so schön geht halt nit alls af der Welt und so grecht, wie-st da's einbildst!
Oft währt ehrlih am längsten, — am längsten, ehs ma zan Ziel kümmt.
Ehrlih und grob is a Halter-Hamur; sei ehrlih und fleißih,
aber ah pfiffih dabei, süst raamen Dir d Fuchsen Dein' Heansteig!
woaßt, die Zeiten sein schlecht, und ehswenn oans krepiert, wird's a Spitzbue!
— Schuib nit alles 'en Herrgotten zue, schau Du a weng mehrer.
Tapp nit allweil 'en austretna Weg, denk hinum und herum,
ländt Dih af dös und af das, probier's und wird nit verzagt gleih:
schau, wies 'en Fuchsen oft hat ba der Max, findt dennah an'n Ausweg.
Bist überzeugt va was Alten, daß recht is: laß Dir's nit nehmen;
bild Dir nur extra nit ein, daß überall s Alte das Best' is!
Steck in'n Büecheln nit z viel; paß lieber af ordntliche Leut auf:
DLeut, wannst was nit verstehst, kannst ausfragn, aber a Buech nit.
Nimm den Rat va mir an und harb Dih nit, daß ih Dir's gsagt hab:
bin ja a Landsmann za Dir, und a Baurmensch gwön, aswie-st Du bist,
— mörkst mir s nit an der Sprach? — und a Baurnmensch bliebn in mein'n Herzen.
Weilst mih hietz kennst a wengel, so gieb ih Dir d Hand zan-am Bfüet-Gott:
kömmen ma wo amal zsamm, so machst mar a Freud, wannst mih ansprichst.

Nagl.

Als Ueberschriften für die zwölf Kapitel hat der Verfasser die Namen der zwölf Himmelszeichen gewählt, welche überraschend gut auf den Inhalt passen und der Sache etwas astrologisch Geheimnisvolles verleihen. Sind doch auch die Monate des Jahres im Kalender mit diesen Himmelszeichen gemerkt und mancher Bauer wird sich's mit dem „Roaner" so eintheilen, daß er alle Monate sein Kapitel liest, bis er im Jänner des nächsten Jahres gerne wieder mit dem Anfang beginnt. — Die Schreibweise ist leicht leserlich, und doch mangelt ihr keine der mundartlichen Eigenthümlichkeiten, deren Geist ja nicht sosehr im Wortbilde, als vielmehr im Satzbau und im Gedankengange liegt.

Die Uebersetzung nach Goethe ist fast genau sinngetreu, sosehr die Form naturgemäß von dem Hochdeutschen abweichen muß. Und nirgends etwas Gezwungenes, nirgends die Spur, daß auf längst vorhandenes Versmaß und alten Wortsinn Rücksicht genommen werden mußte. In dieser Form und Mundart erst scheint die alte Fabel sich so ganz und heimisch zu fühlen, in dieser Mundart wird sie nun wohl für ewige Zeiten ihr Heimatsrecht behaupten.

Als Beispiel des Gesagten lasse ich den Anfang des zweiten Gesangs in der Nagl'schen und auch in der Goethe'schen Behandlung hierherdrucken.

Und hietz schriatt[1] halt der Braun ganz stolz sein'n Weg afs Gebirg zue,
durh a flache und öde Gegnd, wo nix wachsen und bleahn kann.
Nix aswie Schotter, so weit daß man siecht. Wie er das hinter eahm hat,
kümmt er hin za die Berg, wo der Roaner sein' gwisse Revier hat;
grad dö nämliche Ried[2] hat er erst den Tag vorher agstroaft.
Aber da Bär roast weiter: sein Ziel is af d Uebellucka.
Selbn hat der Roaner schöne Gebäu: ünter all seine Gschlösser, —
wohl ers duzadweis hat! — is d Uebellucka das baser.[3]
Krigt er wo Wind van a Gfahr: sein' Zueflucht is allezeit d a h e r.
Wie der Braune zan Gschloß kümmt, findt er die gwöhnliche Pforten
fest verriegelt; er steht und studiert an'n Rand ba der Thürschnalln, —
endlih schreit er aft ein': „He, Roanervetter, was is's denn?
neamd dahoama? Der Braun is kömmen als s Küni sein Gricht=Bot!
Sollts Enk stelln vor seiner zan Gricht, und i h soll Enk aholn.
Und an'n Eid hat er gschworn, der Herr Küni: Wann's nit an'n ieden
selber antwort'ts af die Klagn, was häufstih[4] über Enk laut werdn,
kost't's Enk dösmal das Leb'n! Wann's öppa noh thats a Weil umzarrn,[5]
henkt er Enk auf oder laßt Enk zmülln[6] af Bröserl und Stäuberl.
Nehmts das Besser' und folgts mir, as kunnt süst schlecht mit Enk ausfalln."
Das hat sih d'innen der Fuchs von A bis Zett alles anghört,
liegt und lost[7] in der Still und denkt eahm: „Wann's mir nur gratet,[8]
daß ih den talketen Pälzel[9] sein' plazade Goschen[10] eintunket!
Wart, simulierst[11] a weng nah!" Er steigt in a tölfere[12] Kammer,
in=a=r=a Winkel van'n Gschloß. — As is gar a Kunst in dem Bauwerch:
Vielerloa Luckan und Höhln und Wegn und Gang hat s dermeni,[13]
enge und lange, und allerhand Thürn zan Auf= und zan Zuespörrn,
wies za Zeiten halt notthuet. Hat er bemörkt, daß s 'hn suecha
wegn=a=r=an Schelma=Stückel, so flücht't er sih alleweil d a h e r.
Viecherl verrennen sih oft in dö Gang und habn koan'n Gedanka
wo s denn da hin sein kömmen, — b i s s' der Rauber ban Gnack[14] hat.
D Red van'n Bärn hätt der Fuchs wohl verstanden; aber er fürcht't sih,
daß nit öppa ban Braun d'außt noh a paar andere passen.
Wie er sih gwiß überzeugt hat ghabt, daß der Pälzel alloan is,
geht er recht sündla aushi und sagt: „Ui=Jöckerl, der Vetter!
Das is was Seltsams, — Grüeß Enk Gott! ih hab d Vesper grad bet't hietz,
hab Enk a kloans Weng stehn müessen lassen, — nehmts mir's nit übel!
Dank Enker's Gott, daß s kömmts! Oes helfts mir ban Küni, das woaß ih!
Alle Stund bin ih froh, wann's mih hoamsuechts, Bärvetter, — aber
zlobn is, moan ih, der nit, der Enk dö Roas auferlegt hat:
Is ja viel zweit und zstark! Umeingalas, w i e ' s Oes derhitzt seids, —
waschnaß sein die Haar! Oes kriegts ah kleber[15] koan'n Athen!
Woaß denn a Küni, wie E r, koan'n andern Boten süst[16] aufztreibn,
als sein'n tüchtigsten Mann, den er selber überall vorzuigt?
Sicher hats aso sein wölln m i r zan Nutzen! ih bitt Enk,
helfts mir af's Küni sein'n Hof, sö habn mih so viel verschwörzt selbn.
Hab mir's fürgnommen: m o r g n, sowohl daß ih völlih koan Zeit hab,
geh ih halt hin, aber f r e i und a l l o a n; und as bleibt ba den Fürhabn.
Grad für heunt bin ih zschwar, ih kann mih nit drahn und nit riegeln![17]

[1]schreitet, [2]Landstrich, Acker=, Waldstrich, [3]das ansehnlichere, [4]zahlreich, [5]zögern, [6]zermalmen, [7]kauert horchend, [8]gelänge, [9]schwerfälligen Lümmel, [10]schreiendes Maul, [11]sinnst, [12]tiefere, [13]die Menge, [14]Genick, [15]fast, [16]sonst, [17]rühren.

Das is a Kreuz! hab heunt a weng zviel derwischt van an'n Essen,
was mir nit taugt; as arbat't und zwickt mih gwaltih im Bauh drein."
Moant der Braune: „Was is's denn aft gwön, Herr Vetter?" Der Andre
sagt wieder: „A, — was kunnt's denn Enk helfa, wann ih's derzählet?
Kümmerlih frett ih mih durhi![1] meingatt, man nimmt, was af An'n kümmt.
Is ja an armer Mann koan Graf. Und wann öfter za Zeiten
ninderſta nix zan derglänga[2] is mehr für mih und d Famili,
hoaßt's halt Hönig-Scheiban oi-küffeln,[3] dö findt ma ja allweil.
Wann ih nit mueß, mag ih's nit: ih bin davon gſpannt wie a Trummel.
Ueber Macht hab ih's abher gwürgt; wie kunnts Am[4] da guetthoan?
Wann ih a wengerl was Anders find, so pfeif ih afs Hönig!"
„Was hab ih ghört, was sagts?" moant aften der Braun, „aber Vetter!
redts Oes a so da van Hönig, was immer Oaner so gern iß?
s Hönig, mueß ih Enk sagn, geht mir über Würstel und Bratel!
Bringts mih dazue, därfts aft ah va mir verlanga, was Enk gfreut."
„Halts mih nit gar für an'n Narrn!" greint[5] drauf scheinheilih der Roaner.
„Meiner Seel!" verschwört sih der Bär, „as is richtih in'n Ernst gmoant."
„Wenn's aso is," hat der Rote aft gſagt, „so kann ih Enk helfa.
Gehts nur zan Lenzen, zam Baurn, der gleih unterm Bergel sein Haus hat:
Hönig hat er, Oes habt's mitsammt Enkern Kindern und Freunden
gwiß so viel noh nit gsehn!" em Bärn laaft's Wasser in's Maul zſamm,
wie er das hört. „Hietz weists[6] mih nur hin selbn gschwindih, wo's gſagt habts,"
moant er valei, „mein Vetter, Oes werdts es nit umasüst[7] thoan!
Bringts mih zan Hönig, und wann's ah gleih zan Gune-Essen[8] zweng is."
„Gehn-wir halt," sagt drauf der Fuchs, „ih hoff, Oes bstehts mit den Hönig.
Bin heunt freiliwohl schlecht ba Fueß, — aber richtih-wahr: Enk zlieb,
weil ih so große Stuck af Enk schatz, so kümmt's mir nit hart an.
Koaner is unter all meine Bluetsfreund, daß ih Enk sagn mueß,
der soviel goltet[9] ba mir, aswie Oes. — Nu, so gehn ma! — Dafür werdts
ah brav streiten für mih vor s Küni sein'n Gricht, daß ih leichter
all meine Feind, dö mih hinterrucks auklagn, rechtschaffa zruckſtutz.[10]
Hönig sollt's Enk zlecka heunt kriegn, soviel daß's vertragn künnts."
Aber der pfiffige Schalk hat d Schläg va die zorninga Baurn gmoant.
Voraus rennt der Roaner, der Braun eahm nah wie a Blinder.
„Wann's mir grat't," so denkt sih der Fuchs, „so kriegst mir Du heunt noh
wohl an'n orndtlinga Kirta, Dein Hönig wird hantih, mein Lieber!"
Und sö kömmen za s Lenzen Hof; das gfreut 'en oan'n Tschappel,[11] —
aber umsüst: wie sih d Narrn gar oft in der Hoffnung betrugn thoan.
Is schon die Zwieliechten[12] gwön, und der Roaner hat gwüßt, daß für gwöhnlih
um dö Zeit der Lenz in der Kammer schon schlaft afm Strohsack.
Der is ah zgleich a Zimmermann gwön, a tüchtiger Moaster.
Liegt an oachener Stamm in sein'n Hof, — der Lenz hat 'hn klnibn wölln,
hat zwoa Zwickeltrümmer[13] ein'keilt, und völlih an Elln weit
is der Baam afm obrn Ort va-r-anander gſpaliert[14] gwön.
Das hat er gwüßt, der Roaner, und moant: „In dem Baam d'innen, Vetter,
findt's Enk Hönig, mehr as was s glaubts! hietz stecks Enker Schnauuzen
ein' ba der Lucka, so tuif, daß's geht. Ih mueß Enk nur raten:
Seids nit z gaamerih,[15] nehmts nit zviel, as därfet Enk schlecht werdn."

[1]schlage ich mich durch, [2]zu erlangen, [3]hinabkauen, schlingen, [4]Einem, [5]schmollt, [6]führt, [7]umsonst, [8]Sattessen, [9]gälte, [10]gehörig entgegne, [11]läppischer, alberner Tropf, [12]Dämmerung, [13]Keilklötze, [14]gespreitzt, [15]leckerhaft,

„Moants leicht,“ wartelt[1] der Bär, „ih bin so a hungriger Vielfraß?
Zweng und zviel is 'en Narrn eahner Ziel, ih wird' mih schon hüeten!“
Richtih geht er an'm Leim und steckt 'en Kopf in die Klummsen[2]
bis über d Ohrwaschel ein', dazue die vödaran[3] Pratzen.
Und derweil er d'inn umherschnoffelt, so wieglezt[4] der Roaner
gschwindih die Zwickeln aushēr, — da hängt der Bär in der Mausfalln.
D Füeß und der Kopf sein einzwängt, hilft 'hn koan Schelten und Bitten,
und er hat, so stark daß er is, sein' Haut volle zthoan hietz.
So hat der Fuchs sein'n oagna Vettern mit Hinterlist eintunkt!

Goethe erzählt das wie folgt:

Also wandelte Braun, auf seinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüste, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen;
Selbst noch Tages zuvor hatt' er sich dorten erlustigt.
Aber der Bär gieng weiter nach Malepartus; da hatte
Reineke schöne Gebäude. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beste.
Reineke wohnte daselbst, sobald er Uebels besorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er davor und besann sich ein wenig;
Endlich rief er und sprach: Herr Oheim, seid ihr zu Hause?
Braun, der Bär, ist gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geschworen, ihr sollet bei Hofe
Vor Gericht euch stellen, ich soll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es soll euch das Leben kosten; denn bleibt ihr dahinten,
Ist mit Galgen und Rad euch gedroht. Drum wählet das Beste,
Kommt und folget mir nach; sonst möcht es euch übel bekommen.

Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte still, und dachte: Wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die stolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er gieng in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses, denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang, und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sei einzeln gekommen,
Gieng er listig hinaus, und sagte: Wertester Oheim,
Seid willkommen! Verzeiht mir! ich habe Vesper gelesen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe; so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reise befohlen,
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt seid!
Eure Haare sind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt es wohl sein zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet.

[1]disputiert, [2]Spalte, [3]vorderen, [4]wiegelt.

Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun versetzte darauf: Was war es, Oheim? Der andre
Sagte dagegen: Was könnt' es euch helfen, und wenn ich's erzählte!
Kümmerlich frist ich mein Leben; ich leid es aber geduldig;
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen.
Wider Willen schluckt' ich das Zeug; wie sollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ei! was hab ich gehört! versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. Ihr spottet, sagte der andre.
Nein wahrhaftig! verschwur sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen.
Ist dem also, versetzte der Rothe, da kann ich euch dienen;
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geschlechte
Saht ihr niemals so viel beisammen. Da lüstet es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. O führt mich,
Rief er, eilig dahin, Herr Oheim, ich will es gedenken!
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde.
Gehen wir, sagte der Fuchs, es soll an Honig nicht fehlen.
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne Niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte, wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsatt mach ich euch heute, so viel ihr immer nur tragen
Möget. — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor, und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs, ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo Dir ein bittrer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden, und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,
Und er sagte: Mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honigs mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich,
Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht euch übel bekommen.
Meint ihr, sagte der Bär, ich sei ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß ist überall gut, bei allen Dingen. Und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopfe in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.

Es werden naive Leser und weise Magister sich mit diesem eigenartigen Buche befassen, so will ich weder den Einen noch den Andern mit mancherlei, was ich etwa darüber noch auf dem Herzen haben könnte, vorgreifen. Meine Meinung kurzgefagt ist diese: Nagl's „Roaner“ ist in seiner Art ein Meisterwerk ersten Ranges und für unsere mundartliche Dichtung von höchster Bedeutung. Sollte der „Roaner“ in der österreichischen Mundartdichtung nicht der Beginn einer neuen Epoche sein?

R

Unterricht für Poeten.

Dichter, wenn Du für die Leute
Dichten willst, so sei gescheidte,
Baue, sollst Du etwas gelten,
Ihnen pappendeck'ne Welten,
Helden, die mit Spagatschnüren
Hübsch sind durch den Plan zu führen.
Dichte Gärten, wo die Grillen
Statt zu zirpen Flöten spielen.
Und zur schönen Augenweide
Dichte Rosen fein aus Seide,
Daß sie duften, Herr Verfasser,
Dichte Thau aus Kölnerwasser.
Mit Magie und Zauberstücken
Magst Du ihren Kopf berücken.
Lorbeerkranz wird zwar nicht echt sein,
Doch aus Gold wird er Dir recht sein. —
Ein's nur, laß die Leute schauen
Nie in Deines Herzens Auen.
Deines Gartens schönste Blüte,
Holde Rosen im Gemüthe
Würden sie auf Graswert messen
Und mit plumpen Schnauzen fressen.

Rosegger.

Kleine Laube.

Wou is die Kotz?

A gspoaßigs Gschichtl in da steirischn Gmoansproch von **Rosegger**.

Nit gleih won af an Ort wird s Lebn sa siaß sein, as wir in Obelsberg. D Obelsberger, de kinens zwifeln! Wan eahner imeramol wos nit ausgeht, wan a schwara Schaur, oder a großes Feur, oder a neigi Steur d Fexung frißt, daß s scha vahöllt bitta wird af da Welt, sa gehn d Obelsberger her und noschn an Leezeltn oda Henitaferler; aftn is s Lebn wieda siaß. Wan a Nochbar sei Geld hobn will, dos er einzbringa hot, und stork rewi wird, oda wan s liabi Ehweib hanti is wir a Kolmaswurzn, sa geht da Mon und liapad a wenk an Met; aftn is s Lebn wieda siaß. Wan an Dirndl da Bua d Liab aufsgjogg hot, sa kafts ihr an leezeltanan Reider und leezeltani Bussierla dazu, aftn is s Lebn wieda siaß. Und wan Oana s Herz gstuhln worn is, sa nimbbs dafür a leezeltanas ein und a sou kints Enks denkn, daß d Obelsberger siassi Leut sein.

Und kints Enk ah denkn, daß da Leezeltner a guats Gschäft mocht z Obelsberg. Hot drei Häuser, da Leezeltner, und gehört za die fürnehmern Leut. Is ah a feiner Weltmon, woaß wos sih schickt und stellt sih gern ein. Sar is s ollamol za Weihnachtn, daß der Obelsberger Leezeltner Moasta Bienemann an iadn va sein ongsechnen Kundn a Schochtl vul Leezeltn schbendirt. Da Herr Stodtdechant kriagg a Schochtl, da Herr Burgamoasta kriagg a Schochtl, da Herr Doukta kriagg a Schochtl, der Herr Obalehrer kriagg a Schochtl, die Frau Bezirksrichterin kriagg a Schochtl, weil da Herr Bezirksrichta nix nehma derf. s feinsti Gebacht is s, wos da prouperi Leezeltner vaschickt zan heilin Christfest; kloani Gschenka daholtn d Freundschoft, und de zohlts olls wieder oh.

Hiaz is ober amol grod vor Weihnachtn a zwideri Gschicht gwen. In Leezeltner sei kloana Bua, da Toni, hot va da Schul a schlechti Klaß hoambrocht, hot ah a pormal üba Mittog in da Schul bleibn miassn und weil er in Schulmoaster amol die Zung zoagg hobn sul, gleihwul a Schulmoasta ka Doukter is, sa hot da Leezeltnerbua üba d Weihnachtfeiter a Strofaufsgob kriagg. Muaß der ormi Kerl s Kapidl von jüdischn Kini Nabuchodonoser dreimol obschreibn. Sein an die gonzn Weihnachtsfeita vabotzt, in ormen Kerl. Die Frau Leezeltnerin fipert va Zorn, sa harb is s af den Schulmoasta, d Faust tibbelts: „Mih zimpp, d Augn austrotzn möcht ih n!"

„Sei na still," sogg da Leezeltner za da Frau „und loß na Zeit. Unsern Lehrer wir ih nouhamol a Leezeltnschochtl schickn! Der kon sih gfreun! Den thua ih wos on, daß er drauf denkn sul, paß auf!"

Do hot sa sih zuatrogn, daß in heilign Obnd ban Leezeltner grod die graw Kotz hin worn is; da kloani Bua hots von Stodl eina brocht und hoaßts, sie wa dawürgg worn, kimbb oba nit auf, wer s thon hot. Da Moasta Biene-

mann is grod ban Leezeltneinpockn fi d Herrschoftn und kimbbn hiaz a guata Gidonkn. Sul ah da Lehrer sei Schochtl kriagn, oba gstot Leezeltn pockt er die todt Kotz ein. De is für n Nabuchodonosor! — A Strohbettl mocht er und bet't die Graw sauber drauf, deckelt d Schochtl sorgfälti zua, bind't a roths Bandl drüber, wia s da Brauch is ban an Liabspresentl und trogg in oltn Knecht auf, daß er hiaz die Schochtln austrogn sul zan Herrschoftn in da Stodt. Da Knecht, in a son an Tog d Händ vul Orbat, schlepp gschwind noh an Haufn Kisteln, Schochtln und Packeln, de überoll umliegn, in d Vorrothskomer, daß douh amal a wenk an Urdnung wird in a son an Tog, aft geht er mit n Schbendaschi-Schochtln und troggs fleissi hin, wous hinghörn.

Da Moasta Bienemann hot a guats Herz und am Obnd, wir er ba sein Weinglos sitzt und die lonk Pfeifn mitn Silberbschlacht racht — die lonk Pfeifn mitn Silberbschlacht braucht er nur zan hochn Festtogn, für olli Tog hots an z schlechtn Zug — am Obnd olssa, wir er er die lonk Pfeifn racht, da Leezeltner, do gfreut er sih still ban eahm selber über d Freud, de d Herrschoftn mit n Leezeltn hobn wern, und am moastn gfreut er sih übern Lehrer sein Schrockn und Giftn, wan der — daweiln scha die Zähnt noch n Leezeltn wassern — s roth Bandl obschneidt, d Schochtl aufmocht und die Kotz siacht. — Ja, mei liaba Schulmoasta, da Nabuchodonosor!

In Christtog z morgns, wia da Leezeltner in die Kirchn geht, schreitn afn Plotz da Doukta zua: „Bedank mich!" und geht vabei.

Drauf nochn Gontsdeanst, wia da Moasta hoamkimbb, is a kloans Packerl do von Lehrer. „Aha!" sogg da Leezeltner, „er will mar an Schur anthoan. Ober ih sitz eahm nit auf!" Er trahts Packel a Weil hin und her: wos eppa drein sei kon? A broats viereggerts Packerl. Die Kotz is s nit. Wer woaß, wos für a Bousheit! — Wia fester daß er sih's fürnimbb, s Packerl gor nit aufzmochn und zuabundna wieda zrugg z schickn, um sa grössa wird sei Neugierigkeit. Af oanmol is s ouffn. A schöns Buach: „Naturgeschichte der drei Reiche mit Stahlstichen," und a Briaf dabei.

— Wos bedeut't dos? Da Schulmoasta schreibb:

Euer Wohlgeboren!

Ihre so freundliche Weihnachtsgabe hat mich diesmal ganz besonders erfreut. Ich ersehe darin nicht bloß die Wohlgesinnung, die Sie meiner Familie bewahren, sondern auch Ihre — ich möchte sagen — edle Hochherzigkeit, durch welche Sie auch in gewissen manchmal ja nöthigen Maßnahmen des Lehrers seine Sorge und Liebe für den Schüler erkennen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihrem Söhnlein beifolgendes Buch auf den Weihnachtstisch lege, hoffend, daß ihm selbes einiges Vergnügen bereiten werde.

An dem ausgezeichneten Lebkuchen haben wir uns schon gestern Abends delectiert und bei einem Glase Wein Ihrer und Ihres Hauses gedacht.

Mit verbindlichstem Danke
Ihr ganz ergebener

Johann Pucher,
Oberlehrer.

Wia da Leezeltner den Briaf glesn hot, schaut er auf und sogg: „Wou is die Kotz?"

Olls follt übers Buach her und schauts on und kon sih nit gnua vawunnern üba die muatschönen Bilda. Voron afn weissn Blott steht gschriebn: „Dem kleinen Anton Bienemann zum Andenken an seinen ihm stets wohlgesinnten Lehrer."

Nouhamol frogg da Leezeltner-Moasta: „Wou is die Kotz?" — Todtnbloß wird er in Gsicht: wan die Graw ban Stodtdechanten war? oda ba da Frau Bezirksrichterin! —

Af da Stell in Knecht ruaft er. Der woaß va nix, er hot d Schochtln besorgg und zuagstellt, wia s n auftrogn worn is. — „Ober an Irrthum muaß gschechn sei!" schreit da Bienemann, „da Schulmoasta hot an unrechti Schochtl kriagg!"

— Er mochad eahm hiaz jo wegn an Schulmoasta nix draus, war eigantli eh a guada Lopp, da Schulmoaster, oba wer hot die Kotz kriagg? — Do föllts n ein, daß da Doukta heint früa übern Plotz her sa küahl dankt hot. Bidonk mih! und sist nix. Notürlih wird er sih bidonkn, wan eahm gstott Leebzeltn wer a todti Kotz ins Haus schickt!

Daweil da Moasta nouh wia bsessn umanonda rent in Haus, kimbb a Kisterl von Stodtdechantn. Fürn Leezeltner sein kloan Buabn an ausgstoupfta Gimpel. — Wos is dos? Sul dos an Onspielung sei? — Da Dechant hot die Kotz! föllts n Moaster ein. Jessas Maria, hiaz is die Blamasch fiati!

In Huat prakt er sih afn Kopf — a noglneuga Cilinder — und will eilends zan Dechantn rena, daß er in Irrthum kunt aufklärn. Untawegn af da Stroßn bigegngg eahm da Burgamoasta, der grod mit an Herrn Stodtroth in Dischgurs is. Wos der sogn wird, denkt eahm da Leezeltner und geht n grod unta d Augn und mochtn an recht bugladn Kurschamadina. Da Burgermoasta ruckt in Huat — und nix weita. Ka Donkdagond und ka Pfiatdihgond — nit a Wörtl, gor nix. — Der hot die Kotz!

Da Leezeltner draht sih um, geht wieda sein Haus zua und siniert, wos do z mochn is. Va da Thür steht da Grichtsdeana. — Na, guati Nocht! — Er hät wos obzgebn va da Frau Bezirksrichterin. A kloans Packel in Seidnpapier eingmocht. Da Moasta bachelts auf. A Tabakbeitl. A neuga Tabakbeitl, rotheingschnürlt, mit an reamadn Bouschn und mit blowa Seidn a Sprüchl eingstepp: „Besser als im Sack die Katz ist der Tabak in der Katz.“ A Kotznbeutl! — Hiaz hobn ma's. Va da Frau Bezirksrichterin is s, des grawi Robnviach!

Da Leezeltner loßt wieder in Knecht kema. „Michel!“ sogg er, „Wos host Du gestern für a San onghebb!“

„Herr Boda, wia sou?“ frogg da Knecht.

„Za da Frau Bezirksrichterin host unsa todti Kotz hintrogn.“

„Die Leezeltnschochtl!“ schreit da Knecht.

„Die graw Kotz is drein gwen! A dumi Vawechslung. Aus da Weis is s!“

Da Knecht beidlt sein oltn Kopf und sogg: „In da Richterin ihr Schochtl is Leezeltn drein gwen. Hons jo selba gsechn und ghört, wia d Frau üba d Schochtl herfollt und aufschreit: Hesasa, Leezeltn! Und ihr Nosn zuwisteckt: Wie guat daß er wieda schmeckt.“

„Däs stimad freili nit,“ sogg da Moaster, „a Nor kunt oana wern! Ih woaß na, daß s da Schulmoasta nit hot. Oba die Ondern! Und da Welchti? Ih kon douh nit gehn va Haus za Haus und frogn: Mit Valaub z frogn, hon ih Enk nit zan heilign Obnd a todti Kotz gschickt?“ —

Va den Christtog on traut sih da Moasta Bienemann a Weil nit auszgehn. Koan Menschn traut er sih in's Gsicht zschaun und in Herrnleutn scha gor nit. Wia n amol a Mognkrompf onpockt, will sei Frau in Douktan huln. „Um Gondswilln!“ jamert da Moasta, „nar in Douktan nit!“ Weil er fürcht't, der kuntn in da Medrizin die Kotz obstottn. Sunntogs drauf holt't da Stodtdechant die Predi und dawischt die schlechtn Leut, de in Priastastond mit Schimpf und Spont vafulgn. — Mih gehts on, denkt eahm da Leezeltner, af die Kotz spielt er. Da Burgermoasta loßt in da sewin Wouchn Zedln onschlogn, daß d Leut eahnari Hausthier bessa wohrn sulln, böst Hund lassadn um; af da Stodtplotzbonk gspirad ma d Heana und sist ah ollahond Ungehörigs, däs nit sei deasad. — Sist ah ollahond Ungehörigs! Däs kon af die Graw gehn! Denkt eahm da Leezeltner, oh Du vahölts Vieh, wos mochst Du ma fi Gschichtn! — Und wia da Bezirksrichta bar ana Grichtsvahondlung wegn ana gstuhlnan Kotz in Moaster Bienemann ols Zeugn valongg, do holt'ts da Moasta neamer aus. Wia varuckt schiaßt er um. Aus is s! —

Meini liabn Leut, s bösi Gwissn! A sou wia da Tiab hinter an iadn Strondarn sein Fouga siacht, a sou siacht da Leezeltner hinter an iadn Menschn a todti Kotz. — Gach kriagg er Kurasch und solts n ein: In Stier ban Hörnern pockn!

In Silvesterobnd gibb da Leezeltner a Hausfest und lodut in Stodtdechanten ein und in Bezirksrichter und in Burgermoaster und in Touktan und ah in Schulmoasta, um den s n heint oba nit geht. Der nit kimbb, der hot die Kotz. Er deckt sagor die Tofel na für Vier Gäst, und fünf sein einglodn. — Hiaz wos is's? Se keman oll fünf. Däs mocht in Moasta va Neugs irr. Denkt oba: na, wan s er — da Gwissi — vagessn hot und nir nochtrogg, um sou bessa, wölln mir ah neama dron denkn. Trauf essns und trinkns guat — da Moasta loßt sih nit spoutn — wern lusti, und gach moant da Gostgeba: Schön war's, wan hiaz an Jada dazählad, wos er heur za Weihnachtn für Gschenka hät kriagg. Dazählt s an Jada: Zigarnspitzln, Toschnbiacherln mit Kolenda, seidani Holsbindln, Silbaknopfeln, Tintnzeug, Federmesserln, Zündhölzlschachterln, da Burgermoaster hot sagor an boananan Ohrwaschlausreingla kriagg, weil er awenk großhöri is — nau und an Jader a Schochtl vul Leezeltn — va wen, däs brauchad ma nit sjogn. — Da Moaster is still und denkt: Won is die Kotz? — Wia s gegn Zwölfi geht, keman die Punschgläser und da Gostgeba bringg zan Dazuabeissn an extrafein Leezeltn. Frischi Taler wern aufglegg, silberani Messerla dazu, da Moasta Bienemann mocht d Schochtl auf und — thuat an Schroach. — Do is s! — Boukstar lieggs do, die Graw, afn Stroh. Aftn schloggs zwölfi.

Mit an sölchtn Glachta wird nit leicht a neugs Johr ouhebn, as wia däs. Da Leezeltner hot die gonz Gschicht notürla dazählt und hot sa sih gwiesn, daß die Kotznschochtl, de in Schullehrer vamoant wa gwen, gonz zuafälli in die küahl Vorrothskoma zrugg trogn worn is, won s heint da Moasta richti wieda gonz zuafälli dawischt und auftrogn hot.

Da Schulmoasta hot für a sölcht Moanung a wenk a schelchs Gsicht gmocht do kimbb zan Glück da kloani Bua daher und bringg — dreimol sauber ohgschriebn — in Nabuchodonoser.

Erklärung: zwifeln kina: soviel als: gut anpacken, leiten können. Leezelln: Lebkuchen; Leezeltner: Lebzelter; rewi: herb, roh; hanti: bitter; aftn: nachher; krapal: kränkl; Gebacht: Gebäck; proupa: proper, freigebig; Nabuchodonoser: Nebukadenzar; graw: graue; an Schur onthoan: einen Possen spielen; reamadn Bouschn: Quaste aus Riemen; aufbacheln: aufnesteln; boananan Ohrwaschlausreingla: beinernen Ohrenausputzer; großhörig: schwerhörig, nur großen Larm hörend. Schroach: Schrei; schelch: schief.

Der Blinde.

Als Gott der Herr die Welt erschuf,
Da war sein erster, heiliger Ruf:
Es werde Licht!
Das Gnadenmeer vom Himmel floß
Und sich in alle Herzen goß,
— In meines nicht.

Und auf zum ewigen Sternenzelt
Blickt jedes Aug, dem Herrn der Welt
In's Angesicht.
Und jedes Blümlein auf dem Plan
Lacht Eure Augen freundlich an,
— Das meine nicht.

Der Mutterblick, der holde Stern,
Er blieb mir unermeßlich fern.
Dem Aermsten flicht
Der Herr aus goldnem Sonnenglanz
Um's Haupt den bunten Farbenkranz,
— Um meines nicht.

Du treuer Engel Gottes, sag,
Was hab an diesem Erdentag
Ich denn vollbracht,
Daß mitten unter Strahl und Schein
Verstoßen ich bin ganz allein
In ewige Nacht?

Der Engel sprach: Der Strahl, das Licht
Ist lange noch das Höchste nicht
Zur Menschen Lust.
Statt Glanz die Glut, ein warm Gemüth,
Das wie ein sonniger Frühling blüht
In deiner Brust:

Das ist es, was Dir Gott bescheert,
Du liebes Herz, o halt' es wert
Und zage nicht.
Das Aug' sieht nur den irdischen Schein,
In's Herze leuchtet still und rein
Des Himmels Licht.

Wohl muß in Deinem Aug' ich seh'n
Als einzigen Glanz die Thräne steh'n.
Doch weine nicht!
Noch leben treue Menschen hier,
Und Gottes Ruf erschallt auch Dir:
Es werde Licht!

R.

An den besorgten Vater in Linz.

Auf die „Frage an Erzieher" im Heimgarten, Novemberheft 1888, sind zahlreiche Zuschriften, resp. Antworten eingelaufen, wovon wir hier einige zum Abdruck bringen.

„Lieber Heimgärtner!

Du hast im Novemberheft Deines mir so lieben „Heimgartens" eine offene „Frage an Erzieher" veröffentlicht, deren Beantwortung Du wünschest. Nenne es nicht unbescheiden, wenn ich einige Worte zu der Frage spreche. Ich thue es, nicht weil ich mich zunftmäßig dazu berufen fühlte, sondern weil ich Dich lieb habe. Mir ist bei Durchlesung der Frage aufgefallen, daß da so viel auf die Schulcensuren hingewiesen wird. Hat der Vater nicht selbst einmal oder mehrmal untersucht und geprüft, wie es steht? Davon sagt er nichts. Ich glaube, auch hier gilt: Das Kind muß seiner Individualität gemäß erzogen werden! Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, man kann Herrliches darüber nachlesen in der „Didactica magna" von Comenius, in den „Abendstunden eines Einsiedlers" von Pestalozzi, in Jean Pauls „Levana." Nicht zu viel strafen, nicht mit Fasten und Arrest erziehen wollen, sondern Lust zum Arbeiten wecken, sich in die Seele des Kindes hineinversetzen, das Kind kennen lernen. „Menschenerzieher müssen Menschenkenner sein," hat einmal Meister Kehr gesagt. Die besten Seelsorger des Kindes sind Vater und Mutter. In dem uns vorliegenden Falle müßte sich der Vater, soviel es ihm sein Beruf erlaubt, mit dem Knaben beschäftigen, mit ihm die Arbeiten besprechen und dadurch anregend und leitend auf den jugendlichen Geist einwirken. Ich würde diesen Jungen auch auf meinen Spaziergängen zu meinem lieben Begleiter wählen, wie ich auch den gymnastischen Uebungen desselben die nöthige Aufmerksamkeit schenken möchte. Licht, Liebe, Luft — mit diesen drei L möchte ich es ein Jahr versuchen. Und geht es dann noch nicht, dann — ja dann würde ich mich mit dem Worte Goethes in „Hermann und Dorothea" trösten:

„Was in dem Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm;
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
Wie ein Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und Jeglichen lassen gewähren.
Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben;
Jeder gebraucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich."

Düsseldorf. Schirmer, Pfarrer."

„An den besorgten Vater in Linz!

Sie fassen die Sache viel zu tragisch auf. In Ihrem Falle sind Tausende; es ist lange nicht das Schlimmste, was man an Kindern erleben kann. Leichtsinn ist das nicht, was Sie schildern, denn Sie sagen ja selbst, daß der Knabe willig das thut, was Sie ihm vorschreiben. Daß er in seinem Alter noch so kindisch ist, sollten Sie Gott auf den Knien danken.

Hellenenthal. B. V."

„Sagen wir's kurz heraus: die Schuld am schlechten Fortgang trägt nicht so sehr der in Rede stehende Knabe, als vielmehr die an unseren Mittelschulen in Gebrauch stehende Lehrmethode. In der Volksschule fordert man in erster Richtung die Anschaulichkeit des Unterrichtes, nach dem Grundsatze: „Nichts ist im Geiste, was nicht vorher in den Sinnen war;" an der Mittelschule kennt man diesen wichtigsten aller Lehr- und Grundsätze nicht, oder nur vom Hörensagen. In der Geographie z. B. wird allerdings die Karte zur Hand genommen, auch die Namen der Städte, Flüsse, Gebirge, Berge 2c. aufgesucht, auch unterstrichen; aber damit

glaubt man schon alles für das Gedeihen des geographischen Unterrichtes Nothwendige gethan zu haben. Doch darüber ist ja schon so viel geschrieben worden! Bevor man nicht auch für unsere Mittelschulen die Forderung aufstellt: „Vom Concreten zum Abstracten," eher wird es nicht besser. Noch mancher Vater wird sich vergeblich den Kopf zergrübeln nach der Ursache der schlechten Censuren seines Sohnes und wird den Glauben an sein Kind verlieren, wenn er dieses sich ohne Erfolg stets abmühen sieht. — Drum noch einmal: Wo keine Anschauung, ist kein Verständnis, und wo dieses fehlt, da fehlt auch die Freude am Lernen, da fehlt auch der Erfolg.

Ein tüchtiger Hauslehrer, der darauf sieht, daß der Knabe nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit dem Verstande hört, dabei aber auch die Ausbildung des Gedächtnisses nicht vernachlässigt, wird den Knaben gewiß in der Schule vorwärts bringen.

Pergkirchen. F. B. S.
Volksschullehrer."

„An N. N., Linz.

Seien Sie gerecht gegen Ihr Kind. Wie können Sie auf einmal das Unmögliche verlangen? Wenn ich ein Haus baue und habe keinen verläßlichen Grund, so wird es einstürzen, wenn ich auch allen Fleiß und guten Willen darauf verwendet. Bei Ihrem Knaben scheint es so zu sein, er hat in seinen Gegenständen keine Basis und wird nichts leisten, bis ihm eine solche geworden. Sie hatten ihm Hauslehrer gehalten? Dann waren Sie wahrscheinlich nicht in der Lage, deren Gewissenhaftigkeit zu prüfen. — Vielleicht haben Sie dem Knaben die Liebe, oder auch den Kummer des Vaters zu sehr gezeigt, und er hat darauf gebaut. Es ist ja recht, ein Kind soll nur mit Liebe von seinen Eltern umgeben sein, auch wenn es gestraft wird, aber ein Knabe soll auch den heiligen Zorn des Vaters erkennen und fürchten. — Wenn der Junge Neigung zum Leichtfertigen und Flatterhaften hat, so ist weise und unerbittliche Strenge vor Allem nöthig, dann aber wird, wie Sie den Knaben geschildert, gewiß Alles gut werden. Nur Geduld.

Wr.-Neustadt. Prof. B. W."

„Lieber Herr N. N.!

Talentlosigkeit wegen straft man kein Kind. Weil das Kind kindisch ist, deshalb straft man es auch nicht. Bewahren Sie den Knaben vor schädlichen Einflüssen, die aus Verzärtelung, aus Lieblosigkeit, aus schlechtem Umgang entspringen können, seien Sie stets ernst und freundlich mit ihm und warten Sie geduldig die Zeit ab. Plötzlich wird dem Jungen der Kopf aufgehen und Sie werden nach dem, wie Sie seinen Charakter schildern, an ihm noch Freude erleben.

Stockerau. F. A."

„Angeregt hat mich das Schreiben aus Linz zu folgenden Gedanken, die sich nicht gerade auf den bestimmten Fall beziehen.

Die besten, vielleicht einzigen Erziehungsmittel sind: Die Liebe und das gute Beispiel. Wir verlangen von dem Kinde oft mehr, als wir selbst leisten, und strafen es wegen Dinge, in denen wir selbst weit strafbarer sind. Was wird den Großen nicht Alles verziehen? Was sie selber verschulden, dafür machen sie die Kleinen verantwortlich.

Als solche Erziehung, ist besser keine. Wer aber erziehen will, der merke sich: Das Kind wird daheim erzogen bei Vater und Mutter. Weder Schule noch Kirche können auf das Kind den Einfluß üben, als die Eltern. — Ich glaube, daß Sie meiner Meinung sind. Ergebenst

Arnau. N. Eichmann."

„An den besorgten Vater.

Vielleicht ist das Kind übermüdet, weiter nichts, da hilft weder Strenge noch Güte, das Beste ist, der Vater nimmt den Jungen auf einige Zeit nach Hause,*) läßt ihn sich ausruhen, springen und spielen

*) Unseres Wissens — so viel die Zuschrift besagt — ist der Knabe ohnehin zu Hause. Die Red.

nach Herzenslust; ist er gekräftigt, dann wird er spielend lernen.

Pilnikau. E."

„Dem Herrn Fragesteller aus Linz möchte ich, nach meinem Urtheile, folgende Antwort ertheilen:

Die Ursachen des Mißerfolges bei seinem Sohne können diese sein: 1. Entweder ist der Jüngling („Knabe" kann man ihn nach seinem Alter wohl nicht mehr recht nennen) verliebt,*) denn dann hilft alles Brüten über den Büchern nichts, seine Gedanken sind zerstreut; oder 2. Wenn er auch in der Volksschule gute Fortschritte gemacht hat, so belastet doch das Viele und Vielerlei der Unterrichtsgegenstände im Gymnasium seinen Verstand, besonders sein Gedächtnis, zu sehr, so daß er gleichsam im Studium erstickt. Darum fort mit ihm aus dieser Anstalt und einer andern zu, die mehr praktische Ziele verfolgt, die nicht mit dem Ballast von Latein und Griechisch seinen Geist tödtet oder mindestens schwächt. 3. Ist es auch möglich, daß der Student abgestumpft ist, und in diesem Falle trifft die Erzieher selbst die Schuld, denn durch ihr Schimpfen, Schmähen, Fastengeben, dictieren langer Strafaufgaben, Hausarreste, überhaupt durch übermäßige Härte wird das Gemüth abgestumpft, man verliert die Achtung, die Freude am Lernen, und laßt alle Ermahnungen, Drohungen u. dgl. mit äußerer Gleichgiltigkeit über sich ergehen, innerlich aber wird man immer verstockter — da fehlt die Liebe.

Ich ertheilte einmal einem ähnlichen Jungen aus vornehmer Familie Privatunterricht, bei dem aber Inconsequenz seitens der Eltern und Umgang mit schlechten Kameraden schuld waren.

Kleinlobming. J. F. Lehrer."

„Herrn N. N., Linz.

Aus Ihrer Schilderung habe ich den Jungen liebgewonnen und wer das Kind mit Strafaufgaben bis in die Nacht hinein belastet und ganze Ferialtage lang an das Buch fesselt, der ist ein Verbrecher, den man in den Arrest stecken soll. Sind denn diese Wörter und Regeln der lateinischen und griechischen Sprache das Wichtigste im Leben? Sind sie überhaupt werth, daß die Jugendzeit damit vergeudet wird? Haben Sie den Artikel im Heimgarten XII. Jahrgang, Seite 681, nicht gelesen? Sie müssen bedenken, daß das Lernen einem gesunden Kinde sehr gegen den Strich geht. Ein Kind, welches lieber lernt als spielt, und nicht gerne in den freien Weiten umherläuft, ist nicht einmal normal, wird ein Federfuchser und bringt es zu keiner Bedeutung. Die Natur eines körperlich heranwachsenden Kindes will ihr Recht haben; sie braucht ihre Kräfte zum Baue des Körpers und seiner Gesundheit, sie wehrt sich sehr gegen geistige Anstrengungen, die ihrem natürlichen Zwecke, der Körpererstarkung, zuwiderläuft. Bei dem Erwachsenen ist die Pflichterfüllung selten so widernatürlich, daher selten so schwer, als bei dem Kinde, das stundenlang ruhig in der Schulbank sitzen soll und eine Gehirnthätigkeit entwickeln wie ein erwachsener Mensch, während sein Gehirn doch noch lange nicht fertiggewachsen ist. Der Universitätsstudent hat unvergleichlich leichtere Arbeit als ein Kind mit zehn Jahren, und doch wird ihm das Durchfallen nicht so schwer angerechnet als dem Knaben. — Wenn ich ein Machthaber wäre, so dürfte in meinem Reiche kein junger Mensch vor Vollendung seines 15. Jahres in die Schule geschickt werden. Bis zu seinem 25. Jahre würde er doch mehr lernen, als es die jungen Leute jetzt von ihrem 6.—24. Jahre können. — Was Ihren Jungen anbelangt, so sage ich Ihnen nur: trösten Sie sich. Ganz ergeben

Altenburg. Prof. L. M."

„Eine Meinung betreffs der Frage an Erzieher.

Vielleicht wird der Knabe zu herb behandelt, wodurch weichere Gemüther sich abstumpfen, so daß sie dann für Alles gleichgiltig erscheinen. Die Darstellungen des Vaters sind nicht derart, mir diese

*) Was nicht noch! Die Red.

Vermuthung zu benehmen. Möglicherweise würde der Knabe in einer andern Familie, wo er Wärme und Freundlichkeit erfährt, aufleben und auch mit regerem Geiste an seine Studien gehen.

Freiburg i. B. P. Ch.
Volksschullehrer."

„A. N. N., Linz.

Wenn Sie sich nicht trösten können darüber, daß Ihr Sohn schlecht Latein lernt, so erinnern Sie sich an einen Ausspruch Herders: „Die Latinitätsdressur verdirbt in Briefen, Reden, Perioden, Chriëen, Versen auf ewig; sie verdirbt Denk- und Schreibart; gibt nichts und nimmt Vieles: Wahrheit, Lebhaftigkeit, Stärke, kurz Natur; macht sachenlose Pedanten, gekräuselte Periodisten, elende Schulrhetoren, alberne Schriftsteller, von denen Deutschland voll ist; ist Gift auf Lebenszeit."

Breslau. Prof. M. Müller."

„An den besorgten Vater!

Ich habe meinen einzigen Sohn in seinem 18. Jahre verloren, weil er sich zu Tode studiert hat. Schon in der Volksschule hatte er einen so unbezähmbaren Ehrgeiz, daß er ganze Nächte lang studierte, nicht aß, nicht schlief, bis er seine Vorzugsclasse hatte. Ich suchte ihn durch alle möglichen Mittel zu zerstreuen, es war vergebens. Er dachte an nichts, sprach von nichts, als von seinen Studien, selbst im Schlafe redete er laut von denselben und legte förmliche Prüfungen ab. In seinem 16. Jahre zog ich ihn, weil er zu kränkeln begann, aus dem Gymnasium, und gab ihn zu einem Verwandten auf's Land; das war aber noch schlimmer, nun machte er den Jahrgang privatim und leistete weit mehr, als in demselben Jahrgange verlangt wurde. Es war ein großer Kummer für mich, als ich sah, wie er sich verzehrte und vom Studierteufel geradezu besessen war. Noch in den Fieberträumen seiner letzten Tage phantasierte er in griechischer Sprache und täglich mußte ihm ein Schulcollege die Aufgaben aus der Anstalt überbringen. Mit diesem Kinde habe ich mein Glück begraben. Wie beneide ich Sie, Herr! Danken Sie Gott und lieben Sie Ihr Kind. Ergebenster

Wien. Dr. A. L."

„Wenn ich den Herrn im Heimgarten, November 1888, Seite 147 recht verstehe, so ist ihm weniger darum zu thun, daß sein Söhnlein gute Schulclassen bekomme, als daß es lerne, seine Pflicht zu erfüllen. Gute Schulclassen sind nun zwar auch nicht zu verachten, sie öffnen dem Streber manchen Weg und sind eben ein Zeichen von Pflichterfüllung. Aber es gibt Pflichterfüllung ohne gute Schulclassen, und mit solcher muß man auch zufrieden sein. Wenn ein Knabe leicht und gerne lernt, da ist es für denselben kein großes Verdienst, beim Buche zu sitzen; wenn es schwer geht und Abneigung vorhanden ist, und der Schüler sitzt doch beim Buche, so ist das nach meiner Meinung schätzbarer. Wenn es sich um die Ausbildung eines Charakters handelt, da kommt es nicht immer auf den Erfolg an. Die Pflicht nur des Lohnes wegen zu erfüllen, ist Sache der Egoisten. Wenn das Kind dem Vater nur folgt, so soll der Vater einstweilen zufrieden sein.

Graz. G. A."

In gleichem und ähnlichem Sinne lauten auch alle anderen Zuschriften.

Zwiegespräch

zwischen dem Herausgeber des Heimgarten und dem Mitarbeiter Hans Malser.

Der Herausgeber des Heimgarten sitzt an seinem Schreibtisch. Da klopft es an der Thür, und ohne das „Herein" abzuwarten, tritt ein schlanker Herr mit Augengläsern und schwarzem Spitzbart in die Stube.

„Oh, willkommen Malser!" ruft der Herausgeber und streckt ihm die Hand entgegen.

Malser: Störe ich Dich?

Herausgeber: Du niemals. Nimm Platz.

M.: Was schreibst Du denn hier wieder?

H.: Im nächsten Hefte sollst Du es lesen.

M.: Es wäre vielleicht ganz zweckmäßig, wenn Du Deine Schriften manchmal früher einem Freunde zu lesen geben würdest, als dem Schriftsetzer.

H.: Aha!

M. (Den Herausgeber an der Hand faßend): Ich brauche Dich von meiner Freundschaft wohl nicht erst zu überzeugen. Seit dem Bestehen des Heimgarten habe ich sie Dir bewiesen. So erlaube mir heute ein offenes Wort.

H.: Warum so feierlich! Du weißt doch, daß wir Beide auf vertrautestem Fuß miteinander stehen.

M.: Also im Vertrauen, lieber Freund. Du wirst mir in neuester Zeit etwas zu salop, zu ungeniert — als Schriftsteller, nämlich.

H.: Ihr seid uns Schriftstellern gegenüber ja auch salop und ungeniert — als Publicum nämlich. Jeder sagt über uns — privatim oder öffentlich — seine Meinung, und wer selbst keine hat, der leiht sich in der Geschwindigkeit eine aus. Frisch drauf los reden, der Eine gelehrt und fein, der Andere grob, der Dritte klug, der Vierte dumm, eben nach den Mitteln. Weil man es den Leuten einmal nicht rechtmachen kann, so denkt man überhaupt nicht daran, es Jemand rechtzumachen, sondern thut, was man selber will.

M.: Das ist ein ganz verkehrter Standpunkt. Wenn die Leute für Deine Schriften ihr gutes Geld ausgeben, so können sie verlangen, daß Du nur Solches schreibst, was sie gerne hören und lesen.

H.: Du hast recht. Der Schuster, bei dem ich arbeiten lasse, hat den Stiefel meinem Fuß anzupassen und nicht dem seinen.

M.: Vom Stiefel abgesehen, Dein „Martin der Mann,“ das ist eine merkwürdige Geschichte. Man weiß nicht, was man davon denken soll. Im Publicum höre ich über sie die größten Widersprüche.

H.: Selbstverständlich.

M.: Aber Freund, die Widersprüche stecken in Deiner Arbeit. Die Erzählung ist ein Märchen, denn es kommt eine Königin drin vor. Und sie ist doch wieder kein Märchen, denn es ist die Rede drin von einer Photographie. Märchengestalten und Geister können uns wohl etwas malen, aber photographieren können sie nicht. Dann die Freundschaft, der Briefwechsel der Königin mit einer Bäuerin, wie läppisch! Im Märchen sind die Könige dazu da, daß sie aus dem Blutgeld des Volkes Paläste bauen und etwa manchmal verkleidet in den Gassen umhergehen, um sich von den Uebelständen ihres Landes zu überzeugen, allein mit einer Bauersfrau correspondieren — das gibt's nicht. Ja wenn der König wenigstens männlichen Geschlechtes wäre und die Bäuerin jung und hübsch! damit würdest Du das Publicum gewonnen haben.

H.: Ich bemühte mich, die auf dem Lande einfach erzogene Fürstin rein menschlich aufzufassen, rein menschlich und ihrer Natur treu auch unter dem Purpur.

M.: Theuerster, das geht nicht. Wer einmal im Purpur steckt, der muß ganz König sein, darf mit alten Vertrauten nicht mehr über Herzenssachen plaudern, am wenigsten zu einer Bäuerin so und von dem sprechen, was im bäuerlichen Gesichtskreise liegt. Ja, wenn Du die Bäuerin noch rasch in eine höhere Töchterschule geschickt hättest! Sie würde gewiß fleißig gewesen sein und es leicht zur königlichen Hoffriseurin gebracht haben, wenn die Beiden schon beisammen sein müssen.

H.: Das ist eine gute Idee. Bei meiner Bearbeitung der Novelle werde ich die Jugendfreundin der Fürstin zu deren Leibfriseurin avancieren lassen. Da

können sie nach Belieben miteinander über Hof- und Stadt-Skandälchen tuscheln und braucht weiter Niemand etwas davon zu hören.

M.: Und endlich heiratet die Königin einen Bauern!

H.: Einen scheinbaren.

M.: Gleichviel. Schon der Schein empört. Auch nur die Andeutung, als wäre der Bauer auch ein Mensch, macht nervös. Wenn die Königin schon in einen Wald gehen muß, so lasse sie sich wenigstens von einem Räuberhauptmann fangen und entführen, und sie verliebt sich in ihn. Das ist gute alte Schule.

H.: Mit der Räuberbande könnte sie dann in ihr eigenes Reich einfallen, die Hauptstadt niederbrennen, die ihr verhaßten Minister strangulieren lassen, und ihren Idealstaat gründen. Großartig.

M.: Statt dessen läßt sie ihr Königreich fahren, heiratet einen Menschen, der wie ein Philister Wald rodet und Korn baut, der nur das einzige Verdienst hat, einen Mord begangen zu haben. Doch auch hier happert's. Der politische Mord wäre ja ganz hübsch, allein wie kann ein gebildetes Mädchen, wie diese Königin Juliana, den Mörder ihres Onkels heiraten? Leidenschaft, larifari! Einem braven Mädel wird der Herr Onkel immer näher stehen, als der Bräutigam.

H.: Ich wollte durch diese Erzählung, die ja im Einzelnen gewiß sehr verbesserungsbedürftig ist, nur zeigen, daß ein leidenschaftlich verliebtes Weib imstande ist, für den Mann ihres Herzens Alles zu opfern, ohne zu fragen nach seinen Tugenden.

M.: Ganz recht. Tugenden haben mit der Liebe nichts zu thun. Dann hättest Du diesen Martin aber wirklich einen grundschlechten Kerl sein lassen müssen, was er doch wieder nicht ist. Wenn er das Geständnis des Mordes seiner Frau wenigstens erst nach der Trauung machte!

H.: Dann wäre er allerdings ein ausgemachter Schurke. Nein, den Gefallen kann ich selbst bei einer zweiten Herausgabe meinen lieben Lesern nicht thun. Martin ist ein Mann voll Thatkraft und Eigenherzigkeit. Seine größte That ist die, daß er der Ehrenhaftigkeit und Aufrichtigkeit willen sein Lebensglück auf's Spiel zu setzen imstande ist. Diesen Muth im entscheidenden Augenblicke würdigt die Braut, und ich sehe nun in ihrem Frauencharakter keine zwingende Naturnothwendigkeit mehr, daß sie den einzig geliebten Mann verstoßen müsse, weil er aus edlen Absichten einen politischen Mord begangen hat. Was die Liebe imstande ist, man weiß es zu Genüge.

M.: Uebrigens, Freund, Du mußt schon entschuldigen, hast Du von der Liebe überhaupt einen schiefen Begriff.

H.: Dafür müßte ja ich mich entschuldigen.

M.: Ich glaube nicht, daß es Dir die Frauen so leichthin verzeihen, was Du im Aufsatze sagst, der im Heimgarten XII, Seite 918 abgedruckt ist! Du stellst dort die nachgerade frivole Behauptung auf, daß bei der sinnlichen Liebe erst die seelische Gegenseitigkeit den Genuß kröne, daß wenn mit Amor die Psyche nicht sei, die Liebe zu einer thierischen Angelegenheit gewöhnlicher Art herabsinke. Hörst Du, derlei Abhandlungen, und schon gar in einer so unverfrorenen Art, gehören nicht in ein Familienblatt.

H.: Wer sagt denn, daß der Heimgarten ein Familienblatt sei? Unter Familienblätter im landläufigen Sinne versteht man Geschichten- und Bilderbücher für Kinder und Backfische. Der Heimgarten ist ein Volksblatt für Erwachsene. Deine Beiträge selbst haben dazu beigetragen, ihn in diesem Range zu befestigen.

M.: Mag sein. Doch von dem bewußten Gegenstande zu sprechen ist wohl auch vor Erwachsenen überflüssig.

H.: Und schon darum, weil das, was ich sagte, von den größten Philosophen und Etikern aller Zeiten behauptet worden ist. Selbst der französische Lebemann Richelieu gestand, sich auf Liebe beziehend, ein, daß nach seiner persönlichen Erfahrung doppelte Freude größer sei, als einfache. Mir schien die Auf-

fassung schon auch darum erwähnenswerth, weil dadurch die Frauen zu Ehren kommen, was sie mir hoffentlich verzeihen werden.

M.: Aber eine andere Bemerkung werden sie Dir nicht verzeihen, nämlich die, daß Du im Leben noch etwas Höheres kennst, als die Freuden der Liebe. Das gibt eine Frau nicht zu, und dieser Punkt ist es eigentlich, der ihr den Aufsatz verleidet.

H.: Du hast Gedanken, Geschätzter. Ob sie richtig sind oder nicht, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wenn aber Deine sittliche Entrüstung über meine allzu ethische Auffassung anders nicht zu dämpfen sein sollte, so erinnere ich Dich nur an eine Erzählung von einem gewissen Hans Malser, die im Heimgarten VIII unter dem Titel: „Aus dem Tagebuche einer Ehefrau" gedruckt steht. — Was Du heute da gegen mich vorgebracht, das, lieber Freund, ist nicht Deine eigene Meinung, das hast Du Alles draußen im Publicum aufgeschnappt. Die Urtheile des Publicums sind ein drolliger Wirrwar, der aber für mich immerhin den Werth hat, daß er mich manchmal anregt, manchmal erheitert, manchmal zur Selbstprüfung veranlaßt.

M.: Denke nicht zu gering. Volksstimme — Gottesstimme.

H.: Die Stimme Einiger aus dem Volke ist noch lange nicht Volksstimme.

M.: Und Volksstimme noch lange nicht Gottesstimme, willst Du sagen. Vielleicht hast Du recht. Die Alten haben Gottesstimme gehört in den erlauchten Geistern der Profeten, Dichter und Künstler, die zu allen Zeiten in der Minorität gewesen, und doch die Führer des Menschengeschlechtes sind.

H.: Also wo willst Du mit Deinen Vorstellungen hinaus?

M.: Wo ich hereingekommen bin, nämlich von der Gasse, vom Markte, von der Menge. Du hast es ja gesagt, daß ich die Meinungen nur im Publicum aufgeschnappt habe. Du wirst Dich dadurch kaum irre machen lassen, sondern frisch weiter singen, was Dein Herz bewegt, und unerschrocken sagen, was Du zu sagen hast.

H.: So sind wir einer Meinung.

M.: Wie immer.

's neugi Johr stellt sih vor!

(Z Graz in der Sylvesternacht 1888, um 12 Uhr.)

Hiaz bin ih doh. Und ja fest bin ih do, daß mih ka Gwolt da Welt meh wekbringt, ausgnoma d Russn, de miassn s olti Johr noh zwölf Tog long gholtn, weils iberol hint dron sein; za die Russn kim ih erst afn Sunter ocht Tog.[1] Und wan ih s recht wil sogn, Londsleut von uns, as wia d Vorarlberga, de hobn mih hiaz ah noh nit, za de kim ih erst in a holba Stund. Oesterreich is ja groß, daß d Länder in Sunniedagong um a ganzi Stund späda Neujohr kriagn, as wia d Länder in Sunaufgong. In Spanien und Portugal kriagn s as Neujohr erst, wan mir schon in Bett liegn und insa Wirerl ausschlofn, und in Amerika entn kriagn s as neugi Johr gor erst, wan mir in da Früa insern Kaffee trinkn. Wan sih Oana von Enk hiaz telegrafirn lossn kunt: In Solzburg oder in Innsbruck wurd er s olti Johr noh dawischn. Weils oba däs nit gibt, ja ghörts ees hiaz mei mit Haut und Hor, mit Lebn und Sterbn. Und wan Oana von Enk wos vagessn hot in oltn Johr: Da Zug is obgfohrn, kriagst nix meh zrugg!

Mit Jubl hobts mih empfonga, wia ma sein Herrn empfongg, aber ih woaß s gwis, d Weibaleut mechtn ma d Augn auskrotzn, weil ih s wieder um a Johr älta hon gmocht. Die jungen Leut freili, de sein handlon[2] mit mir; da holbgwochsni Bua vahofft sih, daß n in den Johr a Schnurbartl wochst, uns s Mentschl hot gleih in Kolena[3] gugg, wia lonk as da Foschn is. Ocht Wochn! Ah, do kon doh leicht a Mon zuwaworn.

Ja meini Leut! Imer Oana und immer Oani sitzn hiaz do, s Virkriagl in da Hond oda die Zigarn, oder a Zugerl

---

[1] Sonntag über acht Tage. [2] vertraulich. [3] Kalender.

zan noschn, und mochn a lacherlads[1] Gsicht; ober ih gsiachs wul: einweni in eana Seel holtns d Händ zsom, d Augn stehn eahna vul Wosser und mit zidernd'n Herzn mochns a deamiatigs Gebit: Liabs neugs Johr! Ih han an Tisch vul Leudl dahoam, kloani und grossi, se mochn mar imeramol Kumer und Sorgn, ober ih bit Dih, loß ma s, nim ma s nit wek! — So befilcht Moncha mir, in neugn Herrn, sei Weib und Kind, seini Voder und Muada, seini Freund und Vawondtn, sei Hob und Guat. — Na na, Leut, nur koan Ongst, mih schickt der olmächtigi Gott, wir er ol meini Vorgänga hot gschickt, und ih wir ka horta Herr sei. Daß nit olli Tog d Schun schein kon, wißts a so; olaweil s Guatsein wurd Enk ah lonkweili wern. D Suppn is öd, wans nit gsolzn is, und da richtigi Tischla pfeist ban Hobeln s gleichi Tanzl, er mog hiaz a Wiagn mochn oder an Ehbett oder a Todtntruchn. A grings Gwissn, a frisch Bluat und a Federl afn Huat — steht an Steirabuabn guat! — Gonz laar kim ih nit. Mei Kraxn hot vier Ladln. Ghörn Enka. Oba nur Geduld! Ih ziach Enks schon aussa, wan die Zeit kimt. In erstn Ladl sein bliahandi Bamer und ollahond Samelwerch;[2] in zweitn bloamadi Wiesn und zeitigi Felder; in dritn vuli Oußbam[3] und scheni Gortnfrucht, in viertn foasti San und flinggi Rößla zan Schlidnfohrn. Fruajohr und Suma, Hiaschd und Winta. In erstn Ladl hon ih ah die rothn Oar und die Pfingstkropfn, und in viertn wieder an frischn Kristbam.

So und hiaz kena mar uns und hiaz gehts nochha schlosn, daß s frisch und munter seids in da Frua wan mei neugi Sun aufgeht. A hels Liacht brauchts wul, daß s in den Wirwar, wir er hiaz is af da Welt, in rechtn Weg finds!

Oba tuats na nit fluachn, ih hilf Enk n suachn. An iads Johr setzt in Bam an neugn Ring. Wan ih s ah noh nit sa weit bring: Amol wochst er in Himel, da Menschheit Stom, und hiaz in Gotsnom! Hiaz stessn mar unsri Gläsa zsom, uns z Liab und Gott z Ehr. Da Gscheitast is der, der trinkt, wos klor, der vagißt, wos woar, der s nimt wia s kimt — Glückseligs neugs Johr!

[1] lächelndes, [2] Gesäme, [3] Obstbäume.

Bücher.

Hieronymus Lorm.

Eine der rührendsten Figuren in der deutschen Literatur der Gegenwart ist der fast blinde österreichische Dichter Lorm, aber auch eine der imponierendsten. Rührend und groß ist sein fast tragisches Leiden, das er doch mit den großen Mächten des Geistes, die ihm innewohnen, bekämpft; und in seiner des äußeren Lichtes beraubten Seele schafft er sich eine andere Welt, durchflutet von großen Gedanken, durchflutet von den Culturschmerzen unseres Jahrhunderts. Doch nein, Lorm ist nicht eigentlich Weltschmerzler à tout prix, er will nicht so genannt werden, denn noch glaubt er an ein Glück für die arme Menschheit in der Rückkehr zur Bedürfnislosigkeit und Einfachheit der Natur. Mitten in der Wüste moderner Culturfexerei stehend, sehnt er sich mit dürstender Seele nach einem Lande der Wahrheit, das frei ist von allen conventionellen Lügen modernen Lebens. In doch treffender Weise hat O. Plümacher Lorm's Weltanschauung charakterisiert. „Unter den Dichtern der Gegenwart," sagt er, „hört man öfter H. Lorm als Weltschmerz-Dichter bezeichnen; aber mit Unrecht, denn Lorm schifft nicht auf dem uferlosen See der bloßen Erfahrung herum, sondern er führt uns in der Reflexionsdichtung eine metaphysisch ergänzte Weltanschauung vor, die ihm das Anrecht auf die Bezeichnung als Pessimismus-Dichter gibt. Daß diese seine Weltanschauung sehr negativ ist und mit den Indiern und Schopenhauer eigentlich nur die trügerische Maja und den lebenshungerigen Willen zum Princip hat, ändert nichts daran." Und ein solcher Pessimismus, der sich aus den Trümmern einer unvollkommenen Welt nach Vollkommenheit sehnt, hat etwas ungemein Sittliches, Förderndes an sich und verdient nicht jene Anfeindung, die ihm von vielen Seiten zutheil wird.

Diese seine Weltanschauungen hat Lorm zumeist in seinen natur-philosophischen Essays und künstlerisch auch in seiner Lyrik niedergelegt. Seine Physiognomie als Lyriker ist allgemein so bekannt, daß es genügt, wenn ich sie hier nur mit wenigen Worten charakterisiere. Literarische Kategoristen reihen ihn den Gedanken-Lyrikern ein; aber nicht zu Jenen gehört er, denen die Poesie nur die Leichenhülle ist, womit sie dürftig ihre Anschauungen umkleiden. Nein, bei ihm sind

Gedanke und Empfindung Ein Element, das sich nicht trennen läßt; sie entstehen bei ihm zugleich. Und klein ist in der Gegenwart die Zahl Derer, die ihre blutigsten Empfindungen mit solch hinreißender süßer Melodie zu verströmen vermögen wie er. Die Wehmuth der Natur tönt in seinen Gesängen, er erforscht ihre Symbolik und ihre Schönheit mit hellem Dichterauge. Der Natur gehört seine ganze Liebe und er wünscht sich das Hinsterben einer Pflanze:

Im Innern nichts als Staub und Asche,
Doch frei vom Schicksal ist Natur —
Glaubt nicht, daß nach Glück ich hasche,
Ich will der Pflanze Frieden nur...

Die Natur gewährt ihm ein stilles Glück:

Der Morgenstrahl, der Abendschatten
Erwecken nur geheimes Glück;
Auf Bergen wallt's und grünen Matten,
Vom Weltgeheimnis ist's ein Stück.

Das Ganze kann ich nicht erfassen,
Es wär des Himmels Seligkeit;
Doch schon in jenem Glück erblassen
Für mich der Erde Schmerz und Streit...

Sein Herz ist aber auch voll Liebe gefüllt zur leidenden Menschheit und seine Liebeslyrik gehört mit zum Schönsten, was je in dieser Art gedichtet wurde. Auch in der Ballade trifft er nicht selten in knapper Weise volles Colorit, tiefe, einschneidende Gedanken. Echte, lyrische Subjectivität ist ihm eigen, technische Vollendung und überzeugende Macht der Stimmung.

Seine Essays sind Emanationen eines vornehmen, tiefen und originellen Geistes. Da ist ihm ein üppiger Gedankenflug eigen, der sich hoch emporheben kann zu den Höhen objectiven Denkens und eine weltmännisch feine, nicht selten schneidige Ironie, die Ironie des Pessimisten, durchzieht sie, die freilich oft an Heine erinnert. Auch hier wendet er sein ganzes Denken der Natur zu, doch seciert er sie nicht in kühler Weise, sondern wird, weil Dichter, zu ihrem Psychologen, der ihre innersten stummen Gedanken erforscht, ihre wechselnde Musik belauscht, ihre Seele ergründet.

Hingegen haben wir beim Erzähler und Dramatiker Lorm nicht so voll und ganz die Spuren genialer Begabung finden können. Er ist uns als solcher mehr interessant als sympathisch. Seine Sprache gefällt sich da in oft fast dürftiger Knappheit und Berechnung, seine Psychologie des Menschen ist nicht so stark und tief als seine Naturpsychologik; nicht selten ist er conventionell, flüchtig, effecthaschend, wie die französischen Romanziers, und nur wenig zeigt er hier individuelle Physiognomie. Lorm als Lyriker und Erzähler, welch ein Contrast! Dort bezaubert er uns durch die süße Musik seiner Seele, die er so hinschmelzend, so weich zu verströmen vermag; hier ist er bloß der kühle, objective Beobachter, der hinausgeht, ein interessantes Bild darzustellen. Und diese Objectivität, obgleich des Erzählers Kunst, hat meine Sympathie nicht, zumal bei einem Dichter wie Lorm, der alle Töne, alle Facetten vornehmer Empfindung besitzt. Und doch ruht auch über seinen epischen Producten oft der vornehme Geist, und die Eleganz dieses Autors und auch eine Leichtigkeit im Fabulieren ist ihm eigen, eine Formgewandtheit, um welche ihn mancher Autor beneiden mag.

Es hält schwer, einer dichterischen Individualität mit wenigen Strichen auf den Grund ihres Wesens zu kommen, und so wollen unsere Zeilen nichts mehr und nichts weniger sein als bloß eine Anregung dazu, sich in die Eigenarten dieses bedeutenden, stillschaffenden Dichters und Denkers zu versenken. Hermann Menkes.

Nordisches Wandern. Eine Lenzfahrt in fünfzehn Gesängen von Eduard Pietzcker. (Braunschweig. G. C. E. Meyer. 1889.)

Von Braunschweig nach Berlin und Schlesien geht die Reise eines sangesfrohen Knaben; unterwegs findet er Stationen, so beim Kaiserpalast in Berlin, so in der Heimat an der Oder, wo sein warmes Herz oft in jauchzenden, oft in ergreifenden Accorden klingt. Ein innig Liebeslied ist in diesem deutschen Eichenkranz die Rose. M.

Oscar Teuber, der bekannte und beliebte Wiener Autor, hat seinen Schilderungen aus dem Soldatenleben soeben ein neues Bändchen militärischer Humoresken folgen lassen. Dieses im Verlage von L. W. Seidel und Sohn in Wien erschienene Büchlein führt den Titel **„Immer fesch!“** und enthält eine Reihe durchwegs heiterer Skizzen, die in der Neustädter Akademie spielen oder doch Schicksale von Zöglingen derselben behandeln. Das hübsche Buch wird, vornehmlich in Kreisen der Armee, sicher lebhaften Anklang finden. Es ist wieder voller Humor und Laune, wie man es von diesem Schriftsteller stets erwarten kann. V.

Graesers Jugendbibliothek. Erster Band: Hauff's Märchen. Zweiter Band: Hölty's Gedichte. Dritter Band: Doctor Faustus von Schwab. Vierter Band: Kleist, Michael Kohlhaas. (Wien. Carl Graeser.)

Die uns vorliegenden vier geschmackvoll ausgestatteten Bändchen, enthaltend Werke von bleibendem Wert, sind durchwegs von erfahrenen Schulmännern sorgsam ausgewählt, durch kurze Einleitungen und erläuternde Anmerkungen ihrem Zwecke entspre-

chend ausgestattet und können für das Alter von 10—15 Jahren unserer Jugend wärmstens empfohlen werden. V.

Zum Kaiser-Jubiläum hat die Redaction der „**Neuen Illustrierten Zeitung**“ in Wien eine **Festnummer** herausgegeben. Dieselbe präsentiert sich als ein Heft mit einer großen Anzahl wirkungsvoller Illustrationen, unter welchen insbesondere ein doppelseitiges Gruppenbild der kaiserlichen Familie Bedeutung für sich in Anspruch nimmt. Wie der Schmuck, verdient auch der textliche Inhalt Beachtung. V.

Die Befreiung Germaniens vom Römerjoche. Drei Erzählungen für die Jugend von Albert Kleinschmidt. Mit einem Titelbilde: Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburgerwalde, nach Paul Thumann. (Leipzig. Friedrich Brandstetter. 1889.)

Eine für die deutsche Jugend höchst empfehlenswerte Weihnachtsgabe. M.

Klagen der Thiere. Zur Beförderung des wahren Thierschutzes der Jugend und dem Volke dargestellt von Emil Knodt, Pfarrer. Vierte Auflage.

Das Schriftchen ist in hohem Maße geeignet, das jugendliche Gemüth für die Leiden der Thiere zu erwärmen und für eine schonende Behandlung derselben zu gewinnen. Es enthält 26 Selbstgespräche geplagter Thiere, vom Hund bis zum Schmetterling, alle kurz gehalten, voll Wärme, dabei ohne Uebertreibung und Empfindelei, alles aus dem Leben genommen, das Ganze ein treuer Dolmetscher der Seufzer der stummen Kreatur.... Wir machen insbesondere die Herren Geistlichen und Lehrer auf das Schtriftchen aufmerksam. D Th.

Großer Bauernkalender mit Bildern auf das Jahr nach der Geburt Jesu Christi 1889. Herausgegeben von Franz Schlinkert. (Wien. Karl Fromme.)

Dieser ganz eigenartige Kalender (der „Hinkende Bote“ Oesterreichs) erscheint heuer schon zum sechstenmal; er hat in der Bauernschaft bereits Geltung erlangt, und das ist kein Wunder. So, wie dieser Kalender es thut, spricht man zum Landmann, ob man ihn nun belehren oder unterhalten will. Zu der ersteren Bestrebung zählen die gut und schlicht geschriebenen Aufsätze: „Beschreibung der vier Jahreszeiten und was in denselben der Gesundheit zuträglich oder schädlich ist,“ „Dorfarme und Dorftölpel,“ „Die Reblaus in Oesterreich“ u. s. w. Zur Unterhaltung passen die prächtigen Sachen: „Dem buckeligen Stach seine Lebensrettung,“ „Der Pfenning dürrer und sein ältester Bub,“ „Ein lustiges Geschichtlein aus der alten Türkennoth“ und vieles Andere. Was zum Nachschlagen für den Landmann in den Kalender gehört, ist selbstverständlich vorhanden. M.

Marie Silling, eine Novize auf dem Gebiet der Jugendliteratur, will in ihrer Erzählung „**Die Familie Schrötler**, oder Haus und Welt,“ eine Mädchengeschichte für's Backfischalter (Verlag von Herm. J. Meidinger, Berlin) der werdenden Frau auf den richtigen Weg zum wahren Glück helfen, indem sie aus dem Schatz ihrer Lebens-Erfahrungen und Beobachtungen eine frei erfundene Geschichte aufgebaut hat, in der sie in fesselnder Darstellung die wandelbaren Lebensschicksale einer angesehenen Bürgerfamilie, und den Entwickelungsgang derer Kinder von der Geburt bis zur erreichten Selbstständigkeit, den jungen Leserinnen vorführt. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Miterlebtes. Erzählungen von Maria von Ebner-Eschenbach. (Berlin. Gebr. Partel. 1889.)

Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von Maria von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin. Gebrüder Partel. 1889.)

Die Jochenauer in Griechenland. Volkserzählung von Maximilian Schmidt. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn. Aus dem Nachlasse herausgegeben von O. Sutermeister. (Bern. Rudolf Jenni.)

Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten von Martin Greif. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1889.)

Rudolf Stifter in Tirol. Ein episches Gedicht von Engelbert Winder. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1889.)

Die Dorfprinzeß. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. (Leipzig. Gustav Wolf.)

Robert Burns' Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz. (Leipzig. Otto Spamer. 1889.)

Kohilscher Sonnendienst. Gedichte von Faust Pachler. (Stuttgart. J. Fink.)

Von Tag zu Tag. Ein Gedenkbuch deutscher Dichtung für das deutsche Haus. Herausgegeben von Richard Schwinger. Mit Bildern von Julius Hartmann. (Stuttgart. Friedrich Frommann.)

Lieder und Bilder vom deutschen Meere. Herausgegeben von Rudolf Eckart. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1889.)

Liebesgeschosse. Reglementwidriges Einzelnfeuer eines Artilleristen von Gustav Edmund. (Prag. Fr. Haerpfer. 1888.)

Der Schwalbe nach. Lieder und Gedichte von Adolf Schafheitlin. (Wien. Carl Konegen. 1889.)

Hausmannskost. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. (Wien. Carl Konegen. 1889.)

Schwarz-Gelb. Soldatenlieder von S. Hermann. (Wien. Georg Szelinski. 1888.)

Kaiser Franz Josef I. Von Professor Hermann Struschka. (Wien. Georg Szelinski. 1888.)

Der Weg zum Wohlstand. Nach dem Englischen des Samuel Smiles. Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Hugo Schramm-Macdonald. (Heidelberg. Georg Weiß. 1889.)

Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung von Friedrich von Hellwald. 10. (Schluß-) Lieferung. (Leipzig. Ernst Günther. 1888.)

Deutsche Weihnachtsblätter. Eine Festgabe für die deutsche Familie. 1888. (Berlin. Rudolf Mückenberger.)

Schwizer-Dütsch aus dem Kanton Bern. Viertes Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. (Zürich. Orell Füßli & Co.)

Rein menschliche Kindererziehung. Drei Vorlesungen von Johannes Guttzeit. (Leipzig. Siegismund und Volkening.)

Hausbuch deutscher Dichtung. Halbmonatsschrift. Herausgegeben unter Mitwirkung der hervorragendsten Dichter von Hermann Kiehne. (Leipzig. Gustav Wolf.)

Postkarten des Heimgarten.

A. A., Graz: Nicht mit Ihnen einverstanden, sondern mit dem, was über den Gegenstand Alphonse Daudet sagt: „Politik, ich hasse dich! Ich hasse dich, weil du plump, ungerecht, marktschreierisch und geschwätzig bist, jeder ehrlichen Arbeit, jedem künstlerischen Streben Abbruch thust, allen möglichen Albernheiten, allem Streberthum und aller Nichtsthuerei zum Vorwand dienst. Du erregst die Leidenschaften; du verblendest; du trennst die edlen Herzen, die für einander geschaffen sind und bringst dagegen solche Leute zusammen, die nicht zu einander taugen. Du schädigst die Gewissenhaftigkeit; du machst die Lüge zu etwas Alltäglichem; dir hat man es zu danken, daß ehrliche Leute die Freunde von Schelmen und Spitzbuben werden, weil sie derselben Partei angehören. Ich hasse dich, o Politik, und ganz besonders hasse ich dich, weil du in unsererem Herzen das wahrhaft patriotische Gefühl, die Vaterlandsidee getödtet hast. Ich hasse dich endlich, weil du es bist, die uns den furchtbaren Ausspruch Heinrich Heine's eingebracht hat: „In Frankreich gibt es keine Nation, dort gibt es nur Parteien." — Und in Deutschland? möchte man fragend beisetzen.

Dem Verein der Künstler und Kunstfreunde in Wiesbaden auf eine Sendung:

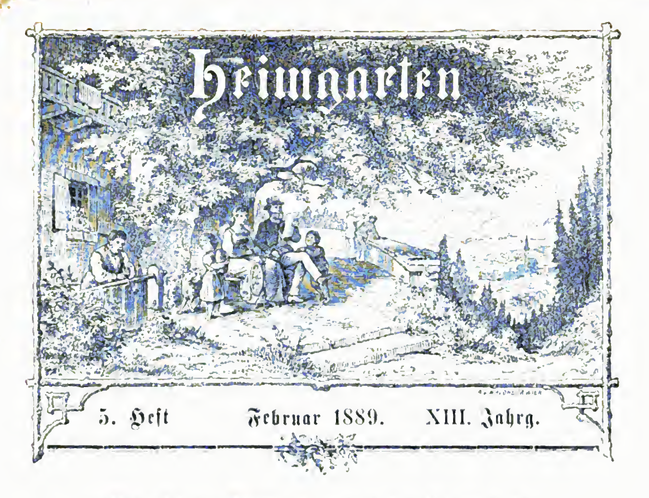
O heiliger Becher goldenen Wein's!
Du bist mir Alles, du bist mir Eins,
So sei auch mein fliegender Pegasus,
Der froh überbringt den Dankesgruß
Bis nah' den Gestaden von Mainz.
Dort lasse dich nieder auf Wiesbadens Flur,
Und biet' einen Bruderkuß dar von der Mur
Den Männern des Künstlervereins —
O Tropfen, der mich erquickt und beglückt,
O Flamme, die mich berückt und entzückt,
Im seligen Taumel des Sein's.
Kein Trunk hat mich jemals so lodernd entfacht,
Als du, mich den Göttern so nahe gebracht,
Voll wonnig olympischen Schein's
— Ich trinke Euch zu, ich jauchze Euch zu!
Ich preise dich, feurige Labe du,
Allheitere Seele des Rhein's! R.

× Auf Seite 229 des Decemberheftes muß es statt Hans „Fraunberger" Hans Fraugruber heißen.

× Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

× × Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Wie Peter Obenaus zu seiner Frau kam.

Ein Stückel aus dem Volke von P. K. Rosegger.

Das ist auffallend im Hause des Peter Obenaus. Der Peter ist ja doch sonst kein Sonderling, ist ein gewöhnlicher Mensch von der besseren Gattung, arbeitet fleißig und sieht auf seinen Vortheil.

So oft aber ein reisender Handwerksbursch des Weges kommt, muß die Hausfrau von ihrer Arbeit ablassen und dem Burschen einen Brennsterz kochen. So verlangt's der Peter. Und mancher Bursche ist gar verblüfft, wenn er an der Thür um die gewohnte kleine Gabe bittet, einen halben Kreuzer oder ein dünnes Stückchen Brot erwartet, anstatt dessen aber die Aufforderung erhält, er solle sich nur ein bissel auf die Bank setzen und rasten, der Brennsterz würde bald fertig sein. Es ist schon geschehen, daß auf Solches der Bursch sich eilends davongemacht hat, weil er irrthümlicher Weise den Brennsterz für den bildlichen Ausdruck eines Unliebsamen gehalten. Wer die Dinge aber ruhig abwartete, dem wurde mit weißem Tuche der Tisch gedeckt, ein blanker Zinnlöffel hingelegt und endlich ein Pfännlein vorgesetzt mit bräunlich geschmorrtem, wohlduftendem Brennsterz. Auch noch ein Schälchen süßer Milch kam dazu, so daß der Bursch denn alle Freuden des Himmels genoß, die ein jugendlich Gemüth, das im gesunden Magen wohnt, sich nur immer erträumen kann.

„Ich komme mir wie verwunschen vor," murmelte eines Tages ein schmucker Töpfergesell in den Sterzlöffel hinein, „in diesem Hause bin ich plötzlich kein armer Reisender mehr, den sie anderswo allemal freundlich einladen, sich nur recht bald wieder davonzutrollen; dahier bin ich der Sohn im Hause, oder gar der Bäuerin ihr Herzliebster, weil sie mir so verdammt gute Sach aufträgt."

Die Bäuerin, welche Solches hörte,

gab zur Antwort: „Denn Brennsterz mag Er sich wohl mit Gottessegen schmecken lassen, sich nachher aber eilends davontrollen, denn der Bursch ist weder der Sohn im Hause, noch viel weniger der Bäuerin ihr Herzliebster."

Geschmeckt hat der Brennsterz Jedem, aber erfahren hat's Keiner, warum er ihn erhalten. Der Leser soll den Brennsterz nicht kriegen, hingegen aber erfahren, warum im Hofe des Peter Obenaus dieses köstliche Nationalgericht des Steirers jedem Handwerksburschen verabreicht worden ist.

In diesem Brennsterz ist nämlich etwas Süßes. Nicht etwa Korinthen oder Zibeben, oder dergleichen Leckeriges, sondern eine keine Liebesgeschichte. Der Brennsterz ist Ursache gewesen, daß der Peter die trautsame Walpa und ihren schönen Bauernhof bekommen hat, und das gieng genau so zu, wie es hier erzählt werden soll.

Kochte auf diesem Hofe dereinst die alte Bäuerin in einer Pfanne Brennsterz. Sie nahm Mehl, teigte es kalt ab, schüttete es dann in das heiße Schmalz der Pfanne, rührte es gut um und ließ es schmorren. Und als es gargekocht in bräunlichen, lockeren Krustlein war, stellte sie die Pfanne vom Feuer weg auf den Tisch und gieng hinaus, um das Gesinde zu rufen, welches auf der Wiese war und Gras mähte. In diesem Augenblicke traten zwei Handwerksburschen in's Haus, daß sie um eine kleine Gabe anhielten. Sie sahen Niemand als die dampfende Sterzpfanne auf dem Tisch. Natürlich im Gewissen gleich das siebente Gebot Gottes: Du sollst nicht stehlen! Aber eine andere Stimme sprach sehr vernehmlich: Du sollst nicht hungern! Und wer spricht denn hier vom Stehlen! Ist ja Niemand da, dem man etwas stehlen könnte. Die Leute werden halt alle gestorben sein, und die Ueberlebenden sind die natürlichen Erben. — Sie faßten die Pfanne am Stiel und eilten damit sehr rasch hinaus in den Waldschachen, der hinter dem Hause war. Dort setzten sie sich auf's weiche Moos, stellten die Pfanne zwischen sich, nahmen den Löffel ihres Vaters, die hohle Hand, und atzten sich an dem köstlichen Gerichte.

Sie aßen so lange sie konnten. Der Eine konnte lange, das war ein Schneider; der Andere konnte noch länger, das war ein Schuster. Dem Schneider wurden die Augen feucht im Angesichte dieser Labe und im Vollbewußtsein seines weiteren Unvermögens. Und als endlich auch der Schuster sich seinem Schicksale ergeben mußte, beteten sie das Dankgebet für die Gabe Gottes.

Kaum sie ihre fromme Andacht verrichtet hatten, kam ein hübscher blonder Knab des Weges. Der hatte einen Wachholdenen in der Hand und ein wohlgeschnürtes Felleisen am Rücken und pfiff das Liedel von der schönen Frau Wirtin am Rhein.

„Sieh einmal," flüsterte der Schneider zum Schuster, „der thut ganz genau, als ob er ebenfalls ein reisender Parteigenosse von uns wäre."

„Der könnte uns aus der Noth helfen," entgegnete der Schuster, auf den Rest des Brennsterzes blickend, welcher noch in der Pfanne war.

„He, Bruder!" schrie nun der Schneider den Vorübergehenden an, „Du bist ein vazierender Sattlergesell und hast gewiß Hunger!"

„Nein," antwortete der blonde Knab und blieb stehen, „ich bin ein Tischlergesell!"

„Gut ist's, dann hast Du nochmehr Hunger. Glücksbruder, komm her, halte mit uns, wir haben einen Freudentag. Laß Dir sagen, frommer Tischlergesell, der Bauer da in diesem Haus drin hat heut ein zweiköpfiges Kalb bekommen. Aus eitel Freud darüber läßt er etwas drangehen und hat uns ein Fest gegeben da in der Pfanne. Magst mitthun, wenn Du nicht schon zu Mittag gespeist hast."

Der feine Tischlergesell hatte noch nicht zu Mittag gespeist, er gieng

also vom Wege seitlings und setzte sich in's Moos, unweit der Sterzpfanne.

„Wenn ich Verlaub habe," sagte er, und that aus einer Lederscheide einen saubergehaltenen Blechlöffel.

„Schau," sagten die Beiden zueinander, „der ist besser eingerichtet, dem hat Mutterl die Kindsbreischaufel mitgegeben. Es scheint, der edle Junker von Hobelburg ist noch nicht lange auf der Reise."

„Heute ist der vierte Tag," berichtete der Tischler, „und der erste Tag, daß ich in der Fremde ein ordentliches Mittagsmahl habe. Ich danke Euch recht schön!"

Sonst sagte er nichts, blickte aber mit jedem Löffelvoll, den er aus der Pfanne hob, dankesinnigen Auges bald auf den Schuster, bald auf den Schneider.

„Zu danken hast es dem zweiköpfigen Kalb," entgegnete der Schneider bescheidentlich. „Wenn Du Dich satt gegessen hast, Adam, so nimm die Pfanne, trage sie in's Haus und bedanke Dich fein für Deinen Theil; wir für den unsern sind schon ledig."

„Das thue ich recht gern," antwortete der Tischler, „aber Adam heiße ich nicht."

„Das macht nichts," gestattete der Schneider.

„Ich heiße Peter Obenaus und will mich gleichwohl auch bei Euch bedanken, daß Ihr so freundschaftlich gewesen seid, mich herbeizurufen. Ich hab ein Liedel gepfiffen; hätte aber nicht mehr lange angehalten, der Spaß. Jetzt thut sich's wieder und ich werde nun also die Pfanne zurücktragen."

Während im Waldschachen dieses Idyll sich vollzog, begab sich im Hause ein Auftritt von wahrhaft dramatischer Größe. Als die Bäuerin mit dem Gesinde zurückgekommen war und keine Sterzpfanne gefunden hatte, erhob sich Verwunderung, Staunen und endlich ein tumultartiger Zorn. Während die Bäuerin neuerdings sich an den Kochherd machte, nahm der Bauer seinen Haslinger zur Hand, um damit nach dem Missethäter zu fahnden. In demselben unseligen Augenblicke trat der junge Peter Obenaus mit der leeren Pfanne ein, wendete sich an den Bauern und an die Bäuerin und sagte treuherzig: „Da wär' die Pfanne und ich will mich beim zweiköpfigen Kalb recht schön bedanken!"

Eine Minute nach diesem artigen Wort erreichte die dramatische Situation ihren Höhepunkt. Der Schuster und der Schneider draußen hörten noch das Jammergeschrei des blonden Knaben und machten sich dann eilends davon, im Bewußtsein, eine edle That begangen zu haben. Denn die Handwerksburschen müssen stets zusammenhalten, um jüngeren Nachwuchs, der dumm und vertrauensselig wie ein Huhn aus dem Ei in die Welt hineinwatschelt, zu witzigen. Keinem bleibt's erspart, und das eben ist der Segen der Burschenfahrten, daß man klüger heimkommt, als man ausgezogen ist.

Die schwersten Leiden des Peter waren bereits vorüber, als sich auf Red und Gegenred herausstellte, daß er ein unschuldiges Opfer frecher Missethäter geworden war; und nun begann die Bäuerin dem kindlich gutmüthigen Tischlergesellen Abbitte zu leisten und der Bauer sagte zu ihm, wenn er sich auf seiner Reise etliche Tage im Hofe ausruhen wollte, so würde ihm nichts fehlen. Oder wenn er gar in Arbeit einstehen möge, so sei dazu Gelegenheit. Der Bauer habe einen Bruder, der sei Tischlermeister und habe vor Kurzem die Einrichtung eines nahegelegenen Jagdhauses übernommen, der brauche nun einen flinken Gehilfen. Als nicht ganz nebensächlich zu erwähnen ist aber das Haustöchterlein Walpa, welches just flügge ward, ein gar munteres Blut hatte und dem mißkannten blonden Knaben ihr weißes Sacktüchlein reichte, daß er sich damit von den rothen Wangen die bitteren Tropfen trocknen konnte.

Der Peter trocknete die rothen Wangen, legte dann das Tüchlein gar sittig dankend in die Hand des mitleidigen Dirndels zurück, gieng zum Meister, nahm Arbeit, kam öfters in den Bauernhof und verliebte sich sachte in das Haustöchterlein. Das Haustöchterlein war klug und meinte, wenn das menschliche Leben schon auf ein Ehebett und auf eine Wiege eingerichtet sei, so müsse es ein Tischler sein. Weil die Walpa beim Hause das einzige Kind war, so fügte sich's bald überaus glatt und zu Aller Zufriedenheit. Denn nett und brav, das war und blieb der Peter, und in wenigen Jahren war er Besitzer der feinen Walpa und des großes Hofes. — Eine Sterzpfanne! Daraus sieht man, daß der grundgütige Gott kein Mittel verschmäht, wenn er ein paar Leutchen weiß, die er zusammenbringen will. Der Peter vergißt es dem lieben Herrgott sein Lebtag nicht, und so hat er den Brauch eingeführt in seinem Hause, daß jedem zusprechenden Handwerksburschen ein Pfanne Sterz vorgesetzt werde, was noch dazu den Vortheil hat, daß kein Handwerksbursch in diesem Hause eine mehr zu entführen braucht.

Wenn jene zwei Handwerksburschen wüßten, wie gut ihre Bosheit verlaufen ist, einer wie der andere müßte sich tödtlich grämen darüber, die Sterzpfanne nicht selbst zurückgetragen zu haben. Das wäre freilich anders verlaufen, denn wohlgemerkt, die Sterzpfanne allein thut es nicht. Es gehört — wo ein feines Bräutchen erworben werden soll — auch ein braver Bursch dazu.

Die Belagerung von Pfalzburg.

Ein Roman von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

XIII.

Den andern Tag war, trotz der nächtlichen Kanonenschüsse, die ganze Stadt voll Freude. Eine Menge Leute, die um sieben Uhr von den Wällen zurückkehrten, kamen unsere Straße herab und riefen:

„Sie sind fort! Man sieht keinen einzigen Kosaken mehr, weder bei Vierwinden noch hinter den Baracken am Eichholz. Es lebe der Kaiser!"

Alles lief auf die Basteien.

Ich hatte ein Fenster geöffnet und beugte mich in der Nachtmütze hinaus. Es war Thauwetter, der Schnee tropfte von den Dächern, und der auf der Straße zerschmolz im Koth. Sorle, die unser Bett machte, rief mir zu: „Mach doch das Fenster zu, Moses, es zieht!"

Aber ich hörte nicht auf sie, ich lachte und dachte:

Die Spitzbuben haben genug an meinen alten Herdplatten und rostigen Nägeln. Sie haben gemerkt, wie weit das trägt; 's ist halt etwas Gutes um die Erfahrung.

Ich wäre bis zum Abend da geblieben, um zuzuhören, wie die Nachbarn von der Niederlage der Russen plauderten, und wie Alles rief, was von den Wällen heimgieng, man sehe keinen einzigen mehr weit und breit. Mehrere meinten, sie könnten wieder kommen, aber dies schien mir ganz unvernünftig. Es war klar, daß das Lumpengesindel das Land nicht sogleich

verlassen würde, sondern daß sie noch lange Zeit die Dörfer plündern und sich's bei den Bauern wohlsein lassen wollten; aber das konnte ich nicht glauben, daß die Officiere ihrer Mannschaft befehlen werden, uns im Sturm zu nehmen, oder daß die Soldaten so dumm wären, ihnen zu gehorchen; das wollte mir durchaus nicht in den Kopf.

Als endlich Zeffen in unser Zimmer trat, um die Kinder anzukleiden, schloß ich das Fenster. Ein gutes Feuer knisterte im Ofen. Sorle bereitete das Frühstück, Zeffen wusch den kleinen Esra aus einem kleinen Züberchen Wassers und sagte:

„Ach, wenn ich jetzt Nachricht von Baruch hätte, dann wär' Alles gut."

Der kleine David spielte am Boden mit Safel, und ich dankte dem Herrn, daß er uns von den Schuften befreit habe.

Während des Frühstücks sagte ich zu meiner Frau:

„Es ist Alles gut gegangen. Wir werden eine Zeit lang eingeschlossen sein, bis der Kaiser den Sieg davongetragen hat, aber sie werden nicht mehr auf uns schießen, sondern sich mit einer Blokade begnügen. Brod, Wein, Fleisch und Branntwein werden im Preise steigen, das ist für uns der günstigste Augenblick zum Verkaufen, sonst könnte es uns gehen wie denen zu Samaria, als Ben-Haddad die Stadt belagerte:

„Und es war eine große Theurung, so daß ein Eselskopf achtzig Silberlinge und ein Viertel-Kad Taubenmist fünf Silberlinge galt. Das war ein guter Preis, dennoch zögerten die Kaufleute immer noch, bis ein groß Geschrei von Rossen, Wagen und großer Heereskraft, das vom Himmel kam, die Syrier mit Ben-Haddad zum Fliehen kehrte. Nachdem das Volk ihr Lager geplündert, galt ein Scheffel Semmelmehl einen Seckel und zween Scheffel Gersten auch einen Seckel, nach dem Worte des Herrn. Deshalb wollen wir verkaufen, wenn die Sachen einen vernünftigen Preis haben; man muß bei Zeiten anfangen."

Sorle stimmte mir bei, und so gieng ich nach dem Frühstück in den Keller, um mit der Verdünnung meines Branntweins fortzufahren.

Viele Handwerker waren schon wieder an die Arbeit gegangen, der Hammer Klöpfel's tönte wieder auf dem Ambos, Chanoine stellte seine Wecken wieder auf's Ladenfenster, und der Apotheker Tribolin Flaschen mit rothem und blauem Wasser hinter seine Scheiben.

Das Zutrauen kehrte zurück. Die Bürgerkanoniere hatten ihre Uniformen ausgezogen, und auch die Schreiner waren wieder da, um unser Comptoir zu vollenden; der Lärm von Säge und Hobel erfüllte das ganze Haus.

Jedes war froh, wieder an sein Geschäft zu können, denn der Krieg bringt nur Unheil; je schneller er zu Ende geht, desto besser.

Als ich unten meine Kannen so von einem Faß zum andern trug, sah ich, wie droben die Vorübergehenden vor unserem alten Lädchen stehen blieben, und ich hörte, wie sie zu einander sagten:

„Gebt acht, der Moses macht sich das Kraut fett mit seinem Branntwein, diese Spitzbuben von Juden haben alle eine feine Nase; während wir vorigen Monat verkauften, kaufte er, jetzt, da wir eingeschlossen sind, kann er zu jedem beliebigen Preise verkaufen."

Du kannst Dir denken, wie mich das freute. Das größte Glück eines Menschen ist, sich in seinem Geschäft emporzuschwingen, und jeder muß von ihm sagen: der da hat weder Armeen, noch Generäle, noch Kanonen; wenn er es zu etwas bringt, so verdankt er es nur sich selbst und nicht dem Muthe Anderer. Und ferner: er richtet Niemand zu Grund, er plündert nicht, er stiehlt nicht, er tödtet nicht, während im Krieg der Stärkere den

Schwächeren und oft den Ehrlicheren unterdrückt.

Ich arbeitete also mit großem Eifer und würde bis in die Nacht hinein so fortgemacht haben, hätte mich nicht Safel zum Mittagessen geholt. Ich hatte guten Appetit und wollte eben die Treppe hinauf, voll Freude, mich in der Mitte meiner Kinder zu Tisch setzen zu können, da wurde plötzlich auf dem Waffenplatz vor dem Rathhaus Alarm geschlagen. Wenn eine Festung belagert ist, sitzt der Kriegsrath immer auf der Mairie, um Diejenigen zu richten, die beim Appell nicht Folge leisten.

Mehrere Nachbarn verließen schon ihre Häuser mit dem Gewehr auf der Schulter. Ich stieg schnell vollends hinauf und schlang ein wenig Suppe, ein Stück Fleisch und ein Glas Wein hinunter.

Ich war ganz bleich. Sorle, Zeffen und die Kinder schwiegen.

Das Trommeln hörte immer noch nicht auf. Es kam die Hauptstraße herunter und hielt endlich vor unserem Haus auf dem kleinen Platz. Ich warf schnell meine Patrontasche um und ergriff mein Gewehr.

„Ach," sagte Sorle, „wir glauben schon, wir hätten Ruhe, und jetzt fängt's wieder von vorne an."

Und Zeffen, welche schwieg, schwamm in Thränen. Im selben Augenblick kam der alte Räbbe Heymann. Er hatte seine Mütze von Marderfell über die Ohren gezogen und sagte:

„Um's Himmelswillen, flüchtet die Frauen und Kinder in die Kasematten. Ein Parlamentär ist gekommen und droht, die ganze Stadt niederzubrennen, wenn man die Thore nicht öffnet. Rettet Euch, Sorle — Zeffen, rettet Euch!"

Stelle Dir das Geschrei der Frauen vor, als sie dies hörten. Mir selbst standen die Haare zu Berge und ich rief:

„Diese Lumpen schämen sich an nichts, sie haben kein Mitleid mit den Frauen und Kindern. Der Fluch des Herrn treffe sie!"

Zeffen warf sich in meine Arme und ich wußte nicht mehr, was anfangen.

Der alte Räbbe sagte noch:

„Jetzt thun sie bei uns, was die Unseren bei ihnen gethan haben. So erfüllen sich die Worte des Herrn: „Man wird Dir thun, wie Du Deinem Bruder gethan hast." Aber jetzt heißt's sich retten so schnell als möglich."

Drunten hörte das Trommeln auf und meine Knie wankten. Sorle aber, die nie den Kopf verlor, sagte:

„Moses, lauf auf den Platz, mach schnell, man könnte Dich sonst einstecken!"

Sie war eben immer eine vernünftige Frau, sie schob mich an den Schultern, und trotz Zeffen's Thränen eilte ich die Treppe hinab und rief:

„Rabbi, ich bau auf Euch, rettet sie!"

Der Kopf schwindelte mir, ich rannte wie toll durch die Schneehaufen dem Rathhaus zu, wo die Nationalgarde schon versammelt war, und kam gerade recht, um beim Verles zu antworten. Du kannst Dir vorstellen, in welcher Angst ich war, denn die Verlassenen, Zeffen, Sorle, Safel und die Enkelchen, schwebten mir immer vor Augen. Was gieng mich Pfalzburg an? Ich hätte augenblicklich die Thore geöffnet, um Frieden zu haben.

Die Andern sahen auch nicht sehr zufrieden aus, Alle dachten an ihre Familien.

Nur der Gouverneur Moulin, der Oberstlieutenant Brancion, die Hauptleute Renvoyé, Vigneron, Grébillet mit ihren großen Hüten überzwerch auf dem Kopf kümmerten sich um nichts. Sie hätten dem Kaiser zulieb Alles niedermetzeln und verbrennen lassen. Der Gouverneur sagte sogar lachend, er werde die Stadt übergeben, wenn ihm einmal die Granaten sein Schnupftuch in der Tasche anzündeten. Daraus kannst Du entnehmen, wie es mit der Vernunft eines solchen Menschen aus-

sah. Endlich giengen sie an die Musterung über uns, während die Greise, die Kranken, die Frauen und Kinder schaarenweise über den Platz zogen, um sich in die Kasematten zu begeben.

Unter ihnen erblickte ich auch unser kleines Handwägelchen, auf das Matratzen und Decken gelegt waren. Der alte Räbbe hatte sich in die Deichsel gespannt, Safel schob von hinten, Sorle trug David und Zeffen den kleinen Esra. Sie giengen durch den Koth mit aufgelösten Haaren, als ob sie sich aus einer Feuersbrunst retten wollten. Aber sie klagten nicht und giengen schweigend in dieser allgemeinen Verzweiflung einher.

Ich hätte mein Leben drum gegeben, ihnen zu Hilfe zu kommen, aber ich mußte in Reih und Glied bleiben. Ach, die Alten aus meiner Zeit haben schreckliche Dinge mit angesehen, wie oft haben sie gedacht: Glücklich, wer allein steht in der Welt! Er leidet nur für sich selber, er sieht seine Lieben nicht weinen und zittern, ohne sie trösten zu können.

Gleich nach der Revue schickte man die Bürgerkanoniere in die Pulverthürme, um die Stücke zu verproviantieren, die Pompiers zur alten Halle, um die Spritzen heraus zu holen, und uns Andere mit einem halben Bataillon vom sechsten leichten auf die Hauptwache, um die Schildwachen zu stellen und die Patrouillen abzugeben.

Die zwei andern Bataillone waren schon hinaus auf die Außenposten bei den Drei-Häusern, beim Schloßbrunnen, bei den Blockhäusern, bei den Halbmonden, beim Pachthof Ozillo, bei den rothen Häusern, alle außerhalb der Stadt.

Unser Posten auf der Mairie bestand aus zweiunddreißig Mann. Sechszehn Soldaten vom linken Flügel unter Lieutenant Schmindret, sechszehn Nationalgardisten vom rechten Flügel unter dem Commando von Desplaces' Jakob. Das Logement von Burrhus war unsere Wachtstube. Es war ein großer Saal mit Dielen von sechs Zoll und Balken, wie man sie heutzutage in unsern Wäldern nicht mehr findet. Ein großer, runder, gußeiserner Ofen, der auf einem Sockel von vier Quadratschuh stand, nahm die Ecke zur Linken an der Thüre ein, die Zickzackröhren liefen in das Kamin rechts, der Hintergrund war mit Scheiterbeugen angefüllt.

Ich meine noch in diesem Saal zu sein, das Schneewasser, das man beim Heimtreten abschüttelte, floß auf dem Boden. Ich habe nie einen traurigeren Tag erlebt als den, nicht nur, weil Bomben und Kugeln in jedem Augenblick auf uns regnen und Alles anstecken konnten, sondern auch wegen des Schneewassers und des Kothes, wegen der Feuchtigkeit, die Einem durch Mark und Bein drang, und wegen der Befehle des Sergeanten, der in einemfort rief:

„Der und der vorwärts marsch! — Der und der heraus, die Reihe ist an Dir!"

Und dann noch die Possen und Neckereien von diesem Haufen Schieferdecker, Schuhflicker und Gypser, die mit geflickten Busen, vertretenen Schuhen, mit Kappen ohne Schild in einem Kreis um den Ofen saßen.

Sie duzten Einen wie ihresgleichen.

„Moses, gib den Krug herum, Moses, gib mir Feuer! O, die Spitzbuben von Juden! Wenn man seine Haut dransetzt, ihnen ihr Hab und Gut zu retten, spielen sie noch die Hochmüthigen! Ah! die Faullenzer!"

Dabei blinzelten sie einander zu, stießen sich mit den Ellbogen und schnitten Grimassen hinter Einem. Einige sogar hätten mich gern fortgeschickt, um ihnen Tabak auf meine Rechnung zu holen.

Diese Gemeinheiten, denen ein braver Mann bei solchem Pack ausgesetzt ist, ekeln mich heute noch an, wenn ich daran denke.

In dieser Wachtstube, wo man ganze Scheiter wie Stroh verbrannte,

daß die alten durchnäßten Lumpen zu rauchen anfiengen, roch es ganz abscheulich. Alle Augenblicke mußte ich hinaus auf den kleinen Söller hinter der Halle, um aufzuathmen, doch das kalte Wasser, das der Wind von den Dachrinnen jagte, trieb mich sogleich wieder hinein.

Später, wenn ich mich daran erinnere, dachte ich oft, daß ohne diese Plagen der Gedanke an Sorle, Zeffen und die Kleinen, die in einem Keller eingesperrt waren, mir das Herz zerrissen hätte, und daß es nur mein eigen Elend war, das mich verhinderte, wahnsinnig zu werden.

So währte es bis zum Abend. Man gieng aus und ein, man setzte sich, man rauchte, oder man mußte im vollen Regen das Pflaster in den Straßen treten, und dann stand man wieder ganze Stunden lang Schildwache vor dem Eingang der Ausfallthore.

Um neun Uhr, als draußen Alles finster geworden, hörte man nur noch die Patrouillen vorbeimaschieren und den Ruf der Schildwachen auf den Wällen:

„Schildwachen, Achtung!“ und das Geräusch der Schritte unserer Runden, welche die große hölzerne Treppe der Mairie auf- und abstiegen. Da kam mir plötzlich der Gedanke, die Russen hätten uns bloß schrecken wollen, es habe weiter nichts zu bedeuten und die Nacht werde ohne Granaten vorbeigehen.

Um mich mit den Leuten gut zu stellen, hatte ich Monborne um Erlaubnis gebeten, einen Krug Branntwein holen zu dürfen, und sogleich hatte er sie mir ertheilt.

Ich benützte diese Gelegenheit, mir ein Stück Brod zu schneiden und ein Glas Wein zu trinken. Endlich war ich zurück und die ganze Wachmannschaft machte mir ein freundliches Gesicht; sie ließen den Krug von Einem zum Andern gehen und sagten, mein Branntwein sei sehr gut, und der Sergeant werde mir Erlaubnis geben, ihn so oft zu füllen, als ich wolle.

Monborne erwiderte:

„Ja, weil's der Moses ist, soll er die Erlaubnis haben, aber kein Anderer.“

Endlich waren wir Alle ganz guter Dinge, und Keiner dachte mehr an eine Beschießung, da zuckte ein rother Blitz vor den hohen Fenstern des Saales vorbei. Alles drehte sich um, und einige Secunden nachher brummte die Haubitze auf der Höhe von Bigelberg. Hierauf folgte ein zweiter, dann ein dritter Blitz in dem großen dunkeln Saal und zeichnete uns die Häuserreihe gegenüber.

Du machst Dir keinen Begriff, Fritz, von diesem ersten Aufleuchten in der Nacht. Der Korporal Winter, ein alter Soldat, der bei Tribon als Tabakschneider arbeitete, bückte sich ruhig und sagte, indem er seine Pfeife anzündete:

„So, jetzt beginnt der Tanz.“

Und fast gleichzeitig hörte man zur Rechten in der Infanteriekaserne eine Bombe platzen, eine andere links auf dem Platze in Piplingers Hause, und eine dritte ganz nahe bei uns im Hause Hemmerle.

Wenn man daran denkt, selbst nach einem Zeitraum von dreißig Jahren, kann man sich des Schauders nicht erwehren.

Alle Weiber befanden sich in den Kasematten, einige alte Mägde ausgenommen, die ihre Küche nicht verlassen wollten, und die nun mit jammernder Stimme: „Zu Hilfe!“ und „Feuerjo!“ riefen.

Jedes sah jetzt klar, daß wir verloren waren. Nur die alten Soldaten, die mit der Pfeife im Mund auf ihrer Bank um den Ofen herum gekauert saßen, machten ein gleichgiltiges Gesicht, wie Leute, die nichts zu verlieren haben.

Das Schlimmste aber war, daß im Augenblick, wo die Kanonen vom Zeughaus und von den Pulverthürmen her den Russen zu antworten begannen,

daß alle Scheiben des alten Baues davon zitterten, der Sergeant Monborne rief:

„Somme, Chevreux, Moses, Dubourg! Vorwärts!“

Es geht gewissermaßen gegen die Natur, Familienväter hinauszuschicken, um im Koth herumzustreifen, wenn man bei jedem Schritt Gefahr läuft, von Bombensplittern getroffen zu werden und Ziegelsteine, ja ganze Kamine auf den Kopf zu bekommen. Mich ergreift eine unaussprechliche Entrüstung, wenn ich nur daran denke.

Auch Somme und der dicke Wirt Chevreux standen ganz entrüstet auf und hätten gerne gerufen:

„Das ist abscheulich!“

Aber der Spitzbube Monborne war Sergeant, man durfte ihm nichts erwidern, ja nicht einmal ihn schief ansehen, und da der Korporal Winter schon sein Gewehr herabgenommen und uns ein Zeichen gegeben, voranzumachen, so nahm Jeder die Waffen und folgte ihm.

Wie wir die Treppe der Mairie herunterkamen, hättest Du das rothe Licht sehen sollen, wie es Schlag auf Schlag in alle Schlupfwinkel unter die wurmstichigen Stufen und Sparren drang; da hättest Du unsere Vierundzwanzigpfünder brummen hören sollen. Das alte Rattennest zitterte bis in seine Grundpfeiler. Es schien, als ob Alles zusammenstürzen wolle.

Und wenn Du unterm Gewölbe standest, so flammte vom Waffenplatz her das Licht von den Schneehaufen bis an die Dächer hinauf, das Pflaster glitzerte, die Wasserpfützen, die Kamine, die Dachlucken, Alles war hell und selbst ganz hinten in der Straße die Cavalleriekaserne und die Schildwache in ihrem Häuschen beim großen Thor. Welch ein Schauspiel! Da dachte man:

„Alles ist hin! Alles ist verloren!“

Zwei Bomben flogen zu gleicher Zeit über die Stadt hin.

Dies waren die ersten, die ich gesehen habe, sie giengen so langsam, daß man sie am dunkeln Himmel verfolgen konnte; alle beide fielen in die Gräben hinter dem Spital hinaus. Die Ladung war glücklicherweise zu stark gewesen.

Wir schwiegen; Jeder hatte bei sich zu denken. Der Ruf: „Schildwachen, Achtung!“ der von einer Bastei zur andern rings um den Platz herum ertönte, verkündigte uns die schreckliche Gefahr, die uns drohte.

Der Korporal Winter mit seiner alten verschossenen Bluse und seiner schmierigen Zipfelkappe gieng gebückt voran, einen Pfeifenstummel im Munde und eine mit Unschlitt ausgegossene Stocklaterne am Arme schlenkernd. Er rief:

„Achtung vor den Bombensplittern! Werft Euch auf den Boden — verstanden?“

Ich mußte immer denken, daß solche Veteranen die Bürger verabscheuen, und daß er dies nur sagte, um unsere Angst zu vermehren.

Ein wenig weiter, wo es in Cloutier's Sackgäßchen hinein geht, machte er Halt.

„Vorwärts!“ rief er — denn wir marschierten hinter einander, ohne uns zu sehen, und als wir neben ihm waren, sagte er:

„Da könnt ihr Andern stehen bleiben. Unsere Patrouille ist dazu da, das Feuer zu löschen, wenn es irgendwo gefangen hat. Sobald man eine Bombe auf dem Boden rollen sieht, muß der Moses drauf los gehen und den Zünder herausreißen.“

Dabei brach er in ein solches Gelächter aus, daß ich wüthend wurde.

„Ich bin nicht dazu da, daß man sich über mich lustig macht,“ sagte ich; „wenn man mich für einen Esel hält, so werfe ich mein Gewehr und meine Patrontasche weg und gehe fort in die Kasematten.“

Da fieng er noch stärker an zu lachen und rief:

„Moses, vergiß den Respect vor

Deinem Vorgesetzten nicht, sonst nimm Dich in Acht vor dem Kriegsgericht!"

Die Andern hätten gerne auch gelacht, aber die Blitze begannen wieder, sie kamen die Wallstraße herab und trieben die Luft vor sich her, wie Windstöße. Die Stücke von der Zeughausbastei fiengen zu schießen an. Gleichzeitig platzte eine Bombe in der Kapuzinergasse. Das Kamin und die Hälfte des Daches von Spick fielen mit entsetzlichem Gepolter in die Straße herab.

„Vorwärts, marsch!" rief Winter.

Alle waren wieder sehr ernsthaft geworden. Wir folgten der Stocklaterne nach dem französischen Thor. Hinter uns in der Kapuzinergasse stieß ein Hund ein unaufhörliches Geheul aus.

Von Zeit zu Zeit blieb Winter stehen, wir horchten Alle, nichts regte sich, man hörte nichts als den Hund und den Ruf: „Schildwachen, Achtung!"

Die Stadt war wie ausgestorben.

Wir hätten jetzt auf die Wache zurückkehren sollen, denn man sah nirgends etwas, aber die Stocklaterne wanderte dem Thor zu, über der Gasse hin- und herschwankend. Dieser Winter hatte zu viel Branntwein getrunken.

Chevreux sagte:

„Unsere Gegenwart ist unnütz in dieser Straße, wir können die Kugeln ja doch nicht abhalten."

Aber Winter rief immer:

„Nun, wollt Ihr kommen?"

Und wir mußten gehorchen.

Den Ställen Genodet's gegenüber, wo die Heuböden der Gensdarmerie anfiengen, gieng eine Gasse links, sie war voll Mist- und Güllenlöchern, eine wahre Gosse. Dort gieng dieser Schuft Winter hinein, und da wir ohne Stocklaterne die Hand nicht vor den Augen sehen konnten, mußten wir ihm folgen. So tappten wir im Dunkeln unter den Dächern der Schuppen längs den verfallenen Mauern hin. Wir glaubten aus diesem Darm von einer Gasse gar nicht mehr herauszukommen, bis wir am Spital bei den großen Misthaufen, die man dort gegen das Dohlengitter aufzuhäufen pflegte, wieder heller sahen.

Die Nacht schien uns jetzt weniger finster; das Dach des französischen Thors und die Linie der Festungswerke zeichneten sich schwarz am Himmel ab. Da sah ich eine Gestalt auf der Höhe des Walls zwischen die Bäume schlüpfen. Es war ein Soldat, der sich so tief bückte, daß er fast mit den Händen den Boden streifte. Man schoß nicht von dieser Seite aus; die Blitze kamen daher von ferne über Dächer her und fielen nicht bis in's Innere der Straßen.

Ich faßte Winter beim Arm und zeigte ihm diesen Menschen, und augenblicklich verbarg er unsere Laterne unter seiner Blouse. Der Soldat, der uns den Rücken zuwandte, hatte sich umgedreht, er sah um sich und schien zu horchen. Dies dauerte wohl drei bis vier Minuten, endlich gieng er über das Geländer in der Ecke der Bastei und wir hörten etwas die Mauer hinabrutschen.

Sogleich fieng Winter zu laufen an und rief:

„Ein Deserteur! — An's Ausfallthor!"

Man erzählte sich damals bereits von Deserteuren, die sich mit Hilfe ihrer Bajonnette in die Gräben gleiten ließen. Wir liefen Alle darauf zu. Die Schildwache rief: „Werda?"

Winter antwortete: „Bürgerwehrpatrouille!"

Er trat bis zum Posten vor und gab das Losungswort und wir eilten wie Rasende die Treppe zum Ausfallpförtchen hinab.

Unten am Fuß der auf Felsen gebauten Basteien sahen wir nichts mehr als Schnee, große schwarze Steine und reifbedecktes Gebüsch. Der Deserteur hätte sich nur ruhig hinter den Büschen halten dürfen, unsere Stocklaterne, die nur fünfzehn bis zwanzig Schritt weit in diesen dunkeln Gräben leuchtete, wäre bis zum Morgen herumspaziert, ohne ihn zu entdecken, und

wir selber hätten am Ende geglaubt, er sei durchgekommen. Aber zu seinem Unglück trieb ihn die Angst vorwärts, und wir sahen ihn von fern auf die Treppe zueilen, die auf den bedeckten Weg führt. Er lief wie der Wind. Winter rief: „Halt, oder ich schieße!" aber er hielt nicht an und wir Alle zusammen liefen und schrien: „Halt! Halt!"

Winter hatte mir die Laterne gegeben, um schneller laufen zu können; ich folgte von weitem und dachte: Moses, wenn dieser Mensch gefangen wird, so bist Du an seinem Tode schuld.

Ich hätte gern die Laterne ausgeblasen, aber wenn Winter es gesehen hätte, so wäre er im Stand gewesen, mich mit einem Kolbenschlag niederzustrecken. Schon lange hoffte er auf das Kreuz und dachte, er könne es mit der Pension bekommen.

Der Deserteur lief also auf die Treppe zu. Plötzlich bemerkte er, daß man die Leiter, welche auf die acht ersten Stufen führte, weggenommen hatte, und blieb verblüfft stehen. Wir nahten — er hörte uns und fieng wieder schneller zu laufen an, nach rechts auf den Halbmond zu. Der arme Teufel wollte über die Schneehaufen hin, Winter zielte jedesmal auf ihn und rief:

„Halt, ergib Dich!"

Aber er stand wieder auf und lief weiter.

Hinter dem Außenposten unter der Zugbrücke glaubte man ihn verloren zu haben; der Korporal rief mir zu:

„So komm doch, tausend Donnerwetter!"

Da sahen wir ihn an die Mauer gelehnt, bleich wie der Tod.

Winter packte ihn nun am Kragen und schrie:

„Ich hab Dich!"

Dann riß er ihm eine Epaulette ab und rief:

„Du bist nicht wert, das zu tragen. Marsch! — Vorwärts!"

Er zog ihn aus seiner Ecke heraus und hob die Stocklaterne gegen sein Gesicht und wir erblickten einen hübschen, großen, schlanken Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren mit ganz kleinem, blondem Schnurrbart und blauen Augen.

Als ich ihn so bleich unter den Fäusten von Winter sah, dachte ich an die Eltern dieses Unglücklichen. Es schnürte mir das Herz zu und ich konnte nicht umhin zu sagen:

„Ei, Winter, das ist ja noch ein Kind, ein pures Kind; es wird's nicht wieder thun."

Aber Winter, der schon das Kreuz zu haben glaubte, drehte sich wüthend um und rief mir zu:

„Halt's Maul, Jude, oder ich stoß Dir mein Bajonnett durch den Ranzen!"

Und ich dachte:

„Kanaille! was thut man nicht Alles, um sich's wohlsein lassen zu können bis an's Ende seiner Tage."

Ich hatte einen Abscheu vor diesem Menschen; es gibt wilde Thiere in menschlicher Gestalt.

Chevreux, Somme und Dubourg schwiegen. Winter hielt den Deserteur beim Kragen und schritt auf die Ausfallspforte zu.

„Wenn er stehen bleibt, so gebt ihm Kolbenstöße in den Rücken. Ha, Räuber, Du desertiertest angesichts des Feindes! Dein Handel ist klar, nächsten Dienstag schläfst Du unterm Rasen des Halbmondes! Wirst Du kommen? Gebt ihm Kolbenstöße, Ihr Faullenzer!"

Das Aergste für mich waren die tiefen Seufzer des Unglücklichen; er seufzte so laut aus Entsetzen, gefangen genommen zu sein, und weil er wußte, daß er erschossen werde, daß man es auf zwanzig Schritte hören konnte. Der Schweiß rann mir von der Stirne. Von Zeit zu Zeit drehte er sich um und sah mich mit großen Augen an, die ich nie vergessen werde, wie wenn er mir sagen wollte:

„Rettet mich."

Wenn ich allein gewesen wäre mit Dubourg und Chevreux, so hätten wir

ihn losgelassen, aber Winter hätte ihn lieber umgebracht.

So kamen wir unten am Ausfallthor an. Man ließ den Deserteur vorausgehen. Oben war schon ein Sergeant mit vier Mann vom nächsten Posten, der uns erwartete.

„Was gibt's?" fragte der Sergeant.

„Einen Deserteur," antwortete Winter. Der Sergeant, ein alter Kerl, sah ihn an und sagte:

„Führt ihn auf den Posten."

„Nein," antwortete Winter, „er soll mit uns auf die Hauptwache."

„Ich will Euch zwei Mann Verstärkung geben," sagte der Sergeant.

„Wir brauchen sie nicht," antwortete Winter barsch, „wir haben ihn ganz allein gefangen und sind auch stark genug, ihn zu halten."

Der Sergeant merkte, daß wir allein die Ehre haben wollten, und erwiderte nichts mehr.

Wir zogen wieder ab, das Gewehr im Arm, der Gefangene, ganz zerfetzt und ohne Tschako, gieng zwischen uns.

Bald gelangten wir auf den kleinen Platz, wir durften nur noch die alte Halle passieren, um auf die Wachtstube zu kommen. Die Zeughauskanone donnerte immer. Als wir aus der Halle traten, durchzuckte einer ihrer Blitze das Gewölbe gegenüber. Der Gefangene sah links die Thüre des Kerkers mit ihren großen Schlössern, und dieser Anblick gab ihm übermenschliche Kräfte. Er ließ seinen Kragen in Winter's Faust und warf sich, beide Arme nach hinten gestreckt, auf uns.

Winter war beinahe umgeworfen worden, aber er raffte sich schnell wieder auf und stürzte sich auf den Deserteur.

„Ha, Räuber!" rief er, „Du willst durchgehen?"

Wir sahen nichts mehr, die Stocklaterne fiel zu Boden, Chevreux rief:

„Auf die Wache! Auf die Wache!"

Dies dauerte nicht einmal eine Minute. Schon war die Hälfte des Infanteriecorps unterm Gewehr und kam auf uns zu. Jetzt sahen wir den Gefangenen wieder. Er war zwischen den Pfeilern am Rande des Ganges zusammengesunken. Das Blut floß ihm aus dem Munde, er hatte nur noch eine halbe Jacke auf sich und neigte den Kopf, am ganzen Leibe zitternd.

Winter hielt ihn im Genick und sagte zum Lieutenant Schmindret:

„Ein Deserteur, Lieutenant; er wollte zweimal durchgehen, aber der Winter war da."

„Schon gut," antwortete der Lieutenant, „ruft den Gefängniswärter!"

Zwei Soldaten entfernten sich. Mehrere unserer Kameraden von der Nationalgarde waren herabgekommen, Niemand sprach ein Wort. Trotz der Härte der Menschen schweigt doch Jeder, wenn er einen Unglücklichen in solcher Lage sieht und sich sagt: Uebermorgen wird der erschossen, und Viele würden ihn sogar loslassen, wenn sie könnten.

Nach einigen Minuten kam Harmantier mit seinem gestrickten Wamms und seinem Schlüsselbunde.

Der Lieutenant sagte zu ihm:

„Schließt diesen Menschen hier ein! — Nun, steh auf und geh!" rief er dem Deserteur zu.

Dieser stand auf, von Allen umringt, und folgte Harmantier.

Der Gefängniswärter öffnete die beiden massiven Thore des Kerkers, der Gefangene trat ohne Widerstand ein, dann schlossen sich die großen Riegel und Schlösser wieder.

Der Lieutenant sagte:

„Jeder zurück auf seinen Posten!"

Wir stiegen die Treppe der Mairie wieder hinauf. Diese Dinge bestürzten mich dergestalt, daß ich nicht mehr an meine Frau und Kinder dachte. Als ich wieder oben in dem großen rauchigen Saal war, mit all dem Pack zusammen, das lachte und sich rühmte, einen armen Deserteur ergriffen zu haben, der sich dessen nicht versehen hätte — als ich bedachte, daß ich die Ursache dieses Unglückes war, zog tiefe Betrübnis in mein Herz, ich streckte mich auf der Pritsche aus und dachte

an alles Elend dieser Welt, an Zeffen und Safel, an meine Kinder, die vielleicht auch eines Tages ergriffen würden, weil sie den Krieg nicht lieben, und die Worte des Ewigen fielen mir bei, als das Volk einen König begehrte und er zu Samuel sprach:

„Gehorche der Stimme des Volkes in Allem, was sie zu dir gesagt haben, denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein. Doch bezeuge ihnen und verkündige ihnen das Recht des Königs, der über sie herrschen wird. Sage ihnen: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben. Eure Töchter wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge wird er nehmen. Von den Herden wird er den Zehnten nehmen und ihr müsset seine Knechte sein. Wenn ihr dann schreien werdet über euren König, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören."

Diese Gedanken machten mich unglücklich. Mein einziger Trost war, meine Söhne Itzig und Fromel in Amerika zu wissen. Ich beschloß auch, Safel, Dawid und Esra hinüber zu schicken, sobald die Zeit dazu gekommen sein würde.

Diese Träumereien dauerten bis es Tag wurde. Ich hörte das Gelächter und die Späße des Gesindels nicht mehr.

Von Zeit zu Zeit kamen sie her, rüttelten mich und sagten:

„Moses, geh und füll wieder einen Krug mit Branntwein, der Sergeant erlaubt es Dir."

Aber ich wollte sie nicht verstehen.

Gegen vier Uhr Morgens hatte endlich unsere Zeughauskanone die Mörser der Russen auf der Höhe von Vierwinden unbrauchbar gemacht und das Patrouillieren hörte auf.

Schlag sieben Uhr schickte man uns heim. Wir stiegen hinter einander, das Gewehr auf der Schulter, hinab. Vor der Mairie stellte man sich auf und Hauptmann Vigneron commandierte: „Schultert's G'wehr! Präsentiert's G'wehr! Ueber's G'wehr! Eingerückt!"

Jeder gieng seiner Wege und war froh, des Ruhmes ledig zu sein.

Ich wollte nur vorher mein Gewehr heimtragen und dann sogleich in die Kasematten eilen, um Sorle, Zeffen und die Kinder zu suchen. Aber wie groß war meine Freude, als ich den kleinen Safel vor unserer Thüre sah. Kaum hatte er mich um die Ecke kommen sehen, als er herbeilief und rief:

„Wir sind Alle wieder zurück, wir erwarten Dich!"

Ich bückte mich, um ihn zu küssen, Im selben Augenblick öffnete Zeffen oben das Fenster und zeigte mir ihren kleinen Esra. Sorle stand lachend hinter ihr. Ich stieg schnell hinauf und dankte dem Herrn, daß er uns von all dem Unglück befreit, und rief in meinem Herzen:

„Der Herr ist barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Gnade und Treue. Sein Name währet ewiglich und er freuet sich an seinen Werken."

XIV.

Das ist auch noch einer der guten Augenblicke aus meinem Leben. Kaum war ich oben, als Sorle und Zeffen in meinen Armen lagen; die kleinen Geschöpfe hiengen sich an meine Schulter, ich fühlte ihre guten dicken Lippen an meinen Wangen, Safel hielt mich bei der Hand, ich konnte nichts sprechen, meine Augen füllten sich mit Thränen,

Ach, hätten wir Baruch bei uns gehabt, wie groß wäre unser Glück gewesen!

Endlich stellte ich mein Gewehr nieder und hing meine Patrontasche im Alkoven auf. Die Kinder lachten,

noch einmal war die Freude in unser Haus zurückgekehrt.

Und als ich wieder herauskam in meinem Biberklaus und in warmen wollenen Socken und mich in dem alten Lehnstuhl niederließ vor dem kleinen mit Tellern besetzten Tisch, an dem Zeffen schon die Suppe herausschöpfte; als ich die fröhlichen Gesichter, die glänzenden Aeuglein und ausgestreckten Händchen sah, hätte ich singen mögen wie ein alter Fink über seinem Nest, wo die Jungen ihre Schnäbelchen öffnen und mit den Flügeln schlagen.

Ich segnete sie tausendmal in meinem Herzen, und Sorle, die in meinen Augen las, was ich dachte, sagte:

„Sie sind noch Alle beisammen, Moses, wie sie gestern beisammen waren, der Herr hat sie erhalten."

„Ja, der Name des Herrn sei gepriesen in Ewigkeit," erwiderte ich.

Während des Frühstücks erzählte mir Zeffen, wie sie in der großen Kasematte der Kaserne ankamen. Die war voll von Leuten, die rechts und links auf Matratzen ausgestreckt lagen. Die Einen jammerten, Furcht und Schrecken lähmte die Andern. Dann begann die Plage des Ungeziefers und das vom Gewölbe herabtropfende Wasser trug zur Verschlimmerung der Lage bei. Die vielen Kinder, die nicht schlafen konnten, weinten fortwährend, dazwischen tönte die Klage von fünf oder sechs Alten, die alle Augenblicke riefen:

„Ach, das ist unsere letzte Stunde! Gott, wie kalt ist es! Wir werden nicht zurückkehren; es ist aus mit uns!"

Hierauf trat plötzlich eine große Stille ein, als gegen zehn Uhr die Kanonen zu donnern begannen. Zuerst folgten sich die Schüsse langsam, hierauf rollte es wie ein Gewitter und der Schein der Blitze drang durch die Verzimmerung der Thüre hinein. Die alte Christina Ewig betete ihren Rosenkranz wie bei einer Prozession, und die andern Frauen fielen mit ihr ein.

Als mir Zeffen dieses Alles erzählte, drückte sie ihren kleinen Esra heftig an sich, und küßte David, der auf meinem Schoße saß, und dachte:

„Ja, ihr armen Kinder, ihr habt viel gelitten."

Trotz der Freude, uns Alle gerettet zu sehen, mußte ich doch immer wieder an den Deserteur in seinem Gefängnis denken. Auch er hatte Eltern. Ich dachte an all die Mühen, welche die Eltern bei der Erziehung eines Kindes haben, an die Nächte, die sie durchwachten, um es zu trösten, wenn es weinte, an ihre Sorgen, wenn es krank ist, an ihre Hoffnungen, wenn sie es heranwachsen sehen. Und wenn ich mir dann die Veteranen um den Tisch herum sitzend vorstelle, wie sie den armen Schelm richten, um ihn in aller Gemüthsruhe hinter der Bastei des Eiskellers erschießen zu lassen, so schauderte mich, besonders weil ich mir sagen mußte:

„Ohne mich liefe dieser Knabe durch die Felder, er wäre auf dem Weg nach seinem Dorf, er käme vielleicht morgen an der Thüre seiner Eltern an und riefe ihnen zu:

„Macht auf, ich bin's!"

Solche Gedanken hätten mich wahnsinnig machen können.

Ich wagte nicht, meiner Frau und meinen Kindern von der Gefangennehmung des Unglücklichen zu erzählen, ich war ganz in Gedanken versunken.

Draußen kamen die Abtheilungen von La Roulette, von den Drei-Häusern, vom Schloßbrunnen im Marschschritt vorbei. Kinderhaufen liefen in der Stadt herum, um die Granatensplitter zu suchen, die Nachbarn traten zusammen, um sich die Vorfälle der Nacht zu erzählen, von den eingefallenen Dächern, den herabgestürzten Kaminen und der Angst, die Jeder ausgestanden.

Man hörte ihre hohen und tiefen Stimmen und ihr Gelächter. In der Folge habe ich gesehen, daß dies jedesmal so war nach einer Beschießung. Sobald der Platzregen vorüber, dachte man nicht mehr daran und rief:

„Es lebe die Freude! — Die Feinde ziehen ab.“

Als wir so ganz nachdenklich bei einander waren, kam Jemand die Treppe herauf. Wir horchten, und unser Sergeant, das Gewehr auf der Schulter, den Mantel und die Gamaschen mit Koth überzogen, öffnete die Thüre und rief:

„Gratuliere, Vater Moses, gratuliere! Man hat sich heute Nacht ausgezeichnet.“

„Ei, was gibt's denn, Sergeant?“ rief meine Frau sehr erstaunt.

„Wie, er hat Euch seine Heldenthaten noch nicht erzählt, Frau Sorle? Er hat Euch nicht erzählt, daß der Nationalgardist Moses um neun Uhr bei der Patrouille an der Hospitalbastei einen Deserteur auf frischer That ertappt, angezeigt und dann festgenommen hat? So steht's im Protokoll des Lieutenants Schmidret.“

„Aber ich war nicht allein,“ rief ich trostlos, „wir waren unsere Vier.“

„Pah, Ihr seid ihm auf die Spur gekommen, Ihr seid in die Gräben hinabgestiegen und habt die Stocklaterne getragen. Vater Moses, Ihr thut Unrecht, Eure schöne That zu verkleinern. Ihr werdet zum Korporal vorgeschlagen werden. Morgen um neun Uhr kommt das Kriegsgericht zusammen. Seid ganz ruhig, man wird Euern Mann versorgen.“

Stelle Dir vor, was ich für ein Gesicht machte, Fritz: Sorle, Zeffen und die Kinder sahen mich an, und ich wußte nicht, was antworten.

„Nun,“ sprach der Sergeant, indem er mir die Hand drückte, „jetzt will ich die Kleider wechseln. Wir werden noch mehr davon reden, Vater Moses, ich hab's Euch ja immer gesagt, daß Ihr noch ein ganzer Kerl werden würdet.“

Er lachte wie gewöhnlich vor sich hin und blinzte dabei, dann gieng er über den Gang in sein Zimmer.

Meine Frau war leichenblaß.

„Ist's denn wahr, Moses?“ fragte sie mich nach einer Weile.

„Ach, Sorle, ich wußte nicht, daß er desertieren wollte,“ antwortete ich. „Auch hätte sich dieser Mensch vorher nach allen Seiten umsehen sollen. Er hätte auf den Spitalplatz herunter und um die Misthaufen herum und selbst in das Gäßchen hineingehen sollen, um zu sehen, ob Niemand um den Weg sei. Er ist selbst an seinem Unglück schuld, ich wußte von nichts, ich —“

Aber Sorle ließ mich nicht ausreden, sie rief:

„Schnell, Moses, lauf zu Bürguet! Wenn dieser Mensch erschossen wird, so wird sein Blut über unsere Kinder kommen. Mach schnell, verliere keinen Augenblick!“

Sie hob die Hände empor, und ich eilte in großer Bestürzung hinaus. Meine größte Angst war, ich werde Bürguet nicht daheim antreffen, aber glücklicherweise sah ich, als ich seine Thüre im ersten Stock des alten Hauses Canchois öffnete, den langen Besenaire, wie er ihn eben zwischen einem Haufen von Papieren und alten Scharteken rasierte, die im ganzen Zimmer herumlagen.

„Ei, sind Sie's?“ rief Bürguet, der mit der Serviette am Kinn dasaß, vergnügt: „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.“

„Wenn es sich um Geld handelt, so wird's hapern.“

Er lachte, und seine Magd Marie Loriot, die uns von der Küche aus hörte, öffnete die Thüre, streckte ihre rothe Hatzel in's Zimmer herein und rief:

„Will's meinen, daß es happern wird. Schon seit drei Monaten sind wir dem Besenaire unsern Bart schuldig. Nicht wahr, Besenaire?“

Sie sagte dies ganz ernsthaft, und Bürguet lachte herzlich, statt sich zu ärgern. Ich mußte immer denken, ein so geistreicher Mann habe gewisser=

maßen das Bedürfnis, die menschliche Dummheit in einem solchen Geschöpf verkörpert zu sehen, um darüber lachen und sich darüber ergötzen zu können. Niemals hat er diese Marie Loriot fortschicken mögen.

Während nun Besenaire an ihm weiter rasierte, erzählte ich ihm von unserer Patrouille und der Festnehmung des Deserteurs. Ich bat ihn, den Unglücklichen zu vertheidigen und sagte ihm, er allein vermöge ihn zu retten und nicht nur mir, sondern auch Sorle, Zeffen und unserem ganzen Haus die Ruhe wieder zu geben; denn wir seien Alle trostlos und setzen unser Vertrauen in ihn.

„Sie nehmen mich bei meiner schwachen Seite,“ rief Bürguet; „wenn's wahr ist, daß ich allein diesen Menschen retten kann, so muß ich's wohl probieren. Aber 's wird schwer halten. Seit vierzehn Tagen regt sich die Fahnenflucht — das Kriegsgericht will ein Exempel statuieren. Die Sache steht schlimm. — Sie haben Geld bei sich, Moses, geben Sie Besenaire vier Sous, daß er einen Schoppen trinken kann.“

Ich gab ihm vier Sous, und er gieng mit einer tiefen Verbeugung hinaus. Hierauf kleidete sich Bürguet vollends an, dann nahm er mich am Arm und sagte:

„Wohlan, wir wollen sehen.“

Wir stiegen mit einander hinab, um uns auf die Mairie zu begeben.

Viele Jahre sind seitdem verflossen, und dennoch ist es mir, als stände ich noch unterm Gewölbe und hörte Bürguet rufen:

„He, Sergeant, sagt dem Profoßen, der Vertheidiger des Gefangenen sei da!“

Harmantier kam, grüßte und schloß die Thür auf.

Wir stiegen in das stinkende Loch hinab und sahen in dem Winkel rechter Hand eine zusammengekauerte Gestalt auf einem Strohhaufen.

„Steht auf,“ sagte Harmantier, „hier ist Euer Vertheidiger.“

Der Unglückliche regte sich und stand im dunklen Schatten auf. Bürguet beugte sich vor und sagte:

„Muth gefaßt, junger Mann, ich komme, um über die Vertheidigung mit Euch zu reden!“

Da fieng der Andere zu schluchzen an.

Wenn ein Mensch herumgezerrt, zerfetzt und geschlagen wird, bis er sich nicht mehr auf den Beinen halten kann, wenn er weiß, daß das Gesetz gegen ihn ist, daß er sterben muß, ohne seine Angehörigen wieder zu sehen, so wird er schwach wie ein Kind. Wer seine Gefangenen schlägt, ist ein elender Tropf.

„Wohlan, setzt Euch auf die Pritsche da,“ sagte Bürguet. „Wie heißt Ihr? Wo seid Ihr her? Harmantier, gebt diesem Menschen ein wenig Wasser, damit er sich erfrische und sich waschen kann.“

„Er hat schon welches, Herr Bürguet, hier steht es in der Ecke.“

„Gut! Faßt Euch, mein Sohn.“

Je milder er mit ihm sprach, desto heftiger weinte der Unglückliche. Doch erzählte er uns endlich, seine Familie wohne nahe bei Gerarmer in den Vogesen, sein Vater heiße Mathieu Belin und sei Fischer in Retournemer.

Bürguet lockte ihm jedes Wort aus dem Mund. Er wollte Alles genau wissen von Vater und Mutter und Geschwistern. So viel erinnere ich mich noch, der Vater hatte unter der Republik gedient und war sogar bei Fleurus verwundet worden; der ältere Bruder war in Rußland gefallen, er selber war der zweite Sohn, der unter die Soldaten gekommen, und daheim waren nur noch drei Schwestern, jünger als er.

Das kam Alles langsam heraus. Die Hiebe Winter's hatten ihn so geschwächt, daß er Alles mit sich anfangen ließ und wie ein lebloser Körper zusammensank.

Du kannst Dir denken, Fritz, daß noch etwas Anderes dahinter stak. — Der Bub war jung, und das erinnerte

mich an die Zeit, wo ich in zwei Stunden von Pfalzburg nach Marmontier lief, um Sorle zu sehen. Ach, der Unglückliche! Als er uns diese Geschichte erzählte und dabei schluchzend die Hände vor's Gesicht drückte, fühlte ich, wie mein ganzes Herz dahin schmolz.

Bürgnet war ergriffen. Als wir nach einer Stunde wieder fortgiengen, rief er:

„Wohlan, wir wollen hoffen. Morgen kommt Ihr vor's Gericht. Verliert nicht allen Muth! „Harmantier, dieser Mensch braucht einen Mantel, es ist hier entsetzlich kalt, besonders bei Nacht. Euer Handel ist schwierig, aber er ist nicht verzweifelt. Macht Euch so sauber wie möglich für's Verhör, das Gericht nimmt immer Rücksicht auf Angeklagte, die anständig gekleidet sind."

Als wir draußen waren, sagte er:

„Moses, schicken Sie dem Gefangenen ein frisches Hemd; auch ist seine Jacke zerrissen; doch vergessen Sie nicht, ihm einen vollständigen Anzug zukommen zu lassen. Die Soldaten beurtheilen den Menschen immer nach seiner äußeren Haltung.

„Seien Sie ganz ruhig," antwortete ich.

Die Thüren des Gefängnisses wurden wieder geschlossen und wir giengen durch die Halle.

„Ich geh jetzt heim," sagte Bürgnet, „um nachzudenken. Es ist gut, daß der Bruder in Rußland geblieben, und daß auch der Vater gedient hat. Das ist ein Anhaltspunkt."

Wir waren an der Ecke der Wallstraße angekommen; er gieng seines Wegs und ich gieng trostloser, als ich zuvor gewesen, nach Hause.

Du kannst Dir meinen Kummer nicht vorstellen, Fritz. Wenn man immer ein ruhiges Gewissen gehabt hat, so ist es schrecklich, sich Vorwürfe machen und sich sagen zu müssen: Wenn dieser Mensch erschossen wird, wenn seine Eltern, seine Schwestern und Jene, die ihn erwartet, in Verzweiflung gerathen, so bist du daran schuld, Moses.

Glücklicherweise fehlte es zu Hause nicht an Beschäftigung. Sorle hatte eben den alten Laden aufgemacht, um mit dem Verkauf des Branntweins zu beginnen, und Alles war schon voll von Leuten. Seit acht Tagen hatten die Zechwirthe, Cafetiers und die Gastgeber nichts mehr, um ihre Fässer zu füllen. Sie waren daran, ihre Wirthschaften zu schließen, und nun denke Dir das Gedränge.

Sie kamen Alle der Reihe nach mit ihren Kannen, Fäßchen und Krügen. Auch die alten Trunkenbolde kamen und machten sich mit dem Ellbogen Platz. Sorle, Zefen und Safel hatten nicht Zeit, sie Alle zu bedienen.

Der Sergeant meinte, man solle ein Piquet vor unsere Thüre stellen, um Streitigkeiten zu verhindern, denn mehrere dieser Leute riefen, man habe sie übergangen und ihr Geld sei so viel werth, wie das der Andern.

Jahre werden vergehen, bis man wieder eine solche Menge Leute bei einem Pfalzburger Kaufmann sieht.

Ich hatte eben nur Zeit, meiner Frau zu sagen, Bürgnet werde den Deserteur vertheidigen; dann stieg ich in meinen Keller hinab, um die beiden Fässer im Laden wieder zu füllen, die schon leer waren.

Vierzehn Tage nachher verdoppelte Sorle den Preis. Unsere beiden Fässer waren verkauft und trotz diesem außerordentlichen Preis nahm der Zulauf nicht ab.

Für Branntwein und Tabak haben die Leute immer noch Geld, selbst wenn sie keines mehr für Brod haben, deshalb legen die Regierungen ihre höchsten Steuern auf diese beiden Artikel. Und wenn sie noch höher wären, so könnte man doch keine Abnahme bemerken, nur würden die Kinder Hungers sterben.

Ich habe das beobachtet, ich habe diese große Thorheit der Menschen ge-

sehen, und so oft ich daran denke, muß ich mich verwundern.

Diesen Tag mußten wir mit der Bedienung bis Abends sieben Uhr fortmachen; da erst konnte geschlossen werden. Ueber dem Vergnügen, Geld zu verdienen, vergaß ich den Deserteur; erst nach dem Nachtessen erinnerte ich mich seiner wieder. Doch sagte ich nichts davon, wir waren Alle so müde und mit unserem Tagewerk so zufrieden, daß wir uns mit solchen Gedanken nicht quälen mochten. Erst nachdem Zeffen und ihre Kinder sich niedergelegt hatten, erzählte ich Sorle unsern Besuch bei dem Gefangenen. Ich sagte ihr auch, daß Bürguet Hoffnung habe, was ihr großes Vergnügen machte. Gegen neun Uhr schliefen wir Alle unter Gottes Schutz.

.(Fortsetzung folgt).

Das Hexenschloß.

Nach einer Volkssage von **Schön-Werra.**

I.

Dort, wo die bemoosten Mauertrümmer aus dem grünen Gestrüpp hervorblicken, stand einst eine stattliche Burg, der Stammsitz eines mächtigen, den Gau beherrschenden Grafengeschlechtes; — die Bücher und Chroniken wissen nichts von dem Unglück, das vor grauen Jahren die Blüte des Geschlechtes knickte, und auch der Mund der Leute weiß heute nicht viel mehr darüber zu sagen, denn was bekümmert man sich heutzutage viel um die Todten und längst Begrabenen? Hat man doch mit den Lebenden genug zu thun.

Nur der alte Schulmeister drunten im Dorfe, der schon geraume Zeit nicht mehr das mühevolle Walten bei der üppigen Dorfjugend versah, sondern in stiller Zufriedenheit und Seelenruhe seinen Lebensabend genoß, wußte noch manch wunderbares Mährlein von vergangenen Tagen zu erzählen.

Und kam dann und wann ein müder Wanderer an seinem Häuschen vorüber, während er eben des Nachmittags seine Pfeife schmauchend, in der Jasminlaube seines schmucken Gartens ruhte, dann lud er ihn wohl zu kurzer Rast, stellte ein volles Glas mit Rebensaft vor ihn hin, und erzählte ihm seine Legenden die ihm sein eigener Großvater oftmals mitgetheilt und einstens selbst erlebt hatte. Der gute Alte glaubte fest und unverbrüchlich an die Wahrheit seiner Tradition und wollte es gerne einem Jeden mittheilen, der mit Verständnis und Würdigung seinem Berichte zu lauschen verstand.

Auch ich war an seinem freundlichen Hause vorübergekommen, auch mich hat der liebenswürdige Alte zu erquickender Rast in seinen blühenden Garten geladen, und mir bei einem guten, frischen Trunk seine Geschichten erzählt, und zum Beweise, daß ich seine Erzählung wohl zu würdigen verstand, will ich versuchen, das Gehörte in getreuer Weise wiederzugeben.

Dort drüben in ferner Waldeinsamkeit lebte in uralter Zeit in stiller Klause ein frommer und in der ganzen Gegend hochverehrter Eremit, der sich, wer weiß von welch früheren Lebensstürmen hart betroffen, das Gelübde des Schweigens auferlegt hatte.

und außer seinen Gebeten, im Verkehr mit den Menschen nur die Worte auszusprechen pflegte: „Was der Mensch thut, das thut er für sich!“ Der Graf im Schlosse schätzte diesen Klausner wegen seiner Frömmigkeit hoch, und zog ihn in wichtigen Dingen stets zu Rathe, wenngleich er wußte, daß der fromme Mann außer seinem bekannten Spruch nichts herausbringen würde. Doch was der Mund nicht sprach, sagten die Augen des erfahrenen Greises, und schon in mancher verwickelten Lage waren dem Grafen die Gegenwart des Eremiten und sein mahnender Spruch ein willkommener Fingerzeig gewesen.

Einst wollte die Gräfin, eine hochfahrende und übermüthige Frau, den Grafen zu einer ungerechten Fehde verleiten, die, wenn sie entbrannte, das Land in Jammer und Elend stürzen mußte. Schon war es ihrer Ueberredungskunst gelungen, den Gatten für ihren Plan zu stimmen, als dieser wieder den Eremiten kommen ließ und ihm das Vorhaben kund gab. „Was der Mensch thut, thut er sich selbst!“ sprach der Klausner tief aufseufzend und mit bekümmertem Gesicht, da traf den Grafen das Wort schwerer als je zuvor; lebhaft traten ihm die Schrecken des Krieges vor die Seele, die er ohne rechtlichen Grund auf die friedliche Gegend heraufbeschwören wollte, und sofort gab er alle streitbaren Gedanken auf, und wies alle Verlockungen und Anreizungen der Gräfin auf das Entschiedenste zurück.

Darüber ergrimmte die Gräfin, welche eine sehr böse, rachsüchtige Frau war, und schwur bei sich, es dem Eremiten zu gedenken, doch je größer ihr Groll gegen ihn war, desto freundlicher that sie äußerlich, und sandte ihm nach wie vor sein täglich Brod, welches der wenig bedürfende Greis der Wohlthätigkeit des Grafen verdankte. Kurze Zeit nach jener Umstimmung des Grafen durchstreiften die gräflichen Kinder, zwei blühende, stattliche Junker, auf einem Jagdzuge die Forste, und kehrten hungrig und ermüdet in der Klause des Eremiten ein. Auf ihr Begehr beeilte sich derselbe, den Junkern das beste und frischeste Brod zu holen, welches ihm die Gräfin bereits am frühesten Morgen geschickt hatte, und bot es ihnen mit dem gewöhnlichen Spruche: „Was der Mensch thut, thut er sich selbst!“ Die Junker lächelten freundlich über den bekannten Spruch des Alten und ließen es sich wacker munden, und machten sich dann fröhlich auf den Heimweg.

Kaum hatten sie indes die väterliche Burg erreicht, als sie unter Zuckungen dahinstarben, denn das Brod, welches sie genossen, hatte die rachsüchtige Gräfin vergiftet, um den verhaßten Klausner und seinen lästigen Spruch los zu werden. Die letzten Worte der sterbenden Söhne gaben der unglücklichen Mutter die schreckliche Gewißheit, daß ihre schwarze That ihren eigenen Kindern den Tod gegeben, und laut klagte sie sich in ihrer Verzweiflung des Mordes an, und machte auch ihrem Leben durch einen Sturz von den hohen Zinnen des Schlosses ein schrecklich jähes Ende.

„Was der Mensch thut, thut er sich selbst!“ seufzte der herbeigerufene Klausner, als er über den Leichen ein leises Gebet gesprochen hatte.

Der Graf war tief gebeugt von dem schweren Schicksalsschlage. Obwohl noch ziemlich jung, ward er von diesem Tage an einem Greise gleich! — Der Schmerz der Vereinsamung benahm ihm alle Lebenslust und Freude an seinem reichen Besitz, für welchen er fortan ja keine weitere Verwendung hatte, seit seine Söhne nicht mehr waren, um einst in dessen Besitz zu treten. Er nahm seine kostbarsten Pretiosen zu sich und verließ für immer den Stammsitz seiner Väter. Als er vor dem Thore desselben stand, kehrte er sich nochmals um, und mit erhobener Rechten und

drohender Geberde rief er laut in den Forst, daß es dumpf und schaurig durch die Hallen des Schlosses tönte, und tausendfältig im Echo wiederhallte:

„Seid verflucht, ihr stolzen Mauern, wohl waret ihr meiner Ahnen sicherer Hort, mich aber umgab nur Unheil in euerer Mitte, in euch wurde mir der grünende Stamm gebrochen und einsam steh ich nun im Leben; einsam zieh ich in die Welt, ich kann nicht länger an der Statt meines Unglücks weilen! Und vereinsamt auch sollt ihr fortan bleiben! — Nur Dohlen sollen in euren Firnen hausen. — Wen's gelüstet, kann euch sein Eigen nennen, von mir aus seid ihr vogelfrei — doch wer in euch ein Heim sich baut, den soll mein Fluch mittreffen, und keine frohe Stunde soll ihm werden! Denn wo Unheil war von böser Hand einmal gesäet, kann Unheil man nur ernten!"

Sprach — wandte noch einmal den finstern Blick zu den hohen Firnen des stattlichen Schlosses, dann eilte er flüchtigen Schrittes zur Hütte des frommen Eremiten und theilte ihm seinen Entschluß mit, für immer die Gegend seiner Heimat zu verlassen, und bat ihn um seinen Segen. Und als sich der Graf dazu niederkniete, legte der Alte die dürren Hände auf sein Haupt und sprach mit zitternder Stimme und feuchten Auges: „Was der Mensch thut, thut er für sich!" darauf reichte ihm der Graf die biedere Rechte zum Abschied, die ihm der Alte mit ermuthigendem Lächeln schüttelte, und begleitete ihn noch bis zu dem äußersten Grenzstein seines Gebietes, dann kehrte er noch einsamer als zuvor in seine Klause zurück.

II.

Zur selbigen Zeit lebte auch dort unten im Flecken ein junger Amtmann Namens Claus Telg, der stets ein hochnasiger, übermüthiger Mensch war und den Niemand recht leiden mochte wegen seiner anmaßenden, herrschsüchtigen, rohen Natur.

Er dünkte sich stets besser als alle Anderen und kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als recht reich und mächtig zu werden und statt zu arbeiten, was ihm im Tode verhaßt war, nur mehr zu befehlen. Dabei war er gewaltthätig und händelsüchtig und ließ Niemand in Frieden seiner Wege gehen, so sehr die Bauern ihm auch auswichen. Eines Tages, es mochten etwa zwei Jahre nach des Grafen Auswanderung gewesen sein, saß Claus Telg eben im Gasthause beim Frühschoppen, als der Postwagen vor demselben hielt, und der Postillon ihm ein vielfach gestempeltes Schreiben übergab. Kaum hatte Claus einige Zeilen gelesen, sprang er vom Stuhle auf, und jauchzte und lachte! Er hatte die Nachricht erhalten, daß ein weitschichtiger Vetter von ihm gestorben sei, und ihn zum alleinigen Erben seines sehr bedeutenden Vermögens bestimmt hatte. Nun war ja mit einem Male sein Herzenswunsch erreicht! — Er war unverhofft, plötzlich zu großem Reichthum gekommen, nun brauchte er nicht mehr zu arbeiten, nun war er ein vornehmer Herr! Er ließ seinen Wein im Glase stehen und eilte heim. Schon längst hatte er sein Augenmerk auf das vereinsamt stehende Schloß gerichtet und wiederholt sein Verlangen geäußert, dort droben wohnen zu wollen, und als ihm einige Bauern den Fluch mittheilten, mit welchem sein letzter Besitzer es verlassen, und ihm ernstlich abriethen, selbst im Scherz ein solches Verlangen zu äußern, da hatte er eitel darauf geantwortet: „Hätt' ich nur das Geld, um als großer Herr dort droben zu residieren, ich würd's Euch schon beweisen, daß dieser Wunsch kein Spaß von mir ist, so dumme Ammenmährlein können nur auf solche Schafsköpfe wie Ihr seid, Eindruck machen, aber Jemand Geistvoller und Gebildeter wie ich, glaubt an den albernen Tand nicht! Ich

würd's auch Dem nicht rathen, der mir Uebles wollt'! dabei hob er seine geballte Faust drohend gegen die Bauern, die ihn bei seinem Starrsinn ließen, und ihm aus dem Wege giengen.

Seit er das Geld geerbt, war für ihn der letzte Grund geschwunden, und trotz des Kopfschüttelns und böser Ahnungen der Leute, bezog er doch in wenigen Tagen, nachdem er seine Erbe behoben, das Schloß. — Nach einem Jahr, in welchem er noch anmaßender und übermüthiger geworden war, führte er eine reiche Braut heim, die er natürlich nur wegen ihrer großen Mitgift und des Ansehens, dessen sie sich erfreute, genommen hatte. Daß sie weder gut noch schön war und trotz ihrer angesehenen Stellung nicht beliebt, daran lag ihm nichts, sie hatte Geld, und ihr Vater war weit und breit der begütertste Bauer. — Was kümmerte es Claus, daß die andern Bauern, wenn sie Hans Tagen (so hieß sein Schwiegervater) in's Gesicht auch freundlich waren, hinter seinem Rücken manch geheimes Geschichtchen wußten, wodurch er sein großes Vermögen „ergaunert" hatte! — Genug daß er es hatte, alles Andere war Claus einerlei.

Noch lange wußten die Leute in der Gegend sich zu erinnern, wie Telg mit der feinen Kathrein Hochzeit hielt, und es am Schlosse hoch hergieng, als werde ein Fürst vermählt, in Saus und Braus! — Alle reichen Ackerbürger waren damals geladen und des Jubels war kein Ende.

Da kam auch der arme, halb blödsinnige Bettelchristofel zum Schloßhof geschlichen und rief: „Juhe! Hochzeit!" — und wollte den Bräutigam beglückwünschen, aber Claus Telg schrie ihn zornig an:

„Wie kannst du Bettelfetzen es wagen, mir über die Schwelle zu kommen?" und faßte den Armen mit roher Faust, und warf ihn mit solcher Gewalt an den Thorpfeiler, daß der Stoffel mit blutendem Kopf wie todt liegen blieb.

In demselben Augenblick ritt ein Reiter in goldener Rüstung auf wundervollem Schimmel, dessen herrliche Mähnen beinahe bis zur Erde reichten und mit blauen Bändern reich durchflochten waren, in den Hof, schwang sich mit gezücktem Schwert, dessen Griff reich mit Edelsteinen besetzt war, aus dem Sattel und nahm sich des armen, verwundeten und schwer athmenden Menschen auf das Liebevollste an. Als er ihn etwas gelabt und wieder zum Leben gebracht hatte, hob er ihn auf sein edles Pferd, band ihn mit seinen Purpurmantel sicher und fest an den Sattel und ergriff die Zügel des schönen Thieres, dann wandte er sich zu Claus Telg, der, überrascht und geblendet von dem Glanze des Reiters, am Thore lehnte; mit strengen Worten strafte er den rohen Gesellen und forderte noch eine kleine Erquickung für den Schwerverwundeten. Dies erzürnte den bösen Schloßbauer (wie ihn die Leute nannten) bis zur Sinnlosigkeit, so, daß er auf den Ritter losstürzte, und sich thätlich an ihm vergriff.

Der Ritter blieb unbeweglich stehn, doch als Claus ihn ein zweites Mal angreifen wollte, schwang er sein mächtiges Schwert, und Claus sank blutüberströmt zusammen. Der Hieb hatte ihn an derselben Stelle am Kopfe getroffen, an welcher der arme Stoffel seine Wunde trug.

Die Hochzeitsgäste waren zerstoben. „Ich wußte es ja, daß es ein Unglück geben werde." „Ich hatte mich gleich gesträubt das Schloß zu betreten!" „Es ist ein Unglücksgedanke gewesen, sich dort sein Nest zu bauen!" „Das hat er nun, für seinen Hochmuth!" — riefen sie durcheinander, als sie in wilder Flucht zu Thal eilten.

Die stolze Braut war augenblicklich besinnungslos zusammengesunken vor Schreck über das Geschehene, sie verfiel in eine lange, schwere Krank-

heit, und mußte auf einer Trage in ihrer Eltern Haus gebracht werden. — Sie konnte sich zeitlebens nicht mehr ganz erholen und blieb geistesschwach wie der arme Bettler.

Claus wurde von den wenigen Besonnenen, die oben verharrten, im Walde begraben, denn alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. — Der schöne Ritter war mit seinem Schützling hinab in den Forst gegangen. — Doch an eben der Stelle, an welchem der scheidende Graf seinen Fluch über das Schloß sprach, hielt er nochmals für einen Augenblick und rief mit kräftiger, lauter Stimme: „Sei verflucht fortan! — Du Schreckenshaus! — Niemand bewohne je deine Räume wieder — außer den Gespenstern der Sünder, die dich entweiht haben! so lange sollst du dort oben stehn und den Menschen ein Warnungszeichen sein, bis nicht ein edler Mensch, dessen Leben dem Wohlthun geweiht, wieder in deine Hallen einzieht und durch sein segensreichen Wirken den Fluch entkräftet und den Bann von den bösen Geistern der Sünde nimmt."

Dann schritt er der Klause des Eremiten zu, bat diesen, für den armen Verwundeten zu sorgen, und überließ Stoffel der treuen Obhut des frommen Alten. — Auf den Tisch in der Hütte des Eremiten hatte der Ritter beim Scheiden zur Deckung aller erforderlichen Dinge für die Pflege des Verwundeten eine reich mit Geld gefüllte Börse zurückgelassen.

Denselben hat man aber nachher niemehr in der Gegend begegnet, und Niemand konnte sich erinnern, ihn je vorher gesehen zu haben.

Und als man später gewahrte, daß der Inhalt der Börse hinreichte, nicht nur den armen Stoffl zu versorgen, sondern auch ihn und den Eremiten, bei welchem der Bettler Christof fortan blieb, mit Brod bis an ihr Lebensende zu versehen, da verriethen die Weisesten im Dorfe, daß der schmucke Ritter Niemand Anderer gewesen war, als der Graf vom Schlosse selbst, der gewiß eines gottgefälligen Todes gestorben, und nun verklärt vom Himmel gekommen war, um sein Schloß von dem hochnasigen Gesindel zu säubern, das sich widerrechtlich darin breitgemacht hat.

Dem Klausner aber, den er schon bei Lebzeiten immer unterstützte, hatte er einen unerschöpflichen Schatz hinterlassen, in Gestalt einer einfachen Börse, die aber nie leer ward.

Sein Fluch, den er über das Schloß gesprochen, hat sich bewahrheitet, denn heute noch stehen die Reste des alten Gemäuers dort oben und blicken die Menschen düster und warnend an. — Die Burg hatte lange genug den Stürmen der Zeit getrotzt, hatte allen Anfechtungen von Wind und Wetter tapfer widerstanden, immer auf den erlösenden Retter gewartet, aber vergebens, es kam kein Mensch mehr auf den Einfall, in guter oder böser Absicht dies Schloß zu bewohnen, das dem Verfalle geweiht war, bis endlich doch der Dämon der Vernichtung verwüstend über den Bau herfiel und eine nach der andern der starken Mauern einriß, bis nur mehr die Grundpfeiler stehen blieben.

Aber um Mitternacht, sagt man, da werde es in der Ruine lebendig, mit dem letzten Schlag der zwölften Stunde macht sich das Thor auf, und eine weiße Frau mit fliegenden Haaren tritt in den Forst und blickt erwartend aus, dann kommt allemal ein schwarzer, grimmig dreinschauender Mann und eilt auf sie zu, erst herzen und küssen sie sich, dann schlägt er sie, bis er ermüdet hinsinkt und einschläft, in dem Augenblick erhebt sich die weiße Frau vom Boden, wo sie gekauert, schleicht an ihn heran und stößt ihm eine lange, spitze, vergiftete Nadel in's Herz! — und lacht so grausig und laut, daß man's bis in's Dorf herunter hört! — dann folgt ein lauter Schrei des Mannes und er wacht wieder auf! — dies Spiel währt, bis die

Kirchthurmglocke 2 Uhr schlägt, dann fliegt die Gräfin, denn diese ist die weiße Frau, mit einem markerschütternden Schrei von der höchsten Mauerkante in den Abgrund, und der schwarze Mann geht stumm und zornig wieder zum Hügel im Wald.

So lautet die Sage jener romantisch gelegenen Ruine. — Die Dorfjugend, die nicht so leicht in Rand in Band zu halten ist, wird augenblicklich zahm und still, wenn der Herr Lehrer zu seinem stärksten Mittel greift und ihr droht: „Wer jetzt nicht augenblicklich ruhig und fleißig ist, muß nach der Abendglocke zur Ruine Hexenschloß hinauf und eine Stunde am Thorstein knien!" Weil die bloße Drohung jedoch stets genügt, hat's noch Keiner thun müssen.

Heiratn muaß er mih!

A steirischi Dorfgschicht von P. K. Rosegger.

Anhebbs[1] mitn heilign Foschutog.[2] Do wodnan[3] in Schnee durchs Dorf daher sechs Maner und an iada hot an schworzn Montl on. A zwen hobn a iader[4] a rothi Windliachtkirzn in da Hond, brint oba koani. Grod von Freidhof kemens, wo s an oltn Mon einigschobn hobn. Wulter[5] ernsthof sein s oll und a zwen, de hint nochhi gehn, hobn an iader a frisch Gsicht und keci Augn; aso holblaut redn s mitanond. Oana hot a schworzas Schnurbartl, der Ondri hot nix und ma keuts nit recht, hot er eahm in Bort wekgschnitn oder is noh koana gwochsn.

„A saubers Gschäft für an Foschutog," sogg der mitn Bartl, „Leut eingrobn."

„Mir stehts ah nit on, a so a Maschkerad," drauf der Ondri und deutt afn schworzn Montl. „Wan ih na den wieda heruntn hät!"

„Ih mecht heint liaba wos Onders!" moant da Schworzbartl, da Jungbaur afn Pellnhof.

Der Ondri, da Schwoaga-Nisl[6], vasteht n af da Stell.

„Ba dir is s leicht," sogg da Nisl, „du host as herznehma."

„Du moanst, weil ih mih scha mit Oana vasprochn hou. Brauchts oba daweil noh neambb zwissn."

„Es zwoa werds as doh wissn därfn."

„Däs wul, däs freili, mir zwoa. Oba woaßt, Nisl, diesebi, de wird mei Weib, de gänz ih nit gern on."

„Du bist a reicha Baur, därfst eh na Deini zehn Finger ausreckn und af an iadn bleibb Oani henkn."

„Ih geh ins Wirtshaus," sogg da Jung-Pellnhofbaur.

„Ih kim ah noch," sogg da Nisl. Aft gehns ausanond.

Da Nisl woaß nit recht, wos er heint ougehn sult. Ins Wirtshaus? Ban eahm is s nit a so as wia ban Großbaurn, ban eahm is s Geld awenk kluag. s is hort für an orman Menschn, Gusta hät er die gleichn wia da Reichi, oba koani Mittl dazua. In Jung-Pellnhofa troggs as, daß er sei Braut aufsport und daweil af an Aushilf denkn kon. Da Nisl wa froh, wan er Oani hät.

Wir er ban Lindnbam a so dosteht, und nit woas hia oda hott, do kimbb

---

[1] Anfängt es, [2] Faschingdienstag, [3] waten, [4] von zweien hat jeder, [5] ziemlich, [6] Dionis Schwaiger.

Oani daher. Ihr Fiaterl[1] holtts übas Gsicht, still woanand gehts daher und in Burschn siachts nit.

Er siachts wul, s is s Dirndl, den s heint in Bodan[2] hobn begrobn. An ormi Kloanhäuslertochter, um de sih neamb viel umschaut und de sih ah nit aufdränga mog, do vastekts ihr horts Onliegn liaba hinters Mia- der und troggs aloan.

Hiaz, wia da Schwoaga-Nisl s bildsauba Dirndl, dos olßa woanada[3] noch säuberer is, dahergehn siacht, follts n ein, de kunt er tröstn. Dera- wegn nimbb er s hiaz ba da Hond und sogg: „Mina, mir dabormst. A so an traurign Foschntog, wias du host! Hiaz stehst holt wul völli aloan do."

„Ih brauch ah neambb," sogg sie, und hiaz war er verobschiedt gwen. Er loßt sih oba nit sa leicht ohtanchn.[4] „Neambb brauchst," moant er güati, „und do host gonz recht. In an selchtn Foll is Oan doh Koana gmua. An Jada schaut af eahm selber; übalant tröstns, in da Ghoam is s eahner ollsoans, gehts an orman Woasl wia da well."[5]

's Dirndl schautn Burschn hiaz a so va da Seitn on; der redt jo grod, wos sie ihr selba denkt.

„Ober ih woas s, Mina," redt er weita. „Gfreun thats dih doh, waust hiaz an Menschn häst, ders guat mit dir moanad, der da dei Load trogn hulf wir a Bruada, denst dei Köpfl af die Brust legn kuntst und daß d dih answoanast."

„Däs wul," hot s Dirndl in Kopf gnoagg."[6]

„Scha heint Nocht hon ih a por Stund nit schlofn kina," redt da Nisl weiter, „und hon groadt und groadt,[7] wias dir hiaz gehn wird, wer dar af dei Häusl schaut und daß dih d Leut nit hint und vor on- schmirn."

[1] Schürzchen, [2] den Vater, [3] im weinen- den Zustande, [4] abfertigen, [5] wie der Will, [6] geneigt, [7] nachgedacht.

Sie schautn ins Gsicht. Feind is n nia gwen, den Buabn, oba daß er wos holtad af sei und sa guatherzi mit ihr sei kunt in ihrn Elend, däs hat s ihr nit denkt.

„Du därfst ma s nit vawihrn,"[1] daß ih hiaz do nebn deina dahergeh", sogg da Bursch. „Heint loß ih dih nit aloan. Ka Bissn und ka Tropfn schmeckad ma, wan ih dih valossn wissad. So longs da guat gongan is, hät ih mih nit traut, oba hiaz, wir ih siah, daß Olls da Lustborkeit noch- geht und neambb denkt af dih und dei Load, hiaz muaß ih da s ein- gstehn, Dirndl, daß d mar ins bluati Herz ein dabormst und daß ih da beistehn möcht, wan s da recht wa."

Sie greiftn on ba da Hond und heschazt:[2] „Dont da s Gond, Nisl. Däs hät ih ma va dir nit vahofft." Er fongg ihr Handl oh und loßts neamer aus. A so gehn s mitanonder aussi zan Woldschochn, wo da Dirn ihr Häusl steht. Intawegn begegnt eahna da Bärnlucka Schulbua. „Du kloana Kneiffel," sogg da Nisl zan eahm, „geh nim ma de schworz Kuttn mit, ih brauchs neama, ban Meßner gibs oh. Do host an Kreuzer." Und schickt in Todtnmontl zrugg. Ins Wirtshaus is er nit nochkema, da Schwoaga Nisl, in sebin Foschntog.

In Wirtshaus gehts um. Da Tonzbodn, wan er's na holt't heint! sa schwar hot er noh seltn trogn. Da Jung-Pellnhofbaur hot eahm gleih Oani aufgoblt.[3] 's Kopftüachl henkt ihr schon owi hintn, wia in Kapa- zina sei Koppn, va lauta tonzn. Brin- roth is s in Gsicht und mit ihri hoassn Augn stichts umanond, und wo s hin- trifft, do gibb s Feur. Da Jung- Pellnhofbaur brint über und üba. Nit long drauf sitzn die Zwoa in Extra- stübl und Olls, was guat und theur is, muaß her. s schweinerni Bradl mit da Speckschwortn und n Solot is in Jungbaurn heint nit nobl gmua,

[1] wehren, [2] schluchzt, [3] aufgefangen.

er frogg noch, wos s mit an brotnen Vogerl war — a Hendl oder an Antn, oder so wos! Und an wormen Wein! oba recht viel Zimat und Zuga dazua!

Sefferl hoaßt s Mensch. Heint tauggs ihr. Sa guat wia heint is s ihr noh nia gonga. Mei Gad, a Deanstbot. Oba sie bleibbs nit long! Wan da Jung-Pellnhofbaur heint onbeißt — und er beißt on! nochher is s in a por Manat Großbäurin . . . A so denkt ihr d Sefferl. Wia sie s Vogerl transchirt, kriagg er s besseri Stückl. Er schenkt ihr s Trinkglasl vul mit wormen Wein — aft steßn s die Gläsa zsom und d Liab wird ollaweil größa.

Von Extrazimer is a kloans Thürl aussi in a Nebnkomer. Da Jung-Pellnhofbaur winkt in Wirt mitn Augnan. „Is scha recht," sogg der und schmuzt,[1] „schön worm is s eh."

Af den Foschntog vagehn a drei Manat. Do is s in an stilln Somsterobnd mittn in Suma. Hintern Woldschochn af an Stoanhaufn sitzn zwoa Weibaleut. Seit kindauf sein s guati Kameradinen gwen mitanond; olls Guati und Schlechti hobn s oanonda vatraut, nau und heint hobn s extra wos. Die Oan fluacht und schilt't, die Ondri vadeckt mit ihrn Fiaterl s Gsicht und woant.

„Ih gib nit auf und is s wia da well!" sogg die Oan mit n rothn Gsicht, und wan mas guat onschaun, sa dakena ma die Deanstdirn Sefferl. „Und ih loß amol nit noch, er muaß mih heiratn!"

„Wann er dih holt nit heiratt', wos willst mochn?" moant die Ondri, dos is die orm Kloanhäuslerdirn, d Minerl.

„Wos ih mochn will?" frogg die Roth. „Wern ma sechn, wo[2] ma koan Herrn findn! Er hot ma s vasprochn, fest und heili vasprochn! Dos möcht ih wissn, wo Oana sein Ehrnwort mir nix und dir nix zruggnehma därf! Wo s dalapp is daß der erst best Lump Oani ehrlos und unglückla mochn, aft nochha valossn därf! Wern ma sechn! As gibb noh a Gricht, Gott sei Donk!"

„Jessas, Sefferl, du wirst doh koan Prozeß onhebn!"

„Klogn geh ih!" schreit d Sefferl und dippelt[1] d Fäust, „dos is gwiß! Klogn geh ih!"

„Wos sei Schuldikeit is, da den wirds da Jung-Pellerbaur wul nit afs Klogngehn onkema lossn," sogg d Minerl.

„Wos sei Schuldikeit is! De por hundert Guldn do! däs is ma zwenk. Mein Ehr loß ih ma nit obkafn."

„Geh geh, dein Ehr! Wer a Soch ausfoalt,[2] der muaß ah frogn lossn, wos s kost't?"

„Ih hons nit ausgfoalt. Er hot mich gfongg. Hot mar an Wix[3] onzohlt, hot mih dronkriagg. Na na, mit Milchkreuza loß ih mih nit obschoassln,[4] ih will Pellnhoferin sein."

„Oba du woaßt jo, daß er scha mit Oana vasprochn is!"

„Mit hunert kon er wegnmeina vasprochn sein, is mar ollsoans. Mit mir is er s vor unsern Hergotn und vor n Teufel! Mir kimpp er nit aus. Heiratn muaß er mih!"

„Sefferl, sei gscheit," sogg drauf d Minerl, „zan heiratn kon ma neambd zwinga."

„Nau, wern ma sechn. Ih moch eahm a Gschicht on, daß n die Grausbirn aufsteign[5] wird. Mit Finga wern d Leut af eahm zoagn: Dos is der Wildling, der folsch, Pfui Teuxel! Wan er zwunga hot, sa zwing ih ah. Ouft is da Monadi stirka wia die Weibad, oba nit ollamal. Nit ollamol, mei Liabi!"

„Geh hör mar auf, Sefferl!" sogg die Kloanhäuslerin. „Wia du redst, is in dir nit um an Groschn a Liab zgspürn fürn Jungbaurn. Und

[1]schmunzelt, [2]ob.

[1]ballt, [2]feil hält, [3]kleines Räuschchen, [4]abfertigen, [5]daß ihm grauen wird.

ohni Liab wurd ih Oan heiratn! Do kunt er zechn Pellnhöff hobn! — Wa da dan nit load um dih, daß d dih welschmeissast an a so an folschn nixnutzign Lumpn? — Schau m i h on! Bin ih bessa dron wia du? Nit um a Grandl.[1] Mir sul er kema, da Nisl! Der kam nit umsist! Der wurd eahms mirkn! — Ih bin ah selba dron schuldi, daß mih der schlechti Mensch ongsetzt hot. Ih trau ma s zsogn, ih hät gonz gern an Mon, oba grod den, der mih sa höllfolsch ongschmirt hot, den nim ih nit."

„Won er dih heiratn will, so hot er dih jo nit angschmirt," sogg d Sefferl.

„Wia ma s nimbb. Ih woaß scha, wir ih dron bin."

„Thua du, wiast willst," drauf wieda d Sefferl. „Ih müad a Nor sein, wan ih hiaz mein Vortel nit nutzad. Ih will Großbäurin sein "

„Ih wünsch da Glück dazua!" hot d Minerl noh gsogg, aftn sein die zwoa Kameradinen ausanondgonga.

Togs drauf is s, geht d Sefferl — sauba zsomputzt in ihrn Suntagwond und a rothseidas Holstüachl übern Buasn — gegn an Pellnhof auffi. Wia s zan Hausbrun kimbb, steht selm a kloana Bua, der eahm d Nosn mit kolt Wossa woscht und dabei heschazt und röhrt.[2]

„Nau," redt u d Sefferl on, „wos fahlt da dan?"

„Da Baur hat mar Oani eini gebn," heschatzt da Bua.

„Host lacht wos ongstellt?"

„Ah na," moant der Kloani, „sei Tabakbeidl is plotzt und aft hot er mar Oani eini gebn."

„Bist du dronschuldi?"

„Ah na. Er hot sih unvagebus[3] af sein groadltn[4] Tabakbeidl gsetzt, aft is er ausanondaplotzt, aft hon ih glecht und aft hot er marOani einigebn."

[1] Bißchen, [2] schluchzt und laut weint, [3] unversehens, [4] festgeschnürten.

„Derawegn?"

„Jo."

„Weilst glocht host?"

„Jo."

„Na wort, der wirds kriagn! den wern ma gleih hobn!" moant d Sefferl und geht ins Haus.

„Jo," sogg da kloan Bua und schaut ihr noch.

Wia d Sefferl in d Stubn kimbb, ligg da Jungbaur af da Bonk und racht sei Pfeifn.

„Do ligg er!" sogg s, wias ba da Thür einaschaut.

„Jo, do ligg er!" sogg ihr da Bursch schön stad noch.

„Möcht ih doh wissn, wegnwos du dih gor neamer onschaun loßt!" sogg s Weibsbild.

„Dazua bin ih frei zwenk schön," moant da Jungbaur.

„Waust na mir schön gnua bist," drauf sie. Nochha hebbs on: „Wirst da s eh denkn kina, wegnwos ih heint wieda do bin."

„Ei jo," sogg da Bursch und setzt sih auf; wan ma sih z wirn[1] hot, is s nix mitn Liegn. „Denkn kon ih ma s. Häst dar ober in Weg dasporn kina. Du woaßt, wos ih gsogg hon."

„Freili woaß ih s," sogg sie und muaß schon ihrn Zorn owi wirgn. „Gilt oba nix. Zan Heiratn müaßn zwoa sein und a selchts Ausanondagehn, wia s du moanst, müaßad oll zwoan recht sei. Mei Büabl, mih bringst va dir neama wek. Heiratn muaßt mih!"

„Van Gricht ligg dei Geld."

„Geld mog ih koans," sogg s bissi, „Dich will ih hobn, du gfollst ma holt just amol so viel guat."

„Ih bitt dih gor schön, Sefferl, moch ma koani Gschichtn!" sogg er und hobb d Händ zsom. „Du woaßt jo, daß ih scha vasprochn bin. Ih kon neama zrugg mit Dasewin."[2]

„Loß s drauf onkema, Martin!" sogg sie und reuzt[3] sih hoch auf, „loß s drauf onkema! Führ s zan Oltor,

[1] zu wehren, [2] Derselben. [3] bäumt.

diesebigi! Wirst sechn wos gschiacht! Ih vasteh kan Gspoaß! Und wan s mih henkn, ih stell wos on! — Schau!" Do springgs af eahm hin und wird gonz süaß, „schau, mei Martin! Ih bi jo hell narasch. Du host ma d Liab onthon! Wan ih dih nit kunt hobn, ins Wossa gang ih! Martin!" sie nimbb n mit boad Händn ban Kopf, „Martin! Schau mich on! So gern wir ih kon dih Koani hobn. Ih wir dar a guats, a bravs Weib sein. As wird dih nit gruin.[1] Herzliaba Bua! geh, holt dei Wort und sog: jo. Gib mar a Bussl!"

Zuwiziachts n mit olln Gwolt, und er, da Jung-Pellnhofbaur: „In Gottsnom!" sogg er tewi.[2] Und aft hot s ihr Gschrift und Sigl gebn lossn.

Rund a wenk onderscht mochts die Kameradin. D Minerl sitzt in ihrn Stübl und naht in an kloan Pfoadl.[3] Do kemens oll zwen, da Schwoaga Nisl und sei Göd.[4] A schwarzes Gwond hobn s on, oba nit meh selchti Mäntl, wir in Foschntog; as wir a Hohzatgwandl is s heint, und gor a Nagerl afn Janggaflügl hot da Jüngeri.

Da Nisl gstellt sich woaß wia gschami[5] und deamüati, gleihwul er woaß, daß n d Minerl von aner ondern Seitn kent. Da Göd holt't d Onsproch und sogg: „Fleißi ba der Orbat, Dirndl! Na, dos is brav. Konst koan Nodel-Onfadler brauchn?"

„Bedonk mih. Richts schon aloan," gibb sie zrugg.

„Eh ah recht," sogg da Göd, „sist hät ih dar Oan gwißt, der da gern hulf. Bekont warts ah scha mitanond. Und af Gspoaß und Ernst, ih denk as is in Gscheidast, ens mochts as heint richti mitanond."

„Kunt ma nit denkn —" sogg sie.

„Daß s an guatn Schick nimb," moant da Göd. Daß er nix hot, as wia zwoa storki fleißigi Händ, däs wirst gleihwul eh wissn. Und du brauchst jo wen für dei Wirtschoftl. Gelt, s is da recht, Mina."

„Redts bedeutt, nochha wir ih ah bedeutt Ontwort gebn," sogg sie.

„Wanst af d Orbat schaust, dest hiaz in da Hond host," sogg da Göd go nit ungschickt, „sa deafads dar einfolln, wegn wos ma do sein. An Jadi is wul nit sa glückla, muaßt bedenkn. Jmer Oani muaß in Gwißn suachn af Gossn und Stroßn und olli zechn Finger ohleckn, wan s n findt. Dir kimpp er selber in Haus, und holt't in Ehr und Treu um dei Hond on."

„Ih heirat nit," is ihr kurzi, schorfi Ontwort. A kloans Randl sein s still ollzwen, aftn sogg da Göd: „Wans eppa gwen war — mei Gad, da Mensch hot schwochi Stundn! — daß er da d Ehr gnoma hät, da Nisl, heint bracht er da s wieda zrugg."

„Wer? Der do? Sogg s Dirndl und deutt afn Buabn. „Va den brauch ih koan Ehr, der hot selba koani."

„Wiaso, wiaso? „Sein s hiaz ollzwen aufgfohrn.

Do steht ah d Minerl auf und daß s ihr Moanung sogg: „Den is da Tog nit zguat gwen, wo s mein Vodan hobn begrobn, daß er a Folschheit hot ausgspielt gegn mih, wia so höllasch folsch da Teixl nit sei kon. Ih in mein Eland hon an traut. Va mir wek sein erster Weg za seini guatn Kameradn, und hot sih prohlt, wir ma s ongehn muaß, daß die bravast Jungfrau ihrn traurigstn Tog zar ihrn lustigstn mocht. — Oh Biabl, ih hon s Oll dafohrn. Woaß s ah, daß d gsogg host, du wultst da s sebi Togwerch mit mein Häusl zohln loßn, weil s d mih heiratn wurdst!"

„As wird viel blanscht, wos nit wohr is," schreit da Nisl drein.

„Jo wuhl!" moant da Göd, „und grod wan a zwoa heiratn wölln, is olla Trotsch auf."

„Gwiß ah noh," sogg da Nisl.

---

[1] reuen, [2] dumpf, heiser, [3] Hemdchen, [4] Pathe, [5] weiß Gott, wie schämig.

„Laugn s nit! Sist führ ih die Zeugn auf!" sogg sie.

„Mei Gad und Herr!" legg sih hiaz da Göd wieder ins Mittel, „ma sogg holt imeramol a Dumheit. Jung — unüberlegg! Gmoant hot er s gwiß nit schlecht, gelt Nisl?"

„Oba freili nit."

„Und sulst ah bedenkn," sogg da Göd, „daß d ehzeit um an Bodan umschaun muaßt."

„Wos er z leistn hot, däs wird er scha sechn!" sogg s Dirndl, „s Weiteri geht n nix on. An selchtn Bodan! Da Hergott behüats!"

„Ober ih moanad holt doh —"

„Mir sein fiati! Do is die Thür!"

„Schau!" moant der Olti und schaut in Jungen on. „Heint schoffts dih aussi — weil st nit aloan bist."

Af dos Wort reißt s Dirndl s glüathoaß Begeleisn von Herd und hiaz hobn d Mauer nix vagessn, springen husi[1] aussi ban Loch.

Noch an ocht Johrn schauts onderster aus. Die zwoa Weibalent sitzn wieder afn Stoanhaufn hintern Schochn. D Minerl naht wos, d Sefferl thuat nix, as wia trüabsolblosn. D Minerl hot sih nit amol sa viel veranert;[2] oba d Sefferl, die Pellnhoferin, is schier neama zan dakena. Um a zwoanzg Johr älta! — Völli zsomgongen und an einbundns Gsicht und vula Kumernuß.

„Wan ih da na gfulgg hät, liabi Kameradin," sogg s oan um s ondrimol, „wann ih na dir gfulgg hät! In Fegfeur kon da größti Sünda nit mehr leidn, as wos ih sider ocht Johrn nebn den Menschn ausgstondn hon! — Denk da s, Mina, heint hot er mih —"

„Ih woaß s eh!" sogg d Mina. „'s is a Jomer, ih kon an nit onschaun und nit onhörn."

[1] hurtig, [2] verändert.

„Sa bin ih heint ban Pfora gwen vawegn der Ehscheidung."

„Nau, und wos hot er gsogg?"

„Ausgjogg hot er mih. Aftn bin ih zan Richter, der hot d Ochsel zuckt und gmoant: Müadn holt wieder amol einspirn. — Um Gotteswilln! schrei ih auf, na dos nit! Wan er doh wieda hoamkimbb, aftn is s noh schlechter. Ih ken an z guat. — Sa kunt er ma nit helfen, sogg er und hot mih aloan stehn lossn. Mei Nochbarin, die Boderin,[1] hot ma s Durchgehn grothn. Is ah ka guata Roth. Zwoamal hon ih s thon, do is er nochkema, hot mih hoamtriebn wia da Fleischhocka s Kaibl. Ih thuas neama. Do intawegn her za dir hon ih mar oba wos ausdenkt. Ih hon noh zwoa Mittel — schaun wos du dazua sogst."

„Gott gibs, daß s guat warn, ih gunat da s!"[2]

„Guat warn s freili. Oba s welchti daß ih nehma sult, däs woaß ih nit. — Host nix ghört, Mina, vawegn wos die Stoanbergerin z Marein ins Wossa gongen is?"

„Jessas Maria, Sefferl, selchti Gedonkn!"

„Nochha," sogg die Großbäurin und draht sih wek, „nochha gfollt da s zweit Mittel noh wenka."[3]

Hiaz hupft und juchazt durchs Schachel a kloana Bua daher, a saubers Büabl. Da Franzerl is s, da Minerl ihrer, er kimbb va da Schul und hot a Fleißzedl kriagg, derawegn is er gor sa lusti.

„Mina!" sogg hiaz d Sefferl, „du host n Himel af da Welt." Dabei mochts an Wachla[4] mit da Hond, springg auf und laft davon, wia wan s bsessn war.

A so a drei Wochn mogs ongstondn sei noch den Tog, do hört mar a grossi Neugikeit. — Da Pellnhofbaur

[1] Arztin. [2] würde dir's gönnen, [3] weniger, [4] Deuter.

is gstorbn. Und gonz gach! A Kulik, oda so wos, sogn d Leut.

A zwen Tog drauf trogn sechs Maner wieder in loukn schworzn Mantln die Todtntruchn gegn an Freidhof auffi. Und dameni[1] Leut und da groſſi Kondukt. Do kemen zwen Stondarn[2] und schoſſn s gstreng, daß die Truchn wieda zrugg trogn wern muaß in Pelln-hof. Und die nämlichn Stondarn treibn d Sefferl fuat zan Gricht.

[1] die Menge, [2] Gensdarmen.

Wia s ban Kloanhäusl vabeikemen, springg d Minerl auſſer, follt da Kameradin um an Hols und sogg: „Sefferl, Sefferl, wanſt ma gfulgg häſt!"

„Loß s guat sei," sogg d Sefferl, „hiaz kimbb für mih a beſſeri Zeit."

„Na, vorwärts!" ruafn Stondarn und treibn s weita.

Lieder eines großen Tiroler Dichters.

Hermann von Gilm! Der Name war halb vergessen, aber er erwacht wieder! Gilm wird neben Anastasius Grün dastehen und nicht kleiner sein, als dieser.

Arnold von der Passer hat vor Kurzem bei A. G. Liebeskind in Leipzig des großen Tiroler Dichters Hermann von Gilm Ausgewählte Dichtungen herausgegeben. Es sind hier dem Löwen zwar ein paar scharfe Zähne ausgebrochen worden. Die Witwe des Dichters, von der Tiroler clericalen Presse eingeschüchtert, hat ihre Erlaubnis zum Abdruck dreier „Jesuiten-Lieder" versagt. Nichtsdestoweniger enthält die Sammlung des Kühnen und Herrlichen noch genug. Gilms Zeitgedichte, es sind deren Viele in dem Buche, sind eherne Schläge: Weckrufe, Kampfsignale, Hiebe! Wie Alpenföhn rauscht das Freiheitswehen durch diese Lieder. Zeitgedichte entstehen, wirken und vergehen mit der Zeit. Wir legen besonderen Wert auf jene Dichtungen, die allgemein Menschliches, also zu aller Zeit Giltiges und Verstandenes, besingen. So fügen wir als zur Charakterisierung des glühenden Dichtergeistes eine Reihe seiner Lieder an. Wem diese hier gebotenen Perlen zu wenig sind, der bestrebe sich um die ganze Perlenschnur von Gilms Gedichten, sie ist ein schöner Schmuck des Lebens.

Sommerfrischlieder.

Küßt mich die Mutter abends
Aus ihres Herzens Grund,
So macht sie stets ein Kreuzchen
Mir fromm auf Stirn und Mund.

Ich küßte Dich wohl öfter
In süßer Abendstund;
Du hast mir nie ein Kreuzchen
Gemacht auf Stirn und Mund.

Und daß ich jetzt so vieles
Und herbes Leid erduld,
Daran ist wohl die Liebe,
Die gottvergessne, schuld.

* * *

Wird es dunkel, und beginnen
Ihr liebäugelnd Spiel die Sterne,
Fang ich mit des Bauers Töchtern
Und den Mägden an zu spinnen.

Während unter Sang und Scherzen
Wir den langen seidnen Faden
Emsig mit den Lippen netzen,
Denk ich heimlich mir im Herzen:

Auf sein Knie möcht ich mich setzen
Und an seinen Haaren spinnen,
Und den langen seid'nen Faden
Möcht ich mit den Lippen netzen!

* * *

Es schelten mich die Leute
Gar oft ob meiner Lieb,
Als wäre er eine Heide,
Brandleger oder Dieb.

Und steht's mit seinem Glauben
Auch übel immerhin,
Es heißt: Wer viel geliebt hat,
Dem wird auch viel verziehn.

Und hat er gelegt auch ein Feuer,
Es hat doch kein Wächter gelärmt,
Mir aber haben die Flammen
Das frierende Herz erwärmt.

Und hat er auch wirklich gestohlen
Viel Küsse bei Tag und bei Nacht,
Er hat doch Niemand ärmer,
Mich aber reicher gemacht.

* * *

Wie die Blumen alle winken
Und mit jungfräulichem Beben
Hoch die bunten Becher heben:
Willst Du trinken?

Und der Kirschbaum, schwer beladen,
Grüßt mich mit des Knechts Geberde,
Als wär' ich der Herr der Erde
Voller Gnaden.

Dort, von Buchen halb verborgen —
Er schon wieder, er schon wieder
Mit den Augen voller Lieder —
Welch ein Morgen!

* * *

Es singen die Vögel im Walde,
Es raucht und dampft der Altar,
Und oben an seid'ner Decke,
Da schwebt der Engel Schaar.

Bis jetzt ein Priester, ein hoher,
Empor die Hostie hält,
Umgeben von goldnen Strahlen:
Da leuchtet die Lieb in die Welt.

Da schweigen die Vögel im Walde,
Da neigen die Blumen das Haupt,
Da haben ungläub'ge Tannen
An Jesus Christus geglaubt.

* * *

Aber Fräulein, falsche Blumen
In die seid'nen Haare winden!
Ohne Duft und Seele sind sie,
Ueberall um Geld zu finden.

Doch die Schuld, ich sag es offen,
Liegt an unserem Geschlechte,
Daß die Frauen stets das Falsche
Lieber haben als das Echte.

* * *

Vier Uhr! alte Kirchthurm-Glocke,
Deine Schläge sind Musik:
Mit der nächsten jener Weizen-
Aehrenwogen kommt mein Glück.

Finken, bleibt in meiner Nähe
Hier im hellen Sonnenschein!
Nur ein kleines Viertelstündchen
Laßt die junge Brut allein!

Und Du, alte lange Tanne,
Traumverlorne, komm zu Dir
Und vertritt in dieser Stunde
Sorgsam Mutterstell an mir!

Und Du, Quelle, leise murmelnd,
Hör ein angstbeglücktes Kind:
Murmle laut um Gotteswillen,
Wenn wir beide stille sind.

* * *

Ich möcht ihn gern Euch schildern:
Sein Wort, sein Aug, den Gang!
Doch bring ich's nie zu Stande,
So oft ich's unterfang.

Das war auch einmal wieder
Ein ganz unnütz Verbot:
„Du sollst kein Bildnis schnitzeln
Von Deinem Herrn und Gott!"

Zueignung.

Tirol so schön, so überreich gesegnet
Ist arm an Dichtern, nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen.

Schau Dich nur um! Erkennst Du die Standarten,
Die schwarzen Mäntel, und die breiten Hüte?
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüte.

Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
Zu dem im Wald die Vögel sich vereinen
Und es durch alle Schrecken nicht verhüten,
Daß Nachts die Blumen um die Sonne weinen.

So hat mein Lied sich auch zu Dir gestohlen
Nachtwandelnd kühn durch all die Seelenschergen;
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittich mich verbergen.

* * *

O laßt die Kinder weinen, wenn sie wollen
Und trocknet ihre Thränen nicht gewaltsam;
Die Träume schwinden und die Jahre rollen
Auch ohne Euer Drängen unaufhaltsam.

Im Thau des Morgens lächelt eine Rose
Gleich der vom Kuß noch feuchten Mädchenlippe;
Der Mittag glüht! Seht die Metamorphose —
Des dürren Stils entblättertes Gerippe!

Wie in der Hölle Glut der reiche Prasser
Mit Todesangst und Klappern seiner Zähne
Zum Himmel schrie um einen Tropfen Wasser,
So schrei zum Himmel ich um eine Thräne.

Gebt sie zum Weibe mir.

Gebt sie zum Weibe mir, gebt nur so Vieles,
Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
Daß freundlich ich vom Fenster des Asyles
Ein Rebenblatt erblick und eine Aehre.

Gebt sie zum Weibe mir! Was Ihr verschuldet,
Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben;
Thut was Ihr wollt, so lang's der Frühling duldet
Und diese Berge unbeweglich bleiben.

Gebt sie zum Weibe mir, und ungehindert
Könnt Ihr die Nacht in alle Thäler tragen —
Der Gott, der jedes Volkes Schmerzen lindert,
Kann plötzlich Licht aus einem Kiesel schlagen.

Gebt sie zum Weibe mir! Vermachen fernen
Und bessern Zeiten will ich dann mein Hassen,
Von meinem Weibe will ich beten lernen,
Und meinen Knaben von Euch taufen lassen.

* * *

Ihr Musenjünger, die mit Thränenfluten
Ihr von der Welt Verderbnis christlich wimmert,
Verwesung singend uns die Särge zimmert
Aus heißer Liebe nach dem Absoluten.

Der Lieder Art will nimmer uns gemuthen:
Hat sich die Welt, die ihr verschmäht, verschlimmert,
Ist's Eure Schuld, weil Ihr sie unbekümmert
An ihren tiefen Wunden laßt verbluten.

Der Dichter muß voran! Wie einst die Wolke
Vor Israel, muß er vor seinem Volke
Der wüsten Zeiten kund'ger Lootse wandeln.

Das Lied ist nur die Blüte von dem Handeln!
Im Buche der Geschichte könnt Ihr lesen
Daß jede That zuerst Gesang gewesen.

Die Messe.

Jeder kann nicht in den Himmel,
Jedem sind nicht Flügel eigen,
Darum hat sich Gott entschlossen,
Auf die Welt herabzusteigen.

Dichtern ist der Himmel offen.
Merkt dies, daß mich Keiner schmäh
Und mich nenne einen Ketzer,
Wenn ich nicht zur Messe gehe.

Wenn wir unsern Gott nur finden,
Wie und wo, das ist das gleiche -
Ihr bequem hier auf der Erde,
Aber ich im Himmelreiche.

Die Nacht.

Aus dem Walde tritt die Nacht,
An den Bäumen schleicht sie leise,
Schaut sich um im weiten Kreise --
Nun gib acht!

Alle Lichter dieser Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löscht sie aus und stiehlt die Garben
Weg vom Feld.

Alles nimmt sie, was nur hold;
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.

Ausgeplündert steht der Strauch —
Rücke näher! Seel an Seele,
O die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch.

Mein schönes Kind, Du hast es leicht.

Mein schönes Kind, Du hast es leicht,
Dir helfen höh're Mächte,
Hast einen Engel, der nicht weicht
Und stets Dir zeigt das Rechte.

Und wenn die Last Dir wird zu schwer,
Daß möcht das Herz zerspringen,
So fliegt der Engel eilig her
Und nimmt sie auf die Schwingen.

Ich kann mich der Gewogenheit
Des Himmels nicht erfreuen —
O willst Du nicht von Zeit zu Zeit
Mir Deinen Engel leihen?

Stille.

Wenn am Himmel schlagbereitet
Die Gewitterwolken ziehen,
Wandersmann nun schneller schreitet
Und zum Nest die Vögel fliehen,
Wird es stille.

Wenn die Blumen fromm und selig,
Sich zum Beten bücken nieder
Und der Himmel nur allmählig,
Oeffnet tausend Augenlieder,
Wird es stille.

Wenn das Herz sich muß entschließen,
Ewigen Vergessens Lethe
Auf die Blumen auszugießen,
Die es sich im Frühling säete,
Wird es stille.

Und fragt man mich und fragt man Dich.

Und fragt man mich und fragt man Dich,
Weswegen wir uns meiden,
Die Antwort, glaube sicherlich,
Fehlt Keinem von uns Beiden.

Das volle Glück ist Sonnenlicht
Und zeitiget und blendet,
Darum hast Du das Angesicht
Weit ab von mir gewendet.

Grün ist des Thales Niederung,
Kahl ist des Glückes Spitze,
Und fahle, fahle Sättigung,
Liegt farblos im Besitze.

Der letzte Ritter und sein Forstmeister.

Ein Waidmannsbild aus der Vergangenheit von **Hans von der Sann.**

Einer der ältesten Jagdgründe der österreichischen Herrscher ist die durch ihren Erzreichthum und ihre Naturschönheiten ebenso wie durch ihren reichen Wildstand ausgezeichnete Gegend von Eisenerz und Radmer. Hier, in den dichten Waldbeständen wie auf den luftigen Felsenhöhen, wo außer der flüchtigen Gemse und dem beschwingten Aar kein lebendes Wesen zu schauen ist, ließ auch die lieder- und sagenumkränzte Heldengestalt des „letzten Ritters" das Hifthorn ertönen. Dem von rastlosem Thatendrange beseelten Kaiser Maximilian I., dem das edle Waidwerk die liebste körperliche Erholung, zugleich aber auch eine Vorschule des Krieges war, mußte die Jagd Gelegenheit bieten zu kühnem, waghalsigem Kampfe mit den mannigfaltigsten Gefahren in der großartigen Natur der Hochgebirgswelt. Von sich die Regentensorgen schüttelnd, erklomm „das Edelweiß der Waidmannschaft," welches sinnige Epitheton diesem Kaiser die grüne Gilde beigelegt, im schlichten Jägerkleide, einen Filzhut mit umgeschlagener Krempe und Sturmband auf dem Kopfe, bewehrt mit Schaft oder Armbrust, Jagdschwert und Steigeisen, die steilen Felsengrate der grünen Steiermark, die grauen vielgestalteten Kalkcolosse der Ennsthaler und Eisenerzer Gebirge, folgte hier am liebsten der flinken Gemse in ihre luftigen Regionen und schwang sich dabei festen Fußes und sicheren Blickes von einem Felsgestein zum andern.

Am Tauern, in der Strechau und an anderen Orten ließ der Kaiser Jagdhäuser für sich erbauen. Zu Rottenmann, im Zeugthurme bei des Fürsten

Haus, barg er seine Lieblingswaffe, den „Schaft," in dessen „Auswerffen" er ebenso Meister war, als im Gebrauche „der Armbrust" und des „Stachlinpogen." Auf dem „Veltzstein" verbot Kaiser Max das Jagen und Schießen der Gemsen, da diese hier ihren „Valtz" hatten, und gleichsam zum Wahrzeichen, daß dieses Gemsenheim gefreit sei, ließ er einen „vergulten Schilt" mit dem kaiserlichen Wappen „derselben Ort in die Mauer tragen," davon auch der Name „Kaiserschild" als Bezeichnung der Kulminationsspitze des Fölzgebirges herstammt.

In der vielbesuchten Gegend am Leopoldsteiner See soll Max I. es nicht nur „selbs gesehen," sondern auch „offt probiert" haben, wie man daselbst an einem Tage „Jembsen am Seestain, Hierssen in der Seeaw vnd guet Visch im See mit einander jagen vnd vahen" könne; auch kam er „auf der Senft darzue gefaren vnd hat es alles gesehen," wenn in der Ramsau „das allerlustichist Gembsjaid" abgehalten wurde, nähmlich vom „pesen Honhart hervber an der Retten," wobei die Gemsen gar auf die Schutt herab mußten und man sie „jagen, hetzen, auswerffen vnd in den Netzen vahen oder schießen" konnte, ohne daß man dabei bergauf zu steigen brauchte.

Am Erzberge, auf einer vor nicht langer Zeit abgebauten Stelle nächst der dort gestandenen sogenannten Dietrichstein'schen Säule, soll Kaiser Max oft gesessen sein und die Aussicht von diesem Platze besonders schön gefunden haben, und wurde deshalb auch dieses Plätzchen „der Kaisertisch" benannt. Auch von der Gegend „im Schuß" in der hinteren Seeau weiß eine schon halbverklungene Tradition zu erzählen, daß hier der letzte Ritter einen gleichen Meisterschuß gethan haben soll, wie an der „Königsschuß" benannten Wand der Raxalpe.

Das Eisenerzer Revier war eines der ausgedehntesten Jagdgründe. Es entsprach hinsichtlich seiner Grenzen schon damals so ziemlich dem heutigen Bezirke Eisenerz, ferner gehörten hiezu das Jagdgebiet der Herrschaft Kammerstein im Kammer- oder Liesingthale, und dann für eine Zeit lang auch der Wildbann der Herrschaft Steyr. Ein zweites obersteirisches Revier umfaßte die Gegenden des Ennsthales und der Herrschaften Strechau, Wolkenstein und Sölk, und ein drittes endlich den oberen Murboden, von Judenburg aufwärts gegen Scheifling, Murau und St. Lambrecht. Das Eisenerzer Revier unterstand einem Forstmeister, als welchen wir seit dem Jahre 1504 den von Kaiser Max I. schon früher als landesfürstlichen Amtmann beider Eisenerze und Mauthner bestellten Hans Haug kennen; sein Vorfahr war Kaspar Gstöttner, bei dessen Abtreten der bisher dem Forstamte Eisenerz zugewiesene Wildbann der Herrschaft Steyr ausgeschieden wurde.

Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben Haugs war die Begehung und Beschreibung der Hirsch- und Gemsjagden des ihm zugewiesenen Revieres. Diese Bereisung geschah in Beisein des obristen Jägermeisters Wilhelm von Greis und des obristen Gebirgsmeisters Kaspar Lechthaler, welch Letzterer im Jahre 1514 bei einer Hofjagd durch einen Absturz verunglückte. Im Juni desselben Jahres war nämlich Kaiser Max I. einer Einladung seines vertrauten Freundes, Ritter Christoph Lamberg, gefolgt, um sich an der Gemsenjagd in Oberkrain zu belustigen, und hatte sich als dessen Gast auf dem Schlosse Stein bei Vigaun einquartiert. Auf dem Rückwege „schier fort und fort jagend," kam der Kaiser anfangs Juli auch in das Innerberg des Eisenerz, hatte daselbst am Tage des hl. Udalrich eine politische Entrevue mit den Gesandten des hl. Stuhles, des Königs von England und der Stadt Basel, brach dann von hier auf und blieb „am Erchtag des Abents s. Margarethen" auf dem „Thaurn

ober Nacht." Als man darauf „bei der Pacheralben ain Gembßjayd gehalten," geschah es, daß sich des Kaisers „obrister Pürgjäger, der edl Caspar Lechtaler nach einem Wild verstigen vnd vber daß Pürg auß vber 200 Claffter ab erfallen;" der Leichnam wurde auf des Kaisers Befehl „zu Rotenman begraben vnd in jrer Majestet 2c. Beywesen löblichen besungen."

Haugs Beschreibung der „Jaid im Eisenerczt vnd Tragoes" bietet nicht nur eine Uebersicht des Umfanges, sondern auch der Beschaffenheit dieses Revieres und schildert einestheils die Annehmlichkeiten einzelner Jagden, anderntheils aber auch die Hindernisse, welche sich der Hegung des Wildes entgegenstellten.

So z. B. hatte sich die Aebtissin von Göß einer „guet Jembßjaid im Stain vnd der Maur" angemaßt, obgleich sie „nichts darumb zaigen noch furbringen wellen;" die vielen Hirsche und Gemsen, welche hier im Sommer stehen, ziehen aber gern gegen Tragöß und St. Kathrein, wo sie von den Bauern und Hunden „nidergeworffen," wie auch von den Stubenberg'schen Jägern „gejagt und gefelt werden," weshalb denn auch der Kaiser mit der Aebtissin ein Abkommen treffen ließ, demzufolge sie hier nicht jagen lassen dürfe, wogegen der Kaiser ihr alljährlich „ain Hierssen für ir vermainte Gerechtickhait aus Gnaden geben vnd gen Goß antwurten lassen" wollte. „Herein pas" an der Bobismauer gab es ebenfalls Gemsen, auch daselbst „vnden im Wald herab Rat- vnd Swarzwild, Pern vnd Wildswein." Auf dem Präbühel und gegen den Erzberg zu werden die Hirsche von den Bauern, Erzführern „vnd andern Nachsleicher" beunruhigt, ebenso wird das Wild auf der Weidau von dem vielen Vieh, welches hier weidet, von den Hunden und vor Allem von den Bewohnern, welche „zu jagerisch," immer vertrieben. Wenn „hinder dem Ercperg gegen den Raychenstain werts," wo zu allen Zeiten große Hirsche grasen, die „Seitenpheder" und die Höhen besetzt und verstellt werden, läuft das Wild auf den Erzbach zu und selbst in den Markt Eisenerz, was gar „lustig vnd gwis." Ein „allerlustichist Gembßjaid" ist die schon früher erwähnte Jagd am Hieuhart, vom „pesen Honhart herober an den Retten." Als das an Gemsen reichste Gebirge wird das hohe kahle Fölzgebirge bezeichnet, der „Veltzstain," denn dieser ist „das aller treflichist vnd maist Jembßjaid, das hochst vnd gresst Pirg, ist auch die Mueter, darauf sich die Jembs meren vnd iren Valtz haben vnd werden der oft vnzalper (unzählbar) vill wie die Hert Viechs bei einander gesehen;" der Kaiser hat deshalb „die nie betrueben noch jagen lassen wollen, sonnder alls die Muetter der Gembss, davon alle vmbligunde Pirg mit Gembsen beseczt werden, gefreit; es sein auf ain Zeit in dreyen Khuplen oder Schodh von dem Vorstkhuecht, genannt Veytl, ob achthundert bis in tawsendt geczelt worden." Außer den Gemsen sah man „auf der Velczalbm" auch „guet Hierssenn." Welchen Genuß dem kaiserlichen Waidmanne die Jagd am Leopoldsteiner See geboten, haben wir schon früher erwähnt. Auch sonst bieten einzelne Jagden des Innerberger Reviers Ergötzliches, so z. B. am „Weldl" und dem entgegen am „Stengl," wo man sehen konnte die Gemsen „wegslen von ainem Perg zum andern durch den Redmerpach," was ja „vast lustig" gewesen, weil man schon von der Ebene aus „siecht vnd hort alle Ding."

Wie im Eisenerzer Revier, war auch in den anderen kaiserlichen Jagdgebieten nicht immer Alles in Ordnung. So z. B. im Kammer- oder Liesingthale, wo an den „Orten allen vill Wilbrets zu zuglen vnd ain fürstlicher trefflicher Lust zu machen wer, wo die Herschaft vnd Inwoner derselben Orten Ordnung dulden vnd leiden wolten." Auf den Admontischen Gründen, jedoch dem Kaiser „zugehörig, u. zw. „im Sall," am „Schwartzen-

egg," im „Paltentall" jagten die stiftischen Jäger; gleiches war bei den Gemsjagden am „Puechstain," am „Reichenstain" und „Fritzstain" der Fall, auf welchen Gebirgen „etwenil Jembsen" sich befinden, aber „die admundischen Jager oeten (öden, ausrotten)es alles;" und wegen der Jagden im Gesäuse, welche der Kaiser nebst den Gegenden Lainbach, Schwabelthal, Landl, Kirchberg und Radstatt vom Stifte gepachtet, wegen des „Hartleinsgraben vnd Saltzpachkhor ist man albeg im Streit gestanden mit den Admundischen." Für die Jagd um Strechau wurde „woll ain Vorstknecht im Ennstall" bestellt, dieser „siecht aber wenig darauf," denn der „Pfleger auf Strechaw lesst im kain Gewalt." Am schlimmsten war es aber mit der Jagd im oberen Murthale bestellt, wo „offt groß Hirssen geschossen vnd niedergeworffen vnd die Hewt bey den Ledrern zw Judenburg vnd andern Orten gefunden worden, aber Niemandt hat solchs wellen gethan haben," und wollte man der Sache näher auf den Grund gehen, so war es „den Forstkhnechten offt geuerlich gestanden." Die Wälder daselbst sind „bis auf alle Hoch an vill Ortn mit Hofen vnd Paurnhausern" besetzt, ferner hausten hier viele „Prelatn, Herrn vnd Laundtleut," welche alle „Jager vnd Knecht haben, so alle Ding ersleichen, das fliegund Wild vnd Reissjaid für ain Vrsach anczeigen," auch sei die „Freundtschafft vnnd Gesellschafft zu groß" und es konnten die l. f. Knechte „sich nit allein wagen," da ja der „heimblichen Nachsleicher," welche es auf das Wild abgesehen, gar viele seien, weshalb denn auch „alle Haynung" dortselbst vergeblich wäre.

Nun aber konnte Kaiser Max „vmb nichts zorniger werden, als allein vmb Wildbrats willen," und in solcher Gemüthserregung mochte er sich wohl oft befunden haben, wenn er die Berichte seiner Forstmeister in Empfang nahm und durchlas oder anhörte. Deshalb erließ der Kaiser zu verschiedenen Zeiten Instructionen an die einzelnen Forstmeister, darunter auch an Hans Haug, wie sie sich zu verhalten und welche Vorkehrungen sie zu treffen hätten im Interesse einer erfreulichen Entwicklung des Jagdwesens. Es wurde verboten, in den kaiserlichen Revieren sich mit „Püxen, Stahlen oder andern Geschücz" blicken zu lassen, Wild zu erlegen oder schädliche Hunde zu halten. Wenn ein Prälat, Graf, Herr oder Edelmann unrechtmäßiger Weise auf Roth- oder Schwarzwild, Gemsen, Reiher, „Antfögl" und Hasen Jagd machte, so war es Pflicht des Forstmeisters, dem Betreffenden schriftlich Vorstellungen zu machen; im Falle dies nutzlos, so war davon die Anzeige den kaiserlichen Räthen, dem obersten Jägermeister und in letzter Instanz dem Kaiser selbst zu erstatten. Bürger und Bauern, wenn diese sich vergiengen und ihre „Handlung nicht gar zu grob," wurden vom Forstmeister unter Beiziehung derjenigen Obrigkeit, welcher der Thäter unterstand, bestraft, und gebührte davon der Obrigkeit ein Drittel, dem Forstmeister aber der übrige Theil der Geldbuße; größere Vergehen mußten stets dem Kaiser berichtet werden.

Außer solchen Instructionen sah sich Kaiser Max I. öfters veranlaßt, seinem Forstmeister Hans Haug auf Grund seiner Anzeigen noch specielle Befehle zu ertheilen. So mußte Haug gegen die Admonter Mönche, welche gleich den Stiftsbauern ihm in Wort und That die Ausübung seiner Pflichten zu erschweren trachteten und sehr häufig ihrer Jagdlust nicht zu gebieten vermochten, mit allen seinen Leuten ausziehen, sie im Betretungsfalle gefangen nehmen und sich das Versprechen geben lassen, daß „sy sich zu stundan" an des Kaisers „Hoffungen" vnd sich dem „Hoffvendermarschalch ansagen vnd stellen;" bei wiederholter Betretung aber mußte er den Mönchen gar „ire Khutten vnd Klaider" wegnehmen und diese an den

Hof senden, „dann" — wie Kaiser Max schreibt — „sy vns ire Khuten verfallen sein." Aber nicht nur die Stiftsgeistlichen, sondern selbst der Admonter Commendatarabt, Bischof Christoph Rauber von Laibach, bereitete dem Kaiser Aerger. Er konnte ebensowenig als seine Untergebenen der verbotenen Jagdlust gebieten und jagte in dem an das Eisenerzer Jagdgebiet angrenzenden Admonter Reviere. Haug erhielt deshalb vom Kaiser den Befehl, die kaiserlichen Waldungen durch Steine abzugrenzen. Es durfte auf kaiserliche Anordnung hin in den Admonter Waldwegen das große Wild weder gejagt, noch vertrieben, sondern es mußte dasselbe allein für den Landesfürsten gehegt werden. Demnach durfte der Bischof darin nur Holz schlagen, Lüchse, Füchse und Marder fangen, und selbst dies nur mit Vorwissen des Forstmeisters.

Um sich des Bischofs Verhalten gegen den Kaiser zu erklären, muß man bedenken, daß, obwohl Max I. die Hochwälder als Gegenstand des Forstregals erklärt hatte, man doch ziemlich allgemein an dem altdeutschen Herkommen festzuhalten suchte, wonach der Grundbesitzer das ausschließliche Recht besitze, auf seinem freieigenen Grund und Boden zu jagen, was aber mit den Anschauungen der Romanisten, daß die meisten Landesfürsten das Recht der Jagd in ihren Landen ersessen haben, im Streite lag. Die Spannung zwischen dem Kaiser und dem Bischof ließ endlich doch nach, indem letzterer das an die „Hirsch- vnd Gembsgejaiden im Eysenerczt" grenzende stiftische Jagdgebiet, „vngeverlich ain Maill Wegs vber Landt vnd zwo Maill vber Joch" dem Kaiser auf dessen Lebenszeit und seinem Nachfolger für drei Jahre überließ und sich auch mit den an Haug erlassenen kaiserlichen Befehlen einverstanden erklärte, wofür ihm als Entschädigung einige Jagden in der Gegend von Cilli und in Krain überlassen wurden. Die Verhandlungen zwischen Max und dem Bischofe hatte nun der Forstmeister Hans Haug zu leiten; er that dies zu seines kaiserlichen Herrn Zufriedenheit, welcher schließlich an des Bischofs „Ergezlichkaie" und an dem Zustandekommen des Ausgleiches „sunder Gefallen" fand.

Weniger als dieser Kirchenfürst und das von ihm administrierte Benedictinerstift an den Ufern der Enns, aber doch immer mehr als nöthig gewesen, machte das Frauenkloster Göß bei Leoben dem Kaiser und seinem getreuen dienstbeflissenen Forstmeister in Jagdangelegenheiten zu schaffen.

Dieweilen Max zu Leyden im Holländischen lag, gelangte zu seiner Kenntnis, daß im Sommer stets das Wild von dem kaiserlichen Jagdgrunde hinüber auf das Gebiet der Aebtissin schweife, wo es „durch die Pawrn nidergeworffen" werde, und daß auch die gedachte Stiftsvorsteherin „kainer Hanndlung aines Vorstmaisters daselbs zu gestaten vermain." Auf Befehl des Kaisers verfügte sich nun Haug in das Gößer Frauenkloster und that der Aebtissin des Landesfürsten „Begern" kund, daß „sy im Tragoßtall, den Griesstain (Griesmauer), die Vobis, Ogsenwiesen, Newwald vnd denselben Ortn vmb weder Hirssn, Gembsn, noch Pern durch sich noch ir Lewt nit jagen, sich auch aller Sach den Wilban vnd das Waidwerch betreffund, ausserhalb des Reisgejaid entslahen vnd dem Vorstmaister darinn in kainerlayweg Irrung noch Eingriff thun soll." Dafür versprach der Forstmeister im Namen des Kaisers der Abtissin, „ir vnnd irn Nachkumen jarlich zu der Zeit, wann ir solchs gelegen ist, ain Hirß mit aller Zugehornug, Har, Hawt vnd Gstem (Geweihe) gen Goß" überbringen zu lassen. Die Stiftsvorsteherin gab dem Drängen Haugs nach, nahm den Vertrag an und erklärte, ihn „für sich vnnd ir Nachkhumen" zu halten. Den Bericht des Forstmeisters über die Schlichtung dieser Angelegenheit hat denn auch Kaiser Max mit „Gefallen emphanngen."

Für einige Zeit that es sich nun so. Als aber diese Aebtissin, Frau Veronica von Rattmanstorff, gestorben, und an ihrer statt Margaretha von Mündorff zur Stiftsvorsteherin gewählt wurde, gieng der Handel von neuem an. Diese gestattete „iren Pawren vnnd Hindersassen die Gereytgeswenndt" auf dem strittigen Grund und Boden und wehrte dem kaiserlichen Waldmeister die Bestrafung der Bauern und Anderer, welche die kaiserlichen Forstgesetze übertreten hatten. Deshalb entsandte der Kaiser eine Commission, in welcher nebst dem Landeshauptmanne, dem Vizdome und dem Pfleger von Pfannberg auch Haug sich befand, nach Göß zu der Aebtissin, welche öffentlich erklärt hatte, sie „sey nit in der Zeil der Preleten, sunder ain Landtmanyn," und auch „vill vom Adl, so ire Kind vnnd Freundt im Kloster haben, ir Peystand zuthun" zu bewegen gewußt. Mit dieser renitenten Dame und ihren Beiständen mußte nun die Commission unterhandeln. Als man von der Aebtissin „ir Freiheit zu sehen" verlangte, wies sie dieses Ansinnen zurück und erklärte „weder Freyheit noch anders fürbringen" zu wollen, u. zw. mit der Entschuldigung, daß solches zu thun ohne Vorwissen der Landschaft und ohne Erlaubnis des Erzbischofs von Salzburg nicht gestattet sei; erst das entschiedene Auftreten der kaiserlichen Commissäre und deren ernste Drohung, daß sie der „Abbtissin Weld vnd Holc," weil sie ihre „Gerechtickhait sehen vnd horn zu lassen gewidert hat, eincziehen wellen," brachte die widerspenstige Klostervorsteherin zur Raison und machte sie geneigt zur Abschließung eines neuen Vertrages mit ihrem angestammten Herrn und Kaiser.

Wie Kaiser Max entschieden in allen seinen Entschließungen und Handlungen war, ebenso bestimmt waren auch seine Anordnungen zur besseren Hegung des Wildes. Strenge war es „den ledigen vnd straiffunden Knechten mit Armbrusten vnd Püxen zu geen" verboten; auch durfte „das Wildpret mit den Selbgeschossen nit geschossen," desgleichen keine „Grueben, Peum vnd Vallen gemacht" werden. Die Wälder durften nicht „verschwendet," und mußten die abgefallenen Aeste beseitigt werden, damit das „Wildpret darinnen nicht Schaden empfahe." Die Ueberreiter, Förster und Forstknechte waren streng zu beaufsichtigen und durften sich nicht viel mit den Bauern abgeben, um nicht als ihre Kameraden zu gelten. Auch mußten sie dem Wilde ordentlich die Sulzen machen und dazu rothen Kernstein, nicht aber den weißen Pfannenstein nehmen, da die Bauern letzteren gern stahlen und ihrem Vieh heimtrugen. Weiters mußten „die Ruden zwischen s. Jorgen vnd Jacobstag geprügelt (d. h. durch angehängte Prügel im Laufe gehindert) vnd die Jagdhundt schedlichen Ruden gar weggethan werden, damit das Wilbret von inen nit gejagt noch schadhafft werde." Auch mußte dem Wilde, damit es im Winter nicht Mangel leide, das Heu gemacht, d. h. gelegt werden.

Haug bemühte sich um die Hebung des Wildbannes sehr. In der Seeau ließ er einen Fleck ausreuten, einzäunen und daraus eine Wiese für das Wild herstellen; diese wurde gemäht, das Heu in „Tristen," d. i. Schober, geschlagen und im Winter bei tiefem Schnee geöffnet, wo dann „sich Winterzeit das Wilpret hintzue wie die Hert Viech gelegt und des Lansing (Lenz) erwardt" hat. Auch ließ der Forstmeister die Seeau „ausschnaiten" und das dichte Gestrüpp wegräumen, damit das Wild „dardurch hin vnd her wechslen muge." Gleicherweise ließ er auf der Fölzwiese für das Wild sorgen und das Futter herrichten, woselbst dann „das Wildbret bey den Tristen auf den Snee hauffenweis in großer Anczal enhalb des Erczbachs, wie jederman gesehen hat, gelegen ist." Auch auf der Wiese, welche bei dem „Jaidhaus" in Radmer gelegen und vom Kaiser zum

Zwecke der Wildfütterung in strenger Jahreszeit angekauft worden war, ließ Haug in derselben Weise zurichten.

Wie Hans Haug, der treue, dienstbeflissene Diener seines kaiserlichen Herrn, nichts that ohne des Letzteren Vorwissen, beweist sein Bericht an Max, des Inhaltes, daß der Herzog von Braunschweig sich an den Forstmeister mit dem Begehren gewendet, er möge ihm 100 Stück Saiblinge senden. Haug bat hierin sowohl diesbezüglich um Verhaltungsmaßregeln, als auch für den Fall, daß der Herzog etwa den Wunsch äußern würde, in den Bannforsten jagen zu dürfen. Bis die aus Köln datierte Antwort des Kaisers einlangte, mußte der Braunschweiger seiner Sehnsucht nach den köstlichen Bewohnern des Leopoldsteiner Sees gebieten; dafür fiel aber auch die Antwort für denselben auf's Günstigste aus, denn Max befahl dem Forstmeister, jedem Begehren des Herzogs zu entsprechen, damit „berurter vnser Oheim auch ain Ergeczlichkhait habe."

Im tiefen Schmerze getäuschter Hoffnungen über das Mißlingen weitreichender Pläne, krank und müde, schied der Kaiser im Herbste 1518 von seinem geliebten Augsburg, um seine Gebirgsländer aufzusuchen und in der frischen, freien Luft der Berge, in dem Leib wie Gemüth stärkenden, edlen Waidmannsvergnügen Genesung zu finden. So zog er vorerst in sein vielgeliebtes Tirol und fuhr dann auf dem Innflusse dem Oesterreicher Lande zu. Wohl berührte er auf dieser seiner letzten Reise Gmunden, St. Wolfgang, Ischl und Steyr, aber nicht mehr war es ihm vergönnt, noch einmal bis in das Herz des steirischen Oberlandes vorzudringen, noch einmal seinen Schaft aus dem Kasten im Zeugthurme bei des Fürsten Haus zu Rottenmann hervorzuholen und ihn auszuwerfen nach der flüchtigen Gemse auf den steilen Felsengraten der Tauern und Eisenerzer Gebirge.

Am 12. Jänner 1519 stieg dann der liederreiche Fürst, der letzte Ritter, zu Grabe, und seine irdischen Ueberreste fanden ihre letzte Ruhestätte in der St. Georgscapelle der Burg zu Wiener-Neustadt; seine kühnen Thaten und Jagdabenteuer aber leben fort im Gedächtnisse der Nachwelt, seine Heldengestalt voll sehniger Kraft, unerschrockenen Muthes und freien, heiteren Gemüthes umschleierte allmählig die geheimnisvolle Sage, verklärte der unvergeßliche Zauberschimmer der Poesie.

Aber auch Hans Haug trat wenige Jahre nach dem Tode seines kaiserlichen Herrn von dem Schauplatze vielfältiger öffentlicher Wirksamkeit ab; ein hartes Mißgeschick traf den dienstbeflissenen und um die Hebung des Jagdwesens eifrig bemühten Forstmeister und stieß denselben von der Höhe des Glückes und der Macht hinab in die Tiefe menschlichen Alltagslebens.

Vom Jahre 1495 ab war Haug als landesfürstlicher Amtmann des „Vordern- und Innernbergs des Eisenerz" bestellt, in welcher Eigenschaft er das ganze, ungemein wichtige Eisenwesen am Erzberge beaufsichtigte und an allen wichtigen Unternehmungen und Reformen daselbst wesentlichen Antheil nahm. Fast gleichzeitig bekleidete er auch die Stelle eines kaiserlichen Mauthners, in welcher Eigenschaft Haug ebenso, wie als Forstmeister im Interesse des Jagdwesens, die Befehle Kaiser Maximilians I. ausführte in Angelegenheit der Verarbeitung des heimischens Eisens zu Wehr und Waffen zum Schutze des Landes gegen die Angriffe der Feinde sowohl, als auch zur kriegerischen Durchführung der großen Pläne, mit welchen sich dieser ritterliche Repräsentant des Hauses Habsburg im Interesse dessen Aufschwunges und Festigung seiner Macht getragen. In den Jahren 1500, 1501 und 1504 stand ferner Haug als Marktrichter der Verwaltung des Marktes Eisenerz vor, und erwirkte für diesen von seinem kaiserlichen Herrn die Bestätigung der schon vom Kaiser Fried-

rich III. dem Orte ertheilten Privilegien; auch leitete er im Auftrage Maximilians den Bau der 1492 durch Feuersbrunst zum Theile zerstörten Pfarrkirche St. Oswald in Eisenerz, daselbst er sein Andenken durch sein an der südlichen Verlängerung der Empore angebrachtes Wappen, durch seinen Namen an einem an der nördlichen Außenseite des Chores angebrachten gemalten Grab- oder Votivdenkmale und durch sein und seiner Ehehälfte steinernes Bildnis an der Außenseit des Thurmes verewigte.

Kaiser Maximilian hatte auch in dankbarer Anerkennung dieser ihm und auch schon früher seinem Vater Friedrich III. geleisteten treuen Dienste Haugs seinen pflichteifrigen Forstmeister zum kaiserlichen Rath ernannt und in den Ritterstand erhoben, ihm auch die Erbpflege des Schlosses Massenberg bei Leoben und des dazugehörigen Bauhofes verliehen. Zwar mußte er später Massenberg infolge der Belehnung mit dem Schlosse, Landgericht und Urbar Freienstein bei St. Peter ob Leoben wieder dem Kaiser abtreten, erhielt jedoch dasselbe schon in kurzer Zeit zugleich mit der Erbfolge seines Sohnes pfand- und pflegeweise wieder zurück mit dem Auftrage, das verfallende Schloß wieder herzustellen.

Diese Güter besaß Hans Haug auch in den ersten Jahren der Herrschaft Erzherzogs Ferdinand. Nun aber trat eine ungeahnte Wendung ein im Lebenslaufe dieses seltenen Mannes. Das Vorspiel dazu schien die That eines gewissen Paul Astner, des Forstmeisters Dieners, gewesen zu sein, welcher „verbettschiertes Geld" seines Herrn angegriffen, deshalb von Haug gefangen gesetzt und im Jahre 1523 wieder aus dem Gefängnisse entlassen wurde. Im darauffolgenden Jahre entdeckte man dann bei der Revision der Casse bei Haug einen Rückstand von 48.000 fl. Nun wurde Haug seiner Aemter entsetzt und seine Güter, darunter auch die Herrschaft Freienstein, auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand als theilweiser Ersatz eingezogen. Die Untersuchung dauerte lange Zeit, bis in's Jahr 1537, da viele Güter Haugs bei der ersten Beschlagnahme theils verschwiegen, theils von Anderen sich widerrechtlich angeeignet worden waren.

Ritter Hans Haug, welcher selbst einen Bischof und eine von Standesvorurtheilen befangene Klostervorsteherin zur Anerkennung der Oberhoheitsrechte des Kaisers in Jagd- und Waldangelegenheiten zu bestimmen gewußt, trat nun vom Schauplatze seines Wirkens ab und blieb von nun an verschollen. Nicht aber auch blieben das Wirken und die Erfolge seiner Thätigkeit als Forstmeister der Vergessenheit anheimgefallen.

Seine Nachfolger ließen sich nämlich die Erfüllung ihrer waidmännischen Pflichten nicht sehr angelegen sein, ja sie thaten so Manches, was dem Jagdwesen geradezu zum Nachtheil gereichte. Da wurden Wälder abgestockt, das Holz verkohlt und das Vieh aufgetrieben; die Bauern vertrieben das Wild mit Geschrei, da es ihnen zugute kam, wenn „die Hirssen das Hey nit essen." Das bei dem Jagdhause in der Radmer auf der Wiese befindliche Heu, welches hätte für das Wild liegen bleiben sollen, wurde gar von den Amtleuten selbst weggeführt. Auch die Bürger von Eisenerz handelten gegen die landesfürstlichen Bestimmungen zum Schutze der Jagd und der Wälder, belegten mit ihrem Vieh „die Mueter des Wilpan," hieben die Winterstände des Wildes ab, wodurch dieses verjagt wurde, trieben ganze Wälder ab, verkauften das Holz und theilten den Erlös desselben unter sich. Zu diesen Vorgängen, welche jedem ehrlichen Waid- und Forstmanne ein Gräuel sein mußten, schwiegen die landesfürstlichen Forstleute ganz stille, glaubte man doch, daß sie mit den Eisenerzern im Einverständnisse gewesen und wohl auch gar selbst die Hand dabei im Spiel gehabt; ja dem Forstmeister Veit Zollner

wurde nachgesagt, daß er „on Zweifl nit vmbsunst“ den Bauern eigenmächtiges Schalten und Walten im landesherrlichen Wildbanne gestattete.

Solcher und anderer Unfug dauerte eine geraume Weile, endlich wurden diese Uebelstände doch dem König Ferdinand zur Kenntnis gebracht u. zw. mittelst einer, gegenwärtig im steirischen Landesarchive aufbewahrten Gedenkschrift, in welcher alle die Schäden offenherzig aufgedeckt und Parallelen zwischen Hans Haugs und dessen Nachfolgern forstmeisterliches Wirken gezogen waren. Also fanden Haugs Bethätigungen im Dienste seines kaiserlichen Herrn noch nachträglich ihre gerechte Würdigung; sein Andenken wird in der grünen Gilde ebenso fortleben, als auch die Geschichte des Eisenwesens am Erzberge und der Eisenerzer Oswaldikirche der Nachwelt stets erzählen wird von unserem Forstmeister des letzten Ritters.*)

Vom sittlichen Werth der deutschen Heldensagen.

Nach Dr. Fritz Schultze.

In unserer Zeit wendet sich das deutsche Volk wieder seiner alten Heldensage zu. Es ist dies eine Folge des nationalen Bewußtseins. Wir glauben nicht, daß der Geist des heidnischen Germanenthums noch einmal fruchten wird, so großer moralischer Wert an und für sich auch in ihm liegen mag; die Weltanschauung ist seit zweitausend Jahren eine andere geworden. Alles Liebäugeln mit dem heidnischen Germanenthum in der Absicht es wieder einzuführen wäre kindisch, ein geschichtliches Interesse und eine treue Verehrung ist Alles, war wir dem Geiste unserer Vorfahren noch zu weihen haben. Anders das christliche Germanenthum, dieses ist hochwichtig für die sittliche Kraft unseres Volkes. Dessen muß man sich klar sein, wenn man gegenüber einer Schrift: „Das neue Deutschland, seine alten Heldensagen und Richard Wagner“ von Dr. Fritz Schultze (Leipzig. Ernst Günther) den rechten Standpunkt finden will. Diese Schrift behandelt zwar sehr kurz, aber in einer überaus sympathischen Weise die politische und die geistige Entwickelung des deutschen Volkes, die alten Heldensagen, den sittlich religiösen Wert derselben und die Verdienste Richard Wagners um deren Wiedererweckung. Es geht ein weltfreundlicher Zug durch das Schriftchen, es hat nichts von der fanatischen Einseitigkeit mancher Wagnerianer oder sogenannter „Deutschnationalen“ an sich.

Wir achten die Dichtung, wenn sie national ist; noch höher müssen wir aber ihren allgemein menschlichen Wert stellen und ihre Kraft, ein Volk sittlich zu fördern. Darum können wir es nicht versagen, aus der Schrift von Dr. Fritz Schultze einen Abschnitt hier wiederzugeben, der sich mit dem sittlich religiösen Werte der deutschen Heldensagen befaßt.

Wenn aus Vielem hervorgeht — — heißt es da — wie sehr die ganze mittelalterliche Literatur und die alten nationalen germanischen Sagen dem Deutschen am Herzen liegen, so darf nun aber nicht übersehen werden, daß

*) Die drakonischen Jagdgesetze und Verordnungen aus der Zeit einer unfreien Bauernschaft scheinen die heutigen Jagdherren nicht vergessen zu haben; denn auch das heutige Vorgehen der Jagdherren gegen die Bauernschaft muthet recht mittelalterlich an. Die Red.

dieses Interesse gesteigert wird durch den ungemein hohen, rein menschlichen Wert, den die Hauptwerke dieser mittelalterlichen Literatur in sich tragen, ja daß dieser allgemein menschliche Wert jenen Werken überhaupt erst das Recht gibt, nicht bloß Werke der deutschen, sondern der Weltliteratur genannt zu werden. Dieser allgemein menschliche Wert besteht aber in den hohen sittlichen und religiösen Ideen und Anschauungen, von denen alle diese Hauptwerke durchdrungen sind.

Vergleicht man dieselben mit den Erzeugnissen der altgriechischen Welt, so haben letztere allerdings Eins voraus: die größere Formenschönheit. Zwar ist das nicht so zu verstehen, als ob nicht auch die mittelalterliche deutsche Literatur über sehr viele und mannigfaltige Versformen verfügte; hierin steht sie der griechischen kaum nach. Denn außer dem uralten Stabreim und der bekannten Nibelungenstrophe tritt uns sowohl in den epischen als auch in den lyrischen Gedichten eine Fülle der kunstreichst gebildeten Versarten entgegen, die später, zumal bei den Meistersingern, immer noch wächst, allerdings zuletzt in rein äußerliche Künstelei verfällt. Die schönere Form bei den Griechen bezieht sich vielmehr auf die gesammte äußere Erscheinung dessen, was uns in dem Dichtwerke vorgeführt wird, also der Götter, Helden, Menschen und der Natur. Denn diese Gedichte sind unter dem südlichen Himmel und in einer üppigen Natur geschrieben. Der Formenreichthum und der Farbenglanz dieser äußeren Welt war das unmittelbare Vorbild des griechischen Dichters. Er schilderte nur, was er sah, und dieses war von Natur prächtig und schön. So fiel seine Dichtung von selbst äußerlich so glänzend aus, wie das Vorbild, dessen Spiegel sie war. Dagegen die germanischen Dichtungen wurden geschrieben im Lande des Nordens mit seinen düstern Wolken, seinen dunklen Wäldern, seinen eisigen Wintern, seinen sturmreichen Meeren, und gerade so, wie hier im Norden die Gestalten der fernen Berge im Nebel undeutlich verschwimmen und nicht, wie im Süden, in scharfen Umrissen sich auf Meilen weit dem Auge darbieten, wie also die schöne Form hier in der Natur überhaupt zurücktritt, so bildet sie auch in der Dichtung nicht die Hauptsache. Das Augenmerk des Dichters ist viel mehr auf den innern geistigen Gehalt, als auf die äußere Erscheinung gerichtet. Können uns also die germanischen Dichtungen weniger durch die Schönheit ihrer äußeren Erscheinung anziehen, so fesseln sie uns umsomehr durch das, was wiederum bei den Griechen in den Hintergrund tritt, durch ihre wahrhaft sittliche Gesinnung. Es ist ein ganz bestimmter sittlicher Grundzug, der alle hauptsächlichen, germanischen Dichtungen durchdringt und das Motiv für die wichtigsten Begebenheiten bildet: die Treue, die Treue der Liebenden gegeneinander, die Treue des Dienstmannes gegen seinen Herrn und dieses gegen jenen, die Treue gegen das gegebene Wort, den Eid, den Vertrag, die Treue gegen die Gottheit und ihren Dienst. Wie die gehaltene Treue das Motiv gibt für die Kraft und den Sieg des Helden, so führt der Bruch der Treue Unglück und Untergang herbei. Hinsichtlich dieses tiefen, sittlichen Gehaltes, kann sich die griechische Literatur nicht messen mit der deutschen. Denn wenn auch gelegentlich ähnliche Züge in ihr hervortreten, so ist doch das Moralische überhaupt nicht ihre Stärke, welche vielmehr in der Schilderung des Sinnlichen, Weltlichen und Natürlichen liegt, während der germanische Dichter von jeher auf das Sittliche, Uebernatürliche, Religiöse und Metaphysische ausgieng. Selbstverständlich hat die germanische Literatur in dieser Beziehung bereits viel dem Christenthume zu verdanken, aber selbst die vom Christenthume noch nicht berührte rein heidnische Dichtung zeigt schon jene geschilderten Züge, die auch Ta-

citus in seiner „Germania“ bereits rühmend hervorhebt.

Die Treue der Liebenden ist das poetische Motiv des Gudrunliedes. Gudrun, die Königstochter, ist gefangen genommen worden von Hartmut. Die Mutter desselben, Gerlinde, dringt darauf, daß sie ihren Sohn, den jungen König Hartmut heirate, um selbst in Pracht und Ehren als Königin zu leben. Aber Gudrun ist bereits dem Königssohne Herwig verlobt. Alle Versuche, sie ihrer Treue abwendig zu machen, sind vergebens. Die größten Leiden werden auf sie gehäuft; im kalten Winter muß sie mit nackten Füßen und zerrissenen Kleidern am Meeresstrande das Leinenzeug waschen. Aber unerschütterlich harrt sie aus, denn sie weiß sicher, daß auch ihr Verlobter sie nicht vergessen wird. Sieben Jahre vergehen. Da erscheint der Tag der Errettung. Der Geliebte naht mit einer Flotte und seinen Mannen, erstürmt die Burg und befreit die Braut.

Auch im Nibelungenliede ist die Treue das treibende Motiv. Für König Gunther, dessen Schwester Kriemhild den Siegfried gefreit hat, wirbt letzterer die Brunhild zur Gattin. Aber es ist durch Betrug geschehen. Nun erfüllt sich das dichterische Wort Schillers: „Es ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Sobald Brunhild es durchschaut, daß sie nur durch eine furchtbare Täuschung von seiten Siegfrieds des ungeliebten Gunthers Weib geworden, da kann ihre Schmach nur noch durch den Tod Siegfrieds gesühnt werden. Und nicht etwa aus Haß gegen letzteren, sondern aus Treue gegen seine Herrin, die er rächen muß, erschlägt deshalb Hagen den Helden. Jetzt ist zwar Brunhild gerächt, aber Kriemhilds Glück zerstört und zerbrochen. Nur ein Gedanke erhält sie noch am Leben, den Geliebten, in unverbrüchlicher Treue zu ihm, an seinen Mördern zu rächen. Aus Treue zu Siegfried wird sie Etzels Gemahlin, um Macht zur Rache zu erlangen. Aus treuer Liebe wird die zarte Kriemhild endlich zu jener schrecklichen Furie, deren leidenschaftlich aufgestachelte Wuth ihr eigenes Geschlecht und sich selbst dem Tode weiht. In jenem furchtbaren Kampfe, der nun entbrennt, leuchten immer wieder die herrlichen Züge der Treue hervor. Hagen ahnte, daß der Zug nach Etzels Lande seinen eigenen und seiner Könige Tod bedeute; er hatte deshalb abgerathen; als aber trotzdem der Zug beschlossen ist, folgt er treu seinen Herren in den gewissen Tod, und als diese von Kriemhild geschont werden sollen, wenn sie ihr nur den Hagen ausliefern, da weisen sie mit Entrüstung einen solchen Antrag zurück und sterben treu dem Hagen, wie dieser jenen.

Und nicht bloß des Menschen ganzes Glück und Sein hängt von seiner Treue ab, sondern auch die Götter unterliegen diesem Sittengesetz. Auch sie haben nur so lange Bestand, als sie die Treue gegen den Vertrag bewahren, und müssen zu Grunde gehen, wenn sie Eid und Vertrag brechen. Der Bruch des Sittengesetzes der Treue ist das Motiv des Unterganges der Götter, der sogenannten Götterdämmerung in der altgermanischen Mythologie und in jener in der Edda aufbewahrten Form der Nibelungensage, wie sie Richard Wagner seinem großen Musikdrama zu Grunde gelegt hat.

Die Riesen haben dem höchsten Gott Wotan seine Burg gebaut, von wo aus er die Welt beherrschen will. Als Lohn hat ihnen Wotan die Freia versprochen, die Göttin der Jugend, Schönheit und Liebe. Aber Wotan hat nicht bedacht, daß allein der Genuß der von Freia gehüteten Aepfel den Göttern die ewige Jugend verleiht, die ihnen entschwindet mit Freias Scheiden von ihnen. So wird denn Freia den Riesen vorenthalten. Zur Entschädigung aber bekommen diese

das Rheingold, jenen Schatz, welchen der Nibelung Alberich den Rheintöchtern in der Tiefe des Rheins geraubt hat und aus dem er sich den Ring geschmiedet, der Macht über die ganze Welt verleiht. Schatz und Ring hat Wotan mit Hilfe Loges, des bösen Prinzips, des listigen Satans, dem Alberich geraubt, und nur durch Noth gezwungen übergibt er Beides den Riesen. Aber der beraubte Alberich hat den Ring verflucht, daß er jedem Besitzer von nun an zum tödtlichen Unheil gereichen soll, und dieser Fluch bewährt sich. Wotan, der lichte Gott der Oberwelt, hat keinen andern Gedanken mehr, als den machtvollen Zauberring den Riesen wieder zu entreißen. Er selbst aber darf es mit Gewalt nicht thun, denn er ist durch den mit den Riesen abgeschlossenen Vertrag gebunden und seine ganze Göttermacht steht und fällt ja mit seiner Treue gegen die Verträge. Aber auf listigem Umwege hofft er zum Ziele zu gelangen. Er erzeugt sich das Geschlecht der Wälsunge, die, unabhängig von ihm und doch im Grunde sein Werkzeug, dem Riesen Fafner, der den Hort als Drache hütet, den Ring wieder entreißen sollen. Aber auch Alberich, der König der Nibelungen, d. h. der König der Bewohner der nebligen Unterwelt, trachtet den Ring zurück zu erhalten. Auch er erzeugt sich zu diesem Zwecke einen Sohn, den Hagen. So werden die dunklen Dämonen der Tiefe und die lichten Götter der Höhe in gleicher Weise beherrscht von dem Durste nach weltlichem Besitz und Macht. Götter und Dämonen kämpfen darum in listiger Weise und bedienen sich dazu der Menschen als ihrer Werkzeuge. In diesem Kampfe wird Treue um Treue gebrochen. Tod und Verderben kommt deshalb über sie Alle, und selbst die Götter verfallen dem Untergange, da sie das Sittengesetz nicht halten. Sie werden vom bösen Princip vernichtet. Das will es sagen, wenn sie in sinnlich-ästhetischer Vorstellung von Loge, der Feuersglut, verschlungen werden.

Es ist im höchsten Grade bemerkenswerth, daß diese erhabenen, sittlich-religiösen Vorstellungen, welche der griechischen Urzeit ganz fern lagen, der germanischen Mythologie angehören, ohne daß sie schon vom Christenthum beeinflußt gewesen wäre. Wie viel feiner mußten sie sich ausbilden, wenn erst die Einwirkung der christlichen Religion sich auf sie geltend machte. Diese Verbindung nun aber von angebornem, natürlichem, sittlichem Bewußtsein mit dem Geiste des Christenthums tritt uns entgegen in dem tiefsinnigsten Dichtwerke des Mittelalters überhaupt, in Wolfram von Eschenbachs, „Parzival." Wolframs Parzival ist für die mittelalterliche Literatur von derselben Bedeutung, wie Goethes Faust für die heutige. Besitzen wir im „Faust" ein psychologisches Drama, so haben wir im „Parzival" ein psychologisches Epos, d. h. die Begebenheit und die Personen, so sehr letztere, was bei der Gestaltungskraft solcher Dichter sich von selbst versteht, wirkliche Menschen von Fleisch und Blut sind, dienen doch nur als die Träger und Darsteller der tieferen Ideen, auf deren Entwickelung es dem Dichter ankommt. Stellt uns Goethes „Faust" mitten in die sittlich-religiöse Gefühlswelt und in die philosophische Gedankenarbeit des modernen Menschen hinein, so ist es die sittlich-religiöse Gedankenwelt des Mittelalters, d. h. vor Allem die christliche Ideenwelt, welche den Kern von Wolframs „Parzival" ausmacht. Auch hier ist die Treue das A und O des Ganzen, hier freilich die Treue gegen den höchsten Herrn, gegen Christus selbst. Parzival ist der Mensch, der diese Treue bricht, in Zweifel und Verderben versinkt, aber endlich zu neuer und unvergänglicher Treue gegen Christus zurückgeführt wird. Dieses tiefreligiöse Motiv ist aber keineswegs in abstrakt-moralisierender Weise aus-

geführt, sondern voll und ganz von dichterischem Fleisch und Blut umkleidet. Was Parzival äußerlich und innereich erlebt, ist zwar ganz allgemein menschlich und doch wieder ganz individuell. Das mittelalterliche Ritterthum tritt uns in seiner ganzen Aeußerlichkeit prunkend entgegen, ja glänzender als bei irgend einem anderen Dichter. Aber während diese anderen lediglich am Aeußerlichen haften bleiben, steigen wir bei Wolfram zugleich in die tiefsten Abgründe des menschlichen Herzens hinab, erfahren sein innerstes Dichten und Trachten, sein Zittern und Beben, sein Wünschen und Wollen, und finden jenes ewige Walten des göttlichen Geistes im Kampfe mit dem Bösen im Menschen in nicht zu übertreffender Weise geschildert. Den Mittelpunkt des Gedichtes bildet der heilige Gral, das ist die aus köstlichem Stein bestehende Schale, welche der Sage nach im Besitz des Joseph von Arimathia war, aus welcher der Herr beim letzten Mahle den Jüngern seinen Leib darbot, und in welcher dann sein Blut aufgefangen wurde, als der Hauptmann Longinus in die Seite des Gekreuzigten stach. In einem herrlichen Tempel wird sie von den reinsten, frömmsten, edelsten und tapfersten Rittern gehütet. Durch den Wald, der meilenweit den Graltempel umgibt, kann nur der hindurchdringen, der von der göttlichen Gnade dazu berufen ist, wie ja nur der von Gott Erwählte zu christlichem Heile gelangt. Aber ist er an die Stätte höchster irdischer Seligkeit gekommen, so muß er nach der Bedeutung alles dessen, was sich dort seinem Auge enthüllt, fragen. Fragt er nicht, so wird er wieder hinaus geleitet und hat sein Glück verscherzt, wie nur Der wahrhaft der Erlösung theilhaftig wird, der mit innerstem Interesse immer und immer wieder nach dem Heiland fragt und eben dadurch sein heißes Drängen, Christus anzugehören, fortgesetzt beweist. So gelangt denn Parzival als noch unreifer Jügling, der berufen ist, später sogar König des Grals zu werden, in's Heiligthum und sieht alle Wunder desselben sich vollziehen, aber nur erst mit äußerem Auge, nicht mit innerstem geistigen Interesse. Daher fragt er nicht. So wird er wieder hinausgeleitet, und es beginnt nun seine Weltfahrt, sein Irren, Zweifeln und Verzweifeln, bis endlich seine Läuterung ihn innerlich zu wahrhaft geistigem Verständnis reif gemacht hat, und er, von neuem zum Gral zurückgeleitet, nunmehr mit Inbrunst die große Frage thut und selbst würdig befunden wird, König des Grals zu heißen.

Etwas für den Bauernstand.

Eine Anregung über Raiffeisen'sche Genossenschaften.

Von Dr. Friedrich v. Hausegger.

Der Bauernstand ist jetzt in Aller Mund. Die Noth desselben ist ein beliebtes Schlagwort aller Parteien. Wenn aber Hilfe in der Noth aus einer andern Quelle entspringen soll, als aus dem Zusammengehörigkeitsgefühle, welches schlichte Menschen Liebe zu nennen pflegen, so hat das immer seine bedenkliche Seite. So ist bis nun viel geredet aber wenig gethan worden. Jeder will vor dem brennenden Hause zeigen, daß er allein

berufen sei zu löschen, und während des Streites der Löschenden brennt das Haus bis auf den Grund nieder.

Ein einziger wahrer Freund ist da dem Bauer geblieben, ein Freund, den er nur zu sehr verkennt, zu sehr mißachtet. Dieser Freund ist — er selbst. Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott — so lautet ein altes, ein wahres Sprichwort. Der Bauer hat aber leider nicht das richtige Gottvertrauen, das heißt, er hat kein Selbstvertrauen. Er sucht die Hilfe vielleicht in Wunderbildern und Rosenkränzen und vergißt, daß Gott sie in seine Hände und in seinen Kopf gelegt hat.

Doch will ich nicht in den Fehler so Vieler verfallen, welche das Uebel erkennen, die Schuld daran aber dem seine Ursachen Verkennenden zuschreiben. Nicht Vorwürfe, nur Heilmittel frommen dem Kranken. Dabei möge uns freilich der Kurpfuscher vom Leibe bleiben. Das Erprobte nur sei versucht. Ein Erpobtes aber will ich anempfehlen, ein Mittel, welches wohl nicht alle Schäden zu heilen, vielleicht aber mehr zu leisten vermag, als man für den ersten Augenblick glauben sollte.

Wenn Dasjenige, was von Vielen gepriesen wird, das Richtige ist, so war dieses Mittel einmal ein sehr unrichtiges und ist jetzt ein sehr richtiges. Es heißt: Raiffeisen'sche Genossenschaften. Vor acht Jahren wurde von mir, das erstemal in Oesterreich, auf diese in Deutschland schon seit nahezu 40 Jahren blühende Einrichtung in einem liberalen Blatte hingewiesen. Ein clericales Blatt hat davon befriedigende Kenntnis genommen. Als ich aber den sehr sachkundigen volkswirtschaftlichen Mitarbeiter desselben zum gemeinsamen Wirken für die gewiß über dem Parteileben stehende Sache aufforderte, wollte er nichts davon wissen. Vor dem brennenden Hause der Zank der Löschenden!

Alle Versuche des Einzelnen, Ausschüsse, Centralcomités, Zusammenkünfte, Reden und Artikel haben nicht an's Ziel geführt. Zustimmungen gab es viele, an die That wollte Niemand gehen. Von einer Ausnahme nur kann ich berichten. In Untersteiermark, bei Marburg, in der Gemeinde Roßwein, hat sich unter nicht günstigen äußeren Verhältnissen eine Raiffeisen'sche Genossenschaft gebildet, welche bis nun das, was von solchen Genossenschaften erwartet werden konnte, im vollen Maße bewährt. Dort hat sich der thatkräftige, einsichtsvolle, das Vertrauen der Bevölkerung gewinnende Mann gefunden, welcher, allen Vorurtheilen und Anfeindungen zum Trotz, das schöne Werk in's Leben gerufen hat. Sein Name, A l o i s F o r s t e r, verdient einen Ehrenplatz in der traurigen Geschichte unseres Bauernstandes. Er hat uns den Beweis geliefert, daß selbst das Gute (mit dem Schlechten geht es leichter) durchgesetzt werden kann, wenn man nur ernstlich will. Sein Beispiel lehrt uns aber auch, wie einzig und allein ein solches Werk angegriffen werden muß, wenn es Aussicht auf Erfolg haben soll.

Unser Bauer hat die Eigenheit, nur Personen sein Vertrauen zuzuwenden. Todte Theoreme sind bei ihm verloren. An das Lebendige klammert sich sein Sinn, ein Zug, den er von unseren Altvordern ererbt hat. Derselbe hat ihm viele Täuschungen gebracht. Er wurzelt aber in einem, freilich oft tief verborgenen Liebesgefühle, welches, die richtige Quelle jeder echten That, der Hoffnung auf eine bessere Zukunft des Bauernstandes noch immer einige Nahrung gibt. Der Bauer glaubt dem Manne, den er stets vor sich sieht, dessen überredende Stimme ihm das Herz bewegt, dessen Wirken ihm Zeugnis einer höheren Einsicht ist. In Deutschland hat es an solchen Männern nicht gefehlt. Raiffeisen durfte, nachdem er seinen wohldurchdachten Plan zuerst in den Orten, welchen er als Bürgermeister vorstand, nämlich in den zur Bürgermeisterei Flammers-

feld gehörigen Dorfschaften, verwirklicht hatte, auf viele hilfreiche Hände rechnen. Vertrauensmänner des Landvolkes, insbesondere Pfarrer und Lehrer, nahmen sich drum an und arbeiteten Hand in Hand für das Zustandekommen und die Förderung von Genossenschaften nach dem System Raiffeisens. So verbreiteten solche sich bald über einen großen Theil von Deutschland, überall die segensreichsten Wirkungen äußernd. Die Schwierigkeiten, welche sich bei uns solchen Einrichtungen entgegenstellen, bestehen eben dort nicht. Die Wohlfahrt des Volkes ist dort nicht in dem Maße Parteisache, wie bei uns.

Mit der Erkenntnis steht es heute besser als vor acht Jahren. Körperschaften von Einfluß beschäftigen sich mit den Raiffeisen'schen Genossenschaften, Männer von Bedeutung, unter denen ich vor Allen den Abgeordneten Bergani nenne, erheben für sie das Wort. Freilich sind damit auch offene und versteckte Gegner entstanden. Die offenen können auch heute nichts Anderes vorbringen, als man vor nahezu 40 Jahren in Deutschland dagegen vorgebracht hat, freilich mit dem Unterschied, daß die damaligen Gegner nicht gegen ihr besseres Wissen gestritten haben, während die heutigen durch die gemachten, officiell und nicht officiell bestätigten, vieljährigen Erfahrungen längst hätten eines Besseren belehrt werden können. Nicht die Einrichtung selbst, glaube ich, sondern der von ihr erwartete wiederkehrende Wohlstand des Bauers erfährt Widerstand. Der offene Gegner ist aus dem angegebenen Grunde leicht widerlegt. Gefährlicher ist der versteckte, welcher unter dem Scheine des Wohlwollens oder aus Unwissenheit widerstrebt. Er spricht sich selbst mit Wärme für die Hebung der Creditfähigkeit des Bauers aus und lobt das wohlthätige Wirken von Vorschußcassen, hält die Errichtung neuer Vorschußcassen aber für überflüssig, weil — es deren ja ohnehin schon genug gäbe. Gewöhnlich wird dabei betont, daß diese Vorschußcassen gedeihen, daher ein anderes System gar kein Bedürfnis sei — ob der Bauernstand dabei gedeiht, darnach wird gar nicht gefragt. Ich will die Thätigkeit der heute bestehenden Vorschußcassen nicht in Pausch und Bogen verwerfen; in Ermanglung eines Besseren können sie ja noch als ein Nothbehelf gelten. Ihr Gedeihen ist aber nicht gleichbedeutend mit dem Gedeihen des sie benützenden Bauers. Gedeiht nicht auch der Wucherjude? Das ist ja eben das Unglück des Bauernstandes, daß so Viele gedeihen, welche sich mit ihm zu schaffen machen. Zwischen den Vorschußcassen welche gemeint sind, und jenen, welche ich meine, besteht ein großer Unterschied. Diesen will ich beleuchten, weil dies am Besten dazu dienen wird, die Natur der Genossenschaften nach Raiffeisens System klarzustellen.

Raiffeisens Genossenschaften gehören nur für den Landwirt. Andere, mögen sie aus wohlmeinenden Absichten für den Bauer oder für sich selbst daran theilnehmen wollen, haben darin nichts zu suchen. Niemand Anderer hat sich da in die den Landwirt berührenden Angelegenheiten zu mischen. Dieser erhält dadurch Gelegenheit, sich einmal selbst mit Dem zu befassen, was ihn angeht, und das ist gut; ja, er wird dazu gezwungen, und das ist auch gut.

Das ist doch einmal etwas Wesentliches, um dessentwillen allein die Landbevölkerung sich diese Einrichtung näher anschauen sollte.

Der Zweck der Raiffeisen'schen Genossenschaft ist nicht darauf gerichtet, dem Bauer Geld zu verschaffen, ob es ihm fromme oder nicht. Der Bauer hat nicht zu wenig, er hat zu viel Credit. Diese so leicht auszunützende Creditfähigkeit des Grundbesitzstandes ist das Euter, an welchem in erster Linie der Wucherjude, in zweiter Cassen aller Art, in letzter Alles, was sichern Profit haben will, ziehen. Die Auf-

dringlichkeit, mit welcher sich dem Landwirthe scheinbare, im ersten Augenblicke blendende Vortheile bieten, läßt ihn seines wirklichen, dauernden Vortheiles, welcher zusammenfällt mit dem Gedeihen seines Grundes und Bodens, gar häufig vergessen. Er verliert die Gewohnheit, mit seinen wahren Bedürfnissen zu rechnen, und da dies auch niemand Anderer thut, geht es mit den Bauernwirtschaften rasch abwärts.

Ein Hauptgrundsatz der Raiffeisen'schen Genossenschaften ist, daß dem Landwirte nur zur Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage Darleihen gegeben werden sollen. Die ihm gegebenen Gelder haben seiner Wirtschaft, seinem Grund und Boden zu Gute zu kommen; sie sind also nicht verschwendet, sondern ihnen entspricht ein Gegenwerth dauernder und fruchtbringender Art. Wird ihm durch leichte Zahlungsbedingnisse die Möglichkeit gegeben, das ihm gegebene Darleihen wieder aus den Erträgnissen seines Grundes abzustoßen, so hat sich seine Lage wirklich dauernd verbessert. Dies kann aber nur dann erzweckt werden, wenn Leute, die sich gegenseitig gut kennen, Angehörige der Genossenschaft sind. Die Würdigkeit und Zahlungsfähigkeit des Darleihennehmers muß geprüft, seine wirtschaftlichen Bedürfnisse müssen verstanden, die Verwendung des Geldes für den von ihm gewünschten Zweck überwacht werden können. Nur kleinere Landstriche, dessen Bewohner sich gegenseitig kennen, haben daher zu je einer Genossenschaft zusammenzutreten.

Die Verwaltung liegt einem aus der Mitte der Genossenschaftsmitglieder gewählten Vorstande ob. Wird aber derselbe wohl vertrauenswürdig genug sein? Wird er Alles leisten können, was ihm oben zugemuthet wurde? Gewiß! Jeder kennt den Mann, welchen er wählt. Zudem verwaltet der Ausschuß zugleich seine eigenen Angelegenheiten. Jedes Mitglied desselben ist Mitglied der Genossenschaft, hat daher an dem Gedeihen der Genossenschaft ein Interesse, wie an seinen eigenen Angelegenheiten. Um jedes eigennützige Nebeninteresse auszuschließen, hat Raiffeisen bestimmt, daß die Vorstandsmitglieder, mit Ausnahme eines besonders anzustellenden Buchhalters, ihr Amt ohne Besoldung auszuüben haben. Jeder sorgt für sein Interesse dadurch, daß er das Wohl Anderer fördert. Ist der Gedanke nicht herrlich? nicht geeignet, echt christlichen Sinn zu fördern und Gemeinsinn zu wecken und lebendig zu erhalten? Man sieht, hier geht mit dem materiellen ein ideeller Zweck Hand in Hand.

An diesem Punkte freilich scheint die Sache ihren Haken zu haben. Welcher Natur ist denn das materielle Interesse des Vorstandsmitgliedes, wenn dieses selbst keines Vorschusses bedarf oder je zu bedürfen meint? Und wenn es eines solchen bedarf, ist dieses Interesse nicht ein sehr zweideutiges? Das Interesse besteht darin, daß Einer für Alle und Alle für Einen für das ihnen zu Genossenschaftszwecken zur Verfügung gestellte Geld zu haften haben. Das erscheint wohl freilich als ein großes Opfer für den Creditfähigen, und Mancher wird meinen, da bliebe wohl gar nur der ideelle Zweck übrig, und dieser sei damit doch etwas zu theuer erkauft. Halt! Da gilt es reiflich erwägen und sorgfältig wägen.

Mit bloßen Opfern des Einen an den Andern helfen zu wollen, das ist keine Kunst. Laßt uns daher sehen, wie groß das Opfer, wie groß der dafür eingeheimste Vortheil ist.

Infolge der unbeschränkten Haftung kann jedes Genossenschaftsmitglied wegen Verbindlichkeiten der Genossenschaft in Anspruch genommen werden. Diese Verbindlichkeiten sind nur solche, welche der Genossenschaft aus der von ihr selbst beziehungsweise ihrem Vorstande geleiteten Vermögensverwaltung entstehen. Da nur Mitglieder der Genossenschaft in den Vorstand gewählt werden können, diese zudem keine Be-

soldung beziehen, daher einen anderen Vortheil, als den, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen, nicht haben, ist damit wohl Sicherheit genug geboten, daß die Verwaltung eine sorgfältige sein wird. Es liegt in der Hand des Vorstandes, sich bei Capitalien, welche aufgenommen werden, Bedingungen zu wahren, welche vor plötzlichen Aufkündigungen oder Ueberraschungen ähnlicher Art sichern. Im Anfange werden die Geldgeber meist wohlthätig wirkende Institute oder Freunde der Genossenschaft sein, wie in der That die steiermärkische Sparcasse die oben erwähnte Genossenschaft Roßwein mit Capitalien versehen hat. Bestehen einmal viele solche Genossenschaften, so wird der Geldverkehr durch Centralinstitute geregelt. Bei der außerordentlichen Sicherheit, welche solche Genossenschaften gewähren, hat es ihnen nie an sehr billigen Capitalien gemangelt. Das aufgenommene Geld wird vom Vorstande selbst an Solche, und zwar in kleinen Beträgen nach Bedarf gegeben, welche genügende Sicherheit für richtige Verzinsung und Rückzahlung und namentlich auch für die Verwendung zur wirtschaftlichen Verbesserung zu leisten vermögen. Intabulationen sind dabei wegen der unverhältnismäßigen Kosten nach Möglichkeit zu vermeiden. Verluste sind bei gehöriger Vorsicht kaum zu besorgen und kommen auch in der That selten vor. Eine sehr geringe Quote solcher Verluste, die stets nur klein sein können, würde dann die Theilnehmer der Genossenschaft treffen. Aber auch davor werden sie geschützt. Nach den Raiffeisen'schen Satzungen muß nämlich ein Reservefond angelegt werden, welcher in erster Linie zur Deckung solcher Verluste zu dienen hat. Dieser Reservefond bildet sich aus dem Unterschiede der Zinshöhe, zu welcher die Gelder aufgenommen und zu welcher sie an Genossenschaftsmitglieder weitergegeben werden. Da nämlich Genossenschaften nach Raiffeisens System stets, wie die Erfahrung gelehrt hat, Geld zu sehr geringem Zinsfuß erhalten, können sie es, ohne Vorschußnehmer zu drücken, um etwa ½ Procent theurer weitergeben. Verbürgte Thatsache ist es, daß dieser Zinsenunterschied nicht nur ausreicht, alle sich allenfalls ergebenden Verluste zu decken, sondern auch noch mit der Zeit zu einer solchen Höhe anwächst, daß Genossenschaften, die 20—30 Jahre bestehen, auf jedes Capital von außen verzichten und mit eigenem Gelde wirtschaften können.

Wir sehen also, daß nicht nur die Gefahr von Verlusten nicht besteht (in der That wird versichert, daß noch keine Raiffeisen'sche Genossenschaft einen Verlust erlitten habe), so daß uns sogar die Vortheile förmlich über den Kopf wachsen. Ja, wenn sich auf diese Art ein Vermögen erwerben läßt, wäre die Versuchung doch allzunaheliegend, daß sich die Genossenschafter nach Erzielung eines solchen vereinbaren würden, die Genossenschaft aufzulösen und sich in das Vermögen zu theilen. Das wäre freilich sauber. Dann wäre es aus mit der Gemeinsamkeit des Vortheiles, dann wäre die Gefahr auch nicht ausgeschlossen, daß Vorschußnehmer zu drückenden Bedingungen verhalten würden, damit der Vortheil der Anderen wachse, dann würde statt des Gemeinsinnes die Selbstsucht das Ruder führen, dann würden sich solche Genossenschaften schließlich in eine Linie mit den Wucherern stellen, welchen sie doch das Handwerk gründlich legen sollen. Dagegen müßten wir im Interesse der guten Sache feierlichst protestieren, wenn nicht schon Raiffeisen selbst dagegen protestiert hätte. Nach seinen Satzungen sind solche Vereinbarungen unmöglich, sondern es hat das Vermögen stets zu gemeinnützigen, der Genossenschaft, beziehungsweise der Gemeinde zugute kommenden Zwecken zu dienen.

Für Ausbeuter also ist, wie man sieht, in der Raiffeisen'schen Genossenschaft kein Platz. Keineswegs aber haben

sich die Mitglieder derselben nur mit dem Bewußtsein zu begnügen, einer edlen, gemeinnützigen Sache zu dienen. Ist dies auch schön genug, ist es auch leicht genug, wenn man dabei, wie in diesem Falle, nicht das Mindeste auf's Spiel setzt, so kann doch Niemand durch einen Dritten dazu bestimmt werden, wenn er sich nicht selbst dazu bestimmen will. Der einer Hilfe Bedürftige wird rasch zugreifen. Wer bietet aber Sicherheit dafür, daß der heute auf sein Glück Pochende nicht auch einmel ein Bedürftiger wird? Eine vorübergehende, leichte Hilfe kann ihm Rettung, oder, wenn auch das nicht nöthig wäre, mindestens zehnfachen Vortheil bringen. Wo wird er sie finden, wenn er nicht rechtzeitig dafür gesorgt hat? Nehmen wir aber an, er käme nie in diese Lage. Wird es nicht auch für ihn ein materieller Vortheil sein, wenn die Zahl Derjenigen, welche wegen Verarmung auf Gemeindeunkosten leben müssen, und für welche er eine Steuer zahlen muß, sich verringert? Wird er nicht auch theilnehmen an den Wohlthaten, welche ein wirtschaftlich blühendes, im Besitze von Mitteln zur Erhöhung seines Wohlstandes befindliches Gemeinwesen gewährt? Wie viel von dem, was er sonst aus seinem Sacke leisten muß, kann da aus Mitteln, welche keine Opfer gekostet haben, beigeschafft werden? Raiffeisen hat in Verbindung mit seinen Darleihenscassen Winzervereine, Molkereigenossenschaften, Viehversicherungsvereine u. dgl. errichtet. Wie viel könnte geschehen, um gewissenlosen Unternehmern, welche aus der Hilflosigkeit des Bauers Gewinn ziehen, das Handwerk zu legen, und das Er-Erzeugnis des Bodens so einträglicher zu machen!

Das wäre ja Alles ganz prächtig; wie aber nur die Sache geschwind angehen? Dazu gehört nichts als die Einsicht und Willenskraft eines Mannes, welcher das Vertrauen seiner Gemeinde besitzt. Gelingt es ihm, dem Bauer alle geschilderten Vortheile begreiflich zu machen, ist er thatkräftig genug, die Trägheit der Landbevölkerung aufzurütteln, hat er endlich Geschick genug, widrigen Parteieinflüssen zu begegnen, so wird er an's Ziel gelangen und ein Wohlthäter seiner Mitbürger werden. Zu seiner Belehrung kaufe er das Buch „Die Darlehenscassen-Vereine“ von F. W. Raiffeisen (Heldesdorf-Neuwied 1881). Hat er eine größere Zahl von Bauern für die Sache gewonnen, so ist eine Versammlung derselben einzuberufen. Dieser Versammlung sind die Satzungen zur Annahme vorzulegen, welche aber in keinem Punkte willkürlich geändert werden dürfen, weil nur Genossenschaften mit gleichen Satzungen sich zu Verbänden einigen könnten.*) Sodann ist der Vorstand zu wählen und endlich ist die Registrierung der Genossenschaft bei Gericht zu veranlassen. Geldmittel wird zunächst am besten eine Sparcassa (vielleicht die mit dem Wesen Raiffeisen'scher Genossenschaften schon vertraute steiermärkische Sparcassa) liefern. An solchen wird, sobald sich die Einrichtung einmal allgemeiner eingelebt hat, kein Mangel sein. Das Bedürfnis, Capitalien sicher, wenn auch zu minder hohen Procenten, anzulegen, ist ebenso fühlbar, wie das, billige Gelder zu wirtschaftlichen Zwecken zu bekommen. Nachfrage und Angebot sind vorhanden. Nur müssen sie sich finden. Die Meinung aber, daß sie sich von selbst fänden, war der große Irrthum der liberalen Aera. Zwischen beide drängt sich gar Vieles, verwirrend und verdunkelnd, um im

*) Ein sich mit der Frage der Errichtung Raiffeisen'scher Genossenschaften in Steiermark befassendes Comité hat die Satzungen Raiffeisens den österreichischen Verhältnissen gemäß gestaltet. Solche Satzungen sind beim Verfasser des obigen Aufsatzes, Dr. Friedrich von Hausegger, Advocat in Graz, Postplatz Nr. 2, kostenfrei zu beziehen. Derselbe ertheilt auch unentgeltlich Auskünfte und Rathschläge in Angelegenheiten der Errichtung Raiffeisen'scher Genossenschaften.

Trüben zu fischen, an was nicht gedacht worden ist. So ist das idealste Princip in seiner Ausführung zum Förderer der krassesten Selbstsucht geworden. Helfen wir, wo wir helfen können. Stellen wir der gemeinen Selbstsucht edles Selbstvertrauen entgegen. Solches zu wecken, werden Raiffeisen'sche Genossenschaften ein wirksames Mittel sein.

Ueber Schuldenmacherei.

Eine Bergpredigt von P. K. Rosegger.

Wenn Jemand sich auf den Kopf stellt, was geschieht? Ihm steht der Magen höher als der Kopf und das Herz, und aus den Taschen fällt der Groschen.

Die Welt stellt sich heute auch auf den Kopf, das heißt, sie thut genau das Gegentheil von dem, was sie sonst gethan hat; selbst in wirtschaftlichen Dingen, die sonst doch nach den Gesetzen des Einmaleins geleitet worden sind, also in ihrem Grunde so beständig sein müßten, wie das Einmal eins, stellt sie sich auf den Kopf. Ein kleines Beispiel: Sonst hat das Kind dem Vater Geld gekostet, nach dem jetzigen Brauch wird der Vater dem Kinde Geld kosten. Sonst hat der leichtsinnige Sohn Schulden gemacht, die der Vater bezahlen mußte; heute macht der leichtsinnige Vater Schulden, die der Sohn bezahlen soll. Sonst pflegten die Eltern ihren Kindern womöglich eine kleine Erbschaft an Vermögen zu hinterlassen und Jeden beneideten wir, dem der Spaß, etwas zu erben, passiert ist; heute richten sie sich darauf ein, ihren Nachkommen Schulden zu hinterlassen. Sonst, wenn der Einzelne Schulden gemacht hat, ist er von der Gemeinde gerügt oder gar unter Aufsicht gestellt worden; heute möchte der einzelne Steuerschwitzer am liebsten die Väter der Gemeinde, des Staates unter Vormundschaft stellen.

Ihr Herren, die Ihr in einem hohen Rathe sitzet und engherzig für die Interessen einer Kaste, einer Partei, einer Zeitrichtung stimmt, Euch sei gesagt, daß es einen noch höheren Rath gibt, nämlich den, der für die Menschheit stimmt. Und von diesem herab sollt ihr jetzt eine Stimme vernehmen über ein recht zeitgemäßes Thema, über Euere Schuldenmacherei im Großen.

Ein Anlehen machen! das Wort hört sich hübscher als „Schulden machen;" sagt mir doch nur den Unterschied zwischen beiden; vielleicht ist es der, daß man ein Anlehen überlaut zu bezahlen verspricht, während man eine Schuld nach Eulenspiegels Sinn stillschweigend schuldig zu bleiben pflegt. Muß aber eine feine Sache sein um diesen Sport, denn es ist ein wahres Wettrennen in der Schuldenmacherei; je mehr Schulden, desto moderner, desto mehr „auf der Höhe der Zeit." Keine Schulden zu haben wäre nachgerade spießbürgerlich, es würde ja nur ein Beweis sein von „Vertrauensmangel" und Verrottung in veralteten Zuständen. Nur darüber könnte man sich wundern, daß den flotten Pumpern Jemand noch etwas zu borgen wagt. Indes weiß sich der schlaue Borger schon gedeckt zu machen; kriegt er das Geld nicht zurück, so ist etwas Anderes da — ihm wird Alles recht sein. Auf diese Willfährigkeit hin galoppieren wir munter voran, bis uns oder unsere Nachkommen die ungetilgten Anlehen

wieder zu Lehensleuten gemacht haben werden, nicht zu Lehensleuten der Aristokratie, sondern der Plutokratie.

Wie sieht es mit dem öffentlichen Wohlstande aus, den uns die vielgerühmte moderne Cultur gebracht hat! Ein normales Bürgershaus hat Schulden nach Tausenden, eine Stadt nach Millionen, ein Staat nach Milliarden.

Bezahlen sollen, die nach uns kommen! heißt es, was freilich so viel bedeutet, als: Nach uns die Sündflut! Es ist in der That kaum etwas Frivoleres, Herzloseres und Gewissenloseres denkbar, als dieses Schuldenmachen auf Kosten Anderer. Wenn wir, die doch noch wenigstens im Principe für das Sparen erzogen worden sind, so riesige Schulden machen, wie sollen Jene, die nach unserem Vorbilde für das Schuldenmachen erzogen werden, das Schulden bezahlen lernen! — doch das ist es ja gar nicht, was uns kümmert.

Uns kümmert nur das „Wohernehmen.“ Unser Einwand ist, daß wir gezwungen sind, Anlehen zu machen und daß es für die Zukunft beiweitem nicht so schlimm sein wird, als es der Skeptiker sieht.

Also wir sind gezwungen, wir müssen. Der Fortschritt, die Concurrenz, die Bedürfnisse der Neuzeit, der Bildung, des Militärwesens, der Gesundheitspflege, des Verkehrs verlangen Geld. Gewiß ja, es sind lauter wichtige Sachen, aber wir müßten das, was wir brauchen, auch selbst verdienen können. Anstatt dessen belieben wir uns mit Fleiß, Arbeit und persönlicher Sparsamkeit nicht zusehr anzustrengen, sondern verpfänden lieber das Ei, welches noch gar nicht gelegt ist, ja wozu vielleicht noch nicht einmal die Henne vorhanden ist. Wir schnappen den Kindern, die wir in die Welt setzen, im Voraus das Brot weg, das sie im Schweiße ihres Angesichtes einmal verdienen werden. Wir glauben mit unseren schrankenlosen Anlehen vielleicht den Nachkommen ein schöneres Dasein vorzubereiten? Anstatt dessen nehmen wir vorweg ihr Dasein zu Gunsten des unserigen in Beschlag. Werden denn die nach uns Kommenden gerade Lust haben, nach unseren Plänen weiterzuleben oder die Sünden der Väter zu sühnen? Werden sie nicht vielmehr auch ihre besonderen Bedürfnisse und Rechte haben? Wer sagt uns denn, daß die „großen Werke,“ die wir heute auf ihren Credit hin schaffen, ihnen recht sein, ja vielleicht auch nur brauchbar sein werden.

Der heutige Geschäftsmann wird uns freilich ziffernmäßig nachweisen wollen, wie gut sich das von uns ausgepumpte Geld für die Zukunft verzinsen werde. Allein der heutige Geschäftsmann ist nicht jener der Zukunft. Wissen wir doch selbst, daß so Vieles, was unsere Vorfahren in bester Absicht für uns geschaffen, nach den Einrichtungen und Bedürfnissen unserer Zeit wertlos, wenn nicht gar hinderlich und schädlich geworden ist. Wenn eine Epoche von der andern nicht einmal das Positive, als: Sitten, Tracht, Bauart u. s. w. übernehmen mag, um wie weniger wird sie erst die Schulden der andern sich aufgeladen wissen wollen.

Und trauen wir unseren Kindern denn nicht zu, daß sie ein gewisses Selbstständigkeitsbedürfnis haben werden? Wenn ich meinem Sohne in der Stadt ein Haus hinterlasse, das mit aller Bequemlichkeit und Pracht eingerichtet ist, der Sohn will aber gar nicht in der Stadt wohnen, sondern auf dem Lande sein Heim gründen und seine Kraft und Neigung bethätigen? Und wenn Hunderte von Söhnen so denken wie der meine, werden dann viele in der Stadt aufgestapelte Capitalien für sie nicht ein verlorenes Geld sein? Oder wir bauen große Friedhöfe, und unsere Nachkommen entschließen sich für die Leichenverbrennung. Oder wir stellen ungeheuere Summen auf die Dampfkraft, und unsere Nachkommen

wollen mit Elektricität arbeiten. Das sind nur wenige Beispiele. Wer kennt die Wege und Wendungen der Zukunft?

Es ist ja recht nett, sich das Leben so bequem und glanzvoll als möglich einzurichten, und es ist das auch gerade keine Kunst, wenn man's auf Kosten Anderer thut. Und wir thun es sehr eigenmächtig. Das Anlehen, welches wir bei der Zukunft machen, ist ein gezwungenes; erstens sind wir angeblich gezwungen, es zu machen und zweitens zwingen wir dafür der Zukunft eine Verpflichtung auf, gegen welche sie sich nicht wehren kann, welche widerrechtlich ist. Unsere Nachkommen, die heute vielleicht noch gar nicht geboren sind, können unsere Zahlungsfähigkeit so wenig prüfen, als wir die ihre — und doch sollen wir für einander gut stehen. Hätten Jene heute in unserem Rath eine Stimme, sie würden sich sehr verwahren, sie würden uns gar manche Suppe versalzen, die wir ihnen einbrocken möchten. Zum Glück sind sie noch nicht da und wir vermögen zur vorläufigen Deckung unserer Anlehen nichts zu thun, als zu trachten, daß sie zur Welt kommen, Jene, die für uns zahlen sollen. Nun werden sie kommen, werden in dieser Welt allerhand wünschenswerte, brauchbare und überflüssige Sachen finden, aber es wird überall noch die unbezahlte Rechnung dabeiliegen, und das, was ihnen am nothwendigsten oder zweckmäßigsten wäre, werden sie vielleicht doch nicht haben.

Wenn ich meinem Sohne ein Haus hinterlasse, dessen vergoldete Giebel und Erker stolz zum Himmel ragen, das mit Marmorfiguren geschmückt, mit Spiegelgläsern getafelt, mit elektrischem Lichte beleuchtet, mit Quaderpflaster umgeben ist, und der Geist des Hauses besteht aus Schulden, und die Ehre des Hauses besteht aus Schulden, und statt des Friedens am häuslichen Herde spuken Schulden und nichts als Schulden — wird mein Sohn erbaut sein von der Liebe seiner Vorfahren? Wird er die saubere Erbschaft antreten? Doch, das ist es ja nicht, was uns kümmert.

Wir leben im Taumel des Leichtsinns in den Tag hinein, aber manchmal stört uns eine innere Stimme das Vergnügen mit dem Aufschrei: Wohin? Was dann?

Was wird Denen, die nach uns folgen, ein ungeheueres Kriegsheer nutzen, wenn nichts da ist, das des Schutzes werth wäre? Was werden ihnen Schulen und Verkehrsstraßen, prunkhafte Gebäude und andere schöne Dinge frommen, wenn diese Nachkommen bankerott sind? Und daß sie materiell bankerott sind, das wird noch nicht das Schlimmste sein. Das Ding hat noch eine andere Seite: der moralische Bankerott ist es, den wir mit unserem Schuldenmachen über unsere Nachkommen heraufbeschwören und dem sie nicht entgehen werden! Die großen Beispiele leichtfertigen Geldgebahrens und Spielens mit dem Vermögen Anderer wird die kaufmännische Gewissenhaftigkeit untergraben haben, wird die Heiligkeit des Eigenthums gelockert haben. Die materielle Bedrängnis, in die sie kommen müssen, wird sie unfähig machen für idealeres Streben, für Wohlthätigkeit und Nächstenliebe, für das Gefühl des Rechtes, der Pflicht, der Ehre, der Sittlichkeit überhaupt. Denn die Armut, die Herabgekommenheit, besonders wenn sie eine verschuldete ist, demoralisiert in furchtbarer Weise.

Der materiele und der moralische Bankerott, das ist die Erbschaft, welche wir in liebevoller Fürsorge unseren Nachkommen hinterlassen. Mit welch erhebenden Gefühlen werden sie stehen an den Gräbern ihrer „theuren" Vorfahren, die nichts gekannt und gekonnt und gewollt und geplant und gethan haben, als ihres grenzenlosen Eigennutzes zu fröhnen. Ja, weinen werden sie, die nach uns kommen, bitterlich weinen an den Gräbern, beweinen die Todten, die nicht mehr aufstehen, um ihre Schulden zu bezahlen!

Wie soll bei dem jüngsten Gerichte der Urtheilsspruch anders lauten als: „schuldig!"

Im Privatleben kann man eine Erbschaft, die mehr Nachtheile als Vortheile in sich birgt, ablehnen. Wie aber sollen die Nachkommen unsere saubere Hinterlassenschaft ablehnen! O ja, sie werden — falls sie nicht früher ganz und gar in die Botmäßigkeit der Geldwölfe gerathen — Mittel finden, es zu thun. Ihr Protest wird in einer Revolution bestehen, in welcher alle Schuldbriefe, die sie nicht selbst unterschrieben, verbrannt werden, wobei aber auch von dem, was wir durch die Anlehen so großmüthig gestiftet, nur wenig stehen bleiben dürfte.

Ich lasse die Frage stehen, ob wir ein „Recht" haben, auf die Zukunft, auf die Geschlechter, die nach uns kommen, Schulden zu machen? Aber die Frage, ob es ehrenhaft ist, lasse ich nicht stehen; sie ist hier beantwortet.

Es ist ein philisterhafter Grundsatz, nicht mehr auszugeben, als was man auszugeben hat, aber es ist ein von der Natur aufgestelltes und von der Natur besiegelter, mathematisch untastbarer Grundsatz. Wer dagegen handelt, der sündigt wider die Natur, und solche Sünden werden niemals vergeben, immer gebüßt.

Ich beglückwünsche uns, daß wir nicht unsere Nachkommen sind!

Zu viel Concerte — zu wenig Musik.

Von **Ludwig Hartmann.**

Die Übertreibung, mit welcher heutzutage die Musik in Haus und Familie gepflegt wird, drückt auch dem öffentlichen Musiktreiben in den Concertsälen ein seltsames Gepräge auf. Das Publicum klagt über das Zuviel der öffentlichen Concerte; die Presse warnt und spottet, die Concertgeber setzen Geld dabei zu — und doch gebiert jeder neue Tag neue Aufführungen! Daß die Musikpflege im Hause und in den Pensionen, wo unsere jungen Mädchen, die Mütter kommender Geschlechter, erzogen werden, krankhafte Formen angenommen hat, wird von keiner Seite bestritten. Von der gemütsbildenden sanften Macht der Tonkunst auf die Jugend ist dabei kaum mehr die Rede. Der Musikcultus, eigentlich nur mehr Claviercultus, ist zu einem Formelspiel herabgesunken. Fingerbewegung und modisches Nachäffen ist an die Stelle tieferen Verständnisses getreten. Und während keine Kunst so ungeheuerlich bevorzugt wird, wie die Musik, liegt doch bei keiner die Bekanntschaft mit ihren inneren Schönheitsgesetzen, ja selbst mit ihrer Geschichte, so sehr im Argen, wie eben bei der Tonkunst. Es wird zuviel Musik gemacht und zu wenig Musik empfunden. Das entsetzliche Claviergespiele geht nicht tiefer als etwa vor hundert Jahren das Französisch parlieren. Man macht es mit, weil es Mode, nicht weil es zweckmäßig oder Bedürfnis ist.

Diese Thatsache muß man zuförderst in Betracht ziehen, um zu wissen, wie das Publicum bestellt ist, für welches die Concerte gegeben werden. Infolge der verkehrten Musiküberfütterung im Hause und in der Pension, sind alle ernsteren Interessen für

die Literatur, für die Poesie, ja selbst für das Theater (soweit es sich nicht um die Oper handelt) verkümmert. Man läuft ins Concert, wenn Herr X spielt oder Frau Z singt, oder wenn das „berühmte" neue Werk von Y aufgeführt wird. In den politischen Zeitungen, deren viele die allerunfähigsten Leute zu Musikreferenten haben, werden in jeder Saison eine Anzahl Namen und Werke bezeichnet, die nunmehr „in Mode kommen." Diesen Namen läuft unser Concert-Publicum nach, kritiklos, weil die ästhetischen Gesetze und die historische Urtheilsfähigkeit ganz unentwickelt geblieben sind; und weil kein festes Gesetz für die Menge existiert, nach welchem sie das Musikurtheil bilden könnte, so ist der sogenannte Musikgenuß etwas rein eingebildetes. Statt Erkenntnis und Gefühl herrscht (besten Falles) Schwärmerei und Uebertreibung vor, und jene Kunst, welche uns in reinere Sphären erheben, unser Empfinden veredeln, ein unbewußtes Spiegelbild des absolut Schönen vermitteln soll, entnervt unser Geistesleben und benimmt Zeit und Kraft, die man der Pflege klarer und wichtiger Dinge, zu denen wir Literatur, Poesie und Geschichte zählen, widmen müßte. Das P. T. Publicum hat keine Zeit, Bücher zu lesen. Aber in Concerte zu laufen wenn die Mode, das Mitschwatzenwollen, es verlangt, dazu reicht die Zeit aus.

Sucht das Publicum nun in Concerten weniger den Musikeindruck als vielmehr die Zerstreuung, so richten sich selbstverständlich die Concertgeber darauf ein. Wer ein Concert gibt, sucht zuvörderst einen „Namen" an die Spitze zu bekommen oder solche Stücke vorzuführen, die gerade Mode sind. Es hilft dem Concertgeber nichts, wenn er einen Geiger gewänne, der wie Sarasate spielen würde. Sarasate dagegen konnte ausnahmsweise ganz schlecht spielen, so wäre das Entzücken sicher. Denn der „berühmte Name" thut Wunder, die Mode. „Haben Sie Sarasate gehört? In B. hat er 1000 Thaler für seine Mitwirkung bekommen; der Fürst zu G. hat ihm den höchsten Orden umgehängt; ach, die dunkeln Augen; lieben Sie Spanier?" Einige mögen in diesen abscheulichen Modeconcerten still beiseite sitzen und die Musik auf sich wirken lassen, falls solche im Programm vorkommt. Die Menge jedoch läuft hinaus, wie sie hereingelaufen ist: ungerührt, einer Mode gehorchend, sie bezahlt den berühmten Namen und hat für einige Tage Gesprächsstoff.

Diese Concerte haben — das gebe man zu — mit der „veredelnden Aufgabe der Musik" nichts zu thun. Aber sehen wir uns andere an, bei welchen die Mode-Narrheit nicht ins Spiel kommt. Ein Unbekannter concertiert. Er hat das Conservatorium hinter sich, das Leben vor sich und weder Geld noch Namen. Er ist ein Schwimmer im Meer des socialen Elends. Er ist zur Musik gekommen, wie er zu jedem anderen „Beruf" gekommen wäre. Er möchte arbeiten, um zu essen — das ist sein Recht; er concertiert, um Arbeit zu erhalten, d. h. Stunden, in denen er andere unglückliche Talentlosigkeiten ad infinitum heranbildet. Er drängt sich an die Oeffentlichkeit, um bekannt zu werden. Aber ach, er kann erst dann concertieren, wenn er die Summe zusammengebracht, die das Concert verschlingt. Während nämlich der fremde Virtuose von Namen, mit Höflichkeiten überschüttet, lachend die Tausende einsteckt und weiterreist, ist das Concert des kleinen Mannes eine Quelle von Demüthigungen. Freunde und Bekannte lassen ihn im Stich, er muß ihnen Freikarten senden; das große Publicum nimmt gar keine Notiz; bezahlt sind fast keine Plätze. Und wenn nach mancher Kränkung, die vom Arrangeur, Mitwirkenden, Concurrenten, ritterlichen Recensenten u. s. w. ihm bereitet werden, das Concert endlich vorbei

ist, so hat der Unglückliche 2- bis 300 Mark zuzuzahlen — ein Opfer für das „genannt werden."

Nicht wahr, mit der Musik haben beide Concertsorten nichts zu thun? Die dritte Sorte ist nicht besser: die Wohlthätigkeits-Concertschwindeleien. Hof-, Regierungs-, oder sonstige müßige Räthe, oder Vereine, oder thatendurstige Bankiersgattinnen „arrangieren" eine Bettelei mittelst Musikmachens, bei welchem entweder „Berühmtheiten" zur Mitwirkung gepreßt, oder aber Dilettanten grauenvollster Ignoranz losgelassen werden. Die „Armen" bekommen an Einnahmen meistens nichts, nur die Patronessen lassen sich in den Zeitungen nennen und ihre Eitelkeit ist damit befriedigt. Musikalisch ist auch diese Sache gleich Null.

Und die Moral? Der Künstlerstand wird entwürdigt. Denn entweder verschenkt man die Billets und lügt volle Säle vor; oder der Künstler zahlt im Schweiße seines Angesichts zu, und die Presse fabelt eine Bedeutung, welche der Concertgeber nimmer hat; oder endlich ein fremder, gewitzigter Reclamenheld (oder auch gewandter Virtuose) grast die Concertpodien im Beisein von Modenarren ab und steckt den Gewinn ein, was wiederum mit der Kunst gar nichts zu schaffen hat.

Es erübrigt die Gattung der Musik zu betrachten, die in den Concerten erster, zweiter und dritter Ordnung gemacht wird. Die reproductive Kunst ist da, um die Ideen der productiven zur Geltung zu bringen. Was führen aber die Concerte vor? Wollen sie das geistig Bedeutende unterstützen? Lächerlich. Der fremde Virtuose spielt seine Lieblingsstücke, meist Schnurren. Der junge Musiker oder Dilettant aber wählt „Stücke, die im Publicum beliebt sind." Begegnet man nicht immer wieder in gräßlicher Reihe, Nocturnos und Walzern von Chopin, denselben Charakterstücken von Schumann, denselben Rhapsodien von Liszt, denselben Sonaten von Beethoven, denselben Sarabanden von Bach? Einige Dutzend Paradenummern — das ist die Concertliteratur unsrer Tage. Geistlose Spielerei, Vermeidung des Neu-Gedankenreichen, eine unverschämte Faulheit angesichts der immensen Literatur.

Und kein Lichtblick, daß es besser werden könnte? Doch, vielleicht. Die Concertgesellschaften müssen erstarken, die Solistenconcerte müssen rücksichtslos bekämpft und in ihrer Zahl vermindert werden — da liegt's.

Ist einem Concertgeber ermöglicht, in einem Programm einer gut fundierten städtischen oder corporativen Musikgesellschaft, ein- oder zweimal vortragen zu können, so erspart er für sich Geld, und wir ersparen sechs bis acht Füllnummern, Ballast, mit denen er ein Soloconcert „unter freundlicher Mitwirkung von Frln. L., M. und N." ausstaffiert haben würde. Concertgesellschaften haben ferner den Vorzug, die Misère des äußern Concert-Apparates zu verhüten, die Künstler vor Prellereien zu bewahren, und das absolut Talentlose gebührend fernzuhalten. Auch der Monomanie können sie begegnen, mit welcher der reisende oder reißende Concertmatador „ein Programm ganz allein ausfüllt," eine Unsitte, die erst recht zur geistigen Oede führt.

Manche großen deutsche, russische und französische Städte haben musterhafte Concertinstitute: Paris, Köln, Frankfurt, Petersburg 2c., vor allem Leipzig, das in den mehr als zwanzig Gewandhausconcerten ein volles Bild der classischen und zeitgenössischen Musikproduction bieten, und die belangreichsten Reproducenten einführen kann oder doch könnte. Städte, denen diese Phalanx gesinnungsvoller Programme fehlt — zu ihnen gehört Dresden, Berlin, München Graz 2c. — werden eben von den Solisten-Concerten förmlich gebrandschatzt. Daraus folgt: Bürgerlicher Kunstsinn und Opfermut müssen feststehende Musikgesellschaften begründen, welche genügend zahlreiche Con-

certe geben, in denen classische, moderne und reproductive Musik Platz hat zur Entfaltung eines unverzerrten Totalbildes. Gegen die Bettelconcerte und die Unfähigkeit muß ferner die Presse Front machen und das Publicum selbst. Die Presse verwende nur etwas von dem Haß, den sie gegen das Genie zu hegen pflegt, auf den Kampf gegen die Mittelmäßigkeit, dann wird es bald lichter werden. Die Mittelmäßigkeit im Concertunwesen stiftet tiefere Schäden (durch Herabwürdigung des Geschmacksniveaus und Beförderung der Eitelkeit und Modesucht) als der überspannteste Irrtum eines Genies.

Soll aber das Publicum mithelfen, die elende Musiktravestie in den Concerten zu bekämpfen, so bilde man die Jugend nicht bloß durch die Musik, sondern für die Musik. Beim Lesen von Gedichten in Versen und Prosa, oder kunstphilosophischen Abhandlungen, oder auch geschichtlichen Rückblicken, wird die Jugend musikalischer werden, als durch das blöde Clavierspiel. Bilde man nur den Zartsinn für die Tonempfindung weiter aus, sodaß einige hunderttausend Menschenkinder dem Musikdilettantismus beherzt entsagen; dann haben wir gewonnen. Wenn erst die Menschen die Musik wieder so lieben, wie unsre Vorfahren, still, prunklos, im Hause, statt in geputzten Concerten, wenn sie sie so lieben, daß sie wieder zuhören können, empfangen, anstatt darüber zu schwatzen, dann werden gute Concerte auch wieder gut bestehen können und das heutige Unwesen wird man dann kaum mehr begreifen; Menschen, welche Bücher lesen, werden besser hören, als die neue Generation, die vor lauter Concerten keine Zeit mehr hat für Musik, Kunst und Poesie.

(Kunstwart.)

Clara Schärffenberg oder der Sprengzaun.

Nach einer Chronik des 14. Jahrhunderts in lose Reim gebracht von **Ferdinand Baron Kast.**

Im Tannenforst der Steiermark,
Der Berge Zier im Oberland,
Das Eisen birgt in seinem Mark,
Ein Schloß auf steilen Hügeln stand,
Das Thau der Alpentriften grüßt,
Wenn sich vom Hochgebirg ergießt
Im Niederschlag der Regentropfen,
An den gewalt'gen Thurm zu klopfen.
Vom Schloß sah man die Mürz im Thal,
Vergoldet oft vom Sonnenstrahl;
Sie ist ein Kind der Alpenwelt,
Entronnen kaum dem eisigen Feld,
Sie mit Geröll und Felsen ringt.
In's Thal sie vom Gebirge springt,
Wo man die Mürz in Fluder zwängt,
Sie, die an ihrer Freiheit hängt.

Ein Adlernest am Bergeshang,
In dem die Schärffenberg gelebt,
Die mancher Sage Glanz umschwebt.
Längst barst des Schloßes Mauerwand,
Nicht vom verweg'nen Türkensturm
Ward aufgelöst des Mörtels Band,
Nicht vom gefräß'gen Zeitenwurm,
Nicht vom Gewitterschlag und Brand,
Zerstört, verwittert und zerfallen
Sind Säulenschäfte, Marmorhallen; —
Ein Erdstoß hat die Burg begraben.
Wo Ritter zechten, nisten Raben.
Die Gänge, Säle, die Gemächer,
Die Erker, Kuppeln und die Dächer,
Sind seit Jahrhunderten gesunken
In die bemooste Waldesgruft,
Verglommen sind des Lebens Funken,
Erstickt hat sie die Grabesluft. —
Vergangenheit die Laute spielt,
Erinn'rung wird zum Troubadur,
Der, wo man einst Turniere hielt,
Jetzt an verfallener Erkerflur
Von längst entschwund'nen Zeiten singt
Und Schutt und Moder Ständchen bringt.
So mag in alter Sage klingen

Der Schärffenberger Thun und Treiben,
Was sie vollbracht der Sang uns bringen,
Der Mythe Kranz erhalten bleiben.

Willkommen rief man allen Gästen,
Die sich auf Hohenwang gefunden,
In Sang und Tanz bei vielen Festen
Die Frauen fanden frohe Stunden. —
Die Ritter im Turnier bei Tage,
Zur Abendzeit im Zechgelage,
Mit Waffen sich und Humpen maßen.
Wenn sie zu Pferd gerüstet saßen,
Dann traf sie schwer des Grafen Hieb,
So wie sein wucht'ger Lanzenstoß,
Da Schärffenberg meist Sieger blieb,
Im Kampf zu Fuß und hoch zu Roß.
Der Graf hielt fest sein Pferd im Zügel,
Stramm saß er sattelrecht im Bügel,
Geschickt, geschult von seiner Hand
Sich Roß und Reiter stets verstand.
Der Graf ist edel, gut und mild,
Die breite Brust ein fester Schild,
Die kampfgeübte Sehnenkraft
Ihm selbst im Feld den Lorbeer schafft.

Auch Hans von Polheim kam geritten
Zum Grafen Schärffenberg in's Schloß,
Er und Graf Georg oftmals stritten
Mit Schwert und Lanze beim Turnier,
Da sie gewandt in Hieb und Stoß
So waren sie der Ritter Zier.
Der Gräfin Herz war Beider Ziel,
Im Saale, wie beim Waffenspiel.

Die junge Gräfin Klara war
Die schönste Jungfrau in dem Gau,
Sie brachte Herzen oft Gefahr
Durch ihren anmuthsvollen Bau.
Der elfenartigen Gestalt
Gelocktes Haar vom Haupte wallt.
Beschattend ihre edle Stirne,
Umrahmet Wangen es und Mund,
Fällt auf des zarten Nackens Grund,
Der weißer ist als Schnee der Firne.
Des Auges Licht war klar und mild.
Wie warmer Maiensonnenschein
Die Flur belebt in dem Gefild,
Drang er in Männerherzen ein. —

Georg, der Clara war verwandt,
Nebst Polheim warb um ihre Hand,
Gleich feurig pochte Beider Blut
In leicht entfachter Liebesglut,
Wen ließ wohl Claras Schönheit kalt,
Dem Jugend in den Adern wallt'?
Die Liebe stahl den Herzensfrieden
Den Beiden, die sich fortan mieden.

Ein Zufall wollte, daß der Graf
Allein im Schloß die Gräfin traf,
Beklommen er nun zu ihr spricht:
„Du meines Herzens Edelstein,
Dein Glanz ist meiner Seele Licht,
Denn Deines Auges Sonnenschein
Fällt tief mir in die Brust hinein,
Die Deiner Anmuth Strahl umflicht.
Sie webt der Liebe Zauberband,
Die Fäden, die so zarten, feinen,
Durch die zwei Herzen sich vereinen.
Beglückst Du mich durch Deine Hand,
Dann gibst Du mir ein heilig Pfand,
Das durch der Liebe Allgewalt
Dem Leben bietet Kraft und Halt,
Durch Deiner Liebe Schild und Macht,
Zu siegen in des Schicksals Schlacht."

„„Wie lieblich sich Dein Wort ergoß,
Aus Deiner Seele tiefstem Grund
In mein Gemüth es überfloß,
Aus gold'nem Becher, Deinem Mund.
Denn Deine Werbung ist mein Glück,
Weist sie mein Vater nicht zurück.
Gar wild umflattern mich die Raben,
Die Polheim das Geleite gaben,
Als gestern Mittags er zu Roß
Zum Vater kam in unser Schloß.
Er warb bei ihm um meine Hand,
Weiß Gott! wie er gesinnt ihn fand.
Er ist aus gutem Haus und reich,
Und wirbt um mich mit Dir zugleich,
Beim Vater mußt Du um mich freien,
Der Gang zu ihm soll Dich nicht reuen;
Sei säumig nicht, es drängt die Zeit,
Triffst Du allein den Vater nicht,
Eh' Polheim wieder mit ihm spricht,
Dann wirb heut' nach dem Abendmahl
Um mich im großen Rittersaal.""

„Hold klingt mir Deiner Rede Fluß,
Als Deiner Seele Liebesgruß. —
Wer so wie ich liebt inniglich,
Der trotzet Allem sicherlich,
Mir bangt vor keinerlei Gefahr,
Gilt's Dich zu führen zum Altar.
Will gleich zu Deinem Vater geh'n,
Und uns're Liebe ihm gesteh'n. —
Ein jedes Opfer will ich bringen,
Ja müßt ich mit dem Tode ringen,
Es kann mein Herz Dich nicht verlieren,
Ich will Dich zum Altare führen.—"

Kaum war er auf des Schlosses Söller,
Er einen alten Diener traf,
Den gleich er frug: „Wo ist der Graf?"
„Er rief den Burgvogt in den Keller,
Beschränkt ist er in seiner Zeit.
Es ist heut' große Festlichkeit,
Weil Polheim um die Gräfin freit.
Und der gelad'nen Gäste Zahl
Versammelt sich zum Abendmahl."
Noch eh' er sprach das letzte Wort,
Der Alte eilt geschäftig fort. —

Bevor die Nacht die Fluren deckt,
Der Graf hat neu den Tag geweckt,
Es strahlt im Saal ein Lichtermeer,

Die Spiegel werfen Glanz umher,
Der auf den Hof, die Gänge fällt,
Und Thür wie Fensterrahme hält
Verbräumte, sammtene Gehänge,
Die reich besetzt, von Borten schwer,
Ein Theil sind von dem Festgepränge.
Es war die Tafel schön geschmückt,
Durch Blumen, die der Süden schickt,
Es glänzen Gold- und Silberteller,
Geziert mit Ananas und Früchten,
Mit feinen, leckeren Gerichten.
Im Becher schäumt der Muskateller.
Was Fluß und Meer versenden konnte,
Im Orient allein sich sonnte,
Das prangte auf des Grafen Tisch,
Fasan und Hummer, Austern, Fisch,
Die Gäste die bei Tische saßen,
Sie lobten Reh und Auerhahn,
Gewürz und Torten, Marzipan,
Die sie an üpp'ger Tafel aßen. —
Der mannigfache Ueberfluß
Vermehrte Frohsinn und Genuß;
Musik erfreut beim Abendfeste
Die frohe Schaar gelad'ner Gäste. —

Erheitert von dem Abendmahl,
Versammelten die muntern Gäste
Sich in dem großen Rittersaal,
Geschmückt mit Waffen und mit Fahnen,
Der vielen Schlachten Siegesreste,
Zum Preis Tapferkeit der Ahnen. —
Als nach dem reichen Abendschmause
Die Redelust hielt eine Pause,
Georg zu Claras Vater trat,
Und um die Hand der Tochter bat;
Der Vater spricht nun ganz verblüfft:
„Wie sonderbar dies heut sich trifft,
Jüngst Polheim warb um Claras Hand,
Und jetzo Du, der ihr verwandt.
Ihr Beide seid von altem Adel,
Zwei Ritter ohne Furcht und Tadel,
Ich kann es wahrlich nicht verhehlen,
Schwer ist es, zwischen Euch zu wählen,
So soll ein Schicksalsspruch entscheiden,
Wer Claras Mann wird von Euch Beiden.
Es ist im ganzen Land bekannt,
Wie Ihr zu Pferde seid gewandt.
Nehmt einen Becher in die Hand,
Füllt ihn mit Wein bis an den Rand,
Ihr reitet dann den Berg, den steilen,
Hinab, wo sich die Wege theilen,
Dort jeder setzt mit seinem Braun
Im Sprunge über einen Zaun,
Und wem ein einz'ger Tropfen fließt
Von seines Bechers gold'ner Wand
Und auf die Erde sich ergießt,
Dem geb' ich nimmer Claras Hand.

Hans Polheim meint, er wird sich fügen,
Sein Gegner werde unterliegen.

„„Auch ich bin,"" spricht der Graf, bereit,
Das kühne Reiterstück zu wagen,
Da ich um Clarens Hand gefreit,
Werd' ich der Probe nicht entsagen.
Doch tritt ein Stern aus seiner Bahn,
Ein Tropfen nur im Himmelsplan,
Der aller Welten Becher ist —
Der Schöpfung Werk in Nichts zerfällt.
Es ist mein Herz auch eine Welt,
Die wie das All nicht fort besteht,
Wenn nur ein Tropfen übergeht,
Aus seines Bechers engem Rand.
Wie leicht verrinnt das Glück im Sand.
In arger Hut liegt mein Geschick,
Wird sein Regent der Augenblick.
Es ist des Zufalls Meisterschaft,
Weit größer als die Menschenkraft,
Das Ungefähr hat leichtes Spiel,
Setzt man auf einen Wurf so viel.

Hans Polheim spricht: „Ich glaub Ihr zittert,
Weil Euer Glück wie Glas zersplittert,
Doch meinem Herzen nimmer bangt,
Daß sicher es an's Ziel gelangt."

„Was mancher tief im Herzen trägt,
So leicht wie Spreu im Winde wägt,
Der Maßstab liegt in eig'ner Brust,
Zu schätzen seines Glück's Verlust,
Es ist gar oft ein schlechter Zahler
Der all zu übermüth'ge Prahler."

„Für Euren Schimpf, den allzu frechen,"
Spricht Polheim, „werde ich mich rächen."

Jetzt Claras Vater nimmt das Wort:
„Setzt Euren Streit, Ihr Herrn, nicht fort."
Er wendet sich im Marmorsaal
An seiner edlen Gäste Zahl
Und bittet sie, im Schloß zu weilen,
Er werde den Befehl ertheilen,
Noch in der Nacht den Zaun zu bauen.
Er wolle ihrem Spruch vertrauen,
Zu künden, wem der Sieg gebührt,
Wer zum Altar die Tochter führt.

Die Sonnenstrahlen Alpen säumen,
Die Vogelschar erwacht aus Träumen,
Die Lerche singt ihr Morgenlied
Hoch über Feld und Wiesenrain. —
Der Königsaar die Berge sieht
Im Flug wie winzig Kiesgestein.
Im Schlosse rührt sich das Gesind,
Den Gang durchzieht der Morgenwind.
Zur Nachtzeit schon im Gau verbreitet
Geschäftig sich der Diener Troß,
Der junge Graf und Polheim reitet
Nach dem Turnierplatz aus dem Schloß.
Viel Menschen zu den Schranken drängen,
Die an dem Schaugepränge hängen,
Zu seh'n begierig wem's gelingt,
Wer sich die junge Braut erringt.

Verglommen war das Morgenroth,
Der junge Graf dem Knecht gebot,
Ihm seinen Streithengst vorzuführen.
Der Mundschenk goß den Becher voll,
Vom Wein kein Tröpfchen zu verlieren,
Verlangt man als der Liebe Zoll. —
Kaum war er übern Zaun gesprungen,
Ein Herold seinen Becher prüft,
Ob Wein von seinen Rande trieft. —
Hierauf er allsogleich verkündet,
Dem Grafen sei der Ritt gelungen,
Im Volk die Nachricht mächtig zündet,
Der Jubel wollte gar nicht enden,
Der Beifallssturm von allen Händen.
Die Gräfin saß bei den Baronen,
Winkt mit dem Tuch, ihn zu belohnen.

Als Polheim angeritten kam,
Trat Stille ein am ganzen Platz,
Auch er mit seinem Schecken nahm
Den Zaun mit einem kühnen Satz,
Kein Tropfen auf den Boden fiel,
Von seines Bechers gold'nem Rand.
Das Volk rief laut, das umher stand:
„Wozu das ganze Reiterspiel,
Wer führt die junge Braut zum Tanz,
Da Jeder fand den Lorbeerkranz?"
An Claras Aug' die Thräne hieng,
Weil Zweifel ihr Gemüth umfieng,
Für welchen Freier von den Beiden,
Sich jetzt der Vater mag entscheiden.

Sie schwingen beide sich vom Pferd,
Die Liebe gab dazu das Zeichen,
Ein Jeder will sein Ziel erreichen,
Als Polheim ruft: „Bringt Schild und Schwert."
Und als er nun bewaffnet war,
Stürzt er auf Schärffenberg mit Wuth,
Und schreit: „Dein Schimpf erfordert Blut,"
Georg entgieng nur der Gefahr
Durch einen raschen Sprung zurück,
Doch streifte ihn des Gegners Hieb;
Zu des Gewandten hohem Glück
In seinem Wams er sitzen blieb.
Er ritzt ein wenig ihm die Haut,
Doch Clara weinte, schluchzte laut
In ihrer Seele tiefem Leid,
Als sie geröthet sieht sein Kleid. —
Jetzt hört man vor den Schranken zischen,
Da tritt der Herold schnell dazwischen,
Es sprach der Graf zur holden Braut:
„Das ist der Liebe Morgenroth,
Dem Gegner bringt der Hieb den Tod."
Die Gäste riefen vom Balcon:
„O Pfui! Polheim, der Ehre Hohn,
Wer Rittersitten wahren kann,
Schlägt keinen waffenlosen Mann."

Kaum war Graf Schärffenberg gerüstet,
Rief er: „Im Kampfe Euch jetzt brüstet,
Zu holen Eures Herzens Braut,"
Der beiden Schilde dröhnen laut,
Wie Wetterwolken sich entleeren,
Oft Saat und Fluren zu verheeren,
Und mit des wilden Sturms Getos,
Sie stürzen auf einander los,
Im Auge sprüh'n des Hasses Flammen,
Die Hiebe fielen dicht zusammen,
Vom Stahl wie Blitze Funken stoben,
Wie wenn Gewitterwolken toben,
So kämpften sie geraume Zeit,
Und unentschieden blieb ihr Streit.

Blaß wurde Clara wie der Tod,
In ihrer Angst und Seelennoth,
Ward ihr um den Geliebten bang,
Der jetzt um Ehr' und Leben rang.
In Todesangst ihr Herz erbebt,
Hans Polheim seine Klinge hebt,
Zu führen einen mächt'gen Streich,
Es hebt Georg den Schild zugleich.
Drauf springt gewandt er rasch zur Seite,
Doch Polheim säumte sich zu decken
Und fiel dem kräft'gen Schwert zur Beute.
Getroffen von dem Arm des Recken,
Fällt taumelnd er jetzt auf den Sand.
Das Volk kein Mitleid für ihn fand,
Es rief: „Der Wein in Tropfen läuft
Vom Becher, seinem Helm, er träuft."

Und Claras Vater jetzo sprach:
„Du setztest tüchtig Dich zur Wehre,
Du rächtest Dich für Schimpf und Schmach
Und schirmtest uns'res Hauses Ehre.
Dir wird die Braut, Du tapferer Degen,
Empfanget Beide meinen Segen."

Anmerkung.

Im Hause des Grafen Schärffenberg war es mehrere Jahrhunderte Sitte, daß jeder Ritter, der um eine Gräfin Schärffenberg freite, zu Pferde mit vollem Becher über den Zaun springen mußte, der heute noch im Volksmunde der Obersteiermark der Sprengzaun genannt wird. Der goldene Becher ist gegenwärtig im Besitze der Frau Baronin Friederike Baßo Gödel Lannoy, einer gebornen Edlen von Carneri, deren Mutter eine Gräfin Schärffenberg war.

Kleine Laube.

Die Weiberpeitschn.

Aus olla Lända Ruathan und Rosan gwundn
und bundn von an oltn Böswichtn.

Mit Dir a wenk plaudern und über Dih ah,
Ei jo, schöns Weiberl, däs mog ih.
Wos ih va Dir denk, däs sog ih nit,
Wos ih ma nit denk, däs sog ih.

Wer eahm a Weib nimbb,
Den is s a so bstimbb:
Sie geht af d Einnohm.
Wer nit viel einnimbb,
Und doh mit ihr auskimbb,
Der is an Ausnohm.

Vor an oltn Mon
Hot a jungs Vor Ehrfurcht,
Vor an oltn Weib
Hot sie und er Furcht.

Van an Weib Glück hobn
Kon an iada ecker Bua,
Oba mit an Weib glückla wern —
Do ghört viel dazua.

Is Dei Weib harb af Dih,
Bleibb da Dei Geld in Sock,
Oba wans guat wird gach,
Däs kost't an Bock.

Oft a schöns Dirndl denkt,
Wans heiratn kon,
Mehr afn Brautkidl,[1]
Wir afn Bräutigon.

---

s Thoal Mana, de trinkn sa long,
Bis s nit mehr gehn kina;
s Thoal Weiba, de bussln sa long,
Bis s nit mehr stehn kina.

[1] Brautrock.

Wia da Hergott domols in Tuifel hot gmocht,
Do hät er dazua bol koan Stoff aufbrocht,
's Thier warn z krum,
Da Mensch war n z dum,
Der Engel war n z frum.
Do wird af oanmol an Engel schlecht,
Und schau, der war zan an Tuifel recht.

D Liab und die Treu is a Doppel-Dugotn,
Den long nit an Jaidi wechseln kon;
Die Leicht[1] verocht't d Liab und kon s Liabeln nit grodn,[2]
Vaschmacht[3] in Tholer, greift in Pfening on.

---

s ersti Busserl muaßt stehln,
s Dirndl wird harb, as greut Dih.
Büaberl, moch da nix draus,
Sie selba gibb da s zweiti.

Willst Dih hiatn va Liab,
Därfst ka Weib onschaun,
Und schaust as schon on,
Muaßt as g u a t onschaun.

Da Tuifel hots Weib vaführt,
Und s Weib hotn Mon vaführt,
Drum is s, daß da Tuifel s Weib,
Und s Weib in Mon regiert.

---

s ersti Weib in Poradeis
Und s heinti Weib gleicher Weis gehn,
Dron und drum!
Nur an onders Füaterl hots,
A wenk a grössers Füaterl hots
Heint um.

Is Dei Weib ihrn Mon untreu,
Vasluachst as,
Und hörst däs va da Nochbarin,
Sa suachst as.

[1] Leichtsinnige. [2] entbehren. [3] verschmäht.

Woaßt, wegnwos d Weiberleut
Gor a so plongen,
Daß s doh ba Zeitn an Ehring dalongen.
Nit weil er Liab bedeut't,
Nit weil er Treu bedeut't
Geht eahna Fongen.
Wos dan do Schuld is?
Weil er va Guld is.

Wegnwos dan d Weiberleut gor sar oft
Beichtn gehn wölln?
Weil sie holt so viel gern imer a
Ghoamnuß dazähln.

A Weibsbild, däs liabb,
Däs thuat nix as wia liabn;
A Monsbild muaß nebnbei
Noh d Welt weitaschiabn.

A Weibsbild loßt ihr d Ohrn ausreißn,
D Finger ohschneidn und d Nosn ohbeissn,
Wan s Modi wird. Sie ocht't ka Pein,
Wan s moant, daß s astn schön wurd sein.

Wanst n Weib olli Perlen aus n Mir host ghult,
Und tiaf aus der Erdn oll Silber und Guld,
Und hoch von Himel die leuchtendn Stern,
Sa schickads Dih gwiß ah in d Höll noh gern:
Liabs Manerl, ih bitt Dih, geh, geh ma huln
A glüadigi Kuhln!

s Weib is schwoch und braucht an Steckn,
Der holt's!
Ober oan nur, wan s ara zwen nimbb,
Do folts!

Holtst as Dein Weib vor:
Zwoa mol zwoa is vier,
s Unrecht ligg an Dir,
Soggs: Däs is nit wohr!
Legst as Dein Weib dor:
Zwoa mol zwoa is Zehn,
Du bist liab und schön,
Gibb sie s zua: s is wohr!

Host oanmol Unrecht vor Dein Weib,
Sa tröst Dih Gott!
Sie wirds mit sechs Por Ochsn führn,
Damit Dei hoassas Fegfeur schürn,
Ihr hundertfoches Unrecht ziern
Bis zu Dein Tod!

Imer Oani henkt sih on,
So long s in ledign Stond is,
Und mocht sih erst ledi,
Wan s in ewign Bond is.

Wan Oani Oan rechtschoffn feind is,
Daß n möcht würgn mit da Hond,
So hot sie den gwiß amol gern ghobb,
Und er hot nix gspont.[1]

Wia konst n ober, Frau Putifar,
Ban Montel greifn on!
Ban Pidlin[2] häst n suln pockn,
Do lasst da Koana davon

Sei Liab, de is in Wold geborn,
Das Ehbett is die Grobstott worn,
Af der sei Weib ols Kreuz drauf steht,
Wia s holt scha geht.

Wan Dir Oani n Finga gibb,
Und Du nimst nit d Hond,
Sa holt't sie Dih fürn Schlechtastn
Und Dumastn in Lond.

Die größtn Freudn jauzt ma nit,
Die größtn Schmerzn woant ma nit,
Die größtn Sündn sogg ma nit,
Und de ma sogg, de moant ma nit.

s letzti Wort muaß s Weib hobn,
Wan zwoa Ehleut zonkn,
Welchs hot — wan ma frogn därf —
Ja letztn Gedonkn?

Wer moant, daß a Mon mehra kunt
Wir a Weib, der verkennt sih gor weit,
Oan Weib mocht zehn Maner zan Norn,
Zehn Maner mochn Oani nit gscheit!

A Weib muaß ma soppn und hatschln wir a Kind,
Däs hot s gern;
Und wer sie aus Ochtung nit sopp, kon leicht
Selber gsopp werdn.

Hot Dih a Weib gern,
Sar is ihr Olls recht,
Ah wanst a Spitzbua bist.
Und hot s Dih nit gern,
Konst brav sei wiast willst,
Js Olls umsist.

[1] nichts geahnt. [2] Körper.

Wia guat, as doh d Weiber sein!
Jo ouft imer an Mon
Vazeichn s as Unrecht,
Däs se eahm hobn thon.

Wos sie ihr denkt
Und wos sie nit woaß,
Däs sogg ka Weib.
Wou s Geld herkimmb,
Und d Jugnd hinkimmb,
Däs frogg ka Weib.

Imer Oana hot a Weibel!
A Weibl, a prächtis!
Hot an Kopf, der vabundn
Und gfatscht Tog und Nächt is,
A Weibl, den s Kronksei
Schon ollaweil recht is.
Es is ihr nit guat,
Wan ihr nit schlecht is.

Sein Eifersucht is Traurikeit,
Daß n sei Weib betrüagg,
Ihr Eifersucht is Gift und Neid,
Daß n an Ondri kriagg.

Wan a iada Mensch
Sei Kreuz af sih nehm wult,
Wia s in Buach thuat stehn,
Leut, ih wettad wos,
Wurdn nit go viel
Weiber z Fuaß umgehn.

Daß da Gott Voda mit ar an Mon
s Leuterschossn ongongen is!
In Odam vor der Everl, wegn wos hot ers thon?
Weil mit ar an Weibsbild nix onzfongen is.

Won a Weib ihrn kreuzbravn Mon
Eppa nit recht schatzn kon,
Sul er ihr a wenk untreu wern,
Aft hots n gern.

A Weib is an Uhr,
Obs schlogg oder net,
Die Jungaheit z frua
Und in Olter z spot geht.

An Mon wir a Löw
Bild't ihr a Weibsbild ein,
Und aft, wan s n hot,
Sul s a Lamperl sein.

Is s Dirndl schön,
Will s in Erstn und Leztn hobn,
Is s Dirndl jung,
Wills an Kerl, an festn hobn,
Is s Dirndl brav,
Wills in Bestn zan Liabstn hobn,
Is s Dirndl schlecht,
Wills in Liabstn zan bestn hobn.

Hergott, wanst wieder an Eva daschoffst,
Bitt Dih um Olls:
Nims uns Manern nit va da Ripp,
Nims uns von Hols!

Mei Mensch, loß Dei Gspoasln
Und Griabeln und Klaubn,
In Hergott und d Weiberleut,
Jo de muaß ma glaubn,
Muaß ma glaubn, muaß ma liabn,
Aft wird mar in Ehrn
Herentn und drentn[1] seli wern.

Wos is däs für a Peitschn!
Hiaz hebbs ma zan grean on
As wir in Mai d Hecdn,
Hiaz hebbs ma zan blean on
Wir in Josef sei Stecdn,
Aus da Ruatn wird a Brautstrauß;
Und wer sih betrüabb
Und gift't über d Weiberleut,
Der is sicher verliabb.

Das falsche Zeugnis der Kinder vor Gericht.

Von L. Haschert.

Man hat die Möglichkeit nachzuweisen gesucht, wie leicht der Hypnotismus mit dem Strafgesetz in Widerstreit gerathen kann. Durch zahlreiche Thatsachen ist festgestellt worden, daß der Hypnotisierte alle ihm während seines Schlafes eingegebenen Aufträge, auch wenn sie noch so verabscheuungswürdig wären, nach seinem Erwachen aufs pünktlichste vollzieht. Bei vielen jungen und empfänglichen Personen bedarf es aber gar nicht einmal der Hypnose, um sie zu verbrecherischen Handlungen zu veranlassen, da bei ihnen zur Abprägung irgend eines Vorganges in ihrem weichen Gehirn oft schon die ein-

[1] hüben und drüben.

fache Suggestion (Anleitung, Verführung, Zusicherung) genügt.

Ein Gegenstand, der wohl geeignet ist, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, sind die falschen Zeugnisse mancher Kinder vor Gericht. Wir geben zu, daß das Kind meist nach bester Ueberzeugung handelt, und daß es selbst das glaubt, was es bestätigt, als ob es wirklich geschehen sei, und doch lebt vielleicht Alles nur in seiner Einbildung. Es gibt eine Autosuggestion, eine Selbstüberredung, und wer kann wissen, wie mancher Unschuldige auf das falsche Zeugnis eines Kindes hin bereits verurtheilt worden ist! Folgende Mittheilung dürfte geeignet sein, über den Grund derartiger Vorgänge einiges Licht zu verbreiten.

Professor Bernheim in Nancy versichert, daß es nicht nur Kinder gibt, die in gutem Glauben an die Wahrheit ihrer Aussage falsches Zeugnis ablegen, sondern daß dies auch von schon Erwachsenen geschehen könne, welche wohl die ganze Tragweite ihrer Worte zu begreifen vermögen. Ganz unumwunden könnten sie, ohne es zu wissen, durch eine rückwirkende Hallucination, die vielleicht durch eine unvorsichtige Frage des Untersuchungsrichters in ihrem empfänglichen Gehirn hervorgerufen worden sei, Thatsachen bestätigen, die sich niemals ereignet haben. „Die Vorstellung eines eingebildeten Vorgangs zeichnet sich in ihrem Gehirn ab; sie haben ihn ja mit eigenen Augen gesehen, und man wird es ihnen niemals wieder aus dem Kopfe bringen, was sie glauben gesehen zu haben. Sie erfinden alle möglichen Beweise; ihre Einbildung stellt ihnen alle Nebenumstände des Schauspiels vor, das sie heraufbeschworen, und wenn man sie allen Martern unterwürfe, so würden sie dennoch auf ihren Versicherungen beharren. Sie erinnern lebhaft an gewisse Wahnsinnige, die tausend Verdächtigungen erfinden, denen man leicht aufs Wort glauben könnte, so sehr täuschen sie durch ihre Miene und die genauen Nebenumstände."

„Was sich bei manchen Wahnsinnigen pathologisch zuträgt," sagt Bernheim in der Revue hypnotique, „bei Gehirnleidenden, die sich einbilden, dem oder jenem Vorgange beigewohnt zu haben, kann bei manchen andern Personen mit ungeheurer Leichtigkeit durch einfache Suggestion bewerkstelligt werden. Es gibt so empfängliche Personen, daß es genügt, ihnen einmal zu sagen, daß sich eine Sache zugetragen habe, und sofort werden sie gegen Jedermann behaupten, es sei wirklich so geschehen." Bernheim hat über diesen Gegenstand zahlreiche Versuche angestellt und über deren Einzelheiten Bericht erstattet. Wir wählen daraus ein abgekürztes Beispiel.

Ein junger Mann von 22 Jahren, Namens S., begibt sich wegen eines Schmerzes im Hüftgelenk ins Hospital zu Dr. Bernheim in Behandlung. Seine Eltern sind wohlhabend, und in der ganzen Familie gibt es kein Nervenleiden. Der Leidende ist gut gewachsen und niemals krank gewesen; er ist jedoch leicht hypnotisierbar und im wachenden Zustande ungemein suggestibel. In Kurzem ist er von seinem Hüftweh geheilt. Am 21. März 1888 tritt Professor Schmidt in den Saal des Hospitals. Dr. Bernheim sagt ganz ruhig zu S., indem er auf den Neuangekommenen hinzeigt: „Sie kennen diesen Herrn, der Sie gestern mit Stockschlägen behandelt und Ihnen das Geld aus der Tasche genommen hat? Erzählen Sie mir doch, wie sich das zugetragen hat." Und sofort ergreift S. das Wort: „Ja, ich erkenne ihn; es war gestern um 3 Uhr, als ich den Akademieplatz überschritt; auf einmal wendet er sich nach mir, schlägt mich mit dem Stocke, greift mit der Hand in meine Tasche und bemächtigt sich meines Geldes." — „Sind Sie dessen auch ganz sicher?" — „Es ist die volle Wahrheit, Herr Doctor!" — „Lassen Sie uns sehen," fährt Bernheim fort; „Sie wissen, daß ich Ihnen heimliche Rathschläge geben kann; Sie erzählen mir doch nur, was ich Ihnen zu sagen befohlen habe." — „Durchaus nicht, Herr Doctor, es ist ganz gewiß wahr." — „Aber dieser Herr ist ja der Professor Schmidt, wie

können Sie von ihm denken, daß er das gethan habe, wessen Sie ihn beschuldigen!" — „Ich weiß nicht, er hat es dennoch gethan." — „Allein, man klagt Niemand einer solchen Handlung an, ohne ganz sicher zu sein. Was würden Sie sagen, wenn der Polizeicommissär käme? Sie sind ein braver junger Mann, der gewiß keinen Unschuldigen anklagen wird." — „Ich werde sagen, was sich zugetragen hat; er schlug mich mit dem Stocke und nahm mir das Geld aus der Tasche." — „Nehmen Sie sich in Acht! Es ist gewiß nur eine einfache Sinnestäuschung." — „Ich würde es vor dem Gekreuzigten beschwören!" — „Und doch ist es vielleicht eine andere Person, und Sie sind durch die Aehnlichkeit getäuscht worden." — „Nein, nein, er ist es; es ist dieser Herr, ich beschwöre es!"

Während dieser Unterhaltung befanden sich neben S. und dessen Arzte drei Knaben. Der eine von 14 Jahren ist tuberculös, hat aber niemals nervöse Erscheinungen gehabt; er ist intelligent, durchaus brav und mit einem vortrefflichen Gedächtnis ausgestattet. Professor Berheim sagt zu ihm: „Hattest Du schon diesen Morgen S. sein Abenteuer erzählen hören?" — Ohne zu zögern antwortete er: „Ja, Herr Doctor." — „Was hat er Dir gesagt?" — „Daß er geschlagen und beraubt worden sei." — „Wo das?" — „Auf dem Hospitalplatz." — „Siehe, er hat Dir doch nichts erzählt, ja er hat mir soeben erst mitgetheilt, daß Alles auf dem Akademieplatz geschehen sei." — „Es ist möglich, daß ich mich dessen nicht mehr genau erinnere." — „Wann hat er Dir darüber Mittheilung gemacht?" — „Heute Morgen halb acht Uhr." — „Geh', Du erfindest!" — „Aber, Herr Doktor, ich versichere Sie, daß er mir diesen Morgen Alles erzählt hat." — „Wenn der Commissär Dich fragt, was wirst Du ihm sagen?" — „Alles, was er mir mitgetheilt hat." — „Kannst Du es beschwören?" — „Gewiß, ich werde schwören."

Der andere Knabe zählt ebenfalls 14 Jahre; er ist zart gebaut und intelligent, doch von einer Lähmung befallen und sehr suggestibel. — „Du warst auch dabei," fragte ihn Professor Bernheim, „als S. erzählte, er sei geschlagen und beraubt worden?" — „Ja, Herr Doctor." — „Zu welcher Stunde hat er das gesagt?" — „Um halb acht Uhr." — „Ach, man muß das nicht wie ein Papagei wiederholen! Sage, hast Du es von S. selbst gehört?" — „Ja, um halb acht Uhr." — „Und Du beschwörst es?" — „Ich beschwöre es."

Der dritte Knabe befand sich in einem nahestehenden Bett; er ist 9 Jahre alt, ohne vorhergegangene nervöse Zustände, von einer Brustfell-Entzündung auf dem Wege der Genesung begriffen, aber ebenfalls suggestibel. „Du hast es auch gehört?" fragte ihn sein Arzt. Er zögerte anfangs, dann aber sagte er: „Ich erinnere mich nicht genau." — Darauf Dr. Bernheim: „Habe keine Furcht, Du kannst ruhig sagen, ob Du es weißt." — Er sammelt sich, dann aber versichert er: „Ja, es ist wahr, ich habe es gehört." — „Wann?" — „Heute früh halb acht Uhr." — „Bist Du dessen ganz sicher? So aber zögerst Du noch; man darf nur sagen, dessen man ganz sicher ist." — „Doch, Herr Doctor, ich bin sicher."

Am folgenden Tage verließ S. das Hospital. Vor seinem Abgange ließ ihn Professor Bernheim in sein Zimmer kommen... „Wir sind hier allein; sagen Sie mir, lieber Freund, die Wahrheit; gestehen Sie offen, daß Sie gestern Scherz getrieben haben, als Sie den Professor Schmidt beschuldigten, Sie beraubt zu haben." — „Herr Doctor, ich schwöre Ihnen aufs Neue, daß es die Wahrheit ist. Auf dem Akademieplatz schlug er mich mit seinem Stocke und nahm mir das Geld aus der Tasche; ich besaß kein Portemonnaie, aber 10 Sous."

So würde der junge Mann geschworen haben, daß er geschlagen und beraubt worden sei; die drei Knaben hätten das Nämliche geschworen. Es hat demnach schon genügt, diesen Gedanken in einem

suggestiblen Gehirn entstehen zu lassen, um eine solche Festigkeit anzunehmen, daß er nicht mehr daraus entfernt werden konnte. Ist das nicht erschreckend?

Andere von Bernheim mitgetheilte Fälle sind ebenso merkwürdig; sie beziehen sich auf Personen, die weder an einer geistigen Zerrüttung litten, noch Spuren einer Nervenerkrankung zeigten. Die Einen waren höchstens 30 Jahre alt, während Andere, Männer wie Frauen, 20—25 Jahre zählten. Bei Allen ließ sich aus ihren Gesichtszügen, aus dem Tone ihrer Stimme, aus ihrer Art zu erzählen, der volle Ernst und die innere Ueberzeugung klar erkennen. Denke man sich in diesem Falle die schwierige Lage des gewissenhaften Untersuchungsrichters. Wie leicht könnte er in seinem Verhör, ohne es selbst zu ahnen, durch Suggestion handeln und sich selbst täuschen, indem er den Angeklagten irre führt! Die Zeugen könnten sich gegenseitig überreden; wenn einer von ihnen nachdrücklichst versichert und die Thatsachen nach seiner Weise erzählt, werden die anderen größtentheils seine Aussage aufnehmen und sich von dem betreffenden Ereignis das nämliche Bild machen. Die Uebereinstimmung mehrerer Zeugen hinsichtlich der Umstände einer Thatsache kann demnach nicht immer als ein entscheidender Beweisgrund zu Gunsten der Wirklichkeit der Thatsache angesehen werden. Der Kenner der Geschichte aber weiß, wie oft schon im Laufe der Zeit die große Menge durch eine einzige Person suggestioniert worden ist.

Der eigentlichen Autosuggestion begegnet man besonders bei jungen, in eine gewisse Entwickelungsstufe eingetretenen oder sonst nicht gut erzogenen Mädchen mancher Anstalten, deren nur eingebildeten, völlig unbegründeten Angaben nicht wenige durchaus unbescholtene Beamte schon zum Opfer gefallen sind.

Die von Bernheim berichteten Thatsachen sind von ungemeiner Wichtigkeit, deren Tragweite sowohl vom gesellschaftlichen und juristischen, wie vom medicinischen und philosophischen Gesichtspunkte aus Niemand entgehen dürfte. Allein sollte es auch im Schoße der Gesellschaft eine mehr oder weniger große Anzahl für Suggestion empfängliche Personen geben, so werden sie bei einiger aufmerksamen Beobachtung der gerichtsärztlichen Untersuchung kaum entgehen. Die Folgen überlassen wir dem denkenden Leser.

(Deutsche Post.)

Glossen.

Von Alexander Engel.

Wer sich am tiefsten bücken kann, der steigt am höchsten empor.

* * *

Manche Menschen wären sonst ganz glücklich, wenn sie das Glück ihrer Mitmenschen nicht genieren würde.

* * *

Viele Menschen sind nur deshalb Atheisten, weil sie sich selbst als Gott anbeten.

* * *

Das Gute anzuerkennen findet sich nur eine kleine Gemeinde, dagegen dem Schlechten Beifall zu zollen ein ganzer Troß.

* * *

Viele Menschen können in allen Sprachen tadeln und in keiner einzigen loben.

* * *

Moderner Pessimismus.

Der Pessimismus
Ist ein Trauerkleid.
Man trägt 's, weil 's Mode,
Nicht aus Traurigkeit.

* * *

Selbstlose Moral.

Nütze der Menschheit,
Ruft er aus!
Und er selber —
Nützt sie aus.

Einem Dichter.

Freundchen, laß die Feder ruh'n
Und das Dichten bleiben,
Gute Werke kannst Du thun,
Aber sie nicht — schreiben.

* * *

Widerspruch.

Er hat nur Naheliegendes gedacht,
Und dennoch hat er's weit gebracht.

Heilige Zahlen.

Von Theodor Vernaleken.*)

Sieben.

Nach 3 ist 7 die nächste heilige Zahl. Auch hier ist die Anwendung nicht ganz zufällig, denn in den Sprüchen und Redensarten unseres Volkes zeigt sich deutlich der Einfluß der Bibelsprache. Sieben Jahre sind wie sieben Tage häufig friſtbestimmend, nicht bloß im altdeutschen Rechte (z. B. für die Grenzbegehung), sondern auch als Zahl der Wochentage. Im alten Testament sind es 6 Schöpfungstage mit dem darauf folgenden Ruhetag, welche die erste Woche bilden und die Heiligkeit der Siebenzahl zunächst feststellen. Die Heiligkeit kehrt wieder in den 7 Sakramenten, den 7 Bitten im Vaterunser und öfter in der Offenbarung Johannis.

Da nun das Böse der Gegensatz des Guten ist, so hört man auch: das ist eine „böse Sieben." Vielleicht hängt das mit der dämonischen Seite zusammen, denn 7 guten Geistern stehen 7 böse gegenüber, den 7 Himmeln die 7 Höllen. Ich habe auch schon von Frauen gehört, daß sie sagen: „Alle Männer sind Siebenketzer." Also ein Seitenstück zur „bösen Sieben." Solche könnten nicht mit einander hausen, es würde jedes seine „Siebensachen" zusammenpacken und weiter gehen, wo möglich mit „Siebenmeilen-Stiefeln." Diese Stiefel, wie überhaupt die Siebenzahl kommen oft in deutschen Sagen und Märchen vor. Und das steht gar nicht vereinzelt in dem Wunderglauben unseres Volkes. Der Grieche Kallimachos erzählt: „Heilige Schwäne kommen gezogen und ziehen ihre Kreise siebenmal um die Insel Delos. Da wird Apollo geboren als das Kind des siebenten Monatstages." Der siebente Tag war in allen Monaten dem Apollo heilig, weil Leto ihn am siebenten geboren. Wie sich in Griechenland sieben Städte um die Ehre stritten, der Geburtsort Homers zu sein, so gab es dort auch sieben Weise, Männer, die nicht bloß durch hervorragende sittliche Kraft und tiefe Lebenserfahrung, sondern auch durch Schärfe des Geistes die Wohlthäter ihrer Umgebung wurden. Ihre weisen Sprüche galten fast als Orakelsprüche. Am bekanntesten waren Solon und Thales. In Rom waren die Septemviri (Siebenmänner) Priester, anfangs 3 dann 7, welche die Sorge für die heiligen Göttermahle hatten und ein mit Purpurstreifen verbrämtes Oberkleid (toga) trugen.

Als Seitenstück aus dem deutschen Mittelalter ist zu nennen das verbreitete Volksbuch von den sieben weisen Meistern, die in Rom den jungen Kaiser Diocletian sieben Jahre lang unterrichteten in den sieben freien Künsten. Zu diesen zählte man Grammatik, Arithmetik und Geometrie (das Trivium, daher „Trivialschule"); Musik, Astronomie, Dialektik und Rhetorik.

Die heilige Zahl 7 galt im Alterthum als Sinnbild der Vollendung und Vollkommenheit und ist noch jetzt von Bedeutung in den Sieben Tönen der Musik. Auch nannte man im Alterthum die ausgezeichneten Bau- und Kunstwerke, wie z. B. die ägyptischen Pyramiden 2c. die Sieben Wunder der Welt.

Und damit auch die humoristische Seite der Siebenzahl nicht fehle, nennen wir die sieben Schwaben, deren lustige Abenteuer zu lesen sind in den „Deutschen Volksbüchern," die am besten bearbeitet sind von G. Klee (Gütersloh bei Bertelsmann).

---

*) S. Heimgarten, Juniheft. S. 714.

Unsere Leser haben wohl auch von den Siebenschläfern gehört. Damit sind nicht bloß Diejenigen gemeint, die länger als 7 Stunden schlafen, oder die Nagethiere, welche einen Winterschlaf halten; diesen Namen führt eine alte Legende von 7 christlichen Jünglingen her. Während einer Christenverfolgung, die unter Kaiser Decius zu Ephesus stattfand, flohen diese 7 Jünglinge in eine Höhle bei der Stadt. Daselbst verfielen sie in einen tiefen Schlaf. Erst unter Theodosius (nach etwa 200 Jahren) erwachten sie und starben dann bald, nachdem sie die Freude erlebt hatten, das Christenthum überall herrschen zu sehen. Ihren Gedächtnistag feiert die griechische Kirche am 4. August, und wenn es dann regnet, so muß es nach dem Volksglauben 7 Wochen hindurch regnen.

In den Sagen anderer Völker finden wir etwas Aehnliches. Wer kennt nicht das schöne Festspiel von Goethe „Des Epimenides Erwachen," das 1815 zum ersten Male in Berlin aufgeführt wurde, als man sich vom Alp der Napoleonischen Fremdherrschaft befreit fühlte und nun zum nationalen Bewußtsein nach langem Schlafe erwacht war. Der Inhalt beruht auf der sinnvollen Sage der Griechen: Epimenides, ein Weiser in Kreta, hütete in seiner Jugend die Schafe des Vaters. Als ihm eines Tages ein Schaf von der Herde verloren gegangen und er, um es aufzusuchen, in eine Höhle gekommen war, bemächtigte sich seiner ein tiefer Schlaf, der viele Jahre dauerte. Als er wieder erwachte, ahnte er nicht, wie lange er geschlafen. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er die Veränderungen rings umher sah. Selbst sein Bruder fragte ihn: Wer bist du? — Alle verwunderten sich darüber und man fieng an, den Epimenides für einen Vertrauten der Götter zu halten und ihn zu verehren.

Es gibt noch mehrere Erzählungen dieser Art aus dem deutschen Mittelalter, die nach der Auffassung jener Zeit den biblischen Satz (Psalm 90) bestätigen sollen, daß vor Gottes Angesicht tausend Jahre sind wie der gestrige Tag, daß irdisches Maß der Zeit vor Gott zu nichte wird.

Auch sonst ist dieser Höhlen- und Zauberschlaf vielfach in den Literaturen der Völker vertreten und von der Kunstdichtung benutzt, selbst in der Operette „Rip Rip." Es gehören hieher auch die Sagenkreise von den bergentrückten Helden, z. B. vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. Vorherrschend ist es der deutsche Gott Wodan oder der rothbärtige Thor (Donar), der in die Bergestiefe eingegangen, an dessen Stelle dann der König getreten. Auch im „Untersberge" bei Salzburg, der eigentlich aus Udensberg d. i. Wodensberg umgedeutet ist, wächst dem Schläfer (Kaiser Karl) der Bart siebenmal um den Steintisch. Im Jahre 1870 ist er aufgewacht und er wird mit der Veränderung seines Reiches wohl zufrieden sein.

Die heilige Zahl 7, die in der Poesie und alten Sage eine große Rolle spielt, ist endlich auch wissenschaftlich ergänzt. Das Alterthum und unser Mittelalter nahm 6 Hauptfarben an: weiß, schwarz, gelb, roth, grün, blau. Der allgemeinen Volksansicht und Sprache zum Trotz scheiden aber die heutigen Physiker, nach Prisma und Regenbogen sieben Grundfarben setzend, weiß und schwarz, die keine Farben sein sollen, aus, und schalten zwischen gelb, roth, blau, grün die Mischungen oder Steigerungen orange, violett und indigo ein. Obgleich man in den alttestamentlichen Zeiten diese heilige Farbenzahl noch nicht kannte, so ist doch der Regenbogen (nach 1 Moses 9) in kindlich religiöser Auffassung in „die Wolken gesetzt, als ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und der Erde."

Der Poetenwinkel.

Das Hirtenkind.

Das Knäblein zittert auf der Hald'
Im dünnen Kleid, ihm ist so kalt!
Vom Schneegebirg weht eisiger Wind,
Er fährt durch Mark und Bein dem Kind.
Die Näſſe dringt ihm durch die Schuh',
Und Hunger peinigt's noch dazu.

Die Kält' ergreift das Vieh sogar,
Durchschauert steht's mit struppigem Haar.
Doch muß das Kind bis in die Nacht
Beim Rinde draußen halten Wacht.
Am nächsten Tag war krank das Kind,
Und krank im Stalle lag das Rind.
Zum Thierarzt lief man da in Eil',
Das Kind — blieb ohne Hilf' und Heil.
Am Sonntag drauf wird es begraben. —
„Was liegt an einem Waisenknaben.
Die Kinder bringen doch nur Schulden,
Ein Kalb, das kostet zwanzig Gulden!"

F. K.

Maria Grün.

Im Walde steht ein Kirchlein,
Geweiht der Mutter rein,
Die uns den Herrn geboren,
Der Wahrheit ist allein.

Dort ward ich tief ergriffen,
Von heil'ger Andachtsglut;
Dort fand ich Fried der Seele,
Dort war mir wohl zu Muth!

Dies Kirchlein steht so einsam,
Man nennts: Maria Grün;
Und seit dem Kirchweihfeste
Zieht mich mein Sinn dort hin.

Hans Richter.

Die Martersäule.

Der Aelpler pflanzt mit frommem Sinn,
Wo Unglück einst geschah,
Ein Zeichen an die Felswand hin,
Und immer denk' ich da:

Wie gut doch, daß nicht überall
Den alten Brauch man übt,
Wo bitt'res Leid und Herzensqual
Der Seele Spiegel trübt;

Denn würde stets was aufgestellt,
Wo Schmerz es gab und Pein,
Da müßte ja die liebe Welt
Voll Martersäulen sein! —

Mucha.

Ergebung.

Und muß ich einsam bleiben,
Wird mir kein Herz zu eigen,
Will ich darum nicht klagen,
Und will mein Leid verschweigen.

Wie manche Rose gibt es,
Die ungepflückt verblühet!
Wie manchen Stern am Himmel,
Der ungesehn verglühet!

Wie viele Edelsteine
Ruh'n ewig nachtumgeben,
Im Meer wie viele Perlen,
Und Niemand mag sie heben!

O, sei nicht stolz, mein Herze!
Den Perlen und den Steinen,
Den Rosen und den Sternen
Mag sich Dein Schicksal einen.

Robert Hans Kreibich.

Mein Herz hat es tief empfunden.

So schön wie Du, hab' ich in weiter Welt
Noch keine And're gefunden,
Du hast mein ganzes Denken beseelt,
Mein Herz hat es tief empfunden.

Denn alle die Frauen, die ich geseh'n,
Fand ich wohl schön sondergleichen,
Doch muß mein Mund Dir jubelnd gesteh'n,
Sie können Dich nicht erreichen.

Mag man sie immerhin preisen und laut
Ihr Lob gar weithin verkünden;
Wer Dir aber in's Auge geschaut,
Dem muß das Herz sich entzünden.

Mir hat gelächelt das selige Glück
In einer freundlichen Stunde,
Allein mir ließ dieses Glück zurück
Nur eine schmerzhafte Wunde.

Soll ich nun daran nicht zu Grunde geh'n,
So mußt Du Dich sehr beeilen,
Darum erhör' mein inniges Fleh'n,
Mir diese Wunde zu heilen.

Franz Tiefenbacher.

Regen im Mai.

Ballende Wolken ziehen am Himmel!
Noch schimmert durch sie der goldene Strahl
Der Sonne. Nun einen sich all'.
Maiglöckchen, Veilchen und Primel
    Schließen den Kelch,
    Alle sind welk.

Langsam und einzeln fallen die Tropfen,
Wenn an die Blüten sie pochen und klopfen,
Flüstern sie wonnig: „Wie wohl, wie wohl!"
Stärker nun rieselt der laulichte Regen,
Spendet den Pflanzen vom göttlichen Segen.
Hängt jeden Halm mit Perlen voll.

Jetzt wird es hell! Die Wolken zerstieben,
Auf athmet die ganze schöne Natur,
Doppelt hell schallt's nun aus Wald und Flur
Und von den jungen grünenden Trieben
    Sprosset auf's Neu —
    Schmuck für den Mai.

G. Grill.

Um eines Andern willen.

Ich soll nicht einsam trinken,
Nicht laben mich am Wein?
Es trinkt ja auch im Sinken,
Die Wang' die Thräne ein.
Die Thräne wein' ich nur um Dich,
Weil Du verschmäht, verrathen mich,
Um eines Andern willen.

Ich soll nicht einsam singen
Und klagen im Gesang?
Horch' wie die Lieder klingen
Der Vöglein ernst und bang.
Mein Lied, das klagt um Dich, um Dich,
Weil Du verschmäht, verrathen mich,
Um eines Andern willen!

H. Grill.

Sanfte Weisen.

Sanfte Weisen hör' ich gerne,
Wenn mein Herz in Sorgen bangt,
Und der Ton sich aus der Ferne
Wie ein Traum herüber rankt.

Sanfte Weisen hör' ich gerne,
Wenn mein Herz in Sehnsucht krankt,
Und zu Dir in weite Ferne
Liebeglühend sich verlangt. —

Ottilie Sibus.

Auf hohem Berge.

Erhaben und herrlich
Ist Alles hier,
Doch drückt mich die Größe
Zu Boden schier.

Das Gewaltige raubt mir
Mein stilles Glück,
Und mahnt, daß mein Sein nur
Ein Augenblick.

Wohl muß ich anstaunen
Die hehre Natur:
Doch glücklich sein kann ich
Bei Menschen nur!

Koloman Kaiser.

O sei mir gegrüßet, du grünender Baum!

O sei mir gegrüßet, du grünender Baum,
Wo ich mein Liebchen sah,
Die Myrth' in den Locken, auf blumigem Saum,
So nah! So nah! So nah!

Wie küßte ich heiß ihren rosigen Mund!
Am Baum ein Vöglein sang.
O Wonne des Herzens, glückselige Stund!
Wie lang, wie lang — wie bang!

Sie fällten den Baum und sie bauten den Sarg,
Im Mai, im holden Mai.
Sie schlossen den Schrein, der mein Himmelreich barg,
Vorbei, vorbei, vorbei.

L. Holm.

Lustige Zeitung.

Franz K. hat als Matrose eine ostafrikanische Expedition mitgemacht, ist nun wieder zurückgekehrt und hält sich gegenwärtig zum Besuch bei seinem Onkel in Berlin auf. Im Kreise der versammelten Familie erzählt er von seinen Abenteuern: „— — Als wir aus dem Walde heraustraten — sahen wir einen Löwen, ich lege an, er stürzt, ich ziehe ihm das Fell ab, und wir kehren in den Wald zurück. Da wir müde waren, legten wir uns unter einen Baum. Plötzlich erwache ich von einem Geräusch und bemerke über mir in den Zweigen einen Tiger. Schnell zog ich meinen Revolver, schoß ihn herunter und zog ihm das Fell ab — das habe ich Alles in Hamburg bei den Alten. Nun giengen wir weiter in den Wald hinein. Auf einmal bemerken wir eine finstere Grube, und als wir näher treten —" — „Halt' mal," unterbricht der Berliner Onkel, „wenn jetzt aus der Grube 'n Leoparde herausspringt, den — hau ick Dir aber eene runter!"

Begründete Ablehnung. Der Theaterdirector von Krähwinkel wendet sich an den Heldendarsteller einer benachbarten größeren Stadt mit dem Ersuchen, auf der von ihm geleiteten Bühne als „Hamlet" gastieren zu wollen und verheißt dem Künstler dafür ein Honorar von zwanzig Mark baar. Dieser schreibt ihm zurück: „Ich kann schon im Interesse der Rolle nicht auf Ihr Anerbieten eingehen, der Hamlet darf nämlich nicht wirklich verrückt sein."

Bescheiden. „Dieser jähe Witterungswechsel ist schrecklich. Es ist beunruhigend, wie viel Menschen sterben."

— „Wenn **wir** es nur nicht sind." — „O, so viel verlange ich gar nicht; wenn **ich** es nur nicht bin."

Aufrichtiges Bedauern. Nach dem Tode eines angesehenen Mannes sagte einer seiner Freunde: „Sein Verlust hat mich tief ergriffen." — „Sehr natürlich," meinte ein Anderer, „nach all' den Diensten, welche er Dir erwiesen hat." — „Am meisten bedaure ich seinen Tod," erwiderte der Erste, „im Hinblick auf die Gefälligkeiten, welche er mir noch hätte erweisen können."

Tiefste Bescheidenheit. „Bin ich nicht sehr bescheiden?" fragte ein aufgeblasener Geck in einer Gesellschaft. Sofort erhielt er die Antwort: „Gewiß, so sehr, daß Sie nicht einmal bescheiden erscheinen wollen."

Solltest Du je eine Witwe heiraten und diese lobt, wie gewöhnlich, ihren verstorbenen Gatten, so sage ihr, daß auch Du den Tod desselben auf's Tiefste beklagst, und die Lobposaune wird schweigen.

Berliner Kinder. Dame (zu einem kleinen Mädchen): „Wie alt bist Du denn, Kleine?" — Das Kind: „In Wirklichkeit, oder für die Pferdebahn?"

Nach dem Examen. „Nun, Herr Professor, welchen Eindruck hat mein Sohn auf Sie gemacht?" — „O, er ist ein sehr stiller junger Mann!"

Abgefertigt. Junger Geck: „Ich glaube, mein Fräulein, Sie theilen nicht meine Empfindung — ich fürchte, Sie sind mir nicht allzu grün." — Fräulein: „Nein, aber Sie mir."

Auf dem Balle. Herr: „Mein Fräulein, ich heiße Pfefferling." — Junge Dame lacht. — Herr: „Sie entschuldigen, mein Fräulein, wenn ich nach dem Grund Ihrer Heiterkeit frage?" — Junge Dame: „Mein Gott, wie kann man nur Pfefferling heißen?" — Herr: „Nun, mein Fräulein, Sie werden niemals in diese Verlegenheit kommen!"

„Liebe Emilie, von jetzt ab bist Du allein mein ganzes Dichten und Trachten!" — „Ach, Albert, das Dichten will ich Dir gerne erlassen — ich lege viel mehr Gewicht auf Trachten."

Mehrere Herren sprechen im Gasthaus über Politik. „Ach was," sagt der Eine zuletzt übermüthig, „Anarchismus ist doch das einzig Wahre! Ich bin Anarchist!" — „Da werd' ich aber mein Portemonnaie auf die andere Seite stecken," meint scherzend sein Nachbar. — „Sie glauben doch nicht, daß ich Absichten auf Ihr Portemonnaie habe," erklärt nun der Erste lachend, „da müßte ich ja Nihilist sein!"

Professor X., Lehrer in einer ländlichen süddeutschen Universitätsstadt, rennt auf der Straße gegen eine vorbeigetriebene Kuh an, reißt rasch den Hut herunter und sagt: „Bitte tausendmal um Entschuldigung!" Durch das Gelächter der in der Nähe Befindlichen wird der Professor aber auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht und ärgert sich jetzt den ganzen Weg über seine Ungeschicklichkeit. Darüber verliert er sich aber dermaßen wieder in Gedanken, daß er in der nächsten Straße gegen die Frau Commerzienräthin Brummhuber anrennt. „Himmel," schreit der Professor, „ist das Beest schon wieder da?"

Aus dem Tagebuche der Frau Schultze. Am 16. November ist mein Mann den 17. November ½9 Uhr nach Hause gekommen.

Milderungsgrund. Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung zuzufügen?" — Angeklagter: „Ich bitt' bei der Strafausmessung zu berücksichtigen, daß i schon als kleiner Bub' nix nutz war!"

Frage und Antwort. Er: „Geniert Dich denn das gar nicht, Haare von anderen Frauenzimmern auf Deinem Kopfe zu tragen?" — Sie: „Und ist

es Dir denn gar nicht unangenehm, Wolle von anderen Schafen auf Deinem Körper zu haben?"

Correct. Kindermädchen: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Der kleine Fritz will ertrinken!" Professor: „Nicht also, alberne Person! Von Wollen kann nur bei unbeschränkter Freiheit der Seelenkräfte die Rede sein. Wenn bei Fritzchen aber die äußeren Umstände solche Freiheit der Seelenkräfte thatsächlich eingeschränkt haben, so ist von Willenskraft keine Rede mehr. Man müßte sich hier des Ausdrucks bedienen: Er ist im Begriffe, zu ertrinken! Merke man sich das! Und nun wollen wir einmal nachsehen!"

Amerikanischer Dorfküster (zu einem Farmer): „Mister Kleemaier, ich fürcht', Sie wer'n heuer noch die Hosen verlieren!" — Farmer: „Ich? Wieso?" — Dorfküster: „Sie werfen jedesmal en Hosenknopf in den Klingelbeutel!"

Ein erfinderischer Amerikaner ist, wie ein New-Yorker Blatt seinen gläubigen Lesern zu erzählen weiß, auf den Gedanken verfallen, eine Theaterzeitung von ganz absonderlicher Beschaffenheit herauszugeben. In der richtigen Voraussetzung, daß das kunstliebende Publikum im Theater bei allen künstlerischen Genüssen doch den Anforderungen der Materie unterworfen sei, ließ er durch einen berühmten Conditor aus einem sehr süßen Teig dem Schreibpapier ähnliche Blätter anfertigen. Auf dieselben wird dann nicht mit Druckerschwärze, sondern mit verdünnter Chocolade, außer einigen witzigen Artikelchen das Programm der jedesmaligen Vorstellung gedruckt. Nachdem das Blatt seiner künstlerischen Bestimmung genügt hat, erfüllt es in der Pause, in welcher sämmtliche Theaterzettel, soweit sie dann überhaupt noch vorhanden sind, aufgeknabbert werden, erst seinen eigentlichen Beruf. Stück und Darsteller werden von dem dankbaren Publikum in des Wortes verwegenster Bedeutung — verschlungen. Diese neue Art von Schriftstellerei soll den Theaterbesuchern ganz vortrefflich „munden." Der Erfinder verspricht sich von ihr sogar — eine Hebung des Theaterbesuches.

Es war die Rede von dem Berufe, welchen der außerordentlich lange, hagere Sohn einer Dame erwählen sollte. „Was meinen Sie, lieber Geheimrath?" fragte sie mit niedergeschlagenen Augen, „wir hatten ihn für die Kirche bestimmt." — „Wahrscheinlich als Thurm, erwiderte der alte offenherzige Hausarzt.

Hinausgeräuchert. Der kleine Hans ist zum Wächter seiner Schwester bestellt, die mit ihrem Verehrer im Salon sitzt. „Wenn Du thust, was Deine Schwester Dir sagt," wendet dieser sich an den Unbequemen, „so schenke ich Dir diese echte türkische Zigarette." — „Werd' ich die auch rauchen dürfen, Elli?" — „Ja, aber um des Himmels willen nicht hier im Salon," erklärt die Schwester besorgt, „geh' schnell damit hinaus!"

Nicht standesgemäß. Richter (zu einem sehr beleibten Herrn): „Was sind Sie?" Zeuge: „Schriftsteller!" Richter: „Bitte, hier dürfen keine Scherze gemacht werden!"

Schlimme Laune. In einer alten „Tübinger Chronik" ist Folgendes zu lesen: „Anno 1674, als die Bayern in der Festung gelegen, wurde von den Franzosen der Wall unterminiert und gesprengt, worin über 18 Personen bayerischer Besatzung umkamen. Als die Mine angezündet, ist neben Anderen auch ein Soldatenweib in die Luft gejagt worden, eine Ackerlänge weit, ohne einigen Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und unversehrt davon gegangen, hat aber arg geschimpft und ist schlimmer Laune gewest."

Es wäre in Eins hingegangen. Geschäftsreisender (herausgeworfen): „Ja

wenn ich gewußt hätte, daß der Herr M. mich so sanft an die Luft befördern würde, dann hätte ich auch gleich — um die Hand seiner Tochter anhalten können."

Der gute Wiener hat immer einen Trost. Zum Beispiel: Herr Plapperl geht mit einem Schwips die Wirtshaustreppe hinunter, glitscht aus — und bricht sich den linken Arm. „San's froh, daß' nöt der rechte is" — trösten ihn seine Freunde, die ihn andern Tags an seinem Krankenlager besuchen. — Hätte er den rechten Arm gebrochen, würden sie sagen: „Es hätt' a Fuß auch sein können — san's froh — so können S' doch umanander geh'n — wenigstens!" — Hätte er einen Fuß gebrochen, hieße es: „Sie können sich gratulieren, hätten leicht 's Gnack auch brechen können." — Und wenn er das Genick wirklich gebrochen hätt', würden Alle sagen: „A Glück is 's — für'n Plapperl — hat er doch nöt lang leiden müssen!"

Der Briefstil unserer Voreltern war erheblich kürzer und phrasenloser als der unsrige. Ein Beispiel davon mögen folgende beiden Briefe sein. Der Fürstbischof Michael von Küenburg zu Salzburg schreibt an seinen Bruder Hanns zu Küenegg: „Meinen Grueß zuvor, lieber Bruder! Daß ich aus Gottes Gnaden Erzbischove zue Salzburg geworden bin, wird dir woll bekannt seyn, und weil ich einen Hanshofmaister brauch, so magst du mein Haushofmaister werden, womit ich dich sammt mich der göttlichen Vorsicht befelche. Dein Bruder Michel Erzbischove." Darauf antwortet Hanns: „Meinen Grueß zuvor, Hochwürdiger Herr Bruder, daß du aus Gottes Gnaden Erzbischove zue Salzburg geworden bist, ist mir wol bekannt, regier Land und Leut woll, daß du es dir beym strengen Gericht Gottes zu verantworten traust, ich bleib Pfleger zu Moßheim, und du magst dir um einen andern Haushofmaister schauge, womit ich dich sammt mich der göttlichen Vorsicht befelche. Hanns von Küenburg."

Wrangls Orthographie. In den Tagen des Dänenkrieges von 1864 trat einstens der Kriegsminister Herr von Roon mit allen Zeichen der Verlegenheit in das Arbeitscabinet König Wilhelms. Ein Schreibebrief des „ollen Wrangl," den der General soeben durch einen Generalstäbler empfangen, war es, über den sich Roon den Kopf zerbrach, denn in diesem Briefe, der dem Könige vorgelegt wurde, bezeichnete der alte Feldmarschall den Ueberbringer, einen Hauptmann von T . . . ., als den feigsten Officier der preußischen Armee, während er im Nachsatze für denselben einen hohen Orden als wohlverdiente Auszeichnung verlangte. „Was soll ich denn von diesem Widerspruche halten?" frug Roon seinen Kriegsherrn, der lächelnd erwiderte: „Ach, da kennen Sie Wrangln seine Rechtschreibung nicht. Er meint nicht den „feigsten," sondern den fe-igsten (fähigsten) Officier."

Ebbes dra'. „Ist es wahr, mein Lieber, daß es bei Euch in Schwaben so viele dumme Leute gibt?" — „Ebbes dra' ist scho', liaber Herr, bei uns im Schwobeländle geit's meh' Dummköpf als bei Ui dahoim g'scheidte Leut'!"

Unter dem Bestreben Dingelstedts, die seiner Leitung unterstellten Künstler bei jeder Gelegenheit seine Macht fühlen zu lassen, hatte auch der kürzlich verstorbene Burgschauspieler Meixner öfter zu leiden. Als dieser einmal, giftig über die Maßen bei dem Theatergewaltigen mit den Worten eintrat: „Herr Director, ich bin gekommen, Ihnen die Wahrheit zu sagen," lautete die trockene Antwort: „Thun Sie das, lieber Meixner, es wird in diesem Zimmer sonst ohnehin so viel gelogen." und auf die gereizte Gegenrede: „Herr Baron, Sie werden mich noch unter die Erde bringen!" erwiderte Dingelstedt noch bissiger: „Täuschen Sie mich nicht mit leeren Versprechungen, mein lieber Meixner!"

Der Lehrer trägt über die Vertheidigung der Thermopylen

vor: „Ehe es zum Treffen kam, entsandte der Perserkönig an die Lacedömonier einen Boten mit der Aufforderung — Geben Sie die Schnur her! ja, ja, Sie, Bayer, ich kann die Spielerei nicht länger mit anseh'n! — mit der Aufforderung um Auslieferung der — Regenschirme, mein lieber Winzer, stellt man hübsch in die Ecke, wo sie nicht jeden Augenblick umfallen — um Auslieferung der Waffen. Die stolze Antwort des Griechenfürsten war: — Sie, Fischer, rücken Sie doch bei Seite, damit ich sehe, was Ihr Hintermann wieder für dummes Zeug treibt! — Also die Antwort des Griechen war: „Komm' und hol' sie!" Und als man den Griechen bedeutete, die Zahl der Feinde sei so groß, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, erwiderte Leonidas verächtlich: — Wahrhaftig, Mücker, ich strecke Sie zur Thür hinaus, wenn Sie nicht aufhören, mich anzugrinsen! — Leonidas entgegnete: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten!" Vier Tage später erfolgte der Angriff. — Endlich zeigte ein verrätherischer Grieche Namens — Grasel, Sie schreiben da wohl etwas, was nicht zur Sache gehört! — mit Namen Ephialtes den Persern einen geheimen Pfad über's Gebirge, und plötzlich verbreitete sich unter den Spartanern der Schreckensruf: — Wer wirft denn da mit Papierkugeln?"

In der Prälatur zu Benediktbeuren fand ein Maler einen originellen, alten Kupferstich, auf dem nächstehende Personen gezeichnet und mit folgenden Unterschriften versehen waren: Der Papst: Ich regiere Euch Alle. Der Beamte: Ich verordne Euch Alle. Der Arzt: Ich kurire Euch Alle. Der Mönch: Ich bete für Euch Alle. Der Bauer: Ich nähre Euch Alle. Ein wohlgenährter Bierwirth: Ich erquicke Euch Alle. Ein Mädchen: Ich verführe Euch Alle. Und zu unterst brüllt der Teufel: Ich hole Euch Alle.

Bücher.

Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Acten von Martin Greif. (Stuttgart.) J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1889.

Keiner aus dem Geschlechte der Hohenstaufen erfreut sich einer solchen Sympathie wie Konradin; es liegt dies keineswegs in seiner Persönlichkeit, denn er war als Politiker eine Null und als Feldherr ungeschickt, aber sein tragisches Schicksal erregt Mitleid und verlockte viele Dichter zur dramatischen Bearbeitung. Klinger, Raupach, Köster, v. Maltzahn, H. Herrig u. A. wählten ihn zum Helden ihrer Dramen. Nun tritt auch M. Greif in ihren Kreis. In meinem Essay über diesen Dichter (Deutsche Wochenschrift 1885, Juli) wies ich darauf hin, daß Greif es liebe, nach dem Rathe Goethes bereits bearbeitete Stoffe neu zu behandeln. Diesmal hält er sich ziemlich genau an die Historie. Mit der gegebenen geschichtlichen Grundlage verflocht der Dichter eine Liebesintrigue. Die schöne, leidenschaftliche Violante, des Verräthers Frangipani Tochter, haßt, gleich ihrem Vater, den Hohenstaufen, sie ist in das Complott gegen Konradin eingeweiht; aber beim Anblicke des Jünglings ergreift sie Mitleid, ihr Haß schwindet und wandelt sich in Liebe. Sie entdeckt Konradin den gegen ihn geplanten Mordanschlag, erwirkt von ihm Begnadigung ihres Vaters und trägt das Bild des jungen Fürsten im Herzen fort nach Astura, in ihr einsames Schloß am Meere. Dorthin wendet sich auch Konradin nach der verlorenen Schlacht bei Tagliacozzo, um zur See zu entfliehen. Violante wähnt, nicht allein das Unglück, auch die Liebe habe Konradin zu ihr geführt; sie glaubt sich der Erfüllung ihres Wunsches nahe und ist bereit, mit ihm zu fliehen. Sie sieht sich indessen verschmäht, und, dadurch gereizt, vereitelt sie die Rettung des Flüchtlings und läßt es zu, daß Konradin seinem Gegner, Karl von Anjou, in die Hände fällt. Zu spät siegt das bessere Gefühl in ihr; gebrochen und büßend beendet sie ihre Tage hinter Klostermauern.

„Konradin" reiht sich würdig den beiden letzten Dramen Greifs „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz im Rhein"*) an. Gleich die Exposition ist meisterhaft: eine ruhige, idyllische Scene spielt sich im Städtchen Arbon am Bodensee ab; zu Arbon hielt sich der junge Konradin am liebsten auf, hier hat er wohl das Lied gedichtet „Lied König Chuonrat des jungen," das sich in der sogenannten Manesse'schen Sammlung findet. Aus der friedlichen, minneseligen Stimmung stören uns die Abgesandten

*) Vergleiche Heimgarten XI., S. 798.

der Ghibellinen, die ihn nach Italien laden und in ihm den kriegerischen Geist seiner Vorfahren wecken. Trotz seiner Mutter Bitten und Warnungen zieht der Jüngling in sein Verderben. Das Wechselnde, Unruhige in Konradins Gemüth, das Schwanken zwischen Sohnespflicht und Ehrgeiz ist sehr wirksam zur Geltung gebracht. Nächst diesem Aufzuge sind alle Scenen, in denen Violante auftritt, von großer dramatischer Lebendigkeit. Der Uebergang vom Haß zum Mitleid und schließlich zur Liebe, der sich in Violantens Innern abspielt, ist mit großer Wahrheitstreue dargestellt und mit Feinheit motiviert. Violante ist eine der prächtigsten Frauengestalten, die Greif geschaffen, sie ist ein neuer Beweis für des Dichters psychologischen Scharfblick. Auch Enrico von Castilien, der schlaue, selbstsüchtige Parteigänger Konradins und der blutgierige, zielbewußte Karl von Anjou sind zwei kräftig gezeichnete, dramatische Gestalten, die sich dem historischen Bilde, in dessen Mittelpunkt Konradin, Friedrich von Oesterreich und Violante stehen, harmonisch einfügen.

Wie bei allen dramatischen Arbeiten Greifs ist auch bei diesem Werke viel Sorgfalt und Kunst auf die Sprache verwendet; dieselbe zeichnet sich durch Schwung und Kraft aus, der Vers fließt leicht und melodisch dahin.

Hoffen wir, daß der Dichter auf der betretenen Bahn des historischen Dramas wacker vorwärts schreite. Vielleicht geräth er dabei auf das Gebiet des historischen Lustspiels, zu dem ihn, meiner Meinung nach, seine Begabung hinzudrängen scheint.

Emil Soffé.

Ein Kind des Volkes. Schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn. Aus dem Nachlasse herausgegeben von O. Sutermeister. (Bern. K. Jennis' Verlagshandlung.)

Wenn ich nach überstandenem Winter von der Stadt auf mein Landhäuschen komme, so pflege ich gleich in der ersten Stunde den Spaten zu nehmen und im Garten Erde aufzuwühlen. Ich thue das nicht aus landwirtschaftlichen Gründen, sondern des frischen Erdgeruches wegen, der aus dem aufgewühlten Rasen aufsteigt und mich mehr als der Duft der Rose, als der Hauch des Weihrauchs, als die Blume des Weines stärkt.

Eine solche Empfindung wie bei diesem Erdgeruch hatte ich bei der Lesung des oben angeführten Buches, für dessen Veröffentlichung man dem Herausgeber nicht genug danken kann. Es ist die einfache Lebensgeschichte eines Menschen, der, armer Leute Kind, seine Jugend beim Webstuhle zubringen mußte, eine höchst mangelhafte Erziehung genoß, aber beseelt war von einem unwiderstehlichen Drang nach Büchern, Dichtern und Wissenschaften. Endlich sprang er aus seinem engen, drückenden Lebenskreise und gieng in die Welt. Was da geschildert wird, ist heute nichts mehr Außergewöhnliches, aber *wie* es geschildert ist! Der Mann erzählt sein eigenes Leben mit einer solch packenden Naturwahrheit und in einer so schönen, klaren, treuherzigen Weise, daß ich bei der Lectüre wiederholt aufjubeln mußte. Ich habe noch nirgends meisterhafter charakterisieren gesehen, als es dieser Jakob Senn kann, wenn er von den oft recht seltsam gearteten Menschen erzählt, die er kennen gelernt, die ihm in seinen Lebensweg getreten sind. Ich habe noch nie den glühenden Durst nach Bildung wahrer dargestellt, die Hoffnungen und Enttäuschungen des Strebenden ergreifender beschrieben gefunden, als in diesem Buche. Ein armer, in seinem Hangen und Bangen völlig einsam dastehender Bauernjunge, welcher mitten in aller Drängnis des Tages seinen Geist auf höchste Ziele richtet und sich von keinem Irrlicht abwenden und verführen läßt! Ein wahrer Volksbuchstoff und ein echtes Volksbuch. Scheinbar absichtslos hingeschrieben, stellt es sich schließlich als ein Kunstwerk heraus, welches Gottfried Kellerischem Geiste und Können nahe — nahe verwandt ist.

Rosegger.

Wildfarren. Hochwaldgeschichten aus dem böhmisch-baierischen Grenzgebirge von Johann Peter. (Wien. A. Hartleben. 1889.)

„Wer Sinn und Verständnis für das ländliche Volksthum hat, dem wird dieses Büchlein Freude machen. Es kommt, wie schon sein Titel „Wildfarren" andeutet, aus thaufrischem Walde; es enthält eine Reihe schlichtgezeichneter Bilder aus dem Bauernleben des böhmisch-baierischen Grenzgebirges, der Heimat Adalbert Stifters. Der ideale Dichtergeist Stifters ist zwar nicht in diesem Buche; solches ist im Gegentheil gar zeitgemäß angelegt, von kräftigem Realismus getragen. Es schildert die Erscheinungen des Volkslebens in treuer Wahrhaftigkeit und wirft auch manches Schlaglicht auf die Seelenabgründe des Landmannes." — Mit diesen Worten leitet P. K. Rosegger das Buch ein und charakterisiert es. Auch der deutsch-böhmische Volksschilderer Josef Rank hat von den Schriften Johann Peters (eines gebornen Böhmerwäldlers und jetzigen Volksschullehrers) eine sehr gute Meinung. Es ist in der That

eine beachtenswerte literarische Kraft, die uns hier entgegentritt. Der Verleger ehrt sie durch eine sehr geschmackvolle Ausstattung des Büchleins, und das Publicum ehrt sie, wenn es das Büchlein kauft und liest. „Wildfarren" ist in hohem Grade wert, gelesen zu werden. Eben erfahren wir, daß Kronprinz Rudolf das Buch für seine Büchersammlung angenommen hat. M.

Zwei Erzählungen von Maximilian Schmidt. Daß man eben kein Naturalist zu sein braucht, um blutwarme, lebenskräftige Gestalten auf das Papier zu bannen, zeigt Maximilian Schmidt, der bei aller Naturwahrheit seiner Schilderungen, bei aller Echtheit seiner Hochlandsmenschen immer und überall der ideal denkende Dichter ist. Heute liegen uns zwei Bücher von ihm vor. Als sechster Band seiner gesammelten Werke erschien im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig „Der Musikant von Tegernsee," eine Hochlandsgeschichte, in der unser Dichter mit einfachen Mitteln eine erschütternde Wirkung hervorzubringen versteht. Er schildert mit wenigen Worten Herzenskämpfe und weiß feinsinnig eine gewisse Beziehung zwischen dem Erzählten und dessen Umgebung herzustellen. Und wie diese wechselvoll, ebenso ermangelt auch der gemüthvolle Erzähler nicht, Blüten köstlichen Humors einzuflechten. Dabei waltet er mit großer Gerechtigkeit seines Amtes: die es verdienen, werden am Ende glücklich — mit möglichst psychologischer Berechtigung, wenn auch der bedingte Charakterumschwung auf den ersten Blick überraschend wirkt. — Psychologisch weniger richtig scheint uns dieser jähe Wechsel im Charakter des Helden der Erzählung „'s Liserl," die den siebenten Band der gesammelten Werke bildet. Im „Liserl," wie im „Musikanten" müssen Menschen zu Grunde gehen, die dem Glücke der Hauptpersonen hinderlich waren, hier wie dort vollziehen sich, wie wir bereits angedeutet, jähe Charakterwandlungen. Der Leser hört zuweilen etwas, wie den rollenden und in vielfachem Echo nachhallenden Donner, um gleich darauf vom hellsten Sonnenlichte oder dem entzückenden Alpenglühen erfreut zu werden. Schmidt kleidet seine Erzählungen in ein prächtiges Schriftdeutsch, während er die Leute im Dialecte reden läßt; so wissen wir bestimmt, wann der Dichter redet, wann seine Personen reden, und dadurch lenkt er unwillkürlich die Gedanken des Lesers von der Erzählung auf die Erzähler. Nur gut, wenn der Erzähler, wie im vorliegenden Falle, ein ganzer Dichter und eine so sympathische und interessante Persönlichkeit ist, man könnte diese Form sonst leicht ermüdend finden. Maximilian Schmidts Erzählungen sollten in keinem Hause, in dem man Liebe zum herrlichen bairischen Hochlande hat, fehlen.
—tt-

Das Lorl und andere Erzählungen für junge Mädchen von Helene Stökl. (Berlin.) Norddeutsche Verlagsanstalt.

Trotz der zahlreichen Schriften, welche alljährlich für die Jugend erscheinen, ist man doch oft in Verlegenheit, wenn man etwas wählen soll, das in aller Hinsicht für die jungen Leser oder Leserinnen paßt. Nun habe ich Gelegenheit zu wiederholen, daß zu dem Allerbesten, was wir in der deutschen Jugendliteratur besitzen, die Bücher von Helene Stökl gehören. Ich kenne keinen Leser dieser Schriften, der nicht mit Freude, ja mit Entzücken davon spräche, wie unterhaltsam und anregend, wie schön und erhebend sie wären, und die Eltern und Lehrer neigen in stillem Beifall ihr Haupt und halb in befriedigtem, halb in seufzendem Tone sagen sie: Wenn wir nur mehr dergleichen Jugendschriften hätten! — Das neueste, oben angeführte Büchlein wird den guten Ruf der verehrten Jugendschriftstellerin wo möglich erhöhen. Es bringt eine Reihe von Erzählungen verschiedener Art, eine herziger, frischer, interessanter als die andere. Ich nenne keine, hebe keine hervor, ich verrathe nur, daß jedes Stück eine besondere Feinheit und Ueberraschung in sich birgt. Es ist nichts Gemachtes, nichts Blaustrumpfartiges drin, Alles macht den Eindruck des redlich Erlebten, Empfundenen, Tiefüberdachten. So ist es auch eine vortreffliche Lectüre für Erwachsene. Der einzige wahrhaft empfundene Fehler des Buches ist, daß es nur 223 Druckseiten hat.
R.

Diesmal ist Georg Ebers in dem alten Nürnberg des fünfzehnten Jahrhunderts eingekehrt und hat **„Die Gred"** geschrieben. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Gred Schopperin, die züchtige, treue und ehrsame Patriziertochter. Der „Kampf um Ebers" gehört zu dem Lieblingszeitvertreib unserer Kritiker. Ganze Bücher sind gegen den „Leipziger Professor" geschrieben, und die Satiren der Herren Merian und Anderer werden es nicht müde, mit ebenso viel Behagen wie mit wenig Witz immer wieder dasselbe Stroh zu dreschen. Man hat, verführt durch den glänzenden äußeren Erfolg, welchen die Ebers'schen Romane fanden und noch finden, einige Zeit lang den Dichter, besonders in den Kreisen des Publicums, stark überschätzt. Heute ist man in fachmännischen Kreisen in Gefahr, daß

man ihn allzustark unterschätzt. Die Menschen, die er uns diesmal schildert, sind die bravsten und frommsten Menschen von der Welt, ohne tiefere Leidenschaften und ohne reicheres Gedankenleben, und wenn sich über ihren Häuptern der Himmel schwärzer zusammenzieht, so verlieren wir doch keinen Augenblick die Ueberzeugung, daß auf dieser besten der Erden das Unglück immer wieder bald von dem herrlichsten Glücke abgelöst wird. Nicht wie sonst liegt der Schwerpunkt des Ganzen in der Handlung! Es geht in dem Buche äußerlich allerdings genug vor, und es herrscht sogar eine Sucht nach bunter Abenteuerlichkeit in demselben, ohne daß die einzelnen Begebenheiten jedoch zu einer Handlung sich verdichten; aber in der Charakteristik zeigt sich mancherlei Leben und Wahrheit, mancher feine Zug und die Stimmung und Empfindung findet oft einen warmen und freundlichen Ausdruck. Der alterthümelnde Styl will uns freilich weniger gefallen. Wir sehen darin weniger Realismus als Manier. Br. W.

Nach der Natur. Skizzen in Prosa von Sophie von Khuenberg. (Graz. Franz Pechel. 1889.)

Wohl nach der Natur, aber nicht photographisch aufgenommen, sondern mit dem Griffel des Aesthetikers skizziert; nicht naturalistisch im modernen Sinne, sondern ein wenig idealisiert, gehoben, geschmückt, wie das einem fraulichen Dichtergemüthe wohl ansteht. Die Lebenswahrheit ist doch vorhanden, und nach verschiedenen Seiten. Wie tragisch und packend ist das Stückchen: „Die Choristin!" wie ergötzlich ist die Humoreske „Der Kläger" und wie psychologisch interessant ist die Dorfgeschichte: „St. Maria Luschari!" Unter den zwölf vorhandenen Skizzen nimmt diese letztere den fürnehmsten Rang ein. Ein Bauernweib hat ihren Mann im Verdachte der Untreue, dieser Verdacht, im Vereine mit einer guten Gelegenheit, treibt sie selbst zu jenem Falle, dessen sie den Gatten zeiht. Die Erzählerin führt uns nicht bis zur äußersten Grenze, und so kann sich es der Leser selber ergänzen, wie nach dem durch Eifersucht von dem Weibe begangenen Fehltritt die Unschuld des Gatten sich offenbart und nun für das schuldige Weib ein schwerer Seelenconflict entsteht, als Stoff für einen prächtigen zweiten Theil der Novelle. — Der Volkston ist in diesem „St. Maria Luschari" ganz meisterhaft getroffen und haarscharf auch die pikante Linie zwischen dem Prüden und dem Frivolen. Anderes weist auch seine Eigenarten und Vorzüge, und so hat uns die Dichterin der Lieder „Frost und Flammen" neuerdings mit einem Büchlein erfreut, das sehr Vielen eine hochvergnügte Stunde bereiten wird. Rosegger.

Die Freuden des Lebens. Unter diesem Titel ist soeben im Verlag von Friedrich Pfeilstücker zu Berlin eine deutsche Ausgabe des in England bereits in 12 Auflagen erschienenen Buches von Sir John Lubbock herausgekommen. Ueber den Inhalt des Werkchens unterrichten am besten die nachfolgenden Kapitel-Ueberschriften: Die Pflicht, glücklich zu sein. — Das Glück der Pflicht. — Ein Bücher-Hymnus. — Die Wahl der Bücher. — Der Segen der Freundschaft. — Der Wert der Zeit. — Reisefreuden. — Die Freuden des Heims. — Wissenschaft. — Erziehung.

Der Verfasser sagt, er sei in seiner Jugend selbst etwas zum Trübsinn geneigt gewesen, und da hoffe er denn, daß die Gedanken und Sprüche, welche ihm selbst am meisten Trost gebracht hätten, vielleicht auch anderen von Nutzen sein könnten.

Einige Worte Lubbocks gestatte man hier wiederzugeben; sie mögen dazu veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen:

„Ich kann nicht umhin zu denken, daß die Welt besser und lichter sein würde, wenn unsere Leser ebensowohl bei der Pflicht des Glückes als bei dem Glück der Pflicht verweilten; denn wir sollten so heiter sein, wie wir nur können, sei es auch nur darum, weil es ein höchst wirksamer Beitrag zum Glück Anderer ist, selbst glücklich zu sein."

„Heiter und froh zu sein, erfordert manchmal eine Anstrengung; es ist eine gewisse Kunst, sich glücklich zu erhalten; und in dieser wie in anderen Hinsichten ist es nöthig, daß wir über uns selbst wachen und uns beaufsichtigen, fast als wenn wir Jemand anders wären."

„Wir wissen, glaube ich, unser gutes Glück, daß wir dem neunzehnten Jahrhundert angehören, nicht zu schätzen.... Renan hat das unsrige als ein höchst amüsantes Zeitalter charakterisiert; ich würde es lieber ein höchst interessantes genannt haben; da es ein solches ist, das uns eine endlose Aussicht fesselndster Probleme, unendliche Gelegenheiten und mehr Anregungen und weniger Gefahren darbietet, als sie unsere minder glücklichen Vorfahren umgaben."

„Das, worauf es ankommt, ist nicht so sehr, daß jedes Kind unterrichtet werde, als daß jedes Kind den Wunsch zu lernen empfange."

Gibt unser gegenwärtiges Unterrichtssystem wirklich jene Liebe zur Wissenschaft, welche besser ist, als die Wissenschaft selbst? Gibt all' das Studium der Klassiker, auf

das unsere Söhne so viele Jahre verwenden, ihnen eine rechte Wertschätzung derselben, oder empfinden sie nicht beim Verlassen der Schule nur zu häufig, mit Byron: „Nun fahre wohl, Horaz; den ich so hasse!"

Möchte dem wirklich guten Buch auch in Deutschland eine große Anzahl Käufer, nicht Leiher, zutheil werden. V.

Frauenspiegel. Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben. Herausgegeben von Ferëus-Grison. (Wien. A. Hartleben.)

Wenn man die Meinungen und Aussprüche sammelt, welche die großen Männer aller Zeiten über die Frauen gehabt und gemacht haben, und sie drucken läßt, so kommt ein höchst ungalantes Buch zum Vorschein. So hoch die Frauen zwar gerade von den Dichtern gepriesen werden, so verschwinden doch diese Lobgesänge unter der ungeheuren Stimmenmehrheit der nüchternen Frauenprüfer, Frauenspötter und Frauenfeinde. Es muß etwas nicht ganz in Ordnung sein. Freilich, so schlimm werden alle Männer der Welt über die Frau niemals urtheilen, als die Frau von ihrem eigenen Geschlechte denkt. Von dieser Thatsache ausgehend wird das hier in Rede stehende Büchlein gerade der Frau Spaß machen, mehr als den Männern, welche sich bei Beherzigung der schönen Sprüche nur darüber ärgern können, daß sie dazu verdammt sind, solche Wesen anzubeten! Wir laden also die stets liebenswürdige Leserin ein, in diesen Frauenspiegel zu gucken, aber beileibe nicht sich selbst darin zu erblicken, sondern etwa ihre Nebenbuhlerin oder sonst eine ihrer Freundinnen, die sie ganz genau in dem Büchlein porträtiert finden wird. Sollte unvermuthet aber doch eine Leserin sich veranlaßt fühlen, die durch dieses niederträchtige Buch fast zu Tode verläumdete Ehre der Frau zu retten, so möge sie die Meinungen und Aussprüche großer Frauen aller Zeiten über die Männer sammeln und einen Männerspiegel herausgeben, um also die Schmach wettzumachen, die dem schönen Geschlechte in diesem verdammlichen Buche widerfahren ist. R.

Für Herz und Haus. Briefe an deutsche Frauen von Marie Schramm-Macdonald. (Dresden. L. Ehlermann. 1889.)

Dieses Buch hätte eigentlich das Zeug an sich, berühmt zu werden, es wird sich sehr viele Freunde, und was noch besser, auch sehr viele Feinde schaffen. Es sind die „Bergpredigten" einer Frau, und schon darum von besonderer Wirkung, weil sie manchmal ein wenig an Gardinenpredigten erinnern. In der Briefform, die abwechselnd plaudert, erzählt, eifert, schäckert und zürnt, werden der Welt ernste Dinge in's Gesicht gesagt. Nur wenige Gegenstände, die da behandelt werden, deute ich an: Wahre und Scheinwohlthätigkeit, falsche Barmherzigkeit, Permanenzschwätzer, mittelmäßige Schauspielerinnen und ihr trauriges Los, rücksichtslose Gäste, das Musizieren in Gesellschaften, über prunkvolle Festlichkeiten, Rathschläge für Sommerfrischler, ungezogene Theaterbesucher, die Wahl eines Lebensgefährten, Wunderkinder und das falsche Glücksideal, sogenannte Mißheirathen u. s. w. Wer die Aufsätze schon nicht lesen mag, um sich von ihnen belehren und bekehren zu lassen, der soll sie lesen, um sich an der geistreichen Art derselben zu unterhalten. Gewinnt er das Buch in tieferem Sinne lieb, so ist es gut, und regt sich in ihm vielleicht ein Haß gegen dasselbe, so ist es besser, weil das zeigt, daß er getroffen ist. — Ein solches Werk ist zwar ganz überflüssig in der Welt, aber es brauchte nur beherzigt zu werden, um von unermeßlichen Erfolgen und Verdiensten zu sein. R.

Rohitscher Sonnendienst. Gedichte von Faust Pachler. (Stuttgart. J. Fink.)

Der Dichter wandelt in den Gefilden von Rohtisch-Sauerbrunn in Steiermark und ist ein wahrer Heide. Er treibt Abgötterei, Götzendienst mit der Sonne, aber in einer Art, die auch dem alleinigen Gott gefallen muß, welcher die Sonne erschuf. Es war mir ohnehin schon auffallend, daß unsere sonst so lichtdurstigen, sternen- und blumenseligen Dichter gerade die Sonne auffallend ignorierten, diese göttliche Lebensspenderin und Freudenbringerin. Faust Pachler hat ihr nun einen würdigen Hymnus gesungen. Und wie er den lieben Sonnenschein so recht in seine Seele fallen läßt, da keimen und blühen und reifen in dieser viele anmuthige Gestalten, viele edle Empfindungen, viele herrliche Gedanken. Das Buch ist gewidmet „Dir und ihr." R.

Tropfen des Lebens. Gesammelt von Frau Emma Gebauer. (Leipzig. Ulrich Kraft.)

Eine kleine aber feine Sammlung von Aussprüchen erwählter und erfahrener Geister über geselligen Umgang, Liebe, Freundschaft, Pflichterfüllung, Kunst, Wissen, Welt, Selbsterkenntniß u. s. w. Die „Lebensphilosophie in der Westentasche" wäre eine nette Bezeichnung für dieses sinnige Büchlein. M.

Liebesgeschoße. Reglementswidriges Einzelnfeuer eines Artilleristen von Gustav Edmund. (Prag. Fr. Haerpfer.)

Das witzige Büchlein kann allen jungen Soldaten, welche sich auf Schießen und Lieben verstehen, empfohlen werden. Doch wird sie hoffentlich das Selbstbewußtsein unseres dichtenden Artilleristen nicht allzusehr verdrießen, wenn er singt:

Die Andern — endlich glaubst du's mir —
Sind unter der Kanone.
Und nur ein strammer Kanonier
Ist sicherlich nicht ohne! M.

Zwei Jahre Ferien. Von Julius Verne. Autorisirte Ausgabe. (A. Hartleben. Wien.)

In unerschöpflicher Fülle streut der geniale Schriftsteller Julius Verne, der sich in der Literatur aller lebenden Sprachen und mit beispiellosem Erfolge einen Ehrenplatz errungen, seine Gaben aus und jede derselben ist reich an Originalität, an interessantem und gleichzeitig belehrendem Inhalte. In dem vorliegenden neuesten Werke: „Zwei Jahre Ferien" läßt der erfindungsreiche Verfasser ein Pensionat von 8- bis 14jährigen Knaben, die eine sechswöchentliche Ferien-Seereise um Neuseeland antreten sollen und durch Zufall am Abend vor der Abfahrt, kurze Zeit nur mit einem Schiffsjungen allein an Bord sind, infolge eines Sturmes verschlagen werden und an unbekannter Küste scheitern. Kein Leser dieses neuesten Erzeugnisses Vernes wird leugnen, daß er die Art und Weise, wie die jungen Leute und Kinder sich ihrer seltsamen Lage anpassen, aus der Noth eine Tugend machen und sich nach jeder Richtung hin helfen lernen, wie sie durch die Erfahrung an Einsicht reifen und selbst wirkliche Gefahren abzuwenden verstehn, in gleicher dramatisch-lebendigern Darstellung schildert, wie dies ein charakteristisches Merkmal aller Arbeiten des Autors bildet. V.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 63 Karten, nebst 125 Bogen Text mit circa 1000 Illustrationen. In 50 Lieferungen. Bisher 45 Lieferungen ausgegeben. (A. Hartleben, Wien.) In reicher Fülle entrollen sich die Schilderungen aller Erdtheile, unterstützt durch zahllose Illustrationen, durch praktisch und übersichtlich angeordnetes sachliches Material. Die letzten Hefte bringen ein neues Element in den ausführlichen Text: Die Polargebiete und den Weltverkehr — also Dinge von vorwiegend physikalischem, bezw. ökonomischem Inhalt. Dadurch ist das großartig durchgeführte Werk inhaltlich wieder bedeutend bereichert worden. V.

Das culturhistorische Museum in Eisenerz. Von Johann Krainz. (Eisenerz. Selbstverlag des Museums.)

Der verdienstvolle Gründer und unermüdliche Förderer des Eisenerzer Museums hat hier einen Führer durch dasselbe herausgegeben, der jedem Besucher unentbehrlich ist und allen Fernestehenden ein vortreffliches Bild von dem wertvollen Inhalte dieser musterhaften Sammlung gibt. Siehe Heimgarten XIII. Jahrg. Seite 31. R.

Etwas spät, aber für gute Sache nie zu spät, ward uns Gelegenheit geboten, auf Frommes Kalender für Alle und für Alles hinzuweisen. **Frommes Kalender** bilden einen in Oesterreich und Deutschland in seiner Art einzig dastehenden Special-Verlag. Sie zeichnen sich durch absolute Zuverlässigkeit in Beziehung auf den Text aus. Es ist wohl diesem Umstande zuzuschreiben, daß Frommes Kalender seit Beginn ihres Erscheinens — Vogls Volks-Kalender erschien 1844 Frommes Medicinal-Kalender 1845 das erstemal — beinahe weltbekannt geworden sind. An Eleganz der Ausstattung sind sie bisher unübertroffen.

Die Gediegenheit und Vorzüglichkeit des **Meyer'schen Hand-Lexikons** (Leipzig, Bibliographisches Institut. 2 Bd.) haben wir schon wiederholt an dieser Stelle hervorgehoben. Reichhaltig, genau, knapp und dennoch erschöpfend zu sein — das sind die Vorzüge, denen dieses Werk seinen Erfolg zu danken hat. Auch die neue, vierte Auflage weist eine beträchtiche Vermehrung und gründliche Neubearbeitung der Artikel auf, der illustrative Theil ist noch verschönt und bereichert, das Format vergrößert und zum Druck eine scharfe deutsche Schrift gewählt. Wer nicht in der Lage ist, sich das große Lexikon von Meyer oder Brodhaus anzuschaffen, der wird an diesem zweibändigen Handlexikon einen sehr schätzenswerten Ersatz finden. M.

Pierers Conversations-Lexikon, 7. Auflage. (Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart.)

Schon ist der zweite, mit illustrativem und kartographischem Beiwerk reich ausgestattete Band erschienen. Der „Pierer" hält, was er versprochen hat: er ist gründlich, übersichtlich, streng sachlich, fern von jedem Parteistandpunkte, reichhaltig und vielseitig

und bietet neben allem dem bekanntlich auch noch das zwölffache Sprachenlexikon nach Professor Kürschners System (10 lebende und 2 todte Sprachen). V.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Bodenstedt. (Berlin. Allgem Verein für Deutsche Literatur.)

In wenigen Strichen läßt der Verfasser seltsame Charakterköpfe und fremdartige Landschaftsbilder mit großer Anschaulichkeit vor uns erstehen. Betrachtungen werden nur eingeflochten, wo es nöthig ist, auffallende, für den gewöhnlichen Blick räthselhafte Erscheinungen der Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären und durch historische Rückblicke die Bedeutung der hervorragendsten Denkmäler und merkwürdigsten Orte zu veranschaulichen. Gleichzeitig aber gewähren diese „Erinnerungen" Bodenstedts auch einen interessanten Blick in die Geschichte der Entstehung seiner Werke, welche, anknüpfend an eine Reihe merkwürdiger, zum Theil hervorragender Persönlichkeiten, höchst fesselnde Enthüllungen bringt. V.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Diese Bibliothek bietet das Werthvollste aus der Literatur der Culturvölker in billigen Einzelnausgaben, in handlichem Octav auf gutem Papier mit größerem, dem Auge nicht nachtheiligen Druck. Aus den neuerschienenen Bändchen heben wir folgende hervor: Herder: Gedichte, Schrutz: Perlen für den Vortrag, ein Romanzen- und Balladenschatz, Tschernow: aus russischen Dichtern. V.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Die erlebten und literarischen Grundlagen zu Goethe's dramatischen Jugendwerken. Von Emil Soffé, 1. Heft: Erwin und Elmire. (Brünn. Karl Winiker. 1888.)

Erinnerungsbilder. Gesammelte Feuilletons von Thomas Koschat. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr. 1889.)

Die weiße Rose. Nach einer Klostersage aus Arnoldstein. Von Ernst Rauscher. (Klagenfurt. Ferd. v. Kleinmayr. 1889.)

Im Gau der Narisker. Schildereien aus dem Egerland von Alois John. Selbstverlag des Verfassers. (Karlsbad. H. Feller.)

Herr Nigerl und lauter solche Sachen. Von Eduard Pötzl. (Teschen. Karl Prochaska.)

Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Oesterreich. Zeitgedichte gesammelt und herausgegeben von Gustav Pawikovski und Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Das Lied vom Tannhäuser. Ein romantisches Gedicht von Max Eugen Burkhard. (Leipzig. Jul. Klinkhardt. 1889.)

Heiderosen. Gedichte von Karl Schäfer. (Darmstadt. Literarisch-artistische Anstalt.)

Laßt Euch erzählen. Märchen und Geschichten für die Jugend von Dietrich Theden. Mit Bildern von H. Vogel und Rich. Püttner. (Leipzig. E. Twietmeyer.)

Die Züricher Dialectdichtung. Ein Literaturbild von J. L. Heer. (Zürich. J. L. Heer, Konradstraße 54.)

Sadrach A. B. Duego. Ein babylonischer Keilschriftlehrer. 120 Inschriften, entziffert und umgedichtet von Fritz Treugold. Vierte Auflage. (Stuttgart. Robert Lutz. 1887.)

Hoch-, Mittel- und Niederdeutsch. Mundarten und Zungen. Gesammelt und herausgegeben von Ernst Moser. (Dessau. H. S. Art'l. 1888.)

Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien. Mit 4 Karten und 3 Blättern. Von F. Held. (Brünn. Verlag der hist.-stat. Section. 1888.)

Kurzer Bericht über die Kinderrettungsanstalt in Waiern bei Feldkirchen in Kärnten von den ersten Anfängen bis zur Einweihung des neuen Hauses am 14. November des Jahres 1888 von Bernhard. Diese in eine Erzählung gekleideten Grundsätze werden für jeden Pädagogen von Interesse sein. (Waiern 1888. Im Selbstverlage der Anstalt.)

Illustriertes Knobel-Brevier. Ein Schock alter und neuer Würfelspiele von M. Reymond. Mit 32 originellen Illustrationen. (Oranienburg 1889. Ed. Freyhoff.)

Illustrirte Jugendschriften. (Zürich. J. R. Müller. 1888.)

Armee-Album. 3. Heft. (Wien, I. Habsburgergasse 7.)

Wiener Zither-Kalender 1889. Redigirt von Franz Scherer. II. Jahrgang. (Wien. Körich.)

Bayreuther Taschen-Kalender für 1889. (Berlin. Centralleitung des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereines.")

Illustriertes Grazer Extrablatt. Herausgegeben von Franz Möstl. Wochenblatt. (Graz. Karl Ludwig-Ring 9.)

Grazer Wochenblatt. Herausgegeben von Aurelius Polzer. (Graz. Frauengasse 4).

Jung-Oesterreich. Belletristisches Unterhaltungsblatt. Herausgegeben von Hans v. Grünau. (Wien, II., Czerningasse 9.)

Postkarten des Heimgarten.

J. W., St.: Die Sache ist individuell; die Kinder sollen je nach ihrem Geschlechte, ihrem Alter, ihrer Charakteranlage u. s. w. behandelt werden. Im Allgemeinen seien die ersten Morgenstunden dem Lernen die, Abendstunden dem Spiele gewidmet. Als Ankunftsgruß steht den Kindern den Eltern gegenüber das „Grüß Dich Gott," als Abschiedsgruß das „Behüt' Dich Gott, Vater (Mutter)!" am besten. Das „Bitte!" und „Danke!" vor und nach dem Essen ist nicht bloß eine Form der Artigkeit, es soll die Kinder stets auch an ihr abhängiges Verhältnis erinnern und an Dankbarkeit mahnen.

J. W., St.: Der richtige Mann wird stets geneigt sein, seiner Frau in Kleinigkeiten bei Kindern nachzugeben, hingegen in wichtigen Dingen entschieden seinen eigenen, als vernünftig erkannten Willen durchsetzen, stets daran denkend, daß er der verantwortliche Herausgeber ist.

B. B., Leoben: Mit jenem anrüchigen Wiener Witzblatt dürfen Sie unseren braven, stets anständigen „Steirer-Seppel" nicht vergleichen, oder man lacht Sie aus.

R. R., Wien: Beim Kleinbürger ist uns politischer Indifferentismus lieber, als die politische Kannegießerei, bei welcher zumeist doch nur krauses, lächerliches Zeug herauskommt. Der Bürger nützt sich und dem Staate am besten, wenn er mit Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit seine Berufspflichten erfüllt und im Sinne der Bedürfnisse seines Standes fleißig zu den Wahlen geht.

K. Z., Litschau: Hamerlings Aufsatz über das Waldviertel: „Die schönste Gegend der Erde" finden Sie im VI. Jahrg. des Heimgarten, Seite 12.

St. W., J.: „Schachen" ist ein kleines, isoliert stehendes Stück Wald. „Kar" heißt so viel. als eine Mulde oder kesselartige Einsenkung im Felsgebirge, die aber nach der unteren Richtung hin offen ist. — „Heidepeters Gabriel" deckt sich nicht mit der „Waldheimat."

S. O., Wien: Ein neuer Beweis für die Trefflichkeit und Richtigkeit des illustrierten Prachtwerkes „Von der Ostsee bis zum Nordcap" von Ferdinand Krauß (siehe Heimgarten XII., Seite 684) ist, daß der König von Schweden den Verfasser mit dem Ritterkreuz des königlich schwedischen Gustav-Wasa-Ordens ausgezeichnet hat.

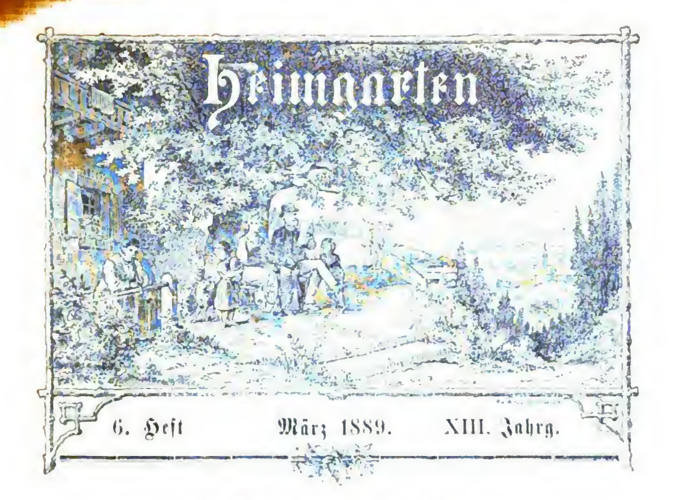
H. U., Graz: In steirischer Mundart steht in den Wörtern Boda, schlofn, jo, bosa (vornehmer), hobn, docht u. s. w. das o nicht als gedämpftes a, sondern muß als reines o ausgesprochen werden. In der Regel kennt der echte steirische Bauerndialect kein gedämpftes a, das ist nur eine Erfindung des dialectsprechenden Städters. Eine Bauernmundart ist wie sie ist, da läßt sich nicht viel ändern.

A., Graz: Aufgesessen! Sie kommen mit etwas, worüber der aufmerksame Heimgartenleser längst im Reinen ist.

× Falls — wie es bisher so oft geschah — Nachdruck meiner Aufsätze aus dem Heimgarten beliebt wird, bitte ich sehr, sich vorher mit mir oder der Verlagshandlung in's Einvernehmen zu setzen. Eigenmächtige Nachdrucke ohne Quellenangabe müßte ich rücksichtslos verfolgen. Rosegger.

× × Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Verneinung des Willens.

Eine philosophische Geschichte von P. K. Rosegger.

Herr, das ist eine ganz merkwürdige Geschichte! — so begann Knabel, der Denker, dann fuhr er fort, seine Sache zu erzählen.

Mein Vater war Ziegelbrenner, ich war Philosoph und mein Bruder war schlecht auf mich zu sprechen. Mein Bruder hatte nämlich nach dem Tode des Vaters angefangen, die Ziegelbrennerei zu einer Backstein-Fabrik zu erheben, wobei er wollte, daß ich ihm behilflich sein sollte. Ich hatte aber mein Erbtheil im Kasten und war nicht gesonnen, dasselbe noch einmal in Lehm umzusetzen, aus dem es der Vater so mühsam hervorgeknetet hatte. Ich ließ mir die Welt schmecken und widmete mich der Tiefsinnigkeit. Nämlich, ich verlegte mich nicht etwa auf Schulen, in welchen der Mensch lernen soll was ihn nicht interessiert, und wo Jedem — er sei welcher Artung immer — das Gleiche angethan wird, ganz, wie man Backsteine modelt. Ich baute meine eigene Weisheit auf, die mir wie an den Leib geschnitten war. Freilich wechselte ich sie von Zeit zu Zeit, je nachdem man im Wachsthume des Geistes vorschreitet, wie man ja auch alte Röcke und Stiefel gegen neue vertauscht, wenn sie abgetragen oder zu klein geworden sind. Streckenweise gieng ich Arm in Arm mit verschiedenen Philosophen, bis ich endlich mit Schopenhauer und Hartmann, den Einen zur Rechten, den Anderen zur Linken, munter dahinschlänkerte und nach Straußischem Takte das Weltelend beklagte.

In Gesellschaft solcher Kameraden kam ich zur Erkenntnis, daß nichts auf der Welt so gediegen ist, als die Freuden, die der Bauch uns bereitet. Das ganze Ding ist ja bedeutend angelegt. Der Gaumen muß nicht allein ethisch veranlagt sein, daß er weiß, was gut ist, er muß auch ästhetisch ausgebildet sein, das heißt,

Geschmack haben. Die Aufgabe des Magens hingegen besteht nicht in ethischem Empfinden und nicht in ästhetischer Spitzfindigkeit — der Magen ist der Mann der That, er muß verdauen. — Nun geschah es aber nach einer lustigen Zeit, daß mein Gaumen immer kritischer wurde, gleichsam wie ein Rezensent, der die naive Dichtung verachtet und nur an dem Raffinierten und Pikanten noch Geschmack findet. In gleich modernem Sinne geberdete sich der Magen, er stellte zeitweilig die Arbeit ein und zeigte anarchistische Tendenzen. Unter solchen Richtungen und Bestrebungen gedeiht nicht einmal ein Staatskörper, um wieviel weniger erst ein Menschenkörper. Herr, ich wurde krank! Und der Pessimismus, den ich früher nur als Spielerei betrieben, spielte jetzt mit mir, ich war ein jämmerliches Werkzeug seiner Launen geworden.

Um dieselbe Zeit ward mir eine Offenbarung. Ich bekam — weiß nicht mehr aus welchem Zufall — ein Schriftchen in die Hand, das mir etwas ganz Neues erzählte und mich wunderbar erleuchtete. Immer war mir der Zwiespalt peinlich gewesen, zwischen der Gottgläubigkeit alter Zeiten und dem Unglauben unserer Tage. Der war mir nun gelöst. Ja freilich gibt es keinen Gott, und hierin haben unsere Tage recht; aber es h a t t e einmal einen gegeben, und das spricht für die alten Zeiten. Wir können es nicht mehr begreifen, daß einmal eine Epoche der Idylle, des Glückes gewesen und erklären das goldene Zeitalter für ein Märchen. Es ist kein Märchen, damals war die Welt jung, damals war Gott. Vor aller Menschen Anfang war nämlich der große All. Und es war ihm wohl. Aber nur eine Weile lang, dann ward ihm die Weile lang. Er füllte die Ewigkeiten und die Räume aus, es war nichts anderes als er, er war ein ungeheuerer Einsam! So ruhte sein grenzenloser Leib in unerschütterlichem Gleichgewichte und so sollte er ruhen in alle ewigen Ewigkeiten. Darum fragte er sich: Wozu? Etwas Neues zu erschaffen, um sich daran zu ergötzen, war selbst ihm unmöglich, denn er füllte Alles aus, außer ihm war nichts mehr und konnte nichts mehr sein. So kam er in seiner Thatlosigkeit auf den Gedanken, zu zerstören. Selbstmord? Er überlegte es gewissenhaft und der Schluß war, als diese unerträgliche, ruheschwere Vollkommenheit sei es besser, gar nicht zu existieren. Denn die allergrößte Vollkommenheit und Leidlosigkeit, wie sie einem Gotte gebührt, sei am Ende doch das Nichtsein. Das Sein sei ein krankhafter Zustand, gleichsam wie ein Fiebertraum entgegen dem Schlafe. Und in der Absicht, die höchste Vollkommenheit zu erlangen, beschloß der große All, sich selbst zu tödten. Aber wie? Konnte er sich in das Meer stürzen? Das Meer war er selbst. Konnte er sein Haupt an die Felsen der Gebirge zerschellen? Das Gebirge war er. Konnte er in die Sonne des Himmels springen? Die Sonne war er selbst. Der große All fand kein Mittel, sich zu tödten.

Er hat es aber doch gefunden, nur auf Umwegen. In Urewigkeit war sein Wille gewesen, z u s e i n. So versuchte er es nun mit dem Willen, n i c h t zu sein. Das gieng aber nicht, denn eben, weil er Willen hatte, nämlich den, nicht zu sein, eben deshalb war er. Hierauf probierte er es mit dem Nichtwillen zu sein, nämlich mit der Verneinung des Willens, und siehe, er war nicht mehr. Die Verneinung des Willens hatte den großen All getötet. Er hatte sich aufgelöst in eine Unzahl kleiner Stücke, die man Atome heißt, und welche nun die Welt erfüllten. Aber diese kleineren Stücke hatten die Unart, für sich zu leben, ganz leise und kümmerlich, aber doch zu leben, und wie früher in dem großen All nur ein einziges großes Leben gewesen war, so waren jetzt Millionen kleine. Die Verneinung des Willens war wohl dem Einzigen gelungen, aber in dem Kleinen stak die

Erbsünde, das Lebenwollen. Indes gab es nun wenigstens Spektakel. Denn die Kleinen wuchsen, begannen sich aneinander zu reiben, einander die Lebensbedingungen wegzuschnappen. Durch die Gefahr, nicht leben zu können, wurde das Lebenwollen zu einer wahren Leidenschaft, es bildete sich nachgerade ein Wettrennen heraus nach dem besten und längsten Leben. Es war ein beständiger Krieg. Eine Vereinigung all der widerhaarigen Wesen zu dem einen großen Urwesen schien unmöglich zu sein.

Herr, Sie lachen! aber so ist es, und da haben wir die Welt, die Creaturen, wie wir sie heute sehen. Was liegt nahe? Der Wunsch, dem großen All zuzustreben, um wieder Frieden zu finden. Was liegt ferner nahe? In die Absichten des großen All einzugehen, nämlich die Verneinung des Willens. Seine Selbstverneinung ist ein wenig mißlungen, wir müssen sie vollenden. Und das ist sein Gebot, sein einziges, großes, erlösendes — ihm, der nicht mehr ist, gleich zu werden. Das Leben ist Unruh und Schmerz, wollen zu leben ist Sünde, nicht wollen ist göttliche Tugend. Das ist sehr klar. Auch andere Philosophen haben Aehnliches gesagt. Wir müssen Nichts werden.

Also vorwärts! Ich verachtete die Creaturen, die leben wollten, und während ich wollte, daß sie nicht wollten, wollten sie nicht nichtwollen. Auch ich war ja ein Stückchen des zertrümmerten großen All. Ich begann bei mir selbst, und mein Ziel war jetzt, mich wieder heimzufinden, das heißt, die Verneinung des Willens zu erlangen. Das gieng aber schwerer, als ich mir anfangs gedacht hatte. Mein Leib war sehr störrisch. Auf ein üppiges Leben gewohnt, wollte er des Tages fünfmal essen; ich verneinte den Willen um ein Bedeutendes und fütterte ihn täglich zweimal, und zwar auch die beidenmale nur mäßig. Was geschah? Der Körper, den ich dadurch abzutödten glaubte, wurde gesund, begann immer entschiedener zu verneinen, aber nicht den Willen zum Leben, sondern meine Absicht, nicht zu leben. Er trieb eine Politik der Verneinung gegen die Verneinung, und diesem niederträchtigen Winkelzeuge war ich nicht gewachsen. Aber noch hielt ich ihn am Gängelbande. Wie er sonst gewohnt gewesen war, bis Mittag in den Federn zu bleiben, jagte ich ihn jetzt schon vor Sonnenaufgang aus dem Bette, zwang ihn zum Holzsägen und Steinschlagen, und wenn er nach Schaumwein dürstete, gab ich ihm frisches Wasser zu trinken. Er bäumte sich anfangs auf, allmählich fügte er sich, that mir aber die Bosheit an und wurde immer kräftiger. Warte nur! dachte ich, ward Vegetarianer und steckte den Störrischen in Jägerwäsche. Auch das hielt er aus.

Nun kam mir in meinen Verneinungsbestrebungen mein guter Bruder zu Hilfe. Der constatierte, daß ich ein angehender Narr sei, dem man das väterliche Erbe nicht in die Hand geben dürfe; er verwendete es auf sein blühendes Backsteingeschäft und mein Körper kam in Gefahr, darben zu müssen. Wie ich ihm das gönnte! Allein eines Tages springt dieser Körper auf, schleppt mich mit sich zum Gericht und verklagt meinen Bruder der Entziehung des Väterlichen wegen. Er gewann den Prozeß und hatte nun nebst dem Willen zum Leben auch die Mittel dazu. Er gedieh und er gedieh.

Nur zu so, mein lieber Leib, wir wollen Dich schon noch unterkriegen. Wir wollen Dir eine Falle aufrichten, in die Du hineintappest. Versuche es einmal mit den Weibern, die werden Dich eher entkörpern, als Du ahnst! — Ich war damals schon an die dreißig Jahre alt und gestehe, daß ich vor lauter Denken, Essen und Schlafen eigentlich der Eva schier vergessen hatte. Jetzt fiel sie mir ein. Und wenn man sich das Werkzeug zur Selbstauflösung schon wählen kann, so bedient man sich dazu fast lieber des Weibes, als des Revolvers oder des Strickes.

Zu jener Zeit sah ich auf der Gasse öfters eine sehr schöne Jungfrau, die mit ihrer Mutter täglich in die Messe gieng. Natürlich ward ich auch fromm und gieng in die Kirche. Auf großen Umwegen kam ich endlich so weit, daß ich ihr unter den bekannten vier Augen gegenüberstand und in höflichster Weise um sie warb. Herr! Sie erhob die Hand und ich erfuhr eine Verneinung des Willens, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig ließ. So hatte ich's nicht gemeint. Ich verkroch mich. Es währte längere Zeit, bis mir auffiel, daß mein Nachbar, der Gärbermeister quer über der Gasse, eine anmuthige Tochter hatte. Malana gieng ohne Mutter auf die Straße und that überhaupt nicht sehr wichtig mit ihrer Schönheit, so, als ob sie nichts davon wüßte. Mir gefiel sie von Tag zu Tag besser, und einmal, als es tröpfelte und sie ohne Regenschirm im Freien gieng, stürzte ich mit meinem Schirm hinab, um sie zu begleiten und das schützende Dach über ihr munteres Köpfchen zu halten.

Es gäbe doch noch artige Herren! meinte sie, worauf ich entgegnete, wenn sie in ihrem Ausspruche nicht die Mehrzahl gebraucht hätte, so wäre es mir noch lieber gewesen.

Sie gieng zum Fleischer, um eine Rechnung zu bezahlen, ich wartete bescheidentlich vor der Ladenthüre, bis sie wieder herauskam und begleitete sie nach Hause. Unterwegs schlug sie mehrmals die Augen nieder und mehrmals hob ihr junger Busen an, lebendiger zu werden, als es meinen Willens-Verneinungsabsichten zuträglich war. An ihrem Hause angelangt, waren wir so weit, daß sie mir für einen der nächsten Abende ein Stelldichein in ihrem Gartenhause bewilligte.

Ich kam sehr pünktlich. Aber schon nach einer halben Stunde trat eine unangenehme Störung ein. Ganz ohne anzuklopfen sprang ein junger Lümmel in das Stübchen, der hielt mir einen Revolver an den Schädel und versicherte, daß er mich auf der Stelle über den Haufen schieße, wenn ich nicht sofort mein Ehrenwort gebe, seine Schwester nun auch zu heiraten. In der ersten Ueberraschung vergaß ich meine Verneinungsbestrebungen und gab mein Ehrenwort.

Herr, und in wenigen Wochen war ich, der Todesbeflissene, verheiratet. Lebte zweifach, trotzdem es mir einfach schon zu viel gewesen war. Das ist die Niedertracht des menschlichen Leibes. Je mehr Anstrengungen ich gemacht hatte, dem Sein zu entkommen, desto tiefer war ich in dasselbe hineingerathen. Ich war ganz überrascht.

Nun begann ein köstliches Leben. Eine gütige Schwiegermutter hatte ich, diese richtete mir — ohne mich erst zu fragen, in ihrem Hause eine feine Wohnung ein, gerade über der Lohkammer. Lohgeruch ist sehr gesund. Mein Schwiegervater und mein Schwager wollten mir auch die Geldsorgen abnehmen, indem sie mein Vermögen in ihr Geschäft zu ziehen gedachten, um es also zu verwalten. Jetzt stellte es sich aber heraus, daß mein Geld, welches in hochperzentigen Papieren gelegen, verloren worden war. Meiner lieben Familie schien das nicht recht zu sein. Ich wollte mit meinem Weibchen in idyllischer Ruhe dahinleben, allein Malana gieng im Geschäft auf und riet, falls mir die Weile lang würde, im Comptoir Schreiberarbeiten zu machen. Das behagte mir nun aber nicht recht, und um mich aus dem Bereiche der Schaffelle und Ochsenhäute möglichst zu befreien, schloß ich mich in's Zimmer zu meinen Philosophen ein. Das wollte Malana nicht, sie befürchtete in ihrer liebevollen Fürsorge, die verrückten Bücher könnten auch mich verrückt machen, und eines Tages, als ich von einem Spaziergange nach Hause komme, sind meine Bücher fort, das letzte glosete noch im Ofen. Ich erlaubte mir gegen diese etwas voreilige Aufmerksamkeit eine ganz höfliche Bemerkung zu machen,

worauf mir mein nettes Weibchen mit der ihr eigenen Schneidigkeit zu verstehen gab, daß ich gefälligst den Mund halten möchte. Mir war die ganze Sache ein Bischen unangenehm, und umsomehr, als in meinem Zimmer sich ein paar Gärbergesellen niedergelassen hatten, die eine frisch gefärbte Kuhhaut mit Fett einrieben. Ich bin etwas nervös erregbar und sagte, daß ich meine Bücher wieder haben wolle.

„Nein!“ antwortete meine Malana.

„So laßt mich doch wenigstens in meinem Zimmer ungeschoren,“ bat ich.

„Nein, nein!“ rief sie.

„Liebes Herz!“ flehte ich, „siehe, ich begehre ja weiter nichts, nur Ruhe will ich haben.“

„Nein, nein, nein!“ rief sie noch lauter. —

Das gab mir zu denken. In meiner menschlichen Kurzsichtigkeit schien es mir längere Zeit als unbegreiflich, daß mein liebes Weib mit dem, was ich wollte, niemals einverstanden war. — Herr! — schloß Knabel der Denker — da gieng mir plötzlich ein Licht auf. Ich erschrak fast, denn ich stand am Ziele. Die Verneinung des Willens! Ich war Nichts geworden.

Die Belagerung von Pfalzburg.

Ein Roman von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

XV.

Die Nacht — du kannst mir's glauben, Fritz — schlief ich nicht viel, so müde ich war. Der Gedanke an den Deserteur quälte mich; ich wußte, wenn man ihn erschösse, wären Zeffen und Sorle ewig trostlos; ich wußte auch, in drei bis vier Jahren hieße es von mir in der Welt:

„Da, der Moses, mit der dicken braunen Kapuze, sieht aus wie ein braver Kerl — aber — ja, aber bei der Belagerung hat er einen armen Deserteur verrathen; ja, ja, so Juden!“

Ganz gewiß hätte man dieses oder Aehnliches gesagt, denn der einzige Trost des Lumpenpacks ist, den Glauben zu verbreiten, daß alle Welt sei wie sie. Und dann wie oft hätte ich mir nicht selbst den Tod dieses Mannes vorgeworfen in Zeiten des Unglücks oder des Alters, wenn man keinen Schlaf mehr hat. Wie oft würde ich mir gesagt haben, es sei eine Strafe des Ewigen, daß der Gedanke an diesen Deserteur mich verfolge. Deshalb machte ich, daß die Geschichte so gut als möglich gleich in's Reine kam. Gegen sechs Uhr morgens gieng ich in meine alte Bude unter der Halle und suchte beim Schein der Laterne Epauletten und das Beste, was sich an Kleidungsstücken vorfand, zusammen. Ich wickelte Alles in eine Serviette und trug es mit Tagesanbruch zu Harmantier.

Das Specialkriegsgericht, das man, ich weiß nicht weshalb, das Ventose-Gericht nannte, sollte sich um neun Uhr versammeln. Es bestand aus dem Oberstlieutenant als Vorsitzendem, aus vier Hauptleuten und zwei Lieutenants. Der Hauptmann Monbrun von der Fremdenlegion war Ankläger, der Brigadier Duphot versah die Stelle des Actuars.

Merkwürdig war es, daß die ganze Stadt es vorher wußte, und daß um sieben Uhr die Nicaise, die Pigot, die

Binatier und all das Gesindel aus seinen Löchern hervor kam und die ganze Mairie erfüllte, die Halle, die Treppe und den großen obern Saal. Das lachte, pfiff und trippelte wie wenn es eine Bärenhatz zu sehen gäbe bei Klein im Ochsen.

Man sieht heut zu Tage nichts Aehnliches mehr; die Leute sind milder, sind menschlicher geworden; aber in diesen Kriegszeiten erregte ein Deserteur weniger Mitleid als ein gefangener Fuchs oder ein Wolf, den man mit einem Maulkorb herumführt.

Als ich dies sah, verlor ich allen Muth; trotz der Bewunderung für Bürguets Talent mußte ich denken:

Dieser Mensch ist verloren, wer sollte ihn noch retten können, die Menge ist ja schon versammelt, um ihn verurtheilen und auf der Bastion über dem Eiskeller erschießen zu sehen.

Diese Gedanken drückten mich ganz nieder.

Zitternd trat ich in die Kammer Harmantiers und sagte zu ihm:

„Das ist für den Deserteur, bringt ihm das in meinem Namen."

„Gut," sagte er.

Ich fragte ihn, ob er Vertrauen in Bürguet setze. Er zuckte die Achseln und antwortete:

„Man muß Exempel statuieren."

Draußen gieng der Lärm mit dem Fußstampfen fort, und als ich hinaustrat, ertönten Pfiffe vom Balcon, vom Gewölbe, von allen Seiten her, und der Ruf:

„Moses, he, Moses, hieher!"

Aber ich drehte den Kopf nicht danach und gieng traurig nach Hause.

Sorle händigte mir die Vorladung ein, vor dem Kriegsgericht als Zeuge zu erscheinen. Ein Gendarm hatte sie gebracht. Bis neun Uhr blieb ich hinter dem Ofen sitzen und sann auf Mittel, den Gefangenen zu entschuldigen. Safel spielte mit den Kindern. Sorle und Zeffen waren hinabgegangen, um den Branntweinverkauf fortzusetzen.

Einige Minuten vor neun Uhr machte ich mich auf den Weg nach dem Rathhaus. Es war schon so voll, daß ohne das Pikett an der Thüre und ohne die Gendarmen, die im Innern aufgestellt waren, die Zeugen Mühe gehabt hätten durchzukommen.

In dem Augenblick, als ich oben ankam, begann der Kapitän Moubrun seinen Anklageact zu lesen. Bürguet saß gegenüber, er stützte den Kopf in die Hand.

Man ließ mich in den kleinen Saal treten, wo auch Winter, Chevreux, Dubourg mit dem Gendarmen Fliegel sich befanden. Wir konnten nichts hören, ehe wie gerufen wurden. An der Wand rechts stand mit großen Buchstaben geschrieben, daß diejenigen Zeugen, welche nicht die Wahrheit sagen würden, vor's Kriegsgericht gestellt werden und dieselbe Strafe zu erleiden haben, wie der Hauptangeklagte. Dies gab Stoff zum Nachdenken, und sogleich beschloß ich, nichts zu verschweigen, was die Gerechtigkeit und der gesunde Menschenverstand von mir verlangen. Der Landjäger machte uns sofort damit bekannt, daß es uns verboten sei, mit einander zu reden.

Nach Verlauf einer Viertelstunde rief man Winter auf, und dann nach je zehn Minuten Chevreux, Dubourg und mich.

Als ich in den Gerichtssaal trat, waren die Richter alle auf ihren Plätzen. Der Major-Präsident hatte seinen Hut vor sich auf den Tisch gelegt, der Actuar schnitt seine Feder.

Bürguet sah mich ruhig an. draußen polterte man und der Major sagte zum Brigadier:

„Sagt den Leuten, daß ich die Mairie werde räumen lassen, wenn der Lärm nicht aufhört!"

Sogleich gieng der Brigadier hinaus und der Major sagte zu mir:

„Nationalgardist Moses, macht Eure Aussage. Was wißt Ihr?"

Ich erzählte Alles einfach, wie es gegangen war. Der Deserteur saß zur Linken zwischen zwei Gendarmen und

sah mehr todt als lebendig aus. Ich hätte gern Alles von ihm gewälzt, aber wenn man für seine eigene Haut besorgt ist, wenn alte Officiere in großer Uniform mit gefurchter Stirne einem bis in die Tiefe der Seele schauen, so ist es das Einfachste und Beste, nicht zu lügen. Ein Familienvater muß zuerst an seine Kinder denken. Kurz und gut, ich erzählte Alles, was ich gesehen, nicht mehr und nicht weniger, und am Schluß sagte mir der Major:

„Das genügt, Ihr könnt Euch zurückziehen.“

Aber als ich sah, daß die Andern, Chevreux, Winter und Dubourg, auf der Bank links sitzen blieben, machte ich es auch wie sie.

Da fieng ein halb Dutzend Taugenichtse an zu stampfen und zu murmeln: „Zum Tod! Zum Tod!“ Der Präsident ließ sie durch den Brigadier festnehmen und trotz ihres Widerstandes wurden sie Alle in's Loch gesteckt.

Im Gerichtssaal wird es nun still, aber draußen dauerte der Lärm noch fort.

„Ankläger, Sie haben das Wort,“ sagte der vorsitzende Major.

Dieser Ankläger, den ich noch zu sehen und zu hören glaube, war ein untersetzter Mann von fünfzig Jahren. Der Kopf steckte ihm tief in den Schultern, er hatte eine lange, dicke und gerade Nase, eine sehr breite Stirn, schwarze glänzende Haare, einige Schnauzbart-Borsten und lebhafte Augen. Während er zuhörte, wiegte er den Kopf mechanisch hin und her, man sah seine große Nase und seine Augen wirbeln, aber seine auf den Tisch gelegten Ellbogen regten sich nicht. Man hätte glauben sollen, er sei einer jener großen Raben, die gegen das Ende des Herbstes in den Feldern zu schlafen scheinen, und die doch Alles sehen, was um sie vorgeht. Von Zeit zu Zeit hob er einen Arm, als wollte er einen Aermel aufstreifen, wie die Advocaten vor Gericht. Er war in großer Uniform und sprach entsetzlich gut mit klarer und starker Stimme, indem er hie und da inne hielt und die Leute betrachtete, ob sie mit ihm einverstanden seien. Wenn er nur bemerkte, daß die Gesichter sich verzogen, so begann er sogleich auf andere Weise und zwang Einen sozusagen wider Willen zum Verständnis.

Ganz sachte, ohne sich zu beeilen oder etwas zu vergessen, bemühte er sich darzuthun, daß der Deserteur schon auf dem Wege gewesen, als wir ihn festgenommen, daß er nicht nur den Vorsatz gehabt, durchzugehen, sondern daß er schon außerhalb der Festung angetroffen wurde, und daß das ganz so strafbar sei, als wenn wir ihn in den Reihen der Feinde betroffen hätten. Wie er dies Alles so klärlich bewies, da erzürnte ich mich, weil er recht hatte, und ich dachte:

Was kann man auf das noch antworten? Und dann fuhr er fort: das größte Verbrechen sei, seine Fahne zu verlassen, weil man damit zugleich sein Vaterland, seine Familie, alle Diejenigen verrathe, denen man das Leben schulde, und daß man sich dadurch des Lebens unwürdig mache. Das Kriegsgericht aber, sagte er, werde in Uebereinstimmung mit allen rechtschaffenen Männern handeln, denen die Ehre Frankreichs noch am Herzen liege; es werde ein neues Beispiel seiner Festigkeit für das Heil des Landes und den Ruhm des Kaisers geben, es werde den neuen Recruten zeigen, daß kein Heil sei außer in der Erfüllung der Pflicht und im Gehorsam gegen die Disciplin. Wie er alle diese Dinge mit einer erschreckenden Klarheit und Kraft vortrug, und ich hinter uns von Zeit zu Zeit ein Gemurmel der Befriedigung und Bewunderung hörte, da, Fritz, mußte ich mir sagen, das nur noch der Ewige jenen Menschen erretten könne.

Der Deserteur hatte beide Arme auf den Pult und das Gesicht auf die Arme gelegt und rührte sich nicht.

Er dachte ohne Zweifel wie ich, wie der ganze Saal und das Gericht selber. — Die Alten schienen befriedigt und fanden, daß der Ankläger ihren Gedanken den rechten Ausdruck gegeben habe. Man las die Zustimmung auf ihren Gesichtern.

So dauerte das schon über eine Stunde.

Der Hauptmann hielt hie und da einen Augenblick inne, um den Zuhörern Zeit zum Nachdenken zu lassen. Ich dachte, der müsse kaiserlicher Staatsanwalt gewesen sein oder etwas noch Gefährlicheres für Alles, was Deserteur heiße.

Ich erinnere mich, daß er folgendermaßen schloß:

Sie werden ein Beispiel geben. Sie werden in Uebereinstimmung mit sich selber handeln. Sie werden nicht die Einsicht verlieren, daß die Festigkeit des Gerichts dem Wohl des Vaterlandes in diesem Augenblick nöthiger ist, als je."

Als er sich setzte, enstand ein lebhaftes Gemurmel der Befriedigung im Saal, daß es bis hinunter drang und man draußen rufen hörte: „Es lebe der Kaiser!"

Der Major-Präsident und die andern Mitglieder des Gerichts drehten sich um und lächelten einander zu, wie wenn sie sagen wollten:

Die Sache ist fertig, das Uebrige ist nur noch Ceremonie.

Das Geschrei draußen wurde immer stärker, es währte schon über zehn Minuten, endlich rief der Major-Präsident:

„Brigadier, wenn der Lärm nicht aufhört, laßt das Rathhaus räumen und macht den Anfang im Saal!"

Sogleich war die Stille wieder hergestellt, denn Jeder war neugierig, was Bürguet erwidern würde. Ich hätte keine zwei Heller mehr um das Leben des Deserteurs gegeben.

„Vertheidiger, Sie haben das Wort!" sagte der Major, und Bürguet stand auf.

Fritz, wenn ich je den Einfall gehabt hätte, Dir zu erzählen, was Bürguet während einer Stunde sprach, um das Leben eines armen Recruten zu retten, wenn ich dir sein Gesicht, die Sanftmuth seiner Stimme und seine herzzerreißenden Ausrufungen, seine Pausen und sein Flehen beschreiben wollte, wenn ich je diesen Gedanken gehabt hätte, müßte ich mich für einen eiteln, eingebildeten Menschen halten.

Nein, nie hat man etwas Schöneres gehört! Es war nicht ein Mann, der sprach, es war eine Mutter, die ihr Kind dem Tod entreißen wollte. Ach, wie schön ist doch das Talent, seine Zuhörer rühren und ihnen Thränen entlocken zu können! Doch was rede ich von Talent, das ist eben das Herz, und so muß man das nennen.

„Welcher Mensch hat nicht schon Unrecht begangen? Welcher Mensch verdient nicht Mitleid?"

So sprach er. Er fragte das Gericht, ob ein Einziger ohne Sünde sei, ob nicht auch dem Bravsten schon ein schlechter Gedanke gekommen sei? Ob sie nicht auch schon in ihrem Leben, und wenn auch nur einen Tag oder eine Secunde, den Gedanken gefaßt hätten, heim in ihr Dorf zu laufen, als sie noch jung, als sie achtzehn Jahre gewesen, als ihr Herz noch an Vater und Mutter und an den Jugendfreunden hieng und sie noch nichts Anders kannten auf der Welt?

„Was kann man von einem armen Kinde verlangen ohne Unterricht, ohne Lebenskenntnis, das den Seinen plötzlich entrissen und unter das Heer gesteckt worden ist? Muß man ihm nicht jeden Fehler verzeihen? Kannte er das Vaterland, die Ehre der Fahne, den Ruhm Seiner Majestät? Kommen ihm dergleichen Begriffe nicht erst später?"

Dann fragte er die Alten, ob sie nicht auch Söhne hätten, ob sie sicher seien, daß im selben Augenblick dieser Sohn nicht auch einen Fehltritt be-

gehe, der die Todesstrafe nach sich ziehe? Er sagte:

„Wenn Sie ihn zu vertheidigen hätten, wie würden Sie sagen? Sie würden sagen: Ich bin alter Soldat. Ich habe mein Blut während dreißig Jahren für Frankreich vergossen, ich bin auf den Schlachtfeldern ergraut, ich bin besät mit Narben, jeden höheren Grad hab ich nur mit dem Degen errungen."

„Wohlan, nehmt meine Epauletten, nehmt meine Ehrenzeichen, nehmt Alles, aber laßt mir mein Kind. Mein Blut sei der Preis seines Vergehens. Er kannte die Größe seines Verbrechens nicht, er war zu jung, er ist ein Recrut. Er liebte uns, er wollte uns umarmen und dann wieder zurückkehren. Er liebte ein junges Mädchen.

Ach, Ihr seid auch jung gewesen! Verzeiht ihm, entehrt einen alten Soldaten nicht in seinem Sohn!

Sie würden vielleicht noch weiter sagen:

Ich hatte noch mehr Kinder, sie sind für das Vaterland gefallen. Rechnet ihm ihr Blut an und gebt mir den zurück, es ist der Letzte, der mir bleibt.

So würden Sie sprechen und viel besser, weil Sie der Vater, weil Sie der alte Soldat sein würden, der von seinen Diensten spricht. Wohlan, der Vater dieses jungen Menschen würde sprechen, wie Sie. Er ist ein alter Soldat der Republik. Er ist vielleicht mit Ihnen gezogen, als die Preußen in die Champagne eindrangen, er ist in Fleurus verwundet worden. Er ist ein alter Waffenbruder, sein älterer Sohn ist in Rußland geblieben."

Und Bürguet erbleichte, als er so sprach, man hätte glauben sollen, der Schmerz habe seine Kräfte erschöpft und er werde umsinken. Die Stille war so groß, daß man jeden Athemzug im Saal hörte. Nur der Deserteur schluchzte. Jeder dachte:

Es ist aus, Bürguet kann nicht weiter sprechen, man wird ihn hinausführen müssen.

Aber plötzlich fieng er wieder auf eine andere Weise an: langsam, mit sanfter Stimme erzählte er das Leben des armen Bauern und seiner Frau, die nur Einen Trost, nur Eine Hoffnung auf der Welt hätten, ihr Kind.

Man sah und hörte diese Leute, man meinte zu vernehmen, was sie unter einander sprachen. Man sah den alten Hut aus den Zeiten der Republik über der Thüre. Und als die Gedanken Aller nur darauf gerichtet waren, zeigte uns Bürguet plötzlich den Alten und seine Frau, wie sie erfahren, ihr Kind sei todt, todt nicht durch Russen oder Deutsche, nein, durch Franzosen. Man hörte den Schrei des Alten.

Hör', Fritz das war entsetzlich; ich hätte fort mögen. — Die Officiere vom Gericht, von denen mehrere verheirathet waren, sahen vor sich hin, ihre grauen Schnurrbärte zitterten. Der Major hatte zwei oder drei Mal die Hand erhoben, um ihm zu bedeuten, daß es genug sei, aber Bürguet hatte immer noch etwas Stärkeres, Gerechteres und Großartigeres zu sagen.

Seine Rede dauerte bis ungefähr elf Uhr, dann setzte er sich; man hörte nirgends mehr das leiseste Gemurmel weder in den drei Sälen, noch draußen. Und nun begann der Ankläger wieder. Er sagte, dies Alles nütze nichts. Es sei ein Unglück für den Vater, einen unwürdigen Sohn zu haben, Jeder liebe seine Kinder, aber man müsse sie lehren, nicht angesichts des Feindes zu desertieren. Wenn man auf alle diese Gründe hören wollte, dürfte man Niemand erschießen, die Kriegszucht würde von Grund aus zerstört, man könnte keine Armeen mehr halten, und die Armee mache doch die Stärke und den Ruhm des Landes aus.

Bürguet antwortete beinahe sogleich darauf. Ich erinnere mich nicht mehr, was er sagte, so viel gieng nicht

auf einmal in meinen Kopf. Eines aber wird mir unvergeßlich bleiben. Gegen ein Uhr hatte das Gericht uns abtreten lassen, um zu berathen, indessen man den Deserteur in's Gefängnis zurückführte. Nach einigen Minuten erlaubte man uns wieder hereinzukommen und der Major selber erklärte von der Estrade aus, wo die Losziehung stattfindet, daß der Angeklagte Hans Belin freigesprochen sei, und gab Befehl, ihn sogleich in Freiheit zu setzen.

Das war die erste Freisprechung seit dem Abzug der spanischen Gefangenen vor der Belagerung. Die Schurken, die haufenweise gekommen waren, um einen Menschen verurtheilen und hinrichten zu sehen, konnten es nicht glauben. Mehrere riefen drunten:

„Wir sind verrathen!"

Aber der Major hieß den Brigadier die Namen der Schreier erfragen, daß man sie aufsuchen könne, und in fünf Minuten war die ganze Menge die Treppe hinabgestoben, so daß nun auch wir hinuntersteigen konnten.

Ich nahm Bürgnet's Arm. Die Thränen standen mir in den Augen.

„Sind Sie zufrieden, Moses?" fragte er mich in ruhigem, heiterem Tone.

„Bürgnet," rief ich, „Aaron selber, Moses' leiblicher Bruder und Israels größter Redner, hätte nicht besser sprechen können als Sie, es war bewunderungswürdig! Ich verdanke Ihnen meine Seelenruhe. Fordern Sie für diesen großen Dienst, was Sie wollen, ich geb' es Ihnen, wenn mir's möglich ist."

So redend, stiegen wir die Treppe hinab; die Mitglieder des Kriegsgerichts kamen, einer nach dem andern, in Gedanken versunken, nach uns herunter. Bürgnet lächelte.

„Ist's wahr, Moses?" fragte er und blieb unterm Gewölbe stehen.

„Ja, meine Hand darauf!"

„Wohlan," sagte er, „so bitte ich Sie um ein gutes Essen in der Stadt Metz."

„Ach, herzlich gern!"

Einige Bürger, Vater Parmentier, Steuereinnehmer Cochois und der Adjunct Müller erwarteten Bürgnet unten an den Stufen der Mairie, um ihn zu beglückwünschen.

Während man ihn umringte, um ihm die Hand zu drücken, sprang Safel herbei und in meine Arme. Zeffen hatte ihn ausgeschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Ich küßte ihn und sagte voll Freude zu ihm:

„Geh', sage Deiner Mutter, daß wir gewonnen haben. Sie sollen sich zu Tische setzen, ich speise mit Bürgnet in der Stadt Metz. Mach schnell, mein Kind."

Er lief in großen Sprüngen davon.

„Ihr speiset mit mir, Bürgnet," sagte Vater Parmentier.

„Ich danke, Herr Maire, ein andermal," antwortete Bürgnet, „diesmal geh' ich mit Moses."

Wir traten Arm in Arm in den großen Saal der Mutter Barriere, wo uns trotz der Belagerung noch Bratengeruch in die Nase drang.

„Hören Sie, Bürgnet," sagte ich, „wir wollen allein speisen. Sie wählen sich selber aus, was Ihnen an Fleisch und Wein am besten mundet, denn Sie kennen sich hier besser aus, als ich."

Ich sah, wie seine Augen leuchteten.

„Wohl, wohl," erwiderte er, „ich bin damit einverstanden."

Im großen Saal speisten der Kriegscommissär und zwei Officiere miteinander, sie drehten den Kopf nach uns, und wir grüßten sie.

Ich ließ Mutter Barriere rufen.

Sie kam sogleich, ihre Schürze über dem Arm, pausbackig und lachend, wie gewöhnlich. Bürgnet flüsterte ihr einige Worte in's Ohr; sogleich öffnete sie eine Thüre rechts und sagte:

„Hier herein, meine Herren, Sie werden nicht lange warten dürfen.“

Wir traten in das viereckige Cabinet, das die Ecke gegen den Platz bildet. Die beiden hohen Fenster hatten Musselinvorhänge und der Porzellanofen war gut geheizt, wie es sich im Winter gehört.

Eine Magd deckte den Tisch, indessen wir uns am Marmor des Kamins die Hände wärmten. Bürguet sagte lachend:

„Ich habe guten Appetit, Moses, meine Vertheidigung wird Sie theuer zu stehen kommen.“

„Um so besser, sie wird für meine Dankbarkeit nie zu theuer sein.“

„Nun,“ sagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte, „ich werde Sie nicht zu Grunde richten, aber wir wollen gut speisen.

Als der Tisch gedeckt war, setzten wir uns einander gegenüber, in gute weiche Lehnstühle. Bürguet band sich wie gewöhnlich die Serviette in's Knopfloch und nahm den Speisezettel. Er überlegte lange, denn Du weißt, Fritz, daß die Nachtigallen zwar sehr schön singen, aber auch die größten Feinschmecker in der ganzen Schöpfung sind. Bürguet glich ihnen, und es war mir ein wirkliches Vergnügen, ihn so in Nachdenken vertieft zu sehen.

Endlich sprach er langsam und ernsthaft zu der Magd:

„Dies hier und dies dort, Madeleine, und so und so zubereitet. Und diesen Wein zum Anfang und diesen zum Ende.“

„Sogleich, Herr Bürguet,“ antwortete Madeleine und gieng hinaus.

Nach wenigen Augenblicken trug sie uns eine gute Brodsuppe auf. In Belagerungszeiten war dies das Beste, was man wünschen konnte, drei Monate später würde man sich sehr glücklich geschätzt haben, eine ähnliche zu bekommen. Hierauf brachte sie uns Bordeaux, der in einer Serviette gewärmt war. Doch Du kannst dir Denken, Fritz, daß ich Dir die Mahlzeit nicht ausführlich erzählen will, trotz dem Vergnügen, mit dem ich mich noch heute daran erinnere. Glaube mir, es fehlte nichts dabei, weder die Fleischspeisen noch die frischen Gemüse, noch ein wohl geräucherter fetter Schinken, alle diese Gerichte, die nach der Schließung der Thore entsetzlich selten wurden. Wir hatten sogar Salat — Frau Barriere bewahrte einigen im Keller in Gartenerde — und Bürguet wollte ihn selber mit Olivenöl anmachen. Auch die letzten saftigen Birnen, die man in Pfalzburg im Winter 1814 auffinden konnte, tischte man uns auf. Bürguet schien glücklich, besonders als man uns die Flasche alten Lironcourt gebracht hatte, und wir miteinander anstießen.

„Moses,“ sagte er gerührt, „wenn man mir alle meine Vertheidigungsreden bezahlen würde, wie Sie, so würde ich meine Stelle am Gymnasium niederlegen, aber das ist das erste Honorar, das ich einnehme.“

„Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Bürguet,“ rief ich, „so gieng' ich in eine größere Stadt, statt in Pfalzburg zu bleiben. Dort würden Ihnen die guten Mahlzeiten, die guten Gasthöfe und so weiter nicht lange fehlen.“

„Ach,“ sagte er und stand auf, „zwanzig Jahre früher wäre dieser Rath am Platz gewesen, jetzt kommt er zu spät. Wir wollen den Kaffee trinken, Moses!“

So vergraben sich oft Männer von großem Talent in kleinen Nestern, wo Niemand eine Ahnung von ihrem Werthe hat. Sie gewöhnen sich nach und nach an dieses Leben und verschwinden, ohne daß man von ihnen gesprochen hat.

Bürguet vergaß nie um fünf Uhr in's Kaffeehaus zu gehen und seine Kartenpartie mit dem alten Juden Salomon zu machen; der lebte davon. Er und fünf oder sechs andere Bürger unterhielten diesen Menschen, als hätte er eine Pfründe. Zweimal trank

er täglich sein Bier und seinen Kaffee auf ihre Kosten, ohne von den Thalern zu reden, die er einsackte, um seine Familie damit zu ernähren.

Von den Andern wunderte mich das gar nicht, es waren dumme Kerle, aber bei einem Manne wie Bürguet befremdete es mich sehr, denn unter zwanzig Partien ließ er sie nicht mehr als eine oder zwei gewinnen, und die nur aus Furcht, er könnte sonst seine besten Kunden verlieren, wenn er sie ganz entmuthige.

Ich hatte dies Bürguet schon fünfzigmal auseinandergesetzt, er gab mir recht, konnte aber seinen Gewohnheiten nicht entsagen.

Als wir in's Café kamen, war Salomon schon da. Er saß in der Ecke eines Fensters links, sein schmutziges Käppchen auf dem Ohr, während sein fetter Kittel über den Stuhl herab hieng. Er mischte die Karten und blinzelte Bürguet von der Seite an, wie ein Vogelsteller die Lerchen, er schien ihm sagen zu wollen:

„Komm' nur, hier bin ich, und erwarte Dich!"

Aber weil ich dabei war, wagte Bürguet nicht, diesem alten Spitzbuben zu folgen, er schämte sich seiner Schwäche und nickte ihm nur ein wenig zu, indem er sich an den Tisch gegenüber setzte, wo man uns den Kaffee servierte.

Die Kameraden kamen bald, und Salomon begann sie zu rupfen. Bürguet drehte ihnen den Rücken, ich versuchte ihn zu unterhalten, aber seine Gedanken waren beim Spiel. Er horchte auf alle Stiche und gähnte in die Hand.

Gegen sieben Uhr, als sich der Saal mit Rauch füllte, und die Kugeln auf den Billards rollten, kam plötzlich ein junger Mensch, ein Soldat herein, und sah sich nach allen Seiten um.

Es war der Deserteur.

Endlich sah er uns und trat, die Soldatenmütze in der Hand, auf uns zu. Bürguet sah auf und erkannte ihn. Ich sah, daß er roth wurde, der Deserteur hingegen war ganz bleich, er konnte kein Wort hervorbringen.

„Nun, mein Freund," sagte Bürguet, „jetzt seid Ihr also gerettet."

„Ja, mein Herr," erwiderte der Deserteur, „und ich komme Ihnen zu danken für mich, für meinen Vater und meine Mutter."

„Ah," sagte Bürguet, indem er hustete, „'s ist schon gut, 's ist schon gut."

Hierauf betrachtete er den jungen Menschen mit Zärtlichkeit und fragte ihn freundlich:

„Seid Ihr froh, daß Ihr das Leben behaltet?"

„O ja, Herr," antwortete der Recrut, „ich bin sehr froh."

„Ja," fuhr Bürguet leise fort, und sah auf die Uhr, „seit fünf Uhr wäre es vorbei . . . armer Junge!"

Und ihn plötzlich dutzend sagte er:

„Du hast nichts, um auf meine Gesundheit zu trinken, und ich hab' auch nichts. Moses, geben Sie ihm hundert Sous."

Ich gab ihm zehn Franken, der Deserteur wollte sich bedanken.

„Schon gut," sagte Bürguet, und stand auf. „Geh', trink ein Glas mit Deinen Kameraden. Freu' dich und desertiere mir nicht mehr."

Er schien dem Spiele Salomon's zu folgen, aber als der Deserteur sagte: „Ich danke Ihnen auch im Namen derjenigen, die mich erwartet," — da sah er mich von der Seite an und wußte nicht, was antworten, so bewegt war er. So sagte ich zu dem Recruten:

„Wir freuen uns, Euch einen Dienst geleistet zu haben, trinkt ein Glas auf die Gesundheit Eures Vertheidigers und führt Euch gut auf."

Er sah uns noch einen Augenblick an, wie wenn er sich nicht hätte entfernen können. Man konnte seinen Dank tausendmal besser auf seinem Gesicht lesen, als er ihn auszusprechen vermochte.

Endlich entfernte er sich langsam,

indem er seinen Gruß abgab, und Bürguet griff nach seiner Tasse und trank sie aus.

Wir dachten noch einige Augenblicke über das Vorgefallene nach, aber bald überkam mich die Sehnsucht nach meiner Familie.

Bürguet war wie eine Seele im Fegfeuer. Jeden Augenblick stand er auf, um dem Einen oder dem Andern in die Karten zu sehen. Dabei kreuzte er die Arme auf dem Rücken, dann setzte er sich wieder melancholisch nieder.

Es wäre mir sehr leid gewesen, ihm länger hinderlich zu sein. Schlag sieben Uhr wünschte ich ihm guten Abend, was ihn zu freuen schien.

„Gute Nacht, Moses," sagte er, und begleitete mich bis an die Thür. „Meine Empfehlungen an Frau Sorle und Frau Zeffen."

„Danke, will's ausrichten."

Ich war froh, daß ich nach Hause konnte. In einigen Minuten war ich dort. Sorle sah sogleich, daß ich heiter war, denn als ich sie unter der Thüre unsrer kleinen Küche erwischte, küßte ich sie voller Freude.

„Es steht Alles gut," sagte ich, „Alles ist in Ordnung."

„Ja," sagte sie, „ich sehe es wohl."

Sie lachte, und wir traten in die Stube, wo Zeffen ihren David auskleidete. Der arme Kleine streckte mir im Hemdchen sogleich seine Wange hin. So oft ich in der Stadt zu Mittag aß, brachte ich ihm etwas vom Nachtisch, und trotz seiner verschlafenen Augen fand er sogleich den Weg zu meinen Taschen.

Sieh, Fritz, das Glück der Großväter ist, an ihren Enkeln Geist und Verstand zu finden.

Sogar der kleine Esra, den Sorle wiegte, begriff schon, daß etwas Außergewöhnliches vorgieng. Er streckte mir seine kleinen Händchen hin und schien zu sagen:

„Ich mag auch Biscuit."

Wir waren Alle voll Freude darüber.

Endlich setzte ich mich und erzählte meine Erlebnisse. Ich rühmte Bürguets Beredtsamkeit und die Freude des armen Deserteurs. Die ganze Familie hörte mir mit Rührung zu, Safel, der auf meinem Schoß saß, sagte mir in's Ohr:

„Wir haben für dreihundert Franken Branntwein verkauft."

Diese Nachricht freute mich sehr, denn wenn man ausgibt, muß man auch einnehmen.

Um zehn Uhr, als Zeffen uns gute Nacht gewünscht, gieng ich hinab, schloß die Thüre und legte den Schlüssel für den Sergeanten darunter, im Falle er spät heimkehren sollte.

Während wir uns niederlegten, wiederholte mir Sorle, was mir Safel schon gesagt hatte, und fügte bei, daß wir nach der Belagerung unser Scherfchen im Trockenen haben würden, und daß der Herr uns beigestanden in den Zeiten des Elends.

Wir waren zufrieden und ohne Mißtrauen in die Zukunft.

XVI.

Einige Tage hindurch ereignete sich nichts Außergewöhnliches mehr. Der Gouverneur ließ die Pflanzen und Stauden, die in den Fugen der Schanzen wuchsen, ausreißen, um der Desertion Einhalt zu thun. Auch verbot er den Officieren ein zu barsches Benehmen gegen die Soldaten, was seine gute Wirkung that.

Das war die Zeit, wo Hunderttausende von Oesterreichern, Russen, Bayern, Württembergern schwadronen- und regimenterweise außer Schußweite der Stadt vorbeizogen und auf Paris losmarschierten. Damals wurden schreckliche Schlachten in der Champagne geliefert, aber wir wußten nichts davon.

Alle Tage wechselten die Uniformen um die Festung herum. Unsere alten Soldaten erkannten von den Wällen aus all die Völker, mit denen sie seit zwanzig Jahren gekämpft hatten.

Unser Sergeant holte mich regelmäßig nach dem Appell ab, um auf die Arsenalbastei zu steigen. Dort traf man immer Bürger an, welche sich über die Invasion unterhielten, die kein Ende nehmen wollte.

Es gieng in's Unglaubliche. In der Gegend von St. Jean, am Saum des Waldes von Bonne-Fontaine, sah man stundenlang Reiterei und Fußvolk vorbeiziehen, hierauf Pulver- und Kugelwägen, dann Kononen, dann ganze Reihen Bajonnette, Helme, rothe, grüne und blaue Mäntel, Lanzen, mit Tuch überspannte Bauernwägen, das Alles zog vorüber wie ein Strom.

Auf dieser großen, weißen, von Wäldern begrenzten Hochebene zeichnete sich Alles bis in die Schluchten hinein. Zuweilen lösten sich einige Kosaken oder Dragoner von der Masse ab und kamen im Galopp bis an den Rand des Glacis in die Dammallee oder bis zur kleinen Kapelle.

Sogleich streckte einer unserer alten Marine-Artilleristen seinen grauen Schnurrbart über eine Wallbüchse. Er zielte langsam, alle Anwesenden drängten sich um ihn, sogar die Kinder, die Einem, ohne Furcht vor den Kugeln oder Granaten, unter den Beinen durchschlüpften, und die biscayische Kugel flog davon.

Oft habe ich den Kosaken oder Uhlanen aus dem Sattel stürzen und das Pferd, die Zügel auf dem Halse, in gestrecktem Galopp zu seiner Schwadron zurückkehren sehen. Ein Freudengeschrei erhob sich, man kletterte auf die Abdachung und sah hinaus, der Kanonier rieb sich die Hände und sagte:

„Wieder Einer weniger!"

Ein andermal wetteten diese Graubärte in ihren langen durchlöcherten oder zerrissenen Mänteln zwei Sous untereinander, wer von ihnen die oder die Schildwache, oder jene Reiterwache auf der Steige von Mittelbronn oder Vigelbach niederlegen werde.

Es war so weit weg, daß man gute Augen haben mußte, um Den, welchen sie einander zeigten, zu sehen, aber diese Leute, die an's Meer gewöhnt sind, sahen so weit ein Auge reicht.

„Nun, Paradis, soll's gelten?" sagte der Eine.

„Ja, es gilt. Da leg Deine zwei Sous her, hier sind die meinen."

Und jetzt wurde geschossen. So gieng die Partie fort wie ein Kegelspiel. Gott weiß, wie viel Menschen sie für ihre zwei Sous umgebracht haben. Jeden Morgen um neun Uhr fanden sich diese Marine-Kanoniere in meiner Bude ein, um einen „Kosaken" zu nehmen, wie sie sagten; den letzten Tropfen gossen sie sich dann in die Hände, um ihre Nerven zu stärken. Dann giengen sie fort und riefen:

„Guten Morgen, Vater Moses! der Kaiserlik befindet sich wohl."

Ich glaube nicht, daß ich je in meinem Leben so viele Truppen vorbeiziehen sah, als in den Monaten Januar und Februar 1814. Es war wie die Heuschrecken Aegyptens. Wie kann die Erde so viele Menschen hervorbringen! Man kann es nicht fassen.

Ich war natürlich trostlos darüber, und die andern Bürger auch, das versteht sich von selbst; aber unser Sergeant lachte und zwinkerte mit den Augen.

„Seht, Vater Moses," sagte er, indem er nach Vierwinden und Vigelberg deutete, „Alles, was da vorbeikommt, schon vorbeigekommen ist, und noch vorbeikommen wird, ist blos Dung für die Champagne und Lothringen. Der Kaiser ist da unten, er erwartet sie an einem günstigen Ort, dann fällt er über sie her. Sein Donnerkeil von Austerlitz, Jena und Wagram ist schon bereit. Das kann gar nicht ausbleiben. Dann werden sie den Rückweg suchen, aber man wird sie mit dem Bajonnett im Rücken verfolgen und wir kommen dann heraus und stellen uns ihnen in den Weg. Nicht Einer soll entkommen. Ihre Rechnung ist ge-

macht. Ja dann, Vater Moses, bekommt Ihr wieder alte Kleider zu verschachern, ha, ha, ha! Ihr werdet Euer Schäfchen scheeren."

Er freute sich schon im Voraus darauf. Aber du kannst Dir denken, Fritz, daß ich mir keine Rechnung machte auf die Uniformen, die da vorbeizogen; ich hätte sie lieber tausend Meilen von hier weg gewußt.

So sind die Menschen. Die Einen freuen sich und die Andern betrüben sich über ein und dasselbe Ding. Das Vertrauen des Sergeanten war so groß, daß er mich manchmal ansteckte und ich seine Meinung theilte.

Wir giengen miteinander die Wallstraße hinab. Er kehrte um diese Zeit meist in der Soldatenschenke ein, wo man dazumal anfieng, die Belagerungsrationen auszutheilen, oder er kam zu uns herauf, trank sein Gläschen Kirschwasser und erklärte mir die großen Thaten des Kaisers, die er seit dem Jahr 96 in Italien vollbracht. Ich verstand nichts davon, aber ich that, als ob ich's verstünde, was am Ende auf's Gleiche hinauskam.

Es erschienen auch Parlamentäre, bald auf der Straße von Nancy, bald auf der von Zabern oder Metz. Sie schwenkten von Ferne ihre kleinen weißen Fähnchen, einer ihrer Trompeter ließ sich vernehmen und zog sich dann wieder zurück. Der wachhabende Officier auf dem Außenwerke gieng dann hin, nahm den Parlamentär in Empfang und verband ihm die Augen, dann wurde derselbe unter Escorte in die Stadt geführt, um sich in's Gouvernementsgebäude zu begeben.

Aber was diese Leute erzählten oder verlangten, ward in der Stadt nicht bekannt, der Kriegsrath allein erfuhr es.

Wir lebten eingeschlossen in unsern Mauern wie mitten im Meer, und Du glaubst kaum, wie Einen das auf die Länge drückt, wie traurig und niedergeschlagen man wird, wenn man nicht hinaus kann, nicht einmal auf's Glacis. Greise, die seit zehn Jahren wie angenagelt in ihrem Lehnstuhl sitzen und die niemals daran dachten, sich zu bewegen, fühlten sich unbehaglich, die Thore geschlossen zu wissen. Wie gern hätte man erfahren, was vorgeht, auch einmal wieder andere Leute gesehen, von den Angelegenheiten des Landes gesprochen — lauter Dinge, deren Bedürfnis man nicht ahnt, wenn man sie nicht entbehrt hat, wie wir. Der geringste, dümmste Bauer von Dagsberg, der durch Zufall in die Stadt gekommen wäre, würde wie ein Gott empfangen worden sein. Alle wären herbeigeströmt, um ihn zu sehen und über die ernsten Ereignisse in Frankreich zu befragen.

Ach, die, welche behaupten, die Freiheit gehe über Alles, haben recht. Es ist unerträglich, in einem Gefängnis eingeschlossen zu sein, und wäre es auch so groß wie ganz Frankreich. Die Menschen sind da, um zu kommen, zu gehen, zu sprechen, zu schreiben, miteinander zu verkehren, Handel zu treiben, sich Neuigkeiten zu erzählen, und wenn man ihnen das nimmt, so bleibt nur noch der Ueberdruß am Leben übrig.

Die Regierungen wollen diese so einfache Sache nicht begreifen. Sie halten sich für stärker, wenn sie die Leute verhindern, nach ihrem Geschmack zu leben, und ärgern damit schließlich jedermann. Die wahre Stärke eines Herrschers steht immer im Verhältnis zu der Freiheit, die er dem Volke geben kann, und nicht zu jener, die er ihm nehmen muß. Die Alliierten hatten begriffen, daß es so um Napoleon stehe, und daher kam ihr Vertrauen. Das Traurigste war, daß sich gegen Ende Januar schon der Mangel fühlbar machte. Man konnte nicht behaupten, es fehle an Geld, weil nicht ein Centime aus der Stadt kam, aber Alles wurde theuer. Was drei Wochen vorher drei Sous gekostet, kostete jetzt zwanzig. Dies brachte mich oft auf den Gedanken, der Geldmangel sei

eine jener Thorheiten, welche die Schufte erfinden, um die Dummköpfe zu betrügen. Was kümmert es uns, wenn es an Geld fehlt? Man ist mit zwei Sous nicht arm, wenn sie genügen, Brod, Wein, Fleisch und Kleider zu bekommen, wenn man aber zwanzigmal mehr braucht, so ist nicht nur der Einzelne, sondern das ganze Land arm. Wenn Alles wohlfeil ist, tritt kein Geldmangel ein, sondern erst dann, wenn die Lebensmittel theurer werden.

Wer eingeschlossen ist, wie wir es waren, kann sich glücklich schätzen, wenn er mehr zu verkaufen hat, als er einkaufen muß. Mein Branntwein galt drei Franken das Liter, aber wir mußten eben auch Brot, Oel, Kartoffel haben, und Alles stieg in gleichem Verhältnis im Preis. Eines Morgens weinte die alte Mutter Quern in meiner Bude, sie hatte seit zwei Tagen nichts gegessen; und dennoch, sagte sie, sei dies das Wenigste; es fehle ihr am meisten ihr Gläschen Schnaps; ich gab es ihr umsonst. Sie segnete mich tausendmal und gieng höchst zufrieden fort. Noch gar manche Andere hätten ihr Gläschen Schnaps nöthig gehabt. Ich habe alte Leute in Verzweiflung gesehen, weil sie nichts mehr zu schnupfen hatten, sie schnupften endlich sogar Asche, und mehrere kamen auf den Einfall, die Blätter des großen Nußbaums zu rauchen, der vor dem Zeughaus steht. Es schmeckte ihnen sehr.

Leider war dies erst der Anfang der Noth; später sollten wir noch für den Ruhm Seiner Majestät fasten lernen.

Gegen Ende Februar wurde es wieder kalt. Jeden Abend schoß man eine Menge Bomben auf uns herab. Aber man gewöhnt sich an Alles, und dies schien uns zuletzt ganz natürlich. Sobald das Ding platzte, lief Jeder hinzu, um das Feuer zu löschen, was nicht schwer war, weil in allen Häusern Kufen mit Wasser standen.

Unsere Kanoniere antworteten dem Feind, aber da die Russen nach zehn Uhr mit fahrendem Geschütz schossen, und man nur auf ihr Feuer zielen konnte, das beständig den Platz wechselte, war es sehr schwer, sie zu treffen.

Manchmal schoß der Feind mit Zündkugeln. Diese Kugeln sind mit drei Löchern im Dreieck durchbohrt und mit sehr starkem Feuer gefüllt. Man kann das Feuer nur dadurch löschen, daß man die Kugeln in's Wasser wirft, und das that man auch.

Wir hatten bis jetzt noch keine Feuersbrunst gehabt, doch zogen sich unsere Außenposten zurück, und die Verbündeten umschlossen den Platz immer enger. Sie hatten den Pachthof Ozillo, die Ziegelhütte von Pernette und die Maisonsrouges besetzt, die unsere Truppen aufgegeben hatten. Dort richteten sie sich ein, um den Winter behaglich zu verbringen. Es waren Württemberger, Bayern, Badenser, und Landwehren, welche im Elsaß die in's Innere gezogenen Linientruppen ersetzten.

Man konnte deutlich sehen, wie ihre Schildwachen in langen graublauen Mänteln, platten Kappen, das Gewehr auf der Schulter, gravitätisch in der Pappelallee herumspazierten, die nach der Ziegelhütte führt.

Von da aus konnten die Truppen über kurz oder lang in einer dunkeln Nacht in die Gräben eindringen und sogar ein Seitenthor zu sprengen versuchen.

Sie waren sehr zahlreich und ließen sich nichts abgehen, denn sie hatten drei bis vier Dörfer in der Nähe, die ihnen die Lebensmittel lieferten, und die großen Oefen der Ziegelhütte, um sich drau zu wärmen.

Manchmal löste sie ein russisches Bataillon ab, aber nur für einen oder zwei Tage, weil es wieder weiter mußte. Diese Russen badeten in dem kleinen Wassergraben hinter dem Gebäude trotz Eis und Schnee, mit dem er angefüllt war.

All diese Russen, Württemberger und Badenser schossen unsere Schildwachen weg, und man wunderte sich, daß der Gouverneur sie noch nicht hatte zusammenkanonieren lassen. Aber eines Abends kam der Sergeant voll Freude, er blinzte mit den Schelmenaugen und sagte mir voll Freude in's Ohr:

„Steht morgen recht früh auf, Vater Moses, sagt Niemand etwas davon und kommt mit mir. Ihr sollt Dinge sehen, die Euch Spaß machen werden."

„Gut, Sergeant," antwortete ich.

Er legte sich sogleich zu Bette, und lang vor Tag um fünf Uhr schon hörte ich ihn aus dem Bett springen, was mich um so mehr wunderte, da man nicht herausstrommelte.

Ich erhob mich leise. Sorle fragte ganz im Schlaf:

„Was gibt's, Moses?"

„Schlaf nur ruhig weiter, Sorle," antwortete ich, „der Sergeant sagte mir, er wolle mir etwas zeigen."

Sie sagte nichts mehr, und ich zog mich vollends an.

Beinahe zu gleicher Zeit klopfte der Sergeant an die Thüre. Ich blies das Licht aus, und wir giengen hinab. Es war dunkle Nacht.

Man vernahm ein schwaches Geräusch von der Straße her; der Sergeant gieng in dieser Richtung und sagte zu mir:

„Steigen Sie auf die Bastei, wir werden die Ziegelhütte angreifen."

Sogleich lief ich die Straße hinauf. Als ich auf den Wällen ankam, gewahrte ich im Schatten die Bastei, rechts die Kanoniere bei ihren Geschützen. Sie regten sich nicht, und Alles rings umher schwieg. Nur die angezündeten und in die Erde gesteckten Lunten glänzten wie Sterne in der Nacht.

Fünf oder sechs Bürger, die wie ich, davon erfahren hatten, standen unbeweglich am Eingang des Seitenthors. Der gewöhnliche Ruf: „Schildwachen, gebt Achtung!" ertönte um die Stadt herum und draußen beim Feind hörte man das „Werda!" und „Suida!"*)

Es war sehr kalt, trocken kalt, trotz dem Nebel.

Bald kam eine Menge Soldaten vom Innern des Platzes die Straße herauf. Wenn sie im gewöhnlichen Marschschritt aufgetreten wären, hätte sie der Feind von ferne auf dem Glacis hören müssen, aber sie kamen in aufgelöstem Schritt, und neben uns stiegen sie die Treppe des Ausfallthores hinab. Ihr Vorbeizug dauerte wohl zehn Minuten. Du kannst Dir denken, wie ich aufpaßte, und dennoch konnte ich unseren Sergeanten nicht erkennen, es war noch zu dunkel.

Die beiden Compagnien, die soeben vorbeidefilierten, stellten sich in den Gräben wieder in Ordnung, und Alles wurde wieder still.

Ich spürte meine Füße nicht mehr, so kalt war es, dennoch hielt mich die Neugier zurück.

Endlich, nach ungefähr einer halben Stunde, breitete sich ein bleicher Streif im Thal von Fiquet aus, über dem Wald von Bonne-Fontaine. Capitän Rolfo, die Bürger und ich, wir lehnten am Geländer und betrachteten die Ebene voll Schnee, wo mehrere deutsche Patrouillen durch den Nebel tappten. Unten am Fuß des Glacis stand eine feindliche Schildwache unbeweglich in der Pappelallee, die zum großen Schuppen in der Ziegelhütte führt.

Alles war noch finster und undeutlich, aber die Wintersonne stieg weiß wie Schnee über der dunklen Linie der Tannen empor.

Unsere Soldaten, die, Gewehr bei Fuß, in dem bedeckten Weg standen, rührten sich nicht. Das „Werda!" und „Suida!" gieng seinen Gang. Die Helle wuchs von Secunde zu Secunde.

Es sah gar nicht aus, als ob ein Gefecht bevorstünde. Da schlug es auf der Mairie sechs Uhr, und mit dem

*) Russisch: Werda!

Schlag kamen unsere zwei Compagnien ohne Commando aus dem bedeckten Wege hervor und stiegen, Gewehr im Arm, schweigend das Glacis hinab.

In weniger als einer Minute waren sie in dem Weg, der durch die Gärten geht, und schwenkten links ab, den Hecken nach.

Ein heftiges Zittern überfiel mich, als ich sah, daß der Angriff beginnen sollte. Es war noch nicht sehr hell, aber die feindliche Schildwache sah dennoch die Bajonnettenlinie hinter den Hecken hinziehen und rief mit schrecklicher Stimme:

„Werda!"

„Vorwärts!" antwortete die Donnerstimme des Hauptmanns Vigneron und die dicken Sohlen unserer Soldaten rollten über die harte Erde hin, wie eine Lawine.

Die Schildwache schoß, lief dann die Allee hinauf und schrie etwas, das ich nicht verstand. Etwa fünfzehn Landwehrmänner, die in dem alten Schuppen, wo man die Ziegel trocknet, den Vorposten bildeten, stürzten augenblicklich heraus, aber eh ihnen Zeit blieb zu erkennen, wen sie vor sich hatten, waren alle unbarmherzig niedergemetzelt.

Man konnte aus solcher Entfernung, und über die Hecken und Pappeln weg, nicht gut sehen. Aber nachdem der Posten genommen war, drang das Rollen des Gewehrfeuers und ein entsetzliches Geschrei bis in die Stadt.

All diese unglücklichen Landwehrleute, die sich im Ziegelhof la Pernette eingerichtet hatten — und eine große Anzahl hatte sich ausgekleidet, wie ehrbare Familienväter, um besser schlafen zu können — sprangen in Hosen, Unterhosen oder Hemd zum Fenster hinaus, die Patrontaschen umgehängt und stellten sich hinter der Ziegelhütte auf Sultiers großer Wiese auf. Ihre Officiere trieben sie vorwärts und commandierten inmitten der Verwirrung.

So standen ihrer wohl sechs- bis siebenhundert beinah nackt im Schnee, und trotz dem Schrecken einer solchen Ueberrumpelung, begannen sie ein wohlgenährtes Feuer, als sich unsere zwei Stücke auf der Bastei dreinlegten.

Gott im Himmel, welch ein Gemetzel!

Da mußte man sehen, wie die Kugeln einschlugen und die Hemden in die Luft flogen. Und das Schlimmste für diese Unglücklichen war, daß sie die Glieder schließen mußten, weil die Unseren, nachdem sie in der Ziegelhütte Alles niedergemacht hatten, herauskamen, mit dem Bajonnett anzugreifen.

Stell' Dir vor, Fritz, welche Lage das war für ehrliche Bürger, für diese Kaufleute, Bankiers, Brauer, Wirthe u. s. w., friedliche Menschen, die sich nichts wünschten, als Ruhe und Ordnung. Ich habe seither oft gedacht, daß das Landwehrsystem nichts tauge, und daß es viel besser wäre, eine gute Armee von Freiwilligen zu bezahlen, die ihr Land lieben und wohl wissen, daß ihnen das Geld, die Pensionen und Orden von der Nation und nicht von der Regierung kommen. Es müßten junge, dem Vaterland ergebene Männer sein, wie die von 1792, voll Begeisterung, weil man sie achtet und ihrem Opfer gemäß ehrt. Ja, das ist's, was man braucht, und nicht Leute, die an Weib und Kinder denken müssen.

Unsere Kugeln hackten diese unglücklichen Familienväter dutzendweise zusammen. Und um den Greuel zu vollenden, kamen nun noch zwei andere Compagnien. Diese hatte der Kriegsrath in aller Stille zu den Ausfallthoren bei der Strafanstalt und beim deutschen Thor hinausgeschickt. Eine von ihnen kam auf der Straße von Zabern heran, die Anderen auf dem Weg von Petit Saint-Jean. Sie waren über die Alliierten hinaus marschiert, machten dann Kehrt in ihrem Rücken und schossen sie von hinten nieder. Man muß gestehen, daß diese alten Soldaten des Kaiserreichs eine teuf-

lische Kriegslist besaßen. Wer hätte sich einen solchen Streich vorstellen können?

Bei diesem Anblick zerstreute sich der Rest der Landwehr in der großen, weißen Ebene wie ein Haufen Spatzen. Die Schuhe anzuziehen hatten sie keine Zeit gehabt, aber sie fühlten weder die Steine, noch die Sträucher und Dornen im Thal von Fiquet. Sie liefen wie die Hirsche, und die Dicksten rannten so schnell wie die Anderen.

Unsere Soldaten verfolgten sie in Plänklerlinie und hielten immer nur secundenlang an, um auf sie zu zielen und sie niederzuschießen. Die ganze Halde drüben bis zu alten Buche in der Gemeindewiese von Vierwinden war mit ihren Leichen bedeckt.

Ihr Oberst, ohne Zweifel ein Bürgermeister, galoppierte zu Pferd vor ihnen her, sein Hemd flatterte hinter ihm.

Wenn die im Dorf einquartierten Badenser ihnen nicht zu Hilfe gekommen wären, so hätte man ihnen Allen den Garaus gemacht. Aber als sich zwei badische Bataillone rechts von Vierwinden ausbreiteten, gaben unsere Trompeten das Rückzugssignal, und die vier Compagnien vereinigten sich mitten in der Damenallee, um sie zu erwarten.

Die Badenser machten nun Halt, die letzten Landwehrmänner zogen sich hinter ihnen herum und waren natürlich sehr froh, der schrecklichen Verwirrung entkommen zu sein. Die konnten sagen: „Ich kenne den Krieg, ich weiß davon zu erzählen!“

Es war sieben Uhr, die ganze Stadt war auf den Wällen.

Bald erhob sich ein dicker Rauch über der Ziegelhütte und ihren Nebengebäuden. Einige Sappeurs waren mit Reisigbüscheln ausgerückt und hatten sie in Brand gesteckt. Alles gieng in Feuer auf. Es war nichts mehr übrig als ein großer Fleck und ein Trümmerhaufen hinter den Pappeln.

Unsere vier Compagnien sahen, daß die Badenser nicht angreifen wollten, und kehrten ruhig zurück, die Trompeter an der Spitze.

Ich war gleich zu dem Platz neben dem deutschen Thor hinabgegangen, um den Einzug unserer Truppen mit anzuschauen. Wieder eines jener Schauspiele, die mir unvergeßlich bleiben werden: der Posten war unter den Waffen, die Veteranen schaukelten sich an den Ketten der Zugbrücke, die sich niederließ, Männer, Weiber und Kinder drängten sich auf der Straße, und draußen vor den Wällen schmetterten die Trompeten, denen das Echo von den Basteien und vom halben Mond her aus der Ferne antwortete.

Die Verwundeten, bleich, zerrissen und mit Blut bedeckt, auf die Schultern ihrer Kameraden zusammengesunken, kamen zuerst herein. Der Lieutenant Schmindret ward hereingetragen auf einem Lehnstuhl aus der Ziegelei. Sein Gesicht war schweißbedeckt und eine Kugel hatte er im Leib. Er streckte die Hand aus und rief mit schwerer Zunge: „Es lebe der Kaiser!“ Die Soldaten stießen einen feindlichen Commandanten von seiner Tragbahre, um einen der Unseren darauf zu legen; die Trommler unterm Thore schlugen den Marsch, und unsere Truppen, das Gewehr bequem, Brod und andere gute Sachen aller Art auf die Bajonnette gespießt, zogen stolz herein unter dem Ruf: „Es lebe das sechste leichte!“ — Das sind so Sachen, die nur wir Alten uns rühmen können, gesehen zu haben.

Ach, Fritz, die Menschen sind nicht mehr dieselben. Zu meiner Zeit mußte immer der Feind die Kriegskosten tragen. Dieses Gute hatte der Kaiser Napoleon: er richtete nicht Frankreich, sondern die Feinde zu Grunde. Heutigen Tags müssen wir unseren Ruhm selber bezahlen.

Um diese Zeit brachten die Soldaten viel Beute mit herein; Tornister, Epauletten, Mäntel, Officiersgurten, Uhren u. s. w. Sie erinnerten sich,

daß ihnen der General Bonaparte 1796 gesagt hatte: Ihr habt keine Kleider, keine Schuhe, die Republik ist noch viel schuldig und kann Euch nichts geben. Ich werde Euch in das reichste Land der Erde führen, dort werdet Ihr Ehren, Ruhm und Reichthümer finden! Kurzum, ich merkte bald, daß wir da manches Gläschen Branntwein zu verkaufen bekämen.

Als der Sergeant vorbeikam, rief ich ihm von weitem zu:

„Sergeant!"

Er sah mich mit ausgestreckten Armen voll Freude unter der Menge stehen. Er gab mir die Hand und rief:

„Es macht sich, Vater Moses, es macht sich."

Alle lachten.

Da lief ich aber, ohne das Ende des Einzugs abzuwarten, in die Halle, um unsere Bude zu öffnen.

Der kleine Safel hatte auch begriffen, daß uns ein guter Tag bevorstehe, denn mitten im Gedränge zupfte er mich am Zipfel meines Flauses und rief mir zu:

„Ich hab' den Schlüssel zur Halle, ich hab' ihn bei mir, wir müssen eilen, damit wir vor Frichard ankommen."

Der natürliche Verstand eines Kindes zeigt sich eben gleich, das ist eine wahre Gottesgabe.

Wir liefen also bis an unser Magazin.

Ich öffnete meine Bude sofort, und Safel mußte dann einige Augenblicke allein bleiben, während ich nach Hause gieng, um etwas zu mir zu nehmen und zugleich eine gute Anzahl großer Sous und kleiner Münze zum Schachern zu mir zu stecken. Sorle und Seffe waren in ihrem Comptoir und schenkten den Schnaps aus.

Alles gieng wie gewöhnlich. Aber eine Viertelstunde nachher, als man aus Reih und Glied getreten war, und die Gewehre in die Kaserne an ihren Platz gestellt hatte, ward das Gedränge derer, die mir Kleider, Tornister, Uhren, Pistolen, Mäntel u. s. w. verkaufen wollten, so groß vor meiner Bude unter der Halle, daß ich ohne Safels Hilfe nicht fertig geworden wäre.

Ich bekam, so zu sagen, Alles für nichts.

Diese Leute kümmerten sich nicht um den folgenden Tag. Sie lebten von der Hand in den Mund, das war ihr ganzer Witz. Sie wollten nichts als Tabak, Branntwein und die anderen guten Dinge, die eine Garnisonsstadt immer bietet.

An diesem Tag hab' ich binnen sechs Stunden mein Lager frisch assortiert mit Kleidern, Mänteln, Hosen und starken Stiefeln von echtem deutschem Leder erster Qualität; ich kaufte Gegenstände aller Art ein — für fünfzehnhundert Livres — später hab' ich sie um das Sechs- oder Siebenfache verkauft.

All' diese Landwehrmänner waren wohlhäbige, oft reiche Bürger und sehr solid gekleidet.

Die Soldaten verkauften mir auch viele Uhren, die der alte Uhrmacher Gulden zurückgewiesen hatte, weil sie den Todten abgenommen waren.

Doch mehr als all' dies freute mich, daß Frichard, der seit drei oder vier Tagen krank war, seine Bude nicht öffnen konnte. Ich lache noch, wenn ich daran denke. Der Schuft bekam die grüne Gelbsucht davon, die ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen hat.

Gegen Mittag holte Safel unser Essen in einem Korb. Wir aßen unterm Schuppen, um das Geschäft nicht zu versäumen, und bis in die tiefe Nacht hinein konnten wir keinen Augenblick hinausgehen. Kaum war ein Trupp weggegangen, so kamen zwei oder drei andere auf einmal.

Ich sank fast um vor Ermüdung und Safel auch, nur die Freude am Handel hielt uns aufrecht.

Noch ein angenehmer Eindruck aus jener Zeit blieb mir. Als wir nämlich einige Minuten vor sieben Uhr nach Hause giengen, sahen wir von Weitem auch unsere andere Bude voll von

Leuten. Meine Frau und Tochter konnten das Comptoir nicht schließen. Sie hatten den Preis erhöht, doch die Soldaten kümmerten sich nicht darum, sie fanden dies ganz in der Ordnung, so daß nicht nur das französische Geld, das ich ihnen in den Handel gegeben hatte, sondern auch die württembergischen Gulden in meine Tasche wanderten.

Zwei Geschäfte, die einander in die Hände arbeiten, sind etwas Ausgezeichnetes. Ueberleg Dir's, Fritz, ohne meinen Branntwein hätte ich nicht Geld genug gehabt, um so viele Gegenstände einzukaufen, und ohne die Halle, wo ich die Beute baar bezahlte, hätten die Soldaten nichts gehabt, um meinen Branntwein zu trinken.

Da sieht man wieder einmal deutlich, daß der Ewige die friedfertigen und ordnungsliebenden Menschen begünstigt, vorausgesetzt, daß sie die guten Gelegenheiten zu benützen wissen.

Endlich, als unsere Kräfte erschöpft waren, mußten wir schließen, trotzdem noch immer Soldaten kamen, und das Geschäft auf den folgenden Tag verschieben.

Gegen neun Uhr saßen wir nach dem Nachtessen wieder Alle um die alte Lampe, um unser Kupfergeld zu zählen. Ich machte Rollen von drei Franken daraus, und auf dem Stuhle neben mir stieg der Haufen schon bis zum Rand des Tisches. Der kleine Safel legte das Silbergeld in einen Kübel. Dieser Anblick erfreute uns, und Sorle sagte:

„Wir haben doppelt so viel als sonst verkauft. Je mehr man den Preis erhöht, desto besser geht's."

Ich wollte eben antworten, Mäßigung sei dennoch in Allem nothwendig, denn selbst die besten Frauen verstehen das nicht, als der Sergeant kam, um sein Gläschen zu trinken. Er hatte seine Soldatenmütze auf und trug über seinem Mantel eine Art rothledernes Felleisen, das ihm bis auf die Hüften herunterhieng.

„Ha, ha," lachte er beim Anblick meiner Rollen, „den Teufel auch, Ihr könnt mit Eurem Tagwerk zufrieden sein, Vater Moses!"

„Ja, es geht an, Sergeant," antwortete ich voller Freude.

„Glaub's wohl," sagte er, indem er sich setzte und sein Gläschen Kirschwasser trank, das ihm Zeffen eingeschänkt hatte — „glaub's wohl, noch einen oder zwei Ausfälle dieser Art und Ihr werdet Oberst in der Schachercompagnie. Um so besser, das freut mich."

Dann rief er lachend:

„Ei, seht doch, Vater Moses, was ich da habe! Diese Spitzbuben von Kaiserliks lassen sich nichts abgehen!"

Dabei öffnete er den Tornister und zog zuerst ein Paar mit Fuchsfell überzogene Handwärmer heraus, hierauf gute wollene Socken und ein großes Messer mit beinernem Griff und sehr feinen Stahlklingen. Er öffnete die Klinge und sagte:

„Da drin kann man alles Mögliche finden. Ein Rebmesser, eine Säge, große und kleine Messer und selbst Nagelfeilen."

„Das ist für Fingernägel, Sergeant," sagte ich ihm.

„Ei, das wundert mich nicht," erwiderte er, „der dicke Landwehrmann war so sauber wie ein neuer Thaler, der feilte sich sicherlich die Nägel. Aber wartet noch!"

Meine Frau und Kinder drängten sich um uns und sahen uns verwundert zu. Jetzt steckte der Sergeant die Hand in eine Art Briefbehälter an der Seite des Felleisens und zog ein hübsches Miniaturbild heraus. Es war mit einem goldenen Reif umgeben und hatte die Form einer Uhr, nur etwas größer.

„Seht einmal — wie viel mag das wert sein?"

Ich betrachtete es zuerst, dann Sorle, Seffen und Safel. Wir waren Alle erstaunt über eine so schöne Arbeit, ja gerührt, denn das Bild stellte

eine junge blonde Frau dar und zwei schöne Kinder, frisch wie Rosenknöspchen.

„Nun, was haltet Ihr davon?“ fragte der Sergeant.

„Es ist sehr schön,“ sagte Sorle.

„Ja, aber was ist es wert?“

Ich nahm das Bild wieder, untersuchte es und antwortete:

„Einem Anderen als Euch würde ich sagen, es sei fünfzig Franken wert, aber das Gold allein ist mehr wert. Ich schätze es wohl auf hundert Franken. Wir wollen es wiegen.“

„Und das Bild, Vater Moses.“

„Das Bild kann ich nicht brauchen, ich muß es Euch zurückgeben, dergleichen wird hier nicht verkauft, es hat nur Wert für die Familie.“

„Gut,“ sagte er, „wir werden später wieder davon sprechen.“

Er steckte das Bild wieder in den Tornister und fragte mich:

„Könnt Ihr deutsch lesen?“

„Ganz gut.“

„Ich möchte wissen, was dieser Kaiserlik zu schreiben hatte. Seht, da ist ein Brief. Er wartete gewiß auf die Feldpost, um ihn nach Deutschland zu schicken. Wir sind ihm zuvorgekommen, was erzählt er?“

Er gab mir einen Brief, der an des Gefallenen Frau adressiert war. Sieh, Fritz, hier ist der Brief. Sorle hat ihn aufbewahrt. Du wirst mehr über die Landwehr darin finden, als ich Dir erzählen könnte.

„Bigelberg, den 25. Febr. 1814.

Liebe Aurelia!

Dein lieber Brief vom 29. Januar ist zu spät in Coblenz angekommen, das Regiment war bereits nach dem Elsaß abmarschiert.

Wir haben viel Elend ausgestanden, Regen und Schnee. Zuerst kamen wir nach Bitsch. Das ist eine der schrecklichsten Festungen, die man sehen kann, auf Felsen gebaut, die bis in den Himmel reichen. Wir sollten sie belagern helfen, aber ein neuer Befehl hieß uns weiter vorrücken bis zur Feste Lützelstein im Gebirge, wo wir zwei Tage im Dorfe Petersbach blieben, um diesen kleinen Platz zur Uebergabe zu bringen. Da uns einige Veteranen, die ihn halten, mit Kanonenschüssen geantwortet, hielt es der Oberst nicht für nöthig, einen Sturm zu unternehmen, und wir erhielten, Gott sei Dank, Befehl, eine andere Festung zu belagern, die von guten Dörfern, die uns Lebensmittel im Ueberfluß liefern, umgeben ist, nämlich Pfalzburg, zwei Meilen von Zabern. Wir ersetzten hier das österreichische Regiment Vogelsang, das nach Lothringen abgegangen ist.

Dein lieber Brief ist mir überall hin nachgefolgt und überhäuft mich jetzt mit Freude. Küsse die kleine Sabine und unseren lieben kleinen Heinrich tausendmal in meinem Namen und sei selber auf's Innigste geküßt, theueres, vielgeliebtes Weib!

Ach, wann werden wir wieder in unserer kleinen Apotheke beisammen sein? Wann werd' ich sie wieder sehen, meine Büchsen mit ihren sauberen Aufschriften, rings umher in ihren Fächern und die Köpfe des Aesculap und des Hippokrates über der Thüre? Wann werd' ich den Stößel wieder zur Hand nehmen und die Recepte mischen nach den Vorschriften des Codex? Wann werde ich wieder so glücklich sein, mich in unserem Hinterstübchen in meinen guten Lehnstuhl zu setzen am warmen Ofen — und wann werd' ich wieder Heinrich's Wiegenpferd gehen hören, das mich oft so ungeduldig machte? Ach, und Du geliebtes Weib, wann wirst Du endlich rufen dürfen: Es ist mein Heinrich! wenn Du mich, mit Siegespalmen geschmückt, zurückkehren siehst.“

„Diese Deutschen,“ unterbrach mich der Sergeant, „sind doch rechte Esel. Man wird ihnen ihre Siegespalmen schon geben! Was für ein dummer Brief!“

Aber Sorle und Zeffen hörten mir mit Thränen in den Augen zu. Sie

hielten die Kinder in den Armen, und ich war tief bewegt, weil ich dachte, daß sich Baruch in derselben Lage hätte befinden können, wie dieser arme Mensch.

Jetzt höre das Ende, Fritz.

„Wir sind hier in einer alten Ziegelhütte auf Kanonenschußweite von der Festung. Jeden Abend wirft man einige Bomben in die Stadt, so befiehlt es der russische General, um sie zur Uebergabe zu bewegen. Das wird nicht mehr lange anstehen, denn es fehlt ihnen an Lebensmitteln. Wir werden dann bequem bei den Bürgern einquartiert bis zum Ende dieses glorreichen Feldzugs. Die regulären Armeen sind alle ohne Widerstand eingezogen und täglich kommen uns Nachrichten von großen Siegen in der Champagne: Bonaparte ist in vollem Rückzug, die Feldmarschälle Blücher und Schwarzenberg vereinigen sich und haben nur noch fünf bis sechs Tagemärsche nach Paris."

„Wie? — Wie? — Was sagt er da?" stotterte der Sergeant hervor und beugte sich über das Papier. „Lest mir das noch einmal."

Ich sah ihn an. Er war leichenblaß, seine Wangen bebten vor Zorn.

„Er sagt, die Generäle Blücher und Schwarzenberg stehen vor Paris."

„Vor Paris! — die? — Canaille!" stieß er hervor.

Dann lachte er mit einmal boshaft in sich hinein und sagte:

„Ha, ha, Du wolltest Pfalzburg nehmen, Du! — Du wolltest mit Siegespalmen in Dein Sauerkrautland zurückkehren. — Ha, ha, ha, ich hab' sie Dir gegeben, die Siegespalmen!"

Dabei machte er die Bewegung eines Bajonnettstichs.

„Eins — zwei — hop!"

Wir zitterten Alle, als wir ihn so sahen.

„Ja, Vater Moses," sagte er, „so ist's," indem er dabei sein Gläschen in kleinen Schlücken leerte. „Ich hab' diesen Esel von einem Apotheker an die Thüre der Ziegelhütte gespießt. Er machte ein sonderbares Gesicht. Die Augen traten ihm aus dem Kopf. Seine Aurelia kann lange auf ihn warten. — Aber lest nur zu! Frau Sorle, ich versichere Sie, dies Alles ist Lüge, man darf nicht ein Wort glauben von Allem, was er sagt. Der Kaiser wird ihnen schon den Meister zeigen, da seid ganz ruhig."

Ich hatte keine Lust mehr fortzufahren. Mich schauderte, und ich suchte rasch vollends an's Ende zu gelangen, indem ich drei Viertel übergieng, die nichts als Grüße an Freunde und Bekannte enthielten.

Der Sergeant selber hatte genug daran. Er gieng hinaus mit den Worten:

„Gute Nacht! — Werft das in's Feuer!"

Ich legte den Brief beiseite und wir sahen uns alle Drei eine Zeit lang schweigend an. Ich öffnete die Thüre. Der Sergeant war in seinem Zimmer am Ende des Ganges und ich sagte ganz leise:

„Wie entsetzlich! — Solch ein Mensch bringt nicht nur einen Familienvater um, als wär's eine Fliege, er lacht auch noch darüber."

„Ja," antwortete Sorle, „und das Traurigste ist, daß er nicht einmal ein böser Mensch ist, seine allzu große Liebe zum Kaiser ist an Allem schuld."

Der Inhalt dieses Briefes schlug uns sehr darnieder und trotz unserem guten Geschäft wachte ich in dieser Nacht mehr als einmal auf, denn der Gedanke an diesen furchtbaren Krieg ließ mich nicht los. Ich fragte mich, was aus diesem Lande werden solle, wenn Napoleon nicht Sieger bleibe. Aber diese Dinge lagen außerhalb meiner Fassungskraft, und ich wußte nicht, was ich mir darauf antworten sollte.

(Schluß folgt)

Die Wulfbaurn-Kinder.

A Stückl aus n steirischn Gebirg von **P. K. Rosegger.**

Weit diner[1] in Gebirg und hoch obn ba der Olm, scha bold wo d Latschn[2] onfongen, steht da Wulfbaurnhof. Schön broad[3] liegg er do zwischn sein Felderu und Wiesan, weit wek von Weltunfriedn, schert er sih nit um an Leutn eahna Jogn und Wogn und Klogn, und d Leut scheru sih ah nit um an Wulfbaurnhof. — Guat is s.

Ober in Sumer, wan da Himel klor is, do hoaßts daußtn z Grasnitz, oda z Labdorf, oda z Broch, oda wia s holt sein die Dörfer in Lusthol — hoaßts olso: „An Ausflug zan Wulfbaurn, wer dabei is!"

De Aussicht, de ma hot afn sebin Berg obn! der Luft,[4] den ma schnoppn ton! der Humer,[5] den ma kriagg! Und der Buda,[6] den da Wulfbaur hot! Jo freili sein ma dabei!

Nau, a so bstelln sie sih holt wieder amol zsom, d Hern und d Frauner und gehn zan Wulfbaurn. A gonzi Schnoasn is ara,[7] wia s nochn Roan[8] einigehn mit eahneri Binggl und Zegger[9] und an Jads hot an Bergstecn, der zan an Roasstecker! z lonk und zan an Wulknstritta[10] doh noh a wenk z kurz is.

Oaner is dabei, a Glosaugada,[11] den mochts saggerasch schnaudn intawegn.[12] „Höllasch lonk ziacht sih der Grobn! Vadonkt[13] weit is s do eini! Vaslnacht stickel[14] is s do aussi!" a so

[1] drin, [2] Knieholz, [3] breit, [4] in Mundart männlich, [5] Hunger, [6] die Butter, [7] eine lange Reihe sind ihrer, [8] Rain, [9] Bündel und Taschen, [10] Wolkenstierer; Stock, der die Wollen berührt, [11] Einer mit Augengläsern, [12] schnaufen unterwegs, [13] verdammt, [14] steil.

greint er in oan Zug,[1] und hot eh koan Othn.[2]

Zwoa storki Stund, hots ghoassn, hiaz wern vier schwochi draus. „Mei Gad, da Mensch hot oft a schwochi Stund sei lepper,[3] oba gleih a vier af oanmol, däs is z viel!" A so sogg da Grasnitzer Pforer, weil mar ah an Gspoaß hobn muaß.

Endla sein s obn. Vorn Haus afn grean Onga[4] broatn s eahneri Schaltüacher[5] auf, setzn sih drauf, wischn eahner in Schwitz[6] oh und sogn: „Worm is s! — Da Glosangadi legg sih gor hin noch ollaläugs. Guat is s liegn, wan mar a wenk müad is und sein oagni Schwarn gspürt. An etla schaun in jungen Knechtn zua, de selm ent[7] af da Wiasn Fuader mahn[8] und bar eahner schwarn Orbat long nit a so schwitzn, wia die Herraschn ban Rostn afn Onga. Da Pfora steht ban Eschbam und zielt mit sein Spektivi[9] af Grasnitz aussi und za sein Pforhof. Hiaz hat ern, vor da Thür steht Oani — a rechts Glück, daß a Spektivi nit losgeht. Die Bracher Boderin[10] legg ihri Bochereien aus: Germstritzl, Zimatkipfel, wer ara mog sul zuagreifn. Da Boder[11] schlaggramentirt mit seina Weinfloschn um — hot an süaßn Schmiedsberger diner, hot ober intawegn in Stopelziacher valorn und hiaz kon er in d Floschn nit eini. Da Martinsbocher Lederermoasta will sih Oani onstopfn, oba sei Weibl kent u und sogg, er sult ehanta wos in Mogn steckn; s Rachn

[1] in einem fort, [2] Athem, [3] sein lebtag, [4] grünen Anger, [5] Plaids, [6] Schweiß, [7] dort drüben, [8] Futter mähen, [9] Perspektiv, [10] Arztin, [11] Arzt.

war in gsündaft, wan ma wos that essn und die Pfeifn mit somt n Tabak in Ofn wurf. A por Frauna[1] thuan mitn Kindern um, de überoll umanondlafn, in olln Grössn, Modeln[2] und Forbn, Buabn und Dirndln, und ah selchti, wo ma sih nit auskent, weil s noh s Kloankinderröckl onhobn. — Wir a Mensch na so viel kloani Kinder hobn kon!

Hiaz steigg der Wulfbaur daher, a rührigs Mandl, apferlrothi Wangerl, blüalweissi Hor und lacherladi Aeugla[3], daß ma n gern onschaut. A grossi Milchschüssel trogg er daher und sa gwegn[4] und gschickt, daß ma gsiacht, er is s gwohnt. Aftn bringg er an ends Loab Brot, in an grean Thaler an esels Budastritzl und an Mostkruag.

„Wo is dan d Wulfbäurin?“ frogg da Lederermoasta.

„Wulfbäurin is koani,“ sogg da Wulfbaur und mocht mitn Messerspitz a Kreuz afn Brotloab, ehs er n ongänzt.

„Hot dan da Wulfbaur ka Weib?“

„Nia koans ghobb,“ sogg da Baur.

„Jo oba — wos is s dan mit den kloan Gsindl do?“

„Mit den kloan Gsindl do is s noh nit gor viel“, sogg da Baur.

„Thuat dan do herobn af der Olm da Gott Voda Mirakel wirkn?“ frogg hiaz da Boder.

„War a so, war a so!“ moant da Baur. „Mei Gad, die Kinder gfulgn holt überoll aus.“ Dabei schneidt er Brot in d Milchschüssel. „Ih hon ara,[5] wan ihs oll zsomroat,[6] hasn[7] a por Duzad. Sein go nit mehr oll dahoam.“

„Wia geht dos zua?“ frogg da Pforer.

„Uh — nix,“ sogg da Baur. „Inser Hochwürdn Pforer z Labdorf woaß s eh. — Wia sie s holt daherbringen, die kloan Wangerln.[8] As vageht ka Johr, oft nit amol a holbs, daß ih nit amol in da Morgnfruah vor meina Hausthür s Körberl find, und a kloans Wuzerl[1] dina. Wia s holt scha grothn af der Olm und liegend um.[2] Daß da Himelvoda grod dan ormen Leutn go sa freigäbi is, woaß mar eh; na daß er in unrechtn Sock dawischt, is schod. — Nau, sa bringen sie s holt nochha za mir, daß ih eahners aufheb und aufzücht.“[3]

„Findelkinder?“ frogn die Gäst.

„So wos, jo,“ moant da Baur. „Sein ba mir so weit ah guat aufghebb. Schlecht gehts ma nit und für mih selba brauch ih nit viel. Bau ih ma holt in Gottsnom mei Himelsstiagn mit lanta kloan Kindern. Hauppsoch is, daß s gsund sein, brav bleibn und wos lernen. Seins amol groß, so hon ih rechtschoffni Orbatsleut. D Mohder selm entn[4] — festi Kampel! Hot eahm ah da Kaiser schon a por davon ausgsuacht. Lanta Wesn, de in Körberl za meiner Hausthür sein kema. Jo Leutl, thuats essn! Wer koan Löffl hot, der reck in Stiel af d Höch!“[5]

Af den Gspoaß lochn s und aft hebns on zan schaufeln.

„Lerna lossn werds in Kindern wul nit viel kina,“ sogg da Boder, der sei Floschn daweil af d Seitn gstellt hot; wird ihr in Proceß scha noh mochn.

„Freili nit,“ moant da Baur, „holt na gleich a wenk lesn, schreibn und rechnen.“

„Wo lernen s dan dos?“

„Jo, in da Schul,“ sogg da Wulfbaur.

„Do af der Olm herobn?“

„Ah, do herobn hobn ma ka Schul. Af Labdorf gehn s aussi.“

„Den weitn Weg!“

„Eh wohr, daß er weit is,“ gibb da Baur zua. „In Sumer gehts on, do is da Tog lonk. Ober in Winter!

[1]Frauen, [2]Formen, [3]lächelnde Aeuglein, [4]gleichmäßig, sicher, [5]ihrer [6]zusammenrechen, [7]beinahe, [8]Geschöpfchen.

[1]Kindchen, [2]in der Umgebung, [3]aufbewahre und erziehe, [4]die Mähder dort drüben. [5]sprichwörtlich.

Wans schneibb und gaustert,[1] s Pfod vul Schnee, d Steg und die Bruggan vul Eis — do ploggs. Muaß imeramol a so a siebn an ocht Johr olts Hascherl[2] ba da Nocht aus und ba da Nocht hoamgehn. Früaherer Zeit amol hon ih an grossn Hund ghobb. Der is mitn Schulkindern gongen; in Schulsock mitn Mittogsbrot um an Hols is er vorausgwodnt[3] in tuifn Schnee, und s Büabl oder s Dirndl, wos s aft gwen is, hint noch. Nochha daußt z Labdorf hot sih da Hund ollamol vor s Schulhaus hinglegg und hot gwort't, bis Nochmittog d Schul wieder aus is, nocha seins wieda hoamgongen ollzwoa. Do is kan Ongst gwen, er hots fleißi hoambrocht. — Is mar ollaweil noh load um an sebin Hund, daß ih mit eahm Maleer ghobb hon."

„Wos is n dan gschechn?"

„Da Jager hot ma n zsomgschossn. — Oba thuats doh essn, thuats essn! Ih loß scha noh nochfülln. D Milch fahlt sih nit[4] af der Olm. — Do war a Buda. Nar ongreifn, Her Pfora!"

„An ausgezeichnete Butter!" sogg da Pforer und schmirt eahm a Batzl af die Brotschnitn.

„Oba sa thua sih da Wulfbaur doh awenk zan uns setzn!" sogg da Lederer.

„Na, ih thua liaba stehn," moant da Baur. „Wan ih mih inta Togs niedersetz, wern ma gleih d Läuffeln[5] star und kon nochha wulta hort af d Höch."

„Und wia mochts as dan hiaz mitn Schulkindern, in Winter, wans recht schneibb und wetert?" frogg die Boderin und foalt in Wulfbaurn a Zimattipfel on.[6]

„Donk. Mir thuats hiaz nit noth," sogg da Baur. „Mei Gad, wia mochn ma s? Muaß holt wer mitgehn. Die Grössern gehn wul aloan. In da Früah gibb man eahner a Latern mit, ban Hoamgehn brauchn sie s ah wieder, wan s as nit zsomschlogn."

Die Heraschn schaun sih na gleih a so on und aft sogg da Boda: „Dos, meini Leut, dos hoaß ih die Bildung theur kafn! Wir wissn nix."

„Ban ins is s eh noh nit sar aus," drauf da Baur. „Oba die ormen Leut, de imer völli ka Gwond hobn, koani guatn Schnuach, ka Mittogsbrot mitzuehma! Und müassn doh ah in d Schul!"

„Ban uns," moant da Boder, „is schon a Gschrei, wan die Kinder in schlechtn Weter unter an Regnschirm die por hundert Schriat bis zan Schulhaus mochn müassn. Wia s n Kindern in Gebirg geht, de ba Nocht und Nebel, in Sturm und Frost den stundnweitn Weg olli Tog neug austretn müassn, oft holb derfroren, bis af die Brust versinkn in Schnee, und da Hunger dazua! — Mir wissn nix."

„Vor an Johr hät n mar eh bol Unglück ghobb," redt da Wulfbaur. „Hots in Odvent an geldin Schneehaufn aussagschütt;[1] selm wia s afn Leitensotl in Postwogn hot vawaht und in Wossererwold ara funfzehn Hirschn dahunert sein. Da Weg nochn Grobn aussi is sa weit ausgfohrn, weil da Tamelbaur Sogbloch[2] führt; sa schick ih mein Buabn in d Schul. In neuntn Johr is er und sogg, er wult schon alloan gehn. Hiaz amal af d Nocht, as wird finster, as wird spot, as hebb wieder on zan schneibn und as kimbb da Schulbua nit hoam. Zerst wort ih und wort. As wird Zeit zan nochtmohlessen, zan schlofngehn, und da Bua kimbb nit. Hiaz leg ih meini Schneestiefel on und in Pelz und geh n suachn. Ih schrei und los — und hör nix. Ih geh nochn Wosser aussi; däs is frei gonz übereist; is guat, denk ih ma, kon neambb einsolln. Daußtn ban Thol-

[1] stöbert, [2] armes Wesen, [3] gewattet, [4] mangelt nicht, [5] Beine, [6] lädt ihn ein.

[1] gewaltigen Schneehaufen geschneit, [2] Blöcke für die Brettersäge.

baurn-Häusl weck ih die oll Tholbäurin auf: wo s[1] nix gsechn oda ghört hät va mein Schulbuabn? Jo, soggs, vabeigongen is er, hoamzua, ober um a Trum[2] späta wia sist, holb dafrorn hot er ausgschaut und still dahergwoant. Hätn noh nochgschrian, die Olt, er hät oba va lauter Wind und Wahn nix ghört. — Nan, guati Nocht! denk ih ma, dos kon sauba wern, wo is hiaz da kloa Bua? — Ih pfät't[3] eilends wieda zrugg, frog ba da Tamelbaurn Kuhlstot zua und weiter obn in Wold ba da Hulzknechthütn. Neambb hot in kloan Buabn gsechn. Ih ren weita, scha da Schwitz[4] rint mar übers Gsicht va lauta Lafn und Aengstn. Schneibn thuats, as wia wans an Betla hät zrissn,[5] selchli Fetzn! s Pfod[6] is vawaht und ih hon saggrasch z thoan, daß ih weitakim. Do gspür ih af oamol wos inter mein Füaßn in Schnee. Au, denk ih, do hobn d Sogblochführer an Binggl oder wos ohgschüit. Ih wüahl eini und greif a Hond." —

„Jessas und Josef!" schrein d Frauna, „da kloan Bua?"

„Freilih is ers gwen," sogg da Wulfbaur.

„Doh nit — scha z spot?"

„Weit war s neama gfahlt gwen," sogg der Baur. „Is scha bockstar gwen über und üba. Ih, vasteht sih, reiß n aussa, beidln,[7] reibn mit Schnee, wikln in mein Pelz und wolgn[8] hin und her mit olln Gwolt,[9] bis er zan eahm selba kimmb."

„Unsa liabi Frau sei Lob und Donk!" schreit d Lederermoasterin.

„Jo wuhl!" sogn die ondern Frauna.

„Is long krouk gwen, af dos, da kloa Bua," redt da Wulfbaur weita. „Hobn an nochher ah ausgfrogg, wia s hergongen is. In der Schul hot er selm[1] bleibn müaßn, aus Strof, weil er in da Fruah an etlamol z spot is kemen. Erst wias finsta wird, derf er hoamgehn. Zerst in Weg valorn, nochha müad und mot worn, daß er hot liegn bleibn müaßn. — Ih bin sist a guata Lopp, oba selm, wan ih in Schulmoosta ba mir ghobb hät! Gwiß noh nit long z Labdorf, sist hät er s Gebirg müaßn kena. Nan, er kimmb nit einer[2] und ih nit aussi und hon an noh gor nia gsechn. — Den, wan er amol in Winter aus und ein gehn müaßad noch unsern Grobn, den gunad ih s!"[3]

Die Heraschn blemaschn[4] oanonda so a wenk noch da Seitn zua und ah gegn an glosaugadn Mon hin, der scha long still af sein Schaltuach dogsessn is und nix gessn und trunkn hot. Der steht hiaz auf, stellt sih hin vorn oltn Baurn und sogg: „Wulfbaur! Auf a por Wort. Ih möcht mei Beicht verrichtn. Ih bin der Schullehrer z Labdorf. Ih kon mih wul noh erinnern; es is, wia s dazählt hobs. Enka Bua is sist a fleißiga Schuler gwen, oba holt olli Tog zspot kemen in d Schul. Da hobn die Ondern gschrian: Wegn worum derf dan grod da Wulfbaurn-Bua z spot kemen und mir nit? Do hon ih müaßn a kloans Exempel mochn. Wan ih den weitn und beschwerlichn Weg kent hät, wir ihn heint ken, s wär natürlih nit gschechn. Ih hät enkern Buabn vielmehr ols guats Beispiel aufstellt. Ka grösseri Ehr gibt s nit für d Schul, as wia wan a liabs Kind auf weitn schlechtn Wegn zan ihr kimt, as wia zan an Gnodnbild. — Und nochher wos ih do von den Kindern in Wulfbaurnhaus ghört hon, de ihr in Christenliab aufnehmts und erziachts, dos is ma z Herzn gonga. — Wulfbaur, ihr seids ein Ehrnmon! — Gott hot euch den Knabn wieder gsund wern lossn, so gebts ma

---

[1] ob sie, [2] eine Weile, [3] trete Pfad im Schnee, [4] Schweiß, [5] sprichwörtlich, [6] der Pfad, in Mundart sächlich, [7] schüttle ihn, [8] wälze ihn, [9] (männlich).

[1] damals, [2] herein, [3] dem würde ich es gönnen, [4] die Herrschaften blinzeln.

jetzt d Hond. Gebts mir d Hand und trogts ma nix noch!"

Olln is s Wosser in Augnan gstondn, wia sie s ghört und gsechn hobn, daß da Schullehrer gor so herzlih redt, und wia n hiaz der olti Mon d Hond roacht.[1] „Mih gfreuts, mih gfreuts!" sogg da Wulfbaur. „Wan mar a Mensch a so kimb, do kon ih nit meh harb sei. Gott Lob und Dont, doß s guat ausgongen is. — Oba sa thuats doh essn und trinkn, Leutl. Ges hobbs noh an storkn Ruck, bis s hoamkembbs. Gsegn enks Gott!"

„Und hiaz!" sogg da Boder, „her mit da Weinfloschn! Is scha da Stopelziacher bau Teuxl, sa drah ih ihr in Hols um. Wulfbaur! An guatn Trunk af a longs Lebn!"

[1] reicht.

Compromittiert.

Skizze von Blanche-Andresen.

Sie saß allein in dem großen, menschengefüllten Saale, in dem es durcheinanderwogte, rauschte und zwitscherte von Intimen, Bekannten und Liebespärchen, die sich glücklich in Fensternischen zusammengefunden und unter den schirmenden Fittichen einer Freundin oder hinter den nachsichtig fortblickenden und absichtsvoll zerstreuten Augengläsern eines Freundes die Erlebnisse jüngst vergangener Tage oder kommender Zusammenkünfte verhandelten. Allein, ganz allein, sie lehnte den Kopf mit den müden schönen Augen zurück gegen die Lehne des Fauteuils, den sie zwischen den zu beiden Seiten des Saales hinlaufenden Säulen gefunden, sie schloß die Augen, ließ sich von dem Geräusch der lärmenden Stimmen umgaukeln und träumte. Verlassen — vergessen! Es verspürte Keine die geringste Lust dazu, sich als Trösterin ihr zuzugesellen, dafür hatte sie von jeher allzuwenig Sympathie unter den gleichalterigen Damen der Gesellschaft wachgerufen. Denn „Herrenliebling" hatte man sie getauft und keine hatte sie um den Titel beneiden wollen. Sie war den Harmlosen zu pikant, zu beobachtend, zu sarkastisch, zu selbstbewußt gewesen, sie machte kein Hehl daraus, wie wenig Interesse die Tagesfragen der Halsbänderchen, der Tüll-Illusion- oder Spitzenkleider, der modernsten Hutform oder des beliebtesten Straußwalzers ihr abgewannen. Sie haßte die Singvögel und Duftwellen, mit denen ihre Genossinnen sich umgaben und kannte trotzdem das Gemisch von Kleinlichkeit und Sentimentaliät so erschreckend genau, sie verstand es so köstlich, die Sprache der Fräuleins nachzuplappern, daß der Schwarm ihrer Verehrer seinerzeit helle Herzensfreude daran gehabt, das konnte unmöglich gefallen oder zuvorkommende Güte in ihrem Verkehr mit den Opfern des feindlichen Lagers wachrufen. — So ließ man sie denn jetzt auch einsam sitzen, einsam unter den Säulen, die so oft auf ihre Balltriumphe, auf die Befriedigung niedergesehen hatten, mit der sie durch die Reihen der ihr bewundernd Nachblickenden geglitten. Mit diesen Freuden war es aus und vorbei, so sagte sie sich, wie sie durch die Wimpern hervor auf das Parquet niederblinzelte, über das ihre Füße so oft hingetanzt in blumen- und bändergeschmückten Ballschuhen mit Perl-

agraffen, Silberschnallen, aus Goldlack, Atlas oder Sammt — wie es ihre Augenblickslaune gerade gefügt, denn Schuhe waren die einzige Luxusschwäche, der sie unterworfen. Sie hatte bis vor wenig Stunden eine ganze Reihe solcher Ueberreste verklungener Ballherrlichkeit daheim unter ihren Reliquien stehen gehabt, rosenfarbene, feuerrothe, weiße, himmelblaue, eine ganze Iris übereinand gethürmter Schuhzwerge — und hatte sie gerade heute mit ihrem sonderbaren Lächeln gemustert und dann der Friseuse den Auftrag gegeben, sie zu verkaufen. Sie lächelte noch lange, nachdem die geschwätzige Haarkünstlerin verschwunden, sie notierte lächelnd die Summe, die sie erhalten, in der Rubrik „Einnahmen" ihres Contobuches und sprach, nachdem sie den leeren Schrank zugeklappt: „Soviel Ballast weniger auf der Reise!" Das war Alles. Sie war nicht nervös.

Die Geschichte ihrer verkauften Ballschuhe war ihr wieder eingefallen, als sie unter dem Kronleuchter saß, der trauernd seine unerleuchteten Arme in die zu den geöffneten Fenstern eindringende Februarluft hinausstreckte. Von der Straße herauf scholl der Lärm musicierender Maskenzüge, Peitschenknall, Lachen und Rufen. Ein betäubendes Durcheinander.

Es war am Faschingsdienstag und ein Theil der besten Gesellschaft hatte sich eben in dem Saale, der seine arabeskenbetünchte Decke ihr zu Häupten wölbte, zusammengefunden, um von seinen Fenstern aus dem Treiben zuzusehen.

Wozu war sie eigentlich gekommen? geblieben?

Als sie eintrat, waren sämmtliche Plätze besetzt. Man hatte die hohe Gestalt verstohlen gemustert, wie sie suchend vorüberschritt, ohne zu grüßen, ohne Jemand zu beachten. Sie war Allen so entfremdet, sie schien die Gesichter ihrer einstigen Verehrer vergessen zu haben, diese selbst fühlten sich „geniert," eine „längst vernachlässigte Bekanntschaft" wieder „anzuknüpfen," und so war es gekommen, daß Niemand ihr einen Auslug eingeräumt oder einen solchen zu finden behilflich gewesen. Und sie hatte sich achselzuckend in den Hintergrund zurückgezogen.

Vor wenig Wochen noch — welcher Unterschied?

Sie wußte selbst nicht mehr recht, wie es damals gekommen, daß alle Flügelthüren vor ihr aufgesprungen, überall ein Sopha für sie bereit stand, allenthalben Blumensträuße ihrer harrten und jedes entblößte Haupt vor ihr eifrigst bemüht war, ihrem Erinnerungsvermögen zu Hilfe zu kommen.

War ihre Schönheit verblaßt? Ihr Vermögen verringert? Ihr Geist versprüht? Hatten denn die damaligen Huldigungen wirklich nur der strahlenden Folie ihr zur Seite, weniger ihrer eigenen begehrenswerthen Person gegolten?

Traurig! Traurig!

Wieder lächelte sie vor sich hin.

„Darf ich?" fragte es plötzlich an ihrer Seite.

Sie wandte sich überrascht um.

„Oh!"

Also doch noch Einer, der nicht abgefallen. Der junge Mann mit den kurzsichtigen, arroganten Augen, den Niemand leiden konnte seiner scharfen Zunge und seiner rücksichtslosen Manieren wegen. Eine gesellschaftliche „Unmöglichkeit" wie sie. Ein Schicksalsgenosse! Die arroganten Augen blickten sonderbar auf sie nieder. Sie wußte, er hatte sehr schlecht von ihr gesprochen, Carricaturen ihrer Person entworfen, Spottverse auf sie gedichtet, ihr Spitznamen beigelegt und sich ihr in den Tagen ihres Glanzes möglichst ferne gehalten. Nun kam er, da sie verlassen und sah mit seinen sonderbaren Augen auf sie nieder, wie Jemand, der die Welt durch eine unerwartete Offenbarung zu überraschen gedenkt.

Er kauerte neben ihr auf einem Tabouret und streckte ihr die Hände

entgegen. Schmale, weiße Hände mit wunderbar dünnen Fingern, die nervös um die ihren zuckten und sich anfühlten, als vermöchten sie trotz ihrer Weiße und Schlankheit Eichen zu zerbrechen und durchgehende Pferde zu bändigen. Sie sah forschend in sein Gesicht, es blickte so hochmüthig und bleich zu ihr empor, eine gerade schmale Nase, geschlossene Lippen, ein langer, zerzauster Schnurrbart und nahe zusammenstehende Augen, über denen die Brauen böse ineinanderliefen.

„Fürchten Sie sich vor mir," begann er zu sprechen, „ich bin kein beutegieriger Reporter und kein von Ihnen ehemals Beleidigter, der sich heute durch Mitleidsbezeugungen rächen will. Erinnern Sie sich noch meines Namens? Es ist lange her, seit ich die Ehre hatte."

„Sie haben Ihr Möglichstes gethan, mir denselben von Zeit zu Zeit wieder erinnerlich zu machen."

Er lächelte verständnisinnig. „Dann hätte ich ja meinen Zweck erreicht."

Er wußte zu parieren, aber sie hatte keine Zeit mehr, auf gesprächliche Schlagfertigkeiten aufmerksam zu werden.

„Durch Ihre Liebenswürdigkeit," lächelte sie — er meinte ironisch — „haben Sie etwas vor den Anderen vorausgewonnen. Ich reise morgen ab und Sie dürfen der Erste und Einzige sein, der dies erfährt und ein Adieu zu hören bekommt."

Sie sah erstaunt, wie sich die weißen schönen Finger, auf denen ihr Blick von ungefähr haften geblieben, leise ineinander krallten.

„Reisen," sprach er ihr dann wie mit Selbstüberwindung nach, „freilich, — auf kurze Zeit, das Beste, was Sie thun können in Anbetracht dieses — Zwischenfalls. Sie werden sich zerstreuen, vergessen, neue Eindrücke sammeln, ich halte Sie für einen elastischen Charakter. Können Sie weinen?" fuhr es ihm heraus.

Sie lachte — „Wie komisch! schon seit Jahren nicht mehr! Nicht einmal" — — das war beinah Roheit. Das hatte an die Stelle gestreift, wo die unverheilte Wunde brannte.

„Nicht einmal," fuhr sie fort, „als Fürst Hagen aus Furcht, die viel besungenen Rosenketten Hymens möchten sich für ihre Vielbesungenheit durch immer drückender werdende Schwere speciell an Seiner — Durchlaucht rächen, seine Beziehungen zu mir löste und mich, die Compromittierte," — wie das Wort zwischen den weißen Zähnen zischend hervorkam — „dem Mitleid, dem Gespött und der — Wißbegierde meiner Umgebung preisgab. Nein, da habe ich nicht geweint. Da nicht! Da nicht!"

Sie saßen eine Zeit lang schweigend nebeneinander.

Von unten erschollen die Rufe der Käufer, die Veilchen, Confect und derlei Wurfgeschosse feilboten. Veilchen — ihre Lieblinge! Er wußte es. Einige halbwelke Blauköpfchen hiengen aus der Brusttasche seines Jaquets. Er zog sie hervor und drückte sie in ihre Hände.

„Verzeihen Sie," sagte er dabei.

„Was?"

„Daß ich nicht gleich daran gedacht, Ihnen diese Blumenkinder zu Füßen zu legen."

„So? Ich dachte, Sie entschuldigen den Umstand, daß sie über die erste Frühlingsfrische hinaus sind. Desto besser passen wir zusammen, nicht wahr, Veilchen?"

Er ließ den Blick musternd auf ihr ruhen.

Sie war sehr schön und doch verschwanden all ihre anderen Reize gegen die übermächtige Gewalt ihrer Augen. Sie zogen die Herzen an, wie die Flamme das Insect. Ihre schönen, flimmernden, verachtenden Augen — sie waren schön, oh so schön! sie bebelebten das zarte Gesichtchen so wunderbar in ihrer brennenden Schwärze. Ein Lied fiel ihm ein, in dem von

einem Verliebten die Rede, der da schwor, er wollte, wenn ihn das Schicksal zum Stellvertreter Petri gemacht hätte, für einen Blick seiner Holden im Vatican den Glauben verläugnen.

„Se fossi papa per quest'occhi belli
In vatican rinnegherei la fede“ . . .

„Compromittiert,“ sprach sie vor sich hin.“

„Und wenn auch?“ fuhr er wild auf. „In wessen Augen stehen Sie gebrandmarkt da? Gilt Ihnen die Menge, über die Ihr Blick so unwiedergeblich gleichgiltig hinstreifte, als das Geschick Sie auf die Höhe getrieben, denn auf einmal auch nur so viel, als ein Seufzer wert ist? Was haben Sie denn verbrochen oder verloren? Oh, ich will nicht declamieren, aber ich vertrage es nicht, daß Sie sich schlecht und klein machen und herabsetzen, wo Sie doch so groß, so königlich vornehm dastehen, daß es mich wie in einem Schwindel vor Sie hinreißt, daß ich den Saum Ihres Kleides in Anbetung küssen möchte, ich, der durch undenkbar lange Jahre in der bösen großen Welt gelebt, der ernüchtert, erkältet, angeekelt, an Allem verzweifelt, bis ich Sie traf und mein Herz auf immer und ewig verlor.“

„Und Sie sprachen doch so schlecht von mir.“

Wie Sonnenschein leuchtete es in seinen Zügen auf — all der Hochmuth, all die Abstumpfung, die darin versteinert schienen, ergriffen die Flucht vor diesem kindlich vergnügten Lachen.

„Ich wollte, daß Sie sich über mich ärgern sollten. Sie hätten mich ja sonst ganz aus den Augen verloren und ich wußte ja, im Geheimen freuten Sie sich sogar meiner Unarten. Es ist nicht lange her, da zählte unsere Gesellschaft noch zwei Gamins, einen liebenswürdigen, der aus naivem Uebermuth, und einem grundverderbten, der aus Herzensbedürfnis Unheil stiftete. Sie haben mir schon aus altcollegialen Rücksichten verziehen, nicht wahr? Es gibt ein Märchen von einem schwarzen und einem weißen Schafe. Darf ich es Ihnen erzählen?“

Er rückte bedenklich nahe. „Das weiße Schäfchen fiel in die Klauen eines bösen Wolfes, der sich eben daran machte, ihm das seidene Fell über die reizenden kleinen Ohren zu ziehen. Da kam ihm von ungefähr ein fetterer Bissen in die Fänge, oder er witterte den Schäferhund, oder — kurz er ließ die Beute fahren. Das weiße Schäfchen weinte anfänglich, das heißt, es weinte nicht, es hatte das Weinen verlernt, weiße Schafe weinen überhaupt nicht, es liegt nicht in ihrer Natur — aber es grämte sich bitterlich, denn der Wolf hatte viele prächtige Ordenssterne um den Hals gehängt getragen, die ihm gar gut gefielen, und dann schämte es sich vor den Mitbrüdern und Mitschwestern seiner Herde, die es ob seiner Vertrauensseligkeit und Herzenseinfalt verspotten wollten. Als es nun so einsam abseits im Dunklen kauerte, kam ein pechschwarzes, garstiges Schaf einher, das sagte: „Guten Morgen!“

„Nein! Darf ich?“ — Wie ihre Augen lachten, ihr selbst unbewußt.

„Guten Morgen,“ fuhr er unbeirrt fort; „ich habe Dir Böses angethan, so oft ich konnte, ich habe Dich mit Stichelreden verfolgt und hohnvolle Bildnisse und Gleichnisse Deiner Person gezeichnet. Ich habe Dir meinen Haß auf alle erdenklichen Weisen gezeigt und konnte Dir doch nicht so nahe kommen, wie ich gewollt hätte, des verwünschten Wolfes wegen. Nun ist er fort und Du bist schutzlos und verlassen; nun stellt sich mir nichts mehr hindernd in den Weg, nun will ich das Maß füllen und werde Dich — “

„Auffessen!“ ergänzte sie kopfnickend.

„Nein — heiraten. Es ist beinah dasselbe,“ fügte er entschuldigend hinzu.

Wieder herrschte ein langes, langes Schweigen zwischen den Beiden. Sie hielt die Augen gesenkt und er suchte

klopfenden Herzens durch ihre Wimpern zu dringen, um einen Blick zu erhaschen, der ihm sagen sollte, ob sie zürne oder nicht.

„Das ist ein Nachmittag!“ seufzte sie endlich — „so überraschend, toll und krausverwirrt — mir scheint, ich träume. Wollte das Schicksal, dem wäre nicht so!“

Er wollte aufjubeln.

„Nein, nein!“ wehrte sie ängstlich. — „Ich wollte nur sagen, es thäte mir unsagbar weh, die neugewonnene Erkenntnis wie ein Trugbild schwinden zu sehen.“

„Welche Erkenntnis?“

„Daß es noch herzensgute Menschen auf der Welt gibt, denen das Elend Anderer nahegeht und die sich aus Sympathie selbst nachstürzten, um das Los des bemitleideten Gegenstandes zu erleichtern.“

„Mitleid und Herzensgüte, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß Jemand diese beiden Eigenschaften mit meiner Person in Verbindung bringt,“ sprach der Mann verblüfft und anerkennend.

Das gab den Ausschlag. Sie lachte, lachte, lachte — die Federn ihres Capottehütchens zitterten — hatte die Welt jemals ein solches Kunstwerk von Capottehütchen gesehen? — daß die Blumen an ihrer Schulter verwundert die matten Köpfe hoben, um zu sehen, was da so plötzlich einen solchen Heiterkeitsausbruch wachrief.

„Sie großes Kind!“ Ihre Stimme legte sich wie ein Gespinst um seine Sinne.

„Es bleibt also dabei — Sie reisen?“ fragte er zögernd.

„Ich weiß ein Thal, wo die ärgsten Schmerzen vergehen, wo wunde Herzen heilen und der Lebensüberdruß entschwindet. Es ist ein entlegenes Gebirgsthal, zwischen hohen Bergen gebettet. Ich weiß dort ein Häuschen, das in Rosen vergraben liegt. Wenn ich aus den Fenstern der einen Seite sehe, sprüht mir die Kühle eines niederstäubenden Wasserfalls über die Stirne. Ganz nahe rauscht ein Mühlrad; es schlummert sich so sanft ein unter den Klängen seiner uralten Weise. Auf der Rückseite nicken Kornhalme in die Fenster, dort brütet die Mittagssonne und die Grillen zirpen schläfrige Lieder. Im Herbst huschen Feldmäuse mit glänzend schwarzen Augen zwischen den Stoppeln umher und in der Luft fliegen Krähen und Dohlen und süße kleine Schwalben. Dort ist gut sein.“

Er lauschte mit großen Augen. Sie sah in diese Augen, von denen die jungen Mädchen sagten, sie seien widerwärtig insolent, ein leises Lächeln spielte um seine Lippen, es schien um „Weiter!“ zu bitten.

„Dorthin zieh' ich mich zurück. Wenn ich überhaupt noch jemals verwinden lerne, so muß es dort geschehen. Das Häuschen ist mein alter Vertrauter manchen Leides, mancher Enttäuschung. So krank wie diesmal war ich aber noch nie.“

„Und wenn Sie sich auf dem Wege der Besserung fühlen, wenn Ihr Herz in der alten Lebenslust zu pochen beginnt, dann schreiben Sie mir, daß ich kommen darf, mich an der günstigen Wandlung zu freuen und Ihr weiteres Geschick mitzuberathen, ja?“ fragte er.

„Weiße Schafe schreiben nicht,“ lächelte sie schwermüthig.

„Oh, aber sie pflücken ein Kräutlein von der Wiese, ein Blättchen von der Rosenhecke und bergen es sorgfältig in einer Hülle. Die Post besorgt das Weitere.“

Sonderbar! In welche Stimmung war sie gerathen, in welcher Verfassung rüstete sie jetzt zum Aufbruch! Es wehte kühl durch die offenen Fenster, sie zog ihre Jacke immer fester an und erhob sich.

„Wenn Sie jetzt in ihr Thal kommen, liegt dort noch Schnee. Wenn die Frühlingslüfte wehen, senden Sie mir die erste Blätterknospe, die

sich an den Bäumen zeigt;" redete er überzeugend in sie hinein.

Sie sah träumend auf ihn — Alles hatte sie verlassen, nur er nicht. Nein, er hatte sie aufgesucht, als sie einsam dastand, in den kostbaren Stoffen schauend, inmitten der Pracht ihres Reichthums arm, ach so arm.

„Wir wollen sehen," sprach sie zögernd, „es ist zu früh, eine bestimmte Antwort zu geben. Wiegen Sie sich nicht etwa in verfrühten Hoffnungen. Aber ich werde nie vergessen, daß Sie gut mit mir waren, da Niemand von mir wissen wollte." — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob sie die erste Blätterknospe gepflückt? Ob das weiße Schäfchen dem bösen schwarzen Schafe zuliebe am Ende doch noch gar schreiben gelernt und seine Aufforderung anders als symbolisch entflattern ließ? Ob die Knöpfe des mausgrauen Handschuhs, den er ihr gelegentlich jener denkwürdigen Unterredung entwendet, sich als untrügliches Orakelspiel erwiesen? — — — — — — — Ob jenes in Rosen gebettete Häuschen wirklich ein so ideales Rosenestchen für Verliebte, pardon, ein so günstiges Asyl für Leidtragende? Ob Dohlen, Schwalben und Feldmäuse beim Anblick zweier Arm in Arm dahinwandelnder Menschenkinder sehr runde Augen gemacht?

Ob sie wirklich so maßlos glücklich ist, wie sich die Leute im Dorfe erzählen? Er und sie, die „Compromittierte? . . . . . ."

Mit bestem Gewissen kann ich es Euch schwören: Ja!

Gesänge eines Berühmten.*)

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider.
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst Dem, dessen Herz Dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen Deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor Dir bekennt.
Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange." —

*) Hoffend, daß dem literaturkundigen Leser die Bestimmung des Namens nicht schwer fallen wird, unterlassen wir einstweilen die Angabe des Autors. Möglicherweise kommt Manchem eine kleine Gewissenserforschung über seine literarischen Kenntnisse nicht übel. Die Red.

Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räumiger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend schallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; Du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
Versuchend gieng er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.
Dies Kreuz war ihm zu groß und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht.
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Maß:
„Herr," rief er, „so Du willst, dies Kreuz sei mein!"
Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Verrathene Liebe.

(Neugriechisch.)

Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt;
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor;
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Der Gemsen-Jäger und die Sennerin.

Nimm mich verirrten Jäger,
Du gute Sennerin, auf!
Es lockte mich über die Gletscher
Die Gemse mit flüchtigem Lauf.

Bin fremd auf dieser Alpe,
Verlassen für und für;
In rauher Nacht verschließe
Nicht hart mir Deine Thür! —

Muß, Jäger, sie wohl verschließen,
Ich bin ja ganz allein;
Gar eng ist meine Hütte,
Für Dich kein Lager darein. —

Nur Schutz an Deinem Herde,
Ein Lager begehr' ich nicht;
Ich scheide, sobald die Gletscher
Sich färben mit röthlichem Licht. —

Und wenn ich ein Dich ließe . . .
O Jäger, laß mich in Ruh'!
Nachrede gäb's und Geschichten;
Was sagte der Hirt dazu? —

Der Hirt soll mich nicht hören,
Das, Gute, versprech' ich Dir:
Ich halte mich friedlich und stille;
Befürchte doch nichts von mir! —

Und willst Du Dich halten, o Jäger,
Ein stiller und friedlicher Gast,
So werd' ich herein Dich lassen;
Die Nacht ist zu grausig doch fast.

Sie öffnete leise die Thüre
Und ließ den Jäger herein;
Es loderte gastlich vom Herde
Die Flamme mit freundlichem Schein.

Und bei dem Scheine sahen
Die Beiden sich staunend an —
Die Nacht ist ihnen vergangen;
Der Morgen zu dämmern begann.

Wer ließ Dich ein, o Jäger,
Ich weiß nicht, wie es kam;
Nun röthet der Morgen die Gletscher,
Und meine Wangen die Scham.

O lieber, lieber Jäger,
So schnell vergangen die Nacht!
Auf, auf! Du mußt nun scheiden,'
Bevor der Hirt noch erwacht. —

Und muß für heut ich scheiden,
So bleibe, Du Gute, mir hold;
Hast keinen Grund zu weinen,
Nimm diesen Ring von Gold!

Ein Haus, das mir gehöret,
Dort drüben im anderen Thal,
Mein Stutzen, auf Gletscher und Felsen
Die flüchtigen Gemsen zumal:

Ich kann Dich ehrlich ernähren,
Du liebe Sennerin mein;
Und steiget zu Thal der Winter,
Soll unsere Hochzeit sein.

Don Quixote.

Noch ein Abenteuer,
Welches Ruhm verspricht;
Siehst Du auf dem Hügel
Dort die Riesen nicht?
Thurmhoch, mißgeschaffen,
Drohend in den Wind,
Welche anzuschauen
Fast wie Mühlen sind?

Mit Vergunst, Herr Ritter,
Kann ich da nur sehn
Mühlen, die im Winde
Ihre Flügel drehn.

Seien, feiger Knappe,
Deinen stumpfen Sinn
Diese Ungeheuer
Mühlen immerhin;
Hülle sich mit Trugschein
Zauberhaft der Graus,
Findet doch der Ritter
Sich die Riesen aus.
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Glaubt's mir, auf mein Wort.
Das sind echte Mühlen
Auf dem Hügel dort.

Dürft Ihr's Euch erfrechen,
Haltet mir nur Stand!
Strauß mit Euresgleichen
Ist mir Kindertand.
Einer gegen Alle,
Falsche Höllenbrut,
Und die Erde trinkt bald
Eures Herzens Blut.
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Hört mich doch nur an,
Mühlen sind's, nur Mühlen,
Wie ich schwören kann.

Süße Dulcinea,
Blick auf mich herab!
So der wackre Ritter,
Spornt den Gaul in Trab,
Treibet auf den Ersten,
Der da seiner harrt —
Und geschleudert stürzt er
Auf die Erde hart.
Lebt Ihr, guter Ritter,
Oder seid Ihr todt?
Aber that's mit Mühlen
Euch zu raufen Noth?

Sollte wer mich fragen,
Wie man Vieles fragt,
Ob es Riesen waren,
Wie der Herr es sagt,
Oder bloße Mühlen,
Wie es meint der Knecht:
Geb' ich unbedenklich
Unserm Ritter recht.
Mit den Herr'n es halten,
Bleibt das Klügste noch;
Was von solchen Dingen
Wissen Knechte doch!

Wert der Vergangenheit.

Eine Betrachtung von P. K. Rosegger.

Sollte unter obiger Bezeichnung etwa eine Würdigung der menschlichen Erfahrungen und Geschichte vermuthet werden, so wäre das ein Irrthum. Die vorstehende Betrachtung hat es vorwiegend mit dem Gemüthe zu thun, darum weiß ich auch nicht, ob das Wenige, was ich sagen will, genau so verstanden wird, als ich es meine.

Unsere Wünsche und Bestrebungen gehen auf die Zukunft los und wollen dann, wenn die Zukunft Gegenwart wird, ihr Genügen finden. Sie arbeiten und ringen heute mit einer Art heldenhafter Selbstverleugnung, um morgen die Frucht des heutigen Tages genießen zu können. Ja die Hoffnung auf diesen kommenden Genuß läßt uns die Qual des Erwartens erträglich finden, ja ist sogar imstande, die mühevolle Arbeit selbst zu einer Art von Genuß zu machen. Die vielversprechende Zukunft ist der Köder, der uns zu unermüdlicher, oft aufreibender Thätigkeit lockt, denn nur wenige Menschen arbeiten rein der Arbeit zuliebe; die das können, sind freilich die Glücklichsten, weil bei ihnen Arbeit und Genügen zusammenfällt; sie müssen ihr Heil nicht auf die Zukunft setzen, weil ihr Leben von der Gegenwart erfüllt wird. Im Allgemeinen jedoch liegt in unserer Vorstellung der Zukunft die Triebfeder unserer Handlungen, die Triebkraft der ganzen menschlichen Entwickelung. Die Zukunft ist also praktisch weitaus wichtiger als die Vergangenheit.

Ja, sie scheint sogar bedeutungsvoller als die Gegenwart. Denn manches Gut erscheint uns größer, so lange wir es hoffen, als wenn wir es haben. Um wie viel geringer müßte es erst sein, wenn wir es auch nicht mehr haben, wenn es vergangen ist. „Für das Gewesene und für das Gehabte gibt nicht einmal der Jud' etwas," sagt ein Sprichwort. Ja, wir sind sogar ärmer, nachdem wir ein Gut verloren haben, als bevor wir es besessen. Herabgekommene Menschen, die eine glänzende Vergangenheit hatten, sind die allerunglücklichsten. Wir denken in unseren guten Tagen viel zu selten an die Mahnung des Dichters:

Nicht an die Güter hänge Dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Jeder Mensch, er sei reich an Gold, oder an Ehre, oder an Gesundheit, oder an Liebe, an Freude welcher Art immer, sollte an jedem Morgen und an jedem Abende sich diesen Spruch vorsagen wie ein Gebet, damit er sich vorbereite, damit er gerüstet sei, wenn seine schöne Gegenwart in die Vergangenheit hinabgesunken ist. In diesem Gerüstetsein auf alle Fälle liegt das Geheimnis der Weisheit. Ist eine glückliche Vergangenheit für den nicht mehr Glücklichen schon peinlich, um wie viel mehr das erst, wenn die Vergangenheit Noth und Elend barg; dann ist sie schon gar verachtet. — So hat auf dem täglichen Markte des Lebens die Vergangenheit einen äußerst geringen Wert.

Ganz anders aber schätzt ein beschauliches Gemüth die entschwundene Zeit. Denn es kann Folgendes gesagt werden: Die Vergangenheit eines Men-

schen, deren er sich erinnert, ist das sicherste und reellste Gut, das überhaupt auf Erden gedacht werden kann. Die Zukunft mit ihrem idealen Inhalte ist noch nicht und der Mensch weiß nicht, ob er sie sehen wird. Die Gegenwart ist zwar, aber ihre Güter hängen von unzähligen Zufälligkeiten ab, können jeden Augenblick verändert, zerstört werden und sind für ihren Besitzer stets eine Quelle von Unruhe und Sorge. Anders die Vergangenheit, sie ist ein feststehendes, unveräußerliches Besitzthum in dem Gedächtnisse des Menschen, sie ist sein, so lange der Mensch denken, träumen, leben kann. Der, dessen Vergangenheit frei ist von Schuld, kann sich in ihr ergehen wie in einem Paradiese, sie wird ihm zu einem Reiche des Glückes.

„Was nutzen mir die Freuden, welche vergangen sind?“ fragt ihr. Und ich antworte mit der Frage: „Was schaden mir die Leiden, welche vergangen sind?“

Verklungene Musik kann ich in der Erinnerung wiedergenießen, ein vergangener Zahnschmerz bereitet mir selbst bei bestem Gedächtnisse keine schlaflose Nacht mehr. Werde ich auch trotz lebhaftester Einbildungskraft von einer längst genossenen Mahlzeit nicht mehr satt, so haben ihre Freuden doch stärkere Spuren in meiner Seele hinterlassen, als ein etwa darauffolgender Katzenjammer die seinen.

Es kommt freilich auch auf die natürliche Anlage eines Menschen an, inwieferne er die Vergangenheit in seiner Seele zu nutzen weiß. Der Schwarzseher wird sich stets nur an die Leiden und das Unangenehme seiner Vergangenheit erinnern, die Freuden und glücklichen Stunden werden seinem Gedächtnisse entschwunden sein, oder er wird solche unwillkürlich entstellen, so daß er zum Schlusse kommt, er habe sein Lebtag nur Schlimmes erfahren. Bei dem heiter angelegten Menschen wird das gerade umgekehrt sein, er wird nur immer von den Freuden und Genüssen seiner Vergangenheit träumen, das Bittere derselben vergessen haben oder es zum Guten deuten, so daß er immer nur von einer glücklichen Vergangenheit sprechen kann. Für ein solches Gemüth nun wird die Vergangenheit zu einem hohen, fast überirdischen Gute. Sie ist eine allen Fährlichkeiten entrückte ideal-reale Welt, ja, sie ist mehr als eine solche. Ideale wie wirkliche Dinge können schwanken, aufregen, täuschen, vergehen. Die vergangene Lebensepoche hat bestimmte, wirkliche Eindrücke in unserem Haupte hinterlassen und vermöge der abklärenden, alle Leidenschaften dämpfenden, alle Wunden heilenden Zeit ist in die Erinnerung an die Vergangenheit eine, ich möchte sagen künstlerische Abrundung und Ebenmäßigkeit gekommen, die uns eben wie ein schönes Kunstwerk berührt, wie ein Kunstwerk, dessen Gegenstand wir selbst sind.

Das sich Versenken in die Erinnerung seiner Vergangenheit, wie beschauliche Gemüther es in stillen Stunden pflegen, ist ein Genuß, den nur Wenige kennen. Denn es paßt so gar nicht in unsere ruhelose, der Zukunft mit Gier zujagende Zeit. Es eignet sich so gar nicht für Leute, die den Kampf um's Dasein mitzuringen haben und doch auch ein Weniges von den Schätzen erhaschen wollen, die in der Zukunft liegen werden. Zu denken, zu sinnen, zu träumen, das ist orientalischer Brauch, und die Weisen kamen aus dem Morgenlande. Im Abendlande herrscht nur die That, da wird ruhelos gearbeitet, oft gedankenlos angefaßt, sinnlos gewirtschaftet; wo es nichts zu bauen gibt, dort wird niedergerissen, denn nur That! That! und macht man's schon nicht besser, so macht man's wenigstens anders. Das Hauptmerkmal der heutigen Geschlechter ist die Bewegung um jeden Preis.

Es scheint also, daß die Menschheit sich verjüngt habe. Zu einem Theile mag's richtig sein; zum anderen

Theile aber deutet die unerhörte Hast, mit der heute gelebt, gewirkt und geplant wird, auf ein Fieber hin. Und wo Fieber ist, da ist eine Krankheit; auch der Greis geberdet sich in seinem Zehrfieber manchmal noch jugendlich frisch, bevor er an Altersschwäche stirbt.

Das sei, wie es ist. Ich für meinen Theil halte es mit den Ruhigeren, Sinnenden, Beschaulichen. Ich blicke nicht gern gegen Amerika, wo die Sonne untergeht, sondern lieber nach dem Morgenlande, wo sie aufgieng; nicht gerne nach der Zukunft, wo man stirbt, sondern lieber nach der Vergangenheit, wo man geboren wurde.

Man möge sich nur vor dem Vorurtheile befreien, als ob das Vergangene auch das Verlorene sei. Wie schon gesagt, ist unser vergangenes Leben erst recht unser Besitz, der freilich nur durch ein gutes Gedächtnis und glückliche Seelenstimmung vermittelt wird. Der Besitz ist so groß und real, daß er von unserer steuererfindungslustigen Zeit eigentlich besteuert werden müßte. Werden doch auch die Promessen besteuert, deren Güter in der Zukunft liegen, warum nicht auch das Gold großer, erhebender, freudiger, holder Erinnerungen, das in der feuerfesten Casse unseres Hauptes ruht. Mir z. B. ist die Erinnerung an meine Mutter unvergleichlich wertvoller als alles Andere, wofür ich heute stramm besteuert werde. Mein Heimatshaus auf der Bergeshöhe, wie es in meiner Seele dasteht in sommerlichem Sonnenschein, in brausendem Wintersturm, in lauschiger Mondnacht, dieses Haus mit seinen geliebten Menschen und trauten Hausthieren, mit Allem was dran und drum in unendlicher Mannigfaltigkeit lebt und webt — es ist mein Eigenthum. Obzwar es heute still und einsam steht, und von keinem Herrn behütet und von keinem Knecht bewacht nach und nach in seinem Moder zusammenbricht — es ist mein reiches, unveräußerliches, von keinem „Höferecht“ bestrittenes Eigenthum. Und steuerfrei! Das gleiche Eigenthumsrecht ist mir zugeschrieben über das Kirchlein von Kathrein am Hauenstein, wo ich noch Jahr für Jahr die seligen Feste der Kindheit begehe — in meiner Erinnerung. Das gleiche Eigenthum ist mir sicher gestellt für alle Häuser, die in jener Gegend stehen und in denen ich Leben, Lust und Lieb genossen, für alle Wälder und Wässer, für alle Berge im weiten Rund und für den Himmel darüber mit all seinen Gestirnen, die nicht einmal den Naturgesetzen unterworfen sind, sondern kreisen, wie ich will. Und liebe Menschen, die sie längst begraben haben auf den Kirchhöfen zu Kathrein und Krieglach, deren Reste längst fruchtbares Erdreich geworden für Blumen und Disteln — mir leben sie noch, leben in Jugend und Freude, wir necken und lieben uns, und so wird es bleiben. Und einen hochsommerlichen Nachmittag habe ich im Waldlande, da kommt des Weges heran — nein, das ist sosehr mein, mein Eigenthum, daß ich es nicht enthülle.

Aber nicht allein das sonnige, wonnige Glück, auch die Stunden des Leidens, die Tage des Schmerzes, die Jahre tiefen Wehes — sie sind mir theuer. Und wenn ich gefragt würde, was ich lieber missen wollte, das Leid meiner Vergangenheit oder die Freuden meiner Gegenwart, ich wüßte mich nicht zu entscheiden. Von den Freuden meiner Gegenwart weiß ich noch nicht, ob es rechte sind, ob sie haften bleiben werden in meinem Gedächtnisse als Perlen, die ich meinem Schatze einverleiben kann. Sie sind eben ein Gut, um dessen Besitz ich täglich ringen muß, für das ich noch zittere und dessen möglicher Verlust mir nicht aufkommen läßt den reinen Genuß, welcher ähnlich wäre jenem der Vergangenheit, den ich im Gegensatze zu dem irdischen, das selige Gut nennen möchte.

Unsere Vergangenheit ist ein Bau, den wir selbst aufgeführt haben und

in welchem wir nun gleichsam wohnen, an ihm immer noch weiterbauen, bis zum Giebel, welcher der Hügel des Grabes ist. Sie ist ein Ruhepunkt, eine Oase, auf die wir flüchten, wenn wir erhitzt und müde sind, und wo wir uns auf uns selbst besinnen. Ein Mensch, der sich immer nur sehen will, wie er ist, wird sich nie kennen lernen, er muß sich auch manchmal sehen, wie er war. Wenn es dir bevorsteht, daß du einen großen Treffer machen und nach Jahresfrist das Geld wieder verlieren sollst, so weißt du im Voraus nicht, wie du dich dabei gehabest und wie das enden wird. Du magst dir in der Theorie vornehmen, was du willst, du weißt nicht, wie du des Glückes und des Unglückes Herr werden wirst. Sollte dir aber in deinem früheren Leben einmal Aehnliches begegnet sein — ein jäher Gewinn und ein großer Verlust, und du besinnst dich darauf, wie du es überstanden hast, so weißt du auch für ähnlichen Fall dein künftiges Geschick. — So steht in unserer Vergangenheit — wenn wir lesen können — unsere Zukunft geschrieben. Und jene lehrt uns auch, diese zu würdigen.

Nicht Der weiß ein Glück zu schätzen, welcher es gewonnen hat, sondern Der, welcher es verloren. Und diese durch Verlust gewonnene Weisheit ist für sich eine Art von Glück.

Beeinträchtigt kann der Wert der Vergangenheit durch zwei Dinge werden: durch eigene, begangene Schuld und durch die Vergiftung des Herzens. Ueber erstere ist weiter nichts zu reden; die furchtbare Macht des bösen Gewissens ist sprichwörtlich. Sie wandelt süße Erinnerungen an die Vergangenheit zu höllischer Pein um. Es gibt Leute, die nur darum so hastig in die Zukunft hineinfliehen möchten, weil sie sich vor ihrer Vergangenheit fürchten. Aber auch Dem, dessen Gemüth von fremder Bosheit einst zerrissen und vergiftet wurde, ist die Erinnerung an die Vergangenheit vergällt; das herrliche Bild hat dunkle Flecken, während dort, wo zufällige Leiden waren, Thränen zu leuchtenden Diamanten geworden sind.

Meine Jugend war das, was die Welt herbe nennt. Und doch, wenn ich mir heute etwas recht Gutes anthun will, so schau ich auf jene Zeit zurück. Sie war wohl nicht ganz so, wie ich sie heute sehe; es sind — um nach Weltbrauch zu sprechen — bei jenem Schatze eben auch schon Zinsen dazugewachsen. So steigt der Wert der Jugenderinnerungen mit den menschlichen Jahren, um endlich den trübseligen Gebresten des Alters ein freundliches Labsal zu sein.

In der ersten Hälfte des Lebens pflegt der Mensch nach vorwärts zu blicken und in seinem Auge liegt Muth, Thatkraft, Hoffnung. Dann aber wendet sich sachte sein Haupt, und im ernsten Blick Enttäuschung und Ergebung schaut er nach rückwärts. Im Spiele des Kindes sieht er jetzt mehr Freude, als in der That des Mannes. In der Sehnsucht des Jünglings schaut er jetzt mehr Glück, als in dem Erfolge des Greises. Es mag das ja sein, weil uns ferne, unnachbare Gegenstände immer reizender dünken, als nahe, leicht erreichbare; allein wahr ist es auch, daß der Frühling mit seinen Blüten in alle Ewigkeit schöner bleibt, als der Herbst mit seiner Frucht.

Nun kann man's aber umkehren, und ich kehre es um. Der Frühling erscheint mir nie so schön, als wenn wir mitten im Winter an ihn denken, und die Jugend ist uns nie so lieb, so rührend lieb, als wenn wir sie uns vorstellen, da unser Haupt schon gebleichte Locken hat. Unsere Jugend kommt also zu ihrer wahren, von uns vollbewußten Geltung erst, wenn wir alt sind. Und also hat die Zeit für uns den höchsten Wert, wenn sie Vergangenheit geworden ist.

Da sitzt der Greis im Kreise seiner lustigtollenden Enkel. Er will ihnen Geschichten erzählen aus seiner Jugend,

er erzählt sie sich selbst und über seine längst vergangene Kindheit vergißt er der gegenwärtigen um ihn kreisenden, balgenden, jauchzenden! — Dann kommt ein letzter Tag. „Nur ein kleines Weilchen noch!“ so bittet er den Arzt, aber das Restchen seiner Zukunft wird Tropfen um Tropfen zur Vergangenheit und mitten in seiner Last preißt er das Stündlein der Erquickung, das er vielleicht gestern noch hatte. In Fieberträumen ruft er mit heller Stimme einen Namen, einen fremden Namen, den Niemand zu deuten weiß. Und der Gerufene war ein blühender, fröhlicher Mensch in längstvergangenen Tagen.

Endlich ruht er im Schreine. Die Erben zanken vielleicht um die irdischen Güter, die er hinterlassen hat. Das größte aber nimmt er mit sich, denn es ist unveräußerlich. Jeder muß sich seine Erinnerungen selbst anleben und im stürmischen Meere des Lebens selbst lernen zu schätzen den Wert der Vergangenheit.

Eine Thierversammlung.

Von Friedrich Hofmann.

Habe ich nöthig, die geduldigen Leser, welche die folgenden Seiten nicht geringschätzend überschlagen, um Verzeihung zu bitten, wenn ich ihnen versichere, daß ich die Sprache der Thiere verstehe? — Ich bin doch der Erste nicht, der seine unmündigen Brüder in Wald und Busch, in Luft und Wasser versteht.

Achilles verstand seine Rosse, Siegfried lauschte den Stimmen der Waldvögel, Franz von Assisi hielt sogar Zwiegespräche mit den Thieren und ich glaube, es versteht sie jeder, der sich Mühe gibt, ihre Sprache zu lernen. Sprache ist Ausdruck durch Ton, Miene und Geberde; und was die Thiere ausdrücken, sind ihre Gemüthsbewegungen, die von den unsrigen nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden sind.

Versuchet es, im Auge des Thieres zu lesen, die Seele aus seinem Tone zu hören, gebietet eurem Egoismus Ruh', und ihr werdet euch überzeugen, daß Siegfried keine übernatürlichen Gaben hatte.

Es war in der Nacht, in der die Engel einst den galiläischen Hirten die frohe Botschaft brachten. Zwischen den Pfählen litt es mich nicht, denn mir Junggesellen brannte kein Weihnachtsbaum und das Wirthshaus ist an diesem Abend ein unerträglicher Ort. So sah ich mich von faustischen Gefühlen hinausgetrieben in die thauige Nacht, in das Mondeslicht.

Zwei Elstern rissen alsbald meine Gedanken in die Wirklichkeit. Sie erzählten sich von einer wichtigen Versammlung, die in dieser Friedensnacht stattfinde, zu der sie gehen wollten, und, neugierig geworden, folgte ich ihnen vorsichtig von Weitem.

Endlich befand ich mich unter dichtem Gestrüpp am Rande eines mäßig weiten, kesselförmigen Waldplatzes, der, soweit ich im Zwielicht des halbverhüllten Mondes bemerken konnte, schon dicht besetzt war von jenen Geschöpfen Gottes, die unter freiem Himmel leben und die, wie uns die Mythologie der Juden versichert, keinen andern Zweck haben,

als um dem Menschen in jeder Weise zum Nutzen zu sein.

Mir blieb nicht Zeit, darüber nachzudenken, warum die Thiere mit ihren scharfen Sinnen den Menschen in ihrer Nähe nicht bemerkten; denn das Ohr wurde gefesselt von dem Gewirre der Stimmen, die es vernahm. Ich selbst war mausestill und suchte aus den Reden zu erhaschen, was möglich war, denn mir blieb kein Zweifel, daß sie eine menschliche Angelegenheit betrafen.

Ein stolzer Hirsch, den sie Edilo nannten, stand hinter einer gefällten Fichte und wurde von mir alsbald als der Leiter der Versammlung erkannt. Gerade eben hatte er dem an seiner Seite sitzenden Hahn ein Zeichen zugenickt, worauf dieser kräftig krähte und so schneller Ruhe und Aufmerksamkeit herstellte als die Glocke des Obmannes bei einer Wahlversammlung.

„In dieser Weise," sprach Edilo, „kann ich die Verhandlung nicht weiter gehen lassen. Die heilige Nacht, während welcher uns erfahrungsgemäß der Mensch in Ruhe läßt, ist zwar die längste des Jahres, aber dennoch zu kurz, wenn wir nicht mit Ordnung den Gegenstand besprechen. Ich habe Reinhart, den Fuchs, unsern klugen Genossen, gebeten, uns über die neueste Thorheit des Menschen Bericht zu geben, und er ist hiezu bereit. Er lag bis vor kurzem am Hofe eines Gastwirthes an der Kette und hat dort manches Gespräch der Menschen erlauscht und viele Kenntnisse erworben. Lassen wir also ihm das Wort und lachen wir späterhin über die Ungereimtheiten dieser Menschen, denn die Schadenfreude ist die einzige Genugthuung, deren wir uns für die zahllosen über uns verhängten Leiden erfreuen dürfen."

Reinhart sprang mit gewohnter Behendigkeit auf den Stamm, verneigte sich im Kreise und hub an:

„Liebwerthe Schicksalsgenossen! Der Gegenstand, von dem ich euch zu erzählen habe, betrifft zwar unser Loos nicht unmittelbar und verschlechtert es kaum; dies wäre auch eine Unmöglichkeit. Es zeigt uns nur neuerdings, daß diese Herren der Schöpfung ihre gepriesene Vernunft nur haben, um, wie einer ihrer Gescheidtesten sagte, thierischer als jedes Thier zu sein.

Die Väter der Stadt, in deren Bannkreis wir leben, haben also, wie manche von euch bereits wissen, beschlossen, daß jede menschliche Leiche aus Gesundheitsrücksichten binnen 10 Stunden nach dem Tode aus der Stadt geschafft und auf ihrem neuen Centralfriedhof bis zur Bestattung aufgebahrt werden müsse. — Sie halten es demnach für gefährlich für ihre Gesundheit, mit den Leichen ihrer Angehörigen zusammen zu sein, auch wenn diese nicht an sogenannten Seuchen verschieden sind. Zwar will ich nicht verschweigen, daß es auch Leute in jener Stadt gibt, welche die Meinung der Stadtväter nicht theilen. Allein sie befinden sich in der Minderheit und haben also Unrecht, wie ja die Menschen überhaupt den Glauben haben, daß Viele immer mehr und besseren Verstand hätten als Wenige.

Von einem der politischen Kannegießer, der in dem Gasthause, dessen Hof ich bewohnte, Stammgast war und stets so laut schrie, daß man es durchs Fenster hören konnte, weiß ich, daß sie im Durchschnitte für eintausend Einwohner jährlich an die dreißig Todesfälle haben, dies macht also für ihre hunderttausend Einwohner jährlich bei dreitausend Leichen; gewiß eine sehr ansehnliche Zahl.

Allein, was bedeutet diese Zahl gegen die hunderttausende von Leichen aus unserem Thierreich, welche diese Menschen das Jahr hindurch in ihre Stadt einführen, sie in alle Straßen, alle Häuser, endlich in alle Küchen vertheilen, um sie schließlich im Centralfriedhof ihres Magens zu begraben?

Und nun, liebe Genossen! werden diese ungezählten Leichen etwa auch in 10 Stunden aufgebahrt und in 24 Stunden etwa bestattet?

Weit davon! denn da den Menschen die Glieder unserer Brüder erst schmecken, wenn sie bereits in den Zustand der Verwesung eingetreten sind, da ihre schwachen Zähne nicht eingerichtet sind, die strammen Muskeln der Unsrigen zu zermalmen, noch ihr Magen sie so verdauen kann, so lassen sie die Leichentheile zuvor längere Zeit zum „Mürbewerden“ aufhängen. So währt es wohl acht volle Tage, bevor der geschlachtete Ochse seine ewige Ruhe in einem dieser zweibeinigen wandelnden Friedhöfe gefunden hat.

Und das ist noch wenig, hier mein betrübter Nachbar Lampe kann euch erzählen, wie lange seine Gattin, die bei der letzten Jagd getödtet wurde, am Wildpretmarkte aufgebahrt war, wie lange sie darauf in Gesellschaft eines zähen Auerhahns in der Speisekammer hieng, bis sich jener eigenthümliche Geruch einstellte, den die Menschen als Hautgoût lieben, wir aber als Verwesungsgeruch fliehen; vierzehn Tage waren es gewiß. Unsereins mit seinem beschränkten Unterthanenverstand begreift nun nicht, warum die Menschen ihre eigenen Leichen dermaßen fürchten, daß sie kaum abwarten können, bis sie kalt geworden sind, um sich von ihnen zu trennen, während sie blind sind für die Gefahren, die ihnen von den viel zahlreicheren Leichen unserer Brüder drohen.

Daß wir die Menschen auf diese Gefahr aufmerksam machen sollten, haben sie um uns nicht verdient; einzig das unwürdige Geschick, daß die irdischen Hüllen unserer Kameraden wochenlange auf der Erde herumwandern müssen, macht es uns zur Pflicht, auf Abhilfe zu denken.

Ich beantrage daher, nach Weise der Menschen eine Abordnung zu wählen, um maßgebenden Ortes, jetzt, wo der Gegenstand auf der Tagesordnung steht, die Menschen auf die besprochenen Ungereimtheiten aufmerksam zu machen; vielleicht, daß hierdurch eine schnellere Bestattung der Thiere erreicht wird.“

Beifälliges Gemurmel folgte den Worten des geachteten Redners.

Griffo, ein betagter Fleischerhund, der schon während der Schlußworte der Rede des Fuchses das Wort erbeten und erhalten hatte, begann unter allgemeiner Aufmersamkeit wie folgt:

„Die gute Absicht in dem Antrage meines Vorredners in Ehren; aber ich bin länger mit Menschen umgegangen als er und habe sie von allen Seiten in Sitten und Lastern gründlich kennen gelernt. Die Mühe und Gefahr einer Gesandtschaft an sie könnet ihr sparen, denn ihr werdet sie nicht überzeugen. Wiewohl gerade ihre neuesten Gelehrten (die neuesten wissen bei ihnen immer das Beste) behaupten, daß ein leiblicher Unterschied zwischen ihnen und uns nicht bestehe, ja daß sie unzweifelhaft von uns abstammen, so meinen sie doch, daß eine ungeheure Kluft sie an Allem und Jedem von uns trenne. Sodann wissen sie, daß ihre Mitmenschen an Krankheiten sterben, während sie die Leichname unserer Mitthiere für ganz gesund halten. Hierüber befinden sie sich eben in einem großen Irrthum und sträuben sich gegen jede Erkenntnis desselben.

Ich kam häufig in Begleitung meines letzten Herrn in jene Mordgrube, die sie Schlachthalle nennen und habe den Schlachtungen als auch der Fleischbeschau öfters beigewohnt.

Da machte ich die Beobachtung, daß nur sehr wenige der Stallthiere eine gesunde Lunge, gesunde Leber, überhaupt gesunde Eingeweide haben. Wie könnte dies auch anders sein, da sie im Stalle geboren, zeitlebens

an der Kette in dumpfer Luft gefesselt von Licht und freier Luft abgeschlossen gehalten werden und immer den Geruch ihrer eigenen Auswurfstoffe einathmen müssen! Wir mit unserem gesunden Thierverstand meinen nun, daß ein Thier im Ganzen nicht gesund sei, wenn eines seiner inneren Organ krank ist; allein so urtheilen die Menschen nicht. Der Arzt, welcher die Fleischbeschau zu halten hat, erklärt stets ein Thier mit kranker Lunge oder Leber u. s. w. nur für „theilweise" krank, ordnet die Vernichtung nur dieser Theile an und läßt das Uebrige als gesund zum menschlichen Verzehr zu. Ich hörte ihn sogar einmal sagen, daß die Städte Fleischmangel leiden müßten, wenn er und seine Amtsbrüder anderwärts anders verführen. Mit der Gesundheit, wenigstens jener unserer Kameraden, die in Ställen erzogen werden, steht es also herzlich schlecht, allein ich wiederhole, wie ich die Menschen kenne, so wollen sie hiervon nicht überzeugt sein."

„Dies kann ich bestätigen" — begann der rüstige Eber Wiegand, der im Rufe stand, daß er im zeitweilig vertrauten Umgang mit den zahmen Bachen der benachbarten Dörfer stehe. „Ich begleitete jüngst in der Dämmerung eine Herde meiner gezähmten Basen von der Weide zum Dorf. Wir unterhielten uns über die Vorzüge oder Nachtheile des Wald- und Dorflebens und ich hatte ein endloses Klagelied über die Leiden zu hören, von denen meine Verwandten heimgesucht sind, Leiden, die wir hier im Freien nicht einmal dem Namen nach kennen. Alle diese Armen sind von inneren Schmarotzerthieren geplagt und erliegen oft plötzlich in großer Anzahl einer ansteckenden Seuche, ganz wie diese Menschen, mit welchen sie die zweifelhafte Ehre gemein haben, Alles essen zu können. Und abgesehen von diesen Krankheiten, ist denn nicht schon die unnatürliche Fettsucht, in die meine Sippe hineingefüttert wird, eine schlimme Krankheit?

Sollte ein fettes Schwein, das nicht mehr athmen, also auch kein gesundes Blut mehr bereiten kann, gesünder sein, als ein dickbauchiger Bankier, der an dem gleichen Uebel leidet und alljährlich in die Bäder geschickt wird, um sein aufgehäuftes Fett wieder abzuschwemmen? Ich glaube die Naturgeschichte spricht hier für uns und gegen den Glauben der Menschen, die sonst so große Stücke auf diese Wissenschaft halten."

Jetzt entstand eine störende Unruhe, indem Reinhart die sich verschämt sträubende Frau Alheid, die Wildgans, in den Kreis zog mit der Versicherung, daß auch sie wichtige Mittheilungen zu machen habe. Auf die ermunternden Zureden Edilos faßte Frau Alheid Muth und erzählte anfangs unter Herzklopfen, doch allmählich mit festerer Stimme Folgendes.

„„Bei unserem letzten Streifzug wurde ich durch einen Sturm von meinen Gefährten getrennt und mußte vor dem Wetter Zuflucht suchen im Hofe eines Gutsbesitzers. Aus einem Winkel des Hofes hörte ich bekannte Töne, es waren die Stimmen meiner zahmen Schwestern, der Hofgänse. Ich begrüßte dieselben und sah, daß sie reichlich verpflegt waren; die besten Körner rollten zu ihren Füßen herum, auch Wasser war in Näpfen vorgesetzt. „Wie gut habt ihr es doch," begann ich; „ihr lebt geschützt von den Unbilden der Witterung im Ueberfluß, während wir uns kümmerlich nähren und gerne das hätten, was ihr verschmäht." „Beneide uns nicht, bedaure vielmehr unser Los, das wir mit Freuden gegen das deinige vertauschen möchten. Was euch in der Freiheit eine Quelle des Wohlseins und Genusses ist, das Essen und Trinken, das ist für uns die größte Plage. Unser Herr fragt nicht, ob wir Hunger haben und essen können; er

stopft uns mit Gewalt die Körner in den Schnabel, den Schlund hinunter in den Magen, so daß unsere Eingeweide uns drücken und wir kaum zu athmen vermögen. Und das ist noch nicht das Aergste. Die Menschen lieben nämlich ganz besonders große Gansleberu zu verspeisen; unter natürlichen Umständen wächst sie uns aber nicht größer als eben recht und gesund ist. Sie haben nun ein teuflisches Mittel, uns die Leber zum Wachsen zu treiben. Mit zusammengebundenen Füßen werden wir kopfunter aufgehängt, so daß wir namenlose Qualen und Angst ausstehen, aber die Leber wächst hierdurch. Natürlich ist sie krank, aber gerade so schmeckt sie dem Menschen besser als eine gesunde." „Ich schauderte, die Stimmen meiner Schwestern klangen matt und tonlos, sie schnappten nach Luft und konnten nur blasen, nicht tief anfathmen. Auch waren sie dicht aufeinander gepfercht und konnten keine Bewegung machen. Es war mir kein froher Anblick, ich schwang mich nach einigen Beileidsworten davon, versöhnt mit meinem Schicksal.""

„Wenn ich mir gestatten darf, hier auch das Wort zu nehmen," sprach Ricke, das bescheidene Reh, „so finde ich es gefährlich für uns freie Thiere, wenn wir den Menschen darauf aufmerksam machen, daß er von den zahmen Thieren zumeist nur krankes Fleisch bezieht. Kommen sie über diesen Punkt zur Besinnung, so werden sie das Wildpret mehr als bisher bevorzugen, und ein Vernichtungskrieg gegen uns wird die Folge sein" Bei diesen Worten erbleichte der Hase und die anwesenden Vertreter der Gattung Feldhuhn zitterten vernehmlich mit den Flügeln.

Griffo, der erfahrene Hund, bemerkte dies und sprach die tröstlichen Worte: „Ihr armen Jagdthiere, die ihr unter der Kugel des Jägers lebt, wie jene Andere unter dem Beil oder dem Messer des Schlächters, könnt euch beruhigen. Denn die Menschen kämen mit euch, wie ihr Sprichwort lautet, vom Regen in die Traufe.

„Wohl seid ihr leidlich gesund, solange ihr lebt. Nicht aber ist es euer Fleisch, wenn ihr gestorben seid. Die Art eures Todes ist es gerade, welche eure Leichname ungesund macht. Hört, was ich darüber weiß. Bevor ich meinem letzten Herrn entlief, diente ich mit Vergnügen einem Studenten, der die Gewohnheit hatte, die Sachen laut zu lesen, die er lernen mußte, während ich sinnend hinter dem Ofen lag und manches merkte, was mir wichtig schien.

So las er einst auch in einem wichtigen Buch des angesehenen Gelehrten Liebig, der in Dingen der Ernährung, ich weiß nicht ob mit Recht, unbegrenzten Glauben genießt. Gerade dieser Liebig nun behauptete, daß das Fleisch der Jagdthiere eine der Gesundheit schädliche Zersetzung erleide, wenn das Thier nicht plötzlich zu Tode getroffen werde, sondern in Todesqualen langsam bei Bewußtsein verscheide. Dieser letztere Fall dürfte aber die Regel sein, denn unsere Sonntagsjäger treffen ja so selten ein Thier richtig zu Tode.

Liebig wußte auch einen Fall anzuführen, daß eine Anzahl von Bauern, die von dem Fleische eines sonst gesunden aber gehetzten Hirsches gegessen hatten, krank wurden und starben. Somit ersehet ihr, daß die Menschen keinen Vortheil haben, wenn sie mit Vorliebe euch verspeisen; sie entrinnen dem Verderben auf keine Weise, und das ist auch die einzige Rache, die für die zahllosen Leiden und Plagen, welche wir erdulden müssen, sie trifft, daß wir ihrer Gesundheit gleichsam in unserem Tode noch einen Stoß versetzen, an dem dieselbe langsam dahinsiecht."

Bis hierher hatte ich mit steigender Beschämung und Beklemmung zugehört. Im Gewissen beunruhigt, schlich ich mich zurück und suchte vergeblich

in meiner Menschenvernunft nach Gründen, die gehörten Behauptungen der Thiere zu widerlegen.

Meine eingebildete Menschenwürde kam in's Schwanken, und wie von der Wahrheit gepeitscht verließ ich den Platz, mit welchem von den unmündigen Geschöpfen Gottes Gericht gehalten wurde über den Mündigsten.

Vielleicht weiß aber ein Sophist den Thieren die Antwort zu geben, welche ich ihnen schuldig geblieben bin.

Das deutsche Nationalgefühl im Lauf der Geschichte.

Bemerkungen von **Robert Hamerling.**

In seiner Beschreibung der Feldzüge Alexanders des Großen erzählt der römische Geschichtsschreiber Curtius wie folgt:

„Als Alexander von Macedonien die Thracier, Goten, Illyrier und andere Völker unterworfen hatte, schickten auch die Germanen, deren Wohnsitze an der Donau lagen, an ihn Gesandte ab. Alexander bewunderte die Größe ihrer Leiber und die Lebhaftigkeit ihres Geistes und fragte sie unter Anderem, was von allen Dingen in der Welt ihnen am meisten Scheu einflöße (quidnam omnium rerum maxime vererentur), indem er erwartete: sie würden seine gewaltige Macht und Herrschaft als dieses am meisten Scheu einflößende aller Dinge bezeichnen. Die Germanen aber gaben zur Antwort, sie „fürchteten gar nichts in der Welt, außer etwa, daß einmal der Himmel über ihnen einstürzen könnte; übrigens aber legten sie großes Gewicht auf Freundschaften und Bündnisse mit tapferen Männern (ceterum virorum fortium amicitiam plurimi facere)." Betroffen von dieser Antwort schwieg Alexander. Dann that er nur noch die Aeußerung, die Germanen seien ein anmaßendes Volk (Germanos esse arrogantes), und schloß mit ihnen das Bündnis, das sie verlangten."

Das ist ein vielleicht nur Wenigen bekanntes Geschichtlein, aber denkwürdig und hier der Erwähnung wert. Meint man nicht aus dieser Germanenrede, wie sie vor zwei Jahrtausenden erklungen, jenes Bismarck'sche Wort herauszuhören, das vor einiger Zeit im deutschen Parlamente gesprochen wurde und einen so lebhaften Widerhall im deutschen Volke fand: „Der Deutsche fürchtet Gott und nichts sonst in der Welt!" — Und dann: „Im Uebrigen legten sie großes Gewicht auf die Freundschaften tapferer Männer!" Ist das nicht auch wieder der ganze Bismarck? Er fürchtet Niemand in der Welt — aber auf gute Allianzen hält er viel.

Unter der Regierung Nero's kamen Gesandte der Friesen nach Rom. „Während sie," berichtet Tacitus im dreizehnten Buch der Annalen, „auf Nero, der mit anderen Sorgen beschäftigt war, warteten, führte man sie in's Theater des Pompejus, eine unter den Sehenswürdigkeiten, die man Ausländern zu zeigen pflegte, damit sie von des Volkes Größe eine Anschauung bekämen. Während sie hier aus Langeweile — denn an den Spielen, weil sie nichts davon verstanden, fanden sie kein Wohlgefallen — sich nach den im Theater Sitzenden, den Abtheilungen der Stände, wo die Ritter, wo der Senat, erkundigten, wurden sie Einige in ausländischer Tracht gewahr auf den Sitzen der Senatoren, und als sie auf ihre

Frage, wer denn diese seien, vernommen, daß den Gesandten derjenigen Völker diese Ehre zugestanden sei, die sich durch Tapferkeit und Freundschaft für Rom auszeichneten, riefen sie aus, es gehe Niemand in der Welt in Waffen oder Treue über die Germanen, stiegen hinab und setzten sich unter den Vätern des Senates nieder. Es ward dies freundlich von den Zuschauern aufgenommen, wie aus einer, der alten Zeit würdigen Aufwallung und edlem Wetteifer hervorgegangen. Nero beschenkte die Gesandten mit dem römischen Bürgerrechte."

Welcher Deutsche hätte nicht heut seine Freude an der köstlichen Anekdote des Curtius und an dem erbaulichen Geschichtchen des Tacitus? Trotzdem aber ist die Frage: „Gibt es bei den Deutschen ein ursprüngliches Nationalgefühl?" nicht so leicht, nicht so einfach zu beantworten, und auf den Blättern der Geschichte unseres Stammes mischt sich immer nur zu bald das Unerfreuliche mit dem Erfreulichen. In der ruhmreichsten Epoche des alten Germanenthums, in Hermanns des Cheruskers Zeit, der die Legionen des Varus vernichtete, stehen leider dicht neben den Beispielen heroischen Widerstands gegen die fremden Unterdrücker, die Beispiele verhängnisvoller deutscher Uneinigkeit und schnöden Volksverraths. Hermanns Bruder und Oheim waren Verräther und Römersklaven. Und wer denkt nicht jenes Sprößlings des Arminius, jenes „Fechters von Ravenna," den die patriotische Phantasie eines edlen deutschen Poeten zu einem typischen Bilde der Nachtseite deutschen Wesens, mahnend und ergreifend für alle Zeiten, ausgestaltet hat?

So reicht der Zwiespalt deutschen Sinnes und die Schwierigkeit der Beantwortung jener Frage zurück in die Urzeiten unseres Volkes.

Wer weiß, ob großgesinnte römische Geschichtsschreiber nicht Friesen, Cheruskern u. s. f. ein „germanisches" Nationalbewußtsein liehen, das im Grunde nur ein friesisches, ein cheruskisches war.

Wie dem auch sein mag, die nachrömische Zeit, das finstere Mittelalter bedeutete auch für das deutsche Nationalgefühl eine Verdunkelung. Es gab im Mittelalter ein „heiliges römisch-deutsches Reich," aber kein deutsches Volk, kein Deutschland, und am wenigsten ein deutsches Vaterland. Hie und da klang ein verlorener Ton deutschen Gefühls bei Minne- und Meistersängern an.

Nach dem welthistorischen Auftreten Luthers und der Lostrennung der deutschen Kirche von Rom, mußte die Deutschen doch wohl, wenn auch mehr instinktmäßig als bewußt, ein Gefühl davon überkommen, daß sie durch diese geistige Großthat sich von anderen europäischen Völkern in charakteristischer und achtunggebietender Weise abgehoben. Und als hernach in den dreißigjährigen Kriegswirren der ganze Jammer deutscher Reichszustände zu Tage getreten, wie hätte da nicht hie und da in einer deutschen Brust das Verlangen nach einer anderen Gestaltung der Dinge in Deutschland, vor Allem nach einer strammeren deutschen Einheit rege werden sollen? Das Wort deutsch, das bisher fast nur eine Sprache bedeutet hatte, nach Luther und Hutten fand es mehr und mehr auch auf ein Volksthum und auf volksthümliche Dinge Anwendung. Eine überraschend-kernige, politisch-nationale Auslassung überrascht den Leser des bekannten, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammenden Sittenromans „Simplicius Simplizissimus" von Grimmelshausen. Ein längeres Capitel ist da der Prophezeiung eines „deutschen Helden" gewidmet, der die ganze Welt bezwingen und umgestalten werde. „In seiner Geburtsstunde" — läßt der Autor den Jupiter sagen — „will ich ihm einen wohlgestalteten und stärkeren Leib verleihen als Herkules hatte, mit Vorsichtigkeit, Weisheit und Verstand gar überflüssig geziert. Hierzu soll ihm

Venus geben ein schönes Angesicht — Merkurius soll ihn mit unvergleichlich sinnreicher Vernunft begaben — die Pallas soll ihn auf dem Parnassus auferziehen und Vulcanus soll ihm seine Waffen, sonderlich ein Schwert schmieden, mit welchem er die ganze Welt bezwingen und alle Gottlosen niedermachen wird, ohne fernere Hilfe eines einzigen Menschen, der ihm etwa als Soldat beistehen möchte. Eine jede große Stadt soll vor seiner Gegenwart erzittern und eine jede Festung, die sonst unüberwindlich ist, wird er in der ersten Viertelstunde unter sein Joch bringen. Zuletzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen, und die Regierung über Meer und Erde so löblich anstellen, daß Beides, Götter und Menschen, ein Wohlgefallen darob haben sollen." — „Also wird er von einer Stadt zur anderen ziehen, einer jeden ihren Antheil Landes, das um sie her gelegen ist, im Frieden zu regieren übergeben und von jeder Stadt durch ganz Deutschland hin zwei von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Städte auf immer miteinander vereinigen, die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umgelden durch ganz Deutschland aufheben und solche Anstalten machen, daß man von keinem Frohnen, Wachen, Contribuieren, Geldgeben, Kriegen, noch irgend einer Beschwerung beim Volke mehr wissen, sondern viel seliger als in den elysischen Feldern leben wird. Alsdann — sagte Jupiter ferner — werde ich oftmals den ganzen Götterchor nehmen und zu den Deutschen heruntersteigen, um mich unter ihren Feigenbäumen und Weinstöcken zu ergötzen. Da werde ich den Helikon mitten in ihre Grenzen setzen und die Musen von Neuem darauf pflanzen. Die drei Grazien sollen meinen Deutschen viele Tausend Lustbarkeiten erwecken. Ich werde Deutschland höher segnen mit allem Ueberflusse, als das glückselige Arabien, Mesopotamien und die Gegend um Damaskus. Die griechische Sprache werde ich dann verschwören und nur deutsch reden; ich werde, mit einem Worte, mich so gut deutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vordem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt werde zukommen lassen."

Solche Zukunftsträume und Wünsche wurden in einzelnen deutschen Gemüthern lebendig; aber erst im achtzehnten Jahrhundert kündigte sich die neue Wendung allmählich etwas entschiedener und in weiteren Kreisen an. Leibnitz sagte Einiges zu Gunsten der deutschen Sprache. Ein Gelehrter zog das Nibelungenlied aus dem Staube der Bibliotheken hervor; die brutalen Worte, mit welchen ihn dafür der große Friedrich anschnaubte, sind bekannt.

Jetzt aber raffte das deutsche Schriftthum sich zu einem plötzlichen, ungeahnten Fortschritt auf. Mit ebenso plötzlichem Ruck gelangte eine vollbewußte deutsche Vaterlandsbegeisterung in schwungvoller Weise zum Ausdruck: von Klopstocks Bardieten widerhallte kräftig der deutsche Dichterwald. Ehre diesem ersten vollbewußten, deutschen Patrioten, dem Vater der patriotischen Poesie Deutschlands!

Durch die französische Revolution wurde das aufdämmernde Nationalbewußtsein der Deutschen zunächst wieder mehr in den Hintergrund gedrängt als gefördert. Der junge Patriotismus kreuzte sich mit dem neuen Freiheits- und Gleichheitsideal der Völker bei den Gebildeten; in der großen Masse des Volkes blieb nach wie vor in nationaler Beziehung noch die alte, dumpfe Gleichgiltigkeit herrschend. Selbst die französischen Einfälle änderten anfangs nicht allzu viel an der Sache. Ein charakteristisches Beispiel getheilter Gesinnung gibt Goethe in seiner Lebensbeschreibung aus dem eigenen elterlichen Hause zu Frankfurt. Welchem Deutschen würde heutzutage das Herz nicht warm angesichts des gesunden, unverhohlenen Franzosen-

hasses, der mannhaften deutschen Gesinnung des Vaters unsererś Dichters! Goethes Mutter aber, eine muntere, lebenslustige Frau, die späterhin noch im Alter ihre besondere Freude daran hatte, daß ihre Fenster auf den Marktplatz hinausgiengen, wo sie allabendlich den Aufmarsch der Militärwache mitansehen konnte, theilte die bärbeißige Gesinnung ihres Gatten gegen die rothbehosten Feinde nicht, und was den Knaben Wolfgang betrifft, so scheint derselbe, sammt seiner Schwester, in diesem Punkte sich mehr nach der Seite der duldsam=freundlichen Mutter geneigt zu haben, als nach der des strengen, franzosenfeindlichen Vaters.

Erst aus der Schmach von Jena und dem Drucke der Fremdherrschaft entsprang ein wirklich volksthümlicher deutscher Patriotismus, entsprangen Fichtes Reden, die deutschen Freischaren, Körners Tyrtäuslieder und Heldentod, zuletzt die Entscheidungsthaten von Leipzig und Waterloo. Im entscheidenden Augenblick besannen sich sogar die Rheinbündler auf ihr Deutschthum, schwenkten die Fahnen und traten auf die Seite — des Stärkeren.

Nicht aus der Begeisterung für wachsendes Gedeihen, für innere Blüthe, äußere Macht und Größe des Vaterlandes, wie bei Franzosen, Engländern u. s. w. erwuchs bei den Deutschen der Patriotismus, sondern aus beschämenden Niederlagen und Fremdenhaß. Diesen Ursprung aus dem Haß hat die deutsche Vaterlandsliebe nie so recht verleugnen können, sowohl in der Art und Weise ihrer Kundgebung, als namentlich darin, daß sie lebhaft und allgemein fast nur dann aufzuflammen pflegt, wenn Gefahr von außen droht. Im Frieden entschlummert sie gern und es hebt die vielköpfige Hyder des Particularismus in dieser oder jener Gestalt ihr Haupt.

Das wäre früher oder später wohl auch nach den deutschen Befreiungskriegen der Fall gewesen, hätte nicht die Jugend sich des heiligen Vestafeuers bemächtigt. Arndt entflammte sie durch sein begeistertes Lied vom „deutschen Vaterland." Turnvereine und Burschenschaften wurden gegründet, und von da an war die gute Sache auf gutem Wege. Der deutsche Patriotismus hatte bald Alles, was ein politisches Princip in Deutschland braucht, um zu gedeihen: ein Lied, ein Banner (Schwarzrothgold), Vereine, Verschwörungen, und polizeiliche Verfolgungen.

Die während der französischen Revolutions= und Kriegsepoche zur höchsten Blüthe gelangte classische Literatur der Deutschen zeigte sich im Ganzen nur wenig national erregt. Sie war nicht vom Tage beeinflußt, und wirkte auch nicht unmittelbar auf denselben zurück. Entsprechend der Höhe ihres geistigen Standpunkts, waren Goethe und Schiller vor Allem Humanisten; ihnen erschien die Förderung des großen Culturzwecks und der individuellen Vervollkommnung das Nächste und Nöthigste, und ihre Ansicht, die Menschen müßten, um für Freiheit, Gleichheit, nationale Einheit und dergleichen Güter reif zu werden, vorerst einmal an Geist und Gemüth sich gründlich bilden, war durch die Gestalt, welche die Revolution in Frankreich angenommen hatte, nur bestätigt worden.

So fehlt der nationale und politische Standpunkt in ihren Werken zwar nicht, aber er ist nicht ausdrücklich und tendenziös hervorgekehrt. Von den literarischen Größen der classischen Epoche war es fast nur Jean Paul, der in einzelnen seiner Werke unmittelbar nationalen Bestrebungen Raum gab. Ein eigenthümliches patriotisches Verdienst erwarb sich durch Erneuerung und Würdigung deutscher Literatur= und Kunstdenkmäler die romantische Schule — sie selber ein Nachhall und Abglanz deutscher Vergangenheit, der die Gemüther erwärmte, als der scharfe Hauch modernen Lebens sie zu durchfrösteln drohte.

Unendlich mehr aber, als die clas=

sische deutsche Literatur der Revolutionszeit durch unmittelbare Hingabe an nationale Ziele oder gar an die Fragen des Tages der nationalen Sache hätte nützen können, nützte sie ihr durch den allgemeinen Eindruck ihrer großartigen, idealen Entwickelung und der hohen Stufe ihrer künstlerischen Vollendung. Durch nichts Anderes ist das deutsche Nationalgefühl kräftiger gefördert worden; erst seit diese classische Literatur wie ein frischgemünzter Goldschatz in hellen Haufen aller Welt vor Augen lag, durften wir uns den Luxus des Nationalstolzes gönnen und den Gefühlen der Ebenbürtigkeit Raum geben mit den Culturvölkern der alten und der modernen Welt.

Nachdem aber der deutschen Muse dieser große Wurf gelungen, konnte sie ohne allzu vielen Nachtheil einen großen Theil ihrer Kraft und ihrer Thätigkeit an die vorübergehenden Interessen und Fragen des Tages wenden. In der That gestaltete sich die deutsche Literatur der nachclassischen Zeit so national, so politisch, so tendenziös, als man es nur verlangen konnte.

Ueber das wohlgemeinte, aber etwas hausbackene Teutonenthum Derer vom Schlage Menzels und die radicalen Geister des jungen Deutschlands ragen zwei charakteristische Gestalten von bleibender Bedeutung für ihre Zeit empor. Dem genialen Poeten Heinrich Heine kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er in politisch-nationalen Dingen ein Soldknecht im Dienste Frankreichs gegen Deutschland war. Dafür möchte ich weit weniger seine jüdische Herkunft verantwortlich machen, als seine unter französischer Herrschaft und französischen Einflüssen am Rheine verlebte Kindheit. Ein schlechter deutscher Patriot war Heine übrigens nur in der Politik; auf dem Grunde seines Dichterherzens aber lebte zutiefst eine geheime Liebe für die Mutter Germania, die niemals ganz in ihm erstarb, und die manchmal selbst in seinen übermüthigsten Satiren plötzlich fast rührend hervorbrach. Blieb er doch in manchen Punkten zeitlebens ein deutscher Romantiker! — Ein Denkmal verdient Heine als Dichter in Deutschland; aber nicht am Rhein — in den Fluthen des deutschen Stroms, dessen er nur spottend gedachte, darf ein ehernes Heinebild sich spiegeln! — Dem genialen, aber romantisch beweglichen, moralisch haltlosen Geiste dieses Poeten steht die edle, kernige, gediegene Charaktergestalt Ludwig Börnes, ich möchte fast sagen wie sühnend gegenüber. Der Jude und Socialist Börne war ein deutscher Patriot von so tiefer, reiner und warmer Gesinnung, daß er wohl manches Hundert germanisch-christlicher Rufer im Streite aufwiegt. Wie schlecht er sich persönlich mit Heine vertragen mußte, läßt sich denken, und doch hat ihm kaum Jemand ein schöneres Zeugnis über die Lauterkeit und Treue seiner deutschen Gesinnung ausgestellt, als sein leichtfertiger, aber für Edles doch niemals verständnisloser Gegenfüßler Heine selbst. In der bekannten Streitschrift Heines gegen Börne findet sich eine Stelle, an der ich immer meine herzliche Freude gehabt. Da erzählt der „ungezogene Liebling der Grazien“ in seiner munteren Weise:

„Auch keinen deutschen Nachttopf würde ich an Frankreich abtreten!“ rief Börne einst im Eifer des Gesprächs, als Jemand bemerkte, daß Frankreich, der natürliche Repräsentant der Revolution, durch den Wiederbesitz der Rheinlande gestärkt werden müsse, um dem aristokratisch-absolutistischen Europa desto sicherer widerstehen zu können.

„Keinen Nachttopf tret' ich ab!“ rief Börne, im Zimmer auf und ab stampfend, ganz zornig.

„Es versteht sich,“ bemerkte ein Dritter, „wir treten den Franzosen keinen Fuß breit vom deutschen Boden ab; aber wir sollten ihnen einige deutsche Landsleute abtreten, die wir allenfalls entbehren können. Was dächten

Sie, wenn wir den Franzosen z. B. den Raumer und den Rotteck abträten?"

„Nein, nein," rief Börne, aus dem höchsten Zorn in Lachen übergehend, „auch nicht einmal den Raumer oder den Rotteck trete ich ab; die Collection wäre dann nicht mehr complet. Ich will Deutschland ganz behalten, mit seinen Blumen und seinen Disteln, mit seinen Riesen und seinen Zwergen . . . nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!" —

„Ja," fährt Heine fort, „dieser Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germanias stiefmütterlichen Brüsten das glühendste Leben und den bittersten Tod gesogen! In der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelndem Murrsinn versteckte, aber in unbewachter Stunde desto gewaltsamer hervorbrach. Wenn Deutschland allerlei Verkehrtheiten begieng, die böse Folgen haben konnten, wenn es den Muth nicht hatte, eine heilsame Medicin einzunehmen, sich den Staar stechen zu lassen, oder sonst eine kleine Operation auszuhalten, dann tobte und schimpfte Ludwig Börne und stampfte und wetterte; wenn aber das vorausgesehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutschland mit Füßen trat oder so lang peitschte, bis Blut floß, dann schmollte Börne nicht länger, und er fieng an zu flennen, der arme Narr, der er war, und schluchzend behauptete er alsdann, Deutschland sei das beste Land der Welt und das schönste Land, und die Deutschen seien das schönste und edelste Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends sei man klüger als in Deutschland, und sogar die Narren seien dort gescheit, und die Flegelei sei eigentlich Gemüth, und er sehnte sich ordentlich nach den geliebten Rippenstößen der Heimat, und er hatte manchmal ein Gelüste nach einer recht saftigen deutschen Dummheit, wie eine schwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böse Wort in seinen Schriften hat diese Qual hervorgepreßt. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt und wie es Nacht und Gift in unsere Herzen gießt. Dante schrieb seine Hölle im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch, was Vaterlandsliebe ist, Vaterlandsliebe mit all' ihren süßen Schrecken und sehnsüchtigen Kümmernissen. . ."

Ist diese Stelle, in welcher sich die Streitschrift zum Panegyrikus wandelt, nicht nebenbei ein Beweis von den zwei Seelen, die in Heines Brust lebten?

Das Revolutionsjahr 1848 brachte der deutschen Nation ein Geschenk von groß und stolz klingendem Namen: nichts Geringeres als ein deutsches Parlament. Schade nur, daß dies deutsche Parlament eigentlich keinen Boden unter sich hatte, sondern in der Luft schwebte, wie der Vogelstaat des Aristophanes, oder wie ein Truggebild der Fata Morgana, auch wie ein solches bald spurlos wieder verschwand von der Bildfläche des deutschen Horizonts.

Welche schwärmerischen Kaiserhoffnungen warmer süddeutscher Gemüther begleiteten den Weg des Erzherzog-Reichsverwesers nach Frankfurt! Dem biederen, kühnen Alpenjäger war auf seinen heimischen Bergen so manches wilde Gevögel ohne Schaden um's Haupt geflattert; aber der Raben, die um den Kyffhäuser kreisten — es waren auch Geier und Adler darunter, insonderheit der preußische — vermochte er nicht Herr zu werden. Der Preuße seinestheils, nachdem es ihm ein Leichtes gewesen, den österreichischen Nebenbuhler, den „Hans ohne Land," wie ihn Heine, den Spott zum Schaden fügend, nannte, in seine heimischen Berge zurückzuscheuchen, war staatsklug und praktisch genug, die deutsche Krone nicht aus den Händen des

Volkes nehmen zu wollen. Alles schien in's alte Geleise zurückzukehren; die Raben, Geier und Adler flogen nach wie vor um den Kyffhäuser, wobei die beiden größeren einander gelegentlich mit den Schnäbeln nach den Augen hackten.

Die junge deutsche Flotte, für welche der Lorbeer von Eckernförde schon ein begeisterndes, glückverheißendes Vorzeichen gewesen, wurde wegen Mangels eines deutschen Meeres unter den Hammer gebracht, und stückweise wie alter Trödel versteigert. Ihr Admiral, Brommy, verordnete sterbend, daß man ihm seine Admiralsflagge im Sarg auf die Brust lege und in's Grab mitgebe. Das deutsche Volk erröthete; und selbst im Schoße der königlich preußischen Büreaukratie klopften manche Herzen bedenklich. Ein Artikel über die Versteigerung der deutschen Flotte in einem preußischen Blatte machte Aufsehen seiner Schärfe halber. Alle Welt staunte, daß die Censur das durchgelassen. Die Sache war so gekommen: Ein Polizeibeamter bringt den Artikel dem Polizeipräsidenten Hinkeldey, zum Behufe der Censur. Er liest ihm denselben vor. Dabei kommen dem Beamten, einer treuen deutschen Seele, die Thränen in die Augen, was er beschämt zu verbergen sucht. Aber auch sein Chef wird weich. „Lassen Sie's laufen!" sagt er — und man ließ Beides laufen: den Artikel und die deutsche Thräne im Auge.

(Schluß folgt.)

Von den „Landlern" in Siebenbürgen.

Wie die Landler, unter welchem Namen man bei uns allerdings unrichtig alle Einwanderer des vorigen Jahrhunderts aus Oberösterreich, Steiermark und Kärnten begreift, in denjenigen Gemeinden, wo sie in bedeutender Anzahl beisammen wohnen, ihre Tracht und Mundart beibehalten haben, so haben sie, wie es ja natürlich ist, trotz des langen Aufenthalts in diesem Lande und der immer innigeren Berührung mit den sächsischen Volksgenossen auch gar viele Eigenthümlichkeiten ihres Volkslebens bewahrt. Ja die Besonderheit ihrer Volksseele regt sich unter dem Einfluß äußerer Verhältnisse bisweilen auch jetzt noch so stark in ihnen, daß Landler und Sachsen, wenn auch nur seltener und in einzelnen Fällen, auch in der Gegenwart mit übertriebenem Bewußtsein ihrer Eigenart sich schroff entgegenstellen. Aber der ausgleichenden Macht der Zeit und des täglichen Lebens können doch auch sie sich nicht entziehen; immer mehr fallen ihr auch die bis noch bewahrten Eigenthümlichkeiten des zähen landlerischen Wesens zum Opfer doch manche Jahrzehnte werden noch vorübergehen müssen, bis wenigstens in gemischten Gemeinden auch die Besonderheit des Landlers in dem gemeinsamen sächsischen Volksthum und Volksleben so spurlos aufgegangen ist, wie das seit langer Zeit schon mit den vielen Hunderten aus Baden-Durlach und dem umliegenden deutschen Gebiet eingewanderten Stammesgenossen oder mit den vielen Hunderten zwischen

uns angesiedelten preußischen Kriegsgefangenen geschehen ist.

Da wird es denn nötig sein, den Eigenthümlichkeiten des Landlerischen Volkslebens, bevor dieselben unter der ebnenden Einwirkung der Zeit ganz verschwinden, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit doch wenigstens das mitlebende Geschlecht zur Kenntnis dessen komme, wie das Bächlein besonderen Volkslebens beschaffen sei, welches seit mehr als hundert Jahren mit unserem Volksleben in demselben Bette dahinfließt, ohne daß sich ihre Wässerlein überall vollständig vermischt und gegenseitig durchdrungen haben.

Was ich bei meiner Beschäftigung mit den deutschen Einwanderungen des vorigen Jahrhunderts in Siebenbürgen gelegentlich nach dieser Richtung gefunden habe, will ich hier zum Besten geben, mehr um zu weiterem Sammeln anzuregen, als um ein vollständiges Bild darzubieten.

Im Volksliede offenbart sich vor allem die Volksseele, darum sei vor Allem dargeboten, was an Liedern Aus dem Munde des Volkes konnte gesammelt werden. Landler-Art ist etwas scharfe, rauhe Art. Wie es bei Gesellschaft und Tanz aus dem Tone der Gemüthlichkeit leicht hinüber geht in eine schärfere Tonart, bis es zuletzt nicht nur zum Handgemenge kommen kann, sondern auch das Messer leicht aus der Scheide und dem Gegner zwischen die Rippen fährt: so geht auch der dem Völkchen eigene Humor gerne in starke Derbheit über. Eine Probe davon gibt auch das folgende

Trinklied.*)

Won ich mein Schimmel ve'kauf
Und alles mein Geldel ve'sauf,
Vill schuldig bin ich,
Koan Kreuze zohl ich,
Wos iwrig bleibt
G'hert em Pfoffa.

Und wun ih emol g'storm soll sei
So grobt's mie in Kelle tief nei
Wol unters Weinfoß;
Mei Hols hots ge'n noß,
E lustig Freithof is dos.

Und wun 's un de (ze) saufe anfang,
So werd ih locha
A bruadi Guoschen mocha,
Und wiede emol saufa
Und wiede schlofa.

Wie in dem eben mitgetheilten Trinklied die Wendung: Was ich von meinem Geld nicht vertrinke „G'hert em Pfoffa," darauf, wie wir meinen, hindeutet, daß das Lied nicht in der jetzigen Heimat der Landler entstanden ist, so lassen ähnliche Wendungen ein Gleiches auch von dem folgenden vermuthen:

Pu de Wischbonk, pu de Woschbonk,
Pu de Pforreblanka
Do wor ih em Pforre sei Vogelfanga.
Bold fang ih en Vogel, bold fang ih en Fisch',
Do hat mih de Pforra pu de Köchin de'wischt.

Pu de Köchin bin i g'seß'n
E oanzigi Stund
De Floh hot mi biß'n
Wi e Fleischocke Hund.

Wun ih a so schön wa'
Wie Pforramensche,
So tat ih mei Schehoat
Vie's Gasse-Fenste, vie's Gasse-Fenste,
Und en bruaden Riedel
Kim ausse mei Diendel
Und red e bißel.

Die „Pforraköchin" paßt offenbar nicht in unsere Verhältnisse. Die gibt's bei uns nicht.

Im harmlosesten Volkshumor bewegen sich die folgenden Vierzeilen:

Dodl inten im Grom
Do sitzen zwe Romm, (Raben)
Do hot de klua David
Den greußen de'schlogn.

Mei Schotz is e Schmied
Obe brennt is e nit,
Hietzt los ih iem brenne
Sist kenn ih iem nit.

*) Eine genaue lautliche Darstellung der Landler'schen Mundart ist in den obigen Proben nicht versucht worden, das muß dem wissenschaftlichen Sprachforscher überlassen bleiben.

Drei Bie'n an em Stingl
Ho ih mei Lebtog nie g'hert,
So go'r d' schön Mensche
Sand a nit meh wert.

Eine bedeutende Beeinflussung der Landlerischen Mundart durch Hochdeutsch einerseits und Sächsisch anderseits scheint in folgenden einzelnen Strophen entgegenzutreten:

Spults mer emol e Lustigs auf,
Es is mer e schöns Tiändl tauft;
Es is nit mei, es is nit dei
Mei! Wem sollt des Tiändl sei?

Schmalz in de Pann, Lahm in de Grueb'n,
Lustig san Landler Pueb'n;
Last sie nur lustig sein
Trinken den sauern Wein,
Und den sießen, denn lassen's sein.

I bin jo mei Lebtog nie traurig gwesen,
A'weil e lustige Pue,
I hob jo mei Lebtog vül Menscher g'hobt,
A'weil de pravsten dezue.

Daß die Form der „Schnadahüpfeln," die Uebung des Stegreif-Dichtens und Singens unter den Landlern noch lebendig und fruchtbar sei, zeigen uns folgende, bisweilen leichtfließende und mit neckischer Spitze versehenen Vierzeilen:

Mei Nachber is nit stolz,
Handelt mit Schwefelholz,
Schwefelholz nit aloan,
Sondern auch Flintenstoan.

Mei Muede backt Krapf'n,
Und backt si schön praun,
Und steckt si in Kast'n,
Und laßt mi nit schaun.

Mei Schatzerl is kemma
Was hat's mie pracht?
E Ringerl a'ts Fingerl
E Pusserl a't Nacht.

Mei Lieverl hots Fieverl
Und olle drei Tog;
Hietz is emol gestorbn
Gott sei Lob und Dank.

Weinperl ßan sies,
Esan saue nit
Puem'n san folsch,
Das woas me scho.

Klua bin i, klua blei i
Groß meg i nit we'n
E Pue will i habn,
Wie e Hoselnußke'n.

Mei Muede will mi nit,
Und koa Schotz ha i nit,
Ei worum stirb i nit,
Na was tue i to?

Gestern iß Kirchweih gwen,
Mi hat em gwis nit g'segn,
Denn mie is gor so weh,
I tanz ja nit.

Laß die drei Rösle stehn,
Di an dem Krenzle blühn,
Habt ös de Tiändl kennt,
De tort inten liegt?

Doch die weichmüthige Empfindung dieser letzten Vierzeilen ist nicht das eigentliche Element des Landlervolkes, die neckische Fröhlichkeit bricht immer bald wieder durch. Dann singt das Mädchen:

Zeiserlbaum, Zeiserlbaum,
Wochs i meim Gorten
Wu de schö Hieso kimmt,
Sog e soll wortn.

Und dann erwidert der „Pue":

E Neckerl, e Fleckerl,
E bliamldi Kuh'e,
De giebt me mei Vode,
Wun i heiret'n tu'e.

Hietz bin i scho gheiret,
Hietz bin i e Mann,
Hietz sitz i zum Of'n
Und schau mei Weib an.

Und geht der Muthwillen des Einen bisweilen zu weit mit dem Begehren:

Papirenes Fenste',
Ziglenes To',
Geh, lei me de Schatzerl,
Des mei is nit do.

So erwidert ihm der andere ernst:

E Schatzerl zem leie
Des is gor nicht recht,
Du mechst mer's vertere,
Das i's niame mecht.

Und ist man endlich des Singens müde, dann klingt's zum Schluß:

Hietzt is aus, Hietz geht's aus,
Huiessa, Hoppessa,
's Mensch fliugt bein Rauchfang aus,
Huiessasa!

Daß es indes auch an solchen, aus der alten Heimat mitgebrachten Liedern den Landlern nicht fehlt, welche die tiefsten Saiten des menschlichen Herzens erklingen machen, zeigt uns das folgende schöne Lied, das uns aus den Alpenländer ein alter Bekannter ist:

I hon scho drei Summe
Mi 's Huamgeh vignumme,
I hon scho drei Summe,
Mei Tiändl nit g'seg'n.

Af mi warts no imme
Si moant i kim nimme,
Af mi wart's no imme
Wi wird ihr denn g'schegn.

De Nocht sinkt schon oi
Em siegt gor nix me,
Heunt muß is hoamsne
Wenn's no so weit wä'.

Im Tannewald hint'n,
Do we' i's scho find'n
Im Tannewald hint'n
Tort is se dehoam.

Kohlfinsta is frali
Das machn et Bam,
I sieh scho von weit'n
Den Mondschei aufgahn.

Und dö Sternl am Himmel
Dö leucht'n so schön.*)

Hietz bin i gschwind dloff'n,
Denn's Fensterl wor off'n
Hietz bin i gschwind dloffn
Und sag da zu ih'r:

*) Hier fehlen offenbar zwei Zeilen der Strophe

Gott grüß die mei Tiändl
Heut kumm i zu die',
Gott grüß die mei Engedl
Kim außi zu mie'.

I trau mi net außi
So spat in de Nacht,
Drum sog mie, liebs Jürgel
Wos host me denn brocht?

Wos wä' i de bringe?
E Ringerl ats Fingerl,
Wos wä' i de bringe,
E rosenfarbs Band.

I wull die erlös'n
Weil'st treu mi bist g'wes'n,
I wull di erlös'n
Vum ledige Stand.

Hietz giebt's me e Busserl
Vo'e Lieb und vo'e Freud
Und bis in drei Woch'n,
Halt i mei Hochzeit.

Statt der letzten Strophe, welche eine Ueberlieferung aus Großau enthält, singen sie in Neppendorf die folgende:

Sie drückt mich ans Herzerl.
Verlaß mi nit meh',
Du himlische Vode
Schau du emol he'.

So singt und liebt die Jugend bei unsern Landlern. Die Liebe aber führt bekanntlich, so ist es ja der Lauf der Welt und der Romane, zum Heiraten und zur Ehe. Die Liebeserklärung macht der Landler „Bue" seinem „Tiändl" in einer nicht gewöhnlichen aber praktischen Weise. Bei dem Tanze, hauptsächlich aber bei dem Christtagstanze, legt der Bursche während des Tanzes seiner Auserwählten einen in Papier oder Band eingewickelten harten Thaler in die Hand. Das ist ein sichtbares Fragezeichen für die Geliebte, doch noch vielmehr für die Eltern derselben. Ist die Werbung eine vergebliche, so wandert der Thaler in derselben Umhüllung binnen drei Tagen gewöhnlich durch eine **weibliche** Mittelperson — wohl nur deswegen,

damit die Zurückweisung nicht ruchbar werde — in die Hand des Gebers zurück. Wird jedoch der Thaler binnen drei Tagen nicht zurückgesendet, dann geht der Bursch in vollster Zuversicht mit seinem Freiersmann in das Haus der Geliebten ordentlich freien.

An dem Tage, wo die Verlobung zwischen den beiden Familien feierlich soll vollzogen werden, versammeln sich die Anverwandten des Bräutigams und der Braut abgesondert in den Häusern der beiderseitigen Eltern. Da wird denn gegessen und getrunken, bis zu später Nachtzeit aus dem elterlichen Hause des Bräutigams eine Abordnung hinübergeht in das Elternhaus der Braut und mit folgender Rede an die Versammlung sich wendet:

„Gueden Obend.

I wünsch eng Gsundhoat; i's werd so guet sei, ins entschuldige, wall me ßo frei ßein, und i toß ehrenwert Haus tred'n. Mie ßan Roasende (Reisende) und kemen e weite Stroß und ßan ser müed; to ins d'Nacht üwefollen hot, tochten mie in dem stattlichen Torf übernochten kinne. Mie ging'n nun zum Herrn Richter und Polizeiherrn und hob'n ins g'meldt, do hoben mer's schriftlich kriegt, kei Nochtquartier krieg'n. No hietz wohin? Denke mer no und kemmen it Stroß, gegn de Stodt zue. Wie me gongen sein in de Gossen, ha i gsehe, daß i pold am End im Torf pin: na ha i e hells Liecht in tem ehrenwerten Haus gsehe, i pin ßo frei gwes'n und ha Tier aufg'mocht und pin gonz gmüdli ei'tredn, hietz möcht i bitt'n, ob mie angnomme we'n?

Na meine lieben Freind, 's wird enk schon b'wußt ßei, zu wos für em wichtigen Tritt mie in das Ehrenhaus eintred'n ßein; nehmle zu nem Verlobungsfest insern junge Freinden. Inse junge Freind is vo kristliche Eltern gebo'n und anfezog'n wo'n und na kristlicher Weis duri Geden und Goden tauft wor'n und duri tücht'ge Lehrer in Schulen unterricht wo'n, bis zu ßeim 15. Lebensjahr; tan hat ie inser Herr Oberseelsorger, de Herr Pforre e zeitlang in Unterricht g'numme und wie e ie a si tüchtig b'fund'n, hat iems halig Ovendmohl zukeme losse und de Schuel entlass'n. Na tem ja die schö Sitt is mit'n Pruederschaft'n hat e' tenkt, e ßöll nit i de Jer erum geh, ßondern er hat sie in e kloane Pruederschaft eigricht, is e zeitlang dort verblib'n, bis't Reih ach an ie is kemme, e Stuf höhe z'tred'n, tan hat e si as de kloan Pruederschaft ausgrießt und i de greoß Pruederschaft eigrießt und e zeitlang ach tort beig'wohnt hat, bis e sie entschlossen hat, sie e G'hülfin z'nehma und duri Finga Gottes an eng g'wehrti Tochte ang'wies'n wor'n und sie zeitlang kenne g'ler't hab'n und de heitig Obend zu dem wichtige Tritt b'stimmt wo'n is. Es is ja scho e kluans G'bündnis vom Herr Pforre g'macht wo'n, wo i a als Zeuge bin g'we'sn; um das Ve'bündnis zu ve'größern, ßan die nahesten Freind zu tem Verlobungsfest aiglode wo'n, um zu he'n, ob die Eltern beider Verlobten ganz eiverstanden ßan. Hietz möcht ich ach wünschen, et Braut vo' mie z'tred'n, und si voe' de ganzen Ve'sammlung et Händ geb'n und et Jowort sag'n."

Hierauf Handschlag und Jawort und dann vereinigen sich beide „Freundschaften" in einem der Elternhäuser, um den Rest des Abends gemeinsam zuzubringen.

An diesem Verlobungsabend wird zuweilen bei Ehebündnissen zwischen Sachsen und Landlern durch Mittelspersonen auch eine „Nationalitätenfrage" ausgetragen, und zwar die Frage, ob das zukünftige Ehepaar gemeinsam die landlerische oder sächsische Tracht anlegen, im Hause die landlerische oder sächsische Sprache sprechen soll. Denn zumeist sind Sachsen und Landler, wo sie beisammen wohnen, beider Mundarten mächtig und sprechen nach

Bedarf des täglichen Lebens bald die eine, bald die andere. Im Hause dagegen herrscht nur eine Mundart. Es ist schon vorgekommen, daß in einzelnen Fällen, wo jeder der beiden Väter der Brautleute als harter Dickkopf die Herrschaft seiner „Nationalität" in der neuen Ehe unnachgiebig zur Bedingung stellte, die Verbindung noch am Verlobungsabend sich zerschlug, weil kein Theil nachgeben wollte.

Doch sind das seltene Fälle; in der Regel behält in einer gemischten Ehe der Landler wie der Sachse seine altgewohnte Tracht bei, während sämmtliche Kinder dort, wo die Landler die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen, zu Landlern erzogen werden; dagegen werden sie zu Sachsen, wo die sächsische Bevölkerung überwiegt.

Kommt es zur Hochzeit, unterläßt der Landler nie, zu diesem Familienfeste auch die Nachbarn einzuladen. Das geschieht selbst bei kleinen Hochzeiten. Denn vor Allem mit den Nachbarn, dann auch mit den Gevattersleuten halten die Landler gute Freundschaft.

Beim Hochzeitsmahl sitzen die beiden Brautjungfern neben der Braut. Neben den Dreien hängen die drei Hüte des Bräutigams und der beiden Brautführer. Die drei Frauenzimmer haben die Aufgabe, die drei Hüte sorgfältig zu bewachen. Tanzt eines von ihnen, müssen die beiden andern Wache halten. Wird ein Hut entwendet, so kostet es die Unsorgsamen einen Eimer Wein.

Während des Hochzeitsmahles müssen die Brautführer Sorge tragen, daß keine leere Weinflasche auf dem Tische steht. Leere Flaschen oder Krüge werden umgestülpt, die hölzernen Teller und das Eßgeräth auf den Fußboden gelegt und dann in die Hände geklatscht. Das ist eine Schande für die Lässigen.

Der Hochzeitstisch hat seine stehende Speiskarte. Semmelsuppe; Rindfleisch mit Krenbrühe; Kraut; Gebratenes. Ein Griesschmarn, Kua genannt, vielleicht ein veredelter Sterz, welcher in den Alpenländern aus Heidekorn bereitet wird. Endlich „Gugelhupf," von ihnen „Ofenschlägel" genannt.

Bei besonderen Festlichkeiten backen sie auch eine Art Krapfen, groß wie ein Teller, in der Mitte vertieft, während rings am Rande ein Wulst herumläuft.

Um 12 Uhr Nachts am Hochzeitstage findet die Begabung statt. Das Brautpaar setzt sich an einen Tisch und nun kommt Alles und gibt. Die Gaben bestehen größtenteils in Geld, zum mindesten 3 fl., oft aber auch 5 fl. und 10 fl. von der Person. Die Mädchen, welche geladen sind, spinnen hinterher und schenken das Gespinnst der jungen Frau.

Am zweiten Tage, dem Junge-Frauen-Tag, zieht die gesammte Hochzeitsgesellschaft mit Musik von einem zum anderen Hochzeitsgaste, wobei gesungen, getrunken und getanzt wird, wie es ja auch sonst der Brauch ist.

Daß in der fröhlichen Gesellschaft bei dem humoristisch angelegten Wesen des Landlers allerlei Kurzweil getrieben wird, ist natürlich. Da werden denn auch selbst gedichtete Räthsel zum Lösen aufgegeben, wie das folgende:

Eins, zwei, drei,
Piko, Polonei,
Piko, Poko, Pesenstill,
Hukt a Mandl a der Hill,
Hat e grüans Hüttl auf,
Umetum mit Federn trauf.

Selbst über die eigene Sprache machen sie sich lustig in folgendem Räthsel, in welchem die Abwerfung und Verschleifung der Laute das Höchstmögliche leistet! Dasselbe lautet:

Pumbrunnatzi:	Pu d'm Brunn naht si;
Flötötzi:	Flöh tödt' si,
Trobbatzi:	D'r Rob bad't si,
Sitogetzi:	Sieh, do geht si.

Sind die lauten Freuden der Hochzeitstage verrauscht, dann kommen wiederum weniger lustrauschende Tage des Lebens, wo nach schwerer Arbeit

der junge Hausvater mit vollerem Rechte als einst der „Pue“ fröhlichen Herzens singen kann:

Hietz bin i scho gheiret,
Hietz bin i e Mann,
Hietz sitz i zum Of'n
Und schau mei Weib an.

Und später kommt dann auch die Zeit, wo der junge Vater fröhlichen Herzens singt:

Spults mer emal e Lustig's auf,
Es is mir e schöns Tiänd'l tauft.

Und er kann das oft von Buben und von Mädeln singen, denn die Ehen der Landler sind in der Regel sehr reich an Kindern. So wurden beispielsweise in Neppendorf bei einer Bevölkerung von 1642 Seelen in fünf Jahren 367 Kinder geboren, was auf das Jahr berechnet durchschnittlich 73²/₅ Geburten gibt, während in Mettersdorf bei Bistritz, dessen Bevölkerung nur um 114 Seelen geringer ist, in fünf Jahren 266, also im Jahre durchschnittlich 53¹/₅ Geburten vorkommen. Einen so bedeutenden Aufschwung hat die Geburtenanzahl Neppendorfs im Laufe von 150 Jahren genommen, der Gemeinde, in welcher auf das Jahr 1726 nur 3, auf die beiden folgenden Jahre nur je 4 und im Jahrzehnt 1725—1734 durchschnittlich auf ein Jahr nur 6·5 Geburten entfielen. Binnen 150 Jahren ist also die Zahl der jährlichen Geburten fast auf das Zwölffache gestiegen.

Wie wir darin die körperliche Tüchtigkeit der Landler erkennen, so fehlt es ihnen auch nicht an großer geistiger Empfänglichkeit und Beweglichkeit. Bringen es auch nicht alle so weit, wie jener prahlerische Neppendorfer Zimmermann, der sich einst in Gegenwart des Pfarrers rühmte, er spreche sieben Sprachen, aber er spreche sie alle nur deutsch, so sind sie doch alle lernbegierig und eifrig und ihre Schulen gehören unzweifelhaft zu denen, welche wegen des guten Schülermateriales Hervorragendes leisten, wobei allerdings ihre Mundart das Sprechen und Verstehen der deutschen Schriftsprache den Kindern bedeutend erleichtert. Wie der Landler allenthalben ein fleißiger Kirchengänger ist, so zählt er in manchen Gemeinden auch zu den fleißigen Besuchern der Schulprüfungen, und in Großau beispielsweise ist das Chor der Kirche, wenn die Jahresprüfungen dort können abgehalten werden, dicht gefüllt mit Männern und Frauen, Burschen und Mädchen, deren Augen vor Freude glänzen, wenn ihr Brüderchen und Schwesterchen, ihre Knaben oder Mädchen die Prüfung in Ehren bestehen.

Noch hat die Versetzung der Landler, unserer Stammes- und Glaubensbrüder aus Oberösterreich, Steiermark und Kärnten, welche sich im Zeitraum von 1731—1780 in kleineren und größen Gruppen vollzog, trotz mancher schätzbarer Einzelveröffentlichungen, ihren würdigen Geschichtschreiber im Ganzen nicht gefunden. Und doch ist sie eines solchen wert. Denn jene Tausende, welche mit wunderbarer Ausdauer durch eineinhalb Jahrhunderte das stille Geheimnis ihres evang. Glaubens in der Tiefe des Herzens und in der Abgeschlossenheit ihrer Gebirgshütten vor der Welt und ihrer Feindschaft verbargen, sie haben sich wie frischer Lebensstrom in die Adern unseres Volkskörpers einst ergossen und haben nicht bloß durch ihre Zahl und ihren frischen Zuzug, sondern auch durch die ergreifende Erscheinung ihres lebensstarken Glaubens einen guten Theil unseres Volkskörpers aufgefrischt und manches in langsamem Absterben begriffene Glied desselben lebenskräftig gemacht. Nun sind sie ein fröhlich grünendes Reis an dem Lebensbaum unseres Volkes geworden, die Exules Christi, von denen ein gleichzeitiges Distichon das schöne Wort spricht:

Crimine non exul, sed religionis amore
Dulcia me patriae non tenuere bona!

Das heißt: Nicht ein Verbrechen trieb mich in's Elend, sondern weil ich treu war dem Glauben, konnten die theueren Güter des Vaterlandes mich in demselben nicht zurückhalten.

Und in der neuen Heimat des Karpathenlandes ist ihnen zutheil geworden, was sie einst ausziehend aus dem alten Vaterlande im hoffnungsvollen Liede sangen:

Müssen wir gleich All's verlassen,
Freund', Geschwistrig, Hab' und Gut,
Dennoch wollen wir stets fassen
Einen festen Glaubensmuth.

Er wird uns schon wieder schenken,
Wann wir an sein Wort gedenken,
Uns bescheren Hab' und Haus;
Auf dein Wort, Herr, ziehn wir aus.

Möge das frisch grünende Reis sein kraftvolles Dasein auch weiterhin bewahren und sich bewähren. W.

Schnaxn.

In da steirischn Gmoansproch.

Wia da Schell-Schneider in Richter gwählt hot.

Daß die Kloanhäusler und d Ster-Hondwercher ka Wohlrecht[1] hobn, däs is aus Christuliab aso eingricht't worn; den ormen Teurln thuat eh sist ollahond weh, das eahna wenigstns ka Wohl weh thoan kon. Ah in Kloa-Mänselboch is da schöni Brauch, und dena hots as sih in den Dorf zuatrogn, daß da Schell-Schneider in Richta hot gwählt.

Dahebb[2] hots as sih a so: z Kloa-Mänselboch is der olt Richter mit da Zeit sa gscheit worn, daß s n ohgsetzt hobn; za den Antl[3] hot ma liaber an Ondomerladn,[4] weils, wia mei Freund, da Schrnafn-Toni z Miaznaschlog sogg, besser is: Viel holtn Oan für an Norn, as wiar Oana Viel. Nan, sa hobn s n Gscheitn ohgsetzt, z Kloa-Mänselboch, und hobn a Richterwohl ausdrumelt.

Wia s oba scha geht ba den Sochn:[5] as is neambb kemen za da Wohl, as war s Heuhebn olls z gnädi.[6] Der oanzi Stoa-Steffel is kemen und hot sei Stim für n Schmoggnhofer ohgebn. Sogg der Ombbmon, de Stim gult nix, da Schmoggnhofer hät in Voraus sogn lossn, er nahm s Antl nit on. As müad Oana gwählt wern, der s onnahm. Af dos gibb da Stoa-Steffel sei Stim für eahm selber oh, wos in Ombbmon ah wieda nit recht gwen is.

D Wohl wird s Zweitimol austrumelt af an Sunta Nohmittog in Wirtshaus, wo s sist ah gern zsomkemen, die Baurn. Richti, weil s Richtersetzn is, bleibb s Wirtshaus lar; as thoal[1] sein af d Olm gonga zan Vieh, as thoal thoan kegelscheibn und da Krippel-Marl loßt sogn, er hät nit Zeit, er müad dahoam Schnach nogln; Weatas[2] kamad[3] mar ah nit dazua.

„Is a vadonkts Kreuz mit de Baurn!" greint der Ombbmon, „daß s oba go sa lohmlokad[4] sein, und — gschweign s va da Pflicht — nit amol af eahnern Vortel schaun kinen! — Hiaz wia kriagn ma s za da

[1] Wahlrecht, [2] Ursache genommen, [3] Amt, [4] Einfältigen, [5] diesen Dingen, [6] nöthig, dringend.

[1] ein Theil, [2] Werktags, [3] komme, [4] träge, langweilig.

Wohl her? As wa schier bold, daß ma s mitn Stondarnan[1] huln lossn müassad!"

Dos hört da Mesner=Gogl — ah a so oana, der ka Wohlrecht hot, deranwegn is er do gwen — und der woaß an Roth. „Mitn Stondarnan," sogg er, „s se Sochn wa nix. Do hätn s nochha s gonz Johr an Ausred: wan s freiwilli nit ins Wirtshaus gangadn,[2] sa wurdn s mit Gwolt hintriebn. — Wan s nit wölln kemen, die Hern Baurn, za da Wohl, nan sa gabs koan onders Mittel, as wia mit n Klinglbeidl va Haus za Haus gehn und d Stimen einsomeln."

„Mesner!" schreit der Ombbmon, „dos is a guata Gedonkn! Gehn ma!"

Richti, wia da nahst Regntog gwen is, daß die Baurn oll in eahnern Häusern dahoam gwen sein, do gehn der Ombbmon und da Mesner=Gogl mitn Klinglbeidl hausirn.

Zerst bringen s überoll an Schrockn mit. Da Klinglbeidl! Geld! Gwiß wieda für a neugi Kirchngloggn oda sowos! Wia sa sih aft weist: däsmol ka Geld, däsmol nix as wir a kloans Stimzederl, do gehn die Gsichter broad ausanond — wohln stott zohln, däs lossn s eahna gfolln. Is jo ka Hernstückl. Da Stoa=Steffel und da Köderer, kan onderer nimbbs nit, s Antl, va de zwen muaß oana gwählt wern. Nan guat, as thoal sein fürn Steffel und as thoal sein fürn Köderer und an Jada steckt sei Popierl eini ba da Klinglbeidl=Klumsn.[3] Prächti gehts und imer in an Haus wird eahner a Kruag Most und a Henibrot[4] fürgsetzt, a so daß da Mesner moant, d Wohl mitn Klinglbeidl wa doh viel gscheita, wia de in da Gmoanstubn oder in Wirtshaus, wo da Trunk Geld kost't.

A so kemen die Zwen ah zan terischn Wulzoaser=Ferdl.[5] „Jo," sogg da Ferdl wir er in Klinglbeidl gsiacht, „is scha recht, ih wia gleih do sei. Freili freili, is mei Schuldigkeit, für die Gmoan. Wia gleih do sei." Buglt[1] in d Nebnkomer, steaglt[2] noch an kloan Randl[3] wieder in d Stubn und steckt sei Popierl eini ba da Klumsn.

Nau, und wia s d Schnoasn[4] ohgonga sein, der Ombbmon und da Mesner=Gogl, spozirns zrugg in die Gmoanstubn und zähln d Stimen. Akrat[5] fünfadreißg. Afn Köderer sein siebzehn Stimen gfolln, na sa muaß da Stoa = Steffel ochtzehn hobn und war af de Weis da Steffel Richter. Oba schauts, wia s den seini Stimen zähln, sein ah na siebzehn und die fünfadreißgst Stim is a zsomdrahts Guldnzedl.

Hiaz stehn s wieder do und wissn nit, wia s dron sein. Und roatn[6] noch, wia s Guldnzedl gmoant sei kunt. Zan a Stärkung wurds vamoant sei, sogg da Mesner und gugg durchs Fenster gegn s Wirtshaus hin. Do kimmbb da Stoa=Steffel daher und frogg, wos s war und wens troffn hät.

„Du und da Köderer, an iada hot gleichviel Stimen!" sogg da Mesner gleih und dazählt die Gschicht von Guldnzedl.

Da Steffel is ah dafür, daß s Guldnzedl af a guati Moanung vawendt wern sult und gugg durchs Fenster gegn s Wirtshaus.

„Mir stehn hiaz a so," sogg der Ambbmon, „daß ma s Los müassn entscheidn lossn."

„A vadonkt!"[7] schreit da Steffel.

Der Ombbmon nimbb aus n Winkelkastel s Spielkortnbüschl (a Gmoanstubn muaß mit Olln eingricht't sei), hebb a zwoa Blot[8] oh und sogg: „Do hon ih in Oachel=Neuner und in Schell=Schneider.[9] Drahn ma s awenk durchanond ollzwoa. So, hiaz ziach dar oani, Steffel. Dawischt in Schneider, sa bist Richter."

[1] Gendarmen, [2] giengen, [3] Spalte des Klingelbeutels, [4] Honigbrot, [5] tauben Wollzupfer Ferdinand.

[1] eilt in gebückter Stellung, [2] stolpert, [3] Weilchen, [4] Reihe, [5] genau, [6] sinnen, [7] Du verdammt, [8] zwei Blatt (zwie Blätter), [9] Schellen=Unter, eine Kartenfigur.

„Gilt scha!" gromelt[1] da Steffel und greift noch da Kortn. Mudlts a wenk oh mitn zwen Fingern, zupfts a wenk, ziachts oba nit aussa. Greift noch der ondern, mudlts ah a wenk oh, zupft, ziachts aussa. — Drahts um, schauts groß on. „Du verdächtiger Oachl-Renner!" schilt er und hauts afs Fletz[2] daß olls fliagg.

Da Schell-Schneider is noh afn Bauch glegn und hot gwort't afn Köderer. Af däs is da Köderer Richter gwen. — Und a so hots as sih zuatrogn, daß da Schell-Schneider in Richter hot gwählt.

Für n neugn Richter die erst Ombbshondlung is gwen, daß er ausssprechn hot müassn, wos mitn Gulduzedl sul gschechn, däs sih zan Wohlstimen zuwigschmuglt ghobb hot.

„Für die Ormen notürla!" sogg da neug Richter. Af dos hot ma s gleih kent, daß da Schell-Schneider mit seiner Wohl Recht hot ghobb.

Da fürsichti Schoufholta.

Da vorigi Sumer is viel vaschrian[3] worn. Daß s ollaweil greungg[4] hät, hoaßts. Dos is jo go nit wohr. Ollaweil hots ah nit greengg, imeramol is recht a schöner Sturmwind gonga. Scha saggerasch zsomgschmissn hots as nochanond, d Heuschöber und die oltn Bam und die jungen Mentscha, de nit go fest gstondn sein.

Nau, do hatscht[5] a mol in geltin[6] Regn da Schoufholta[7] Luidl[8] va der Olm ower und hoam za sein Baurn.

„Wos is dan dos, daß du heint do bist, Schoufholta?" frogg da Baur.

„Ah nix," moant da Luidl, „die gonz Nocht inter an Bam bin ih glegn, und do bin ih so viel noß worn, botsch noß, daß ih kan drucknan Fodn an Leib hon."

[1] murmelt, [2] Fußboden, [3] verleumdet, [4] geregnet, [5] schliffelt, [6] heftigen, [7] Schafhirt, [8] Ludwig.

„Host jo eh a Doch obn in Sumerstoll,[1] sogg da Baur.

„Wada[2] nit," moant da Schoufholda, „s Doch hot da Wind wekgrissn."

„Sa wurdst da doh in Stoll hobn kinen an Intastond herichtn?"

„Ah na," sogg da Luidl, as thuats nit meh. In Stoll hot da Sturm zsomgworfn."

„Jessas Maron!" schreit da Baur. „Wo sein dan aft d Schouf? Wern doh nit af der Olm umalorbern[3] in a so an Weta?"

„Ah däs nit," sogg da Luidl.

„Wo host as dan aftn hintriebn, d Schouf?"

„Ah ninadschd."[4]

„Sa host as gonz ohni Aufsicht glossn, d Schouf?!" sogg da Baur. „Du, se wern sih valassn!"

„Ah na," moant da Holta. „D Schouf valassn sih nit. Heint Nocht, wia da Sturmwind in Sumerstoll zsomgschmissn hot, do hots as oll daschlogn."

„Daschlogn? d Schouf? Aus is s!" jamert da Baur und schlogg d Händ zsom daß s olls boscht.[5] Um Kreuz-Gouteswilln! Wird doh däs nit sei! D Schouf daschlogn!"

„Jo," sogg da Luidl schön zach.

„Oba dos is douh!" jamert da Baur. „Sa wegnwos host as dan einitriebn in Stoll, wo s d eh woaßt, daß olli Bout[6] a so an ungstems[7] Weta do is! Häst d Schouf nit kinen ins Stoangräbl übri thoan? Hots nit ollaweil scha gwoglt[8] de Hütn? Und du bist da Nor und stallst heint Nocht d Schouf ein!"

„Oba mei Gad und Her!" moant da Luidl, „ih hon ma holt douh denkt, weil er scha sa long gstondn is, da Stoll, sa wurd er s eppa douh de Nocht ah nouh holtn."

[1] Unterstandsstall für die Sommerweiden auf der Alm, [2] zwar, [3] umherstreifen, [4] nirgends, [5] klatscht, [6] alle Augenblicke, [7] ungestümes, [8] gewackelt.

„Jo, wegn wos host dan aftn selba nit gschlosn in Stoll?" frogg da Baur.

„Ja — a — a!" moant da Luidl pfiffi, „ih hon ma denkt, er kunt zsomfolln!"

A vafluachta Kerl!

„Grüaß dih Gott, Korl! Na, wir is s da dan ollaweil gonga ban Militär!"

„Donk da frog," sogg da Korl, „hisch possabl."

„Host dih holt ima rechtschoffn topfa durchghaut, gelt?"

„Däs is gwiß. Und zleßt bei Magenta! Badonkt noh amol!"

„Jn da Schlocht?"

„Nan ih glaubs! Kruzitürkn, wan ma Bluat und Pulva schmeckt! Wir a winiga Löw wird da Mensch! Rein a wilds Thier."

„Nau, wir is s dan hergong dabei? dazähl ma doh a wenk wos."

„Ja mei Liaba! do hots Fetzn gebn! Ih bin schon a vafluachta Kerl gwen! da Schußprügl is ma z lonkweili. 's Messer aus da Schoadn[1] und na firi! Höllsaggra! denk ih ma, hiaz is s ma olls oans: hin oder nit! Und wir ma va lauta Wuth urntli scha da weiß Foam[2] ban Maul steht und das ih links und rechts umhau, do siach ih Oan, a so an rothhosadn Wellaschn,[3] grod vor mir. Ih af eahn zua und haun mitn Sabel d Haxan[4] oh!"

„D Haxan? Worum nit gleih in Kopf?"

„Woaßt," sogg da Soldoten Korl, „da Kopf — da Kopf, der is schon ohghaut gwen."

[1] Scheide, [2] Schaum, [3] rothbehosten Welschen, [4] Schenkel.

Der Orient-Expreßzug.

Von Theobald Fichtner.*)

Unter allen gemeinnützigen Einrichtungen imponiert der großen Mehrheit der Menschen nichts so sehr als das Eisenbahnwesen. Erst seit wenigen Jahren theilen sich in diese allgemeine Bewunderung die Dampflocomotion und die Ausnützung der Elektricität. Sehen wir von letzterer ab, so vergeht kein Jahr, daß nicht Mittheilungen über neue technische Wunderleistungen uns überraschten. Bald ist es eine großartige Durchbohrung irgend eines Gebirgsstockes, bald ein Schienenweg, der (wie in Peru) in Regionen hinaufführt, wo das Athmen Einem bereits schwer wird und der technische Unternehmungsgeist mit dem Adlerfluge wetteifert. Heute vernehmen wir von einer neuen imposanten Brückenanlage, morgen von einer neuen Eisenbahn, welche die Kleinigkeit von tausend Kilometer durch die Wüste zieht (die transcaspische Bahn) und das Morgen ist

*) Diesen Aufsatz, ein Muster volksthümlicher Darstellung eines wissenswerthen Gegenstandes, entnehmen wir der neuen bei A. Hartleben in Wien erscheinenden Zeitschrift: „Der Stein der Weisen," illustrierte Halbmonatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens für Haus und Familie. Herausgegeben von dem vortrefflichen Reiseschriftsteller A. v. Schwaiger-Lerchenfeld.

immer mit einer weiteren Ueberraschung bei der Hand.

Das Hauptattribut des modernen Verkehres, die Geschwindigkeit, prägt sich zugleich in der Entwicklung des Eisenbahnwesens aus. Selten hat eine Erfindung oder eine gemeinnützige Arbeit in einer verhältnismäßig so kurzen Spanne Zeit gleich großartige Fortschritte gemacht als die Dampflocomotion. In unserer raschlebigen Zeit wollen fünfundachtzig Jahre freilich etwas heißen; sieht man aber von den Vorversuchen in den ersten zwei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ab, so wird der Zeitabschnitt, in welchen jene gewaltigen Fortschritte fallen, um ein Bedeutendes kürzer. Innerhalb wenig mehr als sechs Jahrzehnten hat man unsere Erde mit einem Schienennetze von rund 550.000 Kilometer überzogen, eine Länge, welche die Entfernung des Mondes von der Erde um circa 170.000 Kilometer übertrifft. Der von sämmtlichen Locomotiven der Erde, deren Zahl circa 105.000 betragen dürfte, in einem Jahre zurückgelegte Weg beträgt aber annähernd 10.000 Millionen Kilometer, so daß diese Maschinen im Jahre einen siebenzigmal größeren Weg zurücklegen, als die Entfernung der Erde von der — Sonne beträgt. Diese Ziffer allein ist so verblüffend, daß es gar keiner weiteren ziffermäßigen Angabe bedarf, um das überwältigende Ergebnis des Eisenbahnverkehres klar zu machen. Wir erwähnen noch, daß in circa 150.000 Personenwagen auf der ganzen Erde im Jahre 2500 Millionen Personen (die Gesammtbevölkerung unseres Planeten beträgt rund nur 1500 Millionen Menschen) befördert werden und in etwa 2,100.000 Güterwagen rund 1·2 Milliarden Kilogramm Güter an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden. Daß im Eisenbahnnetze der ganzen Erde angelegte Capital belief sich im Jahre 1885 auf die ungeheuere Summe von rund 105 Milliarden Mark.

Die Fortschritte des menschlichen Geistes prägen sich in Erscheinungen aus, die am besten durch rückschauende Betrachtungen zum Bewußtsein gelangen. Wer an den Wandel der Dinge nicht den vergleichenden Maßstab anlegen kann, erfaßt nur schwer deren Bedeutung ... Benützen wir ein handgreifliches Beispiel ... Es ist ein frostiger Tag, Schneemassen hüllen allüberall die Mutter Erde ein, die Flüsse und Seen starren im Eis. Geschäfte oder andere Angelegenheiten, worunter das Vergnügen nicht in letzter Reihe steht, veranlassen uns zu einer längeren Eisenbahnfahrt. Ein behaglicher Warteraum nimmt uns auf, elektrische Glühlämpchen hängen wie Lichttropfen in einem Astwerke von Krystall und wandelnde Regenbogenbrücken. Lautlos schreitet unser Fuß über Teppiche, schwellende Sitze laden zur Rast, Glanz und Duft umgeben uns. Nur geringe Zeit währt das Harren, dann öffnet sich die Pforte, hinter der im bleichen Lichte der elektrischen Lampen die dunkle Masse einer „Garnitur," oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, eines Eisenbahnzuges sichtbar wird. Es sind keine Wagen, sondern kleine Gebäude. Helles Licht strahlt aus den hohen Spiegelfenstern, Treppen und Plattformen nehmen uns auf, behagliche Wärme umgibt uns, sobald wir die freundlichen Räume betreten.

Und siehe da, welche Ueberraschung! Es ist wohl ein Zauberer, der hier seines Amtes waltet und sein „Tischlein, deck' dich!" zu unserem Heile gesprochen. Ein ganzer Speisesaal in einem Zuge! Weiße Linnen, Couverts, funkelnde Weine, geschäftige Geister um uns, Luft und Raum hinter den scheinbar engen Glaswänden eines gewöhnlichen Eisenbahnwagens. Es ist aber eben nichts Gewöhnliches, sondern etwas Außergewöhnliches. Wir verlassen diesen Raum, überschreiten auf sicherem Stege die Kuppelung zwischen diesem Gefährt und dem daranstoßenden ... Ein Saal — schier

so groß wie ein kleines Wohnzimmer — nimmt uns auf. Zwei Reihen Lehnstühle, eine lange Doppelflucht von hohen Fenstern, Getäfel, Teppiche, Fußschemel, auf den vielen Tischen Zeitungen, Albums — über Alles der Schimmer milden Lichtes gebreitet: Behaglicheres läßt sich nimmer ersinnen. Dann die niedlichen Damensalons, hart an den großen Rauchsaal stoßend; weiter ein Wagen mit einer langen Flucht abgesonderter Zellen, welche dem Reisenden gestatten, sich nach Wunsch aus dem Gewühle der Mitfahrenden in eine behagliche Clause zurückzuziehen und des Nachts eine Schlafstätte von tadelloser Bequemlichkeit aufzusuchen.

Das ist die Garnitur des Expreßzuges. Was noch dazu gehört, darüber später ... Und jetzt ertönt das letzte Glockensignal, ein schriller Pfiff folgt, sachte rollt die ambulante Wohnung mit ihren Salons und Schlafcabinets, ihrem Speisesaale, ihrer Küche und Vorrathskammer in die eisige Nacht hinaus. Ringsum wird es finster, gespenstisch huschen die Weichenlichter vorüber, die Schattenzüge langer Wagenreihen legen sich vor die Spiegelscheiben und zuletzt flimmert mit mattem Scheine die weite Schneefläche zu den Fenstern herein.

Im sanften Schaukeln und beim flüchtigen Scheine der weißverhüllten Landschaft dämmert eine halbvergessene Erinnerung in uns auf. Man schreibt das Jahr 1801. In dem kleinen Städtchen Camborne an der äußersten Westspitze von Cornwall herrscht gewaltige Aufregung. Es hatte sich die Nachricht verbreitet, ein „Feuerwagen" werde die Straßen durcheilen mit der Geschwindigkeit eines guten Renners, zwar von Menschenhand gelenkt, aber unabhängig von irgend welcher Beihilfe, sich selber in Bewegung erhaltend. Der Meister, welcher dieses Gefährt ersonnen, war Richard Trevithik, der Vorläufer George Stephenson's, der eigentliche Erfinder der Dampflocomotion. Als die Stunde anbrach, drängten sich die Menschenmassen an den Schauplatz heran. Ein Wunder sollte geschehen. Die Männer waren der Erwartung voll, die Frauen zeigten sich geängstigt. Das könne unmöglich gut enden, meinten die starkgläubigen Schönen; der Teufel sei mit dem finsteren Manne, der das Unerhörte vollbringen wolle, im Bunde.

Welch' ein Verwundern, welch' ein Staunen, als Trevithik auf seinem Dampfrosse dahergeeilt kam! Er lud auch die Umstehenden ein, und so war der Bann gebrochen. Freilich kam der Erfinder über den ersten Versuch nicht hinaus. Es sollten noch sechsundzwanzig Jahre vergehen, ehe die erste Locomotivbahn in England eröffnet wurde. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie sehr die unverständige Mehrheit der Menschen des Genies bedarf, das sie mit sich fortreißt, gäbe die erste Locomotivbahn einen solchen ab. Im South Kensington-Museum ist George Stephenson's „Rocket," die Siegerin in der ersten Locomotiven-Probefahrt, aufgestellt. Daneben hängt unter Glas und Rahmen ein Zeitungsblatt, welches sich in Schmähungen und Spötteleien über die neue Narrheit ergeht. Die spätgeborenen Geschlechter stehen mit Ehrfurcht vor dem Mechanismus, der nachmals der Civilisation Flügel verliehen hat, und lächeln geringschätzig über die Beschränktheit ihrer Altvordern.

Auch uns wird es nach mehreren Menschenaltern nicht besser ergehen. Der Unverstand ist immer bereit zum Spotte. Die Geister aber eilen über die dumme Menge hinweg ... Mit den Werken dieser Geister eilt die Zeit, welche die Menschheit nicht altern läßt, sondern sie immer wieder verjüngt.

Und im realen Sinne eilen wir in unserem bequemen Gefährt von hinnen. Mehrmals wurden wir aus unseren Träumereien aufgerüttelt, wenn der Zug über die Kreuzstücke der Stationsweichen polterte, Lichter zum Fen-

ster hereinblitzten und hierauf wieder das eintönige Sausen der mit Sturmeseile dahingleitenden Garnitur folgte. Wie ganz anders läßt sich diese Fahrt an denn jene, welche unsere Altvordern entzückte! In der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1888 zu Wien war einer der Waggons zu sehen, welche bei Eröffnung der ersten Locomotivbahn in Oesterreich — Wien-Wagram — auf den Schienen rollten. Dieser Wagen ist wenig größer als eine altmodische Postkutsche und unterscheidet sich von einer solchen nur dadurch, daß ein dem Kutschbock-Coupé ähnliches Gehäuse auch auf der entgegengesetzten Seite des Wagens angebracht ist. Diesem ursprünglichen Gefährt stelle man einen Schlaf- oder einen Salonwagen unseres Expreßzuges gegenüber!

Doch lassen wir das und sehen wir uns diesen nun etwas genauer an. Die Expreßzüge, wie sie heute im durchgehenden Verkehre zwischen Paris und den Hauptstädten Europas in Verwendung stehen, führen einen Salonwagen, einen Restaurationswagen, in welchem die Küche untergebracht ist, zwei bis drei Schlafwagen, einen Gepäckwagen und einen Schlußwagen. In Letzterem befindet sich die Speisekammer, die Getränke- und die Waschkammer. Alle Waggons sind miteinander durch Stege (mit seitlichen Lederschutzlappen), welche die Kuppelungen überbrücken, miteinander verbunden. Der gewöhnliche Versammlungsort ist, wie bereits angedeutet, der gemeinsame Rauch- und Lesesalon, welcher mehr als zwei Drittel des Salonwagens einnimmt. An den großen Salon stoßen zwei niedliche Damensalons mit je sechs Sitzen und einem Klapptische, welcher treffliche Dienste leistet. Er ist Arbeits-, Lese- und Spieltisch. Während der große Salon die ganze innere Lichte des Waggons einnimmt, sind die Damencoupés sogenannte Quercoupés mit einem Gange zur Seite.

Einen solchen Seitengang hat auch der Schlafwagen. In diesen Gang münden die Schiebethüren der einzelnen Coupés, welche sich tagsüber in nichts von den gewöhnlichen Halbcoupés unterscheiden. In den Nachtstunden aber verwandeln sich die Sitzplätze in bequeme Betten mit Zugvorhängen. Die Benützung eines Schlafcoupés versteht sich nicht von selbst, sondern es ist für dasselbe auf die gewöhnliche Fahrkarte eine Aufzahlung zu leisten, welche nicht unerheblich ist. Sie beträgt beispielsweise zwischen Paris und Wien 38 Francs, zwischen Paris und Budapest circa 53 Francs und betrug zwischen Paris und Bukarest, vor der Ueberleitung des Orient-Expreßzuges auf die jetzige Hauptlinie Belgrad-Sofia-Constantinopel, 79 Francs.

Der Restaurationswagen ist in zwei Speisesalons getheilt mit je vier kleinen Tischen zu zwei Gedecken und vier größeren Tischen zu vier Gedecken. Zwischen beiden Speisesalons befindet sich das Buffet. Da in so großen Räumen — was insbesondere vom Salonwagen gilt — der Luftzug lästig fallen würde, sind die Fenster fest im Rahmen und läßt sich blos der oberste Theil emporschieben. Vorhänge schützen tagsüber gegen das Sonnenlicht, eine schwebende Lampe verbreitet des Nachts ausreichende Helle. Im Hintergrunde des Salons befindet sich über dem Gesimse der Querfront eine Uhr. Sieht man von der Bewegung, in welcher man sich befindet, ab, so nimmt man in diesen Räumen keinen Unterschied zwischen ihnen und vornehmen Restaurationszimmern wahr.

Zur Vervollständigung der Zweckmäßigkeit und Vornehmheit dieser fahrenden Salons fehlt nur noch die elektrische Beleuchtung. Ueber kurz oder lang wird auch sie ihren Einzug in den Expreßzug halten und dann werden wohl selbst die anspruchsvollsten Reisenden befriedigt sein. Rechnet man zu all' diesen Dingen noch die Schnelligkeit hinzu, mit der die Expreßzüge

ihr Reiseziel erreichen, so fragt man sich unwillkürlich, ob in der Bequemlichkeit auf einer Eisenbahnfahrt noch eine Steigerung möglich ist. Soweit die großen Expreßzüge mit durchgehendem Verkehre in Betracht kommen, wohl kaum.

Dieses Resultat verdankt man aber nicht dem englischen Eisenbahnwesen, der Quelle jahrzehntelanger Nachahmungen auf dem Continente, sondern den amerikanischen Verkehrseinrichtungen. Eisenbahnfahrten von sechs, sieben, zehn und mehr Tagen, wie sie in den Vereinigten Staaten keineswegs zu den Seltenheiten zählen, waren in Europa, angesichts der hier bestehenden Betriebseinrichtungen, bislang ohne Gefährdung der Gesundheit nicht zu unternehmen. Da kam der belgische Ingenieur Naglmakers Anfang der Siebziger-Jahre auf die Idee, den auf längeren Eisenbahnfahrten störenden europäischen Verkehrseinrichtungen durch Einstellung sogenannter „Schlafwagen" — nach dem Muster der amerikanischen sleeping-cars — zu begegnen. Die Neuerung fand, wie nicht anders zu denken, ungetheilten Beifall. Sie führte zu der Gründung einer Actiengesellschaft, der „Compagnie internationale des wagons-lits." welche seitdem auf den meisten langen Linien mit durchgehendem Verkehre ganze Züge, mit Einschluß der Restaurations- und der Salonwagen — Alles nach amerikanischem Muster — in Betrieb gestellt hat. Die auf diese Weise ins Leben gerufenen Expreßzüge erhielten im Volksmunde die Bezeichnung „Blitzzüge." Der Orient-Expreßzug eröffnete Anfang Juni 1883 seine Fahrten, und zwar auf der Linie Paris-Straßburg-Stuttgart-München-Wien-Budapest-Verciorova-Bukarest-Giurgievo und Rustschuk-Varna. Seit Anfang November 1888 verkehrt der Orient-Expreßzug von Budapest ab über Semlin-Belgrad-Sofia-Adrianopel-Constantinopel. Ein anderer Expreßzug im durchgehenden Verkehre hat die Strecke von Paris über Nizza und Rom nach Brindisi inne. In Kürze werden Expreßzüge auch zwischen Paris-Berlin-Petersburg (mit Abzweigung nach Moskau) und Paris-Madrid-Lissabon in Verkehr treten.

Erst mit Eintritt der Möglichkeit, ununterbrochen von Lissabon bis St. Petersburg, also durch die ganze Längerichtung von Europa, in einem Eisenbahnzuge, dem es in Nichts an gewünschtem Comfort gebricht, fahren zu können, werden wir uns auf der Höhe befinden, welche die Amerikaner seit Langem innhaben. Denn jene Strecke hat eine Länge von ungefähr 4800 Kilometer, entspricht also den großen Ueberland-Schienenwegen in den Unionsstaaten. Immerhin wird die Länge dieser europäischen Linie noch immer von sämmtlichen fünf großen Pacificbahnen Nordamerikas übertroffen. Die Länge der letztgenannten Schienenwege beträgt nämlich (von New-York bis zum Endpunkte der betreffenden Linie gerechnet): Die Canada-Pacificbahn 5071 Kilometer; die Northern Pacificbahn 5203 Kilometer; die Union- und Central-Pacificbahn (vereinigt) 5260 Kilometer; die Santa-Fè-Bahn 4875 Kilometer; die Atlantic- und Pacificbahn 5631 Kilometer; die Süd-Pacificbahn 6251 Kilometer.

Wenn wir gelernt haben, den Amerikanern in Bezug auf die Bequemlichkeit des Reisens allerlei Dinge abzugucken, so sind wir in dieser Beziehung doch um einen Schritt weiter gegangen. Die vorgeschilderten Expreßzüge haben in dieser Richtung die amerikanischen noch übertrumpft. So kennt man beispielsweise in amerikanischen Zügen keine Einrichtung zum Zwecke der Trennung der Geschlechter. Damencoupés, wie bei uns, kennt man drüben nicht. Selbst die Schlafwaggons dienen zur gemeinsamen Benützung beider Geschlechter. Ueberhaupt kennt man die Coupé-Eintheilung — welche englischen Ursprungs ist — auf amerikanischen Eisenbahnen nicht. Die

Wagen sind sogenannte „Durchgangswagen." Auch der sleeping-car bildet einen einzigen Raum ohne Coupé-Eintheilung. Vorhänge gibt es nicht, dagegen Jalousien. Die Fenster werden nicht von oben herab, sondern von unten hinauf geöffnet, doch können sie nur auf zwei Drittel ihrer Höhe emporgeschoben werden. Die Gepäckkörbe sind beschränkt, so daß die Passagiere vielfach ihre Gepäcksstücke unter den Sitzen aufbewahren müssen. Die Schlafwagen dürfen während der Tagesstunden nicht betreten werden. Eine gewisse Gattung von Hotelwagen werden während der Nacht als Schlafwagen, während der Tagesstunden als Speisesäle benützt. Dies bringt den Uebelstand mit sich, daß zu einer bestimmten Morgenstunde alle Schläfer aus den Betten sein müssen, damit die Umwandlung vorgenommen werden könne.

Nicht zu vergleichen sind die amerikanischen Rauchsalons mit denjenigen der europäischen Expreßzüge. Das Wort „Salon" ist dort gar nicht am Platze, denn jene Rauchwagen sind wahre Spelunken. Da es — merkwürdig genug — in solchen Räumen keine Spucknäpfe gibt, wird der Boden der Waggons von Rauchern und Tabakkauern in ganz unerhörter Weise besudelt. Der Unfug, aus den Waggons auf Jagdwild und andere Thiere, welche in der Nähe der Bahn angetroffen werden, zu schießen, ist neuester Zeit bei Strafe untersagt worden. Eine irrige Vorstellung ist auch die von der außergewöhnlichen Geschwindigkeit der amerikanischen Expreßzüge, welche durchschnittlich langsamer fahren als unsere Expreßzüge und selbst langsamer als die gewöhnlichen Schnell- und Courierzüge auf europäischen Bahnen.

Wer auf unseren Eisenbahnen viel herumkommt, weiß übrigens, daß nicht nur für die „Oberen Zehntausend," welche das größte Contingent zu den Passagieren der Expreßzüge stellen, gesorgt ist, sondern auch für die meisten übrigen Reisenden. Insbesondere in Oesterreich sind mancherlei Einrichtungen getroffen worden, welche es fast Jedermann ermöglichen, auf Eisenbahnfahrten — die überdies auf nicht allzu lange Strecken vor sich gehen — ausreichende Bequemlichkeit zu genießen. Die Durchgangswagen, wie sie auf den Linien der k. k. Staatsbahnen, auch der Südbahn, in Gebrauch sind, mit ihren comfortablen Ganz- und Halbcoupés I. Classe, ihren Toilettekämmerchen und den lichten Seitengängen, welche die freie Bewegung gestatten, lassen schwerlich etwas zu wünschen übrig. Eine andere Bequemlichkeit bilden die „Aussichtswagen" der vorgenannten Linien, den Salonwagen nicht unähnlich, wenn auch beschränkter in den Größenverhältnissen. Auch sonst weisen speciell die österreichischen und deutschen Eisenbahneinrichtungen eine Fülle von Erleichterungen und auf die Bequemlichkeit (von der Billigkeit ganz abgesehen) der Reisenden abzielenden Begünstigungen, welche man anderwärts nicht kennt. Ganz besonders sind es diesfalls die Betriebseinrichtungen auf englischen Eisenbahnen, welche in längst veralteten Normen und Formen erstarrt sind und den Reisenden gegenüber so viel als gar kein Entgegenkommen bezeugen . . .

Der Kronprinz.

Eine Erinnerung von **Rosegger.**

Es war am Abende des 2. April 1887. Ich wartete auf der Eisenbahnstation Mattulie auf den Zug, der aus Fiume kommen und in St. Peter am Karst sich dem Triest-Wiener Courierzug anschließen sollte. Als ich in die Vorhalle hinauseilte, um am Placate die Ankunft in Graz zu erfahren, stieß ich bei der herrschenden Dunkelheit in der Thüre an einen Herrn, der eben eintreten wollte. — „Oho!" lachte er — ein Officier war's; der Zusammenstoß war ziemlich heftig gewesen. „Wohin so eilig?" rief der Officier, indem er meinen Namen nannte.

Nun erkannte ich den Kronprinzen Rudolf. Nicht erst meine Entschuldigung abwartend, reichte er mir die Hand und sagte: „Sie haben mich nicht erkannt, wie Sie heute Früh meine Frau nicht erkannt haben!"

Ich war nämlich an demselben Tage in Abbazia bei dem Kronprinzenpaar geladen gewesen (siehe „Heimgarten," XII. Jahrgang, Seite 37), die Bemerkung des Kronprinzen bezog sich auf eine kleine, damit in Verbindung stehende Episode. — Dann schritt der Kronprinz, während der Adjutant anderweitig mit etwelchen Anordnungen beschäftigt gewesen sein mochte, durch den rauchigen Saal in das neben anstoßende Wartezimmer erster Classe. Die wartenden Passagiere im größeren Saale, zumeist Italiener, auch einige Curgäste aus Abbazia darunter, mochten den Officier ebenfalls nicht erkannt haben, Niemand beachtete den Vorgang weiter. Ich setzte mich auf eine Bank.

Jetzt kam aus dem Nebenzimmer der Stationsvorstand, trat auf mich zu und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit gestatten es gerne, wenn Sie in den Wartesaal der ersten Classe treten wollen."

Ich blieb aber sitzen und dachte, der hohe Herr wird ja froh sein, einmal einige Augenblicke unbehelligt athmen zu können. Das Vergnügen, immer und immer vom Publicum umlauert, beobachtet zu werden, nie einen ungezwungenen Moment zu haben, oder gar fortwährend nichtssagende Redensarten im Munde führen zu müssen, kann ich mir denken. — Es währte aber nicht lange, so kam der Stationsbeamte das zweite Mal und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit lassen bitten, zu ihm hinein kommen zu wollen."

Nun stand ich auf und gieng hinein.

Der Kronprinz war ganz allein im Zimmer, saß mit übereinander geschlagenen Beinen nachlässig hingelehnt auf der Bank, und rauchte eine Cigarrette.

„Wir fahren ja zusammen," sagte er mit seiner weichen, ziemlich hochklingenden Stimme, „aber Sie kommen um fünf Stunden früher nach Hause als ich, nicht wahr?"

Er war auf Besuch bei der Kronprinzessin gewesen, die damals in Abbazia weilte und reiste nun wieder nach Wien zurück.

„Der Eilzug beeilt sich diesmal nicht sehr," bemerkte der Kronprinz auf seine Taschenuhr blickend, „und ich fürchtete schon, zu spät auf den Bahnhof zu kommen."

Ob Seine kaiserliche Hoheit denn auch an Eisenbahnfieber litte? war meine Frage.

„Sobald man es mit der Eisenbahn zu thun hat, ist man immer etwas nervös," antwortete der Kronprinz.

Ob sich das bei den großen Reisen, die er mache, nicht verliere? fragte ich. Zudem dürfte vielleicht eher der Eisenbahnzug auf ihn warten, als umgekehrt.

Der Kronprinz lächelte über diese Bemerkung, die allerdings der sprichwörtlichen Pünktlichkeit unseres Hofes unrecht that. Dann ließ ich miteinfließen, daß ihm ja auch Extrazüge zur Verfügung stünden.

„Ich benütze lieber die gewöhnliche Fahrordnung," sagte er. „Doch, wollen Sie nicht eine Cigarrette rauchen? — Die Courierzüge sind zwischen Wien und hier ohnehin die bequemste und schnellste Gelegenheit. Ich bin in diesem Winter nicht weniger als zehn- oder eilfmal nach Abbazia gefahren und je vertrauter man mit einer Strecke ist, desto kürzer erscheint sie. Zudem reise ich gerne in der Nacht."

„Hoheit können im Coupée schlafen?" sagte ich.

„Ganz vortrefflich," antwortete der Kronprinz. „Können Sie das nicht? Sie reisen ja auch viel. — Aber, warum nehmen Sie nicht Platz, Herr Rosegger? und ziehen Ihren Pelz aus!"

Bei dem kalten Wetter, welches in jenen Frühlingstagen auch über den lorbeerbekränzten Gestaden des Quarnero lag, hatte man nämlich stark eingeheizt; weil jeden Augenblick die Ankunft des Zuges zu erwarten war, so behielt ich den Pelz am Leibe.

„Mit Ihrer Gesundheit sind Sie jetzt zufrieden?" fragte mich der Kronprinz.

„Sie kräftigt sich allmählich wieder, gottlob!"

„Wenn die Vorlesereisen anstrengen, wie Sie heute sagten, warum machen Sie solche? — Es mag," setzte er lachend bei, „wohl vorkommen, daß ein Dichter sich zu Tode schreibt, aber daß er sich an seinen Werken zu Tode liest, dürfte doch nicht ganz in Ordnung sein. Dagegen müßten besonders Ihre Steirer Einsprache erheben."

Darauf schwieg ich und dachte mir meinen Theil.

Mehrmals suchte ich das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, aber der Erzherzog kam immer wieder auf mich zurück. „Nach Egypten sollten Sie gehen," rief er lebhaft. „Das Klima dort würde Ihnen gut thun."

Ich äußerte Zweifel wegen der Seefahrt.

„Gerade Ihnen würde die Seefahrt sehr wohlbekommen," sagte der Kronprinz, „schwächlichere Naturen ertragen in dieser Hinsicht mehr, als die sogenannten kräftigen. Ich habe es an mir selbst erfahren."

Hierauf bemerkte ich, daß es einer meiner ältesten Wünsche wäre, einmal eine größere Seereise zu unternehmen, besonders nach dem Südosten hin. Ich wüßte kein Land der Welt, das ich so gerne bereisen möchte, als Palästina, und überhaupt die geschichtlichen Stätten des Morgenlandes, für die man sich schon in der Kindheit, im ersten Schulunterrichte begeistert.

„Also, warum reisen Sie nicht?" fragte der Erzherzog. „Es würde Sie sehr anregen. Man macht sich keine Vorstellung von all dem Interessanten, dem man dort begegnet. Es mag sein, daß man sich im Einzelnen enttäuscht findet, vielleicht gerade in unserer bibelmäßigen Vorstellung. Der Naturforscher, der Ethnograph findet mehr als er erwartet. Die Volkstypen, die fremdartigen Naturerscheinungen, vor Allem das Thierreich!" Und nun begann der Kronprinz von seinen Reisen im Orient, von eigenartigen Erscheinungen und Gestalten der Bewohner, von Wüstenwanderungen und Jagden zu erzählen. — Das brachte er Alles so klar und geordnet, so gründlich den Gegenstand beherrschend und dabei so schlicht und gemüthlich vor, daß ich ganz und gar vergaß,

wer es war, der da sprach. Ich hatte ihn an jenem Tage das erste Mal in meinem Leben gesehen. Wie ein Traum schien es mir, als ich mich besann, daß es Kronprinz Rudolf von Oesterreich war, der da mit mir plauderte.

Vor meiner inneren Erregung nicht minder als vor dem ausstrahlenden Ofen ward mir so warm, daß ich endlich den Pelz auszog. In demselben Augenblicke zeigte die Bahnhofglocke den einfahrenden Zug an.

„Ja, nun haben Sie den Pelz ganz zu rechter Zeit ausgezogen!“ lachte der Kronprinz. Ich kroch alsbald wieder hinein und meine Hand hatte hastig zu thun, daß sie am Aermling herauskomme, um die Rechte zu fassen, die der Erzherzog mir zum Abschiede reichte.

„Werden Sie wohl ein gutes Coupé haben?“ fragte er noch, und auf meine zuversichtliche Antwort sagte er: „Ich danke Ihnen nochmals. Auf Wiedersehen!“

Dann stiegen wir ein und es zeigte sich bald, daß ich mich über das mir angewiesene Coupé wirklich nicht zu beklagen hatte; mehrmals unterwegs kam der Schaffner zu mir und erkundigte sich nach etwaigen Wünschen. Ich bin geneigt, das der Intervention des Kronprinzen zuzuschreiben.

Diese mir unvergeßliche halbe Stunde auf dem Bahnhofe in Mattulie habe ich hier geschildert als ein neues der unzähligen Beispiele von der Leutseligkeit und Herzensgüte des edlen Prinzen. Die Begegnung, welche übrigens nicht die letzte blieb, und die Unterhaltung, welche dabei geführt wurde, habe ich unmittelbar darauf im Notizbuche fixiert, so daß ich das Gespräch fast wörtlich wiedergeben zu können glaube. Nicht so sehr, was gesprochen wurde, ist das Merkwürdige, als vielmehr, wer es sprach. Es kommt ja nicht gar oft vor, daß ein so hoher Herr sich traulich macht mit einem Menschen, der seinen Kreisen weit ab-, in manchem Grundsatze ihnen sogar entgegensteht. Und es kommt nicht oft vor, daß ein solcher Herr sich für allgemein interessante, ideale Gegenstände interessiert. Das war ja derselbe Prinz, der nebst anderen touristischen und naturgeschichtlichen Schriften ein großes Werk über seine Reise in den Orient geschrieben hatte (siehe „Heimgarten“ VIII., Seite 707), in welchem er sich nicht bloß als naturwissenschaftlicher Schriftsteller, sondern auch als Philosoph geoffenbart hat. Ein echt humaner Zug zeichnet seine Werke aus. Mit dem warmen Herzen ein starker, zielbewußter Geist! Wir priesen uns glücklich in dem Wahne, ihn einst als würdigen Nachfolger Franz Josephs des Ersten auf dem österreichischen Kaiserthrone zu sehen.

Ein Wahn, der seit dreißig Jahren Millionen von Patrioten beseelt und mit Hoffnung erfüllt hat!

Wir sind erwacht. In jungen Jahren giengen sie eines tragischen Todes hin: Erzherzog Maximilian, König Ludwig, Kaiser Friedrich, Kronprinz Rudolf! Es ist wirklich, als ob die Weltgeschichte auf den Thronen keine Philosophen mehr brauchen könnte. —

Ich habe noch wenige Stunden erlebt, die so erschütternd waren, als jene, am Abende des 30. Jänner 1889. An meinem Arbeitstische saß ich bei heller Lampe und las in Goethes „Hermann und Dorothea.“ Da tritt mein Töchterlein zur Thüre herein und sagt mit zagender Stimme: „Vater! Ich komme eben vom Großvater, der hat mir eine schreckliche Neuigkeit gesagt. Auf der Gasse hört man sie auch schon.“ Weiter sprach sie nicht.

Ich legte das Buch aus der Hand und fragte: „Kind, was ist es?“

„Der Kronprinz soll erschossen sein,“ antwortete sie.

„Nein,“ rief ich heftig, „das ist nicht wahr.“

Da stürzten zur Thüre auch schon die anderen Hausgenossen herein in höchster Bestürzung und bestätigten die

Nachricht. Auf der Gasse sei sie bereits angeschlagen, Alles voller Menschen! Die verschiedensten Gerüchte!

„Die verschiedensten Gerüchte, Gottlob, dann ist keines wahr!“

— Meine sorglose Ungläubigkeit konnte freilich nicht lange standhalten. Bevor noch die Extrablätter aus der Presse flogen, um die Nachricht officiell zu bestätigen, war die furchtbare Gewißheit eine unumstößliche.

In den ersten Stunden taumelte man nur so umher. Man dachte nicht an die Größe des Verlustes, hatte nicht einmal politische Anwandlungen. Man empfand nur die Tragik im Geschicke dieses Menschenlebens. — So jung, so hochgemuth auf goldener Zinne der Welt zu stehen, von höchster Würde und Macht umgeben, von allen Freuden des Lebens umgaukelt — und plötzlich todt in die Gruft hinab! —

In blühender Jugend als Kaisersohn zu sterben!

Und freiwillig zu sterben! Was muß in diesem Menschenherzen vorgegangen sein! Das undurchdringliche Geheimnis nährt in unserer Trauer eine herzversengende Qual!

Ihn, den wir erst vor Kurzem gesehen haben in unserer Stadt, in seiner schlanken, elastischen Gestalt, mit dem rosigen Angesichte, dem blauen, freundlichen Auge, voll gewinnenden Wesens — ihn sollten wir uns nun vorstellen kalt und starr ausgestreckt im Sarge, mit ewig bewegungslosem, wachsfahlem Antlitze! —

Und wenn wir ferner fragen, was das bedeuten wird! Wie viele Menschengeschicke, vielleicht Völkergeschicke einen anderen Lauf nehmen von diesem Sarge aus! — Fragen wir nicht. Beugen wir uns stumm vor Dem, der alle Völker führt und die Könige krönt. Das ganze weite Reich stammelt das Gebet: Gott beschütze unseren Kaiser Franz Joseph!

* * *

Die Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag; es wurde immer unheimlicher. Da litt es mich nicht mehr in meinem Daheim, ich reiste nach Wien.

Es war ein regentrüber Morgen, als der Eisenbahnzug auf der Ebene dahinfuhr gegen die Hauptstadt. Die Städte und Ortschaften lagen da, ganz wie gewöhnlich. Die traurige Stimmung, die ich in der Natur sah, war wohl nur ein Spiegelbild meiner eigenen Seele. Bei Baden blickte ich hin gegen das Hellenenthal, hinter dem Meyerling liegt, das Jagdschloß, in welchem das Gräßliche geschehen ist.

In Wien angekommen, sah ich, daß außer den zahlreichen Trauerfahnen in einzelnen Gassen die Stadt nichts Auffälliges hatte. Das gleiche Hasten und dieselben unendlich mannigfaltigen und doch stets gleichen Straßengestalten wie immer. Nur am Michaelerplatz war großes Menschengedränge, und den Kohlmarkt heran bewegten sich zwischen dem Gewoge schwere Wägen mit langen Holzbalken, was besonders an dem Sonntage, der war, auffiel. Es wurden Trauergerüste gebaut.

An der Hofburg war eine große Lücke gerissen. In die ungeheuere Nische, das Innere des abgetragenen Burgtheaters, fiel nüchternes Tageslicht. Scheint nicht das gleichzeitige Hinfallen dieses Hauses mit dem Hingehen des Kronprinzen Rudolf bedeutungsvoll?

Mich verlangte es einerseits ihn noch einmal zu sehen, andererseits war ein Grauen in mir und ich bangte davor. So zog es mich in dem Gedränge voran, durch das Thor der alten Kaiserburg hinein, bis ich im Schweizerhofe stand. Ein lieber Freund war mit mir und wir versuchten den Eintritt in die Wohngemächer des Kronprinzen, wo er zur Stunde aufgebahrt lag. Die Burggendarmen gestatteten uns das Stehenbleiben nicht einmal und der Eintritt war an diesem Tage dem Volke auf's Strengste untersagt. Weil ich zum Volke gehöre und nicht das

Zeug habe, auf Umwegen der Protection durchzudringen, so sollte ich nun eben heraußen bleiben. Doch sah ich, wie fortwährend Wägen mit Blumen und Kränzen vorfuhren, die ungehindert zwischen den Spalieren der Burggendarmen links in den Hof einbogen, zur Treppe, die hinanführte zu den Gemächern des Kronprinzen. Da kam mir ein Gedanke. Es geziemt sich wohl, daß der Poet aus dem Volke dem fürstlichen Schriftsteller, welcher den Satz ausgesprochen: „Das größte Capital des Staates und der Gesellschaft ist der Mensch!" eine sichtbare Huldigung darbringe. Das war ja derselbe Fürst, der sich einen Collegen und Arbeitsgenossen von uns Literaten nannte und der die weltbewegende Bedeutung geistiger Schöpfungen wohl zu würdigen verstand. Wer wird es mir wehren, an der Bahre des Erzherzogs Rudolf von Oesterreich einen Kranz niederzulegen!

Ich gieng hin, kaufte in einer Blumenhandlung der inneren Stadt den Lorbeerkranz, nahm einen Wagen, fuhr ungehindert in die Hofburg und legte mein geringes Zeichen der Verehrung dem todten Kaisersohne zu Füßen.

Die Stimmung jenes Augenblickes, als ich eingieng in die herrlichen Hallen, die ein Garten des Todes geworden waren, ist unbeschreiblich. — Ihr kennt ihn, den betäubenden Duft der Blumen und Kränze, den trübrothen Schimmer der Kerzen und Ampeln, der am Katafalk gleichsam wie im Vorhofe der Ewigkeit herrscht. Anders ist der Palast und anders ist die Hütte; aber der Sarg hat die gleiche Form für Hoch und Nieder. So gehen die Armen und Glücklosen hin, so gehen die Fürsten hin. Ein Prinz, den eine Welt von Glanz und Herrlichkeit umgeben hat! Sein Leichnam ist noch geschmückt mit allen Zeichen irdischer Würde. An beiden Seiten ragen Palmen auf und neigen ihre Blätter, um sein Haupt zu verhüllen . . .

Sursum corda! Empor die Herzen! Blicken wir auf den Kaiser, den Vielgeprüften, der uns in dieser Zeit wieder das bewundernswerthe Vorbild eines heldenhaften Herzens gab. Unser einziges Heil liegt in treuer Pflichterfüllung.

Und so nehmen wir Abschied von Rudolf. Was irdisch war an ihm ist dahin. An der Pforte der Kapuzinergruft bleibt alle Pracht zurück, um sich schmeichelnd und bethörend an Andere zu hängen. Was an ihm bedeutend war, das wird der Buchstabe bewahren.

Als ich an demselben Abende, Wien wieder verlassend, vom Eisenbahndamm bei Meidling aus noch einmal zurückschaute, gieng hinter dem Wienerwalde eben klar und rein die Sonne unter. Das Häusermeer lag schon in Dämmerung, aber auf der Spitze des Stefansthurms funkelte in einer Schönheit, wie ich sie noch nie gesehen, das goldene Kreuz. Wie ein Stern leuchtete es hin über die alte Kaiserstadt, die mitten im heiteren Taumel des Carnevals so plötzlich eine Stätte der Trauer geworden war.

Kleine Laube.

Muth und Frechheit.

Bescheidenheit und Muth
Ist ein Ehepaar,
Dessen Kinderschaar
Stets edel war.

Feigheit und Frechheit
Ist ein Schwesternpaar
Mit gelber Wange
Und mit Schlangenhaar.

Wer ein frecher Range
Stets vor Schwachen war,
Ist des Muthes bar
In der Gefahr.

P. K. Rosegger

An einen Poeten.

Armer Dichter, wie täuschest Du Dich! da sitzest Du in Deiner stillen Kammer und Dein Herz ist schwer, ist voller Lieb und Leid, und Dein Haupt voller Gedanken und Ideen und Dein ganzes Wesen voller Hingabe und Vertrauensseligkeit. Du hast Freunde und Bekannte, aber der persönliche Verkehr mit ihnen genügt Dir nicht; Du freilich, Du schauest in ihr Wesen, jedes von ihnen nur halb gestammelte Wort nimmst Du als vollgiltig in seinem ganzen tiefen Sinne. Jeden ungeschickten Ausdruck von Mitmenschen legst Du Dir zurecht und deutest ihn wohlwollend und achtest ihn als eine Kundgebung aus dem Seelenleben des Freundes und machst so seine Sache gleichsam zu der Deinigen. Anders ist es mit dem, was Du im persönlichen Verkehr von Dir ihnen darlegst; sie hören Dich an, aber nur mit halbem Ohr, und auch nur darauf hin, ob und wie sie ihren Witz an Deinen Aeußerungen üben und Dir widersprechen können. Oder sie bringen Deiner Vertrauensseligkeit ein erheucheltes Wohlwollen entgegen, um bald darauf wieder abzuspringen und Aeußerungen zu thun, die Dir immer wieder sonnenklar zeigen, wie wenig Du erkannt und verstanden wirst.

Allein Du läßt nicht sobald von Deinen Schicksalsgenossen dieses Lebens, Deine Warmherzigkeit ist ja groß und Dein tiefster Drang ist, von Anderen so erfaßt zu werden, wie Du sie erfassest. So sitzest Du allein in Deinem Stübchen und schreibst, aber Du bist jetzt nicht mehr einsam, Du siehst im Geiste Alle, die Du lieb hast, Deinen Worten lauschen; denn mit tausend Flügeln wird dieses Wort bald hinausflattern zu ihnen Allen, und ihnen offen und treu Dein Wesen enthüllen mit jener Klarheit und Gründlichkeit und Wirksamkeit, deren Du im mündlichen Verkehr nimmer fähig wärest.

So scherzest, jauchzest, weinest, blutest Du Dich aus, denkest nur an Die, so Du lieb hast, legst Dich ihnen gleichsam zum Liebesopfer dar und dann — dann

bist Du befreit. Wie süß ist Dein Bewußtsein: jetzt im Kleide der Poesie, in welchem Du bist, werden sie nach Deinen Zeilen haschen, werden dieselben mit Gier lesen, werden Dich finden und mitempfinden und Dein Dichterwort wird ihnen auch als das des gewöhnlichen Freundes doppelt theuer sein.

Armer Dichter, wie täuschest Du Dich! Wenn Du nach Wochen, als Dein Werk verbreitet ist, zufällig einmal einen Deiner Freunde besuchst, wirst Du das Buch, falls es überhaupt im Hause ist, unaufgeschnitten und verstaubt in einem Winkel finden. Und doch gehen Deine Werke zu Tausenden und Tausenden in die Welt.

Wer sind nun aber jene Leute, die sehnsüchtig jede Zeile von Dir erwarten, verschlingen, in sich wirken lassen und Deine Seele zur ihren machen?

Während Dein Freund Arm in Arm mit Dir durch die Gasse schlendert, um der Welt die Intimität zu zeigen, in der er mit dem Poeten steht, huscht vielleicht ein schüchterner Tiurnist vorüber, der es kaum wagt zu Dir aufzublicken, geschweige Dich zu grüßen. Und doch pochte sein Herz fieberhaft, als er Dir nahe war, vielleicht mit seinem Aermel ein wenig an Deinen Mantel strich, denn es ist einer Deiner Gemeinde. — Ja Freund, ist Dein Name nur erst bekannt, dann wirst Du an „Freunden" keinen Mangel leiden, aber Deine Leser mußt Du nicht unter ihnen suchen. Deine Leser sind zerstreut in der weiten Welt unter Beamten, Soldaten, Lehrern, einsamen Frauen, Verlassenen, Weltmüden, enttäuschten Gemüthern und kindlichen Herzen. Die allermeisten Deiner wirklichen Freunde wirst Du nie in Deinem Leben kennen lernen. Aber sie existieren. Deine persönlichen Bekannten zählen nicht; denn ihnen sind Deine etwaigen Vorzüge ja nur im Wege. Oder sie nutzen von Deinem Golde nur den Glanz, das Gold selbst überlassen sie Anderen. Diese Anderen aber sind Dein und vieltausendfältig ist das geistige Band, das Dich so mit der Menschheit verbindet. Das sei Dir genug. M.

Eine Hinrichtung.

Ein Bild aus dem Volksleben Kärntens von Thomas Koschat.*)

Es war an einem nebligen Frühjahrs-Montag des Jahres 1853, als sich in der rauchgeschwärzten, unheimlich aussehenden Wohnung des Kleinhäuslers Malander mehrere Ortsinsassen von St. Florian gegenseitig das Versprechen abnahmen, über die Art des Tags darauf an dem Delinquenten *** zu vollstreckenden Todesurtheiles, das vom Volke geschöpft wurde, gegen Jedermann das strengste Stillschweigen zu beobachten.

Ich stand damals in einem Alter von kaum sieben und einem halben Jahre, und dennoch erinnere ich mich der Details des Dramas mit einer Lebendigkeit, als ob es sich erst gestern abgespielt hätte. Ich sehe z. B. den vierschrötigen Fleischhauergehilfen Urch, dem der Volkswille das Amt des Freimanns übergeben hatte, noch immer leibhaft vor mir stehen. Ich sehe ihn, wie er beim Lamplwirth mit geballter Faust, als wäre sie ein Schmiedehammer, auf den Tisch schlägt und die Burschen des Anreinerdorfes zum Zweikampfe, oder — was dasselbe ist — zum Raufen herausfordert. Ich sehe ferner den buckeligen und blatternarbigen Schulmeister Rothmaus, dem die Abfassung und Publication des Todesurtheils zugetheilt worden war, mit plastischer Deutlichkeit vor mir sitzen und gedankenschwer an einer Kielfeder kauen. Ich könnte am Ende sogar die Knöpfe an dem langen Talar abzählen, den der Bürgermeister Bartlmä bei der Execution getragen. Ja, selbst die Stelle, wo seinerzeit der gefürchtete Gemeindearrest gestanden und wo gegenwärtig Spargel und Edelbohnen wachsen, könnte ich mit geometrischer Genauigkeit bezeichnen. Man wird sich darum auch nicht wundern, wenn ich sage, daß ich mich schließlich auch an einzelne Gespräche genau erinnern kann, die mit Bezugnahme auf den denkwürdigen Volksjustizact geführt wurden. „Was glabst denn? — Wernd se ihn

*) Erinnerungsbilder von Thomas Koschat. Klagenfurt. F. v. Kleinmayr. 1889.

verbrinnen oder wernd se ihn epp'r in Teicht eineschmeißen?" meinte die Krappfelder-Luzi, die Geliebte des Urch, zu ihrer Freundin, der Staner-Resl, als Beide sich vor dem Schulgebäude zufällig getroffen hatten.

„Ja wann i das wüsset!" meinte die Angesprochene ängstlich. „I han wieder g'hört, daß se ihn gar köpf'n wern. — Aber nix G'wisses kann m'r halt ninderscht nit derfrag'n. — Na, i sag's Dir: mir fippert's in alle Glieder, wann i as'n murgig'n Tag aufdenk'n thua. Waßt . . ." „O Du Treppele Du!" fiel ihr Luzi in's Wort, „werst Di doch nit fürcht'n geh'n; schaug amal in Thomalan an, der thuat se ja a nix fürcht'n," und zu mir gewendet, bemerkte sie weiter: „Gelt Thomale-Romale, werst murg'n wohl a zuaschaug'n keman, wia se ihn umbringen wern!" Dabei strich sie mir schelmisch lächelnd das wirre Haar aus der Stirne.

„Wohl, wohl," war meine kurze Antwort, auf die mir Luzi eine Scheidemünze schenkte mit dem Bemerken: „Muaßt 'n Scheinkreuzer in Urch sei Käppen eineschmeißen, wann er für'n Armensünder werd absammeln geh'n." Ich nickte bejahend mit dem Kopfe und schloß mich dann einer Rotte von Schulbuben an, die den Weg zum Gemeindearrest eingeschlagen hatte, um den seit sieben Uhr Morgens darin ausgesetzten Delinquenten anzusehen. Das vor dem Eingange postierte Gemeindeorgan ließ uns indes die Zelle nicht betreten, sondern gestattete uns bloß, durch das stark vergitterte Fensterchen hin und wieder einen Blick in dieselbe zu werfen.

Da saß er drinnen, der Aermste, gefesselt an Händen und Füßen, das tiefgesenkte Haupt an die Mauerwand gelehnt. Eine milde Hand hat ihm einen frischen Rosmarinzweig zwischen die zusammengepreßten Finger gezwängt. Sein stierer Blick war unverwandt auf den Eingang des dumpfen Kotters gerichtet und machte geradezu einen unheimlichen Eindruck, der noch erhöht wurde durch das in der Zelle herrschende Halbdunkel und durch ein an der Wand hängendes Bild, das in verschwommenen Umrissen einen monströsen Todtenkopf vorstellte. Es gruselt mir heute noch, wenn ich an diese Scenerie zurückdenke.

— — — — — — — — — —

Ein herrlicher Morgen folgte der sturmbewegten Nacht, während ich vor Aufregung auch nicht eine Viertelstunde die Augen zu schließen vermochte. Kaum hatte die Sonne hinter den Karawanken hervorgeguckt, war in St. Florian auch schon Alles auf den Beinen. Namentlich die Vertreterinnen des schwachen Geschlechtes rannten wie besessen von einem Hause zum andern und zischelten sich über die Art der Vollstreckung des Todesurtheils gar wunderliches Zeug in die Ohren. Doch erst um die vierte Nachmittagsstunde sollte dem unbeugsamen Volkswillen freier Lauf gelassen werden. Bis dahin hatte sich die gaffende Menge vor dem Gemeindearrest zu einem unentwirrbaren Knäuel angesammelt.

Endlich — das Volk hatte bereits durch Schreien, Pfeifen und Toben seiner Ungeduld Ausdruck gegeben — ließen sich vom Kirchthurme herab vier dumpfe Schläge hören, und ein Zug, gar seltsam anzusehen, begann sich nach der Richtung der etwa eine Viertelstunde vom Dorfe entfernten Richtstätte in folgender Ordnung zu rangieren.

An der Tête schritten drei erbgesessene Bauern-Honoratioren in buntem Festgewand, zum Zeichen, daß ihr Stand die volle Verantwortung für das zu Gewärtigende übernehme.

Diesen folgten sechs Jägerburschen in strammer Haltung, gewissermaßen als militärische Bedeckung. Nun kamen der Bürgermeister Bartlmä und die Dorfältesten, und zwar Ersterer in langem, schwarzem Talar, Letztere in altüblicher Landestracht. An diese Gruppe schlossen sich zwei Trommler an, deren dumpfe und langsame Schrittmarkierung einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte. Um dem Volke ein abschreckendes Beispiel zu geben, folgten nun mehrere Ortsinsassen als Vagabunden und Straßenräuber verkleidet und, unmittelbar auf diese kam der Schinderkarren mit dem Delinquenten, zu dessen rechter

Seite der Freimann Urch platzgenommen hatte. Hinter dem Karren folgten noch einige Bauernburschen mit Knitteln und Stöcken bewaffnet, und dann kam eine bunte Menge von Schaulustigen beiderlei Geschlechtes, die zugleich den Zug beschloß.

Ich war diesem wiederholt vorangeeilt, um ihn wieder vor mir Revue passieren zu lassen und immer blieb mein Blick an den Insassen des Schinderkarrens haften. Der Freimann Urch sah in seinem blutrothen Hemde scheußlich aus. Grinsend musterte er die Menge, die sich bald rechts, bald links an das primitive Vehikel herangedrängt hatte und mit roh-cynischen Worten sprach er dem Armensünder Muth zu, sich willig in die Fügung des Schicksals zu ergeben. Von Zeit zu Zeit flößte der Unmensch dem Delinquenten unter dem Gejohle der Menge Branntwein in den halbgeöffneten Mund ein. Und wie den Tag vorher, so glotzte auch diesmal der Aermste, ohne einen Laut von sich zu geben, unentwegt auf einen Punkt vor sich hin. Nur ein einziges Mal, als ihm ein zufällig mit einer Düngerladung vorüberfahrender Bauernbengel mit dem Peitschenstiel einen wuchtigen Schlag in's Gesicht versetzt hatte, nahm sein Blick eine andere, jedoch abermals bleibende Richtung an.

Vor einer breitästigen, ehrwürdigen Eiche — dem Wahrzeichen von St. Florian — wurde Halt gemacht und um diese ein dreifacher Kreis formiert.

Der Delinquent wurde von zwei robusten Bauernburschen vom Karren gehoben und auf eine halbzerfallene Bank unter der Eiche gesetzt. In dieser Stellung wurde ihm von dem in altmodische Gerichtsschergentracht gekleideten Schulmeister Rothmaus das Volksverdict vorgelesen, das hier wortgetreu wiedergegeben werden möge.

Urthel.*)

Dieweil für's Erste die Bründelbäurin Barbara Klage geführet hat und auch nachgewiesen, daß Du ihren Mann Simon auf den Bettelstab gebracht hast;

dieweil für's Zweite der Tannenwirth Mathias Klage geführet hat und auch nachgewiesen, daß sein Sohn Jakob nur durch Dich zum Lumpen geworden ist;

dieweil für's Dritte der Bürgermeister Bartlmä Klage geführet hat und auch nachgewiesen, daß die Hadenfelder-Lisi und Bergfelner-Loni ihre Schande, somaßen man uneheliche Kinder nennt — nur Dir zu verdanken haben;

und dieweil endlich von verschiedenen ehrsamben und tugendhaften Bewohnern Sancti Floriani Klage geführet wurde und auch nachgewiesen, daß Du überall nur Unheil gestiftet und Jammer in die Familien gebracht hast, so wurde in unserem Rathe beschlossen, Deinem Dasein durch Erhängen ein gewaltsames Ende zu bereiten und zugleich vereinbart, am Dienstag nach Quinquagesima an Dir die strafrechtliche Execution vorzunehmen.

Gegeben von den Aeltesten des Dorfes Sancti Floriani. Im Jahre 1853."

Ohne den Gesichtsausdruck auch nur im Geringsten zu verziehen, hörte der Armesünder sein Todesurtheil an.

Jetzt trat der Scharfrichter Urch vor und schlang dem regungslos Dasitzenden und noch immer theilnahmslos vor sich hin Glotzenden den Strick um den Hals. Ein Murmeln der Befriedigung gieng durch die Menschenmasse. Auf ein gegebenes Zeichen sprangen die zwei vorerwähnten Bauernburschen herbei, banden die Füße des dem Tode Verfallenen an einer starken Baumwurzel fest, warfen die beiden Enden des um den Hals geschlungenen Strickes um einen etwa anderthalb Klafter über den Boden herausragenden Aststrunk und begannen aus Leibeskräften daran zu ziehen. Durch diese schauerliche Procedur wurde der Körper des Unglücklichen beinahe um einen ganzen Fuß auseinandergestreckt und trotzdem ließen diese Unholde nicht nach; — selbst dann nicht, nachdem ein aus dem Kreise heraustretender Jägerbursche mit einem Gewehrkolbenschlag dem Delinquenten das Nasenbein zertrümmert hatte.

*) Ein Exemplar dieses „Urthel," das seinerzeit in vielen Abschriften colportiert wurde, habe ich in den vorjährigen Sommerferien beim Durchstöbern der Papiere eines alten Insassen von St. Florian zufällig wieder zur Einsicht bekommen.

Plötzlich — es war gräßlich anzuschauen — trennte sich der Rumpf vom Kopfe; dieser blieb am Stricke hängen, während jener zur Erde niederfiel. Ein ohrenzerreißendes Gejohle erfüllte in diesem Augenblicke die Luft. Der Kreis wurde gewaltsam durchbrochen und Jedermann, der zum Justificierten vorzudringen vermochte, versetzte ihm mit dem Stiefelabsatz noch einen wuchtigen Tritt. Binnen wenigen Minuten bildete sein Körper eine formlose Masse.

Jetzt legte Urch seine tellerförmige Amtsmütze auf die Bank unter der Eiche und jeder der Umstehenden warf eine kleine Scheidemünze hinein. Es mochten wohl gegen drei Gulden gewesen sein, die der Freimann für seine exacte Urtheilsvollstreckung zusammengebracht hatte.

Unter Lärmen und Toben verzog sich die Menge nach und nach, und bald stand der Eichbaum wieder so einsam und verlassen da, wie vor einer Stunde. Die Leute giengen jedoch nicht nach Hause, sondern fanden sich kurz darauf im Gemeindewirthshause wieder vollzählig ein und jetzt begann unter Sang und Tanz ein förmliches Hexen-Halloh, dem erst mit dem Glockenschlage der Mitternachtsstunde ein jähes Ende gemacht wurde.

Unwillkürlich wird nun der Leser in begreiflicher Theilnahme für den auf so grausame Weise Justificierten die Frage stellen: Wer war denn nun dieser Unglückliche? Wie hat er denn geheißen? — Auch auf diese Frage will ich die Anwort nicht schuldig bleiben. Der Justificierte war — der „Prinz Carneval“ oder wie er in Kärnten genannt wird: der „Bacchus“ (auch „Faschingsnarr“); eine aus Stroh und Lumpen kunstvoll verfertigte Puppe, der man die ausrangierten Kleider eines Dorfinsassen angezogen hatte; und der ganze Justificierungsact war weiter nichts, als ein altererbter, toller Faschingsscherz, der hin und wieder, wennugleich schon ziemlich selten, im lustigen Alpenländchen noch üblich ist.

Da dumen schlechtn Liab lassts noch.

Da Hansel, der is gonz betrüabb,
Sei Dirndl, däs lasst Ondern noch,
In Thomerl, Seppel, Michel noch,
Und is in loukn Fronz valiabb,
Und speanzlt mitn Marl um,
Und rennt in dickn Wastl noch,
In Toni, Lippel, Hiasl noch —
Ah, d ä s is a Gredl!

Geh, Hansel, loch und kränk Dih nit,
Sie lasst jo nit in Buaban noch,
In Thomerl, Michel, Fronz nit noch,
Um ondri Maner gehts ihr nit.
Warst Du ban ihr, sa laffads nit.
Gern hots nur D i h, da L i a b lassts noch,
Da schlechtn, d u m e n Liab lassts noch —
Du, d ä s is a Gredl!

R.

Warum rauchen die Leute?

Es ist Thatsache, daß die meisten Tabakraucher sich nicht klar darüber sind, warum sie rauchen.

Die Frage beschäftigte vor einiger Zeit einen russischen Prinzen, als er eines Tages nach dem Mittagessen gemüthlich seine Cigarre rauchte. Nach dem berühmten Muster weiser orientalischer Fürsten begann er, unter die Leute zu gehen, und bei ihnen die Antwort zu ergründen. Er fieng bei seinem besten Freunde an, der, nebenbei gesagt, ein großer Esser war.

„Lieber Freund, sage mir einmal, warum rauchst Du?“

„Ja, es gibt doch nichts Besseres — wie Du ja selbst wissen wirst — als nach Tisch eine Cigarre zu rauchen, um die Verdauung zu befördern.“

„Also der besseren Verdauung wegen raucht der,“ dachte sich der Prinz, „ich für meinen Theil habe davon noch nichts gemerkt.“

Des anderen Tages machte sich der Prinz auf die Reise. Auf der Landstraße sah er einen alten Mann, welcher auf einer zerbrochenen Geige spielte und dabei aus einem kurzen Pfeifchen rauchte. Er ließ den Wagen halten und fragte den Alten:

„Sagen Sie mir, warum rauchen Sie?“

„Ja, bester Herr, ich habe heute noch nichts gegessen, und wenn ich nur eine Pfeife Tabak habe, so spüre ich den Hunger weniger.“

Der Prinz war über diese Antwort sehr erstaunt. Der Eine raucht, um besser zu verdauen, der Andere, um sich den Hunger zu stillen! An demselben Abend traf der Prinz erst spät in dem Gasthause ein, wo für ihn Nachtquartier bestellt war. Der Besitzer war selbst wach geblieben, um den Prinzen zu erwarten. Er gieng in der Vorhalle auf und ab und rauchte gemüthlich eine Cigarre nach der anderen; plötzlich fuhr der Wagen des Prinzen vor, und der Wirth hatte kaum Zeit, seine Cigarre in eine Nische zu legen und zur Pforte zu eilen. Aber schon hatte der Prinz bemerkt, daß er geraucht hatte, und fragte ihn gleich:

„Bester Herr, sagen Sie mir aufrichtig, warum rauchen Sie?“

„Entschuldigen vielmals, Durchlaucht, aber ich konnte mir nicht anders helfen; ich wollte Euer Durchlaucht erwarten, da ich jedoch nicht gewohnt bin, lange aufzubleiben, so kann ich nur, wenn ich rauche, dem Schlafe trotzbieten.“

Der Prinz lachte: „Also der vertreibt sich wieder mit dem Rauchen den Schlaf.“

Am folgenden Abend war der Prinz bei einem türkischen Pascha eingeladen. Nach dem Essen reichten, wie üblich, die Bedienten Tschibucks und Cigaretten. Der Prinz bemerkte, daß der Pascha auffallend viel rauchte und da er sich mit dem Türken selbst nicht verständigen konnte, fragte er den Dragoman, der ihnen als Dolmetsch diente, nach der Ursache. Derselbe gab ihm zur Antwort, daß der Pascha immer so viel rauchen müsse, sonst könne er nicht einschlafen. Jetzt war's dem Prinzen zu viel. Er gab sein Nachforschen auf und dachte sich, wenn der Eine raucht, um besser zu verdauen, der Andere, um sich den Hunger zu stillen, der Eine, um nicht zu schlafen, der Andere, um schlafen zu können, so muß das Rauchen unbedingt für Alles gut sein — und er rauchte sein Leben lang weiter, ohne sich je wieder darüber Gedanken zu machen.

Bücher.

Die letzten Marienbilder. Eine Lübecker Künstlererzählung von Otto Rüdiger. (Verlag von Leopold Voß. Hamburg und Leipzig.)

Bei Betrachtung der Kunstdenkmäler Lübecks ruft der Verfasser aus: „Welche Fülle von Lebenskraft muß in diesen unseren Vorfahren gewohnt haben, und zugleich welche rührende Anspruchslosigkeit, daß sie all dies leisteten und doch so wenig Wesens von sich selber machten, daß die Gestalten dieser Zeit den Meisten nur schattenhaft und nebelgleich vorschweben! Wenigstens verglichen mit denen des sogenannten classischen Alterthums, die der gelehrte Deutsche nun einmal lieber betrachtet, als seine eigenen Vorfahren. Wer will es uns verdenken, daß wir Einige der Vergessenen wieder lebendig machen wollen? — Und Rüdiger versteht es, uns ein Stück Geschichte der alten, guten deutschen Stadt Lübeck glaubhaft vor Augen zu zaubern; er erzählt uns von zwei Töpfergesellen, die im Wetteifer mit einem Italiener die zwei Marienbilder in der Nähe des Hauptportals des ehrwürdigen Doms schufen und erzählt uns, welche Abenteuer und Fährlichkeiten sie dabei erlebten — wie sie nahe daran waren, unschuldig wegen Ermordung ihres Rivalen verurtheilt zu werden, und wie sich angesichts der herrlichen, von ihnen geschaffenen Kunstwerke, Alles noch zum Guten wendete. Das Alles erzählt der Dichter so getreu jener Zeit, daß die Lectüre jedem Leser, dessen Geschmack nicht durch die moderne Romanliteratur verdorben ist, reine Freude bereiten muß. Eine gesunde, gut deutsche Lectüre. —tt—.

Kreuz und Krummstab. Erzählung für das Volk von Reiemar vom Rheine. (Verlag von Joh. Ewich, Duisburg.)

In dem Werkchen, das für etwas naive Gemüther berechnet ist, bricht der Verfasser eine Lanze für den Altkatholicismus. „Dogma scheidet — Und steinigt; — Liebe leidet — Und einigt.“ Wir erkennen den guten Willen an — — aber diese Dinge wurden längst schon ausführlicher, eindringlicher und in besserer Form gebracht, als in dieser doch gar zu anspruchslosen Erzählung vom „Kreuz und Krummstab.“

—tt—

In seinem Buche **Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen**, wie Heinrich Seidel den zweiten Band der

bereits in 3. Auflage erschienenen **Vorstadtgeschichten** (Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig) nennt, bietet der Verfasser mitunter recht gute Genrebildchen aus dem allerdings nicht allzuweit umrahmten Lebenshorizont einiger Sonderlinge, die er mit glücklichem Humor ausgestaltet. Der Humor Seidels ist etwas breitspurig, behäbig, wie wir ihn aus den Werken der Humoristen einer älteren Literaturperiode kennen; er streift hart an die kindliche Naivetät häuslich genügsamer, ja etwas hausbackener Naturen und wirkt auf das Raffinement einer späteren Periode vielleicht ernüchternd, doch aber angenehm Gut ersonnen ist die Humoreske vom „Tausendmarkschein," den Niemand wechseln kann oder mag und der den Besitzer bei mangelndem Kleingeld in üblen Geruch bringt. Fein ist auch das Märchen „Die Monate." — Das Buch ist dem Feldmarschall Moltke gewidmet.

—tt—

Der Häusler-Franz. Eine Geschichte aus dem Dorfleben von Leo F. Přibyl. (Wien. Im Selbstverlage.)

Es ist nicht allzulange her, daß wir desselben Verfassers Geschichte: „Wie die Gutendorfer reich wurden" zu besprechen und die Aehnlichkeit der Tendenz mit Zschokkes „Goldmacherdorf" lobend anzuerkennen in der angenehmen Lage waren. Während er in jenem Buche im Rahmen einer Dorfgeschichte den Nachweis lieferte, daß der Kleingrundbesitzer durch fleißige und zielbewußte Arbeit aus eigener Kraft vorwärts kommen kann, schrieb er das heute vorliegende Buch für jene zahlreiche Classe der Landbevölkerung, welche wir als „Kleinhäusler" bezeichnen, indem er ihrem Fleiße neue Hilfsquellen weist. Ein eminenter Volkswirtschaftslehrer kleidet überdies Přibyl seine Belehrung in erzählende, d. h. unterhaltende Form; er wirkt nicht nur auf den Verstand, sondern auch auf das Gemüth und weiß den Leser für das Schicksal der in seiner Geschichte vorkommenden Personen zu interessieren; so lernt der Leser, indem er sich zu unterhalten wähnt. Das sind die rechten Bücher für die Feierstunden der Bauern – und keine Schule, keine Dorf- und Volksbibliothek, ja kein Bauershaus sollte selbe entbehren.

—tt—

Erinnerungsbilder von Thomas Koschat. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr. 1889.)

Die Kärntner mögen wohl stolz sein auf ihren Koschat. Nicht bloß, weil er so wesentlich dazu beitrug, das Kärntnerlied weltbekannt zu machen; er geht munter daran, sein Heimatland und dessen Bewohner auch literarisch aufzuzeigen und zu verherrlichen. So hat er hier aus seinen losen Aufsätzen über allerlei aus Leben, Heimat Künstlerschaft u. s. w. ein Büchlein zusammengestellt, das einerseits klug unterweisend, andererseits pudelnärrisch ist. Ein goldenes Künstlergemüth und voll rührender Liebe zum Heimatlande! Ich glaube, daß nicht bloß der Kärntner, sondern auch andere Leute an dieser Sammlung ihre Freude haben werden. Ein wohlgetroffenes Bild Koschats ziert das Buch. Seht Euch's einmal an.

R.

Herr Nigerl und lauter solche Sachen. Gesammelte Wiener Schildereien von Eduard Pötzl. (Teschen. Karl Prochaska.)

Das Büchlein beginnt mit einer kleinen ernsthaften Abhandlung über „Die Muttersprache der Wiener," dann kommt das „Buch Nigerl," welchem sich „Bunte Skizzenblätter" anschließen, die allerlei Trolliges bringen. „Nigerl in Berlin," „Der carrierte Anzug," Neues von Gigerln," „Der Thurmkraxler," „Das Wiener Wirthshaus," „Der Herr von Goschen," die Sachen sind unwiderstehlich. Wir wiederholen bei diesem neuen, höchst launigen Werkchen des Wiener Humoristen, dem wir die Erfindung des unvergleichlichen Ausdrucks „Gigerl" verdanken, das, was wir gelegentlich seines Buches: „Rund um den Stefansthurm" gesagt haben: Man lese und lache.

M.

Mein Tagebuch. Gedichte von Ottilie Bibus (Wien. Moritz Perles. 1889.)

Wesentlich besser, wie die gewöhnlichen Reimereien. Selbst dort, wo diese Gedichte manchmal nur auf Wortspiele hinauslaufen, sind sie fein zu lesen; wahre Herzenstöne, die das Büchlein in Freud und Leid durchklingen, flößen uns vor der Dichterin Respekt ein. Zwei Proben:

Guter Rath.

Suchst Du des Lebens schönste Triebe — — liebe,
Erfreust Du Dich des Mädchens Treue — — freie.

Willst, daß Dein Haupt ob Menschen rage — — wage,
Und daß Dein Same auf Dir gehr — — säe.

Warst Du des Unheils Augenzeuge — — schweige,
Raubt Sünde Dir des Schlafes Süße — — büße.

Verfolgt Dich eines Menschen Rache — — wache;
Bedarfst Du eines Freundes Seele — — wähle!

Vergehst Du unter Deinem Schmerze — — scherze.
Doch tragst Du nicht des Schicksals Herbe — — sterbe!

Ein treuer Mann.

Sie schrie nach ihm in kummerschwarzer Nacht,
Er aber hat, ob's schicklich sei, bedacht.

Sie hat am hellen Tag ihn angefleht.
Er sah ringsum, ob sie kein Blick erspäht.

Mit Macht stieg ihrer Sorgen bitt're Pein,
Er dachte über sie — sie blieb allein.

Und als sie griff nach fremder Hilfe dann,
Beweint er ihre Untreu — treuer Mann!

Im Freiheitskampfe. Gedicht aus dem serbischen Volks- und Kriegsleben von Eugenie Wohlmuth. (Wien, Karl Konegger. Berlin, G. Winkelmann. Leipzig, G. F. Schulze 1888.)

In gewandten, vierfüßigen Trochäen, deren sich die epischen Dichter seit Scheffel mit Vorliebe bedienen, erzählt die unsern Lesern durch ihr an dieser Stelle besprochenes Werkchen „La Cristana“ bereits bestens bekannte Verfasserin eine serbische Volkssage, welche durch die poetische Ausgestaltung noch an Interesse gewinnt. Das hübsch ausgestattete Büchlein verdient, auf dem überhäuften Büchermarkt nicht verloren zu gehen und kann Recitatoren, seiner schönen Sprache halber und dem Publicum auch mit Hinweis auf den geringen Kaufpreis wärmstens empfohlen werden. A. K.

Josef Huschaks gesammelte Schriften. (St. Johann i. P. H. A. Vibus. 1889.)

Das erste Bändchen des auch den Lesern des Heimgarten nicht unbekannten geist- und gemüthreichen Wiener Humoristen enthält die Skizzen: „Unser Peter.“ „Meereszauber.“ „Sonderbare Flugrichtung eines Papageies.“ „Ein Vöglein war schuld.“ „Miramar.“ „Ein dankbarer Freund.“ Wir empfehlen die Ausgabe auf das Beste. M.

Deutsche Speisekarte. Verdeutschung der in der Küche und im Gasthofwesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Herausgegeben von dem allgemeinen deutschen Sprachvereine. (Verdeutschungsbücher des allgem. deutschen Sprachvereins I.)

Durch das deutsche Volk geht eine von Tag zu Tag zunehmende Bewegung gegen das Fremdwörterunwesen. Auf dem Kaiserthrone wie in dem Bürgerhause, bei Gelehrten und Ungelehrten, auf den Gebieten des Kriegs- und des Verkehrswesens, in der Gesetzgebung und in der Verwaltung, überall sucht man unsere Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen, sie von den schmarotzenden Fremdlingen zu befreien.

Dieses vaterländische Bestreben hat einen Mittelpunkt gefunden in dem allgemeinen deutschen Sprachverein.

Das vorliegende Heft ist die erste Frucht seiner Vereinsthätigkeit. Die Verdeutschung der Küchensprache wird Vielen willkommen sein, die es als einen Schimpf betrachten, daß der Deutsche Dinge des alltäglichen Gebrauchs mit fremden Ausdrücken benennt.

Schon seit einigen Jahren hat man es als unschicklich empfunden, bei den großen Erinnerungsfesten unseres Volkes französische Tischkarten aufzulegen. Und immer lauter erschallt jetzt der Ruf nach deutscher Speisekarte, seitdem Kaiser Wilhelm II. in rühmenswertem Vorgehen deutsche Speisebenennungen in dem kaiserlichen Hofhalte eingeführt hat.

Das zweite Heft wird die kaufmännische Sprache behandeln. V.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 63 Karten, nebst 125 Bogen Text mit circa 1000 Illustrationen. (A. Hartleben, Wien.)

Von diesem prächtigen und nützlichen Werke sind nun auch die Schlußlieferungen (46 bis 50) erschienen und zeigt sich das Ganze als eine wahrhaft imposante, literarisch-artistische, kartographische und typographische Leistung. Das in der Lieferungsausgabe anonym erschienene Werk nennt nun als Hauptverfasser des Textes Herrn A. v. Schweiger-Lerchenfeld, welcher im Bunde mit hervorragenden Fachmännern (von welchen Professor Dr. Friedrich Umlauft besonders erwähnt ist), eine höchst gediegene Arbeit geliefert hat. Das Wesen und der Vorzug des Werkes „Die Erde in Karten und Bildern“ beruht darauf, daß die 63 großen und schönen Kartenblätter in den Text derart eingestreut sind, daß beim Nachschlagen die gewünschte Aufklärung sofort im Texte und auf der betreffenden Karte, und in dritter Linie auch mit Zuhilfenahme der bildlichen Darstellung, erfolgen kann. Das Werk hat nämlich nicht weniger als tausend Illustrationen, ein Reichthum, der fast unerreicht dasteht. Im Besonderen aber möchten wir das vorliegende Werk, welches als ein mächtiger Folioband auch äußerlich das Gepräge einer außergewöhnlichen Leistung trägt, Zeitungslesern, Politikern, Lernenden und Lehrenden, Studienanstalten, Bibliotheken und außerdem jedem Freunde der Erdkunde wärmstens empfehlen, umsomehr, da in unserer Zeit fast jeder Tag überseeische Ereignisse, politische Verwickelungen, Colonialangelegenheiten u. s. w. auf die Bildfläche bringt. Da thut eingehende Orientierung noth, und man wird sie in ausreichendem Maße in dem Werke finden. V.

„Licht auf den Weg“ ist der Titel eines kleines Buches, das soeben in Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig erschienen ist. Das ideale Streben, von dem diese kleine Schrift getragen ist, steht in wohlthuendem Gegensatze zu unserer so überwiegend materiellen Zeitrichtung. Es handelt sich dabei für den europäischen Leser um die Verwertung „morgenländischer Weisheit,“ welche uns einen seltenen Schatz reicher Erfahrungen des Seelenlebens bietet. V.

Eine neue originelle Zeitschrift ist die im Verlage der Buchhandlung A. Hartleben in Wien erscheinende Halbmonatschrift **„Der Stein der Weisen."** Es ist ein Familienblatt, welches populär-wissenschaftlichen Dingen gewidmet ist. Kann man den Mond photographieren? Wie sieht es in den Wagen des Orient-Expreßzuges aus? Wie lebt und entwickelt sich die Auster? Wie ist es mit unserem Geruchs- und Geschmacksinn bestellt? Wie werden elektrische Leuchtthürme eingerichtet? Das 1. Heft des „Stein der Weisen" gibt über diese und noch viele andere Fragen belehrende und unterhaltende Auskunft. Diese populärwissenschaftliche und reich illustrierte Revue steht unter Leitung des bekannten Schriftstellers A. v. Schweiger-Lerchenfeld. V.

Artaria's Eisenbahn- und Post-Communicalions-Karte von Oesterreich-Ungarn und den nördlichen Balkanländern mit den Distanzen in Tarifkilometern.

Bisher schon ihrer vielen Vorzüge wegen (wie Angabe der fertigen und im Bau befindlichen Bahnen, der verschiedenen Gesellschaften durch Farben, Abgrenzung der Betriebs-Directionen der österr.-ung. Staats-Bahn, Angabe aller Eisenbahnstationen in Kilometer-Distanzen, Umgebung von Wien und Budapest und Special-Karte des nördlichen Böhmen) von allen Kreisen vorzugsweise gewählt, dürfte diese neue, in bedeutend vergrößertem Formate erscheinende Auflage besonders beachtet werden, da die wichtigen Orientbahnen bis Constantinopel und gegen Salonichi, ferner die italienischen Bahnen bis Rom, und ein großer Theil West-Rußlands mit einbezogen wurden.

V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Gedichte von J. Loewenberg. (Norden. H. Fischer Nachfolger. 1889.)

Der Burggräfler. Ein deutscher Bauer in Südtirol. Von Carl Wolf in Meran. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.")

Das Normalkind. Praktische Anleitung für Mütter, Kinder gesund, schön und gut groß zu erziehen, von Frau Anna Woas. (Leipzig C. Cnobloch. 1889.) Für deutsche Mütter sehr empfehlenswert.

Nordböhmische Touristen-Zeitung. Blätter für Touristik und Heimatskunde. Schriftleiter Th. Held. (Aussig. F. W. Krondorf.)

Literarische Correspondenz und Kritische Rundschau. Herausgegeben von Hermann Thom. 1. Heft. (Leipzig. Armin Bauman.)

Gedenkbuch des Schubertbund. Zur Feier seines 25jährigen Bestandes herausgegeben von der Vereinsleitung. (Wien. 1888. Verlag des Schubertbundes.)

Hauptverzeichnis von H. Weyringers Nachfolger. 64. Jahrgang. Samenzüchter und Samenhändler. (Wien. Rothenthurmstraße 39.)

Postkarten des Heimgarten.

Aufrichtiger Verehrer: Gelegentlich. Besten Dank.

Dr. Th. G., Wien: Bei literarischen Preisausschreibungen hat sich der Herausgeber dieses Blattes nie betheiligt und thut es grundsätzlich nicht. Das was er vermag, leistet er auch ohne Köder. Was auf Bestellung gemacht wird, kann nie so preiswürdig sein, als was aus innerem Antriebe entsteht. Preisausschreibungen speculieren zu sehr auf die Geldgier der Poeten, daher sind sie verwerflich, und kommt auch in den meisten Fällen nichts Ordentliches heraus. Man schmäht die Dichtung, wenn man ihr zumuthet, daß sie in ihrer Vollendung nur durch Geldgeklingel hervorgelockt werden könne.

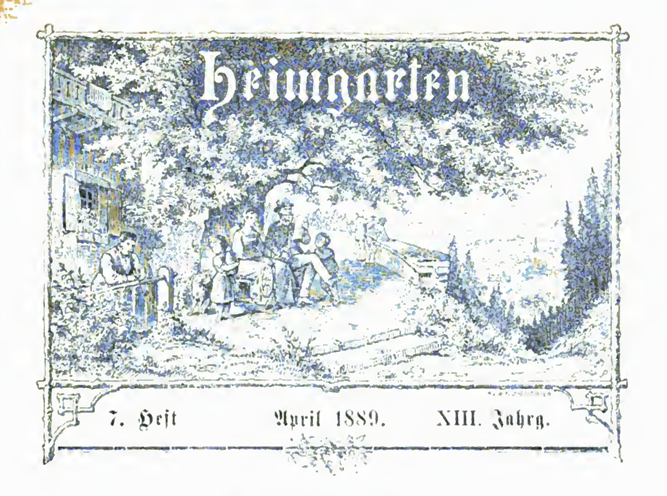
H. Th., Klagenfurt: Die betreffende Bemerkung ist klar genug für Den, der sie verstehen will. Interesse für Politik soll freilich der Kleinbürger haben; nur zwischen lächerlicher Kannegießerei und Indifferentismus entscheiden wir uns für letzteren. Das großmaulige Wirtshausgezänke über fernliegende Weltfragen, das leidenschaftliche Geschrei über Tagesgeschichten, die aus Zeitungsartikeln zusammengeschnappt sind, hat mit vernünftigen, für den eigenen Stand vortheilhaften Wahlen nichts zu thun.

M. M., Salzburg: Ihr Vorschlag, die Zungensteuer einzuführen, ist wahrlich gut. Im gewöhnlichen persönlichen Geschäftsverkehr z. B. wären die ersten 40 Wörter gratis, vom 41. an wäre eine geringe Steuer zu entrichten, welche sich von 40 zu 40 Wörtern in Progression steigern müßte. Besonders die Besucher in den Redactionen müßten dem Staate immense Summen einbringen.

M. M., Großharlan: In Dresden wahrscheinlich am 7. April.

✕✕ Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Am singenden Stein.

Eine Kunde aus den Ungründen des Menschenherzens von **Hans Malser.**

> Der Dichter sieht die Dinge nicht.
> Er sieht nur ihre Schatten.
> Rückert.

In der Bärenschlucht war's. In dieser wilden Schlucht, die stundenweit von eines Menschen Wohnung entlegen war und die selten von eines Menschen Fuß betreten wurde. Aus üppig wucherndem Gestrüppe der wilden Erlen und Haselbüsche, der Dornhecken und Disteln ragte säulenartig ein grauer Fels auf. Der Fels hatte an seiner Zinne mehrere Zacken, Scharten und eine Durchlöcherung, welche manchmal, wenn der Wind durchstrich, eine Art von Orgelton gab. Im Volke hieß der Fels der singende Stein. Weil viele Leute die Ursache des Singens nicht kannten, so graute ihnen vor demselben und sie mieden die Stelle. Der Volksmund, der sich weniger naturwissenschaftlich als poetisch auszudrücken pflegt, erklärte den Ton für den Vorhall der Posaunen des jüngsten Gerichtes.

Hart am Fuße des Felsens war ein Bett von niedergeschwemmtem Sande. In diesem Sande lag heute ein schlanker, schöner Jüngling. Er lag auf dem Rücken, seine Hände waren mit einem Riemen geknebelt und an das Wurzelgeflecht eines gestürzten Ahorns gebunden. Auf seiner Brust kniete ein stämmiger, auch noch junger Mann mit kräftigem Nacken und großen, blitzenden Augen. Dieser schüttelte jetzt seine braune Mähne, zog aus der Brusttasche ein scharfes Messer und sagte mit weicher, fast zärtlicher Stimme: „Ja, mein lieber John, jetzt mußt Du sterben!“

„So?“ versetzte der Jüngling stark verblüfft. „Du wirst Dich irren an der Person.“

„Du bist schon der Rechte,“ sagte der Andere.

„An mir wirst Du nicht viel finden.“

„Gerade so viel, als ich suche.“

„Aber gut hast es gemacht,“ sagte der Geknebelte, der die Sache ins Scherzhafte ziehen wollte, „von einem Anderen ließe ich mir das nicht gefallen.“

„Das hilft Dir nichts,“ versetzte der Kniende.

„Wenn Du ein schlechter Mensch wärest, so könntest Du mir jetzt das Geld wegnehmen.“

Der Andere zog den Riemen fester.

„Auweh!“ rief der Jüngling.

„Ja, mein lieber John,“ sagte der Andere und reidelte den Riemen noch strammer ein, „das ist wohl erst der Anfang.“

Der Jüngling suchte sich aufzubäumen, rüttelte mit den gebundenen Armen, hob das Haupt und ließ es wieder zurückfallen, so daß sein langes, blondes Haar in goldenen Strähnen hingoß über den weißen Sand. Sein Antlitz war todtenblaß geworden, seine rehbraunen Augensterne schossen jetzt unstet hin und her, daß man manchmal nichts als das Weiße sah, und die vollen aber fahl gewordenen Lippen, über denen der Schatten eines jungen Bärtchens stand, zuckten voller Wuth und Schauder.

Der Geknebelte hatte ein schwarzes Tuchgewand an, der Drohende trug ein graues Kleid mit schwarzem Sammtkragen, hinter welchem der schneeweiße Hemdumschlag hervorschimmerte.

„Ja, mein Freund, diesen Tag habe ich mir lange gewünscht,“ sagte der Mann im grauen Anzuge, „er hat mich viel gekostet. Dafür will ich ihn auch ordentlich genießen.“

„Hör' auf mit diesem tollen Spaß!“ rief der Geknebelte.

„Spaß!“ lachte der Andere, „wenn Du aufgelegt bist, einen zu machen! Mich lustet's jetzt nach etwas Anderem. — Wenn Du meine Liebste wärst, schöner John, und ich hätte sie das erstemal so allein bei mir, größer könnte mein Vergnügen nicht sein, als jetzt, da ich Dich in meiner Gewalt habe. Ei, laß Dich doch einmal betrachten!“

Nach diesen letzten Worten erhob er sich stramm und schlank, gieng einige Schritte nach rückwärts und blickte mit verschränkten Armen auf sein Opfer, das jetzt den Körper hin- und herwarf, mit den Füßen sich aufstemmte, verzweiflungsvoll an dem Riemen rüttelte — aber ohnmächtig wieder zurückfiel.

Aus den Augen des Beobachters blitzte unheimliche Lust. „Die dummen Leute von Aruing,“ lachte er dann, „sie halten uns für die zwei dicksten Freunde auf der Welt.“

„Ich war der Deine,“ stieß John schluchzend hervor.

„Ich auch,“ sagte der Andere, „aber das ist lange her. Du hast mir Freundschaft, Leben, Liebe vernichtet, so habe ich nur noch den Haß und die Rache. Morgen früh, bevor ich zum Criminalgericht gehe, will ich Einen hereinschicken und sagen: Geh' doch einmal in die Bärenschlucht, dort am singenden Stein liegt ein todter Bock.“

„Martin, wenn ich Dir Böses gethan habe, so verklage mich vor Gericht!“ rief der Geknebelte.

Lachte Martin hell auf: „Du hast mir ja nichts Böses gethan! Vom Gericht aus ist's nicht verboten, was Du gethan hast. Darum muß diesmal schon ich selbst der Richter sein. Ich will das Leid nicht noch einmal überdenken, das Du mir angethan hast, ich müßte wahnsinnig werden. Ich habe Dich zu einem siebenfachen Tod verurtheilt, und die Tode sollst Du sterben alle sieben, bevor die Sonne untergeht. Zuerst will ich Dir in Deinen Fußsohlen die zwei Anfangsbuchstaben Deines Namens einschneiden, falls Du, bis sie Dich finden, nicht mehr sicher zu erkennen sein solltest.“

Der Jüngling stöhnte laut.

„Nein, Busenfreund,“ fuhr Martin

fort, „so schlimm bin ich nicht. Und gerne habe ich Dich noch immer. Es ist hübsch von Dir, daß Du mir das Mädel vererbst. — Wir wollen uns jetzt nur noch eine Weile miteinander unterhalten, dann werde ich Dir die Weste aufmachen und Dein feines Batisthemd auseinanderthun, dann werde ich auf Deiner weißen Brust den Herzschlag aufsuchen, dann werde ich das Messer nehmen und es Dir gelassen eintauchen bis ans Heft. — Wie? Du wimmerst? Ja, Geliebter, leichter kann ich es Dir nicht mehr machen."

„Martin!" ächzte der Jüngling, „laß es jetzt genug sein! Ich will Dir Genugthuung geben, ich will in die Fremde fort, wenn Du es verlangst, nach Amerika, und nie mehr Dein Glück stören."

„Wenn ich Dich recht verstehe," entgegnete nun der Andere, „so willst Du noch leben. Dann kennst Du mich schlecht. Und wenn es meine arme Seele kostet, Du mußt sterben. Ich will nichts mehr von dieser Welt, als den einzigen Genuß, Dich kalt zu machen. Keine Liebe und keine Lust kann so süß sein, als die Rache. John, so süß, daß ich Dich umarmen könnte dafür, weil ich Dich tödte . . . . ."

Was war denn also geschehen, daß die beiden Freunde zu einander in diesem grausigen Verhältnisse standen?

Die Geschichte ist einfach, aber das Menschenherz ist räthselhaft. Schon von Kindheit auf waren Martin der Tischler und John der Buchbinder miteinander Freunde gewesen. Martin war um fünf Jahre älter als John, er war ein heißblütiger Bursche, körperlich konnte sich der zartgebaute John mit dem stämmigen Tischler nicht messen, umsomehr in geistigem Zweikampf war der Buchbinder dem Anderen überlegen. Denn sie waren in Vielem verschiedener Meinung, wie das bei Freunden, die sich gegenseitig ersetzen müssen, nicht anders sein kann. Sie waren stets beisammen und führten manchen kühnen Jugendstreich aus, den Witz dazu gab John, die Kraft dazu bestritt Martin. John war ein sehr artiger feiner Junge und der Liebling Aller, die ihn kannten. Martin war verschlossen, aber innerlich glühend, dabei schwärmerisch, weichmüthig, plötzlich wieder roh und fast grausam. Sein Wesen hatte manchmal etwas Unheimliches. Wenn die Weiber über Beide ihre Meinung abgeben wollten, so wußten sie nicht recht, für welchen sie sich entscheiden sollten, gewogen gab Martin mehr, gemessen John. Die Freunde aber hatten geschworen, sich von Weibern weder wägen noch messen zu lassen, sondern in Züchten und Ehren als junge Bürger von Arning heranzureifen. Jeder sollte sich ein braves Liebchen wählen, treu zu ihm stehen und es endlich zum Altare führen. Als der Tischler ein Jahr in der Fremde war, pflegten sie einen lebhaften brieflichen Verkehr und das Verhältnis zwischen den beiden Jünglingen wurde ein noch innigeres. In einem der zärtlichen Briefe theilte John dem Freunde mit, daß er dessen Schwester Marianne sich zum Liebchen erkoren habe, und Marianne schrieb fast gleichzeitig dem Bruder, daß sie sehr glücklich sei.

Nachdem Martin von der Fremde wieder zurückgekehrt war in den heimatlichen Flecken, um dort allmählich die Leitung seines väterlichen Gewerbes auf sich zu nehmen, und auch John nach dem Tode seines Vaters daran gieng, einen Hausstand zu gründen, blieben die beiden Freunde eng aneinandergeschlossen. Ihr Aeußeres und ihre Charaktere hatten sich aber immer noch zu größerer Verschiedenheit ausgebildet, hier der zarte, blonde, heitere, schmiegsame John, dort der derbe, dunkelhaarige, fast finstere Martin, der manchmal voll des kecken Uebermuthes, manchmal leidenschaftlich erregt, dann wieder verschlossen und schwermüthig war. Faßte er eine Leidenschaft, sei es Zuneigung, oder Trotz, oder Zorn,

so hieng er ihr nach bis ans Ziel. Auch seine Freundschaft zu John hatte eine leidenschaftliche Art angenommen. Manchmal schlug er stürmisch seinen Arm um den Nacken des Freundes, und stieß ihn plötzlich wieder herb zurück. Einmal küßte er ihn auf den Mund und biß ihm dabei die Lippe blutig. John war ihm fröhlich und treuherzig zugethan, und hätte es sein müssen, so wäre Einer für den Anderen durchs Feuer gegangen.

Da kam jener Tag des ersten Mai. Die Einwohner von Arning strömten in die Frühlingslandschaft hinaus und auch Martin und John machten selbander ihre Maiwanderung. Sie stiegen auf einen Berg, der eine Stunde weit vom Flecken sachte und luftig emporstieg und von seiner Spitze aus eine herrliche Fernsicht bot. Auf einer Einsattelung des Berges stand ein Wirtshaus, das an diesem Tage wohl besetzt war und in welchem sich auch unsere Freunde gütlich thaten. Sie tranken Ungarwein und unterhielten sich mit dem Töchterlein des Mauthners, welches allein auf den Berg gekommen war, um — wie es sagte — den schon in aller Morgenfrüh ausgeflogenen Bruder zu suchen. Es hatte den Bruder aber nicht gefunden und sollte nun allein wieder nach Hause gehen. Das Mädel hatte sehr rothe Wangen, ein paar Sommersproßlein daran, hatte krauses und über die Stirne geringeltes Haar, hatte ein kleines Stumpfnäschen, hinter den aufgeworfenen Lippen milchweiße Zähne und zwei große, dunkle, kecke Augen. Sana hieß es und einen Spaß verstand es, so jung es auch war. Scherzend tranken sie Wein zu Dreien und als die Sonne sank, fragten die beiden Burschen das Mädchen, ob sie es begleiten dürften. Sana war bald damit einverstanden, und so giengen die beiden Freunde hopsend und trällernd den Berg herab, hatten zwischen sich das muntere Mädchen und führten es an den Armen. Als es zu dunkeln begann, legte Martin seinen Arm um den Nacken des Mädchens, zog dessen Köpfchen an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Dirndel, der Mai ist doch schön!“ Mittlerweile hatten sich die kleine Schöne und John an der Hand gehalten und nicht einen Augenblick ausgelassen.

So begleiteten sie die Kleine bis an den Eingang des Fleckens, dort an der Linde machten sie ein Ständchen, scherzten und flüsterten miteinander und verabschiedeten sich endlich von der Schönen. Als die jungen Männer am Bachesrand hingiengen, sagte Martin zum Freunde: „John, daß Du es weißt, die ist von heute an mein!“

Der Blonde that, als überhöre er das Wort und sagte: „Ach, diese schöne Nacht!“ Denn es flimmerten die Sterne im rieselnden Wasser und es duftete der Flieder.

An einem der nächsten Tage kam Sana zum Buchbinder und brachte ein Büchelchen: „Volkslieder“ zum Einbinden. Als John es falzte, sah er, daß an einem der Blätter die Ecke umgebogen war, und zwar bei dem Liede: „Ach, wenn Du wär'st mein Eigen!“ — Wieder nach einigen Tagen, als das Mädel das Buch abholte und John sehr artig war, sagte es plötzlich: „Einen so schönen ersten Maitag wird's nicht bald wieder geben, als der vom heurigen Jahre gewesen ist.“

„So können wir ihn ja wiederholen,“ entgegnete der Bursche.

Auf solche Weise hub zwischen den beiden jungen Leuten ein lieblicher Verkehr an. Inzwischen waren auch die Freunde häufig zusammen; Martin war träumerisch, zärtlich mit dem Genossen, blickte ihm aber nicht ins Auge. Einmal sagte er: „John, ich muß Dich nochmals darauf aufmerksam machen, daß Du mit der Mauthner-Tochter nichts zu schaffen hast! Du weißt, wem Du Dich versprochen.“

Der blonde Junge gab keine Ant-

wort. Seinen Verkehr mit der Kleinen setzte er aber fort, und eines Abends, als die Beiden sehr traulich unter einem Flieder saßen, gieng Martin vorüber. Er schritt rasch und that, als ob er sie nicht bemerkte.

Hierauf vergiengen mehrere Wochen. Die beiden Freunde sah man seltener beisammen als sonst, bei Martin war es, als hätte er blassere Wangen und dunklere Augen als sonst. Und am Tage der Apostel Petrus und Paulus war's, daß er den Freund auf einen Spaziergang einlud. Sie giengen in einen Buchenwald, und als sie mitten in der goldig grünen Nacht waren, blieb Martin stehen, hielt den Genossen am Arm, und sagte mit heiserer Stimme: „John, zwischen uns muß endlich ein ernstes Wort gesprochen werden."

„Ja, mir ist's schon recht," antwortete John.

„Willst Du meine Schwester heiraten oder nicht?" fragte Martin.

„Wie kommst Du auf diese Frage?" entgegnete John in seiner harmlosen Weise.

„Ich will eine bestimmte Antwort haben."

„Ich habe darüber, wen ich heiraten werde, Niemandem Rechenschaft zu geben," versetzte nun John.

Martin zog aus seiner Tasche einen Revolver und sagte: „Ich frage Dich, für welche Du Dich entscheiden willst, für meine Schwester oder für — die Andere?!"

John erblaßte und murmelte endlich: „Niederschießen? Bist Du wahnsinnig?"

„Für welche wirst Du Dich entscheiden?"

„Ich will weder die Eine noch die Andere," sagte John.

„Gut," sprach Martin, schob die Waffe wieder in den Sack und gieng davon.

Von diesem Tage an kamen die beiden Burschen nicht mehr zusammen, jeder gieng seiner Wege und die des John führten häufig zum schönen Töchterlein des Mauthners. Martin beobachtete insgeheim das lose Treiben des Paares und verzehrte sich in stiller Leidenschaft. Wiederholt hatte er sich dem Mädchen nähern wollen, dieses aber fertigte ihn schäkernd ab und endlich sagte es ihm offen ins Gesicht, die Schaufel brauche nicht mehr als einen Stiel. Jetzt kam Martin nicht mehr sondern zog sich ganz zurück. John bedauerte den Freund, gieng ihm aber nicht nach — er hatte Ersatz genug.

Da war es desselben Jahres zu Anfang August, als die kleine Sana dem jungen Buchbinder vertraute, sie habe manchmal Beschwerden im Athmen. Das kommt oft vor in solchen Jahren, ist nicht bedenklich — Gamswurzeln essen ist dafür nach dem Volksglauben das beste Mittel. So machte sich eines Tages John auf, um ins Hochgebirge zu gehen und an den Donnerkögeln Gamswurzeln zu sammeln. An demselben Morgen begegnete ihm Martin und fragte in liebreicher Weise den Freund, wohin er denn gehen wolle mit seinem Alpenstock?

„Auf die Donnerkögel," antwortete John.

„Du kannst nicht mehr zurückkommen."

„Nein, ich will in einer Almhütte übernachten."

„Weißt Du den Weg?"

„Durch die Bärenschlucht. Willst Du mich begleiten?"

„Ich muß heute eine wichtige Arbeit verrichten," sagte Martin.

„Ich wünsche Dir gute Verrichtung," versetzte John. Da giengen sie auseinander. Und jener Auftritt im Buchenwalde schien von beiden vergessen zu sein.

Martin gieng in seine Werkstatt, wählte aus seinem Zeuge das spitzeste Messer, steckte es in die Lederscheide und diese in seine Brusttasche. Dann nahm er noch Brot und Wein an sich und mancherlei Anderes, und eilte denselben Weg dahin, den vorhin John gegangen war. Er wanderte durch das

lange Thal, welches aus freundlichen flachen Gründen immermehr in den Gebirgscharakter übergieng. Mehrmals erblickte er den Freund, der leichtfüßig und manchmal ein Liedchen trällernd dahinschlenkerte. Martin blieb stehen und duckte sich. Je wilder und buschiger die Gegend wurde, desto näher konnte er den Freund anschleichen. Manchmal hätte dieser leicht die Schritte des Martin auf dem steinigen Wege hören können, wenn das Rauschen des Baches nicht gewesen wär. Endlich kamen sie in den stillen Grund der Bärenschlucht. Auf der Höhe der Felssäule dröhnte es wie ein dumpfer Orgelton. John ließ sich am Fuße des Steines auf den warmen, weichen Sand nieder, um zu rasten und dem seltsamen Klange zu lauschen. Auf der Höhe strich wohl ein Luftzug, im Grunde regte sich kein Blättchen und manches Kraut strömte fast betäubenden Geruch aus. Ein weißer Schmetterling gaukelte auf und nieder und hatte gute Lust, sich dem frischen Knaben ins weiche Haar zu setzen. Es war hoher Mittag, Alles ringsum still und die wilde Orgel klang jetzt lauter, jetzt leiser, fast feierlich. Ueber den Sand rieselte ein braunes Schlänglein, John hob seinen Stock, um es zu tödten; nein, dachte er, die Welt ist für uns Alle. So lange Du nicht Feindschaft zeigst, will ich Dir nichts zu Leide thun — und ließ den Stock wieder sinken. So große Daseinsfreude war in dem Jüngling, daß aus seinem Wesen nichts als Leben und Wohlwollen für fremdes Leben strömte.

Als John so dasaß und in das dichte Gebüsch hinsah, in welchem die Sonne allerhand Farben und Lichter legte, vom goldigsten Grün bis in tiefblaue Schatten, wurde er plötzlich von rückwärts gepackt, sein Oberkörper war nach rücklings zu Boden geworfen und auf seiner Brust kniete wild schnaubend und mit vor Wuth schäumendem Munde sein Freund Martin.

„Was soll das!“ rief John. Mit eiserner Kraft hielt ihn der Tischler nieder, riß von seinen Lenden den Ledergürtel, knebelte damit Johns Hände und band sie an die Baumwurzel. Johns Verblüffung war so groß, daß er sich anfangs kaum wehrte, im nächsten Augenblick war jeder Widerstand zu spät und vergeblich. Da hatte der Ueberfallene nun den Versuch gemacht, die Geschichte scherzhaft zu behandeln, was aber nicht lange angieng.

Der Tischler stemmte seine Knie fest in den Leib des Burschen, streichelte mit der Hand ihm das Gelocke aus der Stirn und sagte: „Ja, mein lieber John, jetzt mußt Du sterben.“

„Du bist von Sinnen!“ rief John, als er endlich überzeugt sein mußte, daß es ernst war.

Martin — scheinbar sehr ruhig geworden — schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Ich bin wohl nie klüger gewesen, als jetzt. Du wirst auch wissen, warum Einer von uns zu viel ist auf der Welt.“

John rüttelte mit rasender Wucht an der Fessel, das Wurzelgeflechte, an dem er angebunden war, knarrte und zitterte. Seine Füße schlug er sich wund. Nach den verzweifelten Anstrengungen, sich zu befreien, nach den krampfigsten Anstemmen mit den Beinen, den Ellbogen, nach den Versuchen, mit den Zähnen die Fessel zu lösen, abzubeißen, nach dem Emporbäumen und heftigen Zurückstürzen auf den Boden war er endlich erschöpft und blieb liegen.

„Wir wollen uns ein wenig stärken,“ sagte Martin, zog aus dem Sack eine Flasche und goß ihm Wein in den Mund. John wollte anfangs nicht trinken, trank aber doch, denn ein glühender Durst braunte ihm auf Gaumen und Lippe.

„Martin,“ stammelte er, „ich bin noch so jung.“

„Das ist eben gut,“ versetzte der Tischler, zog seinen Rock aus und schlenderte ihn von sich, streckte seine Hemdärmeln auf bis hinter die Ellbogen, so daß die starken Muskeln des Armes freier spielen konnten.

Dann nahm er einen Wetzstein aus der Tasche, spuckte auf denselben und begann das Messer zu schärfen. „In der Jugend stirbt sich's am allerkräftigsten."

„Gib mir noch zu trinken," bat der Gefesselte.

„Das freut mich," sagte Martin und flößte ihm Wein ein, „trinke Dir nur Courage. Zum Lieben und zum Sterben muß man Schneid' haben."

John schloß die Augen und athmete mit hochwogender Brust, Martin stand daneben und beobachtete ihn.

Vom Felsen herab tönte es wie eine ferne Posaune.

„Glaubst Du an einen Gott!" fragte der Geknebelte wie träumend.

„Oh gewiß."

„Und an sein Gericht?"

„Ich glaube, mein John, daß wir uns in jenem Leben wiedersehen werden, ja, daß wir wieder Freunde sein, vielleicht beide in einer Person auferstehen und ewig selig sein werden. Siehe" — und damit warf er sich auf den Jüngling, herzte und küßte ihn und wollte ihn mit Liebkosungen ersticken, — „wir haben uns ja lieb!"

„So grausam mit mir zu spielen!" sagte John aufathmend.

„Das sollst Du nicht denken!" sprach Martin, „Du wirst nicht lebendig von dieser Stelle kommen, so wahr Gott ist! so wahr ich Dich hasse! Und ich will Deine Todesangst genießen."

Durch den Leib Johns gieng ein grauses Beben.

„Du bist schön," sagte Martin leise. „Einen Häßlichen möchte ich nicht sterben sehen. Ich will diese Gestalt, die meine Freude und mein Unglück gewesen, doch einmal anschauen. Ich will das Sterben eines schönen Leibes sehen." Nach diesen Worten begann Martin mit dem Messer dem Geknebelten die Kleider vom Körper zu trennen, zog ihm die Schuhe aus, schnitt ihm auch das Bändchen ab, womit er ein Amulet am Busen trug, so daß er nackend dalag, weiß und wohlgeformt — wie ein Marmorbild auf dem Sande.

Neben dem Felsen schräg schien die Sonne nieder. Martin lehnte am Stein, schaute den Jüngling an und sein Blick war lechzend. Es war als versinke er in diesem Anschauen. Endlich murmelte er: „Es ist ihr nicht zu verargen. — Nur schade, daß sie nicht da ist, um ihn enden zu sehen. — Wenn ich sie holen gienge! Noch vor Mitternacht könnten wir da sein. Es scheint der Mond. Wenn sie hört, daß er verunglückt in der Schlucht liege, würde sie eilends kommen. Sie würde hinknien und seine zarten, weißen Glieder bedecken mit ihren Küssen und sich hineinzwängen in den warmen Ring seiner gebundenen Arme und ihn mit Liebe ersticken, bis ich sie mit scharfem Stahl auf ewig aneinander hefte. — Nein, so gut soll ich's nicht haben."

Die Glieder des Geknebelten zuckten und krümmten sich krampfhaft, sein Auge gieng über, auf seinem Munde blähten sich Schaumblasen. Nach einer Weile löste sich der Krampf wieder und John lallte: „Gib mir noch Wein."

„Jetzt nicht mehr, mein Freund. Ich will Dich nur stärken, aber nicht betrunken machen. Es soll ein ganz vornehmer Mord werden."

John hatte noch ein letztes Aufraffen versucht, dann legten sich seine Glieder schlaff hin und er war eingeschlummert... Martin lauerte, ob es ein gewöhnlicher Schlaf sei, oder eine Ohnmacht. Freilich das Letztere. Er setzte sich dann auf einen Vorsprung des Steines und blickte unverwandt auf den ausgestreckten Jüngling hin. In der Höhe tönte der Felsen. Plötzlich fiel es ihm ein, wie unvergleichlich schöner diese Gestalt noch sein müßte, wenn die Hände losgelöst in natürlicher Stellung lägen, aber er wagte es nicht, den Ohnmächtigen zu entfesseln. Nun gieng er am Rande des Felsens hin, pflückte Steinnelken, Vergißmeinnicht, Cyklamen und Thymian,

diese Blumen streute er auf den Leib des Freundes.

So vergieng eine lange Weile, die Sonne war niedergesunken hinter den Berg und ein kühler Schatten lag auf dem blassen, leise zuckenden Leibe des Schlummernden.

Der Ton auf dem Steine hatte aufgehört, am Himmel standen leichte Wölklein im rosigen Abendschein. Martin kniete hin und rüttelte den Jüngling an einer Schulter, bis er die Augen aufschlug.

„Es ist Zeit," sagte Martin mit milder Stimme. „Wache auf und sieh Dir noch einmal diese schöne Welt an."

„— Gräßlicher Traum!" lallte John, und seine Brust hob sich, als wollte sie zerspringen.

„John," sagte Martin, „wir wollen jetzt zusammen ein Vaterunser beten. Wir scheiden als Freunde."

Er faltete die Hände und betete, während sein Auge lauernd auf den verzerrten Zügen des Hingestreckten lag. Dann langte er vom Boden das funkelnde Messer auf und hielt es vor die Augen Johns. Diese zuckten kaum merklich. Er nahm es fest in die Faust und drückte mit der Spitze desselben in der Herzgegend des Unglücklichen ein leichtes Grübchen. Hernach hob er sachte das Messer mit sehnigem Arm und stieß es mit aller Macht in die Brust.

Ein stöhnender, röchelnder Hauch aus dem Munde des Sterbenden, dann sprang der helle Brunnen des Blutes empor und färbte weithin den weißen Sand. Der Leib lag weich hingeschmiegt auf dem Boden, kein Aderchen, keine Muskel zuckte mehr an ihm, nur ein Lufthauch spielte mit den Haaren.

Martin stand auf, spreitete seine Arme aus und hob einen langen, tiefen Athemzug aus seiner Brust. Es war das befreite Aufathmen nach einer abgeworfenen Last. Mit dem noch blutigen Messer begann er nun dichtbelaubte Zweige von dem Gebüsch des Haselstrauches und der wilden Erlen zu hacken. Damit bedeckte er den Leichnam.

Als all dieses geschehen war, verließ Martin rasch die Stelle, wanderte die ganze Nacht und stellte sich dem Gerichte.

Die Belagerung von Pfalzburg.

Ein Roman von Erckmann-Chatrian.

(Schluß.)

XVII.

Seit dieser Landwehrgeschichte graute uns vor dem Sergeanten, aber er merkte es nicht und kam regelmäßig, um sein Gläschen Kirschwasser zu trinken.

Einigemal hob er des Abends die Flasche gegen unsere Lampe und rief: „Es nimmt ab, Vater Moses. Bald wird man die halbe Ration nehmen müssen, dann das Viertel u. s. f. Das ist einerlei, wenn nur ein Schluck, ja in sechs Monaten nur noch der Geruch bleibt, so ist Trübert zufrieden!"

Er lachte, ich aber ärgerte mich und dachte: Du kannst wohl mit einem Schluck zufrieden sein. An was fehlt's denn Euch? Die Platzmagazine sind bombenfest, die großen Oefen der Proviantanstalt werden alle Tage geheizt, das Schlachthaus liefert jedem Soldaten seine Ration frisches Fleisch, während brave Bürger froh sein müssen, wenn sie Kartoffeln und eingesalzenes Fleisch haben.

So dachte ich in übler Laune und machte ihm dabei dennoch ein freundliches Gesicht wegen seiner entsetzlichen Bosheit.

Und dies war die vollste Wahrheit, Fritz, unsere Kinder selber hatten keine andere Nahrung mehr als Kartoffelsuppe und gesalzenes Ochsenfleisch, was eine Menge gefährlicher Krankheiten erzeugt.

Der Besatzung fehlte es an Nichts, dennoch ließ der Gouverneur alle Augenblicke bekannt machen, es müsse Alles angezeigt werden, die Haussuchungen sollen wieder anfangen, und wer auf einer Uebertretung ertappt würde, solle mit aller Strenge der militärischen Gesetze gerichtet werden. Diese Leute wollten Alles für sich haben, aber man hörte nicht auf sie; jeder verbarg, was er konnte.

Wer dazumal eine Kuh mit einigem Heu und Stroh in seinem Keller verbarg, durfte sich glücklich schätzen, Butter und Milch waren ganz außer dem Preis; ebenso wer ein paar Hühner besaß. Ein rohes Ei kostete Ende Februar fünfzehn Sous und man konnte keins drum bekommen. Der Preis des frischen Fleisches stieg von Stunde zu Stunde und man fragte nicht mehr, ob es Ochsen- oder Pferdefleisch sei.

Der Vertheidigungsrath hatte die Armen der Stadt schon vor der Belagerung fortgeschafft, doch war noch eine große Anzahl Nothleidender geblieben. Viele von ihnen schlichen sich des Nachts durch ein Seitenthor in die Gräben, um einige Wurzeln aus dem Schnee herauszugraben und um die Brennesseln der Bastei zu einem Gemüse abzuschneiden. Die Schildwachen feuerten auf sie, aber was wagt man nicht Alles, um seinen Hunger zu stillen. Eine Kugel ist immerhin noch besser, als Hungers sterben.

Man durfte nur diesen elenden Geschöpfen begegnen, diesen Weibern, die sich längs der Häuser hinschleppten, diesen abgezehrten Kindern, so sah man die Hungersnoth herannahen und man mußte sich im Stillen sagen:

„Wenn der Kaiser uns nicht zu Hilfe kommt, so ist's in einem Monat mit uns so weit gekommen, wie mit diesen Unglücklichen. Was nützt Einem da das Geld, wenn ein Rettig hundert Livres kostet.“

Da freute man sich auch nicht mehr, wenn die Enkelchen um den Tisch herum saßen und es sich schmecken ließen, man schaute sich an, und der eine Blicke genügte, um sich zu verstehen.

Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich der Verstand und das gute Herz einer braven Frau. Niemals hatte mir Sorle etwas von unseren Vorräthen gesagt. Ich kannte ihre Klugheit und dachte mir wohl, daß wir noch irgendwo etwas versteckt hätten, doch wußte ich es nicht gewiß.

So sagte ich denn auch manchmal des Abends, wenn wir um unser mageres Nachtessen herum saßen, aus Furcht, es möchte unseren Kindern das Nöthige abgehen:

„Da nehmt nur und eßt Euch satt. Ich habe keinen Hunger. Ich müßte ein Huhn oder eine Omelette haben, die Kartoffeln schmecken mir nicht mehr.“

Ich lachte, aber Sorle wußte, was ich dachte.

„Moses,“ sagte sie mir eines Tages, „iß nur kecklich. Wir sind noch nicht so weit, als Du denkst, und sollte es je so weit kommen, nun gut, so wird man auch noch Mittel und Wege finden, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen. So lange die Anderen noch zu leben haben, werden wir auch nicht Hungers sterben.“

Sie gab mir meinen Muth wieder, und ich aß mich satt, denn meine Hoffnung beruhte auf ihr.

Am selben Abend, als Zeffen und die Kinder zu Bett gegangen waren, nahm Sorle die Lampe und führte mich zu ihrem Versteck.

Wir hatten drei Keller unter dem

Haus. Sie waren sehr klein und niedrig und durch Latten getrennt. Vor dem letzten dieser Lattenverschläge hatte meine Frau eine Menge Strohbüschel aufgeschichtet. Nachdem wir das Stroh entfernt, konnten wir eintreten, und ich erblickte im Hintergrunde zwei Säcke Kartoffeln, einen Sack Mehl und auf einem kleinen Fäßchen Oel ein großes Stück gesalzenen Ochsenfleisches.

Wir hielten uns über eine Stunde hier auf, um auszurechnen und nachzudenken. Diese Vorräthe konnten uns einen Monat reichen, und die im großen Keller, die wir dem Lebensmittel-Commissär angezeigt, vierzehn Tage. Beim Hinaufssteigen sagte Sorle:

„Du siehst, daß wir für sechs Wochen das Nöthige haben, wenn wir sparen. Jetzt fängt die Hungersnoth an und wenn in sechs Wochen der Kaiser nicht kommt, so muß die Festung sich ergeben. Bis dahin muß man sich mit gesalzenem Fleisch und Kartoffeln begnügen."

Sie hatte recht, aber jeden Tag sah ich, wie unseren Kindern diese Nahrung schadete. Sie magerten zusehends ab, besonders David. Seine großen glänzenden Augen, seine eingefallenen Wangen, sein immer matteres Gesichtchen schnürten mir das Herz zu.

Ich nahm ihn, hätschelte ihn, sagte ihm in's Ohr, daß wir nach dem Winter nach Zabern gehen und sein Vater ihn dann im Wagen spazieren führen werde.

Er sah mich träumerisch an, dann lehnte er den Kopf an meine Schulter und schlang den Arm um meinen Hals, ohne zu antworten; zuletzt wollte er nicht mehr essen.

Auch Zeffen verlor den Muth; oft schluchzte sie und nahm mir ihr Kind aus dem Arm. Sie sagte, sie wolle zu Baruch.

Du kennst diesen Kummer nicht, Fritz, den Kummer eines Vaters für seine Kinder, das ist das Schrecklichste, was es gibt. Kein Kind kann sich vorstellen, wie sehr seine Eltern es lieben, wie sehr sie darunter leiden, es unglücklich zu sehen.

Aber was konnte man in solchem großen Elende machen? Viele andere Familien in Frankreich waren noch übler dran als wir.

Während sich dies Alles zutrug, mußt Du Dir daneben die immerwährenden Patrouillen vorstellen und wie alle Abende Bomben in die Stadt flogen, dann immer auf's neue Requisitionen und Verkündigungen, der ewige Verles vor den beiden Kasernen und vor der Mairie, der Ruf: „Feuer!" in der Nacht, das Rollen der Feuerspritzen, die Ankunft der Parlamentäre und dazu die Gerüchte, die sich in der Stadt verbreiteten, daß unsere Armeen im Rückzuge seien, und daß man uns bis auf den Grund niederbrennen werde.

Je weniger genau sie wissen, was vorgeht, desto mehr erfinden die Leute.

Es wäre besser gewesen, einfach die Wahrheit zu sagen, da faßt sich Jeder, denn allezeit hab ich gesehen, daß die Wahrheit selbst beim größten Jammer nicht so schrecklich ist, als solche Erfindungen.

Woher kam's, daß sich die Republikaner so gut vertheidigten? Weil sie Alles wußten, weil man ihnen nichts verheimlichte und weil Jeder die Angelegenheit des Vaterlands wie seine eigene betrachtete.

Wenn man aber den Leuten ihre eigenen Angelegenheiten verheimlicht, wie sollen sie da Zutrauen fassen? Ein ehrlicher Mensch braucht nichts zu verstecken, und ich sage, daß es bei einer ehrlichen Regierung ganz dasselbe ist.

Kurz, die schlechte Witterung, die Kälte, die Hungersnoth und die Gerüchte aller Art vermehrten unser Elend.

Männer wie Bürguet, die man immer muthig gesehen, wurden traurig, Alles was sie Einem sagen konnten, war:

„Wir werden sehen! Man muß warten."

Die Desertionen begannen auf's neue, Erschießungen folgten.

Unser Branntweingeschäft gieng immer fort. Ich hatte schon sieben Fässer Weingeist verzapft, alle meine Schulden waren bezahlt. Außerdem war mein Magazin in der Halle mit Waaren ganz angefüllt und achtzehntausend Livres im Keller versteckt.

Aber was hilft das Geld, wenn man für das Leben seiner Lieben zittert!

Den sechsten März, um neun Uhr Abends, aßen wir wie gewöhnlich zu Nacht und der Sergeant, der mit gekreuzten Armen am Fenster stand, hatte uns lange schweigend betrachtet.

Es war die Stunde, wo die Beschießung anfieng, man hörte die ersten Kanonenschüsse hinter dem Thal von Friquet, ein Kanonenschuß vom Außenwerk antwortete ihnen. Dies hatte uns sozusagen aufgeweckt, denn wir waren Alle in Gedanken versunken.

„Vater Moses," sagte der Sergeant, „die Kinder sind bleich."

„Ich weiß es wohl," antwortete ich mit großer Traurigkeit.

Er schwieg, und als Zeffen hinausgieng, nahm er den kleinen David auf seine Knie und sah ihn lange an.

Sorle hatte den schlafenden Esra auf dem Arm, Safel räumte das Tischtuch weg und rollte die Servietten zusammen, um sie in den Schrank zu legen.

„Ja," sagte der Sergeant, „man muß vorsichtig sein, Vater Moses, wir werden später davon sprechen."

Ich sah ihn ganz überrascht an. Er klopfte seine Pfeife am Rande des Ofens aus und gieng hinaus, indem er mir ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Zeffen kam wieder herein, ich nahm ihr den Leuchter aus der Hand. Der Sergeant führte mich in sein kleines Zimmer am Ende des Ganges, er machte die Thüre zu, setzte sich am Fuße seines Bettes nieder und sagte zu mir:

„Vater Moses, erschreckt nicht — der Typhus ist wieder in der Stadt ausgebrochen. Fünf Soldaten sind diesen Morgen in's Spital gebracht worden, der Platz-Commandant Moulin ist davon ergriffen. Man spricht auch von einer Frau und drei Kindern.

Er sah mich an und mich überlief ein kalter Schauer.

„Ja," fuhr er fort, „ich kenne diese Krankheit. Wir haben sie in Polen und Rußland und nach dem Rückzug in Deutschland gehabt. Sie kommt besonders von der schlechten Nahrung her."

Da konnte ich mich nicht mehr halten, ich rief schluchzend:

„Ach mein Gott, was wollt Ihr, daß ich thun soll? Wie gerne gäb ich mein Leben für meine Kinder, aber was kann ich machen?"

„Morgen werde ich Euch meine Fleisch-Anweisung bringen, Vater Moses," sagte der Sergeant, „dann könnt Ihr eine Fleischbrühe für die Kinder machen. Frau Sorle kann die Portion in der Halle in Empfang nehmen, oder wenn's Euch lieber ist, so gehe ich selbst. Ihr sollt all meine Anweisungen auf frisches Fleisch haben bis zum Ende der Belagerung."

Als ich dieses hörte, war ich so gerührt, daß ich ihn bei der Hand faßte und rief:

„Sergeant, Ihr seid ein braver Mann, verzeiht mir, ich habe etwas gegen Euch auf dem Herzen gehabt."

„Was denn?" fragte er, und runzelte die Stirne.

„Wegen des Landwehrmannes von der Ziegelhütte."

„Ah so! das ist etwas ganz Anderes — das ist mir ganz einerlei," sagte er, „wenn Ihr wüßtet, wie vielen Kaiserliks ich seit zwanzig Jahren den Garaus gemacht, so würdet Ihr noch schlimmere Gedanken über mich haben. Aber darum handelt sich's nicht. Nehmt Ihr's an, Vater Moses?"

„Aber," fragte ich „was werdet dann Ihr essen, Sergeant?"

„Macht Euch keine Sorgen um

mich, der Sergeant Trübert hat sich noch nie etwas abgehen lassen."

Als ich ihm danken wollte, rief er:

„Schon gut — 's ist abgemacht. Ich kann Euch keinen Hecht und keine fette Gans verschaffen, aber eine gute Suppe ist auch was wert in Belagerungszeiten."

Er drückte mir lachend die Hand.

Ich war ganz außer Fassung und hatte Thränen in den Augen.

„Nun, gute Nacht!" rief er, und führte mich wieder zur Thüre. „Es wird Alles gut gehen, sagt Frau Sorle, es wird noch Alles recht."

Ich gieng unter tausend Segenswünschen und erzählte Sorle Alles, die noch gerührter war, als ich. Wir konnten es nicht ausschlagen, denn es war für die Kinder, und seit acht Tagen fand man nur noch Pferdefleisch bei den Metzgern.

Den folgenden Tag hatten wir also frisches Fleisch, um den armen Kleinen Fleischbrühe zu machen. Aber die schreckliche Krankheit war schon in unserem Hause.

Sieh, Fritz, wenn ich nach so vielen Jahren daran denke, dreht sich mir das Herz im Leibe herum. Dennoch kann ich mir keine Vorwürfe machen. Bevor ich die Portion in Empfang nahm, hatte ich unseren Räbbe gefragt, was das Gesetz verlange in Betreff dieses Fleisches, und er hatte mir geantwortet:

„Das erste Gebot ist, Israel zu retten, und wie kann Israel gerettet werden, wenn seine Kinder sterben?"

Aber später, im Lauf der Zeiten, ist mir auch das andere Gebot eingefallen:

Des Leibes Leben ist in seinem Blut und ich habe den Kindern Israels gesagt: Ihr sollt keines Leibes Blut essen, denn des Leibes Leben ist in seinem Blut, wer es isset, der soll ausgerottet werden, und wer vom kranken Thiere isset, der soll unrein sein.

In meiner großen Betrübnis sind mir die Worte des Ewigen wieder eingefallen und ich habe geweint.

All diese Thiere waren seit sechs Wochen krank, sie lebten im Koth, im Schnee und im Wind, zwischen den Basteien des Arsenals und der Strafanstalt. Die Soldaten, die beinahe alle Bauernsöhne waren, hätten doch wissen sollen, daß dieselben bei einer solchen Kälte nicht unter freiem Himmel leben konnten; es wäre leicht gewesen, ihnen ein Obdach zu errichten; aber wenn die Befehlshaber Alles auf sich nehmen, so denken die Anderen an nichts mehr; sie vergessen sogar das Handwerk ihres Dorfes, und wenn unglücklicherweise Die, welche zu befehlen haben, keine Befehle geben, so geschieht nichts.

Deshalb hatten diese Thiere weder Fleisch noch Fett mehr, sie waren nur noch vor Elend und Fieber zitternde Gerippe, und deshalb war ihr krankes Fleisch ungesund und unrein nach dem Gebote des Herrn.

Viele Soldaten starben daran. Die Ausdünstung der Leichen, die hundertweise um die Ziegelhütte, den Pachthof Ozillo und in den Gärten lagen, breitete sich über die Stadt aus und wurde so die Ursache der Krankheit.

Die Gerechtigkeit des Ewigen zeigt sich in Allem; wenn die Lebenden ihre Pflicht gegen die Todten nicht erfüllen, so gehen sie selbst zu Grunde.

Diese Dinge waren mir zu spät eingefallen, deshalb denke ich nur mit Schmerzen daran.

XVIII.

Was mir heute noch am wehsten thut, Fritz, das ist die Art und Weise, wie die Krankheit bei uns ausbrach.

Am zwölften März sprach man von einer Menge Frauen und Kinder, die am Sterben seien. Man wagte nicht darauf zu hören, man sagte sich:

„Bei uns ist Niemand krank, der Ewige beschützt uns."

Nach dem Nachtessen hatte ich David in meine Arme gelegt, seine kleine Hand ruhte auf meiner Schulter, ich betrachtete ihn, er schien sehr erschöpft, aber die Kinder sind immer schläfrig bei Nacht. Esra schlief schon, und Safel hatte uns gute Nacht gesagt.

Endlich nahm Zeffen das Kind und wir giengen Alle zu Bett.

Diese Nacht schossen die Russen nicht mehr, vielleicht war der Typhus auch bei ihnen ausgebrochen. Ich weiß es nicht.

Gegen Mitternacht schliefen wir Alle unter Gottes Schutz, da höre ich plötzlich einen furchtbaren Schrei.

Ich horchte auf, Sorle sagte:

„Das ist Zeffen!“

Ich stand sogleich auf und wollte die Lampe anzünden, aber ich war in solcher Angst, daß ich nichts mehr finden konnte.

Sorle machte Licht, ich zog meine Hosen an und lief der Thüre zu. Aber kaum war ich auf dem Gang, als Zeffen mit ihren langen, schwarzen, aufgelösten Haaren wie eine Wahnsinnige aus dem Zimmer stürzte und mir zurief:

„Das Kind!“

Sorle folgte mir. Wir traten ein und beugten uns über die Wiege. Die beiden Kinder schienen zu schlafen. Esra war rosig, David weiß wie Schnee.

Zuerst sah ich nichts vor lauter Schrecken, aber endlich nahm ich David, schüttelte ihn und rief:

„David!“

Jetzt erst sahen wir, daß seine Augen offen und verdreht waren.

Zeffen rief:

„Weckt ihn auf! Weckt ihn auf!“

Sorle nahm ihn mir aus dem Arm und sagte:

„Gib — mach Feuer und warmes Wasser!“

Wir legten ihn schräg über's Bett, schüttelten ihn und riefen ihn beim Namen. Die kleine Esra weinte.

„Zünde Feuer an,“ wiederholte Sorle, „und Du Zeffen sei ruhig, dies Geschrei nützt nichts. Schnell — schnell — Feuer!“

Aber Zeffen schrie immerfort:

„O mein armes Kind!“

„Er wird schon wieder warm werden,“ sagte Sorle. „Nur zieh Dich schnell an, Moses, und lauf zum Doctor Steinbrenner.“

Sie war bleicher, erschrockener als wir, aber diese brave Frau verlor nie den Kopf. Sie hatte Feuer gemacht, das Holz knisterte im Kamin.

Ich warf schnell den Flaus um, und eilte hinab. Ich dachte:

„Herr erbarm Dich unser. — Wenn das Kind stirbt, werde ich dieses nicht überleben. Nein, denn David ist es, den ich am meisten liebe.“

Du mußt wissen, daß dasjenige unserer Kinder, das am unglücklichsten oder am meisten in Gefahr ist, uns am liebsten ist. Wir vergessen die anderen über ihm, weil es unserer Hilfe am meisten bedarf. Der Ewige hat es so gewollt und sicherlich zu unserem Heil.

Ich rannte schon die Straße hinab.

Niemals habe ich eine finsterere Nacht gesehen. Der Rheinwind blies, daß der Schnee stäubte. Da und dort zeigte ein erhelltes Fenster, wo man bei den Kranken wachte.

Ich war barhaupt, aber ich fühlte die Kälte nicht. Ich sagte zu mir selber:

„Das ist der jüngste Tag, der Tag, von welchem der Herr gesagt hat: vor dem Herbst, wenn aus der Knospe eine Blüthe und aus der Blüthe eine Traube geworden ist, die da reifen will, werde ich Beides abschneiden mit meiner Hippe: Rebstock und Blätter, zu Boden sollen sie liegen.“

Unter solchen schrecklichen Gedanken durchschritt ich den großen Platz, wo der Wind die alten bereiften Ulmen schüttelte.

Schlag ein Uhr öffnete ich die Thüre Doctor Steinbrenners. Die schwere Angel kreischte in der Hausflur. Als ich tappend nach dem Ge-

länder suchte, erschien oben auf der Treppe die Magd mit einem Licht.

„Wer ist da?" rief sie und leuchtete mit der Laterne herab.

„Der Herr Doctor soll schnell zu uns kommen," gab ich zur Antwort, „wir haben ein sehr krankes Kind."

Ich konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten.

„Kommt nur herauf," sagte das Mädchen, „der Herr Doctor ist soeben nach Haus gekommen, er ist noch nicht zu Bette, kommt einen Augenblick herauf und wärmt Euch."

Aber Vater Steinbrenner hatte Alles gehört.

„Schon gut, Therese," sagte er, indem er aus seiner Stube trat, „schüre das Feuer fort, in einer Stunde spätestens bin ich zurück."

Er hatte schon seinen großen Dreispitz aufgesetzt und seinen langhaarigen Pelzrock umgeworfen.

Ohne ein Wort zu sprechen, schritten wir über den Platz; ich gieng voraus und nach ein paar Minuten stiegen wir schon die Treppe hinauf.

Sorle hatte einen Leuchter oben auf die Stufen gestellt, ich nahm ihn und führte Herrn Steinbrenner in das Zimmer des Kindes.

Als wir eintraten, schien Alles viel ruhiger. Zeffen saß, den Kopf gestützt und mit entblößten Schultern im Lehnstuhl hinter der Thüre. Sie schrie nicht mehr, sie weinte. Das Kind lag im Bett, Sorle, die daneben stand, sah uns an.

Der Doctor legte seinen Hut auf die Commode.

„Es ist zu warm hier," sagte er, „lüftet ein wenig."

Er trat an das Bett. Zeffen war todtenblaß aufgestanden. Der Arzt nahm die Lampe und betrachtete unseren armen kleinen David. Er hob die Decke auf und zog die kleinen noch immer runden Beinchen hervor, dann horchte er auf seine Athemzüge. Esra fieng wieder zu weinen an, der Doctor drehte sich um und sagte:

„Bringt das andere Kind aus dem Zimmer — ich brauche Ruhe, auch ist die Krankenluft nicht so gut für so kleine Kinder."

Er sah mich von der Seite an. Ich begriff, was er sagen wollte — es war der Typhus — ich sah meine Frau an, auch sie hatte es verstanden. In diesem Augenblicke glaubte ich, man reiße mir das Herz heraus. Ich wollte seufzen, aber Zeffen war dabei und neigte sich über das Kind, und so schwiegen wir, Sorle und ich.

Da der Doctor Papier verlangt hatte, um das Rezept zu schreiben, giengen wir miteinander hinüber. Ich führte ihn in unser Zimmer und als die Thüre zu war, brach ich in lautes Schluchzen aus.

„Moses," sagte der Doctor, „Sie sind ein Mann, weinen Sie nicht. Bedenken Sie, daß Sie zwei armen Frauen ein Beispiel des Muthes geben müssen."

Ich fragte ihn ganz leise, um nicht gehört zu werden:

„Ist denn keine Hoffnung mehr?"

„Es ist der Typhus," sagte er, „wir wollen thun, was möglich ist. Hier ist das Rezept. Geht zu Tribolin, sein Gehilfe ist gegenwärtig die ganze Nacht auf, er wird es Euch sogleich geben. Sputet Euch und dann entfernt um Gottes Willen das andere Kind aus dem Zimmer und womöglich auch Eure Tocher. Ihr müßt fremde Leute nehmen, solche, die an Kranke gewöhnt sind, denn der Typhus ist ansteckend."

Ich antwortete nichts; er nahm seinen Hut und gieng.

Was soll ich noch weiter sagen? Der Typhus ist eine Krankheit, die der Tod selber erzeugt hat. Sie meint der Prophet, wenn er sagt: „Das Grab hat sich wider Dich aufgethan, um Dich zu verschlingen."

Wie Viele habe ich in unseren Spitälern am Typhus sterben sehen, auf der Steige von Zabern oder sonst wo!

Wenn sich die Menschen erbar-

nungslos zerfleischen, warum sollte ihnen da der Tod nicht zu Hilfe kommen? Aber was hatte dieses arme Kind verschuldet, daß es so früh sterben mußte? Sieh, Fritz, das Schrecklichste ist, daß Alle das Verbrechen einiger Wenigen büßen müssen. Ja, wenn ich bedenke, daß mein Kind an dieser Pest gestorben ist, die der Krieg aus dem Innern Rußlands bis zu uns geschleppt und die sechs Monate lang das ganze Elsaß und Lothringen verwüstet hat, so klage ich darob die Menschen, und nicht, wie die Thoren, den Ewigen an. Hat ihnen Gott nicht die Vernunft gegeben? Und ist er daran schuld, wenn sie sie nicht benützen, wenn sie dumm genug sind, sich von einigen schlechten Subjecten gegeneinander hetzen zu lassen?

Aber was helfen solche Gedanken, mögen sie noch so richtig sein, wenn man leidet?

Ich erinnere mich, daß die Krankheit sechs Tage währte, und diese Tage sind die traurigsten meines Lebens. Ich fürchtete für meine Frau, für meine Tochter, für Safel und Esra. Ich saß in einer Ecke und horchte auf den Athem des Kindes. Manchmal schien es mir, als athme es gar nicht mehr, dann schauderte ich zusammen, trat heran und horchte wieder. Und wenn Zeffen trotz dem Verbote des Arztes eintrat, so gerieth ich in eine wahre Wuth, zitternd und bebend schob ich sie zur Thüre hinaus.

Sie rief:

„Aber es ist *mein* Kind — es ist *mein* Kind!“

„Bist Du nicht auch mein Kind, ich will nicht, daß Ihr Alle sterbet.“

Und dann brach ich in Thränen aus, und sank kraftlos in meinen Stuhl zurück und starrte vor mich nieder.

Ich war in Schmerz aufgelöst.

Sorle gieng mit zusammengepreßten Lippen im Zimmer aus und ein. Sie bereitete und überwachte Alles.

Damals galt der Moschus als Heilmittel gegen den Typhus. Unser Haus war voll davon.

Oft bildete ich mir ein, Esra werde auch krank werden. Ach, es gibt kein größeres Glück auf dieser Welt, als Kinder zu besitzen, aber auch keinen größeren Schmerz, als sie leiden zu sehen! Wie schrecklich vollends ist der Gedanke an ihren Verlust! — Wie entsetzlich ist es, sehen zu müssen, wie sie von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute abnehmen, und sich endlich zu sagen: „Der Tod naht, es gibt kein Mittel mehr! Nichts mehr auf der Welt kann Dich retten — ich darf nicht sterben für Dich, mein Kind, der Tod verschmäht mich.“

Welche Qual, welche Todesangst bis zur letzten Stunde, wo Alles still ist.

Da war Alles vergessen, Geld, Belagerung, Hungersnoth und die allgemeine Verzweiflung. Kaum bemerkte ich, wie der Sergeant jeden Morgen den Kopf zur Thüre hereinstreckte und fragte:

„Wie geht's, Vater Moses?“

Ich wußte nicht, was er sprach, ich gab nicht Achtung darauf.

Aber an Eins erinnere ich mich doch mit Freuden, und das wird immer meinen Stolz ausmachen. In diesem Jammer, wo wir Alle, Sorle, Zeffen und ich den Kopf verloren, wo wir die Geschäfte vergaßen und Alles vernachlässigten, übernahm der kleine Safel sogleich die Leitung des Handels. Jeden Morgen hörten wir, wie er um sechs Uhr aufstand, das Magazin öffnete, einen oder zwei Krüge Branntwein heraufholte und die Kunden bediente.

Niemand hatte ihn das geheißen, aber Safel besaß den echten Handelsgeist und wenn irgend etwas fähig war, einen Vater in solchem Unglück zu trösten, so war's, sich in einem so jungen Kinde, sozusagen, wieder aufleben zu sehen, sich selbst wieder zu erkennen und sich sagen zu dürfen: „Die gute Rasse stirbt nicht aus. Es bleiben immer noch Einige, welche die Vernunft in der Welt aufrecht er-

halten.“ Ja, das ist der einzige Trost, den ein Mensch haben kann.

Unsere Schabbesfrau besorgte die Küche und die alte Lanchin half uns wachen, aber das Geschäft ruhte auf Safel allein, denn seine Mutter und ich dachten nur noch an unseren kleinen David.

Er starb am achtzehnten März, am Tage, wo die Feuersbrunst im Hause des Hauptmanns Cabanier ausbrach.

In derselben Nacht fielen zwei Granaten auf unser Haus. Sie rollten über das Blendwerk herab in unseren Hof, schlugen beim Platzen die Fenster der Waschküche entzwei und zertrümmerten die Thüre des Holzstalles, die mit furchtbarem Gepolter zusammenbrach.

Das war die stärkste Beschießung, welche die Stadt während dieser Belagerung zu erdulden hatte, denn sobald die Feinde das Feuer emporsteigen sahen, schossen sie von Mittelbronn und den Baraken aus darauf, um die Leute am Löschen zu verhindern.

Ich blieb die ganze Zeit über bei Sorle am Bette des Kindes und wir kümmerten uns nicht um die platzenden Geschosse.

Die Unglücklichen hängen nicht mehr am Leben — ach, es stand so schlecht bei dem Kinde — sein ganzer Körper war mit blauen Flecken bedeckt.

Es nahte sich seinem Ende.

Ich gieng im Zimmer auf und ab.

Draußen ertönte der Ruf:

„Feuerjo! Feuerjo!“

Die Leute zogen wie ein Strom in der Straße vorüber. Wir hörten, wie die, welche von der Feuersbrunst kamen, davon erzählten; die Feuerspritzen rasselten vorüber, die Soldaten stellten die Mengen in Löschreihen auf und rechts und links platzten Granaten.

Lange rothe Feuerstreifen schossen von den Dächern des gegenüber liegenden Quartiers herab und dicht an unseren Scheiben vorbei. Unsere Kanonen antworteten dem Feind rings um die Stadt herum. Hie und da hörte man den Ruf:

„Platz! Platz!“

Es waren Verwundete, die man vorübertrug.

Zweimal drangen Piquetts bis in unser Zimmer, um mich in die Löschmannschaften einzureihen, als sie mich aber mit Sorle bei dem Kinde sitzen sahen, giengen sie wieder hinaus.

Gegen elf Uhr platzte bei uns die erste Granate, um vier Uhr morgens die andere. Vom Speicher bis zum Keller zitterte Alles zusammen. Der Boden, das Bett, die Möbel waren wie emporgehoben, aber in unserem Jammer und in unserer Verzweiflung sagten wir kein Wort.

Als die erste platzte, eilte Zeffen mit Esra und dem kleinen Safel herbei. Man sah, daß David im Sterben lag; die alte Lanchin und Sorle saßen da und schluchzten, Zeffen schrie laut auf.

Ich öffnete alle Fenster, um der Luft Zutritt zu geben; der Pulverrauch, der die ganze Stadt erfüllte, drang in das Zimmer.

Safel sah, daß die Stunde heranahte; ich brauchte ihn bloß anzusehen, da gieng er hinaus, und bald kehrte er, trotz des Gedränges, durch ein Seitengäßchen mit dem Vorsänger Kalmes zurück. Dieser sprach das Gebet der Sterbenden:

„Der Herr herrschet im Aufgang und im Niedergang, der Herr wird herrschen immerdar und ewiglich.

Gelobet sei der Herr und sein heiliger Name.

Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott! Der Herr ist Gott!

Höre Israel: der Herr unser Gott ist ein einiger Gott!

Geh', wohin der Herr dich ruft, geh', und seine Barmherzigkeit stehe dir bei!

Der Herr unser Gott sei mit dir! Seine heiligen Engel mögen dich zum Himmel tragen und die Gerechten sich freuen, wenn dich der Herr in seine Arme nimmt!

Gott der Barmherzigkeit, nimm auf diese Seele in deine ewigen Freuden!"

Sorle und ich wiederholten weinend diese heiligen Worte. Jeffen lag wie todt mit ausgestreckten Armen über dem Bette ihres Kindes. Ihr Bruder Safel stand hinter ihr und weinte heiße Thränen, er rief leise: „Jeffen! Jeffen!" Aber sie hörte ihn nicht, ihre Seele war aufgelöst in unendlichem Schmerz.

Draußen dauerte der Lärm der Menge fort, der Ruf: „Feuerjo!" die Befehle der Feuerwehr und das Rollen der Kanonade. Schlag auf Schlag erhellten die Blitze die Dunkelheit.

Ach Fritz, das war eine schreckliche Nacht. Safel hatte sich unter den Vorhang gebückt und fuhr plötzlich erschrocken zurück. Ich und meine Frau liefen hinzu und sahen den Tod des Kindes. Wir hoben die Hände auf und brachen in Thränen aus. Der Vorsänger hielt inne — unser David war todt.

Das Schrecklichste ist der Schmerzensschrei der Mutter! Sie lag ausgestreckt wie ohnmächtig da, als aber der Vorsänger sich vorbeugte und den Mund mit einem Amen schloß, fuhr sie empor, nahm den Kleinen, blickte sich um, hob ihn über ihren Kopf empor, sprang der Thüre zu und schrie mit herzzereißender Stimme:

„Baruch! Baruch! rette unser Kind!"

Sie war verrückt, Fritz. Ich nahm ihr mit Gewalt die kleine Leiche, die sie fortschleppen wollte. Sorle umschlang sie schluchzend mit ihren Armen. Die Lanchin, der Vorsänger und Safel zogen sie hinaus.

Ich blieb allein zurück und hörte die Anderen, wie sie meine Tochter hinwegführten.

Wie kann ein Mensch solche Schmerzen überstehen?

Ich legte David wieder in's Bett und deckte ihn zu, weil die Fenster offen standen. Ich wußte wohl, daß er todt war, aber mir war's, als ob er frieren müßte.

Ich sah ihn lange ohne Thränen an, um dieses schöne Gesichtchen im Gedächtnis zu bewahren. Da begann Alles in mir zu zerreißen . . . Alles! Ich fühlte eine Hand in meinen Eingeweiden wühlen, und in meiner Raserei klagte ich den Ewigen an:

„Ich bin's, über den die Trübsal gekommen ist von der Ruthe deines Zorns. Wahrlich, du hast dich gewendet wider mich. Du hast lassen altern mein Fleisch und hast zerbrochen meine Gebeine. Du hast mich gestoßen in die Finsterniß. Wenn ich auch schreie und bebe, so verscheuchest du mein Gebet. Du bist mir wie ein Löwe, der in seiner Höhle bleibt."

So gieng ich auf und ab mit Seufzern und Gotteslästerungen. Aber der Barmherzige hat mir verziehen, er wußte wohl, daß die Verzweiflung aus mir sprach.

Endlich setzte ich mich. Die Anderen kamen zurück. Sorle setzte sich schweigend zu mir. Safel sagte:

„Jeffen ist mit Esra beim Rabbi."

Ich antwortete ihm nicht, ich verhüllte mein Haupt.

Endlich, als einige Frauen mit der alten Lanchin gekommen waren, nahm ich Sorle bei der Hand und wir traten, ohne ein Wort zu sprechen' in das große Zimmer.

Der bloße Anblick dieses Zimmers, wo die beiden kleinen Brüder so lange mit einander gespielt hatten, entlockte mir neue Thränen, und Sorle, Safel und ich weinten zusammen.

Das Haus füllte sich mit Leuten. Es mochte acht Uhr sein, und man wußte schon, daß uns ein Kind gestorben war.

XIX.

Nun begann die Begräbnisfeier.

Alle am Typhus Gestorbenen mußten noch am selben Tage beerdigt

werden: die Christen hinter der Kirche, die Juden in den Festungsgräben, da, wo jetzt das Reithaus steht.

Die alten Weiber waren schon da, um das arme kleine Geschöpf zu waschen, zu kämmen, ihm die Nägel zu schneiden, nach der Vorschrift des Herrn. Einige nähten das Leichentuch.

Die offenen Fenster ließen den Wind durch, die Läden schlugen an die Wand. Der Schameß gieng durch die Straßen und klopfte mit seinem Hammer an die Thüren, um unsere Leute zusammenzurufen.

Sorle saß am Boden mit verschleiertem Haupt. Als ich Desmarets heraufsteigen hörte, hatte ich noch die Kraft, ihm entgegenzugehen und ihm das Zimmer zu zeigen.

Der arme Engel lag in seinem Hemdchen auf dem Boden, ein wenig Stroh unter dem Kopf, in den Händen hielt er den kleinen Thaleth. Er war wieder so schön geworden mit seinen braunen Härchen und halboffenen Lippen, daß ich bei seinem Anblick dachte:

„Der Herr hat dich neben seinem Thron haben wollen."

Leise flossen meine Thränen und benetzten meinen Bart.

Desmarets nahm das Maß und gieng. In einer halben Stunde kam er wieder und trug das tannene Särgchen unter dem Arm. Und wieder füllte lautes Wehklagen das Haus.

Ich konnte den Sarg des Kindes nicht zunageln sehen, ich setzte mich auf den Aschensack, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und rief in meinem Herzen wie Jakob: „Ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube mit meinem Sohn."

Sehr wenige unserer Brüder kamen, denn in der Stadt herrschte großer Schrecken, man wußte, daß der Todesengel vorbeikam und daß die Blutstropfen von seinem Schwert in die Häuser fielen. Jeder goß seinen Wasserkrug auf die Schwelle aus und gieng schnell wieder heim. Aber die Besseren kamen dennoch schweigend herbei, und gegen Abend mußte man fort und durch das Ausfallsthor hinabsteigen.

Ich war der Einzige aus der Familie — weder Sorle noch Zeffen hatten mir folgen können — ich war der Einzige, der die Schaufel voll Erde hinab warf. Die Kräfte verließen mich, man mußte mich bis zu unserer Thüre führen. Der Sergeant stützte mich unterm Arm, er sprach zu mir, ich wußte nicht was. Ich war wie todt.

Alles, was ich mich noch von diesem Tag erinnern kann, ist, daß, als ich mich zu Hause barfuß, mit gesenktem Kopf und Verzweiflung im Herzen auf den Sack vor unseren kalten Herd niedersetzte, der Schameß auf mich zukam, mich bei den Schultern faßte, mich aufstehen hieß, daß er dann sein Messer aus der Tasche zog, mir das Kleid schlitzte und es bis zur Hüfte herab zerriß. Dieser Schlag war der letzte und schrecklichste, ich sank zurück und murmelte wie Hiob:

„Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach: Es ist ein Männlein empfangen. Derselbe Tag müsse finster sein, und Gott von oben herab müsse nicht nach ihm fragen, kein Glanz müsse über ihn scheinen. Warum bin ich nicht gestorben vom Mutterleibe an? Warum bin ich nicht umgekommen, da ich aus dem Leibe kam? Warum hat man mich auf den Schoß gesetzt? Warum bin ich mit Brüsten gesäuget? So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe!"

Und mein Schmerz, Fritz, fand kein Ende mehr; ich rief:

„Was wird Baruch sagen, und was soll ich ihm antworten, wenn er sein Kind von mir zurückverlangt?"

Ich kümmerte mich nicht mehr um den Handel. Zeffen wohnte beim alten Räbbe, ihre Mutter blieb den Tag über bei ihr, um Esra zu versorgen und sie zu trösten.

Alles war im Hause offen. Die Schabbesfrau verbrannte Zucker und Gewürz und der Wind des Himmels, der überall hineindrang, reinigte die Luft. — Safel verkaufte.

Morgens kochte ich einige Kartoffeln auf unserem Herd und aß sie mit ein wenig Salz. Dann gieng ich fort und vergaß Alles um mich her wie ein Blödsinniger. Ich lief bald nach rechts, bald nach links, um die alte Gendarmerie herum, um die Wälle, an abgelegene Orte.

Ich konnte den Anblick der Menschen nicht ertragen, besonders derjenigen nicht, die das Kind gekannt hatten.

Damals ward die Noth groß, der Hunger, die Kälte, die Leiden aller Art drückten die Stadt, die Gesichter magerten ab, man sah Frauen und Kinder halb nackt und zitternd im Schatten der abgelegenen Gassen schleichen.

Ach, solch ein Elend wird nicht wiederkommen. Die Zeiten solcher abscheulichen Kriege — die zwanzig Jahre dauerten — sind vorbei; die Zeiten, wo die Heerstraßen ausgefahren waren und die Wege grundlos; wo die Aecker aus Mangel an Arbeitskräften brach lagen; wo die Häuser aus Mangel an Bewohnern verfielen; wo die Armen barfuß giengen und die Reichen in Holzschuhen, während die höheren Officiere auf stolzen Rossen vorbeiritten und verächtlich auf das Menschengeschlecht herabsahen.

Man würde das jetzt nicht mehr dulden.

Aber damals war die ganze Nation gebrochen und entwürdigt; Bürger und Volk galten nichts mehr, man kannte nur noch das Recht der Gewalt. Wenn Einer sagte: „Es gibt doch noch eine Gerechtigkeit, ein Recht, eine Wahrheit!“ so war es gebräuchlich, lächelnd zu antworten: „Ich verstehe nicht, was das heißen soll!“ Dann galt man sofort für einen Mann von Geist und Erfahrung, an dessen Fortkommen nicht zu zweifeln war.

In meiner Verzweiflung dachte ich nicht darüber nach, aber später sind mir diese und tausend andere Dinge wieder eingefallen. Sie werden Allen, die noch aus dieser Zeit leben, unvergeßlich sein.

Eines Tages stand ich unter der alten Halle und sah zu, wie die Unglücklichen Fleisch kauften. Man schlachtete schon die Pferde der Gendarmen und die von Rouge-Colas — welche eben so mager waren, wie das Vieh in den Gräben — und das verkaufte Fleisch zu sehr hohem Preis.

Ich schaute in dieses Gewühl alter, abgezehrter Weiber, hohläugiger Bürger, all dieser elenden Gestalten, wie sie sich um die Fleischbank Franz Seppels drängten, der ihnen Stücke vom Bauch austheilte. Jetzt sah man Seppels große Hunde nicht mehr, die sonst das Schlachthaus umkreisten und sich die Schnauze leckten. Alte Frauen streckten ihre dürren Arme empor, um etwas zu erhalten, und die schwachen Stimmen riefen flehend:

„Noch ein wenig Leber, Herr Franz, als Zugabe!“

Ich sah dies Alles von meinem Platz aus unter dem großen dunkeln Dach, wo durch die Granatenlöcher ein wenig Licht hereinfiel. Von fern zwischen den wurmstichigen Pfeilern, unter dem Gewölb der Hauptwache sahen auch einige Soldaten zu, denen ihre alten Mäntel um die Hüften schlotterten. — Es war mir wie ein Traum. Meine große Betrübnis stimmte zu diesem Schauspiel.

Nach einer halben Stunde, als ich eben gehen wollte, sehe ich Bürguet daher kommen längs des alten, von den Granaten zertrümmerten Häuschens vom Vater Brainstein.

Bürguet hatte mir einige Tage vor unserem Unglück gesagt, seine Magd sei krank. Ich hatte es ganz vergessen, jetzt fiel es mir wieder ein.

Er schien mir in diesem Augen-

blick so verändert, so mager, und die Backen so von Runzeln gefurcht, daß ich glaubte, ihn seit Jahren nicht mehr gesehen zu haben. Der Hut fiel ihm bis in die Augen, sein Bart, der wenigstens vierzehn Tage alt war, war grau geworden. Er kam und sah sich nach allen Seiten um. Aber im Schatten, an die alten Bohlen des Fourage-Magazins gestützt, wie ich war, konnte er mich nicht sehen. Er blieb hinter dem Haufen alter Weiber stehen, die einen Halbkreis um die Fleischbank bildeten, und wartete bis die Reihe an ihn kam.

Dann legte er einige Sous in Franz Seppel's Hand und erhielt sein Stück. Er verbarg es unter dem Flaus, sah sich noch einmal um und entfernte sich rasch mit gesenktem Kopf und übereinander gehenden Rockschößen.

Dieser Anblick schnürte mir das Herz zusammen, ich gieng schnell fort, hob die Hände zum Himmel und murmelte:

„Ist's möglich? — ist's möglich? Er? — Bürgnet auch? — Ein so talentvoller Mann muß Hunger leiden und von diesem Schindaas essen? Herr Gott! Welche Prüfung!“

Ich kam voll Bestürzung nach Hause.

Wir hatten keinen großen Vorrath mehr. Dennoch sagte ich den andern Morgen zu Safel:

„Hier, mein Kind, trage dieses Körbchen zu Herrn Bürgnet. Es sind Kartoffeln und gesalzenes Fleisch darin. Gib Acht, daß dich Niemand sieht, sonst würde man Dir's nehmen. Sage, es sei zur Erinnerung an den armen Deserteur.“

Der Knabe gieng. Er sagte mir, Bürgnet habe geweint.

Sieh, Fritz, so geht's in einer Belagerung, die plötzlich von einem Tag auf den anderen über Einen kommt. Das hatten die Deutschen und Spanier gelitten, und das mußten wir jetzt auch erleiden. So ist's im Krieg.

Der Festungsproviant selbst gieng zu Ende. Aber die Hungersnoth hielt den Oberstlieutenant, der den am Typhus gestorbenen Platzcommandanten Moulin ersetzte, nicht ab, den Parlamentären Bälle und Feste im ehemaligen Hause Thevenot zu geben. Die Fenster erhellten sich, die Musik spielte, der Stabsmajor trank Punsch und Glühwein, damit man glauben sollte, wir lebten im Ueberfluß. Man that wohl daran, diesen Parlamentären bis zum Ballsaal die Augen zu verbinden, denn wenn sie die Gesichter der Leute gesehen hätten, so wären alle Bowlen und Glühweine der Welt nicht im Stande gewesen, sie zu täuschen.

Jeden Morgen kam der Todtengräber Mouret mit seinen beiden Gesellen, um ein paar Schluck Branntwein zu nehmen. Sie konnten sagen:

„Wir vertrinken die Todten!“ Wie die Veteranen sagten: „Wir vertrinken unsere Kosaken!“ Niemand in der Stadt wollte die an Typhus Gestorbenen begraben, nur sie hatten es gewagt, wenn sie ihren Schluck genommen hatten, die Todten aus dem Spital auf einen Karren zu werfen und sie in einem Grabe aufzuschichten. Von da an theilten sie das Todtengräberamt mit Vater Zebedäus.

Dem Befehl nach hätte man die Todten in ein Leintuch wickeln sollen.

Aber wer war da, um darüber zu wachen? Der alte Mouyot hat mir selbst gesagt, man habe sie im Mantel oder im Wamms, wie es sich eben traf, einige sogar ganz nackt begraben.

Für jeden Todten bekamen diese Leute fünfunddreißig Sous. Der Vater Muyot, der jetzt blind ist, könnte Dir's sagen: „Das war seine beste Zeit!“

Gegen Ende März, als die Noth so hoch gestiegen war, daß man keinen Hund mehr, viel weniger eine Katze in den Straßen fand, durchliefen schlechte Nachrichten die Stadt: Gerüchte von verlorenen Schlachten, Märschen nach Paris u. s. w.

Wenn man auch die Parlamentäre aufnahm und ihnen Bälle gab, verlautete doch immer etwas von unserem Unglück, entweder durch die Mägde oder durch die Bedienten.

Ich irrte oft in den Straßen umher, die sich längs der Wälle hinziehen, und stieg da und dort auf eine Bastei, bald nach der Seite von Straßburg, bald gegen Metz oder Paris; denn damals fürchtete ich die verlorenen Kugeln nicht mehr. Von da aus betrachtete ich die tausend Wachfeuer, die sich in der Ebene ausbreiteten, die feindlichen Soldaten, welche mit ihren langen Lanzen, an denen Viertel Fleisch hiengen, von den Dörfern zurückkamen, oder um die kleinen Feuer gekauert waren, die wie Funken am Saum der Wälder glänzten; ich betrachtete ihre Patrouillen oder ihre bedeckten Batterien, wo eine Fahne flatterte.

Manchmal sah ich auch dem Rauch zu, der aus den Kaminen von Vierwinden, Bigelberg und Mittelbronn emporstieg. Bei uns rauchten die Kamine nicht mehr, die Zeiten der Feste waren vorbei.

Du glaubst kaum, wie viele Gedanken Einem kommen, wenn man eingeschlossen ist, wie man die großen weißen Landstraßen mit den Augen verfolgt und sich einbildet, dort könnte man gehen und mit den Leuten über Neuigkeiten plaudern, man könnte sie fragen, was sie gelitten, und ihnen erzählen, was man selber durchgemacht.

Von der Bastei der Strafanstalt aus konnte ich bis zu den weißen Spitzen des Schneebergs sehen; da versetzte ich mich mitten unter die Förster, Holzschlitter und Holzhauer. Das Gerücht war gegangen, sie wollten ihre Straße von Schirmeck vertheidigen und ich hätte gerne gewußt, ob es sich so verhielt.

War ich auf der Seite von Maisons-Rouges, gegen die Straße nach Paris, so bildete ich mir ein, ich sei bei meinem alten Freund Leiser.

Ich sah ihn im Winkel hinter seinem Herde sitzen und trostlos klagen, daß er so viele Menschen füttern müsse, denn die russischen, österreichischen und bayerischen Generalstäbe verließen diese Straßen nicht, und unaufhörlich zogen neue Regimenter vorbei.

Und der Frühling kam! Der Schnee begann zu schmelzen in den Furchen und hinter den Hecken. Schon bekamen die großen Wälder von Bonne-Fontaine und hinter den Baraken andere Farbentöne.

Ich erinnere mich noch, wie es mich rührte, als ich gegen Ende März die erste Lerche schmettern hörte. Der Himmel war ganz weiß und ich blickte hinauf, um sie zu sehen. Dabei kam mir die Erinnerung an den kleinen David, und ohne zu wissen warum, weinte ich.

Die Menschen haben oft seltsame Gedanken. Ein Vogelgesang rührt sie, und manchmal nach Jahren rufen ihnen dieselben Töne dieselben Gedanken wach und entlocken ihnen sogar Thränen.

Als das Haus endlich gereinigt war, zogen Zeffen und Sorle wieder ein.

Das Passahfest nahte heran, man mußte den Boden waschen, die Wände scheuern, das Geschirr putzen. Die armen Frauen vergaßen über diesen Sorgen ein wenig unser Unglück. Aber je näher die Zeit kam, desto größer ward die Unruhe. Wie sollte man in der Hungersnoth das Gebot des Herrn erfüllen:

„Dieser Monat soll bei euch der erste Monat sein. Am zehnten Tage dieses Monats nehme ein Jeglicher ein Lamm, an dem kein Fehl ist, ein Männlein und eines Jahres alt; von den Lämmern und Ziegen sollt ihr's nehmen. Und sollt's behalten bis zum vierzehnten Tag des Monats und sollt es schlachten zwischen Abends. Und sollt also Fleisch essen in derselben Nacht, am Feuer gebraten und ungesäuert Brot und sollt es mit bitteren Salzen essen."

Wo sollte man das Opferlamm finden? Nur Schmuel, der alte Schameß, dachte seit drei Monat für Jedermann daran. Er fütterte ein junges Böcklein von diesem Jahrgang in seinem Keller und diesen Bock schlachtete man.

Jede jüdische Familie bekam ihr Theil davon. Das Stück war zwar sehr klein, aber der Wille des Herrn ward erfüllt.

Wir luden auf diesen Tag nach dem Gesetz einen der ärmsten unserer Brüder ein, den Kalmeß. Wir giengen zusammen in die Synagoge, man sagte das Gebet her, dann kehrten wir zurück, um uns an den Festtisch zu setzen.

Trotz dem großen Elend war Alles bereit und in Ordnung: das weiße Tischtuch, der Essigbecher, das harte Ei, der Meerrettig, das ungesäuerte Brot und das Bockfleisch. Die siebenarmige Lampe hieng darüber. Nur hatten wir nicht viel Brot.

Nachdem ich mich, von meiner Familie umgeben, niedergesetzt hatte, nahm Safel die Wasserkanne und goß mir Wasser über die Hände, dann verneigten wir uns Alle, Jeder nahm Brot und sprach mit gepreßtem Herzen:

„Dies ist das Brot des Elends, das unsere Väter in Aegypten gegessen haben. Wer Hunger hat, speise mit uns, wer arm ist, komme und halte Passah mit uns."

Wir setzten uns nieder und Safel fragte mich:

„Was bedeutet diese Ceremonie, mein Vater?"

Ich antwortete:

„Wir sind Sklaven gewesen in Aegypten, mein Kind, aber der Ewige hat den Arm ausgestreckt und uns mit mächtiger Hand herausgezogen."

Diese Worte erfüllten uns mit Muth. Wir hofften, Gott werde uns befreien, wie er unsere Väter befreit, und der Kaiser werde seine rechte Hand sein, aber wir täuschten uns, der Herr hatte diesen Mann verlassen.

XX.

Den anderen Tag zwischen sechs und sieben Uhr in der Morgendämmerung weckte uns ein Kanonenschuß, der unsere Scheiben erschütterte. Der Feind schoß gewöhnlich nur Nachts. Ich horchte: nach einigen Secunden folgte ein zweiter Schuß, dann ein dritter u. s. f., immer einer nach dem anderen.

Ich stand auf, öffnete eines unserer Fenster und sah hinaus. Die Sonne stieg hinter dem Arsenal herauf. Keine Seele war in der Straße, aber als noch mehr Schüsse folgten, giengen die Thüren und Fenster auf. Die Leute bogen sich noch im Hemd heraus und horchten. Es pfiffen keine Granaten durch die Luft, der Feind schoß blind.

Wenn man genau horchte, vernahm man ein fernes großes Getöse rings um die Stadt. Zuerst erhob es sich auf der Höhe von Mittelbronn, dann erreichte es Bigelberg, Vierwinden und die oberen und unteren Baraken.

Auch Sorle stand auf. Ich zog mich vollends an und sagte zu ihr:

„Es geht etwas Außergewöhnliches vor. Gebe Gott, daß es zu unserem Heil sei!"

Voll Unruhe gieng ich aus dem Haus.

Seit dem ersten Kanonenschuß war kaum eine Viertelstunde verflossen, aber schon war die ganze Stadt auf den Beinen. Die Einen eilten auf die Wälle, die Anderen liefen zusammen und lärmten und stritten an den Straßenecken, Furcht und Zorn malten sich auf allen Gesichtern.

Eine große Anzahl Soldaten mischten sich unter die Bürger, und Alle mit einander stiegen truppenweise rechts und links vom französischen Thor hinauf.

Ich folgte einem dieser Haufen, als Burguet die Straße herabkam. Er sah noch eben so herabgekommen

aus, wie am Tag, wo ich ihn unter der Halle gesehen hatte.

„Ach," sagte ich, und eilte ihm entgegen, „das sind ernste Dinge."

„Sehr ernste, Moses," sagte er, „und sie kündigen nichts Gutes an."

„Ja, es ist klar," antwortete ich, „die Verbündeten müssen Siege erfochten haben, sie sind vielleicht in Paris."

Da drehte er sich erschrocken um und sagte:

„Nehmt Euch in Acht, Moses, wenn man Euch in einem solchen Augenblick hörte, so würden die Veteranen Euch zerreißen."

Ich sah, daß er recht hatte, und war ganz erschrocken; auch er zitterte; er nahm mich am Arm und sagte:

„Ich bin Euch Dank schuldig für die Lebensmittel, die Ihr mir geschickt habt. Sie sind zur rechten Zeit gekommen."

Als ich ihm antwortete, wir hätten stets ein Stück Brot für ihn übrig, so lange wir selber haben, schüttelte er mir die Hand. Wir giengen zusammen die Straße des Infanterie-Quartiers hinauf bis zur Eiskeller-Bastei, wo man zwei Batterien aufgestellt hatte, um die Höhe von Mittelbronn zu beherrschen.

Von da aus konnte man die ganze Straße nach Paris bis Petit-Saint-Jean überblicken, ja man sah bis gegen Lixheim. Die großen Erdhaufen, die man „Cavaliere" oder „Katzen" nannte, waren ganz mit Menschen bedeckt. Baron Parmentier, sein Gehilfe Pipelingre, der alte katholische Pfarrer Loth und noch viele andere Vornehme hielten sich dort unter der Menge auf und sahen schweigend zu. Man durfte nur ihre Gesichter betrachten, so wußte man, daß etwas Schreckliches vorgieng.

Als wir auf die Böschung gestiegen waren, sahen wir, was die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gezogen. Alle Feinde, Oesterreicher, Bayern, Württemberger, Russen, Cavallerie und Infanterie, durcheinander gemischt, wimmelten wie Ameisenhaufen um ihre Verschanzungen. Sie umarmten sich, drückten sich die Hände, schwenkten die Czakos an den Bajonnettspitzen und winkten sich mit grünen Baumzweigen zu.

Reiter durchflogen die Ebene im Galopp, den Kolpack an der Säbelspitze, und stießen ein Geschrei aus, das sich bis zum Himmel erhob.

Der Balken-Telegraph spielte auf der Steige von Saint-Jean, Bürguet deutete darauf hin und sagte zu mir:

„Wenn wir diese Zeichen verstünden, Moses, so wüßten wir besser, was uns in den nächsten vierzehn Tagen hier bevorsteht."

Da sich einige Personen umgedreht hatten, um uns zuzuhören, stiegen wir wieder, in Gedanken vertieft, in die Straße des Quartiers hinab.

Die Soldaten sahen, ganz oben von den Kasernenfenstern aus, auch zu. Viele Frauen und Kinder liefen herbei.

Wir durchschritten die Menge.

In der Kapuzinergasse, die, wie immer, ganz leer war, rief Bürguet, der mit gesenktem Kopf gieng:

„Jetzt ist Alles aus! — Wie Vieles haben wir seit fünfundzwanzig Jahren erlebt, Moses! Wie viel Wunderbares und Schreckliches! — Und jetzt ist Alles aus!" —

Er nahm mich bei der Hand und blickte mich an wie erstaunt über seine eigenen Worte. Dann gieng er weiter.

„Dieser Winterfeldzug," sagte er, „machte mir bang. Das zog sich immer langsam und langsam hin und der Donnerschlag blieb aus. — Aber was werden wir morgen und übermorgen erfahren? Ist der Kaiser todt? Was wird aus uns werden? Wird Frankreich Frankreich bleiben? Was wird man uns lassen, und was wird man uns nehmen?"

Unter solchen Gedanken erreichten wir unser Haus; da fuhr Bürguet plötzlich wie aus einem Traume auf und sagte:

„Vorsichtig, Moses! Wenn der Kaiser nicht todt ist, so halten die Veteranen bis zur letzten Secunde aus. Bedenket, daß, wer ihnen verdächtig ist, Alles zu fürchten hat."

Ich dankte ihm und stieg die Treppe hinauf mit dem festen Vorsatz, seinem Rath zu folgen.

Meine Frau und Kinder erwarteten mich zum Frühstück. Der kleine Korb mit Kartoffeln stand auf dem Tisch.

Wir setzten uns und ich erzählte ihnen ganz leise, was man von den Wällen aus sehen konnte. Ich empfahl ihnen das tiefste Schweigen an, denn die Gefahr sei noch nicht vorbei: die Garnison könne sich empören, sich trotz den Officieren vertheidigen wollen, und wer sich in diese Dinge mische, dafür oder dagegen, auch nur in Worten, der setze sein Leben auf's Spiel, ohne irgend Jemand damit zu nützen.

Sie begriffen, daß ich Recht hatte und ich brauchte ihnen nichts mehr zu sagen.

Wir fürchteten, unser Sergeant könne kommen und uns fragen, was wir von all' Dem hielten, aber er kehrte erst gegen elf Uhr Abends heim, als wir schon längst Alle zu Bette waren.

Den anderen Tag war die Nachricht vom Einzug der Verbündeten in Paris an den Kirchthüren und den Pfeilern der Halle angeschlagen. Man hat nie erfahren, wer es gethan hatte. Man sprach damals von einem Herrn de la Vablerie und drei bis vier anderen Emigrierten, die imstande gewesen wären, diese That auszuführen, aber man wußte nichts Gewisses.

Die aufziehende Wache riß die Anschlagzettel ab, unglücklicherweise hatten schon Soldaten und Bürger sie gelesen.

Nach diesen zehn Kriegsjahren, wo der Kaiser Alles war, wo die Nation, so zu sagen, im Schatten blieb, wo kein Mensch ohne Vollmacht ein Wort sprechen oder schreiben durfte, und wo man kein anderes Recht hatte, als zu zahlen oder seine Kinder zur Conscription zu geben, war der Gedanke, der Kaiser könne besiegt werden, etwas so Neues und Unglaubliches, daß ein Familienvater mitten unter den Seinigen sich drei-, viermal umsah, ehe er es wagte, nur ein Wort darüber zu sagen.

Trotz den Anschlagzetteln war daher noch Alles still. Die Beamten blieben zu Haus, um nichts sprechen zu müssen. Der Gouverneur und der Vertheidigungsrath rührten sich nicht. Aber die jüngsten Recruten verbargen natürlicherweise ihre Freude nicht, beim Gedanken, ihre Dörfer wiederzusehen, ihre Eltern zu umarmen, ihre Gewerbe wieder aufzunehmen oder auf den Feldern arbeiten und sich verheiraten zu können. Die Veteranen, die kein anderes Handwerk, keine andere Lebensquelle hatten, als den Krieg, waren entrüstet darüber. Sie glaubten es nicht, sie erklärten, alle diese Nachrichten seien falsch, der Kaiser habe noch nie eine Schlacht verloren, er könne keine verlieren, die Anschlagzettel und die Kanonenschüsse der Verbündeten seien eine Kriegslist, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen.

Seit diesem Tag fieng das Desertieren wieder an, nicht mehr einzeln, sondern zu sechs, zehn, zwanzig auf einmal. Ganze Posten flohen mit Waffen und Gepäck über die Berge. Die Veteranen schossen auf die Deserteure, sie tödteten einige und erhielten den Befehl, die Recruten, welche das Essen in die Außenwerke bringen mußten, zu begleiten.

Während dieser Zeit kamen und giengen beständig Parlamentäre hin und her. Es waren dies Officiere vom russischen, österreichischen oder bayerischen Generalstab, sie brachten ganze Stunden beim Gouverneur zu, da sie wahrscheinlich wichtige Vorschläge zu verhandeln hatten.

Unser Sergeant kam nur noch des Abends einen Augenblick in unser

Zimmer, um sich über die Desertion zu beklagen. Dies war mir sehr lieb, denn Zeffen war noch krank, Sorle konnte sie nicht verlassen, und ich mußte Safel helfen bis nach dem Zapfenstreich.

Die Bude war immer voll von Veteranen, gieng ein Haufe, so kam sogleich ein anderer.

Diese ergrauten Veteranen verschlangen ein Glas Branntwein nach dem anderen. Sie giengen im Zimmer auf und ab und wurden immer finsterer. Sie knirschten, sprachen nur noch von Verrath und warfen uns schiefe Blicke zu.

Manchmal sagten sie lachend:

„Nur zu, wenn nichts Anderes übrig bleibt, so wird die Festung in die Luft fliegen."

Safel und ich thaten, als hätten wir's nicht verstanden, aber Du kannst dir unsere Aengsten vorstellen. Nachdem wir so viel gelitten hatten, sollten wir zuletzt noch Gefahr laufen, mit diesen Veteranen in die Luft zu fliegen.

Abends wiederholte unser Sergeant Wort für Wort, was die Anderen gesagt hatten; Alles sei nur Lüge und Verrath, der Kaiser werde das Lumpengesindel schon hinausfegen.

„Wartet nur, wartet nur!" rief er, indem er mit geschlossenen Zähnen seine Pfeife rauchte, „das Eis wird schon brechen, der Donnerschlag ist nahe."

„Aber diesmal kein Mitleid, kein Erbarmen, all diese Schufte, all diese Verräther sollen sterben! Das Land muß auf hundert Jahre gereinigt werden; laßt sie nur, Vater Moses, das Lachen kommt an uns!"

Du kannst Dir denken, daß uns das Lachen vergieng.

Aber am meisten Angst stand ich am achten April Morgens aus, als das Decret des Senats erschien, welches den Kaiser absetzte.

Unsere Bude war voll von Marineartilleristen und Unterofficieren des Depots. Wir bedienten sie eben, als der Secretär des Zahlmeisters, ein kurzer, dicker Mann mit runden, gelben Wangen, die Dienstmütze auf dem Ohr, hereintrat und sich ein Gläschen einschenken ließ; dann zog er das Decret aus der Tasche und fieng ruhig an, den Anderen vorzulesen.

„Hört!"

Ich meine ihn noch zu hören:

„In Anbetracht, daß Napoleon Bonaparte den Vertrag gebrochen hat, der ihn mit dem französischen Volke verband, indem er dem Gesetze zuwider, Steuern erhob, indem er ohne Noth den gesetzgebenden Körper vertagte, indem er ungesetzlicherweise mehrere Todesurtheile aussprach, indem er die Verantwortlichkeit der Minister, die Unabhängigkeit der Richter, die Preßfreiheit u. s. w. aufhob; in Anbetracht, daß Napoleon das Vaterland in's tiefste Unglück gestürzt durch den Mißbrauch, den er mit den ihm an Mannschaft und Geld für den Krieg anvertrauten Mitteln getrieben, und indem er sich weigerte, über Bedingungen zu verhandeln, die anzunehmen das nationale Interesse erforderte; in Anbetracht, daß der ausgesprochene Wunsch aller Franzosen eine Ordnung der Dinge verlangt, deren erstes Resultat die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens und eine feierliche Versöhnung aller Staaten der großen europäischen Familie sein sollen — beschließt der Senat: Napoleon Bonaparte ist des Thrones entsetzt; das Recht der Erblichkeit in seiner Familie ist abgeschafft; das Volk und die Armee sind des Eides der Treue gegen ihn entbunden."

Kaum hatte er angefangen zu lesen, so dachte ich:

„Wenn das so fortgeht, so schlagen sie mir meine Bude in Stücken."

In meinem Schrecken schob ich sogar Safel schnell durch die Hinterthür hinaus. Aber Alles gieng anders, als ich gedacht. Die Veteranen verachteten den Senat, sie zuckten die Achseln, und Der, welcher das Decret vorge-

lesen, schneuzte sich darein, warf es unter den Tisch und sagte:

„Der Senat? was ist der Senat? Ein Haufe Schmarotzer und Tellerlecker, die der Kaiser rechts und links zusammengelesen hat, damit sie ihm immer sagen Gott segne Sie!“

„Ja, Major,“ sagte ein Anderer, „aber es ist einerlei, man sollte sie doch mit Tritten auf den Hintern hinauswerfen.“

„Pah, es ist nicht der Mühe werth,“ antwortete der Sergeant-Major, „wenn in vierzehn Tagen der Kaiser wieder Herr ist, so werden sie wieder kommen und ihm die Stiefel lecken. Die Dynastie braucht solche Leute, die ihr die Stiefel küssen, das thut seine Wirkung; besonders alte Edelleute, denen man jährlich dreißig- bis vierzigtausend Franken zahlt. Seid außer Sorge, sie werden wiederkommen, und der Kaiser wird ihnen verzeihen, um so mehr, da er keine Vornehmeren finden wird, um sie zu ersetzen.“

Und als sie Alle fortgiengen, nachdem sie ihr Gläschen geleert, dankte ich dem Himmel, daß er ihnen so viel Vertrauen zum Kaiser gegeben habe.

Das Vertrauen in den Kaiser dauerte bis zum elften und zwölften April, wo Officiere hereinkamen, die der General-Commandant der vierten Militär-Division geschickt hatte, um anzuzeigen, daß die Garnison Metz den Senat anerkenne und seinen Befehlen folge.

Dies war ein schrecklicher Schlag für unsere Veteranen.

Wir sahen am selben Abend am Gesicht unseres Sergeanten, daß das für ihn der Todesstoß war. Er war um zehn Jahre gealtert, und sein Blick allein hätte Dich zum Weinen bringen können.

Bis dahin hatte er uns immer gesagt:

„All diese Decrete, all diese Placate sind Verrath. Der Kaiser ist immer da unten mit seiner Armee, und wir sind da, um ihn zu unterstützen. Fürchtet nichts, Vater Moses!“

Aber seit der Ankunft der Officiere aus Metz war sein Vertrauen dahin. Er trat, ohne ein Wort zu sprechen, in unser Zimmer, blieb todtenblaß stehen und betrachtete uns.

Ich dachte:

„Dieser Mann liebt uns doch. — Er hat uns Gutes gethan. Er hätte uns während der ganzen Belagerung sein Fleisch gegeben. Er liebte unseren kleinen David, er liebkoste ihn auf seinem Schoße. Er liebt auch Esra. Er ist ein braver Mann, ein ehrlicher Mann, und jetzt ist er sehr unglücklich.“

Ich hatte ihn trösten und ihm sagen wollen, daß er ja Freunde habe, daß wir ihn Alle liebten und daß wir gerne Opfer bringen würden, um ihm zu helfen, wenn er seinen Stand wechseln müsse.

Ja, so dachte ich; als ich ihn aber ansah, schien mir sein Jammer so entsetzlich, daß ich kein Wort finden konnte. Zwei- oder dreimal gieng er auf und ab, dann gieng er plötzlich hinaus. Sein Schmerz war zu groß, er konnte ihn nicht klagen.

Endlich, am sechszehnten April wurde Waffenstillstand geschlossen, um die Todten zu begraben. Die Brücke vom französischen Thor wurde herniedergelassen und eine Menge Leute giengen bis zum Abend hinaus, um ein wenig zu gärteln und ein bißchen Grünes mit heimzubringen. Da aber Zeffen noch immer krank war, blieben wir zu Hause.

Des Abends, als man die Brücke wieder aufzog, kamen abermals zwei Officiere aus Metz, die man als Parlamentäre abgesandt. Sie galoppierten durch die Straßen und begaben sich ins Gouvernement-Gebäude. Ich sah sie vorbeireiten. Die Ankunft dieser Officiere hatte überall Hoffnung und Furcht erregt, man war auf Wichtiges gefaßt. Wir hörten die ganze Nacht den Sergeanten in seinem Zimmer aus- und eingehen, sich niederlegen,

wieder aufstehen, auf- und abgehen und verworrene Worte murmeln.

Der Unglückliche fühlte einen schrecklichen Schlag herannahen. Er hatte keinen Augenblick mehr Ruhe. Ich empfand tiefes Mitleid mit ihm, als ich ihm so zuhörte, und seine Seufzer ließen mich nicht schlafen.

Den anderen Tag um zehn Uhr wurde zum Verles geschlagen. Der Gouverneur und die Mitglieder des Vertheidigungsraths begaben sich ins Infanterie-Quartier hinab.

Alle Leute aus der Stadt waren an den Fenstern. Unser Sergeant gieng hinab, und ich folgte ihm nach einigen Minuten. Die Straße wimmelte von Leuten. Ich schlüpfte durch die Menge, Jeder wollte vorwärts und Keiner dem anderen Platz machen.

Als ich vor der Kaserne ankam, bildeten die Compagnien eben den Kreis. Die Fouriere lasen in der Mitte mit lauter Stimme den Tagesbefehl der Armee. Es war die Absetzung des Kaisers, die Entlassung der Rekruten von 1813 und 1814, die Anerkennung Ludwigs XVIII., der Befehl, die weiße Fahne aufzupflanzen und die Cocarde zu wechseln.

Nicht ein Laut erhob sich in den Reihen, es herrschte eine entsetzliche Todtenstille. Mit zusammengepreßten Zähnen und zitterndem Schnurrbart, den wilden Blick gesenkt, präsentierten diese alten Soldaten schweigend das Gewehr. Die Stimmen der Fouriere hielten von Zeit zu Zeit wie erstickt inne. Der Generalstab der Festung stand finster und niedergeschlagen unterm Gewölbe der Kaserne. Die Aufmerksamkeit all dieser Leute: Männer, Weiber und Kinder, die sich um die Straßenecke drängten und horchend mit halboffenem Munde auf den Fußspitzen standen, dies Alles, Fritz, gewährte einen schrecklichen Anblick.

Ich stand auf der Treppe des Küfers Schweyer. Von dort aus hörte ich Alles und verstand jedes Wort. So lang man den Tagesbefehl ablas, rührte sich nichts, aber beim Commando: „Rührt euch!" erhob sich plötzlich von allen Seiten ein entsetzliches Geschrei; Lärm, Verwirrung und Wuth brachen zu gleicher Zeit aus. Man verstand einander nicht mehr. Die Rekruten liefen scharenweise nach den Thoren der Kaserne, die Alten blieben einen Augenblick wie festgewurzelt an ihren Plätzen, dann überkam sie die Wuth: der Eine riß sich die Epauletten ab, der Andere zerschlug sein Gewehr mit beiden Händen auf dem Pflaster, einige Officiere bogen ihre Säbel oder Degen, daß sie in Stücke sprangen.

Der Gouverneur versuchte zu sprechen, er wollte sie die Reihen wieder bilden lassen, aber man hörte nicht mehr auf ihn, die neuen Recruten stürzten schon in die Zimmer der Kaserne, um ihre Bündel zu schnüren und sich auf den Weg zu machen, die Alten aber taumelten rechts und links umher, als wären sie betrunken oder toll.

Ich sah einige dieser alten Soldaten in einer Ecke stehen, den Kopf gegen die Wand gelehnt, und heiße Thränen vergießen.

Alles zerstreute sich. Von der Kaserne bis heraus auf den Platz hörte man lange Schreie, endlose Schreie, die wie Seufzer stiegen und sanken.

Noch ließ sich hin und wieder der dumpfe und verzweifelte Ruf: „Es lebe der Kaiser!" vernehmen, aber nicht ein einziges: „Es lebe der König!"

Ich eilte nach Hause, um Alles zu verkündigen; aber kaum war ich oben, als der Sergeant mit dem Gewehr auf der Schulter auch heraufstieg. Wir hätten gerne unsere Freude über das Ende der Belagerung geäußert, als wir aber den Sergeanten unter der Thüre stehen sahen, überlief es uns eiskalt. Wir betrachteten ihn schweigend.

„Nun," sagte er, und stellte das Gewehr zu Boden, „jetzt ist's aus."

Er schwieg einen Augenblick.

Dann stieß er heraus:

„Das ist der größte Schurkenstreich von der Welt. Die Rekruten sind entlassen. Sie gehen, und Frankreich bleibt an Händen und Füßen gebunden in den Klauen dieser Kaiserliks. O, die Kanaillen, die Kanaillen!"

„Ja, Sergeant," antwortete ich ihm bewegt, „so ist's, man muß sich aber über sein Leid erheben, wir werden jetzt wenigstens den Frieden bekommen. Ihr habt eine Schwester im Jura, zu der werdet Ihr gehen."

„O," rief er, und streckte die Hand aus, „meine arme Schwester!"

Das klang wie ein Schluchzen.

Aber er nahm sich schnell wieder zusammen und stellte sein Gewehr in die Ecke der Thüre. Dann setzte er sich einen Augenblick zu uns an den Tisch und zog den kleinen Safel am Kopf zu sich her und küßte ihn auf die Wangen. Zuletzt wollte er auch noch Esra auf den Arm nehmen. Wir sahen ihm schweigend zu.

Er sagte:

„Ich werde Euch verlassen, Vater Moses, ich werde mein Bündel schnüren — — Tausenddonnerwetter! mir ist's leid, daß ich Euch verlassen muß."

„Und uns auch, Sergeant, uns ist's eben so leid," antwortete Sorle traurig, „aber wenn Ihr bei uns bleiben wolltet" —

„Es ist unmöglich."

„Also bleibt Ihr im Dienst?"

„Im Dienst von wem? Von was?" sagte er, „von Ludwig XVIII., nein, nein, ich kenne nur meinen General."

„Aber es ist mir leid, daß ich fort muß. „Ach, wenn man seine Pflicht gethan hat" —

Und plötzlich stand er auf und rief mit herzzereißender Stimme:

„Es lebe der Kaiser!"

Wir zitterten, ohne zu wissen, warum.

Er streckte die Arme nach mir aus, ich stand auf, wir küßten uns wie Brüder.

„Lebt wohl, Vater Moses, lebt wohl für lange!"

„Ihr geht also sogleich?"

„Ja!"

„Ihr wißt, Sergeant, daß Ihr immer gute Freunde an uns haben werdet. Ihr müßt uns wieder besuchen wenn Ihr etwas brauchet —"

„Ja, ja, ich weiß es wohl, Ihr seid wahre Freunde, brave Leute!"

Er drückte mich fest an sich.

Hierauf nahm er sein Gewehr, wir folgten ihm Alle und wünschten ihm Glück, da drehte er sich mit Thränen in den Augen um, und küßte meine Frau.

„Auch Euch muß ich umarmen," sagte er, „es ist kein Unrecht, nicht wahr, Frau Sorle?"

„O gewiß nicht, Ihr gehört zur Familie, auch will ich Zeffen in Eurem Namen umarmen."

Er entfernte sich schnell und rief mit heiserer Stimme: „Lebt wohl und glücklich!" Ich sah ihn in sein Zimmer gehen.

Fünfundzwanzig Jahre gedient, acht Wunden und kein Brot für seine alten Tage! Bei diesem Gedanken blutete mir das Herz. Nach Verlauf einer Viertelstunde stieg der Sergeant mit seinem Gewehr hinab, und da er Safel auf der Treppe begegnete, sagte er zu ihm:

„Hier, das ist für Deinen Vater."

Es war das Porträt der Frau und Kinder des Landwehrmanns von der Ziegelhütte. Safel brachte es mir sogleich. Ich nahm dies Geschenk des armen Teufels und betrachtete es lange mit großer Traurigkeit, dann schloß ich es in den Schrank zu dem Briefe.

Es war Mittag, und da die Thore nun geöffnet werden, und Nahrungsmittel in Ueberfluß in die Stadt kommen mußten, so setzten wir uns vor ein großes Stück gekochten Ochsenfleisches und eine Schüssel voll Kartoffeln nieder, und machten dazu eine Flasche guten Wein auf.

Wir ließen es uns gerade tüchtig schmecken, als in der Straße Lärm



erscholl. Safel stand auf, um nachzusehen.

„Ein verwundeter Soldat, den man in's Spital trägt," sagte er.

Plötzlich rief er:

„Es ist unser Sergeant!"

Ein schrecklicher Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Sorle wollte aufstehen; ich sagte: „bleib!" und gieng allein hinab.

Vier Marinekanoniere trugen die Tragbahre vorüber, ein Haufe Kinder lief hintendrein.

Auf den ersten Blick erkannte ich den Sergeanten. Sein Gesicht war todtenbleich, und seine Brust mit Blut überströmt. Er rührte sich nicht mehr. Der Unglückliche war von uns auf die Bastei hinter dem Arsenal gegangen, um sich eine Kugel in's Herz zu schießen.

Ich gieng wieder hinauf, aber so niedergeschlagen, traurig und unglücklich, daß ich mich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

Sorle wartete zitternd auf mich.

„Unser armer Sergeant hat sich entleibt," sagte ich, „möge Gott ihm verzeihen."

Als ich mich wieder auf meinen Platz gesetzt, brach ich in Thränen aus.

XXI.

Mit Recht sagt man, daß nie ein Unglück allein kommt, eins zieht das andere mit sich. Der Tod unseres guten Sergeanten war jedoch das letzte.

Diesen selben Tag noch zogen die Feinde ihre Vorposten sechshundert Schritte von der Stadt weit zurück, die weiße Fahne wurde auf der Kirche aufgepflanzt, und die Thore geöffnet.

Jetzt, Fritz, kennst Du unsere Belagerung. Soll ich Dir noch die Ankunft Baruchs, Zeffens Thränen und unser Wehklagen erzählen, als wir diesem vortrefflichen Manne sagen mußten:

„Unser kleiner David ist todt, Du wirst ihn nimmermehr wiedersehen."

Nein, es ist genug. Wenn man an allen Jammer des Krieges denkt, und an jenen, der ihm noch Jahre hindurch folgt, so könnte man gar nimmer aufhören.

Als die Mutter für mich freien gieng.

Eine Skizze von **Jakob Senn.**

Der schweizerische Dichter Jacob Senn erzählt in seiner Lebensbeschreibung: „Ein Kind des Volkes,"*) eine Episode aus seinem Leben, wie — da er noch auf dem Bauerngütel war — seine Stiefmutter ihm eine Frau verschaffen wollte.

Diese Frau — so erzählt Jacob das köstliche Stück — hieß Bäbeli, hatte, ich weiß nicht wie viel Jahre, im Städtchen draußen gedient bei einem alten Herrn bis zu desselben jüngst erfolgten seligem Hinschiede, und war durch Testierung zu einem artigen Vermögen gelangt. Die Mutter hatte in guten Stunden früher schon oft dieses Bäbelis erwähnt, dem sie eine unauslöschliche Erinnerung bewahrte, ohne daß die alte Freundschaft durch Briefwechsel oder persönliche Besuche

*) Herausgegeben von O. Sutermeister bei Jenni in Bern. Siehe Heimgarten XIII., Seite 394.

unterhalten worden wäre. Vom Hinschiede des alten Herrn war die Mutter keineswegs durch Bäbeli selbst, sondern rein zufällig in Kenntnis gesetzt worden. Die Freundin wohnte seit einigen Wochen nicht mehr im Städtchen, sondern anderthalb Stunden näher unserem Grünau, wo sie nichts zu thun, daher nach mütterlicher Ansicht wohl Zeit hatte, zu heiraten. Als ich einmal an einem Abend Gras mähte zur Grünfütterung, kam die Mutter zu mir heraus, half das Gras zusammenrechen und stopfte einen Korb davon voll. Unterdessen meinte sie, da bei uns sei doch ein ewiges „Gestrütte," verglichen mit früher im Orte Frühblumen und werde man trotzdem selten einmal zu rechter Zeit fertig. Dringend noth thäten alleweg mehr Arbeitskräfte, da sie und der Vater allbereits das Alter recht deutlich spürten. Darum habe sie neulich oft gedacht, es wäre gut, wenn ich mich nach einer Frau umsähe und zwar nach einer solchen, wie sie, die Mutter, eine wisse. Dann rückte sie mit Recommandation des Bäbeli heraus und schloß mit der Bemerkung, wenn Bäbeli auch von den Güterarbeiten nichts verstehe und vielleicht nichts darauf halte, so besitze es Mittel, die Arbeit durch andere Hände thun zu lassen und das sei die Hauptsache. Mir erschien der Mutter Rechnung und Urtheil sehr vernünftig, der Vorschlag an und für sich zeitgemäß; das einzige Häkchen an der ganzen Sache bestand bloß darin, daß ich mir vom Alter, Aussehen und von den übrigen Eigenschaften des geschätzten Bäbeli keine anschauliche Vorstellung machen konnte und also nicht wußte, wiefern die Mutter auch in diesen Hinsichten das Richtige getroffen. Mit einigem Herzklopfen, welches von der Besorgnis herrührte, die Antwort dürfte nicht befriedigend ausfallen, fragte ich so verloren hin nach diesen nebensächlichen Merkmalen. Die Mutter berichtete, Bäbeli sei immer schön gewesen, habe so lange sie es gekannt, feuerzündend rothe Backen und eine feste, „breitlächte" Postur gehabt, mit dem linken Auge schiele es wohl ein wenig, aber dem rechten fehle nichts; daß es ein gutes Meitli sei, beweise ihre lebenslange Freundschaft, und was das Alter anbetreffe, so sei Bäbeli jedenfalls ein oder zwei Jahre jünger, als sie, die Mutter. Nun, für zu jung konnte ich Bäbeli jetzt schon nicht mehr halten, ich hätte ihr sogar gerne noch einige weitere Jahre geschenkt; aber auch die übrigen äußerlichen Eigenschaften erinnerten in nichts an die schlanke Gestalt meiner heimlich angebeteten Susanna und der Mutter Freundschaft war mir ein ungeaichter Maßstab für Herzensgüte. Die Mutter sagte ferner, wenn ich es wünsche, so sei sie bereit, am Sonntag für mich zu Bäbeli zu gehen und die Einleitungen zu treffen. Ich merkte, daß sie nur zu gern gieng, und konnte vorläufig nichts dagegen haben, dennoch besorgte ich, der Mutter Mühe dürfte aus irgend einem Grunde eine vergebliche sein. Mich stimmte der fröhliche Anlaß nicht heiter, ja, wenn ich mich tiefer und tiefer in die Folgen einer solchen Verbindung hineindachte, so konnte es mir siedeheiß werden. Was waren meine einundzwanzig Jahre gegen die vierzig und mehr des gutherzigen Bäbelis! Die Sache erschien mir fürchterlich prosaisch und wie ein Hohn auf die schönsten Träume meiner Jugend. Indessen mußte ich es geschehen lassen, daß die Mutter den wichtigen Gang unternahm.

Erst kurz vor Mitternacht kam sie zurück, unendlich befriedigter, als mir lieb war. Sie flüsterte mir heimlich einen Gruß von Bäbeli zu, und da sie den Handel für gelungen hielt, machte sie auch vor dem Bruder kein Geheimnis mehr daraus und erzählte bei Tische, was sie durch ihren Ausflug bezweckt habe. Bäbeli hatte sie gut aufgenommen, ihr den in drei Zimmern mit Noth untergebrachten Vorrath von hausräthlichen Gegenständen

gezeigt, worunter sich ein gemaltes Gestell mit Büchern befand, deren nähere Besichtigung mir sofort Herzenssache wurde; es hatte ihr aber auch vertraut, im Besitze von Capitalien zu sein, deren Zinsen für seinen Unterhalt doppelt hinreichten. Und was dabei für die Mutter sich angenehmst hören ließ, war, daß Bäbeli mit seiner Lage unzufrieden und einer ehelichen Verbindung durchaus nicht abgeneigt war. Ich forschte wieder nach dem körperlichen Aussehen, worauf die Mutter bedeutete, Bäbeli sei immer das gleiche Bäbeli wie vor zwanzig Jahren, Backen habe es so feuerroth, man könnte Schwefel entzünden daran. Der Vater äußerte sich, bestochen durch der Mutter glänzende Schilderungen, beifällig für Gewinnung der Partie, doch mit dem Beisatze, er möchte nicht zugeredet haben, wenn's „ung'freut" ausschlüge. Mein Bruder sah mich schalkhaft lächelnd an. Nur die Mutter war mit sich und der Sache im Reinen, sie brachte allbereits die Räumlichkeiten zur Sprache, welche einer Umänderung oder Ausbesserung bedurften, bevor die schönen Mobilien anständigerweise untergebracht werden könnten; damit war auch das Schlafgemach für das junge Ehepaar schon ausspintisiert, wovor mir das Blut und die Angst schwallweise in den Kopf stiegen. Nach Alledem sagte sie mit gedämpfter, sachfertiger Stimme, Bäbeli erwarte mich ziemlich bestimmt auf den nächsten Sonntag und ich werde es wohl nicht umsonst warten lassen.

Es folgten sehr schwere Arbeiten die Woche hindurch; inmitten dieses herrlichsten unserer Jahre, wie David sang, nahm die Angst vor dem werdenden Verhältnisse gewaltig ab und schlug sogar am Samstag in ein eigentliches Blangern um, zu Bäbeli zu gehen und Gewißheit über Sein und Nichtsein zu erlangen.

Dessenungeachtet geschah am Sonntagmorgen das Ominöse, daß ich mich, was mir sonst an den Sonntagmorgen nie zu begegnen pflegte, verschlief. Deshalb machte mir die Mutter Vorwürfe, ob auch, der Tagsfrage gemäß, ein neckisch Lächeln um ihre Lippen spielte. Ich hatte noch Nachts vor dem Einschlafen gesucht, des Bruders Gutachten über mein oder vielmehr der Mutter Heiratsproject einzuholen, aber der friedliche Bürger schlief und sagte das einemal ja, das andere nein, je nach dem ich ihn anbrummte oder stupfte; zu einer richtigen widerspruchsfreien Meinungsäußerung war der Anspruchslose nicht zu bringen gewesen. Diese übertriebene Bescheidenheit hatte mein etwas gezwungenes Verlangen nach Bäbeli wieder herabgestimmt und darüber war ich planlos eingeschlafen. Item, ich eilte nun doch, zu gehen. Der Bruder stand, als ich ums Haus bog, hinten bei der Stallthüre und erwiderte meinen Gruß mit einem jovialen: „Schaff's gut!" Mir war, als hätte er sagen wollen: „Schafskopf!"

Schlag zwölf Uhr hatte ich Bäbelis Wohnung erreicht, nicht unbemerkt: ein altes Weib sah oben aus einem Fenster und lud mich ein, nur sogleich hinaufzukommen. Ich folgte der Einladung und gelangte zu dem alten Weibe, das mir freundlich vor die Thüre der Wohnstube entgegen kam, und mich sehr zuthunlich in die Stube geleitete.

„Du wirst nun eben der Hans Grünauer sein?" fragte die Alte mit unaussprechlicher Güte, derweile sie mich auf ein grandioses Sopha beim Tische schob. Ich bejahte und fragte, ob ihr vielleicht Bäbeli von mir gesagt habe? „Hm! du liebe Einfalt, das bin ich ja selbst," erwiderte die Alte und bog sich schmatzgend zu mir über den Tisch. Ich prallte entsetzt zurück, meine Haare sträubten sich. Die Alte, von kleinem Wuchse, aber wohl untersetzt, erschien mir ungefähr wie eine ordentlich conservierte Fünfzigerin; die Haupthaare waren stark meliert und hinten in ein dürftiges Vogel-

nestchen geflochten; an der Stelle, wo sie zwei Menschenalter hindurch gescheitelt worden, zog sich ein kahler Streifen hin wie ein Fahrweg durch's Gehölz; das Antlitz hatte eine rundliche Form mit bläulich rothen Hängebacken; das eine der blauen Augen schielte, wie ich bereits wußte; im Munde standen noch drei Zähne, schief, wie die letzten Pfähle einer durch Ueberschwemmung verheerten menschlichen Wohnung; die Lippe zierte ein artiges Schnäuzchen; dann folgte das Anziehendste: ein ziemlich zur Hälfte entblößter sehr altlächter Busen, den die kurze Taille des jungfräulichen Gewandes salopp hervorhob. Ich hatte noch nie Aehnliches gesehen, that aber jetzt einen stillen Seufzer zu Gott, daß er mich fürohin vor solchem Anblicke bewahren wolle. Von den Hüften fiel das Gewand senkrecht auf sehr plumpe Füße, die mit rothen Pantoffeln bedeckt waren. Das war Bäbeli — furchtbare Gewißheit!

Während ich mich bemühte, meine zersprengten Gedanken wieder zu sammeln, deckte Bäbeli den Tisch und trug auf, daß die Platte sich darunter hätte biegen mögen. Bei so Vielerlei war ich noch nie gesessen und von den vielen „Trachten" kannte ich nur ein paar Gerichte. Bäbeli nahm mir gegenüber Platz, drängte mich, zuzugreifen, und meinte, als ich zögerte, ich sei noch gar zu schüchtern, das sei aber einfältig, ich solle doch ja thun, als ob ich daheim wäre; dazu blickte es mit dem einen Auge verliebt mich, mit dem anderen die Wand an. Dann fragte es, wie es der Mutter gehe; ich bestellte einen Gruß von ihr und sie sei schön gesund. Es fragte weiter, ob sie am Sonntag bei guter Zeit heimgekommen sei, was sie erzählt habe. Ich erinnerte mich, daß sie etwas von Büchern gesagt, und bemerkte, daß ich dieselben gern in Augenschein nehmen möchte. Das könne wohl geschehen, sie sollten mir sogar geschenkt sein, wurde erwidert, aber ich werde doch nicht bloß dieser Bücher wegen gekommen sein. Bäbeli trieb mich schonungslos in die Enge und zwar ohne Zweifel auf die verliebteste, aber gewiß nicht auf die lieblichste Weise. Bei jedem Wort neigte sie sich stets breit über den Tisch, daß die Brüste noch tiefer aus ihrer losen Umhüllung traten. Ich getraute mir bald nicht mehr aufzuschauen und antwortete wie ein Schüler, der Ohrfeigen gewärtigt. Bäbeli mußte es müde werden. „Hör', Hans," sagte es, mir ein Glas voll einschenkend und darauf mit mir anstoßend, „weshalb eigentlich hast Du den Weg hierher gemacht?" — „Bah, hat mich halt der Bücher wegen gewundert," entgegnete ich beklommen. — „Wie? Nur der Bücher wegen?" — „Nun, ist auch eine schöne Gegend hier, wäre schon lange gern wieder einmal hierher gekommen," antwortete ich sehr läppisch. — „So, auch der schönen Gegend wegen, und nicht auch ein bißchen wegen mir?" scherzte Bäbeli. — „Ein bißchen schon," bemerkte ich säuerlich, „die Mutter ließ mir gar keine Ruhe, bis ich gieng." — „Das wäre!" rief Bäbeli peinlich erstaunt; „Deine Mutter sagte, Du habest mir recht schön den Willen — ist denn das nicht wahr?" — „Ja, das nimmt mich Wunder — das hab' ich nie gesagt — ich weiß nichts —" redete ich verwirrt und senkte das Gesicht so tief, daß ich mit der Nase fast den Teller berührte. Bäbeli schien noch immer nicht zu wissen, woran es mit mir war; daher ermunterte es mich in traulichem Tone: „Hans, sei doch nur gar nicht schüchtern, sag', bist Du nicht meinetwegen hergekommen? Sieh, ich weiß ja Alles schon." Ich raffte mich auf und erwiderte: „Bin wohl deswegen hergekommen, aber ich wollte ja nur erst einmal sehen — jetzt weiß ich nicht — — möchte mich doch gerne noch besinnen." — „Besinnen!" rief die Alte in einem Tone, der mich aufblicken machte; sie sah sonderbar gereizt und gar nicht reizend

aus. Ich konnte nichts dawider, daß ihr meine Antworten nicht gefielen, und sie war verlegen, wie sie mich weiter drängen sollte. „Iß, Hans," sagte sie in verändertem Tone und legte mir zu, „Du bist in Allem zu schüchtern." Bäbelis Nöthigung kam mir nicht ungelegen, ich vertilgte rasch ein paar Gläser Wein und sah nun weniger continuierlich auf den Tisch. Polen war noch nicht verloren. Bäbeli sagte, ich werde doch seinen Hausrath auch ein wenig besichtigen wollen, und führte mich in ein Hintergaden, wo die Thüre wegen Ueberfüllung des Raumes nur zur Hälfte geöffnet werden konnte.

Es fand sich daselbst ein unbeschreibliches Allerlei von Zimmer- und Küchengeräthschaften, verblichenen Luxusgegenständen, Jagdgeräthen; mir stach vor Allem das Gestell mit den Büchern in die Augen, wovon ein Theil hinter einem Waschzuber emporragte. Bäbeli gestattete, daß ich denselben etwas beiseite rückte. Eine Sammlung schöner Franzbände bestand größtentheils aus Autoren des vorigen Jahrhunderts, geistlichen und weltlichen Inhaltes, viel Verschollenes darunter. Doch das schmälerte mein Vergnügen nur wenig, ich gluchzte und schnappte vor Lust, wenn aus den vielleicht ein halb Jahrhundert hindurch verschlossen gewesenen Blättern der eigenartige Schimmelgeruch in die Nase drang und die Rückseiten der Kupfervignetten in allerliebstem Kaffeebraun vom weißern Blatt abstachen. Ich vergaß buchstäblich Alles, was um mich war, hörte nicht und sah nicht, was Bäbeli mir weiter bemerklich machen wollte, und beachtete erst, als die Stimme seines Mundes mir unmittelbar in's Ohr wehte, daß es weich an meiner Schulter lehnte und mir in's Buch guckte, wie Spiegelchen in's ABC. Endlich mußte denn doch ihr Geduldfaden reißen, sie sagte, solch dauerhafte Andacht sei merkwürdig langweilig für andere Leute, und wenn es mir recht sei, so sei es ihr lieb, wieder ein wenig ab Fleck zu gehen. Darauf führte sie mich in ihr geräumiges Schlafzimmer, das wiederum vollgepfercht war von Möbeln und namentlich von Bettstücken in den verschiedensten Größen, Formen und Farben. Ihr Bett war überaus flott und zierlich aufgerüstet und sie suchte meine Aufmerksamkeit in einer Weise darauf zu lenken, die wohl noch einen anderen Grund als den der Selbstgefälligkeit hatte. Während ich zur Seite stand, lehnte sie sich mit untergelegten Armen über das Fußende der nußbaumenen feingeschweiften Bettstatt und bemühte sich, meiner Unwissenheit einen Begriff vom Werte all der Besitzthümer beizubringen, und theilte Seitenhiebe aus an die jungen Herlein, die rein, sauber nichts als ihre glatte Haut besitzen und damit oft die pfiffigsten Heiratscandidaten bethören. Mir schwebte unterdessen immer meine heimliche erste Liebe, Susanna, vor Augen, die so emsig wie ein Bergfräulein an ihrer Aussteuer wob und strickte, und solche Rührigkeit und Lieblichkeit konnten Bäbelis todte Besitzthümer nie und nimmer aufwiegen. Ich hatte Susanna, auch nachdem ich sie für mich verloren wußte, eine Art Treue gelobt, in dem Sinne, daß ich mich nie an ein Mädchen hängen wolle, von dem ich nicht annehmen dürfte, daß es sich auch neben Susanna sehen lassen, oder daß die Wahl Susannas Beifall haben könnte. Daher beschlich mich an Bäbelis Bett ein quälendes Gefühl der Selbstverachtung, als der ich so schwach gewesen, mich in das Schlafgemach der Alten drängen zu lassen, und es jetzt noch darin aushielt; aber auch gehoben fühlte ich mich in dem Bewußtsein, daß kein Schund äußerlichen Besitzes vermögend sein könne, meine arme Jugend in den Sumpf geist- und gemüthloser Genüsse zu verlocken. Vielleicht daß ein Anflug dieser inneren Befriedigung in meinen Zügen wider-

leuchtete, genug, Bäbeli wandte sich hastig zur Seite und langte aus einer Commode ein Couvert mit Briefschaften, dessen Inhalt es auf der Decke des Bettes auslegte. „Sieh, Hans,“ sagte es, „ich besitze von Allem etwas, das hier sind Capitalbriefe; kannst sie selber ansehen, es sind ein paar recht hübsche dabei, deren es ohne Zweifel in Grünau nicht viele gibt. Ich habe Alles,“ fuhr sie fort, während ich mit Wohlgefallen die schönen, kräftigen Schriftzüge eines der Capitalbriefe betrachtete, „nur Etwas fehlt mir noch, und weil ich nicht so schüchtern bin, wie Du, so sag ich's frei heraus: ein Mann fehlt mir.“ Es überlief mir kalt; Himmel! sie legte ihren Arm um meinen Nacken, sie drehte mein Gesicht gegen das ihrige, ich war in Gefahr, einen Kuß zu erhalten, und diese Gefahr erfrischte meinen Muth zur Abwehr. Aber solche Standhaftigkeit betrübte die Alte, sie zitterte in äußerster Erregung, strengte sich nochmals vergeblich an, ihr Gesicht und das meinige zusammen zu bringen, und fragte flehentlich: „Willst Du nicht?“ Da erwiderte ich mit unbezwinglichem Abscheu ein festes „Nein“ und wand mich eines Ruckes von ihr los.

In diesem Augenblicke veränderte sich die Scene. Die Alte versammelte ihre Capitalbriefe wieder in das Couvert und gab spitzige Worte: mit Knaben sei halt nichts anzufangen, ich sonderheitlich ermangle aller Lebensart, sei blöd und kopflos wie ein junger Hahn, und wenn man mir das Glück auf einem Teller präpariert und tranchiert brächte, so wüßt ich es nicht einmal zu verschlucken. In diesem Tone spitzelte sie und trieb mich in die Stube zurück, wo der Tisch noch gedeckt war. Es erfolgte keine Einladung mehr, mich zu setzen; Bäbeli räumte ab, ich stand verlegen am Fenster und dachte an des Fortunatus Wunschhütlein, dessen ich mich jetzt so gerne zu einem Fluge über die Berge bedient hätte. Nun, dachte ich, gewagt muß es sein, ergriff meinen Hut, näherte mich bei tiefstem gegenseitigem Schweigen der Thüre und sagte, da Bäbeli hantierte, als ob ich gar nicht da wäre: „So, adie Bäbeli, lebet wohl! Ich danke schönstens für's Mittagessen.“ — „Behüt Dich Gott,“ entgegnete sie über die Schultern, „ich lasse die Mutter grüßen.“ — „Danke, will's ausrichten,“ sagte ich. Und fort war ich und wohl war mir, so wohl, so unsäglich wohl! Eine Federkraft bewegte meine Glieder, wie ich sie in schwacher Aehnlichkeit etwa nach einem Bade in der schäumenden Tosa empfunden; aus dem Herzen herauf quollen die Jubel, wie die Krystallblasen aus der Tiefe des Sturzbaches.

Meine verhältnismäßig frühe Zurückkunft machte die Mutter stutzig. „Je was? Du schon wieder da?“ rief sie, legte, mit Kochen beschäftigt, die Kelle auf den Rand der Pfanne und trat mir forschend entgegen. Ich sagte einen Gruß von Bäbeli und es sehe gesund aus. Sie fragte, wie es mir gefalle. Es scheine mir, sagte ich, ein „rechtschaffenes Mensch“ zu sein, aber es sei etwas zu alt für mich. Doch werde ich nicht die Thorheit begangen haben, ohne Weiteres abzubrechen, fragte die Mutter scharf, als könnte sie dadurch Geschehenes wieder ungeschehen machen. Ich bejahte, es sei Alles aus und Bäbeli habe mich bereits so und so gefoppt. „Ouh!“ knirschte die Mutter und warf mir ein gräulichen Blick zu, den ich nicht aushielt. Kummervoll begab ich mich in die Stube, es war Niemand und kein Licht darin. Ohne den engen Rock und den steifen Hut abzulegen, setzte ich mich in eine Ecke, mein freudloses Dasein beklagend.

Das deutsche Nationalgefühl im Lauf der Geschichte.

Bemerkungen von Robert Hamerling.

(Schluß.)

Die Schmach war groß. Aber es ereigneten sich im Laufe der nächsten Zeit doch immer wieder eigenthümliche, bedeutsame Dinge. Eine Reihe von Jahren hindurch hielt die Frage des „meerumschlungenen" Schleswig-Holstein die deutschen Gemüther warm. Bei Oeversee hatte es k. k. österreichischen Soldaten und Officieren erlaubt werden müssen, sich als Deutsche zu fühlen, für die deutsche Sache zu kämpfen, zu bluten und zu siegen. Das schien ihnen nicht übel zu gefallen, und manche dieser Oesterreicher kehrten heim als Schwärmer für ein deutsches Vaterland — wenn auch ohne sie.

Der arme dritte Napoleon! Man vergißt heutzutage gewöhnlich, wenn man von ihm spricht, daß dieser Mann Frankreich auf überwiegend friedlichem Wege zum Gipfel einer Macht und eines Einflusses erhob, den es nicht einmal zur Zeit des ersten Napoleon so unbestritten einnahm, und zu dem es sich vielleicht nie wieder emporschwingt. So groß war das „prestige" dieses dritten Napoleon, daß dabei das deutsche Nationalgefühl hie und da bedenklich in die Brüche gieng, und viele Deutsche in serviler Huldigung vor dem Franzosenkaiser erstarben. Professor Buschmann in Berlin übersandte ihm 1866 das Original-Manuscript von Humboldts „Kosmos," und sagte in der Widmung, der Geist des großen Gelehrten habe ja immer Frankreich angehört. Ein deutscher Poet, der viel in fremder Herren Ländern lebt, ließ damals eine deutsche Hymne an Napoleon drucken, in welcher er ihm die deutsche Kaiserkrone anbot, und ihn aufforderte, von derselben Besitz zu ergreifen. Als ich dem Poeten dies bei gelegentlicher persönlicher Begegnung zum Vorwurf machte, sagte er mir: „Ich habe auch an den König von Preußen eine solche Hymne gerichtet, und auch diesen zur Annahme der deutschen Kaiserkrone aufgefordert: nehme sie nun Derjenige von den Beiden, welcher kann und mag!" —

Es war an und für sich eine böse Zeit, als, hoffentlich zum allerletzten Mal im Verlauf der Geschichte, im Jahre 1866 auf einem Schlachtfelde sich Deutsche gegenüberstanden. Aber über die gekreuzten Schwerter hinweg reichten sich doch die Kämpfer im Geiste, zum Voraus versöhnt, die Bruderhand. Ein kleines Begebnis, wovon dazumal ein Zeitungsblatt berichtete, habe ich nie vergessen können.

Preußische Soldaten escortierten nach der Schlacht von Langensalza hannöver'sche Gefangene. Um sich die Zeit zu kürzen, huben die Preußen unterwegs verschiedene Lieder zu singen an. Zuletzt verfielen sie auch auf das Arndt'sche: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Welcher Deutsche kannte damals das Lied nicht, wußte es nicht zu singen? Den Hannoveranern wird es langweilig, immer bloß zuzuhören — allmählich stimmt der Eine und der Andere in den Gesang mit ein, und zuletzt schallt es einmüthig im Chorus der Sieger und der Besiegten, der Führer und der Gefangenen: „Sein Vaterland muß größer sein — das ganze

Deutschland soll es sein — das ganze Deutschland soll es sein!" —

Daß des Deutschen Vaterland das ganze Deutschland sein müsse, darüber waren die Deutschen in jenen Zeitläuften so ziemlich einig. Nur über den Begriff des „ganzen Deutschland" waren sie es nicht. Der deutsche Patriotismus hatte sich damals in den „großdeutschen" und den „kleindeutschen" gespalten. Der kleindeutsche strebte ein praktisch-mögliches, reindeutsches Deutschland an, ein Deutschland mit Ausschluß des bisher zum deutschen Bunde gehörigen Oesterreich. Der großdeutsche träumte von einem Deutschland, das auch Oesterreich mit allem Zugehör und sonst noch so viel als möglich umfaßte, und stellte es sich wunderwie nett vor, wenn im deutschen Parlament neben den Polen auch noch eine tüchtige Menge von Magyaren, Kroaten, Czechen, Kleinrussen, Slovenen und Slovaken säßen. Die Träume der Großdeutschen giengen vorderhand nicht in Erfüllung, und es gibt in Oesterreich Leute, die dem bösen Bismarck Jahrzehnte lang grollten, zum Theil vielleicht noch grollen, daß er Oesterreich aus dem deutschen Bunde „hinausgeworfen!"

Ach, dieser gute alte „deutsche Bund" — wenn ich nur wüßte, wen oder was der eigentlich vereinigt hat! Zu Frankfurt saßen die deutschen Bundesdiplomaten, nicht bloß um die deutsche Freiheit geknebelt zu halten, sondern auch um dem Zustandekommen einer wirklichen deutschen Einheit vorzubeugen. Der deutsche Bundessaal zu Frankfurt war nichts als die große allgemeine Polizeiwachstube für Deutschland. Und diesem deutschen Bund konnte ein wirklich deutschgesinnter Mann eine Thräne nachweinen?

Den „deutschen Patrioten" in Oesterreich, welchen der Einschluß Oesterreichs in einen deutschen Staatenverband aus dem Grunde erwünscht gewesen wäre, weil sie sich hierdurch den österreichischen Einheitsstaat am besten zusammengehalten und garantiert dachten, muß man zugestehen, daß sie wenigstens — gute Oesterreicher waren.

Auch heute denken manche Deutsche in Oesterreich an irgend welche Art von festem Bündnis mit Deutschland, durch welches uns der Zusammenhalt unseres Einheitsstaates gesichert und die föderalistischen Bestrebungen niedergehalten würden, so daß wir Deutschösterreicher uns dann um nichts weiter zu kümmern brauchten und die Hände in den Schoß legen könnten. Aber ich fürchte, daß Die, die Solches hoffen, sich noch lange werden gedulden müssen — so lange wenigstens, als dem Deutschen Reich die russische Freundschaft eine mindestens ebenso wichtige Sache bleibt, als die österreichische. Denn es ist, wie schon jene Germanen in Alexanders Lager 2000 Jahre vor Bismarck sagten: „Der Deutsche fürchtet Niemand in der Welt — aber auf gute Freundschaften hält er viel!" —

Beim mäßigen und langsamen Feuer der schleswig-holsteinischen Frage hatte die zur Oberherrschaft berufene deutsche Macht vorsichtig ihre Kastanien gebraten, aber im Ganzen so wenig militärische Energie entwickelt, ihr Licht dem kleinen Dänen gegenüber — mit bewußter oder unbewußter Schlauheit — so sehr unter den Scheffel gestellt, daß es begreiflich wird, wie man noch 1866 in Wien glauben konnte, die Preußen „mit nassen Lappen" aus Böhmen hinausjagen zu können, und selbst ihren Sieg nur der „affenartigen Geschwindigkeit" zuschrieb. Erst dem sicher gemachten Franzosen gegenüber demaskierte Preußen an der Spitze der deutschen Heere plötzlich die ganze Batterie seiner erstaunlichen militärischen Kraft. Schlachtensiege wurden errungen, die fast ohne Beispiel sind, Armeen der „Unbesiegbaren" zu Hunderttausenden mit sammt ihrem Kaiser im offenen Felde

gefangen. Das bescheidene preußische Zündnadelgewehr siegte im siegreichsten aller Vertheidigungskriege über die satanischen Mitrailleusen, die Hunderte in jedem Nu vor sich hinwerfen sollten, und über die bestialischen Turkos, welche die französische „Civilisation" gegen uns „Barbaren" ins Feld führte.

Möge neben den glänzenden öffentlichen Proben, welche der deutsche Patriotismus damals ablegte, auch jener bescheidenen und privaten ihr gebührendes Ehrenkränzlein nicht fehlen, welche ein Kaufmann in Greifswald gab, indem er bei der Kunde von Napoleons Gefangennehmung in der ersten Freude schwur: „Wenn das sich bestätigt, so stelle ich mich auf den Kopf, und rauche zehn Jahre lang nicht!" — Die Kunde bestätigte sich und der Kaufmann hielt Wort. Er stellte sich auf den Kopf — keine Kleinigkeit für ihn, denn er war ein starkbeleibter Mann — und — auch das will etwas sagen für einen passionierten Raucher — er rauchte zehn Jahre lang nicht.

Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite. Auf dieser Kehrseite liegt unter Anderm die Thumelikus-Rolle der dem deutschen Vaterlande brüderlich zurückeroberten Elsässer und Lothringer, die schon Manchen erinnert hat an eine vor vielen Jahren geschriebene Canzonenstrophe:

„Und nur dein Volk allein wird Söhne zählen,
Die, wenn es tausend Ruhmesleuchten krönen,
Sich seiner schämen noch, statt aufzuglühen
In Stolz und Liebe, die's verläugnen, höhnen,

— — — — — — — — — — — —

Geschlechter, die den Unterdrücker lieben,
Die glücklich, auch vom Bruderstamm geschieden,
Sich fühlen, und der matten Seele Frieden
Mit keiner Sehnsucht leisem Hauche trüben,
Und die, will Söhne sie die Mutter nennen,
Ihr blöd ins Auge schau'n und sie nicht kennen!" —

(„Germanenzug.")

Eines aber sollte man in Deutschland bei der Beurtheilung und Verurtheilung der Thumelikusse des Elsaß nicht vergessen: Für das Nationalgefühl eines Menschen ist und bleibt seine **Muttersprache** entscheidend. Erst wenn der Elsässer der Städte wieder deutsch spricht, deutsch als Kind und **nur** deutsch auf dem Schoße der Mutter gestammelt hat, wird er auch wieder deutsch **denken** und **fühlen**.

Ein anderes Feld der Kehrseite bilden die deutschen Socialdemokraten vom Schlage desjenigen, der vor einiger Zeit in einer Leipziger Volksversammlung sich das Wort entschlüpfen ließ, zu verwundern sei es doch wohl nicht, wenn die Franzosen uns haßten, nachdem wir ihnen Elsaß und Lothringen **geraubt**!" — „**Geraubt**!"—

Die Elsässer werden deutsch fühlen, sobald sie wieder deutsch sprechen — die Leute vom Schlage dieses Redners werden es **niemals**! —

Nicht, wie Manche zu hoffen schienen, durch Leierklang und Liederschall, gleich Thebens Mauern, wurde der Bau des neuen Deutschen Reichs gefügt, sondern, wie man von Berlin aus es vorhergesagt, durch **Blut und Eisen**! Zu Versailles, unter den Augen der Nation, welche Deutschland unter den Rädern seines Triumphwagens hatte zertrümmern wollen, entrollte es sein Banner, das neue Deutsche Reich! Köstlich schildert das veröffentlichte Tagebuchfragment des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm die inneren und sozusagen häuslichen Verhältnisse des deutschen Kriegsfeldlagers, in welchem das große Werk sich vorbereitete und vollzog; die hastende Ungeduld des Kronprinzen selber, eines edlen und guten, aber bei aller anscheinenden Sanftheit zuweilen etwas grillenhaften Herrn, die staatsmännisch besonnene Umsicht Bismarcks und die naive Ergebung des alten Wilhelm in den göttlichen Rathschluß. Wie reinmenschlich anmuthend wirkt

ein solcher Blick hinter die Coulissen des Welttheaters — wie erfrischend ein solcher Lufthauch von Naturwahrheit, der für einen Augenblick den Nebeldunst des conventionellen Fabel- und Phrasengewebes zerreißt, das man Geschichte nennt!

Von der „hastenden Ungeduld“ und dem thatkräftig voranstrebenden deutschen Patriotismus des Kronprinzen entnahmen wir in weiteren Kreisen die ersten Belege aus diesem Tagebuch. Bis dahin hatte man ihn in dieser Beziehung eher für die zügelnde und dämpfende, als treibende Kraft des deutschen Kriegfeldlagers von 1871 gehalten. Insonderheit waren die Franzosen überzeugt, Kronprinz Friedrich Wilhelm sei ihr heimlicher Freund, Vertreter ihrer Interessen gewesen, und werde, als deutscher Kaiser zur Regierung gelangt, nichts Eiligeres zu thun haben, als ihnen Elsaß und Lothringen mit vielen Entschuldigungen und schönen Empfehlungen zurückzustellen. Es war Zeit, auch für uns Deutsche, daß dieser Punkt aufgeklärt wurde, und so kam wenigstens dieses Bruchstück des Tagebuchs keineswegs zu früh, auch sonst unbefangen willkommen geheißen von Allen, welche nicht der Meinung sind, daß jedes Tröpflein Wahrheit Gift sei, bei welchem Dies oder Jenes sofort in die Brüche oder zu Grunde gehen müsse. —

Eine Kleinigkeit will mir — nebenbei gesagt — nicht so ganz an dem neuen Deutschen Reiche von 1871 gefallen. Ich meine die Einrichtung, daß die neuen deutschen Kaiser sich nur als Preußenkönige zählen und beziffern, was besagen will, daß immer der jeweilige Preußenkönig nur so nebenbei auch Kaiser der Deutschen ist. Aus Rücksicht auf das preußische Dynastengefühl der Hohenzollern zählen die neuen deutschen Kaiser für sich nicht, sondern führen die Namensziffer des Preußenkönigs, gleichviel, ob es einen deutschen Kaiser dieses Namens mit derselben Namensziffer schon gegeben oder nicht! So zählt die deutsche Kaiserreihe schon jetzt zwei dritte Friedriche, was Umständlichkeiten bei ihrer Nennung verursacht, und fatal ist, und mit noch ein ganz klein wenig „deutschem Patriotismus“ mehr von Seite der maßgebenden Kreise hätte vermieden werden können.

Vielleicht hat man auch nicht ganz wohl gethan, für das neue deutsche Reichsbanner das volksthümliche Schwarz-roth-gold zu verschmähen. Freilich, es wäre gegen alle correcte Heraldik und „unhistorisch“ im höchsten Grade gewesen, besagte Farben zu wählen. Wie hätten königlich preußische und andere fürstliche Truppen unter diesem „Burschenbanner“ fechten sollen? Denn in der That war Schwarz-roth-gold Anfangs nur das Banner der deutschen Burschenschaften, welche diese Farben von der Tracht des Lützow'schen Freicorps entlehnten: von den schwarzen Röcken, rothen Aufschlägen und gelben Knöpfen dieser Helden des Befreiungskrieges. Erst bei der berühmten Hambacher Volksversammlung vom 27. Mai 1832 wurde das schwarz-roth-goldne Banner zum Nationalbanner des deutschen Volkes erklärt und als solches aufgepflanzt. Ebendiese Aufpflanzung desselben bei revolutionärer Gelegenheit konnte es nur anrüchig machen in Regierungskreisen für alle Folgezeit. Wie aber der Deutsche nun einmal ist, hält er oft mehr auf das Symbol als auf die Sache selbst, und es ist möglich, daß ihm früher oder später das Deutsche Reich nicht gefällt, weil es nicht schwarz-roth-golden ist, und daß er durchaus ein schwarz-roth-goldnes haben will! —

Ich unterlasse es, den Gestaltungen des deutschen Patriotismus nachzugehen auch im gegenwärtigen Nationalitätenstreit der Deutschösterreicher mit den Slaven, weil mir dies den Vorwurf zuziehen würde, daß ich die

Tagespolitik in die friedlichen Spalten des „Heimgarten“ zerre. Seltsames und Widerspruchsvolles tritt — so viel wenigstens sei angedeutet — auch hier, wie bei allen Wendungen und Krisen geschichtlichen deutschen Lebens zu Tage. —

Ueberblickt der geneigte Leser das bisher Vorgebrachte, und erneuert mit mir die Frage: „Besitzt der Deutsche ein echtes, natürliches Nationalgefühl?“ so gelangen wir zu dem wunderlichen Ergebnis: Der Deutsche hat ein Nationalgefühl und keines, wie er z. B. auch eine Rechtschreibung hat und keine, wie er eine Prosodie und Metrik hat und keine, und wie er, möchte ich fast sagen, eine Sprache hat und keine — denn es gibt viele Deutsche, welche behaupten, mit ihrer Sprache langten sie nicht aus, sie müßten sich den Wortschatz der übrigen Sprachen zugeben lassen, um die überfeinen „Nuancen“ ihrer feinen Gedanken auszudrücken . . .

Gute und schlechte Patrioten zählt jede Nation. Ich weiß nicht, ob die guten deutschen Patrioten noch besser sind, als die guten Patrioten anderer Nationen; ich weiß nur, daß die schlechten deutschen Patrioten noch ein wenig schlechter sind, als die irgend welcher andern Nation. Fälle von nationaler Gesinnungs- und Taktlosigkeit, wie der Ausdruck jenes Socialdemokraten in öffentlicher Rede zu Leipzig, sind nicht überall möglich.

Musterexemplare von schlechter nationaler Gesinnung findet, oder fand man wenigstens zur Zeit, als das fahrende Künstlerthum in seiner schönsten Blüte stand, unter den wandernden Virtuosen deutscher Herkunft. Zu Triest kam ich als Musikberichterstatter der „Triester Zeitung“ mit Vielen dieser Art in Berührung und könnte interessante Beiträge zur vergleichenden Naturgeschichte derselben liefern. Eine wandernde Concertsängerin z. B. lernt' ich kennen, die, weil sie als Tochter eines deutschen Officiers in Budweis geboren war, sich eine Slavin nannte und als solche von czechischen Studenten in Prag sich mit einem Fackelzuge beehren ließ. Im deutschen „Schillerverein“ zu Triest sang sie Meyerbeer'sche Opernarien italienisch. Mit einer Anzahl ungarischer Geiger und Geigerinnen kam ich in Berührung, durchgehends jüdischer Abkunft, in deutsch-ungarischen Städten geboren. Sie verstanden kein Wort ungarisch und kamen in die größte Verlegenheit, wenn sie die Titel ungarischer Melodien, die sie auf der Geige spielten, für ihre Concertprogramme orthographisch zu Papier bringen sollten; nichtsdestoweniger geberdeten sie sich als Ur- und Erzmagyaren und giengen nur in verschnürtem ungarischem Nationalcostüm auf die Straße. Der Claviervirtuose Alfred Jaell, zu Triest geboren, und, wie sein Name bezeugt, keineswegs von italienischer Herkunft, auch immer in Deutschland lebend, wurde einmal bei einem ihm zu Ehren gegebenen kleinen Feste im „Schillerverein“ zu Triest durch einen Toast als „deutscher Künstler“ gefeiert, wogegen er sofort Verwahrung einlegte, und erklärte, er sei geborner Triester, folglich Italiener. Eine deutsche Harfenvirtuosin, die ich kannte, entschuldigte sich in Paris, für welche Stadt sie schwärmte, daß sie eine Deutsche sei, mit den bedauernden Worten: „Sein Vaterland könne man sich leider nicht wählen.“ Sie wußte nicht, daß sie gerade als Tonkünstlerin sich ihres Vaterlandes nicht zu schämen brauchte, und daß sie, als geborne Salzburgerin, mit doppeltem Stolz sich die Landsmännin Mozarts nennen konnte! — Auch heute noch findet sich mitunter eine junge Sängerin, die in der Kunstwelt besser fortzukommen glaubt, wenn sie ihren ehrlichen deutschen Namen mit einem französischen oder italienischen vertauscht, während es z. B. den fran-

sischen Sängerinnen der großen Oper in Paris oder Schauspielerinnen der ersten Theater Frankreichs nicht im Traume einfällt, ihre zufällig deutschen Namen in französische zu verwandeln. Selbst die italienische Opernbühnenwelt verträgt und respectiert mit Vergnügen eine gute Anzahl deutscher Namen in ihrer Mitte. Madame Strauß und Madame Schneider bleiben in Paris und Neapel Madame Strauß und Madame Schneider. Wenn aber eine junge steirische Nachtigall ihren ersten Flug von Graz ans Prager Theater wagt, so nennt sie sich vorher Frl. Chassepot oder Frl. Pétarde oder dergleichen.

Im Anschlusse an die Frage, von welcher ich ausgieng, wäre es vielleicht eine lohnende Aufgabe, die weitere Frage zu erörtern: „Wer ist denn nun ein echter Patriot, und wie soll insbesondere der deutsche Patriot beschaffen sein?“

Die Beantwortung dieser Frage würde hier zu weit führen. Bemerken will ich nur, daß ich einen wüthenden Haß gegen andere Völker nicht gerade als das erste oder einzige Erfordernis eines guten Patrioten betrachte. Im Gegentheil, ich behaupte: wer den Gegner, den er bekämpft, durchaus und unter allen Umständen gründlichst hassen und verachten zu müssen glaubt, der ist ein Tropf. Es ist nicht wahr, daß Jeder, der nicht wüthend haßt, sich übertölpeln lassen, und Menschenachtung immer gepaart sein muß mit Dummheit. Armeen können einander mit der größten wechselseitigen Hochachtung über den Haufen schießen, und die Treffsicherheit des Jägers, mit welcher er den Hasen im Walde niederbrennt, hängt durchaus nicht von der Lebhaftigkeit ab, mit welchen er denselben haßt.

Wie ich selbst mir den echten deutschen Patriotismus vorstelle, darüber habe ich mich in gebundener Rede mehrfach ausgesprochen.

Ob ich mich wohl selbst einen deutschen Patrioten nennen darf?

Auch ich bin vielleicht ein Patriot — und keiner. Mein Patriotismus geht nämlich nur bis zu einer gewissen Grenze. Lügen z. B. könnte ich aus Patriotismus nicht. Nicht einmal schlechte Verse machen könnte ich aus Patriotismus, wie Paul Heyse es verlangt, der einmal sagte, wir müßten doch wohl den Trochäus im deutschen Hexameter dulden, da sonst das Wort „Vaterland“ nicht in den Vers gehen würde.

Nicht selten hat man Gelegenheit zu hören, wie der Deutsche sich selber den patriotischen Vorwurf macht, daß er das Gute fremder Nationen allzu bereitwillig anerkenne. Wie verhält es sich mit diesem patriotischen Selbstvorwurf? Die Wahrheit ist, daß der Deutsche infolge seiner allseitig regsamen geistigen Natur sich um ausländische Literatur, Kunst, Geschichte u. s. w. bisher eifriger als andere Nationen zu kümmern pflegte, Fremdes sich verständnisvoll anzueignen und zunutze zu machen wußte. Aber in eben diesem Bewunderer findet das Ausland gelegentlich auch wieder seinen schärfsten Kritiker, Richter, Spötter und Satiriker. Der reisende Engländer ist eine stehende komische Figur unserer Witzblätter und unserer Lustspiele; Waiblinger machte ihn zum Gegenstande eines komischen Romans. Heine überschüttete den Britten an unzähligen Stellen mit beißendem Spotte. Wenig besser ergeht es bei uns dem Franzosen, dem wir gerne so viel Böses als möglich nachsagen. Man muß anerkennen, daß Franzosen und Engländer sich über Spöttereien des Auslandes schweigend hinwegzusetzen pflegen. Im Lexikon des Franzosen findet das Wort „Franzosenhaß,“ in dem des Britten das Wort „Brittenhaß“ keine Stelle. Der Engländer übersetzt Heine und verliert dabei kein Wort über die Schmähungen, die

derselbe, seinen geliebten Franzosen zu gefallen, über Albion ausgießt.

Sieht man von einigen Stellen im Shakespeare und einigen anderen älteren Dichtern Englands ab, welche den Deutschen als immer durstigen Zecher kennzeichnen, so findet man eben nicht, daß der Deutsche in der französischen und englischen Literatur irgend eine karrikierte, verächtliche Rolle spielt. Es ist die Rolle der gemüthvollen Biedermänner und Menschenfreunde, welche man ihm mit Vorliebe zutheilt; so in Boz-Dickens' „Nickelby," in den Romanen Balzacs, vor allen im „Cousin Pons." Ueber Ausnahmen von der Regel und vereinzelte Angriffe setzt der Deutsche sich nicht mit dem Stolze des Franzosen oder Engländers hinweg. Namentlich seine berühmten Männer läßt er von Fremden nicht lästern; das besorgt er selbst. In deutschen Blättern durfte z. B. Richard Wagner zeitlebens verhöhnt und mit Koth beworfen werden; wenn aber ein Ausländer einmal ein Wort gegen ihn verlauten ließ, so brandmarkten wir Solches mit großem Lärm als „Deutschenhaß." Ein berühmter gelehrter Professor zu Berlin durfte Goethes „Faust" in einem öffentlichen Vortrage schnöde heruntermachen; gefällt aber einmal irgend einem Ausländer etwas an den Werken nicht, so ist's „Deutschenhaß," wüthender „Deutschenhaß!"

Der Franzose führt deutsche Lustspiele nicht auf, schimpft aber auch nicht darüber; der Deutsche ereifert sich gegen die „sittenlosen" französischen Schauspiele und Romane, führt aber jene fleißig auf und liest diese mit Genuß.

Dem Germanenvolke ist gleich bei seinem ersten Hervortreten in der Weltgeschichte die Ehre einer auszeichnenden Würdigung seiner Eigenschaften widerfahren. Der Römer Tacitus hat sich durch den Umstand, daß die Germanen sich gegen die Römerherrschaft auflehnten und den Varus mit seinen Legionen vernichteten, nicht abhalten lassen, ihnen ein Ehrendenkmal in seiner „Germania," dieser ältesten Urkunde deutschen Ruhmes, zu stiften. Auch von der spät hervorgetretenen classischen Literatur der Deutschen kann man nicht sagen, daß sie nicht von Anbeginn die Beachtung des Auslandes gefunden. Goethe, Schiller, Klopstock, Lessing, Wieland, Jean Paul und Andere wurden schon bei Lebzeiten im Auslande übersetzt und gewürdigt. Eine französische Schriftstellerin ersten Ranges, die Staël, schrieb über deutsche Literatur ein berühmtes Buch, das für unsere Geltung kaum weniger bedeutsam wurde als die „Germania" des Tacitus. Die größten englischen Denker und Prosaschriftsteller des Jahrhunderts, Carlyle in England und Emerson in Amerika, wirkten ihr ganzes Leben hindurch, und mit Erfolg, als Bahnbrecher für den welterobernden Einfluß nicht bloß einzelner deutscher Geisteshelden, vor allen Goethes, sondern des deutschen Geistes im Allgemeinen. Die deutsche Instrumentalmusik galt der gebildeten Welt von Anbeginn unbestritten als ein Höchstes seiner Art; und wenn die italienische Oper der deutschen im Auslande den Rang ablief, so dürfen wir Deutsche uns darüber nicht wundern noch beklagen, denn unsere eigene Opernbühne lebte bis in die neuere Zeit herein von den Italienern, schon deshalb, weil das halbe Dutzend unserer classischen deutschen Opern dem Bedürfnisse nicht genügte. Daß gegenwärtig Wagner selbst bei den Italienern Triumphe feiert, will viel sagen, und daß in Frankreich, unmittelbar nach der schweren Niederlage, die wir ihnen beigebracht, und bei noch lebendigem Revanchegelüst sich doch eine große, begeisterte, kampfesmuthige Wagnerpartei bilden konnte, ist mehr, als wir erwarten durften, mehr vielleicht, als wir selbst unter solchen Umständen an nationaler Selbstverleugnung geleistet hätten.

In der Poesie hat Deutschland seit Goethes Tod wohl manches Schöne, nicht viel aber von Solchem geboten, was das Ausland so sympathisch und verständlich wie die Deutschen selbst hätte anmuthen können. Man denke an Scheffel, Wolff u. s. f. Aber unsere deutschen Romane werden in die europäischen Sprachen übersetzt und von Dichtern in gebundener Rede blieben neben Heine, der nun einmal das bevorzugte literarische Schoßkind aller auswärtigen Nationen ist, auch andere deutsche Lyriker und Epiker nicht unbeachtet, wie z. B. die vier italienischen Uebersetzungen des „Ahasver in Rom" beweisen. Die Italiener machen gegenwärtig sogar krampfhafte Anstrengungen, statt der französischen Lustspieldichter die deutschen (Lindau, Moser u. s. w.) bei sich einzubürgern.

Man erinnert sich des aufrichtig sympathischen, warmen, ja schwärmerischen Empfangs, den der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm in Spanien und Italien, der deutsche Kaiser Wilhelm II. neuestens beim italienischen Volke gefunden.

Mit Unrecht würde man diese Bezeigungen guten Willens nur auf Rechnung der großen politischen Erfolge Deutschlands setzen. Diese würden vielmehr bloß Neid, Mißgunst, Eifersucht und geheime Anfeindung hervorgerufen haben, wäre nicht schon ein ursprünglicher Fond von Achtung und Sympathie für den geistigen und moralischen Charakter des deutschen Volkes vorhanden gewesen. Ich spreche von Vergangenheit und Gegenwart; für die Zukunft übernehme ich keine Bürgschaft.

Man muß nicht bloß im Auslande gelebt haben, nicht bloß mit der ausländischen Literatur vertraut sein, sondern auch Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit genug besitzen, um über die Sympathien und Antipathien der Völker nicht nach einzelnen Vorkommnissen und aufgeschnappten zweifelhaften Notizen, sondern im Großen und Ganzen sich ein Urtheil zu bilden. Antipathien gegen die Deutschen bestehen bis zu einem gewissen Grade einzig dort, wo im Augenblick politische Gründe dafür vorhanden sind, bei Leuten, welche glauben, daß sie eine politisch-nationale Rechnung mit uns ins Reine zu bringen haben. Will man wissen, wie ein wirklicher, eingewurzelter, bleibender Widerstreit im Völkerleben aussieht, so fasse man beispielsweise den vielhundertjährigen, zwischen Franzosen und Engländern bestehenden ins Auge, oder den zwischen Engländern und Amerikanern, oder den zwischen Franzosen und Italienern. Wie uralt und nachhaltig der letztere, trotz aller manchmal aufs Tapet gebrachten Redensarten von der Brüderschaft der lateinischen Rassen, scheinen in Denschland Wenige zu wissen. Welch ein bitterer Franzosenfeind war z. B. Alfieri, der einen „Misogallo" schrieb! Ein Jahrzehnt lang hatte ich Gelegenheit, gelegentliche gehässige Anspielungen auf der italienischen Bühne, welche die Franzosen trafen, mit solchen, welche auf die Deutschen gemünzt waren, zu vergleichen. Diese hatten immer nur eine politische Spitze, jene giengen dem Wesen und Charakter des Gegners zu Leibe. Im deutsch-französischen Kriege wurde König Victor Emanuel von Italien schweren Undanks von Seite der Franzosen bezichtigt, weil er den Befreiern und Wohlthätern Italiens kein Hilfsheer sandte. „Er hätte es gewiß und gerne gethan," sagen die Deutschen, „aber die ersten deutschen Siege schreckten ihn davon ab!" — Also ist die Zeit, einem Freunde Hilfe zu bringen, nicht dann gekommen, wenn er in Bedrängnis ist und sich nicht allein zu helfen weiß, sondern erst dann, wenn sich herausstellt, daß er der Stärkere ist und Hilfe — nicht nöthig hat? — Eine italienische Hilfsarmee hätte den Deutschen in Frankreich unter allen Umständen schwere Verlegenheiten bereiten können, und wenn man sagt,

die Neutralität der Italiener, Engländer, Russen, sei eine Folge der deutschen Siege gewesen, so kann man ebensowohl sagen, die deutschen Siege seien durch die Neutralität der Völker möglich geworden.

Wer einen Begriff vom historisch fortvererbten Gemüthszwiespalt zwischen Franzosen und Engländern gewinnen will, der durchblätiere zunächst Shakespeares Königsdramen, welche die Erbfehden der beiden Völker behandeln; er merke auf die Charakteristik französischen Wesens, in welcher der Dichter sich gefällt. Bekannt ist, was er aus der Jungfrau von Orleans gemacht. Welches Feldgeschrei würde Deutschland erheben, wenn ein angloamerikanischer Schriftsteller vom Range Emersons sich erdreistete, zu behaupten, Deutschland habe nie einen Poeten hervorgebracht? Nun, bezüglich Frankreichs erlaubt sich der große Amerikaner diese Bemerkung. „France, where poet never grew!"

Selbst die stammverwandten Engländer und Angloamerikaner befehden, bekritteln und bespötteln einander seit Washingtons Zeiten unablässig. Die Schilderung des amerikanischen Lebens, welche Dickens im „Cuzzlewit" gegeben, ist wohl die bitterste Satire, welche jemals eine Nation gegen eine andere schleuderte. Emerson hat in seinen „English traits" dem Charakter des britischen Inselvolks eine classische und unparteiische Schilderung angedeihen lassen. Aber er ist doch Amerikaner genug, um schließlich in einer von ihm in England selbst gehaltenen öffentlichen Rede den Engländern wenn auch ein bißchen verblümt, doch unzweideutig ins Gesicht zu sagen: „Ihr habt Großes geleistet, aber es kommt die Zeit, wo es zu Ende geht mit eurer Herrlichkeit — und die natürlichen Erben dieser Herrlichkeit sind eure Stammesbrüder jenseits des Oceans!" —

Solche Verhältnisse und Thatsachen im Völkerleben berücksichtige und erwäge der Deutsche, wenn es sich um die Maßbestimmung der Sympathien und Antipathien handelt, welche ihm innerhalb des Reigens der Völker begegnen. Von diesem Standpunkte aus die Dinge betrachtend, wird er von dem Wahne zurückkommen, daß er der hier und dort und überall „mit Vorliebe gehaßte" und verachtete Mann sei.

Für übertrieben halte ich die Befürchtung, daß, wenn man in solcher Weise die bei uns verbreiteten Vorstellungen vom „Deutschenhaß" auf ihr richtiges Maß zurückführt, der Deutsche hernach seinerseits als Patriot seine Gegner nicht genug hassen und in nationalen Parteikämpfen erlahmen werde.

Aus jenen fünfzehn Pfunden.

Gedichte eines Bauernburschen, mitgetheilt von P. K. Rosegger.

In meiner Lebensgeschichte ist erzählt worden von fünfzehn Pfunden Papier, die ich in der Jugendzeit beschrieben und dann durch einen Bauer mit dem Buckelkorb nach Graz an den Redacteur Herrn Dr. Svoboda geschickt hätte.

Mehrmals ist schon der Zweifel aufgetaucht, ob es wohl mit der Gewichtsangabe dieser Schriften seine Richtigkeit habe. Ohne nun auf die alten Sachen ein besonderes Gewicht legen zu wollen, halte ich die Angaben aufrecht. Ich habe die Papiere

sorgfältig gebunden in einen festen Schrank gesperrt, um deren etwaige Fluchtversuche in die Buchdruckereien zu verhüten. Wer sich aber von ihrem Dasein überzeugen will, der kann sie sehen. — Von verschiedenen Seiten ist die Frage aufgeworfen worden, ob die Welt denn nicht wissen dürfe, was der damalige Bauernknabe und nachherige Schneiderjunge zusammengeschrieben habe? Ob der Herr Autor, der sonst so bereitwillig aus jener Zeit zu erzählen pflege, denn besondere Ursachen habe, über die Kinder seiner jungen Muse zu schweigen? Erst vor Kurzem kam aus Düsseldorf eine ziemlich eindringliche Aufforderung, wenigstens einige Proben aus jener Aera mitzutheilen, weil es den Freunden eines Dichters doch immerhin erwünscht sein müsse, näheren Einblick in seinen Entwickelungsgang nehmen zu können. Nun, man soll sein Pfund, selbst wenn es fünfzehnfach wäre, nicht vergraben, und also will ich auf Verlangen den jungen Bauerndichter gerne protegieren.

Meine schriftstellerischen Producte aus jener Zeit (1854—1868) sind im Allgemeinen ganz unbedeutend, nur für mich persönlich und für meine Familie von einigem Werte. Beziehungsweise am fertigsten sind die Gedichte, deren sich in jenen Papieren an 400 vorfinden und von denen ich hier eine kleine Auswahl auftische. Auch an dieser Auswahl habe ich stellenweise Stift und Feile angelegt, um sie überhaupt halbwegs druckfähig zu machen. Hingegen ist bei denselben Stoff und Gedankengang im Ganzen unverändert geblieben, oder klarer zum Ausdruck gebracht. Bei vielen der vorstehenden Gedichte vermag ich die Zeit und Gelegenheit ihres Entstehens nicht mehr festzustellen. Die meisten stammen aus den Jahren 1860—1864, mehrere aus meiner Studienzeit 1865—1869. Jene der ersten Sechziger Jahre wurden größtentheils auf der Viehhalde, oder auf dem Kirchgange, oder unterwegs auf die Ster, oder aber auch in der Schneiderwerkstatt während der Handarbeit gemacht. Die meisten der Verse mochten wohl ohne besondere Gemüthserregung entstanden sein; nur wenige sprangen aus dem Herzensgrunde; selbstverständlich hatte ich es bei dieser bescheidenen Auswahl auf solche abgesehen, sofern die Naturlaute nicht gar zu ursprünglich sind. Ich wundere mich nur darüber, daß der Bauernjunge von 17—22 Jahren genau dieselben Gefühls- und Gedankensscalen auf- und niederhüpfte, die von dichterischen Dilettanten der gebildeten Welt beliebt werden. Es mochte daran weniger persönliche Stimmung, als das viele Lesen Ursache gewesen sein. Indes höre ich doch aus manchem Verse einen Herzenslaut, der mich heute noch rührt.

Ohne mich in weitere Abhandlung einzulassen, folgt nun eine Reihe hochdeutsch geschriebener Gedichte aus jener Zeit; als Anhang kommen Verse in steirischer Mundart, die den sonst sentimentalen Knaben doch auch von seiner übermüthigen Seite aufzeigen.

Bangen vor dem Glücke.

Bei der Alpen Sturmesbeben
Aus dem öden Schattenland
Rief der Herr mich in das Leben,
Nahm mich liebreich an der Hand,
Führte mich ins Reich der Freude:
Jung und heiter sollt ich stehn,
Lieb und Lust als Herzgeschmeide
Auf des Glückes lichten Höh'n.

Jagend fühlte ich die Wonnen,
Sah des Himmels Morgenroth,
Ewig Mai und ewig Sonnen!
Bangend bat ich meinen Gott:
Gib mir, Herr — daß ich kann rasten —
Auch die Schatten kühler Nacht,
Denn des Glückes goldene Lasten
Haben mich um's Glück gebracht!

Ich möchte gern ein Dichter sein.

Ich möchte gern ein Dichter sein.
Vielleicht um so mit Reim zu spielen
Und mancher netten Formen willen?
O nein,
Des Klangs allein mag ich kein Dichter sein.

Ich möchte gern ein Dichter sein.
Vielleicht um Lorbeern zu erringen,
Und süße Gunst mir zu ersingen?
O nein,
Zu schmeicheln Euch mag ich kein Dichter sein.

Ich möchte gern ein Dichter sein,
Um mit des Liedes heiligen Weisen
Viel edle Lust und That zu preisen,
Das Gute mit dem Schönen weihn,
Darum allein möcht ich ein Dichter sein.

Hoffnungslos.

O denk, daß wieder Frühling kommt,
Und denk, daß wieder Rosen blühn,
Und daß im eisumwölbten Bach
Gar bald des Himmels Sternlein glühn.
O denk an das!

Der Frühling kommt, doch meiner nicht,
Die Rosen blühn, doch meine nicht.
Die Sterne glühen wohl im Bach,
Und Lust und Liebe tausendfach,
— Nur nicht für mich.

Ungeduld.

O lieber Gott, wo werden jene Stunden sein,
In welchen mir der Lorbeer wird gewunden sein!
„Ha, suche Dir die Zweige!“ spricht die kluge Welt,
„Denn jedes Glück will mühevoll gefunden sein.“
Ich darf es nicht, die strenge Pflicht hält mich zurück.
Warum muß ich durch Sorg und Noth gebunden sein?
Vielleicht, daß man mir einst die schweren Bande löst,
Doch wird bishin schon Kraft und Will' verschwunden sein.
Und bis man mir zu Lab den milden Balsam beut,
O, können wohl vernarbt die heißen Wunden sein.
Und wenn man jauchzend einst den vollen Becher reicht,
Kann der Verschmachtete schon längst tief unten sein.
Der süße Tropfen, der sein einsam Grab benetzt,
Wird, traun, vom Schläfer wohl nicht mehr empfunden sein.

Mein Vaterhaus.

Mein Vaterhaus ist alt und arm,
Mein Vaterhaus ist klein,
Und schließt doch meine ganze Welt
Und meinen Himmel ein.

Mir brennt ins Herz die Zähre, die
Vom Mutterauge rinnt,
Denn fort von heim, weit in die Welt
Zieht hin ihr liebstes Kind.

Der Platz ist leer am kleinen Tisch,
Der Sohn ist in der Fern,
Ihr Tischgebet gilt sein und sie
Empfiehlt ihn Gott dem Herrn.

Dort draußen, wo die Sünde lockt,
Und viel Gefahren drohn!
Sie kann nichts thun als weinen still
Und beten für den Sohn.

O nein, ich will mich nicht der Welt
Und ihren Lüsten weihn;
Das Vaterhaus, das Mutterherz
Schließt meinen Himmel ein.

O närrisches Treiben auf Erden!

O närrisches Treiben auf Erden!
Ein Wähnen und Wagen,
Ein Jagen und Klagen!
Nicht heute, erst morgen will glücklich man sein,
Und wühlet und bauet und richtet sich ein.

O närrisches Treiben auf Erden!
Das Nächste verachten,
Dem Fernsten zutrachten,
Und selbst noch der Greis, statt dem tannernen Schrein,
Baut irdische Häuser und richtet sich ein.

O närrisches Treiben auf Erden!
Um Schätze zu haben,
Ins Erdreich sie graben,
Und ist das Loch fertig, dann nahet Freund Hein,
Und nimmt sie, und streckt sie, und legt sie hinein.

Amors Arsenal.

Ich gieng im Frühling aus,
Da stachen die Gräser hervor,
Da schlugen die Bäume aus,
Da schossen die Halme empor.
Ihr Herr'n, ich lachte nicht,
Ich kam verwundet zurück.
Das ist — ich wette! — vom Wicht,
Dem Amor, ein Schelmenstück!

Wenn ich durch den Winter geh.

Wenn ich durch den Winter geh,
Denk ich mir, es gibt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als den Schnee,
Und er muß zu Wasser werden.

Thau ich auf dem Röslein seh,
Thau an ihrem Augenstern.
Tauf' mit Wasser Freud und Weh,
So gewillt es Gott dem Herrn.

Ruht im Hag die Jungfrau mild,
Denk ich mir, es gibt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als dies Bild!
— Und sie muß zum Weibe werden.

Mädel mein!

(1864.)

Mädel mein,
Hörst am Thurm das Hüfthorn schrei'n!
Laß fahren den Liebsten, laß fahren,
Er soll seine Treue Dir wahren,
Und glauben fest an das Herze Dein,
Mädel mein!

Lebe wohl!
Ein Ritter bin ich jeder Zoll,
Noch schöner als Mädel führen
Ist gegen den Feind marschieren,
Das Herz des frohen Muthes voll.
Lebe wohl!

Gute Nacht!
Und wenn das heiße Pulver kracht,
Und wenn sie bringen Botschaft Dir
Vom Heldentod, so jauchz' mit mir.
Mein letztes Lied war Dir gebracht.
Gute Nacht!

Mein Haus.

Wenn ich einst ein Haus mir baue,
Müssen es drei Zimmer sein:
Im ersten der hohe Bücherschrein,
Im zweiten der Tisch mit goldenem Wein,
Im dritten ein weites Himmelbett,
Daneben ein süßes Wiegelein.
Auf das mit Wein verzichtet' ich,
Das Himmelbett mein Vater strich,
So bleibt mir — ach wie öd! — allein
Das Zimmer mit dem Bücherschrein.

Der Vogel hat ein Ei gelegt.

Der Vogel hat ein Ei gelegt,
Und brütet seit viel tausend Jahren
An diesem Ei. Was kommt heraus?
Das werden wir wohl nie erfahren.

Der Himmel hat die Erd' gelegt,
Und sollt es ihm einmal gelingen
Ein Vöglein jung zu brüten aus,
Was wird das Vöglein singen?

Drei himmlische Schreine.

Drei himmlische Schreine
Stehen hienieden:
Eine Wiege voll Träume,
Ein Bett voll Wonnen,
Ein Sarg voll Frieden.

Ich hab das Paradies Dir 'geben.

Der Dichter hat noch nie im Sange
Erzählt von jener grausen Nacht,
Der ersten nach dem Friedhofsgange,
Dahin man seine Braut gebracht.

Voll stiller Finsternis die Runde,
Vom Halbmond schaut ein bleiches Licht,
Der Hammerschlag in zwölfter Stunde
Schallt wie der Ruf zum Weltgericht.
Den Blick durchs Fenster hingewendet
Zum Garten, der dem Tod geweiht,
Erschau ich sie, dem Grab entsendet,
Gehüllt in langes Sterbekleid.
Und lose um die Schultern wallte
Das lange, weiche, goldne Haar,
Der Kranz, den bunt der Frühling malte,
In selbes noch gewunden war.
Am Fenster stand sie, feucht vom Grabe,
Und führte schluchzend bittere Klag,
Daß ich, ihr einziger, lieber Knabe
Schon untreu ward am ersten Tag.
„Am ersten Tag schon nach dem Sterben
Vergißt Du meinen warmen Leib,
Und gehst zum nächtigen Kirchhof werben
Ein kaltes, starres, fremdes Weib.
Ich hab das Paradies Dir geben,
O schließ Dir's fest ins Herze ein,
Nicht grauser Tod, allsüßes Leben
Soll Dir mit mir verbunden sein." —
Sie schwand dahin. Des Grames Wildnis
War ich für immerdar entrückt,
Und hab von dieser Stund ihr Bildnis
Mit rothen Rosen nur geschmückt.

Nächtlicher Besuch.

„Liebchen, wachst Du noch?
Liebchen, höre doch
Und öffne mir.
Hab' in dieser Nacht
Viel an Dich gedacht
Und kam zu Dir."

„„Bübchen, nicht zu laut!
Lasse ruhn die Braut
Allhier im Saal.
Such Dein eigen Bett,
Denn dies schlanke Brett
Ist viel zu schmal.""

Oremus!

Mein Körper, der fällt
Schon balde ins Grab,
Doch ich, nein, ich steig
Nicht mit hinab.
Ich bleibe auf Erden
Bei Weib und bei Kind,
Und wache und wach,
Daß sie glücklich sind.

Ihr Weinen und Weh
Wär' mein bitteres Leid
Ihr sonniges Heil
Meine Seligkeit.
O Herr, verleih Ruh
Dem Körper im Schrein,
Und mich lasse selig,
Glückselig sein. Amen.

Meine Lust ist leben!

Gute Nacht, ihr Freunde,
Ach, wie lebt' ich gern!
Daß die Welt so schön ist
Dankt' ich Gott dem Herrn.
Daß die Welt so schön ist
Thut mir bitter weh,
Wenn ich schlafen geh!

Ach wie möcht ich einmal
Noch von Bergeshöhn
Meine süße Heimat
Sonnbeleuchtet sehn!
Und den Herrn umarmen
In des Himmels Näh,
Eh ich schlafen geh.

Wie man Abends Kinder
Ernst zu Bette ruft,
Führt der Herr mich schweigend
In die dunkle Gruft.
Meine Lust ist leben,
Doch sein Will gescheh,
Daß ich schlafen geh!

Beständigkeit.

Ich hab ein neues Mädchen,
Das weiß mich klug zu fassen:
„Warum hast Du Dein Gretchen,
Dein erstes Lieb, verlassen?"

„O Schätzel süß, vergib!"
So sprach ich, der Verwirrte,
„'s war nicht mein erstes Lieb,
's war schon das vierte."

Gewohnheit.

Der Hüttenrauch,*) das Küssen auch,
Das sind zwei schlimme Dinge.
Wer's einmal thut genießen auch,
Der kann es nicht mehr missen auch,
Selbst wenn er am gewissen Brauch
Zuletzt zu Grunde gienge.

Die harte Nuß.

Das Weib ist eine Nuß,
Die man aufbeißen muß,
Dem Mann Gott genad,
Der keine Zähne mehr hat!

*) Arsenik.

Die Einfältigen.

Du fragst, warum ich gewinkt Dir hab,
Du fragst, warum ich das Röslein Dir gab.
— Ei, das sollst Du wissen!

Du fragst, warum man jung sein muß,
Du fragst, wozu so verstohlen der Kuß.
— Ei, das sollst Du wissen!

„Mein Knab, daß Mägdlein fragen gern,
Und thun, als läg ihnen Alles fern —
Ei, das sollst Du wissen!"

Waldabenteuer.

Ich geh durchs Thal am Waldessaum,
Tief unten rauscht der Fluß,
O, wie ist doch das Wandern, traun,
Im Wald ein Hochgenuß!
Dort seh ich stehn ein Mädel fein,
Ich wink ihm meinen Gruß
Und ruf es an: „Feins Liebchen mein,
Komm, gib mir einen Kuß!
Du hast ein braunes Röckel an,
Es deckt kaum Deinen Fuß.
Das zarte, runde Füßchen kaum,
Geh, gib mir einen Kuß.
Du hast ein blaues Augenpaar,
Und Haare wie von Ruß,
Dein rosenrother Mund — ich merk's
Hat Durst nach einem Kuß.
Nur scheint die Sonne viel zu heiß.
Mir fällt was ein, ich thu's,
Ich führ Dich ins Gehage hin
Und geb Dir — —" fällt ein Schuß.
„Juchhe!" schreit jetzt das Mädchen auf,
„Das ist Hieronymus!"
Ihr Liebster war's, der Jägersmann,
Und damit Schluß.

Schwarz-roth-gold.

Schwarz-roth-gold immerdar!
Trotz der gestrengen Herr'n
Ruf ich's zu jeder Stund —
Sonder Gefahr!

Schwarz-roth-gold immerdar!
Schwarz ist ihr Augenstern,
Roth ist ihr süßer Mund,
Gold ist ihr Haar!

Die Hand an meiner Rechten.

Die Hand an meiner rechten Seiten
Ist lobenswert zu jeder Stunde,
Sie holt das Brot aus allen Weiten
Und führt es zärtlich mir zum Munde.

Und birgt die Linke, Unerzogne,
Sich hintern Rock wenn Gäste nahen,
So weiß die Rechte, Wohlgepflogne,
Mit edlem Anstand zu empfahen.

Und nahen schlechtgesinnte Mächte,
So greift sie rührig zu den Waffen,
Und weiß mit ritterlichem Rechte
Mir Schutz und Frieden zu verschaffen.

Und weil sie gütig von dem Hehren
Als treue Freundin mir gesendet,
So ist sie auch in allen Ehren
Der Küsse wert, die man ihr spendet.

Und trotzdem leider ist sie heute
Der Linken weit zurückgeblieben,
Denn dumm und eitel hat sie heute
— Oh pfui! — ihr eigenes Lob geschrieben.

Ein Kind im Schlafrock.

Ich weiß ein kleines Haus, dort wohnt ein Kind,
Gar ungepflegt, und wie schon Kinder sind,
Es will hinaus ins grüne Thal entflieh'n,
Und hat kein Röcklein, um sich anzuzieh'n.
Des Vaters Schlafrock, Zipfelmützchen drau?
Das wäre gar nicht schlecht — gedacht, gethan.
Mit solchem Panzer und mit solchem Helm
Gar würdevoll sich trägt der kleine Schelm.
Die Einen draußen sagen: 's ist ein Mann,
Der zwar nur wenig weiß, doch Vieles kann!
Die Andern meinen klüger: 's ist ein Greis,
Der leider nicht viel kann, doch Manches weiß.
So klug und witzig, traun, und doch so blind!
— Ich hab' es ja gesagt, es war ein Kind.
Ich nenn Euch dieses Kind, wenn Ihr's erlaubt,
Es ist entsprungen mir aus engem Haupt
In Vaters altem Rock, und ist — o weh! —
Ein windig Dichtersinnbild: die Idee.

Echter Stolz.

Auf seine Freunde stolz sein,
O weiches Holz!
Ein echter Mann ist doch nur
Auf seine Feinde stolz.
Geschützt von andern Bäumen
Ist's leicht, ein Schaft sein,
Doch wer im Sturme frei steht,
Der muß bei Kraft sein.

Glanz ohne Wärme.

Wie glitzert und glänzet der Schnee
Da draußen im weiten Gelände,
Und wenn ich verlockt zu ihm geh,
Erfriert er mir Füße und Hände.

So müht sich gar Mancher im Scherz,
Das Leben uns lächelnd zu zieren,
Und sinkt man betrübt an sein Herz,
So kann man erbärmlich erfrieren.

Wenn Dich die Leut verdrießen.

Wenn Dich die Leut verdrießen
Und Aerger Dein Herz beschleicht,
So thu ihnen rasch was Gutes,
Und Dir ist wieder leicht.

Wenn Du Dich selber verdrießest,
Dein Herz ist lahm und wirr,
So wart auf ein großes Leiden,
Das bringt Dich wieder zu Dir.

Der Stein der Weisen.

Bei trüber Lampe hockt der Alchymist,
Er sucht in Gold und Scholle, Blei und Eisen
Mit würdevollem Ernst und feiner List,
Und frommen Sprüchlein auch, den Stein der Weisen.

Bei trübem Lampenschein muß man erblinden.
Der Stein der Weisen ist ein seltsam Ding.
Er ist als einziger Edelstein zu finden
In Lessing-Nathans echtem Ring.

Das Loblied.

Du Wein!
Ich möchte dir ein Loblied singen.
Doch vor allen Dingen
Muß ich trinken;
Meine Kehl ist trocken,
Kann nicht singen.

Und jetzt!
Jetzt will ich dir ein Loblied singen,
Doch vor allen Dingen
Will ich trinken
Und die Welt umarmen,
Kann nicht singen.

Du Wein!
Ich möchte dir ein Loblied singen,
Doch vor allen Dingen
Muß ich schlafen,
Ach mein Kopf ist wüst,
Ich kann nicht singen.

Als ich Kaufmann werden sollte.

(1865.)

Ihr Ziffern, was wollt ihr mit ewigem Prahlen?
Ihr mageren Gestalten mit frechem Gesicht,
Ihr feilscht um mein Leben, ihr wucherigen Zahlen,
O nein, meine Seele verkauf ich euch nicht.
Ich wollt euch nur kennen, doch mich euch verschrieben?
Dafür sind eure endlosen Summen zu klein.
Ich muß in die Ferne, muß leben und lieben,
Nur das ist der Preis für mein einziges Sein.

Begriffsstützig.

(1866.)

Es ist zum Verzweifeln, es ist eine Pein,
Daß nichts in der Schul will zum Kopf mir hinein.
Ein rundes Stück Blei versuch ich noch dran,
Vielleicht bricht sich diese Wissenschaft Bahn.

Sentimental.

Es wird dereinst ein Morgen sein,
Ich seh nicht mehr das gold'ne Roth,
Ich liege blaß im Kämmerlein
— Bin mausetodt.

Es wird dereinst ein Abend sein,
Das Kreuz bestrahlt vom rosigen Licht,
Ich lieg im tiefem Grab allein
Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Doch niemals wird ein Morgen sein,
Und nie ein Abend, hold bestrahlt,
Wo (Daktylus) das Bürschchen fein
Die Schulden zahlt.

Aus Nichts — Etwas.

Aus Nichts kann man nichts machen?
Versuch es doch geschwind
Und fächle mit der leeren Hand,
So hast aus Nichts Du Wind.

Und ebenso erklärt sich's,
Wie manche Leute sind,
Sie haben nichts und nichts als Nichts,
Und machen dennoch Wind.

Frei nach Schiller.

Nicht an die Gitter hänge Dein Herz,
Die das Fenster vergeblich zieren,
Der Dieb kann's durchfeilen und fühlt keinen Schmerz,
Wer Geld hat, der kann es verlieren!

Krieg.

O goldne Zeit, Du bist vorbei!
Und unsere Tage sind von Blei.
Wie Blei so grau,
Wie Blei so gram,
So gram und grau
Und schwer wie Blei.
Von Gold zu leben ist vorbei,
Der Mann von heute stirbt an Blei.

1866.

Die Nacht ist um, die Brüder sind erschlagen,
Zerrissen ist das Band.
Mit deutschen Waffen gegen deutsche Feinde
Im deutschen Vaterland!
Ach möcht entkeimen diesen Schreckenstagen
Der Zeiten besserer Lauf!
Es steigt doch auch aus Morgenthaues Thränen
Die Sonne blutig auf.

Bergesgruß.

(1868.)

Ich liebe die grünende, blühende Wiese,
Das wallende, wogende Korn auf der Feldflur,
Ich liebe die Haide, die traumstill ruhende;
Der sonnigen Hügel warmen Busen,
An welchem die Erd' ihre Kinder mit Wein säugt,
Ich lieb ihn mit dankbar jubelnder Freude.
Ich liebe die rauschenden, dämmernden Wälder.
Das brandende Weltmeer, ich lieb es mit Ehrfurcht.
Doch euch, ihr stolzen, hohen beständigen
Stillen Wächter der theueren Heimat,
Ihr ewigen Felsen, euch lieb ich von Herzen.

Weib.

(1868.)

Schicksal im langen Haar,
Herrin, mir graut vor dir!
Reiß von der Heimat mich,
Raube die Freunde mir.
Brich meinen Thatenmuth,
Höhne, verrathe mich,
Schände die Ehre mir,
Haß und verkaufe mich.
Foltere die Seele mir,
Hetz in die häßlichsten
Laster des Lebens mich,
Stürz in die ewigen
Peinen der Hölle mich:
Anbeten! Anbeten
Anbeten muß ich dich,
Wonniger, göttlicher
Dämon, ich liebe dich!

O Herrgott, wie viel von Liebe!

(1868.)

Es sinken vom Baum die Blätter,
Der Sommer ist vorbei.
Mein Mund ist noch roth und will küssen
Wie einst im Mai.

Es fallen vom Haupt die Locken,
Es kreischet der Eule Schrei,
Mein Mund ist noch roth und will küssen
Wie einst im Mai.

Es dorren und blassen die Lippen,
Dahin ist der Rosen Reih',
Und immer noch wollen sie küssen,
Wie einst im Mai.

O Herrgott, wie viel von Liebe,
Und ach wie wenig Zeit!
Die Lieb ist nicht auszuschöpfen
In Ewigkeit.

Gedichte in obersteirischer Mundart.

A Fischerl in See.

A Fischerl in See
Hebb sei Köpferl in d Heh,
Und d Liab gugg ba Dir
A kloans wengerl herfür.

Los s guggn, los s guggn,
Da Fisch schnobb noch Muggn
Und Liab noch an Schmotz,
Konst busseln, mei Schotz?

Hau, s Busseln, dos kon ih,
Und s Fischerl dos fong ih,
Worum hebbs in See
Sei Köpferl af d Heh!

Duckmauser.

Lump, Du bist ma scha da Rechti,
Wan ih Tuifel war, dih mecht ih!
Hei, ban Tog, do gstellst Dih heili,
Und ba da Nocht — na freili, freili . . .
Moanst, wos Deini Brüada mochadn,
Da Seppel, da Natzl, da Hiasl, da Wastl,
Wan s as wissadn, de lochadn!

Heiratsontrog.

Hon Dih ollaweil gern ghobb,
Hon Dih ollaweil noh gern,
Host mih ollaweil na gfobb,
Mei Weiberl, wanst mogst.
Däs konst ollaweil noh wern.
Wern uns ollaweil vatrogn,
Will da s ollaweil guat moan,
Oba Mon sulst holt hobn
Nit viel mehrer wir oan.

Wohrzoachn.

An iads Bierhaus hot sein Hobelspon,
An iads Weinhaus hot sein Tanenzweig,[1]
An iads Hütterl, wo a Dirndl wohnt,
Hot durch n Wold sein Jagasteig.

's verdroßni Dirndl.

Toni, konst gehn, wanst willst,
Nim ah Dei Schlofhaubn mit.
Bin wia da Kaisa, koan
Traumihnit brauch ih nit.
Du bist an öda Bua,
Woaßt oan koan Zeitvatreib,
„D Sünd" nimst ols Ausred her,
Du host ka Schneid in Leib.
Du sullst a Heiliga wern,
Dir stund scha nix sa guat,
As wia so a Heiligenschein
Um an grean Huat!

s grean Bamerl.

Den narischn Tram,
Den vagiß ih ah kam,[2]
Und mih deicht die gonz Zeit,
Daß der Tram wos bedeut't.

[1] Steirische Gasthauszeichen, [2] kaum.

A Platzerl a scheans,
Und a Bamerl a greans,
Gstott Aepfel und Birnerln
Is s vul saubri Dirnerln,
Ma nahmads scha mit,
Oba zeiti seins nit.
Mih mochts guggn und schaun,
Woaß nit, sul ih mih traun,
Se schodad ma kam.[1]
Wan ih ah a por nahm.
Und a por hobn nix kleft,
Na, däs Ouß[2] hot ma gschmeckt,
Und ih iß ara zehn,
So medsiaß seins da gwen.
Und wir ih s hon gschlikt,
Hobn s mih druckt, hobn s mih zwickt,
Und dataugg[3] hobn s ma net.
Und sida den hon ih ma
s Bamerl varedt.

A Mon ohni Weib.

A Dorn ohni Rosn,
A Bua ohni Hosn,
A Himel ohni Stern,
A Scholn ohni Kern,
A Glockn ohni Klong,
A Wüstn ohni Schlong.
A Hund ohni Zeichn,
A Seel ohni Leib,
A Gott ohni Gleichn
Is da Mon ohni Weib!

Da Grodwek.

Nix für unguat, daß ih sa grob bin,
A loppada Tepp bin, a teppada Lopp bin.
A groda Michel is ah mei Voda gwen,
Hot mih kruppa nit gmocht.

A guada Botsch bin ih sist mei Lebn gwen,
Oba s gschmierti Thoan is ma nia gebn gwen,
Wos mih einwendi amol druckn thuat,
Muß hint und vor aus.

Bin derawegn ah ollaweil hiisch gsund bliebn,
Bauch und Beidl ollaweil schön rund bliebn.
Und kimpp ma heint da Boda mit sei Glodan,
Ih schmeiß eahms ins Gfriß.

Hon mei lepper ollaweil mei Steur zohlt,
Wos va ferscht[4] is bliebn, däs hon ih heur zohlt;
Mitn Beidl moch ih ah mei Maul auf
Und laar ma s brav aus.

Däs geht neambb nix on, daß ih sa grob bin,
A loppada Tepp bin, a teppada Lopp bin.
Wens nit recht is, sul schaun, daß er weidakimpp,
Sist kunts n wos trogn!

[1] würden mir kaum schaden, [2] Obst, [3] gutgethan, [4] vom Vorjahr.

Berthold Auerbach in Nordstetten.

Von **Anton Bettelheim.***)

Ende der Fünfzigerjahre war Berthold Auerbach von Dresden nach Berlin übersiedelt, das er als die Hauptstadt Deutschlands vordatierte. Sein Name, durch die Schwarzwälder Dorfgeschichten längst ein europäischer geworden, war durch die eben vollendete erste Gesammtausgabe seiner Schriften zu neuem Ansehen gelangt. Nichts begreiflicher, als daß man dem Ankömmling an der Spree die glänzendste Aufnahme bereitete. Eine Festtafel des Lebens ward ihm nach seinem eigenen Ausdruck aufgerichtet. In allen Schichten der Bevölkerung, in Handwerker-, Künstler-, Gelehrtenkreisen wetteiferte man, dem lebens- und schaffensfrohen Mann zu huldigen, der allerdings etwas vertragen konnte an Wein und an Ehre. Die liberalen Minister, wie Auerswald, sprachen ihm aus freien Stücken von würdigen Staatsanstellungen, die seine Zukunft sorgenfrei gestalten sollten. Und die Gemahlin des Prinz-Regenten, späterhin Kaiserin Augusta, glaubte nur ihren Ueberlieferungen als Weimaraner Fürstentochter zu entsprechen, wenn sie einen so hervorragenden zeitgenössischen Autor als Vorleser in ihre Nähe zog. An einem Theeabend im königlichen Schlosse — Auerbach hatte gerade unter allgemeinem Beifall die Petrowitsch-Episode aus seinem „Edelweiß" zum Besten gegeben — fragte ihn König Wilhelm geradezu: ob er nicht auch einmal einen Roman schreiben wolle, der in Berlin spiele?

Schnell gefaßt, erwiderte der Dichter verneinend und er begründete seine Ablehnung mit der Erklärung, daß an sich dem Berliner Leben gewiß so viel Poesie innewohne, wie dem Londoner oder Pariser Treiben. Wer das aber künstlerisch festhalten wolle, müsse im intimen Leben stehen, und das intimste Leben könne im Grunde nur Derjenige schildern, der an einem Orte Kind gewesen.

So schlagfertig die Antwort war oder vielleicht just, weil sie so schlagfertig war: als Eingebung des Augenblickes können wir sie nicht ansehen; sie war vielmehr das mühsam gewonnene Ergebnis von Auerbachs ganzer bisheriger Kunstübung. Fehlgriffe, tastende Versuche aller Art hatten der Erkenntnis, der Selbsterkenntnis bei ihm vorangehen müssen, daß der Urquell — wenn schon nicht aller, so doch gewiß seiner eigenen — Poesie nur der Kindersinn sei. Schied er doch mit klarem, scharfem Urtheil zwei große Gruppen schöpferischer Geister; die Einen, Seher wie Dante, wie Schiller, offenbaren, was kein Auge zu keiner Zeit geschaut. Die Anderen — und zu den kleineren Propheten dieser Richtung zählte er sich selbst — schildern, was ihr Auge in ihrer Zeit, zumal in ihrer Kinderzeit, geschaut.

So oft auch Auerbach diesen Lieblingsgedanken früh und spät theoretisch Ausdruck gegeben — in seinem Hebelbuch, in den Charakteristiken von Oliver Goldsmith, Bernardin de St. Pierre: unablässig trieb es ihn, auch dichterisch an einem zwingenden Beispiel, an der Entwicklung seines eigenen Lebenslaufes, aufzuzeigen, wie Alle und Alles

*) Gastvortrag gehalten am 18. November 1888 in der Prager „Concordia," Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen.

in seiner Kindheit auf ihn eingewirkt und wie seine Kindheit wiederum bestimmt den Einfluß ausgeübt auf seine spätere, künstlerische Thätigkeit. Noch in seinem letzten Lebensjahre schleppte er sich, körperlich gebrochen, doch geistig von jugendlicher Rastlosigkeit erfüllt, in sein Heimatsdorf Nordstetten; noch im Hochsommer 1881 schrieb er im Neckarthal am ersten Buch seiner Autobiographie, betitelt „Der Knabe auf dem Dorfe.“ Und hätte ihn dazumal nicht plötzlich eine schwere Lungenentzündung in Cannstatt niedergeworfen, er hätte das Werk im rechten Zug und Schwung vollendet; denn er stand — wie er auf dem Krankenlager wehmüthig klagte — gerade dazumal im echten Pathos der Heimat, im vollen Pathos seiner Jugendzeit. Sollte es dem Poeten aber auch nicht mehr beschieden sein, das Nordstetten seiner Kindertage zu neuem Leben zu beschwören; sind auch die Charakteristiken seiner Eltern und Großeltern, seiner Lehrer und Gespielen nicht über wenige, im Nachlaß erhaltene Bruchstücke hinausgediehen: den Prolog seiner Selbstbiographie hat Auerbach zu guter Stunde fertig gebracht. Und nicht besser wüßte ich Sie in seinen innersten Gedanken einzuführen, als durch die Mittheilungen dieses Präludiums, in welchem die Leitmotive seines ganzen Lebens anklingen. Ueberschrieben sind die Blätter: „Ein doppeldeutiges Ereignis als Vorwort.“

Der Dichter erzählt, wie er als kleiner Junge mit seinem Kameraden, dem Herzle, im Schloßgarten unter dem Herrenbirnbaum sitzt und mit eins, im tapfersten Obstessen, den Gefährten mit der Frage überrascht, was denn eigentlich mit den alten, zerlesenen Gebetbüchern geschehe? Man könne doch keine Düten daraus machen. Der Herzle will zuerst von der närrischen Frage nichts wissen; dann meint er: die alten Gebetbücher würden vielleicht verbrannt oder vergraben oder in den Neckar geworfen. Und da all diese beiläufigen und ungenauen Antworten unsern Berthold nicht befriedigen, weist ihn der Herzle an seinen Vater. An den wagt sich der Knabe nicht heran. Desto williger folgt er dem Rath, sich an seine Mutter zu wenden.

„„Ich fragte meine Mutter und sie sagte: „Kind, wohin gehen Deine Gedanken immer. Aber ich kann Dir's sagen. Ueber der Decke der Synagoge, da ist ein Speicher und da liegen die Gebetbücher von hundert und hundert Jahren. Und der Athem der Lebenden steigt auf zu den Blättern, worauf der Athem der Verstorbenen gehaucht war und wo manche Thräne hinfiel. Und die Worte der Verstorbenen und Lebenden gehen miteinander hinauf zu Gott.“

Ich schauderte und meine Schwester Babi sagte: „Es darf Niemand da hinaufgehen, der noch nicht confirmiert ist. Da droben sind als Ratten verkleidete Schedim“ (Dämonen, Gespenster).

Ich schauderte noch mehr, aber ich erzählte bald Alles, was ich erfahren hatte, meinem Kameraden, dem Herzle.

Eines Mittags — es war ein heller Sonntag — kam der Herzle und rief:

„Lauf tapfer! komm! ich hab eben gehört, der krumm Meierle trägt alte Gebetbücher auf den Synagogenspeicher. Komm, wir schleichen ihm nach. Du bist doch nicht feig und fürchtest Dich?“

Ich fürchtete mich allerdings, gieng aber doch mit.

Barfuß, wie wir waren, konnten wir unhörbar hinterdrein schleichen und der Synagogendiener, ein kleines, buckliges Männchen, keuchte so laut, daß er das Knarren der Treppe nicht hörte. An der Thür klopfte der krumme Meierle zuerst mit dem Schlüssel dreimal an und sprach ein uns unverständliches Gebet. Er raschelte drinnen, wie wenn der Wind die Baumblätter aufwirbelt.

Die Thür gieng auf und da lag Alles voll Papier. Aber zerfallene Ein-

bände und Messingbuckeln erschienen wie sich duckende und blinzelnde Kobolde, die am Boden lauerten.

Der Meierle sprach nochmals ein Gebet und — jetzt muß Einer von uns aufgeschrien haben. Ich weiß nicht, war's der Herzle oder ich. Der Meierle schrie um Hilfe, wir aber waren schlecht genug, davonzurennen und rannten fort bis hinaus in den Wald, ohne uns zu kümmern, was aus dem Meierle geworden. Später hörten wir, daß der Meierle halb todt herunter kam und erzählte: es seien wirklich Schedim da gewesen, die hätten einen Lärm gemacht, wie tausend Trommler. Nie in seinem Leben gehe er mehr allein auf den Synagogenspeicher, nicht wenn man ihm das Schloßgut dafür schenkte. Mich dauerte der Meierle. Ich wollte ihm bekennen, daß wir hinter ihm gewesen. Aber der Herzle duldete das nicht und schalt mich, daß ich nichts für mich behalten könne, was mir leider geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Von Schreck und Schauder und Gewissensbissen erfüllt, stand ich draußen auf der Anhöhe am Schießmauernfeld. Drunten in der Schlucht sickerte ein Bächlein nur manchmal wie leise zirpend dem Neckar zu. Die Sonne verglühte drüben über dem Rhein und goldene Funken tanzten in den grünen Zweigen der Tannen, die im Abendwinde leise säuselten.

Wer weiß, was da in der Seele des Knaben sich zusammendrängte! Dort oben im düsteren Speicher lagen die zerlesenen Gebetbücher und es raschelte gespensterhaft. Hier stand Alles ringsum in das Gold des Abendroths getaucht. Der Rauch aus den Häusern stieg auf und ward zu feurig bewegten, zergehenden Säulen. Die Betglocke läutete und jetzt hörte man Gesang vom Dorfe her.

Ich kehrte ins Dorf zurück. Auf der Hochbux traf ich die Bauernburschen, die singend, die ganze Breite der Straße einnehmend, dahinwanderten.

„Kobbele," wurde ich angerufen, (ich wurde nach dem Namen meines Vaters genannt) „Kobbele, jodel einmal tüchtig!"

Sie umringten mich. Ich war als besonders gewandter Jodler im Dorfe bekannt und ich mußte ihnen nun vorjodeln. Ich thats mit aller Kraft und vergaß den krummen Meierle und die Schedim und die alten Gebetbücher und lernte die Volksgesänge und sang mit, noch lange, als die Sterne bereits über uns flimmerten.""

Mit weisem Bedacht hat Auerbach gerade diese Kindheitserinnerung an den Eingang seiner Autobiographie gestellt, wie ein Sinnbild seines Schicksals, das ihn aus der echten und falschen Romantik der Synagoge hinausführte mitten in die Gemeinschaft des gesunden deutschen Volkslebens. Legt die Geschichte doch in des Dichters eigenen Worten Zeugnis dafür ab, daß er in Kunst und Leben nur als Kind des Dorfes, nicht in der Stickluft eines städtischen Ghetto werden konnte, der er war. Der Segen der Heimat ist Berthold Auerbach zugute gekommen, mit ihm aber auch der deutschen Literatur und nicht allein der deutschen Literatur.

Ein Kritiker, welcher dem Schaffen der Gegenwart sonst so fremd und abwehrend gegenüberstand, wie Gervinus, erklärte wenigstens: seit Walter Scott habe kein Erzähler solche Weltwirkung geübt, wie Auerbach. Ein großes, ein überraschendes Wort — doppelt überraschend aus diesem Munde!

Erinnert man sich aber, wie mächtig die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" bei ihrem ersten Erscheinen und nicht bloß im literarisch ausgegärbten Norden eingeschlagen; erwägt man, daß er im Geiste Immermanns dem Regiment der schäferlich zarten Idyllenschreiber, wie der knolligen Kartoffeldichter ein Ende machte, indem er ohne Scheu seine Lebensbilder aus

der Wirklichkeit herausgriff und frischweg schwäbische Bauern schilderte, wie der Dichter des „Münchhausen“ westfälische; bedenkt man, wie sein Beispiel mustergebend wirkte, wie in seiner Schule Jünger vom Schlage Anzengrubers erwuchsen; wie in Frankreich Georges Sand aus den Stürmen des Jahres 1848 sich in ihr geliebtes Berry flüchtete und dort, von Auerbach angeregt, ihre Muster-Idyllen schrieb; und vergessen wir zu guterletzt nicht, daß Auerbachs Werke nach Bancrofts Zeugnis noch heute über den Erdkreis verbreitet sind, dann wird man Gervinus beistimmen und sagen dürfen, daß Auerbach und Nordstetten mit einander zufrieden sein können.

Auerbach ist in Nordstetten ein rechter Schwabe, ein ganzer Deutscher geworden; dafür hat er seinen Nordstettnern Heimatrecht erworben in der ganzen gesitteten Welt. Und das ohne jede vorgefaßte Absicht, nicht einem flüchtigen Einfalle, einer literarischen Mode folgend, sondern einzig und allein von einem unbezwinglichen Herzensbedürfnis gedrängt.

Am Rhein, unter dem unmittelbaren Eindrucke der Nachricht vom jähen, vorzeitigen Tode seines Vaters, wußte sich Auerbach keinen anderen Trost, als daß er, der über ein Jahrzehnt seinem Heimatdorfe ferngeblieben war, sich in das Paradies der Kindheit zurückträumte. Dabei entdeckte er, der zuerst die Helden und Märtyrer des Ghetto, Spinoza, Moses Mendelssohn, Ephraim Kuh, in dichterische Perspective rücken wollte, mit einem Male sich selbst. Wiederum führte ihn sein Weg aus der Synagoge in das Dorfleben. Und was er als Gelegenheitsschöpfung, als Todtenopfer für seinen Vater vermeint hatte, erlangte und verdiente dauernde Bedeutung, weil zur rechten Zeit der rechte Mann an den rechten Stoff gekommen war.

Auerbach gewann die lebendige Gegenwart ganz und voll, weil er ganz und voll im Leben der Gegenwart wurzelte. Die großen historischen Erinnerungen des Neckarthales und Schwarzwaldes, Dichtung und Sage der Vorzeit, die einen Hauff, einen Uhland begeisterten, berührten Auerbach kaum; sein geschichtlicher Horizont reicht nicht viel über Friedrich den Großen und Kaiser Joseph, sein philosophischer nicht weit über Spinoza hinaus. Ihm war als Sonnenlehen das Nordstetten seiner Kinderjahre zugefallen. Auf dieser bescheidenen, aber ergiebigen Gemarkung säete und erntete er mit seltenem Eifer und Erfolg.

Dankbar und bewegt empfand und erkannte das Auerbach selbst an. Nirgends weilte er lieber, nirgends hielt er öfter Rast, als in seinem Heimatsdorfe. Wie die Lerche in der Luft wieder zu ihrem Neste in der Ackerfurche herunter muß, um dort ihre Eier auszubrüten, trieb es auch ihn immer wieder nach Nordstetten, wo er das beste Wasser, die gedeihlichste Wohnluft und ein Obst rühmte, das nach der Jugendzeit schmeckte. Hier sprach er ein auf allen Höhepunkten seines Lebens. Hier suchte er immer frische Anregung, wenn sein Schaffen stockte, wenn das Dasein sich ihm verräthselte. Schon der Anblick dieser Gegend heimelte ihn an, wie das Angesicht der eigenen Mutter. Und in die Ferne geleitete ihn erst recht überallhin das Andenken an seinen Geburtsort, fast wie seinen Tolpatsch, der in Amerika am Ohio-Flusse nicht weit von seinem Hause einen Stock mit der Tafel Nordstetten aussteckt. Noch auf seinem Sterbebette war es sein letzter Wunsch, in seinem Heimatsdorf begraben zu werden. So führen menschlich und künstlerisch all seine Wege nach Nordstetten. Und gern und dankbar wollen wir ihm — nicht bloß in Erfüllung einer Biographenpflicht — dahin folgen.

Fünf Wegstunden von Hechingen, sieben von Tübingen entfernt, am

Knotenpunkte der Straßen nach dem Hohenzollern'schen und Altwürttembergischen, liegt auf freier, breiter Hochebene Auerbachs Geburtsort. Weit schweift der Blick von den fruchtbaren Gebreiten nach dem Gäu hinüber, nach den Hügelketten der schwäbischen Alb, zu dem Basaltkegel, auf dem sich das Stammschloß der Hohenzollern erhebt. Wie ein Bilderbuch des schwäbischen Herrgöttle ist die Landschaft vor dem Wanderer aufgeschlagen mit ihrer buntgewürfelten Musterkarte von Aeckern und Brachland, von Wiesen und Waldbeständen. Schlangenwege und Fußsteige führen an kühlen Bierkellern — Nordstetten ist nicht umsonst der Schauplatz der Dorfgeschichte „Hopfen und Gerste" — hinunter in das liebliche Thal, wo der Neckar noch jung und der Schwarzwald noch nicht alt oder, streng genommen, noch gar nicht vorhanden ist. Denn gehört Nordstetten auch zum ehemaligen reichsritterschaftlichen Kreise Neckar-Schwarzwald, für die Landeskinder beginnt der echte Schwarzwald erst ein paar Meilen weiter unten, um Freudenstadt herum. Die Literaturfreunde freilich werden sich's nicht nehmen lassen, Nordstetten als vollwichtiges Schwarzwalddorf von Auerbachs Gnaden gelten zu lassen, obgleich auch die Bauart der Häuser diesem Typus wenig entspricht. Fast nirgends sehen wir Strohdächer, Söller, Galerien und die charakteristischen Heubühnen. Nirgends auch Schutzwehren gegen die Natur-Romantik, welche die Bewohner rauherer Schwarzwald-Gegenden um den Kniebiß und Feldberg mit Wildwassern und Schneewehen heimsucht. Satte gediegene Behäbigkeit offenbart die ganze über 1000 Einwohner zählende Ortschaft, die nur aus Bosheit, wie Auerbach scherzt, noch immer „Dorf," nicht geziemendermaßen Marktflecken oder Städtle tituliert wird. In Wahrheit hat auch nur die Rücksicht auf die nahe, jedem Leser der Dorfgeschichten wohlbekannte Amtsstadt Horb diese Rangerhöhung verhindert; denn in der Sache hat unser Bergdorf die alterthümliche, mauerumwallte, staffelförmig an der gegenüberliegenden Berglehne aufsteigende Amtsstadt längst überflügelt.

In ganz Nordstetten gibt es nicht *einen* Bettler, allerdings auch keinen einzigen Großbauer, durchweg aber einen tüchtigen Mittelstand. Die meisten Bauersleute treiben heute, wie in Auerbachs Jugendzeit, neben ihrem Acker- und Hopfenbau ein nahrhaftes Handwerk. Viele Familienväter wandern gegenwärtig, wie ehedem, zur Sommerszeit nach dem nahen Elsaß, wo sie zumeist als Maurer und Schreiner ein schönes Stück Geld verdienen. Und einen weiteren Aufschwung haben die wirthschaftlichen Zustände seit der Eröffnung der Eisenbahn genommen; man hört heute im Zeitalter der Freizügigkeit fast nichts mehr von Auswanderung nach Amerika, während ehedem kein Haus im Dorfe war, das nicht Angehörige an die neue Welt abgegeben hätte. Nordstetten ist — so bekräftigten mir Pfarrer und Schullehrer — ein Musterdorf.

Der Menschenschlag, der hier gedeiht, sind Kernschwaben, ein wenig nüchtern, doch aufgeweckt, gottesfürchtig, doch frei von jeder Gehässigkeit gegen Andersgläubige. Schon in Auerbachs Kinderzeit galt Christ und Jud gleich in Nordstetten. In Handel und Wandel vertrugen sich Lehr-, Wehr- und Nährstand — oder, wie der Dichter lustiger und anschaulicher gliedert — Küh-, Ochsen- und Pferdebauern friedfertig mit ihren Hofbankiers, den jüdischen Maklern und Hausierern. Während der napoleonischen Feldzüge rettete der Mutterwitz, die Verschlagenheit jüdischer Lieferanten, das Dorf wiederholt vor Plünderung und Brandschatzung. Zuvor aber hatte das Toleranzpatent Kaiser Josephs segensreich in Nordstetten gewirkt; denn Auerbachs Geburtsort stand bis 1806 unter österreichischer Oberhoheit und auch

nach der Abtretung dieser Gebiete an Württemberg kamen, zumal in den Judengesetzen, vielfach die für Böhmen erlassenen Bestimmungen in Betracht.

Noch ein anderer traurigerer Grund mag schon vorher die Duldung in Nordstetten gefördert haben. In der patriarchalischen Zeit war der Bauer vielfach rechtlos; vor einem Jahrhundert konnte Christian Garve deshalb in seinen Schilderungen des Bauernstandes den Charakter des Landmannes mit dem des Juden vergleichen, weil Beide, unter demselben Drucke lebend, ihren Machthabern gegenüber dieselbe Mischung von Trotz und Schlauheit nöthig hatten. Wie die Nordstettner Gutsherren mit ihren Unterthanen verfuhren, das hat Auerbachs Mutter dem kleinen Berthold oft berichtet in der — gleichfalls im Nachlaß aufbehaltenen — Geschichte „vom Mädchen, das auf dem Berg fischte."

„„Ja, Kinder, in den alten Zeiten, da hat's keine Gerechtigkeit gegeben, lauter Gunst. Meine Mutter hat mir's oft erzählt. Sie hat's von ihrer Mutter gehabt, wie es in alten Zeiten gewesen ist. Damals war der Gutsherr auch der Richter, und da hat man nicht appellieren können nach Tübingen und nach Reutlingen. Der Spruch hat gegolten und wenn's auch himmelschreiend Unrecht gewesen ist. Also, da ist hier ein Bauer gewesen, der war in besonderer Gunst bei Herrn v. Schleitheim — ich weiß nicht warum. Nun war Markt in Horb, und da ist ein Mann mit einer Stute und einem Saugfüllen. Und des Gutsherrn Günstling ist auch da mit ein paar Ochsen. Da geht das Füllen von seiner Mutter weg zu den Ochsen und ist nicht wegzubringen. Der Mann kommt und will sein Füllen; da sagt der Günstling, der Ochsenbauer: das ist mein Füllen, das hat mein Ochs geworfen. Der Pferdbauer lacht. Aber das Lachen vergeht ihm bald; der Gutsherr kommt dazu, hört den Streit und gibt den Richterspruch: „Das Füllen gehört dem Ochsenbauern, das hat der Ochs geworfen." Was will der Mann machen? Er kommt heim ohne Füllen und erzählt, wie es ihm gegangen.

Nun hat er eine gescheite Tochter. Die setzt sich an den Berg, nimmt ein Netz und fischt da. Der Gutsherr geht vorüber und sagt: „Dummes Mädle, am Berg kann man nicht fischen."

„Gescheiter Herr," sagt sie, „ein Ochs kann kein Füllen werfen."

Ueber die Gescheitheit des Mädchens hat der Bauer sein Füllen wieder bekommen — wenn's wahr ist; es hat eben in alten Zeiten keine Gerechtigkeit gegeben; Alles war Gunst und Bestechung.""

Allein nicht bloß in gemeinsamer Noth fanden sich Bauern und Juden in Nordstetten; die Leute suchten einander im täglichen, geselligen Verkehr. Ein Gemeindegebäude beherbergt die katholische und jüdische Volksschule, und Auerbachs trefflicher Lehrer, Frankfurter, hatte dreißig Jahre lang Abend für Abend sein Spielchen mit dem Ortspfarrer.

Ich habe bei diesen Zuständen länger verweilt, weil anders Auerbachs innige Vertrautheit mit Sitten und Bräuchen, mit Leben und Treiben der Nordstettner Schwaben kaum zu erklären wäre. Auch ihm war es vergönnt, seine Jugend als echtes Dorfkind, d. h. wie er von Hebel meint, als Bauer im verkleinerten Maßstabe, zuzubringen.

Er durfte mit allen Bauernjungen seines Alters nach Herzenslust herumtollen und noch im Sommer vorigen Jahres hat mir ein Spielkamerad Bertholds, der Taufpathe seines Hajrle, der achtundsiebzigjährige Ivo Bock, mit leuchtenden Augen erzählt, wie ausgiebig sie mit einander von diesem Recht Gebrauch gemacht. Die Großen wiederum nahmen den Kleinen in die Pferdeschwemme mit. Alois Schorner

schnitt ihm Pfeifen aus Lindenzweigen. Er durfte an allen Lustbarkeiten theilnehmen als Kind des Ortes. Er wußte in allen Hütten und Häusern, in allen Hantierungen von Pflügern und Schnittern, bei allen Gewerben und Gewerken Bescheid. Alle Freuden und Leiden des Bauernstandes, alle Werk- und Festtage des Bauernkalenders lernte er von Grund aus kennen — anders und unmittelbarer, als Lehrer, Pfarrer, Beamte, die ihr Beruf erst in späterem Alter, mit fertigen Anschauungen, in das Dorfleben versetzt.

So friedlichen, freundlichen Verhältnissen fehlte es leider nicht an düsteren Gegenstücken.

War in Nordstetten selbst keine Spur von Judenhaß zu merken, so äußerte er sich mitunter um so wilder in der altwürttembergischen Amtsstadt. Sein Leben lang ist Auerbach die furchtbare Erinnerung nicht losgeworden, wie ihm, dem neunjährigen, mit Salzsäcken schwer beladenen Kleinen zur Osterzeit ein paar Horber Rangen auf dem Heimwege auflauerten. Auf der abgelegenen Steige, dicht bei der Gypsmühle, hielten sie ihn an mit der Aufforderung, Christum zu preisen. Und da er sich dessen weigerte, schlugen sie ihn zu Boden, fesselten und knebelten sie ihn; dann ließen sie ihn hilflos liegen — ein Bubenstück, das leicht hätte tragisch enden können. Nur dem Spürsinn eines Hundes war dazumal die Rettung, die Lebensrettung des Dichters zu danken. Schon der Knabe hat seinen Angreifern die nichtswürdige Rohheit vergeben. Vergessen hat er die Tücke zeitlebens so wenig, wie die treue Kameradschaft der Nordstettener Bauernburschen, die fortan in heftigem Kriege lagen mit der Horber Jugend. Und wenn Auerbach späterhin als Wortführer gegen so manche Judenhetze mitunter ungestüm und übereifrig wurde, geschah das gewiß nicht, ohne daß bewußt oder unbewußt diese schreckliche Ostererinnerung in ihm nachwirkte.

Doch nicht bloß mit seinem Fluch, auch mit seinem Segen umfieng ihn das Judenthum. Wenn er nachmals in seinen Ghetto-Romanen den Zauber der Sabbathfeier, die unerschütterlich treue Zusammengehörigkeit der Familie, das Glück einer innerlich befriedeten Häuslichkeit schilderte, zeichnete er nach der Natur. Eine herzlicher geliebte Mutter, als Edel (Adelheid) Auerbach, die Enkelin des leichtlebigen böhmischen Musikanten Hacketeback, die Tochter des Nordstettner Ochsenwirths Frank, hat die Erde nicht getragen. Die Sprüche der Mutter, ihre Geschichten und „Raathsel“ hat Auerbach sorgsam gesammelt, und als es galt, dem Großherzog von Baden zu seiner silbernen Hochzeit eine Festgabe darzubringen, griff er auf die Erzählungen der herrlichen Frau zurück.

Edel Auerbach war so gut als klug. Kein Armer gieng ungetröstet von ihr, und nicht bloß die Armen im Geiste nahmen ihren Rath in heiklen Fällen in Anspruch. Einmal freilich konnte selbst Auerbachs Mutter einem Bauern keinen rechten Bescheid geben. Das war, als der Jörg-Toni bei ihr einsprach, der gehört hatte, daß ihr Sohn brav schreibe und verdiene; da fragte er die Edel treuherzig: „Ich hab' ein Enkele, der ist einer der Besten in der Schule, der ist gar gut kopfet. Jetzt, wie ist's? Nimmt Dein Berthold nicht auch einen Lehrbub'n an?“

Was und wie hätte sie auch ernst- oder scherzhaft antworten sollen? So liebevoll die seltene Frau ihren Berthold erfaßt hatte, seine Wege hatte sie kaum selbst geahnt. Sie hatte geglaubt, der Kleine, ihr neuntes Kind, ihr dritter Sohn würde Prediger, Seelsorger werden, wie die Väter und Großväter ihres Mannes bis hinauf ins zehnte Glied. Hatte sich doch schon frühzeitig die außerordentliche Natur des Knaben ausgesprochen. Auf dem Spielplatz begrüßten ihn die Kameraden mit dem Bibelwort: „Seht da

der Träumer kommt." Und seine tiefste Erweckung dankte er den Hirtengeschichten des Alten Testaments. Die erste Ahnung eines hohen Berufs stieg in ihm auf, da er in der Schrift auf das Gleichnis aus dem Naturleben traf: „Dein Athem ist wie der Duft eines Feldes, das der Herr gesegnet hat." Dieselben Worte wurden und werden gelesen von den Kindern der ganzen Diaspora; daß sie in dem Gemüth des jungen Berthold sich einsenkten wie Flugsamen, gründete nicht bloß in seiner Begabung; es war sein Glück, daß bei ihm die unmittelbare Anschauung dem Buchstaben Gehalt und Gestalt gab. Durfte unser Dichter auch nur den kleinsten Theil seines Lebens in Nordstetten zubringen, es waren die Jahre der stärksten Empfänglichkeit, die Jugendzeit, in der jeder neue Tag zu neuen Ufern lockt; die märchenhaft reiche Epoche der Entwicklung, in welcher der Zwölfjährige von seiner ersten Reise zur Hochzeit seiner Schwester nach Altorf (im Breisgau) Eindrücke heimbrachte, wie sie dem gereiften Manne späterhin auf Kreuz- und Querzügen durch Deutschland, die Schweiz, Holland kaum nachhaltiger und reiner zutheil werden sollten. Nur dem Schöpfergeist des Dichters selbst wäre es gelungen, die Fülle der Gesichte jener Zeiten in voller Macht und Pracht wieder aufsteigen zu lassen; das erfahren wir, immer aufs neue bewegt, so oft wir die Trümmerwelt seines Nachlasses durchforschen.

(Schluß folgt.)

Zur Philosophie des Sportes.

Von **Rudolf Leder.**

Den Sport kann man wohl mit Recht als eine der unentbehrlichsten Requisiten des modernen gesellschaftlichen Lebens betrachten. Er ist es fast allein, der in dem größeren Theil der sogenannten guten Gesellschaft einen Rest von Idealismus erhalten hat. Er ist der Förderer und Wecker der Liebe zur Natur in diesen Kreisen. Er stärkt die Gesundheit, stählt Körper und Geist und ist nebstdem noch eine Art Sicherheitsventil oder Blitzableiter für das öffentliche Wohl. Der Ueberschuß an Schaffenslust und Thatendrang, welcher sich ohne diesen Ventilator in Verschwörungs-, Revolutions- und Umsturzgelüsten äußern würde und so den Staatskörper in stete Gefahr brächte, wird durch ihn auf Bahnen gelenkt, welche eine wenn nicht nützliche, so doch harmlose Entladung desselben möglich machen."

Dieser optimistischen Ansicht über den Sport stellen manche Leute eine ihr ganz widersprechende entgegen. „Der Sport," sagen sie, „ist so recht geeignet, den Herrn der Schöpfung vor sich selbst lächerlich zu machen. Man kann ihn kurz als das Bestreben definieren, mit möglichst großen Mitteln, den heftigsten Anstrengungen und schwersten Mühseligkeiten nichts zu erreichen. Was man von Stärkung der Gesundheit u. s. w. faselt, ist eitel Humbug. Jedem Fall, in welchem dies zutrifft, kann man einen anderen entgegensetzen, in welchem der Sport den größten Nachtheil für die Gesundheit, ja die Vernichtung ganzer Existenzen verschuldete. Uebungen, welche eine Kräftigung des Körpers direct

beabsichtigen, sind nicht Sport, sondern Arbeit. Jener verbirgt ferner durch seine Nichtigkeiten und Tändeleien die Schäden und Gebrechen unseres öffentlichen Lebens viel mehr als er zur Heilung derselben beiträgt, wenn er sich auch unter Anderem als angeblicher Wohlthätigkeitseifer brüstet. Der Sport ist das Verkehrteste und Widersinnigste unseres an Verkehrtheiten und Widersinn so reichen Jahrhunderts."

Diese beiden, wenig harmonierenden Urtheile sagen uns zwar sehr viel von den Folgen des Sports, lassen uns jedoch ganz im Unklaren darüber, was er ist und aus welcher Wurzel er entspringt.

Da der Sport unter allen Umständen nur dem freien Willen eines Jeden entstammt und Niemand dazu gezwungen wird, so kann man wohl leicht errathen, daß er die Aufgabe hat, den Menschen glücklich zu machen. Denn daß Jemand sich aus freiem Antriebe bemühen wird, sich zu peinigen und zu plagen um unglücklich zu werden, ist doch gänzlich ausgeschlossen. Andererseits wird man sich wieder manchmal darüber ernstlich befragen müssen, wo denn eigentlich darin das Glück liegt, wenn man stundenlang Frost, Sturm und Hunger erträgt, bloß um einem unglücklichen Auerhahn das Lebenslicht auszublasen, von welch Letzterem man dann nichts weiter erlangt als höchstens ein paar Schwanzfedern, unter Umständen nicht einmal das. Um diese Frage beantworten zu können, muß man diese Species von Glück wohl näher ins Auge fassen, wozu nachfolgende Beispiele dienen mögen.

Der geehrte Leser denke sich von einem Freunde an einen schattigen, in kühlem Grunde rieselnden Waldbrunnen zu einem Stelldichein geladen. Er kommt pünktlich, der Freund aber ist noch nicht da. Anfangs wird der Wartende sich an der schönen Lage, an der frischen Luft u. s. w. erfreuen. Dann wird er an den saumseligen Partner und an noch manches Andere denken. Schließlich, wenn der Vorrath an Gedanken zu Ende, bemächtigt sich seiner ein gewisses bohrendes Gefühl, er flucht ein weniges über den unpünktlichen Freund, während die Ungeduld immer größer wird. Jedes fallende Blatt erweckt trübe Gedanken. Das einförmige Rauschen des Brünnleins wird dem Harrenden zur Plage und schließlich wird er, je nach seinem Temperament, rasend vor Ungeduld oder tiefmelancholisch aus Langeweile. Mit dem lauten Seufzer: „Gott sei Dank, endlich einmal," begrüßt er den verspäteten Freund, der, von Sonnenbrand, Staub und Eile auf's Höchste erhitzt und erschöpft, das Plätzchen, welches dem Einen zur erbärmlichsten Qual geworden war, zur gleichen Zeit paradiesisch schön finden wird. Derselbe Gourmand, dem Austern und Caviar nur Ueberdruß und Ekel verursachen, würde ein Stück Schwarzbrod als Leckerbissen betrachten, wenn er den ganzen Tag Holz gehackt hätte. Verwundete steigern oft die Schmerzen ihrer Verletzung bis zur Unerträglichkeit um die Abnahme der ersteren dann als Glück zu empfinden.

So sehen wir, wie der Vorhof zum Tempel des Glücks mit vielerlei Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten angefüllt ist. Gelingt es Einem, dieselben zu überwinden, so findet er im Allerheiligsten dann das Gedränge so groß, daß er kaum einen Blick der launischen Göttin zu erhaschen vermag und bald wieder beim Tempel draußen ist. Einem andern, der es versteht, sich wirklich festzuhaken, wird Frau Fortuna auf die Dauer sehr langweilig vorkommen und er wird sich freiwillig wieder unter die Menge begeben, um den Kampf von vorne zu beginnen. Das nennt man dann Sport.

Die Hauptaufgabe des Sportes besteht eben darin, die Widerwärtigkeiten und Verdrießlichkeiten, durch deren An- und Abschwellen diese Gattung von Glück erst ins Erscheinen tritt, künstlich zu erzeugen. Diesen Zweck

erfüllt der Sport unter tausenderlei Verhüllungen und Masken, so daß es unmöglich ist, alle Abarten dieses Proteus hier daraufhin durchzusehen, und wir uns daher mit einigen Beispielen begnügen müssen.

Die Bergsteigerei in ihrer Ausartung ins Fexenthum ist in dieser Beziehung am lehrreichsten. Diesen kühnen Kletterern ist es nur darum zu thun, sich für ein bis zwei Wochen durch zerschlagene und zerschundene Glieder an die ausgestandenen Mühseligkeiten erinnern zu lassen. Künstlich aufgesuchte Todesgefahr soll in dieses einförmige Leben einige Würze bringen und ihrem Ueberwinder das Gefühl des Neugeborenseins verschaffen.

Bei den Spielen und Wetten um Geld soll die Spannung auf den Ausgang den Geist in die nöthige Aufregung versetzen, die dem leidenschaftlichen Spieler so unentbehrlich ist, wie dem Morphiumsüchtigen das Morphium.

Die rein körperlichen Sportarten erreichen besagten Zweck durch die körperliche Ermüdung, ferner durch die mit ihnen verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren. Doch spielt bei ihnen wie bei den andern der Ehrgeiz und die Ruhmsucht eine große Rolle. Der Ruhm, der durch derlei äußerliche Geschicklichkeiten im Fechten, Reiten, Zweiradfahren u. s. w. erlangt wird, veranschaulicht sehr deutlich das Faß der Danaiden. Er wird nie voll und ist stets in Gefahr, wieder verloren zu gehen, wenn ein Anderer noch größere Fähigkeiten an den Tag legt. Die unglücklichen Besitzer desselben werden daher durch ihn zu immer größeren Anstrengungen und Unmöglichkeiten aufgestachelt. Das ewige Schaukeln zwischen Sieg und Niederlage läßt ihn nie zur Ruhe kommen und das Chimärische seines Besitzes recht bitter fühlen.

Der harmloseste aller Sportsmen ist gewiß der Briefmarkensammler, und doch läßt sich auch an ihm die Richtigkeit unserer Theorie aufs Klarste beweisen. Wer den Entschluß faßt, eine Sammlung anzulegen, schafft sich hierdurch bereits einen großen Mangel, das ist ein großes Leid. In unserem Falle ist dies zwar ein Mangel der unnützesten Dinge; da aber der Werth der meisten Gegenstände ein bloß eingebildeter ist, hat dies weiter gar nichts auf sich. Der Sammler ist nun bestrebt, diesen Mangel nach Kräften zu verringern, kommt jedoch bei jeder neuen Erwerbung zur deutlichern Erkenntnis, wie groß noch die unausgefüllten Lücken sind. Seine Freude über eine werthvolle Acquisition wird nur so lange dauern, als er sich dieser Lücken nicht erinnert. Sollte der unmögliche Fall eintreten, daß seine Sammlung vollständig wird, so hätte sie für ihn gewiß alles Interesse verloren, wenn er sich nicht freiwillig eines Theiles derselben begibt, um sich so aufs neue einen Mangel zu schaffen.

Außer dieser Aufgabe uns für einige Zeit unglücklich zu machen, hat der Sport noch eine andere, die in der ersten eigentlich bereits mitinbegriffen ist, nämlich: uns von der Langeweile zu erlösen. Nach Schopenhauer pendelt unser Dasein stets zwischen Schmerz und Langeweile hin und her, während die Augenblicke des Genusses und Behagens nur Durchgangspunkte wären. Er ist uns jedoch fast ganz eine erschöpfende Darlegung des Grundes schuldig geblieben, warum uns die Langeweile so entsetzlich werden kann, so daß viele Menschen in Ermanglung eines andern Mittels sich selbst die ärgsten Plagen auferlegen, nur um ihr zu entrinnen.

Ich möchte hier den Versuch machen, dieses Phänomen den metaphysischen Grundsätzen Schopenhauers entsprechend zu erklären.

Als sich der Weltwille in dem menschlichen Gehirn eine Leuchte schuf, in deren Licht er sich selbst betrachtet, stattete er dasselbe mit den drei Formen der Erkenntnis: Zeit, Raum und Causalität aus. So wie jeder Punkt im Raume durch drei Coordinaten bestimmt

wird, so legen wir durch die Fragen „Wo?" „Wann?" und „Warum?" wir eine Erfahrung machten, die letztere in unserem Gedächtnisse fest und knüpfen sie so an unser Bewußtsein.

Wenn wir, mit weit abliegenden Gedanken beschäftigt, eine Gegend durchreisen, so haben wir am Ende der Wanderung einen dumpfen Nachhall der Bilder, die vor unserem Auge vorüberzogen, können jedoch nicht sagen, welches dem einen vorausgieng oder welches dem anderen folgte. Wir hatten es eben versäumt, die Eindrücke durch den dreifachen Faden von Raum, Zeit und Causalität zu verknüpfen und in deutliche Erkenntnis zu verwandeln.

Man wolle diese Abschweifung auf das Gebiet des Transcendentalen nicht ungütig aufnehmen, denn sie war zum vollen Verständnis des Folgenden nothwendig.

Die besagten Formen der Erkenntnis sind nun, so lange sich der Geist mit der Beschaffung der Mittel zum Leben und mit der Befriedigung der Lüste des Willens beschäftigt, ein ausgezeichnetes Werkzeug, diesem Dienste zu genügen. Entrinnt jedoch der Intellect einmal dieser Sclaverei und betrachtet er das Werkzeug, dessen er sich ganz unbewußt mit so großem Erfolge bedient, an sich, ohne Beziehung auf sein irdisches Wohl und Wehe, so sieht er sich mit Schrecken dreien unfaßbaren Ungeheuern gegenüber. Wir sehen uns dann in einer Zeit, die keinen Anfang und kein Ende hat; in deren unendlichen Länge unser ganzes Dasein nur eine winzige Strecke ausfüllt. Eine ganze Ewigkeit ist bis heute abgelaufen und wir wissen nicht, wo und was wir während derselben waren, noch wissen wir, was und wo wir während der zu erwartenden Ewigkeit sein werden. Wie gering erscheint uns dann die Möglichkeit, in dieser kurzen Periode die Erfüllung der Unzahl von Wünschen, die das Ziel unserer Sehnsucht sind, jemals zu erleben. Wie viel Entsagung werden wir uns auferlegen müssen. Denn wie die Bettler können wir nur das erlangen, was die Zeit austheilt. Das größte Genie und der stärkste Wille entreißt ihr nicht, was sie nicht selbst bietet. Siehe Napoleon auf dem Rückzuge aus Rußland.

Der Raum, in welchem wir leben, hat nach keiner Seite eine Grenze. Unsere ganze Erde schwebt als Sonnenstäubchen in der unendlichen Größe des Weltalls, gegen welches der Körper des Menschen zum Nichts wird. Genau da wo unsere Haut aufhört, beginnt die Unendlichkeit, und wir sehen uns verdammt, auf diesem Staubkorn Erde kleben zu bleiben als dessen vergänglichste Parasiten. Der Raum ist angefüllt mit Gegenständen, welche uns alle Genuß und Glück versprechen. Doch in dem Maße, wie wir nach dem einen streben, müssen wir zu gleicher Zeit allen anderen entsagen und stets bleibt das Bessere des Guten Feind, so daß wir nirgends die ersehnte Ruhe im vollkommen erfüllten Behagen finden.

Alles, was um uns ist und geschieht, folgt als Wirkung aus einer Ursache. Unser eigener Körper ist die Wirkung einer Ursache, die uns ewig verborgen bleiben wird. Wir werden durch das Leben getrieben, ohne jemals zur Besinnung zu kommen warum, und wozu, und sterben, ohne es erfahren zu haben. Die Einrichtung unseres Erkenntnisvermögens, bei Allem was geschieht und ist, nach der Ursache zu forschen, täuscht uns eine Unzahl verschlungener Wege vor, durch welche wir hoffen, doch endlich auf den Grund aller Dinge zu kommen. Doch diese Gänge erweisen sich bald als Irrwege, welche uns immer und immer wieder auf Unbegreiflichkeiten führen die uns von allen Seiten umgeben, wie Kerkerwände. Diese unsichtbaren Mauern sind so dicht und fest, daß der Geist an ihnen eher zerschellt und dem Wahnsinn anheimfällt, als daß er sie mit Gewalt bricht. Wir können nur vermuthen und glauben, nie aber

wissen, was sich hinter ihnen verbirgt.

Darum jagte der Weltwille den Menschen diese panische Furcht vor der Langweile ein. Instinktiv treibt sie der Wille, nie den Geist ohne Beschäftigung mit Objecten zu lassen, die ersteren angenehm oder widrig berühren, damit der Geist nur immer im Geschirr bleibt und von derlei gefährlichen Betrachtungen möglichst abgehalten wird. Derjenige, der den drei Monstra ruhig ins Auge zu blicken vermag, entweder mit Hilfe des unerschütterlichen frommen Glaubens oder mit Hilfe der festen Ueberzeugung, daß ihre Ungeheuerlichkeit nur in unserem Gehirne Platz hat, und an sich gar nicht existiert, der wird von den Plagen der Langeweile gewiß verschont bleiben und auch sicher nicht Sport treiben. Dieser Wurzel des Sportes entsprechend ließe sich letzterer ganz gut in drei Classen eintheilen, und zwar in den Zeitsport, den Raumsport und den Causalitätssport.

Zur ersten Art gehörten dann alle Spiele und Wetten auf Gewinn oder Verlust. Der Wille lenkt da die ganze Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Zeitpunkt und verdeckt gleichsam mit der Hand die ganze, hinter diesem noch lauernde Ewigkeit. Es ist bezeichnend, daß es da sehr oft auf die größte Geschwindigkeit ankömmt. Man glaubt wahrscheinlich der Zeit doch noch etwas abjagen zu können. Unsere Freude an rhythmischen Bewegungen dürfte auch nur davon herrühren, daß wir damit der Zeit gleichsam unser Maß aufdrücken, sie zwingend, nach unserem Gutdünken zu verlaufen. Der Sensenmann behält aber schließlich doch immer das Stundenglas in der knochigen Hand und ist seiner Ernte vollständig sicher. Wir besorgen, ohne es zu ahnen, nur immer sein Geschäft.

Der Raumsport wird durch die Touristik in allen ihren Arten vertreten. Um die Unendlichkeit des Weltalls zu maskieren, construieren sich die Menschen auf der Erde eine kleine Unendlichkeit und triumphieren, wenn sie dieselbe überwinden.

Die letzte Gruppe hier einigermaßen erschöpfend zu behandeln, dafür reicht der Raum nicht aus. Alles zu erzählen, was die Menschen gethan haben, nur um sich einbilden zu können, sie seien die Ursache von etwas gewesen, hieße den größten Theil der Weltgeschichte abschreiben. Von den Pyramiden von Gizeh bis zu dem Obelisken auf der Ortlerspitze ist ein weiter Schritt, und doch stehen sie sachlich sehr nahe an einander. In den Thierhetzen, Gladiatorenkämpfen, Christenverfolgung, Inquisition und Hexenprocessen von damals, Racenhaß, Nationalitätenkampf, Anarchismus und Nihilismus von heute, wollte und will der Mensch nichts weiter als dem Gedanken an seine Nichtigkeit entrinnen, indem er sich selbst als das Schicksal aufspielt. Einen der hervorragendsten Sportsmen in dieser Richtung darf man wohl Nero nennen. Um die Ursache eines großartigen Naturschauspiels zu sein, ließ er Rom anzünden, seiner vielen anderen Thaten gar nicht zu gedenken. Ehre, wem Ehre gebührt. All das Gelärm und Geschrei, welches heute das politische Treiben erfüllt und so widerlich macht, wird von seinen Urhebern nur deshalb in Scene gesetzt, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihre, meist sehr unbedeutenden Persönlichkeiten zu lenken, Ursache zu geben, über sie so oder so zu sprechen und ihnen eine kleine Berühmtheit zu verschaffen.

Der Dilettantismus auf allen Gebieten der Kunst reiht sich ebenfalls in diese Abtheilung des Sportes. Daß er seinen Ursprung nur in der Langeweile und nicht in dem inneren unbezwinglichen Triebe hat, beweist die Langweiligkeit, die seinen Hervorbringungen stets anhaftet, und die darin ein sehr sicheres Zeichen ihrer Abstammung stets auf der Stirne tragen.

Eine Bestätigung dieser metaphysischen Begründung der Furcht vor der Langeweile kann man in Nachfolgendem sehr leicht erblicken. Diejenigen Völker, welche die religiösen und philosophischen Revolutionen der letzten Jahrhunderte zuwege gebracht haben, die germanischen, die sich also gewiß seit altersher mit den oben erörterten Fragen beschäftigt haben, wenden heute dem Sport die liebevollste, fast wissenschaftliche Pflege zu. Bei den romanischen Nationen dagegen, deren leidenschaftliches Naturell dem Geist fast nie zu so tiefsinnigen Speculationen Zeit läßt, wird der Sport niemals mit solcher Gründlichkeit getrieben. Der riesigen Eitelkeit dieser Nationen entsprechend, gehört er auch fast ausschließlich der von mir aufgestellten dritten Classe an, während die objectiven germanischen Völker die beiden ersten Classen vornehmlich cultivieren.

Der Sport ist in der menschlichen Natur so tief gegründet und ihr so unentbehrlich, daß er nur mit dem Menschengeschlechte von der Erde verschwinden wird.*)

*) Einige Bemerkungen zu diesem Capitel behalten wir uns vor. Die Red.

Vom Wohlwollen der Menschen zu einander.

Eine Betrachtung.

Kam einmal ein junger Schöngeist zu einem berühmten Mann mit der Bitte, daß dieser ihm etwas in sein Handschriften-Album schreibe. Sei es was immer, bloß eine Zeile, ein paar Worte, wenn auch nur den geschätzten Namen! und wie solche bescheidenthuende Plagegeister sich eben auszudrücken pflegen.

Der Mann, welcher als berühmt galt, schrieb also in das Album folgende Worte: „Das Beste, was wir auf dieser Welt thun können, ist, unseren Mitmenschen recht viele kleine Freuden zu machen.“

„Ah, wie hübsch! wie nett!“ rief der Schöngeist aus, insgeheim aber dachte er: Das ist ein sehr ledernes Sprüchlein. Wenn ein so berühmter Mann nichts Geistreicheres weiß, so sollte er das Sprücheschreiben lieber bleiben lassen. — Er hätte nämlich etwas recht Pathetisches, Himmelstürmerisches gewünscht, oder einen originellen, auch witzigen Ausspruch, der dann von seinem Album aus als geflügeltes Wort durch die Welt gezogen wäre. Nun steht der philisterhafte Spruch vom Gutesthun darin, und zwar vom Gutesthun in seiner kleinlichsten Weise für den Alltagsmenschen.

Es vergiengen die Jahre, der Schöngeist trat in den Kampf des Lebens ein, erlebte Erfolge, Enttäuschungen, Unrecht, begieng Fehltritte und mußte leiden. Und als er nach solchen Stürmen in den stillen und kühlen Hafen des Alters einfuhr, da blätterte der weißlockige Greis eines Tages in seinem vergilbten Handschriften-Album. Bei mancher großartig angelegten Phrase schüttelte er den Kopf, bei manchem barocken Witze spielte ein säuerliches Lächeln um seinen Mund. So kam er auch zu den Worten: „Das Beste, was wir auf dieser Welt thun können, ist, unseren Mitmenschen recht viele kleine Freuden zu machen.“

„Das ist's!“ rief der Mann aus. Ja, er hatte es in der Schule des

Lebens erfahren, daß die Größe und der Wert des Menschen nicht in weltbewegenden Thaten liegt, sondern in dem treuen Wohlwollen, welches er Tag für Tag seinen Nebenmenschen entgegenbringt. Solch unwandelbares Wohlwollen macht unser Leben anmuthig, unser Haupt hell, unser Herz glücklich.

In dem sogenannten Kleinen, das an jedem Orte und an jedem Tage lebt und wirkt, ist das eigentliche Große, so in der äußeren Natur und so in der inneren menschlichen, der moralischen. — Ich hatte zwei Freunde, also sann nun der Greis. Der eine davon hatte mir einst eine große, für mein Leben maßgebende Wohlthat erwiesen und zwar mit Aufopferung seiner selbst. Dann war er zurückgetreten und wenn er mir auch nicht gerade aus dem Gedächtnisse schwand, wenn ich ihm auch ein dankbares Gedenken bewahrte, so war mein Gemüth für ihn doch allmählich kühler geworden und es stellte sich in mir die Vermuthung ein, ob nicht etwa auch ohne jenen Freund mein Wohl sich vollzogen hätte. — Der zweite Freund hatte mir nie einen bedeutenden Dienst erwiesen, aber er war und blieb um mich mit aller Wärme seines Herzens, erzeugte mir jeden Tag eine kleine Aufmerksamkeit, und konnte es nicht mehr sein — denn er war ein einfacher, vermögensloser Mann — so war es wenigstens ein freundliches, theilnehmendes Wort, und ich war immer so recht überzeugt, daß mein Glück ihn freute und mein Unglück ihm nahe gieng. Diesen gütigen, wohlwollenden Menschen gewann ich so lieb, daß er mir weit näher stand, als Andere, denen ich eigentlich Bedeutenderes verdankte. — Man soll also den Menschen schätzen nicht nach dem, was er uns thun kann, sondern nach dem, was er uns ist. Geld und Thaten sind auf dem Markte zu haben, aber Wohlwollen und treue Gesinnung ist etwas, was selbst der Fürst nicht kaufen kann, was dem Einen versagt, dem Anderen geschenkt wird und was wie eine Gnade Gottes ist. Wenn ich das ins Kleinbürgerliche übersetze, so bin ich beim Sprichwort: Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft! Nicht „große Opfer," heißt es, sondern „kleine Geschenke," Aufmerksamkeiten, wohlwollendes Benehmen. Wer diese geringen Dinge verachtet, der verachtet die Menschen und er wäre größerer Opfer, die er nicht verachten würde, unwert.

Wie wohlthätig ist uns in tiefem Elende, in schwerem Leide ein warmherziges Wort unserer Mitmenschen! Es vermindert ja an und für sich das Leid nicht, aber das Bewußtsein treuer Theilnahme erhebt uns, so wie im Gegentheil gerade in Elend und Schmerz uns ein kaltes, herzloses Benehmen am tiefsten verletzt. Ich besaß ein Kind, welches in seinem fünften Lebensjahre eine schmerzhafte Krankheit zu ertragen hatte. Da wimmerte es in den langen Nächten leise vor sich hin, nur wenn der Schmerz gar zu groß wurde, hob es bittend die Händchen: „Vater, tröste mich ein wenig!"

Und der Greis sann weiter: So wie eine lange Reihe von Wohlthaten für unser Lebensbehagen von wesentlicherem Werte ist, als ein einziges großes Opfer, so ist umgekehrt eine lange Reihe von kleinen Bosheiten, Mißwollen und Giftigkeiten, die wir erfahren müssen, für unser Dasein eine größere Noth und Plage, als ein einziges großes Leid, das uns Jemand anthut. Ich habe das erfahren müssen. Nicht Der war mein größter Feind, welcher mir im Jähzorn mein weltliches Gut vernichtete, so daß ich ein Bettler wurde; welcher mir in leidenschaftlichem Hasse den guten Namen raubte, so daß die irregeführten Leute höhnend mit Fingern auf mich zeigten. Das Gut wurde wieder gesammelt, der gute Ruf neuerdings erworben, der Missethäter büßte seine Verbrechen,

ich gieng geklärter und gehobener aus der Trübsal hervor, als ich früher gewesen, und es ist Alles verziehen und vergessen.

Aber ich hatte einen anderen Genossen, der unter dem Mantel der Wohlgesinnung und Vernunft mich jeden Tag mit Nadelstichen peinigte, mit kleinen Malicen neckte, der immer froh war, mir etwas Unangenehmes sagen zu können, meinen Herzensangelegenheiten schnurstracks entgegenstrebte, und sich nebenbei stets als meinen besten Freund hinstellte. Dieser „Freund" war es, der mir das Leben nachhaltig verdorben und vergiftet hat. Dieser gute Freund mit seinen täglichen kleinen Gaben von Mißgunst und Bosheit, von Launenhaftigkeit und Ichsucht hat mir umsomehr Bitternis und Leid zugefügt, als ich treu für ihn fühlte und gerade von ihm mir Güte und Liebe am wohlsten gethan hätte.

Das menschliche Glück, sofern es von außen abhängt, wird nicht gemacht durch wissenschaftliche Kenntnisse, Erfindungen und Comfort, nicht durch politische Großthaten, Macht, Ruhm u. s. w., es wird gemacht durch das, wie sich unsere Mitmenschen im täglichen Verkehre zu uns stellen, ob sie unsere Arbeiten schätzen, fördern, uns wohlgesinnt erquicken und erfreuen, oder ob sie mißwollend unsere kleinen Bestrebungen durchkreuzen, unserer Neigungen spotten, uns zu jeder Stunde etwas Schlimmes anthun können und so unsere Seele allmählich kopfscheu und verzagt machen.

Menschen mit solchen Erfahrungen pflegen sich allmählich in sich zurückzuziehen hinter einen Igelpanzer, vor den feindlichen Freunden die verwundbaren Stellen dadurch zu schützen, daß sie — die sonst oft Mittheilsamsten, Vertrauensseligsten — einsilbig werden, vielleicht ganz verstummen. Wohl mag es geschehen, daß die im einsamen Gemüthe aufgespeicherte Bitterkeit in einem unbewachten Augenblicke sich plötzlich Luft macht und wild hervorbricht — um freilich dann für immer in ein todesähnliches Schweigen zu versinken.

Die meisten Leute haben die Eigenschaft, das täglich von Menschen erfahrene Uebel auf der Stelle auch zurückerstatten zu können; sie bleiben nichts schuldig, sie „tragen nichts nach," wie sie sagen, und ihr Vortheil ist, daß sie stets ein unbeschwertes Gemüth haben. So leicht und schnell sie beleidigt sind, so schnell können sie auch wieder vergessen. — Das sind die seichten Naturen, in denen Lieb und Treue ebensowenig Wurzel faßt als Haß und Groll. Bei einem tiefer angelegten Menschen haftet das Böse, das ihm angethan worden, nicht minder hartnäckig als das Gute, er wird es verzeihen, aber nicht vergessen können.

Thatsache ist, daß Freunde, Geschwister, Eheleute sich oft gegenseitig größere und gefährlichere Feinde sind, als Jene, gegen die wir beständig eine Million Soldaten in Bereitschaft halten.

Wir haben zwar nicht das Recht, von jedem unserer Mitmenschen Liebe in höherem Sinne zu beanspruchen, aber Wohlwollen dürfen und müssen wir von Jedem fordern, weil es vor Allem in der Tiefe unserer Natur liegt, selbst wohlwollend zu sein. Wenn wir an die Thiere denken, in welchem finden wir eine Bosheit der Bosheit willen? Selbst in dem gefürchtetsten Raubthiere nicht. Ihre Rücksichtslosigkeit kommt daher, weil sie wirklich von natürlichen Feinden umgeben sind und sich der feindselige Instinkt gegen dieselben vererbt hat. Was das Thier Schlimmes thut, dafür hat es stets einen praktischen Grund, es will sich vertheidigen und schützen, es will seinen Hunger stillen, es will seine Fähigkeiten messen — das sind die rohen Gründe der Selbsterhaltung. Diese Gründe fallen bei dem Culturmenschen weg; sein Mißwollen, seine kleinen Bosheiten, die Scheelsucht, die Verläumdungssucht, die Zanksucht, der Trotz, die Eitelkeit, Hoffart u. s. w.

sind nicht dem Selbsterhaltungstrieb entsprungen, sondern anerzogene Fehler und Laster, die der Selbsterhaltung, weil der Behaglichkeit und Freude des gesellschaftlichen Lebens, mehr schaden als nützen.

Hilfreich und gut sein, das allein unterscheidet den Menschen von anderen Geschöpfen. Diese Meinung des großen Dichters haben die edelsten Geister aller Zeiten vertreten und gelehrt. Obzwar wir gegenwärtig in einer Epoche leben, in welcher die Brutalität höher geachtet wird, als die Güte und das Wohlwollen, so werden diese letzteren Merkmale der Göttlichkeit doch sehr bald wieder zu Ehren kommen. Die rohe Kraft ist nöthig, daß in wilden Zeiten sich ein Individuum, ein Volk im Kampf ums Dasein behauptet; aber das Wohlwollen der Menschen zu einander ist die erste Bedingung zur Sittigung und Förderung des menschlichen Geschlechts. R.

Zahmer Winter.

Epistel eines Unmuthigen.

Lieber Freund!

Anspielend auf meinen Heimgartenbrief über die Aesthetik des Regens fragen Sie — vielleicht nicht ganz redlich: — wenn ich von dem regnerischen, stürmischen Sommer schon so entzückt gewesen bin, was ich erst zu dem schönen, schneelosen, lauen, sonnigen Winter sage?

Ich vermuthe Freund, daß Sie es auf einen Aufsitzer abgesehen haben. Ein schöner, schneeloser, lauer Winter! Das ist ein Unding. Ich wäre sonst ziemlich gutmüthig, sagen die Leute, allein so oft mir Einer diesen patschigen Winter lobte, wurde ich allemal grob. Da man dem faulen Ungeheuer von Winter selbst nicht beikann, um es zu züchtigen, so ließ ich meinen Zorn an Jenen aus, die es protegierten. Wie man sich im Spätherbst schon freut auf den Alten mit dem eisgrauen Bart und mit dem eisig funkelnden Auge, ein markiger, herber, aber grundehrlicher Geselle! Und wenn dann das welke, fahle Fratzengesicht erscheint, mit seiner weichmüthigen, süßelnden Sündermiene uns angrinst, so ist das, als ob ein alter Geck mit Perrücke und gefärbtem Schnurrbart uns von seinen galanten Erfolgen vorsäuselte.

Anfangs ließ er sich brav an, der Heuchler, als er mit Beginn des Monats November in unser Land eintrat. Ein kräftiger, aber kurzer Schneefall, und darauf trockene Kälte, so daß man Schlitten und Schlittschuhe hervorholte.

Dann kam eine öde Zeit, nicht Sommer, nicht Winter und nicht Herbst, ein schlotternder Courmacher, ein geschminktes Greisengesicht. Mit Ausnahme eines Tages in meiner Gegend sechs Wochen lang Windstille, wolkenloser Himmel und laue Luft, als wäre sie in der Wärmpfanne eines alten Weibes gekocht worden. Sonnenschein, sonst ein vielgesuchter, vollwertiger Schein ohne Coursschwankungen! Aber Wintersonnenschein schielt, er fällt zu schräg ein, er wird durch Dunst und Staub gebrochen, es ist gleichsam ein Blick um die Ecke. Langweiligeres kenne ich nicht, als über den Stadtmauern eine lange Reihe von sonnigen Wintertagen. Die Luft ist schmutzig-blau vor Staub

und Dunst, möchte gern Nebel machen und kann nicht. Die Sonne blendet, wirft lange Schatten, möchte gern die fernen Thürme und Berge zeigen, kann aber nicht, weil der Aether zu rauchig ist. Es sind feuchte Dämpfe, die sich manchmal wie Reif an Dächer und Bäume legen; bisweilen tänzelt ein schneeweißes Stäubchen zu Boden, es möchte gern schneien, kann aber nicht. Um die Mittagszeit ist es so wärmlich, daß die Pflanzen sich zu regen beginnen in den Gärten, es möchte gern keimen, kann aber nicht. Am Abend kommt ein trauriger Frost, es möchte gern frieren und kann nicht und kann nicht. Ein Eunuchenwinter!

Ich zog mich auf meine Stube zurück, denn zum Spazierengehen war mir dieses Wetter zu schlecht. Jeder Athemzug hätte eine Ladung Staub in die Lunge geführt. Ich ließ die Fenstervorhänge herab, damit mir diese sogenannte Sonne nicht mein Zimmer unbehaglich mache. Denn sie war höchst aufdringlich, lag nicht in freundlichen Goldtafeln auf den Dielen, wie im Sommer, sondern kroch in ihrem kalten, grellen Lichte an die Wände hinan, flunkerte an den Goldrahmen und Gläsern der Bilder herum, legte sich breit auf meinen Schreibtisch, um mir auf dem Papier die Augen zu blenden; und suchte ich im Kasten ein Buch, so war sie da, nicht um in mildem Lichte Etwas zu zeigen, sondern um mit stechendem Glanze das Aug' zu beleidigen. Und die Millionen von Staubkörnern und Fasern und Härchen und Splitterchen und Fetzchen, die da im Strahlenbande sichtbar umherschwammen! Eine Welt von Unruhe brachte mir die Sonne ins Zimmer, die Wärme aber mußte der Ofen besorgen. Nun so hatte ich der kalten Schönen den Fenstervorhang vor der Nase zugezogen, und so stellte ich mir in dem dämmernden, von knisterndem Feuer belebten Zimmer einen künstlichen Winter her, der mir lieber war, als der unnatürliche draußen.

Am ersten December wusch er sich einmal. Da regnete es, daß Wasserfälle von den Rinnen, Bäche auf den Straßen schossen. Ein vom Gebirge kommender Eisenbahnzug hatte weiße Dächer. Ein Winter, der auf der Eisenbahn angefahren kommt, ich bitt Euch! — Am nächsten Tage war richtig wieder die „liebe Sonne" da mit ihrem Feuer, das nicht wärmte, und mit ihrem Lichte, das keine anderen Farben zu malen wußte, als grau und blau. Und diese Sonne schien nieder auf den Nikolo und nieder auf den Christbaummarkt und auf das Weihnachtstreiben, das sonst nur unter Schneegestöber zur richtigen Festfreude gedeiht. Dem Monde gelang die Täuschung besser als der Sonne. Wenn die Rorategeher in hellem Mondschein dahinschritten, so war das wirklich eine Art kühler Sommernacht, der fast nichts fehlte, als die Nachtigall. — Und das war December, das war Weihnachten in Steiermark!

Nun zeigte dieser Winter, daß er auch etwas Anderes könne. Er spann finstere Nebel, welche freilich nicht bloß die Sonne und den Mond verdeckten, sondern auch die Straßenlaternen, so daß man kaum deren Nachbarin sah, spann so dichte Nebel, daß man daraus wie aus einem Steinbruch die prächtigsten Quadern für Luftschlösserbauten brechen konnte. Dieser Nebel lag nun tagelang wie ein schwerer, feuchter Pelz über der Stadt und ließ weder Rauch, noch Dunst, noch Gestank in die freien Lüfte. Das war denn ein Brodem, in welchem alle möglichen Gase, Düfte, Miasmen, Bakterien zu einem herrlichen Seuchenodem gebraut wurden. Die Aerzte waren die einzigen Vergnügten, welche von einem „schönen" Wetter sprachen.

Dieser Zustand mit dem klebrigen Schmutz auf den Straßen, mit dem stinkenden Dunst, der zu allen

Löchern hereindrang in die Wohnung, war ein rechtes Zolawetter. Ich sage das, weil es mich — Du siehst, wie ungesund das Wetter ist! — in die richtige Stimmung versetzte, ein Werk von Zola zu lesen. Es ist jenes, welches in der französischen Bauernschaft spielt und wovon Du Dir einmal meine Meinung zu hören wünschtest. Wohlan.

Ich nahm das Buch ohne Vorurtheil in die Hand, hoffte aus demselben Etwas zu profitieren, besonders aus einer naturwahren Schilderung den romanischen Bauer kennen zu lernen. Kennen gelernt habe ich Etwas, aber nicht den romanischen Bauer, sondern den Emile Zola. Mehrmals während der Lectüre des Werkes war mir zu Muthe, als müsse ich auf nach Paris, vor Zola bewundernd auf die Knie fallen, ihm dann das Beinkleid lüften und an passender Stelle einen tüchtigen Schilling hinaufsalzen. Zola ist in seinem Können ein Genie, in seinem Wollen ein Lump. Die Schilderungen und Charakterzeichnungen jenes Werkes sind von größter Meisterschaft, aber der Mann schildert fast ausnahmslos nur das Häßliche, Schlechte, Niederträchtige. Und überall liegt die Absicht klar zu Tage, Alles, was uns Menschen und unserer Cultur heilig ist, in den ekelhaftesten Koth zu stampfen. Die Rechtschaffenheit unterliegt immer, der Schuft und der Schurke bringt's zu Hab und Achtung und zieht singend durch die Welt. So mag es ausnahmsweise vorkommen, aber im Allgemeinen ist diese Auffassung eine freche Lüge. Wer naturalistisch sein will, muß es mit der Natur halten; die Natur aber zeigt, daß das Gesunde und Tüchtige siegt, das Faule unterliegen muß. Zola ist in dieser Beziehung kein Naturalist, sondern ein Phantast, der allerdings mit naturalistischem Kothe seine Gestalten malt. Zola ist in seinen Schriften nicht so sehr frivol, als vielmehr brutal; er lockt nicht, er packt mit Gewalt, er überredet nicht, er zwingt. Es sind lauter Schändungen, die er an seinen Lesern begeht. Und doch ist er auch Verführer in anderem Sinne. Anfangs erzeugt er in seinem naiven Leser eine Art Pharisäerstolz, nicht so zu sein, wie das Zola'sche Lumpengesindel; allmählich wird der Leser mit diesem Gesindel vertrauter und er sagt sich: Wie viele Schandthaten darf ich begehen, bis ich diesen „naturalistischen" Menschen gleichkomme? Damit ist er auch auf dem Wege zu ihnen. — Zolas Bücher in der Hand der Jugend wirken mehr als alle Sprengstoffe der Nihilisten.

Das, lieber Freund, ist meine Meinung über Emile Zola, zu welcher mir das warmfeucht-schmutzige, faule Weihnachtswetter die richtige Umrahmung gab. Fort aus solcher Atmosphäre!

Ich hegte inmitten der rostbraunen Nebelnacht, die diesmal über dem heiligen Feste lag, eine stille Hoffnung. Aus so schwerem, schmutzigem Winternebel pflegt sich reiner, weißer Schnee zu entspinnen — vielleicht viel Schnee, sehr viel Schnee! Dann im Stöbern und Stürmen wollte ich meine Fenster aufthun, wollte hinaus und mir den Stadtstaub von Leib und Seele fegen lassen im wilden, wonnigen Winter.

Zu Anfang Jänner war der Nebel verschwunden, die von ihm niedergepreßten Gase strömten in den Himmel auf und wieder schien durchs holde Blau, das wie eine abgestandene Fensterscheibe war, die liebe, warme Sonne.

Ich athmete auf. Wie ein Mensch, der von Angst und Hoffnung beunruhigt war, endlich vollkommen enttäuscht alle Hoffnung fahren läßt, resigniert aufathmet, so athmete auch ich auf. Wenigstens waren sie vorüber, diese in Nebel und Gestank gebeizten Weihnachtstage. Es waren die Neujahrskarten, Neujahrsbesuche und Neujahrstrinkgelder abgethan, ich ruhte

nach diesen Feiertagen wie nach einer gethanen Arbeit. Nie noch hatte ich die Belästigungen durch Neujahrsceremonien (die Trinkgelder als die einzig praktischen ausgenommen) so wahrhaft schwer empfunden, als diesmal, weil mir der Humor dazu in diesem gebrühten, endlosen Spätherbstwetter abhanden gekommen war. Der Mensch wünscht dem Mitmenschen ein glückseliges und zufriedenes neues Jahr und beeilt sich, ihm das beginnende Jahr mit nichtigen Ceremonien trivial zu machen, ja zu vergällen. Was Wunder, wenn ich allen Neujahrsbesuchern ein Täfelchen vor die geschlossene Thür hieng mit den Worten: „Besten Dank, ich mein's ebenso!" Ein- für allemal möchte ich es bei dieser Gelegenheit feststellen: „Ich wünsche Allen und Jedem das Beste, den Freunden lauter Gutes, den Feinden nichts Schlechtes!" Dabei bleibt's und das gilt für heuer und für nächstes Jahr, und für alle Jahre. Dasselbe nehme ich auch bei meinen Mitmenschen an, sie wünschen mir nichts Schlechtes und braucht's keine Papierblättchen zu Neujahr, Geburts-, Namenstagen u. s. w. Nur falls Einer doch eine Ausnahme machen wollte, hätte er es mir etwa zu Neujahr gütigst anzuzeigen: „Meinetwegen hole Sie der Teufel!" und Unterschrift. — Denn es ist ja vortheilhafter, seine Feinde kennen zu lernen, als seine Freunde. Nur steht zu vermuthen, daß bei solchem Brauch erst recht viele Neujahrskarten ins Haus strömen würden.

Lassen wir das und schauen in den Kalender, wann es schneit. Bauernregeln, astrologisches Zeug, wir zucken darüber die Achseln, wir wissen es besser. Also hören wir, was die Wetterberichte unserer Zeitungen sagen, die sind ja von der heutigen Wissenschaft. Seit Anfang November haben sie siebenmal Westwetter, Niederschläge prophezeit, und genau siebenmal irrt der Gerechte. Der Unterschied ist nur, daß der Gerechte täglich siebenmal irrt, der Meteorologe unbestimmter. Irren aber macht klug, und so sagt der neueste Wetterbericht: Witterungscharakter andauernd, wechselnde Winde, theilweise Bewölkung mit Niederschlägen, später Ausheiterung voraussichtlich. — Das stimmt auf jeden Fall — irgendwo und irgendwann.

Uebrigens, es ist ja der Stimme der Natur nicht einmal mehr zu glauben. Seit Wochen tanzt auf den Gassen der Staub und wirbelt in niedlichen Windhöselein auf. Nach guter alter Art bedeutet das Wetterumschlag. Seit vielen Nächten schon flimmern die Sterne so stark und hell, daß man alle Zacken sieht an ihnen, und sie zucken so lebhaft, als ob der Wind dreinbliese. Ein vernünftiger Mensch würde aus dieser Erscheinung schließen, daß der Dunstkreis sehr feucht sei, und daher Regen oder Schnee in Aussicht stehe. In diesem Winter würde der besagte vernünftige Mensch sehr unvernünftig prophezeien, denn das Wetter schlägt nicht um, es regnet nicht und es schneit nicht, es erhebt sich kein Wind und es kommen keine Wolken — nichts als kalter, staubiger Sonnenschein oder schmutziger Nebel, mürfelnd wie ein alter Lumpensammlermantel.

Die Zeitungen berichten von großen Schneefällen im südlichen Rußland; mein reisender Schwager schrieb mir von seltsamen Naturerscheinungen in Constantinopel und in Griechenland: es hatte dort geschneit. O, wie sehnte ich mich nach dem Süden!

In den ersten Tagen des Jänner kam sachte eine Frische von 5 Grad unter Null. Das war Etwas. Die Schlittschuhe wurden rasch hervorgeholt, auch einige Schlitten sollen sich ins Freie gewagt haben, doch vor dem Hohne der über den gefrorenen Erdboden hinholpernden Wagenräder verscheucht wieder in ihre Schoppen gekrochen seien. Ich habe keinen gesehen. In der Luft fankelten bei halbheiterem

Himmel kleine Schneeflöckchen herum, wußten aber nicht recht, sollten sie abwärts oder aufwärts fliegen, und verschwanden in der Luft, wie sie entstanden waren.

Am heiligen Dreikönigstage gieng ich ins Gebirge und besuchte die Waldwege und Ruheplätze, die mich im Sommer zu erfreuen pflegen. Ein ganz dünner Reif lag über Allem und als am Abende der Mond vom tiefheiteren Himmel zwischen den schwarzen Baumwipfeln niederschien, da war es so verzweifelt sommerlich, daß ich mich fragte, ob die Jahreszeit verrückt geworden sei, oder ich. „Im Juni des vorigen Jahres haben wir mehr Schnee gehabt, als im heurigen Jänner." Dieses Wort hatte mir ein Bauer zugerufen und beigesetzt: „Das ganze Fuhrwerk steht ein, wozu wir Schnee brauchen, und das Korn erfriert auf dem Feld. Was soll denn werden, wenn jetzt auch der Kalender närrisch wird!"

Endlich am 11. Jänner war's, Vormittags, da begann es sachte zu schneien. Der gefrorene Lehmboden wurde immer blasser, noch sah man die dunkleren Spuren der Fußgeher. Allmählich war Alles weiß und dichtes Schneegeflocke wirbelte vom Himmel. Ich ward von Minute zu Minute jünger. In der Stube knisterte der Kamin, auf den Möbeln und Bildern und auf der Zimmerdecke lag jenes traulich blasse Winterlicht, wie es schon den auf den Abend harrenden Christbaum hätte umdämmern müssen. Endlich, als alle Wege verschneit, alle Dächer und Bäume mit Schnee und Schnee überladen waren, gieng ich hinaus. Wer es gewohnt ist, nicht auf ausgetretenen Straßen zu wandeln, sondern seinen Pfad sich selbst zu treten, der wird verstehen, wie herrlich wohl und frisch mir war, als ich im Gestöber dahinschritt, auf dem Hut einen Berg von Schnee und die Wangen roth gefegt von dem prickelnden Eisstaube.

Nachdem ich mich stundenlang umhergetrieben hatte in der nordischen Herbe, kehrte ich heim, in den Gliedern eine ehrliche Müdigkeit, die nicht wie die Faulheit beim Ruhen noch träger wurde, sondern nach kurzer Zeit der Rast bald wieder einem gesunden Bedürfnisse nach Beschäftigung wich. Ich nahm einen Band Schiller und entzündete mein Herz an der Glut eines echten, heiligen Pathos, der nicht, wie Zola'scher Schmutz, den Menschen in die Tiefe ekelhafter Armseligkeiten zieht, sondern ihn zu freien, seligen Höhen hebt. Da sah ich wieder, wie viel der Idealismus und das Ideal wert ist unter Brüdern! Das Ideal hat gewiß — und das sage ich den Materialisten — auch einen nach Ziffern schätz- und meßbaren Wert, etwa wie ein Becher Wein, wie eine Lampe elektrischen Lichtes, wie eine Vase mit Blumen; es dient zu einer sehr realen Verschönerung des Lebens, indem es uns erquickt, erfreut und ungewisse Gefühle erhellt und kräftigt. Wer den Idealismus, wie ihn z. B. Schiller vertritt, nach naturalistischem Brauch verachtet, der ist so roh und dumm als Jener, welcher den Wein verschüttet, um Branntwein zu trinken, vor dem Sternenlichte die Augen schließt, um sich am Phosphorglanz der Fäulnis zu ergötzen und die Blume in den Mist tritt, weil sie ja doch aus demselben entstanden ist.

Zola und Straßenschmutz — Schiller und reiner Schnee! Freilich dauerte es nicht lange und auch der Schnee war Schmutz geworden; doch wie sehr er in seinem kurzen reinen Dasein mich erfrischt und zu neuer Lebenslust angefeuert hat, das vergesse ich ihm nicht. R.

Kleine Laube.

Dichter der Heimat.

Ein Frühlingssträußchen von A. H.

Gottfried Ritter von Leitner.

Der theueren Steiermark hast Du Dein reiches Leben
In Rath und That, in Sag und Sang gegeben,
Darum der Landesfarbenschmuck in hohen Jahren,
Der grüne Lorbeer auf den weißen Haaren.

Robert Hamerling.

Das höchste Ideal, die glühend heiße Phantasie,
Die größte Lust, den tiefsten, unbegrenzten Schmerz,
Schon eins zu schwer für schwache Erdenpilger,
Gott legt sie Alle in dies Dichterherz.

Ludwig Anzengruber.

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!

Karl Morre.

Ungezählt und ungewogen
Gab Dir Gott mit voller Hand,
Ungezählt und ungewogen
Streust Du Schätze in den Sand,
Doch gezählt und wohlgewogen
Wird Dein Name sein im Land.

Hans Grasberger.

Als Kritiker bist Du gefürchtet,
Als Dichter viel geehrt,
Als Mensch geliebt. Ja, Wack'rer,
Das ist des Lebens wert.

Sophie v. Khuenberg.

In Frost und Flammen giengst Du durch den Himmel,
Und stiegst herab zur Erde nach der Natur,
Zu Haus auf Erden wie im Himmel wandelst
Auf menschlicher hier, dort auf göttlicher Spur.

Edith Salburg.

In ganz wenigen Worten weist
Sich Deiner Eigenschaften Summe:
Ein unbändiger Feuergeist
Hat sich verkleidet in eine Blume.

Das neuerdings drohende Rococo.

Wer ein wahrer Freund altdeutschen Stiles ist, der konnte sich nicht an der Thatsache freuen, daß derselbe begann, Mode zu werden. „Wer auf Mode traut, der hat auf Sand gebaut."

Und in der That, der Umschwung ist schon da. Das Rococo schickt sich an, wohl ebenfalls wieder als Modesache, in Deutschland seinen Einzug zu halten. Und gerade zu einer Zeit, da die Deutschen sich auf sich selbst besinnen wollen, auf ihre deutsche Art in Leben, Sitte und Kunst, tänzelt das wälsche gepuderte Rococo daher und wird — wie man die guten Deutschen kennt — Siegerin sein.

Wir ergeben uns nicht. Ferdinand Avenarius veröffentlicht im „Kunstwart" (Dresden) einen geistvollen, tapferen Aufsatz gegen das Rococo, der allseitige Be-

herzigung verdient. Wir entnehmen demselben folgende Darlegungen:

Ich lauf' im Dresdener „Zwinger“ herum, ordentlich angesteckt vom Uebermuth all dieses Laune, Witz, Geistreichigkeit gewordenen Steins. Wie lustig, den liebenswürdigen Späßen der Figuren drunten zuzusehen. Und wie das Rococo an den Wänden aufs Dach hinanfklettert und mit dem ehrsamen Gebälk und Gesteine droben in ausgelassener Anmuth seinen Scherz treibt, es auseinander- und zusammen- und durcheinanderbiegt und -steckt, umdreht, verlängert, köpft, verschnörkelt, toll macht. Dann geh ich wieder durch die Säle eines stolzen Rococoschlosses. Welche flimmernde Pracht in den stolzen, hohen Räumen mit ihrem Gold, mit ihren Spiegeln! Die Figuren auf den geschweiften Consoletischen und die Tische und Tischelchen selber sammt den anderen seinen Möbeln ringsum sind Zeugnisse zierlichster Formenkoketterie und spielend leichter Ueberwältigung aller technischen Schwierigkeiten. Lange aber halt ich's nicht zwischen ihnen aus. Nach und nach beschleicht mich ein eigenthümlich aufremdendes Gefühl — und Räume, in denen wir wohnen möchten, sollten uns doch anheimeln. Ich kenne gothische, romanische und Renaissance-Räume, die mich anheimelten — merkwürdig, nur Rococoräume, in denen ich dauernd hausen möchte, kenne ich nicht.

Was ist es eigentlich für ein sonderbares Ding, dieses „Anheimeln“ und „Aufremden?“ Woher kommt dieses Beseelen der todten Natur aus uns selber heraus, daß wir's gar nicht lassen können, ist unsere Vorstellungskraft nur einigermaßen rege? Ist es gar etwas, das zum Wesen des lebendigen Geschöpfes gehört?

Wenig bewußt pflegt uns solches Beseelen unsererseits den Erzeugnissen menschlicher Arbeit gegenüber zu sein. Aber „beseelen“ wir denn wirklich auch das Haus, in dem wir wohnen, den Stuhl, auf dem wir sitzen, das Glas, aus dem wir trinken?

Gewiß, schneller oder langsamer, unserem eigenen Bewußtsein klarer oder unklarer. Das neue Mietshaus, in das wir heut ziehen, ist uns vielleicht ein gleichgiltiges Ding — verlassen wir's nach fünfzig Jahren, so „nehmen wir Abschied“ von ihm und es „sieht uns nach,“ wie wir davongehen. Vertraut werden und beleben ist hier dasselbe. Aber ein Haus, ein Geräth, ein Gefäß kann diesem Beleben mehr oder weniger durch seine Erscheinung entgegenkommen. Und thut er dies so, daß es schon unserem Auge sein ganzes Wesen klar hinlegt, dann hat es Stil.

Der Stuhl, der sich behaglich öffnet, als lüd' er uns ein zum Niedersetzen, er hat Stil. Stil hat der Tisch, der uns beim ersten Anblick durch seine Erscheinung sagt: belaste mich nur, ich breche nicht, der Schrank, der uns zu sagen scheint: hier sind meine Thüren, hier das Schloß, Alles ist fest, du kannst mir dein Gut anvertrauen, während der Schrank stillos ist, der aussieht wie ein aus Holz geschnitztes Tempelchen. Die Lampe, bei der Fuß, Griff, Oelbehälter, Brenner deutlich gekennzeichnet sind, so daß das Ganze nicht etwa dreinschaut, wie eine zur Lampe umgewandelte Blumenvase, sie hat Stil. Deutet uns das Faß schon durch seine Formenerscheinung an, daß es seinen Inhalt nur aufbewahren, die Kanne, daß sie ihn ausgießen soll, zeigt das Weinglas schon in seiner Form, daß es zum Schlürfen des Rebensaftes, das Bierglas, daß es dem reichlicheren Trinken derberen Stoffes dient — so haben alle diese Sachen Stil. Vorausgesetzt freilich, daß sie uns so wenig wie über ihren Zweck auch über den Stoff belügen, aus dem sie bestehen. Denn stillos z. B. ist das Gefäß, das aus Thon besteht, und doch in seiner Form den Charakter des Glases zeigt, oder aus Glas, und doch die Form nachahmt, die der Natur des Thons entspricht. Stillos ist eine Porzellanschale, die Korbgeflecht nachahmt, oder ein goldenes Armband, das aussieht wie ein in Gold verzauberter Lederriemen. Durch Widersprüche über sich selbst erschweren sie uns das Beseelen. Wie zu-

sammenhängend mit dem Bedürfnis nach diesem, wie eingeboren dem Menschen das „Stilgefühl“ ist, das beweist nichts besser als die Thatsache, daß die ältesten Völker ihre Geräthe fast durchgängig stilgerecht, daß noch heute die Naturvölker ihre Gefäße so bilden. Erst mit der Entwickelung der Kunstgeschichte werden die Sünden gegen das innere Leben häufiger, das ein wahres Stil-, ein wahres Durchgeistigungsvermögen verleiht.

Die wertvolleren kunstgewerblichen Schöpfungen der Antike, der altchristlichen, der romanischen, der gothischen, der Renaissance-Kunst, sie redeten wohl in verschiedenen Formensprachen, was aber das Geräth durch seine Erscheinung sagte, war immer dasselbe: das bin ich und das soll ich. Jetzt ward es anders. „Die Willkür wurde zum Princip erhoben und in Methode gebracht“ — so bezeichnet Jacob von Falke den Geist des Rococo. „Was gerade war, wurde gebogen und gebrochen, was eckig, wurde rund, aber nicht in regelmäßiger Curve, sondern in unregelmäßiger Schweifung; was symmetrisch war und seiner Natur nach sein sollte, das wurde in eine Form gebracht, wo das Rechts und Links, das Unten und Oben einander nicht mehr entsprachen, sondern absichtlich ungleich gebildet waren.“

Entweder alle Vorgängerinnen des Rococo waren Unnatur: Antike, Romanismus, Gothik, Renaissance — oder sie waren Natur, und die Unnatur steckt im Rococo. War es einigermaßen richtig, was wir über den Stil gesagt, dann ist das Rococo gar kein Stil, dann ist es nur eine Manier.

Freilich eine Manier, die oft auf die allerreizvollste Weise angewendet ward. Was ich am Eingange dieser Zeilen von meiner Freude am Dresdener Zwinger und anderen Schöpfungen des Rococo sagte, war wahrlich keine Ironie. Es gibt Gebilde der Architektur wie des Kunstgewerbes im Rococo, die mich hinreißen zum Entzücken. Die köstliche Beweglichkeit des Künstlergeistes, sein „Esprit,“ das Anmuthige seiner Laune thut mir's in solchen Fällen an. Aber es hilft nur wenig über den Mangel des Ganzen an innerer Wahrheit, an Stil; es schafft ihn nicht aus der Welt. Der simple Bauerntisch mit derber Platte und geraden, zuverlässigen Beinen kann mir auf die Dauer behaglich werden und kann mir's bleiben, der billige Rococotisch steht wie ein Schwindler auf seinen krummen Beinen; hier erkennen wir eben die Unnatur sofort. Dem Wesen nach ist auch der üppige Rococotisch nichts anderes, als das, was er nun einmal sein soll, ein Tisch, der in seiner Form Standhaftigkeit, in seinen Holzgliedern ausdrücken soll, daß er Holzglieder hat. Will er anders scheinen, so ist er eine verlogene Möbelperson — man kann ja geistreich, unterhaltend, sogar liebenswürdig lügen. Daran liegt's, daß ein künstlerischer Feinempfinder sich wohl auf Stunden, nicht aber auf die Dauer behaglich in Rococoräumen fühlen kann. All dieses Kunstgewerbe lebt gleichsam nur mit der Oberfläche. Um die Werke der Rococo-Plastik und -Malerei steht es anders: bei diesen kommt kein Zweck, kein Stoff, wie bei Baukunst und Kunsthandwerk hinzu, dessen Eigenleben Recht auf Dasein hätte. Dort darf die Persönlichkeit des Künstlers Alles sein. Im Kunstgewerbe und in der Baukunst darf sie es nicht: denn hier gilt es, einen Zweck, ein Material zu charakterisieren, um eben einen Gegenstand als das was er ist, zu beleben.

Fragestellung: Ist die „Wiedergeburt des Rococo,“ (die heute wieder gefeiert wird), zum Vortheil oder zum Nachtheil?

Erstens wird dafür gesagt: sie erfordere zur Bewältigung feinerer Arbeiten eine ungewöhnliche Geschicklichkeit. Daß sich das deutsche Kunsthandwerk ans Rococo wage, sei also ein Beweis seines Könnens. Zugegeben. Wir freuen uns dieser Geschicklichkeit, können aber in ihr durchaus nicht die Begründung erkennen, daß der Uebergang zum Rococo nothwendig sei. Selbst wenn wir annähmen (was wir durchaus nicht zugeben), daß das Rococo ehrgeizigen Kunsthandwerkern zum Zeigen ihres Könnens bessere Gelegenheit biete, als andere Formensprachen, so könnten wir jenes erst thun, wenn uns

bewiesen würde, daß technische Geschicklichkeit wichtiger sei, als innere Wahrheit.

Zweitens: Wo einmal eine wahrhaft prunkvolle, überaus reiche, eine „Repräsentations"-Leistung geboten werden solle, da genüge z. B. die Renaissance nicht. Uebersetzen wir das ins Deutsch: man kann mit ihr nicht genug protzen. Verlangt ein Fürst in die Rococoräume, die sein Schloß von Väterszeiten her umschließt, auch entsprechende Möbel u. s. w., so ist das freilich ein auch von gutem Geschmacke sehr berechtigter Wunsch. Im Uebrigen: das Kostbare hat mit dem Schönen bekanntlich an und für sich nichts zu thun. Drängt es einen Geldmann, nur hochmoderne kunstgewerbliche Ia-Waare um sich zu haben, so mag ihn das Kunsthandwerk nur erfreulich schröpfen. Aber es sollte sich nicht herablassen, den Protz-Wert des Rococo als einen Empfehlungsgrund zu nennen.

Drittens: Die Rococomöbel seien bequemer als die altdeutschen. Das unglückliche „Altdeutsche" — was ist in ihm zusammengefext worden! Aber es ließ doch wenigstens die Möglichkeit, jedes Geräth seinem Wesen nach zu kennzeichnen. Seine Möbel mußten nicht unbequem sein; sie waren's zumeist eben weil man fexte, weil man, um ja den Eindruck des „Echten" zu erzeugen, unsere Bedürfnisse weniger ins Auge nahm, als die der Altvordern.

Und als einzige Hilfe erscheint mir, daß wir immer und immer wieder statt der Stile den Stil in Betracht ziehen. So kommen wir schließlich von allen Seiten her doch auf den einen großen Hauptschaden unserer modernen Halbbildung hinaus: es muß mehr aufs Verstehen hingearbeitet werden, statt aufs Auswendiglernen. Wir haben Kunstgewerbemuseen — wie viel mehr werden sie leisten, wenn der Besucher vom Geiste sich anzueignen vermag, statt nur nach „echten Mustern" zu suchen! Wir haben eine riesenhaft angeschwollene Kunstgewerbeliteratur mit sich stets mehrenden Büchern und Bilderwerken. Aber wie Wenige behalten das Allgemeine über dem Einzelnen im Sinn! Die Meisten lassen den Wald vor den Bäumen, den Stil vor den Einzelheiten der Stilweisen aus dem Auge!

Wächst das Rococo zwischen uns wieder zur herrschenden Macht herauf, so wird es mehr als einen Unsegen mit sich bringen. Die Schönheit des Umrisses, der „Profilierung," einer der wesentlichsten Vorzüge, welche die vornehm ruhige Wirkung edler Renaissancewerke erzeugen, wird in Zukunft Gott weiß wo zu suchen sein, nur nicht bei unserem Rococo. Die tiefen, satten, kraftvollen Farben, die zu genießen die Renaissance unser Auge wieder stark genug machte, sie werden abermals den zarten, blutarmen, blassen den Platz räumen. Mit Sinn für schöne Profilierung und kraftvolle Farben hatten wir doch was gewonnen vor Heranbildung eines eigenen neuen kunstgewerblichen Ausdrucks unserer Zeit — nun wollen wir's wegwerfen. Was aber das Schlimmste ist: das, was wir mit allen Mühen als Erstes jeder Thätigkeit auf diesem Gebiete wieder in uns erwecken, pflegen und erziehen sollten, das Verständnis dessen, was Stil ist, und die todten Dinge aus Stein, Holz und Metall um uns her beseelt zu Organismen, die durch ihre Erscheinung leise zu uns sprechen — dies Verständnis wird durch das Rococo unterdrückt.

Ist ihm doch dieses Unterdrücken dereinst so gut gelungen, daß es seitdem zu Ende war mit wahrhaft bodenwüchsigem Kunstgewerbe, daß an Stelle der Entwickelung von Formensprachen, die der Ausdruck des Wesens der Zeiten waren (Romanismus, Gothik, Renaissance bis zum Rococo), fortan nur ein Hetzen von Nachahmung zu Nachahmung, von Mode zu Mode eintrat. Denn das kennzeichnet die nun folgende Zeit: der Sinn für das Organische, Lebendige, der Sinn für den Stil war nicht mehr da, man hörte nicht mehr, was alle die Formensprachen sagten, man hielt ihre Vocabeln und Sätze, ich meine: ihre künstlerischen Ausdrucksformeln schon für das, was sie ausdrückten. Durch Bemühungen tüchtiger Männer und durch die eigene Uebung kam man seit

Mitte dieses Jahrhunderts doch wieder so weit, tiefer ins Wesen zu sehen. Wir haben aus den letzten Jahrzehnten und sogar in großer Anzahl kunstgewerbliche Schöpfungen, die den Erfordernissen des Stils als der inneren Wahrheit und Beseeltheit im besprochenen Sinne durchaus genügen. Wär' es so fort gegangen, vielleicht wäre das Stilgefühl wieder wie im Handwerk der alten Zeiten Gemeingut geworden, und wir hätten damit die Grundbedingung für das so warm Ersehnte gewonnen: für die Ausbildung einer eigenen, uns selber kennzeichnenden Ausdrucksweise, für einen deutschen Stil des neunzehnten Jahrhunderts. Und nun rupfen wir die jungen Pfläuzchen wieder aus.

Kein Einzelner kann's aufhalten. Auch wir Alle, die wir dem Kunstgewerbe denkend gegenüberstehen, könnten es selbst dann nicht, wenn wir einer Meinung wären, was wir ja leider nicht sind. Denn das Kunstgewerbe ist nicht von uns abhängig und nicht von den wenigen Reichen und Vornehmen, die mit innerer Theilnahme ihm gegenüberstehen, sondern vom Protzenthum hier und von der gedankenlos nachtrottenden Mehrheitsherde dort. Die scheeren sich den Teufel um Geschmack: sie wollen das Neueste, heute das Altdeutsche, morgen das Rococo, übermorgen das Japanische, weil's Mode, weil's „fein“ ist, weil es Der und Jener auch hat, und weil's ja die Mittel erlauben. An und für sich war's belustigend, dem friedliebenden Börsianer zuzusehen, der sich unter der altdeutschen Mode Morgensterne und Hellebarden ins Zimmer pflanzte, und belustigend wird der Mann der Couponscheere sein, wenn er sich von den Satyren und Nymphen des Rococo in seiner eigenen Wohnung Gesichter schneiden läßt. Schade nur, daß es damit nicht abgethan ist. Schade nur, daß unsere Kunsthandwerker immer noch auf solche Mäcene angewiesen sind. Hätten wir mehr einfache Arbeiten, wir würden über Schön und Häßlich ungleich schneller ins Klare kommen. So geht es der Menge wie den Kindern, die jede geputzte Frau für schön halten.

Vielleicht erleben wir doch noch einmal ein volksthümliches Kunstgewerbe. Ein Kunstgewerbe, das nicht in der Kostbarkeit des Materials, noch im Reichthum des Schmuckes, sondern in der einfachen Kennzeichnung der Gegenstände durch sinn- und lebensvolle Gliederungen, gute Verhältnisse und schöne Linien seine Aufgaben sieht — Aufgaben, deren künstlerische Lösung keinen Groschen mehr kostet, als die unkünstlerische. An Ansätzen und Versuchen dazu hat es nicht gefehlt und fehlt es, Gott sei Dank, selbst jetzt nicht. Solch ein Kunstgewerbe würde der Entwickelung des Stilgefühls dienen und damit sich und der Baukunst den festen Boden im Volksempfinden setzen.

Die Freunde des Bauernstandes.

Ein alter Charakterzug unseres Bauers, der sich nicht läugnen läßt, besteht in seiner manchmal kriecherischen Unterwürfigkeit vor den „Herren.“ Auch hat der Bauer die Vorstellung, daß alles Bessere, Feinere an Nahrung, Wohnung und Lebensweise den Herren gebühre, während er sich mit dem Schlechten, Groben und Gemeinen zufriedenzustellen habe. Dieser Zug rührt noch von seiner Unterthanenzeit her. Der Herr Graf hat ihm nur das Armselige gelassen, und der Herr Pfarrer hat ihn gelehrt, in christlicher Bescheidenheit damit zufrieden zu sein. — In unserer Zeit beginnt die bäuerliche Demuth ins Gegentheil umzuschlagen; immer noch der (freilich auch von Gesellschaft und Staat unterstützten) Meinung, daß der Bauer als Bauer nichts Gutes zu beanspruchen habe, will er nicht mehr Bauer sein, sondern „Herr“ werden. Nach der errungenen freien Selbstbestimmung gienge es ihm besser, aber der Luxus, zu dem er verführt wird, wirft ihn wieder in seine Bettelhaftigkeit zurück. — Wann wird der Bauer sich auf sich selbst besinnen! Wann wird er begreifen, daß sein Stand ein freier, doch ehrenhafter und für Staat und Menschheit der aller-

wichtigste Stand ist! Wann wird er begreifen, daß der Bauer keines anderen Standes Knecht sein darf, daß er als braver, tüchtiger Landmann sich vor Niemand zu bücken braucht, daß er auf seinem Gute ein freier Mann und Herr ist! — Heute machen sich angelegentlich um den Bauer zu thun der Adel und der Clerus, der Liberalismus und der Antisemitismus — lauter schlechte Freunde. Jede Partei will ihn für ihre Zwecke ausnützen. Der Bauer hat nur drei wahre Freunde: seine Scholle, seine Hand und seinen Hausverstand. R.

Der sechsfache Mittagsesser.

Im Jahre 1841 machte der damalige Bischof von Oxford, ein mit vielen kirchlichen Würden ausgestatteter, sehr reicher, dabei aber sehr geiziger Herr, eine Reise durch seine Diöcese.

Eines Tages kehrte er, so erzählt man sich, auf ein Viertelstündchen bei einem armen Pfarrer ein. Der bescheidene Landgeistliche empfieng den hohen Prälaten sehr ehrfurchtsvoll und setzte ihm vor, was Küche und Keller zu leisten vermochten; der Bischof ließ es sich schmecken und ersuchte beim Abschied seinen Gastgeber, da er noch eine Fahrt in die Umgegend zu machen habe, ihm ein Mittagsbrot im benachbarten Dorfgasthause zu bestellen.

Der Pfarrer, nicht wenig ergrimmt über die Knauserei des Prälaten, der ihn für die bewiesene Gastfreundschaft nicht einmal zur Tafel zu ziehen für nöthig fand, begab sich stehenden Fußes zum Nachbar Gastwirth, verlangte Feder, Tinte und Papier und überreichte bald darauf dem Wirth eine Liste von sechs Personen, für die er so schnell wie möglich ein vorzügliches Essen bereiten sollte. Dann schritt er triumphierend fürbaß.

Zwei Stunden später fand Seine Eminenz eine Tafel mit sechs Gedecken.

„Wozu so viele?“ fragte er verwundert den schmunzelnden Wirt.

„Ich habe mich an die Liste des Herrn Pfarrers gehalten und genau für so viele Personen gedeckt, wie er mir aufgeschrieben hat. Zuerst für den Bischof von Oxford.“

„Das bin ich selbst,“ entgegnete der Bischof.

„Für den Doyen von Cherwel.“

„Das bin ich ebenfalls.“

„Für den Archidiaconus von Gloucester.“

„Auch das bin ich.“

„Für den Präbendar von Cambridge.“

„Für mich.“

„Für den Kaplan von Warwick.“

„Auch für mich.“

„Für den Großprior von Berkshire.“

„Wiederum für mich!“ rief der Bischof. „Ah, ich verstehe! Der Herr Pfarrer hat recht; warum hab' ich ihn nicht eingeladen.“

„Soll ich ihn rufen lassen?“

„Das Essen ist einmal bestellt — meinetwegen; machen wir gute Miene zum bösen Spiel.“

Der herbeigerufene Pfarrer aß für Fünf.

Lustige Zeitung.

Naturgesetz und Zufall. Dame: „Ich bin eigentlich doch nicht im Reinen über die Beziehung des Naturgesetzes zum Zufall.“ — Herr: „Nun, da gibt's doch Beispiele genug. Wenn Sie sich z. B. einen Mann suchen, so ist das Naturgesetz, und wenn er mit Ihnen glücklich wird, so ist das Zufall.“

Incognito. „Johann, richte mir morgen Civil her! Verreise.“ — „Waden auch, Herr Lieutenant?“ — „Nein, reise incognito!“

Diplomatisch. Junger Mann (auf einem Balle zu seinem Mentor): „Was soll ich denn nur mit meiner Dame sprechen?“ — „Von ihrer Schönheit.“ — „Wenn sie nun aber nicht schön ist?“ — „Von der Häßlichkeit der Anderen!“

Im vorigen Jahrhundert sprach der alte Oberhofprediger eines kleinen

Fürstenthums an einem Sonntage mit glühendem Eifer wider das Laster der Trunkenheit. Unglücklicherweise war der Fürst des Ländchens aber selber ein großer Trinker. Um nun allen zu weit gehenden Nutzanwendungen zu begegnen, schloß er seine Predigt einfach mit den Worten: „Aber, werdet Ihr sagen, unser gnädigster Fürst trinkt ja auch? Ja, das ist wieder ganz was Andres — der hat's, dem schmeckt's! Wohl bekomm's ihm! Amen!"

Immer im Beruf. Die Frau des Telegraphenbeamten (nach einer längeren Gardinenpredigt): „Na, Du grundschlechter Mann, was sagst Du nun?" — „Hätt'st Du die Rede nach Potsdam telegraphiert, hätt' es gerade 213 Mark 40 Pfennig gekostet."

„Rasch, Schmied, Eurem Sohn Hansl ist ein Unglück zugestoßen. Wenn Ihr ihn noch einmal sehen wollt?" — „Was ist denn?" — „Er hat sich mit dem Kopf auf die Schienen gelegt und — —" — „Und ist zermalmt worden?" — „Got bewahre! Der Zug ist entgleist und nun haben sie den Hansl verhaftet."

Eigener Ideengang. Richter: „Angeklagter, sind Sie verheiratet?" — Angeklagter: „Nee, Herr Richter, die paar Schrammen an de Backe rühren von 'ne andere Keilerei her."

Empfehlung. Frau (bei Aufnahme einer neuen Köchin): „Sie haben auch einen Geliebten?" — Köchin: Ja, aber er hat sehr wenig Appetit."

Mina: „Das sag' ich Ihnen aber, gnädige Frau, wenn Sie sich das Nachfragen nach den Marktpreisen nicht abgewöhnen, werden Sie nicht mehr lange gnädige Frau bei mir sein."

Bei der Werbung. „Sie wollen heiraten eine meiner Töchter? Die Jüngste bekommt 10,000 Gulden, die Aeltere 15,000, die Aelteste 20,000 Gulden." — „Haben Se nix eppes e ganz Alte?"

Großmüthig: „Wann darf ich auf Bezahlung hoffen, Herr Baron?" — „Immer, lieber Freund."

In der ärztlichen Vorprüfung zur Herbstzeit legt ein Professor der Botanik dem Candidaten ein großes Herbarium vor, schlägt eine beliebige Seite desselben auf und ersucht den Candidaten, die Pflanze nach ihrem Namen, ihrer Klassenzugehörigkeit u. s. w. näher zu bezeichnen. Der Prüfling betrachtet die Pflanze, überlegt hin und her und gibt schließlich zur Antwort, daß er nur lebende Pflanzen erkennen könne. „So, so," entgegnet der Examinator, „dann bitte, kommen Sie im Sommer wieder!"

Gedichte

in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.*)

's Aufsteiß'n.

„Geh, Muata, Du zitterst, geh, leg' Di in's Bett." —
„Und still bist iatzt, Vater, leg'n thua i mi nöt." —
„Ja aber wannst krank bist! Es that Dir ja guat." —
„Hör' auf iatzt zun penzen, i woaß, was oans thuat."

„Mei Leb'n is a so nur halb g'lichen von Gott,
Und lag' i in Bett krank und sechat's der Tod,
Der kam auf d' Letzt gar her und machat a End,
Drum trail i halt um, daß er 's Kranksein nöt kennt."

Der Inwendige.

Er hat bei koaner Freud nöt g'lacht,
Bei koaner Kränkung g'woant,
Ma hat's von G'sicht nöt abakennt,
Von Red'n nöt, wia er's moant.

---

*) Wir entnehmen diese Stücklein dem vor Kurzem bei Karl Konegen in Wien erschienenen Büchlein: „Hausmannskost." Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. Der Titel bezeichnet die Art der echt volksthümlichen Dichtungen ganz trefflich. Die darin behandelten Gegenstände und Anekdoten werden munden. Gesegne Gott!

Die Red.

Wann s' d' Herzen alle aufg'macht hab'n,
Das sein' war all'weil zua.
Hab'n s' g'scholten, g'stritt'n all's'and fest,
Er hat fest stillg'schwieg'n nur.

Hat s' was daschreckt, wia's do leicht g'schiacht,
Er hot koa Bissel zuckt.
Hab'n s' g'schrian, daß recht a Unrecht g'schiacht,
Er hat d' Red unterdruckt.

Neamt hat er mög'n, daß's oaner kennt,
War a neamt wo oan Feind,
Er hat d' Leut nia und niaderscht g'lobt,
Hat a mit koan'n nöt greint.

Still war er g'sund, still war er krank,
Hat um koa' Hilf nöt g'worb'n,
Inwendi hat er g'lebt allweil,
Inwendi is er g'storb'n.

's letzte Mittel.

„I hab' der Alten eh all's geb'n,
Was nur a Mittel hoaßt.
Es hilft nix, so muaß s' oans halt thoan,
Muaß d' Luft verändern, woaßt."

Der Hiaf'l schaut 'n Bader an. —
„Ja, ja, das hab' i g'sagt!
Jatzt geh." — Der Bauer draht si um
Und schleicht sie hoam verzagt.

A Wocha drauf bein Badern steh'n
Der Hiaf'l und sei Wei.
„Na, hast recht Luft verändert schon?"
Fragt s' aus der Bader glei.

Da lamatir'n s' halt: „Alles is g'scheg'n,
Wir hab'n scho g'scholten, bet't,
Und dö versluachte Luft dahoam,
Di ändert si halt nöt."

D' Vergeßlichkeit.

Weil er all's vergessat,
So viel G'schimpf hör'n möſſat,
Sagt der Franz: „Jatzt bin i drauf,
Mach' ma Knöpf', und schreib' all's auf."

Fahrt in d' Stadt hin morgen,
Sollt' ean Sach besorgen,
Geb'n s' eam Posten nach der Reih'.
„Und vergiß nix, Franz!" — „Belei!"

Hat si's aufg'schrieb'n richti,
Knöpf' auf Knöpf' g'macht tüchti,
All's hat er si g'merkt, der Franz, —
Nur auf 's Fahr'n vergißt er ganz.

Bücher.

Goethes Gespräche. Unter diesem Titel legt Woldemar v. Biedermann dem Publicum sozusagen ein neues Werk von Goethe vor, indem er lieferungsweise eine Sammlung aller authentischen Gespräche mit bemerkenswerthen mündlichen Aeußerungen, soweit dieselben nicht schon in des Dichters gesammelten Werken und sonstigen Schriften enthalten sind, in chronologischer Anordnung herausgibt. Den meisten Lesern und selbst tüchtigen Goethe-Kennern wird dadurch ein bisher unbekanntes Gebiet Goethe'scher Geistesoffenbarung erschlossen.
V.

Zur Stunde der Entscheidung. Eine hygienische Erzählung von Wilhelm Ressel. (Th. Grieben, Leipzig.)

Mit Freimuth und Sachkenntnis tritt Ressel gegen bestehende sociale Einrichtungen auf, und im besonderen ist es die hygienische Reformbewegung, für welche er sein Streitschwert schwingt, wobei dem Dichter seine hervorragenden und anerkannten hygienischen Kenntnisse glücklich zu statten kommen. V.

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde von Lina Morgenstern. Erster Band mit sieben Porträts. (Berlin, 1888. „Deutsche Hausfrauenzeitung.")

Von diesem in monatlichen Lieferungen erscheinenden Werke, welches eine internationale Culturgeschichte der Frauen darstellt, liegt jetzt der erste Band, höchst elegant und geschmackvoll ausgestattet, als ein für sich abgeschlossenes Buch vor, welches 74 Lebensbilder enthält. Dieses Werk, welches die hervorragenden Frauen aller civilisierten Nationen unseres Jahrhunderts, jede in ihrer Eigenart, charakteristisch und lebensvoll schildert, gibt eine Vorstellung von der Summe geistiger und sittlicher Größe, welche das weibliche Geschlecht in sich vereinigt. Das Buch beruht auf fleißigem und sorgfältigem Quellenstudium und verfolgt objectiv, aber mit Eifer und Liebe die Tendenz, an Beispielen zu zeigen, welchen Einfluß die Frau in neuerer Zeit in dem Culturleben der Völker gewonnen, und welche Stellung sie sich dadurch im öffentlichen Leben errungen hat. Diese Tendenz tritt nirgends aufdringlich hervor, sondern ergibt sich aus den mitgetheilten, anmuthig erzählten Thatsachen von selbst. V.

Der häusliche Beruf und wirtschaftliche Erfahrungen betitelt sich ein Buch von Lina Morgenstern, das den Hausfrauen wie erwachsenen Mädchen, die sich auf ihren dereinstigen Beruf vorbereiten wollen, warm empfohlen werden kann. (Berlin, „Deutsche Hausfrauenzeitung.") Zimmereinrichtung, Küche, Wäsche, Haus- und Handarbeit, Gesundheits- und Krankenpflege, Feuerung und Kleidung, Warenkunde, häusliche Buchführung — Alles dies und noch vieles Andere findet eine eingehende, lichtvolle und vernunftgemäße Behandlung. V.

Jugendblüten. Ein Strauß lyrischer Gedichte von Johannes Guttzeit. (Leipzig, Siegismund & Volkening. 1889.)

Diese kleinen, anspruchslosen Gedichte sind so recht das, was man sinnig nennt. Besonders ausgezeichnet werden sie durch den tiefethischen Gehalt, der in ihnen ist. M.

Der Friede Gottes. Gedichte von Bruno Weiß. (Bremen. J. Kühtmanns Verlagshandlung. 1889.)

Diese Sammlung zarter, stimmungsvoller Poesien ist besonders religiösen Gemüthern bestens zu empfehlen. M.

Vor einiger Zeit erschien die 100. Lieferung von Otto Spamers **Illustriertem Conversations-Lexikon** für das Volk. Somit ist ungefähr die Hälfte des verdienstvollen Werkes zum Abschluß gebracht.

Nach dem Erscheinen der 100. Lieferung können wir wohl einen Rückschluß auf das Ganze machen und wir müssen gestehen, daß seitens der Verfasser Großes geleistet worden ist. Es spricht sich in der Auswahl des Stoffes eine Vielseitigkeit und Verständigkeit aus, die bei einer mäßigen Kürze doch gründlich zu Werke geht, daneben aber es auch versteht, dem Gebildeten alles allgemein Wissenswerte zu bieten, aber was darüber ist, dem Fachstudium zu überlassen. Außerdem ist das Verständnis des Textes wesentlich gehoben durch eine Menge gut ausgeführter Illustrationen, von denen besonders die Reichhaltigkeit der Porträts berühmter und bedeutender Männer und Frauen sehr zu rühmen ist. Wie in dem Titel des Werkes gesagt, ist es ein Buch für das Volk, dem Volke gegeben zur Orientierung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Wissens, dargestellt in einer allgemein verständlichen Form, aber stets mit wissenschaftlichem Ernst behandelt und auf dem Standpunkte der heutigen Forschungen beruhend. V.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Der Madona. Roman von Otto Franz Gensichen. 2 Bände. (Berlin. Otto Janke. 1889.)

Circe. Roman von Hans Werder. (Berlin. Otto Janke. 1889.)

Drama. Welt- und Selbstschmerz. Von Ida Klein. (Prag. Heinr. Mercy. 1889.)

Kronprinz Rudolf. Sein Leben und Wirken. Herausgegeben von Eugen Baron d'Albon. (Wien. Georg Szelinski, k. k. Universitätsbuchhandlung. 1889.)

Kronprinz Rudolf-Lieder. Von einem Wiener Kind. (Wien. Szelinski.)

Lyrische Dichtungen von Fritz Hoelder. (Heidelberg. G. Weiß'sche Universitätsbuchhandlung. 1889.)

Vaterländische Romanzen. Von Josef Norda. (Oberhollabrunn. Julius Wais. 1889.)

Ausgewählte Gedichte von Johann Ludwig Runeberg. Deutsch von Dr. Max Vogel. (Leipzig. J. A. Barth.)

Zweierlei Wahrheit von Ludwig Fleischner. (Wien. J. L. Pollak. 1889.)

Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres von Karl Ruß, in 12 Lieferungen. (Berlin. Robert Oppenheim.)

Steirer-Lieder für vierstimmigen Männerchor. Bearbeitet von Dr. J. Pommer. 5 Hefte (Leipzig. F. E. C. Leukert.)

Jodler und Juchezer. Gesammelt von Josef Pommer. (Wien. Rebay und Robitschek.)

Der österreichische Fortbildungsschüler. (Dornbirn. Herausgegeben von dem Lehrerverein des Landes Vorarlberg.)

Quellwasser fürs deutsche Haus. Illustriertes Volks- und Familienblatt. 13. Jahrgang 1888. (Leipzig. Georg Wigand.)

Postkarten des Heimgarten.

J. Sch., Tannwald: Bitten wiederholt recht sehr, uns keine unverlangten Manuscripte welcher Art immer zur Beurtheilung zu schicken. Wir wüßten damit nichts anzufangen, haben weder Zeit noch Beruf, solche zu prüfen, zu corrigieren oder denselben Verleger zu suchen. — Trotz unserer so oft wiederholten, eindringlichen Bitte, nichts zu schicken, bringt uns die Post fast täglich kleine und große Pakete mit Gedichten, Humoresken, Dramen, Romanen u. s. w., begleitet von Schmeichelbriefen, die uns bestimmen sollen, die fast durchgehends recht nichtssagenden Sachen zu protegieren, während wir Erfahrung und Ueberzeugung haben, daß bei bestem Wollen und Bemühen unsererseits doch nichts erzielt werden kann. Durch Protection kann man

Hofrath werden, aber nicht Dichter. — Das Zurückschicken dieser Massen ist uns unmöglich, um sie aufzubewahren, dazu fehlt uns der Raum, wir müssen sie verbrennen — und das wird den P. T. Autoren wehe thun.

Aufruf zur Rache. Jene Frauen, welche durch die Satyre „Weiberpeitschen" (Heimgarten XIII., Seite 380) sich etwa getroffen — nein, unangenehm berührt fühlen sollten, werden angegangen, eine „Männerpeitschen" zu flechten. Es ist dafür sehr viel Stoff vorhanden. Nur möchten sich die Flechtenden der besseren und allgemeineren Wirkung halber an das Princip des „Heimgarten" halten, nicht bestimmte Merkmale bestimmter Personen zu kennzeichnen, sondern vielmehr allgemeine Eigenschaften des feindlichen Geschlechtes zu geißeln. So war auch die „Weiberpeitschen" gehalten und wir würden eine „Männerpeitschen" um so lieber abdrucken, je schneidiger sie wäre. Am Ende sind ja doch die Männer der Ursprung der Calamität, wie aus Folgendem klar hervorgeht:

„Wegn wos eahm d'Weiber nit sein grothn?
Da Stoff is Schuld an oll den Sochn.
A Männer-Ripp, ih bitt enk gor schön!
Wos loßt sih draus Guats mochn?"

J. J. U., Klachau: In Bezug auf die Eleganz des Handküssens bei Damen ist wohl der persönliche Takt der beste Instructor; geben Sie nur Acht, beim Kusse nicht mit der Nasenspitze auf die Hand zu tippen.

O. K., Prag: Wir stehen mit der Ansicht nicht allein und bekommen von Tag zu Tag mehr Meinungsgenossen. Mommsen sagt: „Unser ganzer Jugendunterricht ist ruiniert worden und wird stetig weiter ruiniert durch das Zuviel; wenn man die Gänse nudelt, statt sie zu füttern, so werden sie krank." Und Jonas: „Unsere Gymnasiasten lernen fürs Examen, nicht fürs Leben. Der Gedächtnisstoff überwiegt die freie Thätigkeit und in den Jahren der lebendigsten Empfänglichkeit für geistige Anregung werden unsere Jünglinge mit Geschichtsdaten, mathematischen Formeln, dogmatischen und grammatischen Satzungen gehudelt und genudelt." — „Vor einiger Zeit", meint Hermann Grimm, „galt ein Buch, das im guten deutschen Stile geschrieben war, dem Studierenden noch als unwissenschaftlich. Er mußte sich also die Vernachlässigung der deutschen Sprache fast zur Pflicht machen". — Wer hat diese für jeden Deutschen beschämende Erscheinungen verschuldet? Die Herrschaft der lateinischen Sprache in den Mittelschulen.

O. P. O., Tulln: Der Ausdruck „Zapfenstreich" kommt nicht, wie Sie meinen, von einem zapfenartigen Instrumente her. Die alten Deutschen pflegten spät in den Abend hinein zu trinken, bis der Wächter ans Faß gieng und mit einem Streich auf den Zapfen das Zeichen zum Feierabend gab. Davon der Name „Zapfenstreich."

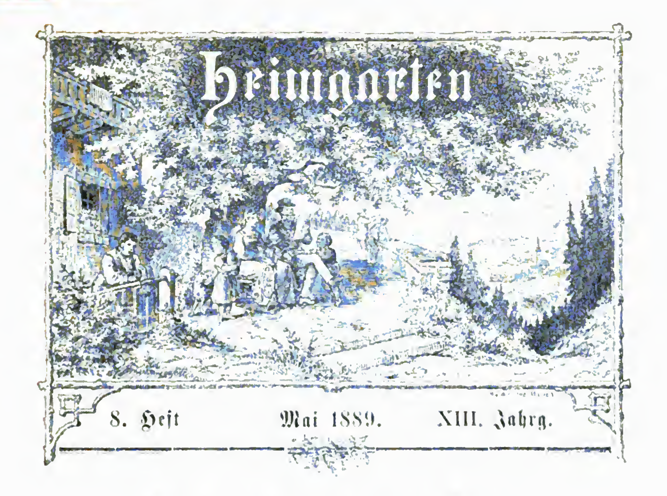
O. O., Wien: Von Roseggers Werken bestehen gegenwärtig drei verschiedene Ausgaben. Die Octavausgabe bisher in 23 Bänden ist die größte; dann ist die Miniaturausgabe bisher in 12 Bänden: endlich erscheint die illustrierte Ausgabe in vier großen Quartbänden. Immer wieder muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die verschiedenen Ausgaben ganz verschiedene Eintheilung haben, ja daß selbst bei einzelnen Werken und Sammlungen die Auflagen inhaltlich nicht immer gleich sind. Mit jeder neuen Ausgabe und Auflage wird eine zweckmäßigere Eintheilung und größere Vollständigkeit angestrebt. Wer sich mehrere Werke Roseggers anschafft, der möge also darauf sehen, daß dieselben einer und derselben Collectiv-Ausgabe angehören.

D. J. L., Bautzen: Sie finden das Gewünschte in der Nummer 20 der „Neuen Illustrierten Zeitung" in Wien, dieselbe ist dem Kronprinzen Rudolf gewidmet.

L. A., Linz: Nur zu! Der Pessimismus zerstört nicht allein einzelne Menschen, sondern auch einzelne Völker und Reiche.

An die Zeitungs-Redactionen. In Groß-Glogau (Preußen) lebt ein Mensch, der sich Arthur Eugen Simson nennt, Novellen von mir abschreibt und dieselben als seine eigenen Arbeiten an Zeitschriften verkauft. Vor Kurzem hat die Leitung des „Volksfreund" in Dresden ein solches Plagiat des Gauners aufgedeckt. Dasselbe war eine wörtliche Abschrift meiner im „Heimgarten" IV. Jahrgang veröffentlichten Erzählung: „Der Thürmer von Münsterwald." Nur einige Namen, dann der Eingangs- und der Schlußsatz sind geändert, so auch der Titel, welcher in der Abschrift lautet: „Der Glöckner von Waldheim, Erzählung von Arthur Eugen Simson." Ich mache die verehrlichen Redactionen auf diesen Freibeuter aufmerksam. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



8. Heft Mai 1889. XIII. Jahrg.

Die Botschaft des lachenden Hausel.

Ein Bild aus dem Volke der Alpen von P. K. Rosegger.

Der Mur entlang, ins Gebirge hinein — und weiter als gewöhnlich.

Meinen braven Hammermeister Sallinger wollte ich wieder einmal sehen, den behäbigen, lebenslustigen Mann, der täglich glatt rasiert war wie der Pfarrer, bis auf den weißen Schnurrbart-Busch, der zu den breiten rothen Wangen und zu den kleinen grauen Aeuglein kein schlechtes Farbenspiel gab — ein gutmüthiger, stets froh gesinnter Herr, der freilich leicht munter sein konnte, weil das ganze Thal ihm gehörte — die pochenden Zeug- und Sensenschmieden, die klappernden Mühlen, die schnarrende Brettersäge, die Huben und Häuschen und auch das Dorfwirthshaus, in welchem er zugleich Wirt und Gast war.

Verfinstert konnte sein rundes Gesicht nur werden, wenn von Napoleon III. die Rede war, der dazumal mit der Weltkugel Kegel schob, wie Herr Sallinger sagte. Der Hammerschmied war als ein grimmiger Franzosenfeind bekannt weitum, und wer schneidig gegen Napoleon loszog, und that er's auch nur mit der Zunge, dem ward er ein opferwilliger Freund und traktierte ihn im Wirtshaus mit Wein und Tabak. Der Hammermeister las seine Zeitung und dem geradesinnigen Bergsohn war die Falschheit, Politik genannt, mit der Napoleon damals Europa regierte, von jeher ein Gräuel gewesen. Dann war noch ein besonderer Grund dazu gekommen. Im Jahre 1859 mußte sein einziger Sohn, trotzdem er „losgekauft“ war, zu den Soldaten, und ward bei Solferino in Welschland auch glücklich erschossen. Jenen Krieg hatte Napoleon gemacht; so betrachtete der gute Hammerschmied „diesen größten Schurken, der je eine Krone getragen,“ nicht bloß als das Unglück seines Vaterlandes, sondern auch als seinen persönlichen Feind. Einmal

hörte ich ihn sagen: „Nur deswegen möchte ich in die Hölle kommen, daß ich zuschauen könnte, wie die Teufel dieses Beest zwicken und stechen und braten und mit den Zähnen zerreißen werden." Die Sensen, die der Schmied machte, hatten für Sensen fast zu wenig Krümmung. „Sie sollen auch als Säbel zu brauchen sein," sagte Herr Sallinger.

Anfangs der siebziger Jahre machte ich die Bekanntschaft dieses Mannes. Ich war damals auf einer Ferienreise zufällig in die Gegend gekommen, hatte im Wirtshause absichtslos über den großen Taschenspieler an der Seine ein Wort fallen gelassen, worauf der behäbige Herr sich ins Gespräch mischte und mich schließlich einlud, in seinem Hause mich als Gast zu betrachten und mir wohlsein zu lassen, so lange es gefällig wäre.

Sehr gern machte ich, der damals heimatlose Bursche, davon Gebrauch, blieb mehrere Wochen im Orte, fuhr im Wagen des Hammerherrn durch das Thal, machte zu Fuß Ausflüge ins Hochgebirge, und die Abende verbrachte ich in Gesellschaft Sallingers, der allerhand Spaß wußte, ein Freund von Schabernack war, dazwischen auf das, was ihm nicht gefiel, in deutscher Derbheit losfluchte, manchen Gesellen, der ihm widersprach, zur Thür hinauswarf und Andere, die er leiden konnte, mit Wohlthaten überhäufte. Er lebte immer in einer Art Gefühlsrausch, dem er sich ganz hingab, sei es in Zuneigung oder in Haß. Ich hatte oft meine Noth, Gespräche zu vermeiden oder unauffällig abzubrechen, in deren Gegenständen ich ihm nicht beistimmen konnte; umso freier und flotter ließ ich mich gehen, wo wir einer Meinung waren. Als der Herbst kam, fragte er mich, ob ich nicht den Winter bei ihm zubringen wolle, er lasse mir ein recht behagliches Zimmer einrichten mit der Aussicht auf den Fluß, den ich ja schon so hübsch beschrieben hätte, und auf die Waldberge, über denen ich meinen lieben Freund, den Winter, sattsam wüthen sehen könne. Studieren und Dummheiten schreiben, meinte mein Gastherr, könne ich auch bei ihm auf dem Lande; die langen Abende würden wir bei einem guten Glase gemeinsam zubringen. Es war verlockend, allein dem kleinen Orte fehlte eine regelmäßige Postverbindung, die ich bei der Natur meiner damaligen Arbeiten nicht leicht entbehren konnte.

Wöchentlich ein- oder zweimal wurde ein Bote in das Murthal hinausgeschickt, um in einem Buckelkorbe Welt ins Gebirgsdorf zu tragen, Kleinigkeiten, die man beim Krämer daheim nicht bekam und deren man doch nicht ganz entrathen konnte. Dieser Bote, der lachende Hansel genannt, brachte auch etwaige Briefe mit und die Zeitung, welche Herr Sallinger hielt. Der lachende Hansel war ein Mensch jener Gattung, die man im Gebirge „Halbpelzer" nennt. Er war der Sohn eines Blechschmieds und gieng manchmal hausieren mit dem Vorrathe alter Waaren, die sein Vater ihm als Erbschaft hinterlassen. Immer hatte er eine Anzahl von Kerzenleuchtern, Lichtputzen, Drahthafteln u. s. w. in seinem Korbe, die er in jedem Hause, wo er zu thun hatte, mit seinem breiten, lächelnden Bartstoppelgesichte ausbot, und die er nirgends mehr an Mann brachte, seitdem die Kerzen vom Petroleum, und die Drahthafteln von den Beinknöpfen verdrängt worden waren. Statt ihm etwas abzukaufen, schenkte man ihm kleine Gaben, denn er hatte außer sich selbst auch noch seine alte Mutter zu ernähren. Sein Sprechen war nur ein abgebrochenes Stammeln und alle Eigennamen sprach er wie ein Kind in verkleinernder Form aus. Weil er beständig lächelte, so hatte er den Spitznamen „der lachende Hansel" bekommen. Ich habe selten so vergnügte Gesichter gesehen auf der Welt, als das dieses armen Burschen gewesen.

Eines Abends saßen wir, Herr Sallinger und ich, zusammen beim großen Tisch in der Wirtsstube, tranken Obstwein, rauchten etwas dazu und besprachen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die Schlachten von Saarbrücken und Wörth. Draußen auf den höchsten Bergspitzen leuchtete noch die Septembersonne. Das Gesinde brachte seine Arbeitsgeräthe in Gewahrsam und schickte sich an zum Nachtmahlessen. Da torkelte zur Thür der lachende Hansel herein, lachte uns an und stellte mit vieler Umständlichkeit den Korb auf eine Sitzbank. Hernach begann er die mitgebrachten Sachen auszupacken: Ein paar Faßpipen vom Drechsler, ein Stück Preßgerm vom Brauer, eine alte Sackuhr vom Uhrmacher, der ihr neue Spindeln eingesetzt hatte, ein paar zerknitterte Briefe, die draußen in der rußigen Postmeisterstube anscheinend schon ein Weilchen den Fliegen als Tummelplatz gedient hatten, und Zeitungen.

„Da halt, noch was haben, Herrle kaufen," sagte der Hansel bescheidentlich, „schöne Kerzenleuchter, Lichtputzen —"

„Ist schon gut, Hansel! Brauchen keine!" rief ihm Herr Sallinger ins Ohr, denn der Hansel war auch schwerhörig; dann befahl er, daß dem Boten eine Schüssel voll Fleischbrühe und ein Glas Wein gereicht werde, setzte sich abseits an einen Tisch und begann die Zeitung zu lesen.

Der Hansel kam nun an mich heran und feilte mir eine halbverrostete Lichtscheere.

„Vielleicht braucht der Herr Pfarrer eine," redete jetzt ein alter Schmiedgeselle vom Nebentisch her drein.

„Wieso just der Herr Pfarrer?" fragte ich.

„Weil er das neue Licht noch nicht hat und beim alten das Schneuzen schon gewohnt ist."

Ich lugte den schwarzen Gesellen nicht ganz ohne Mißtrauen an. Es wurde damals gerade Culturkampf gespielt, und ich vermuthe fast, daß die Bemerkung vom Lichtschneuzen einen bösartigen Hintergedanken hatte.

Plötzlich in der Stube ein schreckbar greller Schrei. Herr Sallinger an seinem Tische war aufgesprungen, hieb — das Zeitungsblatt in der Hand — mit den Armen in der Luft umher und rang nach Athem. Wir Alle waren auf das Höchste entsetzt und ich erwartete, daß er im nächsten Augenblick vom Schlage getroffen zusammenstürzen werde. Anstatt dessen fiel er mir um den Hals und schlug — im Auge helle Thränen — ein schallendes Gelächter an.

„Was ist Ihnen? Was ist Ihnen?" fragte ich.

„Ah — ah! — da!" gurgelte er und stieß mir das Zeitungsblatt an die Brust, „— ich kann — kann ja nicht — lesen Sie!"

Was war geschehen?

Mit zitternder Hand nahm ich das Blatt, und während er offenen Mundes und ächzend vor Aufregung auf das Papier starrte, suchte mein Auge nach der Ursache und — fand sie auch.

In der Zeitung stand das amtliche Telegramm von einem großen Siege der Deutschen gegen die Franzosen bei Sedan und von der Gefangennahme Napoleons.

Ich selbst hatte die Fassung verloren. Das ganze Haus war in größter Bestürzung zusammengelaufen und wußte nicht, was denn geschehen sein mochte, daß der Herr Sallinger und der Student sich in den Armen lagen und laut weinten und lachten.

Endlich war es doch so weit, daß Sallinger, die Zeitung wie eine weiße Fahne schwingend, laut ausrufen konnte: „Liebe Leute! Morgen ist Feiertag! Essen, trinken, was gut und theuer ist! Musikanten her! Böller laden! Freudenfeuer! — Der Napoleon gefangen! Von den Deutschen! Die Franzosen besiegt! Von den Deutschen! — Schmiedmichel, ein

Bussel kriegst! Und Du auch eins, Großknecht! Und Du auch eins, Stalldirn! — Jesus, mein Weib! Die liegt auf dem Kirchhof! Aufwecken! Der Napoleon ist hin! Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit, Amen!" — So schrie er und umarmte Jeden und Jede vor Glückseligkeit.

In solchem Freudentaumel war er auch an den Hansel gekommen, der bei seiner Suppe saß. Vor diesem blieb Sallinger ruhig stehen und sagte laut, daß es Alle hören konnten: „Hansel! In Gold kann man Dich nicht fassen, weil Du darin ersticken müßtest. Du hast uns die Botschaft gebracht. Die allergrößte Freud' in meinem ganzen Leben hast Du mir gebracht! Vom heutigen Tag an hast Du bei mir das Gnadenbrot. Das Häusel unten bei der Brücken, das gehört Dein, so lang Du lebst. Und jetzt, Hansel, lachender, himmlischer Kerl Du, jetzt kriegst Eins!" Er packte ihn am Haupt und bedeckte es mit Küssen.

Der Hansel wischte sich den Mund ab und glotzte sehr verwundert drein. Als er es endlich faßte, die Franzosen wären darnieder, machte er mit den Fäusten die Miene des Zustoßens, dann kam wieder sein Lächeln.

Das Volksfest begann sofort, währte die ganze Nacht und den nächsten ganzen Tag. Im Keller rannen zwei Weinbrunnen ununterbrochen. Was tanzen konnte, das tanzte, wer Stimme hatte, der sang und jauchzte. Auch die Kerzenleuchter des Hansel kamen zu Ehren, denn im Hause wurden die Lampen zu wenig. Sallinger wollte unbändig viel Licht haben und ließ Alles anzünden, was an Oel, Kerzen und Lunten vorhanden war. Um Mitternacht war auf der nächsten Anhöhe auch der Holzstoß fertig geworden, und zur Stunde, als er bei Böllerkrachen in Brand gesteckt wurde, kam mein Gastherr mit verstaubten Flaschen aus dem Keller. Vor Jahren war draußen im Stifte zum Heiligen Kreuz Kellergut versteigert worden. Der Hammerherr hatte ein paar Dutzend Rheinweinflaschen erstanden und damals gesagt: „Der Tropfen wird getrunken, wenn der alte Schwindler an der Seine umsteht!"

Was nun geschehen, war mehr als „umstehen," also Rheinwein! Rheinwein!

Der Herr Pfarrer, der natürlich mit uns war, wollte anfangs die richtige Stimmung nicht finden. Es sei sehr zweifelhaft, meinte er, ob die neuesten Ereignisse zum Heile der Kirche ausschlügen. Beim goldenen Rheinwein verwandelte sich der künstliche Römer in einen echten, wackeren Deutschen, als der er ja in einem oberländischen Bauernhofe geboren worden, und wir stießen unsere Becher an auf die Herrlichkeit des deutschen Volkes.

Der Tag ist mir unvergeßlich. Als das Fest vorbei und im Thale wieder die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt war, fuhr Herr Sallinger hinaus ins Murthal zum Notar und verschrieb Form Rechtens dem Baldhauser Lechhammer das Häusel an der Brücke und die Verpflegung für ihn und seine Mutter auf lebenslang.

Endlich war für mich der Tag der Abreise gekommen. Bei derselben sagte mein Wirt: „Die letzten Ereignisse haben mich um zehn Jahre jünger gemacht. Also hoffe ich noch lange zu leben und Sie noch oft in meinem Hause zu sehen. Jedenfalls mache ich es Ihnen zur Pflicht, den Jahrestag von Sedan allemal dort zuzubringen, wo Sie ihn das erstemal gefeiert haben. Sie sollen auch nirgends als dort einen besseren Rheinwein finden."

Mein Geschick nahm einen etwas unvorhergesehenen und unsteten Verlauf, und volle fünfzehn Jahre vergiengen, bis es mir vergönnt war der Einladung Folge zu leisten.

Endlich aber doch. Der Mur entlang ins Gebirge hinein — und weiter als sonst.

Um die Nachmittagszeit kam ich ins Thal. Es fiel mir nicht auf, daß die Eisenhämmer schwiegen. An der Brücke, die zum Dorfe hinüberführte, unter dem Mauthbaum saß ein altes Männlein, dessen unbedecktes Haupt fast wie ein Schneeballen aussah, so weiß waren Haar und Bart, wovon das kleine runzelige Gesicht schier verdeckt schien. Ich trat zu ihm, um mich nach Herrn Sallinger zu erkundigen. Er stand auf und mir mit gebogenem Finger winkend, torkelte er ins Haus. Ich folgte ihm, doch anstatt drin mir etwas vom Hammerherrn zu erzählen, begann der Alte ein in Lappen gewickeltes Ding zu enthüllen und fragte lächelnd und lallend, ob ich ihm nicht eine Lichtputze abkaufen wolle?

Also der gute Hansel. Und wenn der schon so schneeweiß war, der dazumal braun gewesen, wie weiß mußte erst mein vor fünfzehn Jahren schon grauer Hammerherr sein! Ich stieg den Berg hinan gegen das große Wohnhaus. Leute begegneten mir, die herabkamen und allerlei Gegenstände, Kästen, Wanduhren, Sessel, Bilder und andere Hausgeräthe mit sich führten. Sie hegten miteinander lebhafte Gespräche und Jedes schien sich seines Gegenstandes zu freuen. Das kam mir wunderlich vor. Nun eine Gruppe von Weibern, die miteinander zankten; so viel ich aus dem wirren Geschrei merkte, hielten sie sich voreinander für übervortheilt. In einem dieser Weiber, das buckelig am Stock daherhumpelte, erkannte ich die Schwester des Hammerherrn, welche ihm vor Jahren den Haushalt geführt hatte. Sie hatte mich auch erkannt. „Ist das nicht der Student?“ rief sie mit dünner, quixender Stimme. „Ja, der kommt zurecht. Wir sind just fertig worden.“

Was es denn gäbe, war meine Frage.

„Haben gerade den Bruder vergantet!“ schrie sie fast lustig. „Kein Wandnagel ist ihm verblieben. Von der Hosen, die er anhat, gehört kein Faden und kein Knopf mehr sein. Ja, ja, so geht's den Herren Verschwendern!“

Damit war der Rudel vorüber.

Nun wendete ich mich an einen Mann, der gebückt unter einer großen Matratze herabkam. Der warf seine Last an den Wegesrand hin, setzte sich drauf und deutete mir mit wenigen abgerissenen Worten an, wieso das gekommen war. — Schlechte Zeiten. Große Fabriken haben die Eisenhämmer umgebracht. Hammerherren sind das Wohlleben gewohnt. Geld aufnehmen. Schulden. Wucherer. Gant. Bettelmann. — Das war's. Ich fühlte mich dem Manne ordentlich dankbar, daß er sich nicht in lieblosen Ausdrücken ergieng.

„Wo finde ich jetzt Herrn Sallinger?“ war meine Frage.

„Da kommt er schon,“ antwortete der Mann, packte sich das Bett auf und hastete wegshin.

Von der Anhöhe herab kam ein Steirerwäglein auf dem Radschuh träge dahergeschliffen; eine eckige, kopfhängerische Mähre hatte zu thun, das Gefährte zu halten, es wollte allzuschnell thalwärts. Auf dem Wäglein neben einem großen Handbündel saß mein guter Sallinger. Ueber sein Aussehen erschrak ich freudig. Das war noch das runde, wohlrasierte Gesicht; und das Haupt? Mit weißen Haaren gab sich dieses nicht ab, lieber gar keine.

Da man auf solchem Wege, wie er ihn eben machte, nicht gern einem guten Bekannten begegnet, so wollte ich mich hinter einen Busch bergen, bis er vorüber war. Doch er hatte mich gesehen.

„Sie kommen schon zu spät, wenn Sie was kaufen wollten,“ redete er mich an und hielt den Pferderiemen fest. „Wir sind fertig.“

„So etwas — hätte ich nicht erwartet . . . .“

„Warum?" fragte er. „Finden es doch in jedem Thal heutzutag, daß die alten Hammerschmiede abwirtschaften."

„Ist Alles hin?" war meine Frage.

„Nein," anwortete er und hieb mit der breiten Hand auf das Bündel. „Das ist mein! Das Roß wär' mir am End' auch geblieben, brauch's aber nicht. Nur zum Siedeln."

„Wohin fahren Sie, Herr Sallinger?"

„Im Murthal draußen habe ich Verwandte, die will ich jetzt einmal besuchen."

In diesem einen, so zuversichtlich hingesprochenen Worte enthüllte sich mir seine ganze bemitleidenswerte Zukunft.

„Aber so setzen Sie sich doch zu mir!" rief er und machte auf dem Wäglein Platz. „Draußen dem Lahmbachwirt kaufen wir ein Glasel Wein ab."

— Wohl, 's wäre das Rechte. Mein trauriges Herz bedurfte eines tröstenden Tropfens. Ich wollte nun dem heimatlosen Alten über diese Tage hinweghelfen, so gut es gieng.

„Rauchen wir Eine!" sagte Herr Sallinger jetzt und langte in seine Rocktasche, um mir eine Cigarre aufzuwarten. Es war aber keine drin. Zum Glücke — es war mir ein wirkliches — hatte ich deren bei mir, und wußte mich vor heimlicher Verwunderung kaum zu fassen, als der alte Mann, der eben erst vor einer Stunde vom Herrn zum Bettler geworden war, sich den Stängel mit aller Behaglichkeit anbraunte.

Als wir zur Brücke kamen, senkte sich vor unserem Pferd der Schlagbaum. Ich langte nach dem Mauthgroschen.

„Gott, es ist ja nicht das!" lachte Herr Sallinger, „er will uns nur seine Kerzenleuchter und Lichtputzen verkaufen. — Brauchen keine, Hausel, brauchen keine!" rief er dem Alten zu, der neben am Wege stand und die Kette des gesenkten Schlagbaums in den Händen hielt.

„Vorwärts!" befahl Herr Sallinger.

„Nein! nein!" gröhlte der alte Hausel und seine Hände zitterten vor Aufregung. Nur zur Noth verstanden wir es, als er nun schrie: „Herrle nit fortgehen! dableiben! Sein Hausel das! Sein Hausel!" Er sprang an die Thür des kleinen Hauses, stieß sie auf und lud den Herrn mit bittender Geberde ein, auszusteigen und einzutreten. „Ich gar nit brauchen!" lallte er, „ich hausieren gehen. Herrle heim! Herrle heimbleiben!"

Wir blickten uns gegenseitig an.

„Ist dieses Haus, welches Sie damals dem Boten verschrieben haben, auch mitvergantet worden?" war meine Frage.

„Das gehört ja dem Hausel," antwortete Herr Sallinger.

„Es gehört Ihnen!" rief ich.

„Es ist wahr," sagte er. „Wir würden uns ganz gut miteinander vertragen, der Hausel und ich. — Na, Fuchs, dann könnten wir ausspannen."

Er hat seine Verwandten im Murthale nicht besucht und die sollen darob nicht trostlos gewesen sein. Er ist unter der Pflege einer rührsamen alten Magd im Häuschen verblieben, das er voreinst dem Sedan-Boten zugeeignet. Der Hausel gieng manchmal zu den Leuten umher, um seine Lichtputzen und Drahthafteln auszubieten, die längste Zeit jedoch saß er am Schlagbaum und nahm die Mauthgroschen ein.

Herrn Sallinger gieng es — wie er selbst versicherte — nun sehr gut, er hatte keine Wirtschaftssorgen und keine Behelligungen von Gläubigern mehr auszustehen. Sein einziges Mißgeschick war, daß er immer wohlbeleibter wurde. Zwei Jahrestage des

Sedan-Sieges hatten wir noch mitsammen gefeiert und zwar bei der gebenedeiten Blume des Rheins. Als ich das drittemal angerückt kam mit meinem Flaschenkorbe, bot mir der Hansel keine Lichtscheere zum Kauf. Er brauchte sie just selber, indem er damit die zwei Kerzen auslöschte, die an der Bahre des alten Hammerherrn Franz Sallinger gebrannt hatten.

Am Rachelsee.

(Ein Schattenbild aus dem Volke von **Johann Peter**.*)

Eine Hauptzierde des Böhmerwaldes bilden seine traumhaft-stillen Hochwaldseen. Sie sind die düster-ernsten Augen des wildschönen Waldgebirges mit seinen stolz in den Aether aufstrebenden fels- und waldgekrönten Bergkuppen und seinen ernst-rauschenden Hochwäldern. Wohl keines der deutschen Mittelgebirge dürfte sich in dieser Hinsicht mit dem Böhmerwalde vergleichen lassen.

Die Perle dieses einzig schönen Bergstriches ist unstreitig der wildromantische Rachelsee am Südfuße des zweiten Böhmerwaldriesen: des großen Rachels! Tief im Kessel wilder Berg- und Waldhänge, in urwaldstiller, geisterhafter Einsamkeit, fernab vom brausenden Strome des Lebens, liegt dieses schwarze, wildschaurige Auge des Hochwaldes und birgt in seiner erstaunlichen Tiefe die schwefelhaltigen, nach dem Volksglauben geisterbelebten Fluten, in denen sich nicht ein einziges Thierlein der Daseinslust freut. An seinen felsumrahmten Ufern ragen sturmgefällte Wettertannen und Fichten wie Ymirsrippen aus der Schwefelflut, der Spiegel ruht bald regungslos wie das grüne Wipfelmeer des Hochwaldes zur schwülen Mittagszeit, bald wieder schäumt es vom Grunde auf und dann schlagen die mächtigen Wellen mit solcher Gewalt an die felsigen Ufer, daß es unsere Seele mit Furcht und Grauen erfüllt. Dann wird der alte Volksglaube zur lebendigen Wahrheit: die in dem See „verwunschenen Geister" treiben in der geheimnisvollen Tiefe ihren Höllenspuk. In diesen wilden Lärm mischt sich ununterbrochen das dumpfe Brausen der stürmisch bewegten Ohe, des Seebaches, während die majestätische Kuppe des Rachels ernst und gebieterisch in die gähnende Tiefe starrt.

Bald lächelt sonnenheiteres Blau über dem dunklen Seespiegel, bald wieder jagen sturmgepeitschte Haufen Wolken in schweren Massen über den herrlichen Hochwald hin — dann rauscht und saust und braust es in den Wipfeln und Felsschlünden, Blitze leuchten mit grellem Scheine durch die düstere Waldnacht und dumpfes Donnergeroll wird in den Gründen hörbar. Nur kurze Zeit rast das Unwetter — dann verlieren sich die schweren Nebelmassen rasch wieder und goldenes Sonnenlicht flutet neu belebend in den dampfenden Wald hernieder und zaubert in den Millionen von Regentropfen die wundervollsten Farbenspiele, so daß jeder Baum zum förmlichen Lichtwunder wird. Und die Wellen des Sees rauschen leise und durch den Wald klingt es wie Nixensang und Liebesgeflüster.

Am Rachelsee! Wie gerne wollte

---

*) Aus dessen „Wildfarren." (Wien. A. Hartleben. 1889.)

man da weilen und Welt und Leid vergessen! Wie friedvoll und ruhsam fühlt sich da das Menschenherz gestimmt! Wie tauchen da die verblichenen Gestalten der alten Göttermythe in erhabener Größe neu und lebendig vor unserem geistigen Auge auf! Wie groß und herrlich däucht Einem da der deutsche heilige Wald!

* * *

Es war ein goldener Frühlingsmorgen. Thaufrisch lag der Bergwald im Morgensonnenstrahl und das gesellige Volk der Finken, Lerchen und Rothkehlchen sang in volltönenden Accorden dem Schöpfer den Morgenhymnus.

Da sprach der Pechbrenner „Bartl" zu seiner Rousl: „Weiberl, bhüad Di God! I muaß geh'n!"

„Bartl," flehte das braunäugige Weib, „bleib' heut' noch dahoam, bis uusa Kleina 'taft*) ist. Morng is a no Zeit g'nua!"

„'s geht net," versicherte der Pechbrenner; „in vier Tog'n bin i wieda do, und donn woi i mi an dem Buam herzli g'freu'n!"

Schluchzend nahm die junge Mutter Abschied von ihrem Manne. Vor einem Jahre war sie dem armen Pechbrenner angetraut worden, dem Forstgehilfen von Finsterau wollte darob „das Herz im Leibe brechen," denn die „Rousl" war seine frühere Geliebte, sein „Herzbilderl" . . .

Forstgehilfe und Pechbrenner — gleichnamige Pole: stoßen sich ab! Der „Bartl" haßte den Gehilfen und Dieser schwur Jenem Rache auf Tod und Leben . . .

„Bartl" sammelte in den böhmischen Wäldern das Pech und brannte daraus verschiedene „Hausmittel," auch lieferte er solches den umliegenden Bräuhäusern zum Auspichen der Bierfässer, welches Geschäft ihn und sein Weib genügend ernährte. Nur im bayerischen Staatsforste durfte er die Pechtannen nicht „abpecheln," erstlich, weil es verboten war, und zweitens, weil ein bayerischer Forstmann ein „kaltes" Herz hat. „Leben oder Sterben," — heißt bei ihm so viel wie Recht oder Diebstahl, und letzterem gebührt die Kugel — und darum spielt beim bayerischen Forstgehilfen an der Grenze die Kugel eine nicht unbedeutende Rolle.

Bartl wanderte wohlgemuth dem Rachel zu. Zum erstenmale wollte er es auf gut Glück im bayerischen Walde versuchen, denn er war überzeugt, daß sich in die vorweltliche Filzwildnis der Rachelgegend nur selten ein Forstmann verirrte. Auf dem Wege dahin hatte er den größten „Filz" des Böhmerwaldes, die Weitfällenfilze, eine unsagbar trostlose Gegend voll Moor und Zwergkiefergesindel, zu durchwandern, und ermüdet erreichte er nach zweistündigem Wege das einsam im Hochwalde gelegene Rachelhaus, wo er sich mit Milch und Schwarzbrot genügend stärkte, um den äußerst beschwerlichen Weg nach dem Rachelsee rüstig zurücklegen zu können. Im Rachelhause verrieth er in keinerlei Weise sein Vorhaben, die Rachelwälder „abzupecheln," um auf jeden Fall vor Verrath gesichert zu sein. Mit unheimlichen Gefühlen betrat er endlich den weltvergessenen Tann, und nach abermals zweistündiger Wanderung voll aufreibender Mühe und Anstrengung stand er an den farrenumsäumten Steinufern des Waldsees. Hier sprach er ein kurzes Gebet, denn sein Herz war eigenthümlich bewegt, und dann schickte er sich an, eine Pechtanne (Fichte) ausfindig zu machen. Nicht lange brauchte er zu suchen; in unmittelbarer Nähe, auf der östlichen Waldhänge des Sees, welche heute ein aus rohen Holzbalken aufgezimmertes Kapellchen ziert, stand ein breitästiger, stolzgewipfelter Fichtenbaum; in langen Streifen hieng an der rauhen Rinde eine ungeahnte Pechmenge, während aus den zahlreichen Ritzen der Rinde klarstes flüssiges Harz in reichlicher

*) getauft.

Fülle tropfte. Bartl horchte und spähte lange Zeit aufmerksam nach allen Seiten hin — nichts war zu sehen als unendlicher Wald, nichts zu hören als fernab das dumpfe Brausen der Ohe und das schwermüthige Sausen des Hochwindes in den Wipfeln der tausendjährigen Waldriesen . . .

Er fühlte sich vollkommen sicher und mit der Gewandtheit eines Eichhorns war der stattliche Baum erklettert. Kaum war der „Pechler“ in der eifrigsten Arbeit begriffen, als plötzlich ein weithin krachender und in den Bergwäldern lang wiederhallender Schuß fiel — dann trat unheimliche Stille ein, selbst des Waldes Rauschen, ungewohnt der seltsamen Erscheinung, schien zu schweigen — dann stürzte der unglückliche Bartl mit einem markdurchdringenden Aufschrei auf den felsigen Grund hernieder, die riesigen Wildfarren des Urwaldes mit seinem Blute färbend. Weithin durch den entheiligten Forst verhallten dann die Worte: „Bartl, wir sind quitt! So pechelt man bei uns in Bayern! Wohl bekomm's Dir!“

Der Forstgehilfe, der in letzterer Zeit in die Rachelgegend versetzt worden war, hatte sich in verschwiegener Urwaldeinsamkeit seines Feindes für immer entledigt. Bartl sollte seinen Erstgeborenen nicht mehr sehen!“ . . . .

* * *

Acht lange, bange Tage wartete die „Rousl“ auf die Wiederkehr ihres Mannes. Der kleine Sprößling, ein echter Waldschreivogel, befand sich wohl und hatte bei der Taufe des Vaters Namen erhalten und die Mutter freute sich, ihre süße Bürde in des Mannes Arme, ans Vaterherz zu legen. Doch Bartl blieb verschollen.

Endlich wurde das Weib unruhig, und von trüben Ahnungen gefoltert, lief sie weinend zu ihres Mannes Bruder, um denselben von ihrer Sorge zu unterrichten. Der „rothe Bart,“ wie man diesen Menschen allgemein benannte, war der verwegenste Wildschütz der Rachelgegend und besaß, mit dem Volke zu reden, ein „eiskaltes“ Herz. Dieser „Bart“ errieth sogleich das dunkle Geheimnis. In einer „pechschwarzen“ Nacht nahm er seinen Stutzen auf den Rücken und wanderte auf Schleichpfaden dem Rachelberge zu. Zwei Tage suchte er in der Wildnis den Vermißten, vergebens war sein Rufen und Pfeifen. So saß er am Abende des zweiten Tages am östlichen Seeufer und starrte finster in die düstere Schwefelflut. Da fiel hinter seinem Rücken ein frischer Tannenzapfen mit großem Geräusche in die Farrenwildnis nieder — erschrocken kehrte er sich um und sah zu seinem Erstaunen eingetrocknetes Blut an den Farrenkräutern kleben. Mit einem Satze war er an der Stelle, und nach wenigen Secunden hatte er seinen todten Bruder entdeckt.

„Das soll Dir nicht geschenkt bleiben, Forstg'hilf, so wahr ich rother Bart heiße!“ murmelte er grimmig, warf dann einen glühenden Blick auf seinen Stutzen und sprach weiter kein Wort.

Das Gewehr versteckte er in einem mit Schlingpflanzen, Farren und Bärlapp dicht umwucherten Felsloche, dann lud er die Leiche auf seinen Rücken und brachte sie nach dem Rachelhause, von wo aus dieselbe weitergeschafft wurde.

Wir wollen es nicht versuchen, den Jammer des unglücklichen Weibes zu schildern, als sie ihren Mann so wiedersah. Im ganzen Dorfe herrschte über den Mörder nur eine Meinung: „Forstgehilfe!“ Unter allgemeiner Theilnahme des Dorfvolkes wurde der erschossene „Pechler“ beerdigt und hunderte von Flüchen wurden über den verwegenen Forstgehilfen auf dem Rückwege vom Friedhofe laut.

Nur Einer wohnte dem Begräbnisse nicht bei, es war der „rothe Bart.“ Im Rachelhause hatte er in Erfahrung gebracht, daß der Forstgehilfe fast allabendlich den Seewald

durchforsche und nach vollbrachtem Waidwerke oft stundenlang in einem schmalen Kahne auf den Fluten des Sees verträume.

Schnell war der Plan gemacht. Voll Rachegefühl kehrte der Wildschütz an den See zurück, um dort ein Wild zu erlegen, das zu dem Reiche der Menschen gehörte. Ein Raubschütz ist Alles gewohnt, er verträgt die ärgsten Strapazen, fürchtet und scheut nicht die Beschwerlichkeiten wochenlanger Waldwanderungen, lebt in Erd- und Felshöhlen, nährt sich von Brot und Wasser, Beeren und Kräutern, und fröhnt oft wochenlang dem gefährlichen „Wildern." Und „Bart" war so Einer. Drei Tage lauerte er in der Nähe des Sees auf den Jägerburschen, niemals aber bekam er denselben zu sehen; da endlich, am dritten Abend, sollte seiner Erwartung Befriedigung werden. Es war ein schwüler, dunstiger Maiabend, schwere, schwarze Wolkenmassen standen unbeweglich am Himmel, kein Lüftchen rührte sich, der Wald schwieg beängstigend, kein Zweiglein bewegte sich, kein Blättlein flüsterte. Der See lag regungslos im Banne der Gewitterschwüle, nächtliches, unheimliches Dunkel lag bleiern auf dem Bergwalde: die Natur bereitete in erschreckender Stille ein großes Schauspiel vor.

In einer lärchenbeschatteten Bucht am westlichen Seeufer schaukelte ein kleiner Nachen in den bayerischen Landesfarben, und der Forstgehilfe, der darinnen saß, paffte vergnügt seine Pfeife. Das Gewehr lag zu seinen Füßen im Kahne. Oben, hoch auf einer Felsplatte, kauerte die wuthverzerrte Gestalt des „rothen Bart" und lugte grinsend auf das arme Opfer hernieder. Die Flinte hatte er angelegt zum Abdrücken. Doch hieß ihn noch eine Stimme der Menschlichkeit zu warten. Jetzt trieb der Jäger den Kahn in die Mitte des Sees, und weithin durch die unheimliche Stille tönten die Worte seines Gesanges:

„Auf und d'ran,
Spannt den Hahn,
Lustig ist der Jägersmann!"

Da unterbrach ihn ein gellendes Gelächter. „Teufel," rief es vom Felsen herab, „so kannst Du noch singen, wo in Deiner Nähe der todte Pechler liegt? Horch! die Todten reiten schnell!" und abermals durchgellte die Gewitterschwüle jenes schauerliche Gelächter. Der Jägerbursche erkannte nur zu wohl die furchtbare Stimme des „rothen Bart." Kalter Angstschweiß bedeckte seine Stirn, vor seinen Augen begann es zu flirren, mechanisch tappte er nach seiner Flinte, um sie sogleich wieder sinken zu lassen. „Rettung!" rief es in seinem Innern — Rettung!" inmitten des großen Sees und des gewaltigen Waldes, Rettung in der Nähe eines verborgenen Feindes, dessen todbringende Kugel jeden Augenblick dahersausen konnte! Mit dem ganzen Kraftaufwande steuerte er dem Ufer zu, um im Gewirre der Waldbäume Schutz zu suchen — allein zu spät! Als ob die Natur diesen Moment abgewartet hätte, entlud sich auf einmal in erstaunlicher Schnelligkeit das Ungewitter mit solcher Furchtbarkeit, daß selbst den „rothen Bart" ein Grauen befiel. Der See raste, der Donner rollte, Blitz auf Blitz durchzuckte den Wolkenmantel des Himmels, der Wald brauste und ächzte, der Sturmwind brüllte und wüthete in den stolzen Fichten- und Tannenwipfeln und der Nachen ward alsbald ein Spiel der wildempörten Wogen. Eine Weile fühlte Bart den Gott des Mitleids in seinem Herzen, allein bald besiegte der finstere Geist in ihm die bessere Stimme. — „Er muß sterben!" murmelte er leise, „besser der Kugeltod als der Wassertod, dem er nicht mehr entgeht."

Soeben wollte eine haushohe Welle das schwache Fahrzeug verschlingen, da fiel ein kurzer Schuß — ein Schrei durchdrang den wilden Lärm der Elemente, dann ward es still und

stiller . . . der Donner verstummte, der Mond trat aus den Wolken und goß sein geisterhaftes Licht auf die Wildnis nieder . . . ein leerer Nachen trieb auf den noch immer bewegten Wellen . . . der „Pechler“ war gerächt: der Jägerbursche war hinabgesunken zu den „verwunschenen Geistern“ des Rachelsees . . .

„Das hat der rothe Bart gethan!“ schallte es noch einmal vom Felsen hernieder, dann sank die nächtliche heilige Stille in das Urwaldmeer, und durch die Lüfte gieng es wie klagender Geisterruf.

Drei Menschen hatten am Rachelsee ihren Tod gefunden, zwei den ewigen, der dritte den moralischen, denn auch der „rothe Bart“ war nach seiner langjährigen Kerkerstrafe für seine schwarze That ein ausgestoßenes Glied der menschlichen Gesellschaft.

Der Vetter.

Ein Bericht aus dem Leben von R.

Da saß die Klatschbaserei beisammen. — Verzeihung! Nein, eine ehrenwerthe Gesellschaft so ungeschickt einzuführen!

Blutsverwandte waren es, die zufrieden beisammen saßen und ein Plauderstündchen hielten. Es war ja Sonntags Nachmittag, wo man sich im trauten Kreise gerne einem belehrenden und unterhaltenden Gespräche hingibt. Es waren Personen beiderlei Geschlechtes und verschiedenen Alters. Alle waren aber auch erfüllt von einem entschiedenen Hasse gegen alles Böse, deshalb verurtheilten sie mit sittlicher Entrüstung die Fehler, Schwächen, Sünden und Laster der übrigen Dorfbewohner, die sammt und sonders ein Gesindel sind. Der Stangenwirt z. B. warf ein Auge (und noch dazu das einzige, das er hatte) auf die Kaufmännin, die Wirtin hinwiederum fand den Fleischhauerburschen nicht unwirtlich. Der Müller that Gyps zum Weizenmehl; die Bäckermeisterin war eine hochmüthige Person, wahrscheinlich stolz auf ihren Herrn Gemahl, der O-Füße hatte. Der Pfarrer war der leibhaftige Geiz und seine Haushälterin, von der konnte man überhaupt nicht reden — aus Christenliebe nicht. Die aufgedonnerte Tischlermeisterin war auswendig hui und inwendig pfui. Dann kamen die Uebrigen, die alle einen so höchst zweideutigen Charakter hatten, daß man nur im Flüsterton und andeutungsweise von ihnen sprechen konnte.

Die Versammlung im Hechelhofe, welche so harmlos Sonntagsruhe hielt, war mitten in dem Pfuhle der Schlechtigkeit eine wahre Insel der Reinen und Seligen. Manches Mitglied seufzte inmitten seines Hochgefühles, manches konnte sein Entzücken nicht verbergen über die Fülle von Jämmerlichkeit und Niedertracht, die an den Dorfleuten entdeckt wurde. Die Männer waren auch hier die Ungeschickten, sie fuhren mit ihrer Entrüstung plump und täppisch drein und brachten so den Gegenstand um allen Reiz und tieferen Gehalt. Die Weiber griffen unter ihren wehmüthigen Mienen, zurückhaltenden Geberden, halb abgebrochenen Aussprüchen und züchigem Flüstern viel gründlicher ein, und das Raffinement dabei war, daß Manche scheinbar

an Jemandem einer Tugend erwähnte, die nachher sofort geprüft, zerpflückt und in ein ganz niederträchtiges Gegentheil verwandelt wurde. Wenn Dieser oder Jener ein gutes Werk geübt, so würde er schon wissen, warum! Wenn Diese oder Jene sich sittsam und wohlwollend gezeigt, so habe sie sicherlich etwas Anderes zu verhüllen, es sei aber kein Faden so fein gesponnen — der Krug gehe so lang zum Brounen u. s. w.

Klatschen, Tratschen, Ehrebeschmutzen, Leutausrichten! Es muß für den Schlechtling und Wichtling ein Hochgenuß sein, an anderen Menschen Fehler zu entdecken, um in seiner eigenen Nichtswürdigkeit nicht ganz zu versinken. Es muß bettelhaft bestellt sein in manchem Gehirne, wenn es sich nur durch schmutzigen Tratsch zu unterhalten und geistreich zu zeigen weiß. Es muß verächtlich aussehen in manchem Herzen, dem so ganz und gar die Empfindung mangelt für allen Tact, und dafür, wie schmählich es sich selbst erniedrigt, in dem Bestreben, Andere zu erniedrigen! — Sollte dieser Ausspruch vielleicht gar auf unsere ehrenwerte Gesellschaft im Hechelhofe passen? — Gott bewahre, Gott bewahre!

Die Haustochter Hane schaute halb verloren zum Fenster hinaus. Trotzdem alle Leute sehr schlecht sind, die da draußen umgehen, so möchte sie doch Einen davon haben, Einen ganz für sich allein. Denn sie ist sich schon so viel geworden, daß sie sich zu wenig ist. Manchmal hat sie Zeiten, wo sie die braven Burschen langweilen. Keiner ist merkwürdigerweise schlecht genug. Je schlechter, desto besser.

„Jesus Maria, er ist da!“ rief sie plötzlich aus. „Der Florian!“

Auf diesen Ruf schoß Alles zu den Fenstern. Wahrlich ja, dort am Brunnen saß er, der Lump, der Landvagabund, der Thunichtgut, dieses Schandmal der ganzen Verwandtschaft! Der Florian.

„Ein rechtes Galgengesicht!“

„Und wie verdächtig er umherschaut!“

„Der weiß auch, warum er sich die Fenster betrachtet!“

„Diesmal hat er wenigstens kein zerfetztes Gewand an.“

„Weiß Gott, wo er das feine Röckel her hat! Ich möcht's nicht untersuchen.“

„Mit den Zigeunern kunnt er umgegangen sein, so braun ist er!“

„Und das wildbartete Ausgeschau! — Im Wald möcht' Eins den nicht gern begegnen.“

„Will gewiß da über Nacht bleiben.“

„Gott verhüt's, wir haben keinen Platz. Tragt ihm was zu essen hinaus und dann soll er schauen, daß er weiterkommt. Möcht' das ganze Haus in Unehr bringen. Das kunnt mir einfallen!“

So flüsterten und munkelten sie untereinander. Der Weber Ignaz, der nicht zur Verwandtschaft gehörte, sondern nur auf der Ster da war, fragte nun, was es mit diesem Menschen, der draußen am Brunnen sitze, für ein Bewandtnis habe.

„Lieber Gott!“ entgegnete die Hausfrau. „Traurig genug für die ganze Freundschaft, wenn ein solcher Taugenichts darunter ist. Der Florian ist von meinem Bruder selig ein Sohn. Sein Vater hat den Hechelhof gehabt; ist auch selber nichts nutz gewest für die Wirtschaft und hat nach seinem Versterben mein Mann das verschuldete Anwesen übernehmen müssen. Natürlich, wir haben Geld drauf gehabt. Dem Florian haben wir ein Handwerk lernen lassen wollen, ist aber nicht dabeiblieben und hat alleweil die Ausred' gehabt, auf seines Vaters Haus wollt' er sein. Ist ihm eigentlich nur um's Herumlottern gewesen. Haben ihn alsdann noch zum Schmiedmeister gegeben. Da hätte er was lernen können und soll er so weit auch anschicksam gewesen sein. Auf einmal lauft er davon. Einer Kleinigkeit wegen. Für nichts wegen! Der Schmiedsohn hat der Meisterin das Kaffeetöpfel zer-

brochen und soll dafür leicht der Florian ein Bissel bei den Ohren gezaust worden sein. Unschuldiger Weis! schreit er, und weg ist er. Lieber Gott, wenn jeder Lehrjung, der unschuldiger Weis bei den Ohren gezaust wird, davonlaufen wollt', da kunnt kein einziger freigesprochen werden. — So ist er fort und hat man lang nichts mehr von ihm gehört. Zum wenigsten nichts Gutes. Einmal eingesperrt wegen Vagabundierens. Nachher viele Jahr nichts mehr, daß wir schon verhofft haben, er ist verstorben. Wär' ein kleiner Schad gewest, Gott verzeih mir's. — Und jetzt auf einmal sitzt er da draußen. Mir zittern alle Füß vor Schreck. Was fangen wir denn an! Wenn sie ihn erkennen im Dorf, was das für ein Geschrei sein wird! Lassen nicht einmal an braven Leuten ein gutes Haar, jetzt erst, bei so einem Anlaß! Was können wir für den mißrathenen Menschen! Traurig genug, daß er die ganze Freundschaft verschandiert."

So die Hausfrau in ihrer sittlichen Entrüstung.

Der Mann, von dem sie sprach, saß mittlerweile auf der Bank draußen neben dem Brunnen und schaute unverwandt in die Gegend. Er schaute über die Giebel des Dorfes hin auf die Waldberge. Er war in sich versunken, schien gedrückt zu sein und zu warten auf eine Gabe.

Die Haustochter war eben dran, ihm Brot und einen Krug Apfelwein hinauszutragen. Da trat er zur Thür herein. Er thats so unbefangen, als wäre er hier zu Hause. „Grüß Euch Gott, beisammen!" sagte er und wollte den Leuten die Hand reichen.

„Ja, grüß Gott, auch!" entgegnete die Hausfrau ziemlich scharf und barg ihre Hand unter der Schürze. „Das ist was Seltsames, daß sich der Vetter einmal aufschauen laßt. Wie es geht, wird man wohl nicht erst fragen dürfen; gewiß recht gut. Da ist etwas zu essen und zu trinken."

Damit deutete sie auf den Brotlaib und den Krug hin, die auf den Tisch hingethan worden waren.

„Ist mir gleich recht," sagte der Mann, lehnte den Stock an die Wand und legte den grünen Gebirgshut neben sich auf die Bank. „Bauernbrot schmeckt allemal, und schon gar im Heimatshaus."

„Ist's einmal gewesen," sagte die Hausfrau. „Nur ein groß Stück abschneiden, für unterwegs auch eins. Wir können leider Gottes Niemand über Nacht behalten, es ist kein Platz."

Der Florian aß und trank tapfer drauf los.

„Hab' doch wieder einmal schauen müssen, wie es hergeht in Staggeldorf," sagte er.

„Hat sich halt viel verändert," versetzte die Hausfrau. „Schlechte Zeiten."

„Wer Lust zum Arbeiten hat, bei dem geht's nothhalber," redete ein anderer Verwandter drein. „Uebrig hat Keiner was. Jeder muß auf sich selber schauen."

„So ist's," sagte der Fremde und trank.

„Der Weg wird eh noch bekannt sein, hinüber nach Buchberg," bemerkte die Hausfrau vorsorglich, „sonst soll ein Knecht mitgehen."

„Dank schön, Frau Muhm, ich kenn mich schon aus," antwortete der Florian. „Will mich aber etliche Tage aufhalten in der Gegend."

Auf diese Eröffnung waren sie ein Weilchen still, dann trat der Hausvater vor, der bisher schweigsam seine Würde bewahrt hatte. Der trat zum Tische hin und sagte leise und mit ruhiger Gewichtigkeit zum Florian: „Der Vetter sieht's, wir wissen, was Christenpflicht ist. Aber dableiben, das wird sich nicht machen lassen. Im Stall auf dem Heu darf Niemand schlafen, seit Schardorf abgebrannt ist. Halten streng drauf und gehen auch immer die Standarn um, da bei uns."

Das letzte Wort war mit einem vielsagenden Blick gesprochen.

„Unser neuer Bezirkshauptmann ist scharf!“ sprach die Hausfrau. „Alles Stromervolk, und was nicht gutthun und arbeiten will, gleich einstecken.“

„Ich glaub, er fahrt gerade vorüber!“ flüsterte die Haustochter und blickte auf die Straße hinaus.

„Wer?“

„Der Herr Bezirkshauptmann. Es kommt eine Herrschaftskalesch mit zwei Rappen.“

„Wird mein Wagen sein,“ sagte der Florian. „Ich bin ihm vorausgegangen, den Berg herauf über den Fußsteig.“

Die Gesellschaft schaute sich gegenseitig an. Sein Wagen? des Florian Wagen? — Manches Gesicht war etwas verworren, manches ganz dumm.

„Ich wollte,“ sagte der Florian, „mein Vaterhaus wieder einmal sehen. Wenn's Einem anderswo auch gut geht, man vergißt doch nicht so leicht drauf. Auf dem Kirchhof vorhin. Mein Vater hat kein Kreuzl und kein Steindl. — 's ist viel anders geworden, nur die drei Bäume dort auf dem Bergrücken, wo ich mit dem Vater oft gewesen bin, die stehen, wie sie vor Zeit gestanden — sind nicht größer geworden und sind nicht kleiner geworden. — Ja, so will ich halt ein bissel umherschauen, nachher fahr ich wieder. Dirndl, kleins, geh sei so gut, sag's dem Kutscher, er soll nicht ausspannen, ich fahr bald wieder davon. Soll noch in den Gressingerwald hinüber, den will ich kaufen; thu' nämlich Holzhandeln. — Was bin ich schuldig für's Vesperbrod?“

Jetzt klangen andere Pfeifen. Um Gotteswillen, der Herr Vetter! was ihm einfalle? Das mundvoll Brot zahlen! Er würde doch den Bissen Gottesgab nicht verschmähen. Ein Pfandel Eierspeis wär' den Augenblick fertig. Mein Gott, es sei ja eine Freud und Ehr! Oft und oft habe man gesprochen vom Herrn Vetter Florian, wie es ihm denn gehen mag? Ob er denn gar nimmer heimkommt! Er weiß ja doch, wie gern er aufgenommen ist!

So kamen sie jetzt zu ihm heran. Die Einen suchten schicksame Uebergänge von dem abweisenden Verhalten auf den herzlichen Willkomm; die Anderen enthoben sich dieser Mühe und thaten, als sei das Frühere gar nicht vorgefallen.

Der Florian machte ein munteres Gesicht, und mit diesem schaute er jetzt um sich. „Ihr seid eine nette Gesellschaft!“ sagte er. „Wenn es bloß Spaß gewesen wäre, das mit dem Wagen! Wenn ich doch noch der arme Teufel wäre! Wie kämet ihr nur gleich wieder zurück auf die schlechten Zeiten und daß auf dem Heu liegen verboten sei! Oh, erschreckt nicht, ihr guten, barmherzigen Seelen! Ich bin wirklich ein ganz anständiger Vetter, nämlich ein wohlhabender Mann, der seine lieben Verwandten einmal besucht. Ich habe sehr brave Blutsverwandte, ich bin stolz auf meine Blutsverwandten! Meines Vaters Schwester, die jetzt auf meinem Heimats-Anwesen sitzt als umsichtige Hausfrau, hätte den Schlingel von Vetter, wenn er elend und müde gewesen wäre, zwar des Abends davongejagt, so tugendsam ist sie, aber den reichen Holzhändler nimmt sie mit großen Ehren auf. Ist eine sehr brave Frau. Die anderen Vettern und Muhmen sind auch sehr ehrenwerth. Ich habe sie überaus lieb, meine Verwandten, und oft habe ich mir gedacht, wenn ich einmal heirate, weit aus der Freundschaft springe ich nicht. Zwar bin ich eigentlich nur hergekommen, um dieses alte Haus und meiner Eltern Grab wieder einmal zu sehen, denn die lieben Vettern und Muhmen da herum sind mir allzeit Wurst gewesen, ich bin nämlich ein undankbarer Mensch, denn sie haben es mir immer sehr gut ge-

meint. Haben mich ledig gemacht von den Haussorgen und daß ich die schöne Welt könnt sehen. Aber der Kleinen da — wie heißest Du denn? Baberl heißest Du! brav! — Der kleinen Baberl muß ich doch ein Gröschel geben. Kannst Dir eine Semmel davon kaufen, wenn Du Dein Lebtag einmal hungrig werden solltest. Seh, pack an! — Und jetzt behüt Euch Gott, ihr herzlieben Vettern und Muhmen und bleibet gesund beisamm!"

So der Florian, dann stülpte er den Hut auf, zwickte den Stock unter den Arm, steckte die Hände in den Sack und gieng zur Thür hinaus. Draußen machte ihm der Kutscher den Wagenschlag auf, er setzte sich hinein, blickte noch einmal in der Runde umher und fuhr davon.

Das Gröschel, welches er der Baberl geschenkt, war von jener Gattung, die man Ducaten nennt. Die Blutsverwandten schlugen ihre Hände zusammen. „Der Geldbrotz! Der Hochmuthsteufel! Der Holzwurm!" So gieng es nun von neuem an. Die erwachsene Haustochter schwieg. Ihr war so Ach und Weh. Was wäre das für ein Vetter! Sie hat seine Finger betrachtet; ein Siegelring, sonst nichts Verdächtiges. Weit aus der Freundschaft springt er nicht, hat er gesagt ...

Der Abend desselben Sonntags ist höchst öde verlaufen im Hechelhofe. Natürlich, wenn ein so liebwerter Vetter davongeht! —

Zehn Jahre später wurde der Hechelhof vergantet. Die Bewohner desselben hatten sich durch ihr Lästern und Ehrabschneiden und Ohrenblasen und Tratschen so unbeliebt gemacht im Dorfe, daß sie vereinsamten und ihrer Wirtschaft die Lebensadern unterbunden wurden. Jetzt verlästerten sie auch sich selber, denn sie waren fertig. Den Hechelhof erstand der Florian. Er ließ nichts merken von Dem, was einst zwischen ihm und seinen Verwandten vorgefallen, er lud die alternde Muhme mit ihrem Manne ein, in einer Nebenstube des Hauses zu verbleiben. Ihr böses Gewissen und ihr Neid gestatteten es nicht, den Vorschlag des Vetters anzunehmen. Sie zogen fort und stromerten als Betteleute im Lande umher, bis sie endlich verschwanden.

Die „Haustochter" Hane ist eine alte Jungfer geworden. Ob sie als solche das Tratschen und Leutausrichten aufgegeben, ist nicht Glaubensartikel.

Aus dem Leben unserer Hausthiere.

Der Hühnerhansel.

Fast täglich, wenn der kleine Hans des Morgens erwachte, fand er zu Füßen seines Bettes ein frischgelegtes Ei. Natürlich wollen wir wissen, was dahintersteckt, also sollen die Ereignisse ganz wahrheitsgemäß erzählt werden.

War eines Tages die Köchin ins Zimmer getreten und hatte vor sich die Hände so gehöhlt und zusammengelegt, daß sie wie zwei aufeinanderpassende Nußschalen waren, und dazwischen guckte der piepsende Kopf eines jungen Hühnchens hervor.

„Gnädige Frau!" rief die Köchin freudestrahlend, „das ist auf dem Markt herrenlos umgelaufen, ich hab's abgefangen, einem Bettelmann zwei Batzen geschenkt und mit heimgetragen. Ein herziges Thierlein! zum Fressen,

so lieb! Ein par Wochen schoppen, und haben nachher zum gnädigen Herrn seinem Geburtstag ein prächtiges Huhn! Erspart man wieder was. O, du Vieherl, du batschierliches! Just daß es nit unter einen Wagen gelaufen ist! Na wart, bei mir sollst es gut haben!"

Die gnädige Frau war mit der Sache ganz einverstanden, der kleine Hans wollte sich das Hühnchen sofort aneignen, aber das zitterte am ganzen Leibe vor den Eingriffen des in seiner freudigen Erregung ungestümen Jungen und duckte sich in die Höhlung der Hände zurück.

Dem Thiere ward hierauf eine alte Hühnersteige bereit gemacht unter dem Herde; dort wurde es mit ausgesuchter Herzlichkeit behandelt und gepflegt. Die Leckerbissen, die es bekam, schlugen an, es wuchs von Tag zu Tag größer und rundlicher und es nahte auch der Geburtstag des „gnädigen Herrn."

Dem kleinen Hans wurde bang. Er bat bei der Köchin, und in letzter Instanz bei der Mutter um das Leben des Hühnchens, aber vergebens. Die Mutter wendete ein, daß man mit einer Henne ihrer verschiedenen Unarten wegen im Hause nichts anzufangen wisse; die Köchin lechzte bereits nach dem Blute. Gedankenschwer betrachtete der Knabe diese räthselhafte Person, sonst so gut und rührselig und voller Zärtlichkeit mit dem gefangenen Thierchen, und doch dabei so mordgierig. Unbegreiflich!

Zwei Tage vor dem Geburtsfeste begann die Köchin aus den Fleischerläden, Spezereiwaarenhandlungen, dem Gemüsemarkt, den Weinkellern u. s. w. schon allerlei köstliche Dinge zusammenzuschleppen. In einem Augenblicke ihrer Abwesenheit öffnete der kleine Hans die Hühnersteige, nahm das Thierchen heraus und suchte es unter der Decke seines Bettes zu verstecken. Als die Person aber nach Hause kam, flatterte ihr das Hühnchen kreischend entgegen. Der Knabe wollte es fangen und rief ihm laut zu: „Sei doch nicht so dumm, Huhn! Ich will dich ja retten. Sie hat schon das Messer geschliffen, es geht dir schlecht. Komm zu mir, da geschieht dir nichts, ich werde dich nicht umbringen lassen!" Mit Thränen im Auge rief er so, allein das dumme Thier verkroch sich hinter den Rocksaum seiner Feindin und diese fieng es lachend ab und that es wieder in die Hühnersteige.

Der Hans war blaß vor Empörung, er hätte einem so dummen Geschöpfe ein Merks gegönnt, aber tödten! Den Kopf abschlagen! Es aufessen zu Ehren des Vaters! — Das kam dem Jungen so ungeheuerlich vor, daß er bei der nächsten Gelegenheit das Huhn nochmals aus der Steige nahm und es eilig hinaustrug auf das freie Feld. Dort sagte er zum Thiere: „Hier thue ich dich her, hier bleibst! Geh mir nicht mehr zurück in Haus! sie will dir den Kopf abschlagen, ich sag dir's! Dort im Steinhaufen ist ein Loch, da kannst du hineinschlüpfen, wenn du willst. Ich werde bald wieder nachschauen kommen, wie es dir geht. Behüt' dich Gott jetzt!" — Hernach setzte er das Hühnchen auf die Erde, lief nach Hause und freute sich insgeheim der Lebensrettung.

Als er hernach scheinbar gleichgiltig mit seinen Bleisoldaten spielte, kam die Köchin ins Zimmer gezettert: „Gnädige Frau! Das Unglück! Das Hühnel ist weg!"

„Die Cavallerie voran!" commandierte der Hans und schob die Reiterei nach vorwärts.

„Zu Mittag ist's noch in der Steigen gewesen!" berichtete die Köchin. „Und jetzt ist's weg! ist's weg! Ausgeschlüpft kann's nit sein, ist anfangs schon zu dick gewesen, jetzt ganz und gar. Auweh! Dieses Mahlheur! Muß rein gestohlen worden sein!"

„Sturm! Feuer!" commandierte der Hans seine Bleisoldaten.

Die „gnädige Frau" stellte sich

mit in die Seiten gestemmten Armen vor die trostlose Köchin und sagte: „Meine Liebe! Sie müssen eine saubere Ordnung halten in der Küche, daß Ihnen die Hühner aus dem Gelaß gestohlen werden können. Alles offen lassen, sperrangelweit! Eine unerhörte Schlamperei! So können Ihnen auch andere Sache gestohlen werden und am Ende Sie mir selber. Meinetwegen! ich werde Sie nicht austrommeln lassen! Das merken Sie sich!?"

Die Köchin begann in ihre Schürze hineinzuschluchzen. Jetzt gab der Hans seinen Feldzug auf. „Mutter," sagte er, „die Köchin kann nichts dafür. Ich habe das Hühnel genommen und es aufs Feld hinausgetragen, daß es nicht umgebracht werden kann."

„Das ist Ihr Glück, gehen Sie hinaus!" herrschte die Gnädige der Köchin zu, und dann zum Knaben: „Da hast Du einmal was Kluges angestellt! Glaubst Du, auf dem Felde wird das Thier sich fortbringen? Dort geht's erst recht zugrunde. Kommt aus der Höhle der Marder nicht, aus den Lüften der Geier nicht, so erfriert es in der nächsten Nacht, verhungert es am nächsten Tag. Und der Vater wird sich freuen, wenn er hört, wer ihn ums Geburtstagshuhn gebracht hat!"

Nun hub der Kleine zu weinen an, aber die Seelennoth währte nicht lange. Wieder kam die Köchin hereingefahren, glückstrahlenden Gesichtes: „Es ist wieder da! Es ist wieder da! Es ist wieder da! Am Küchenfenster! Was das auf einmal für ein Schatten ist! Denk ich, da sitzt das Hühnel am Fenster und will herein! Mein Gott, mir zittern Händ und Füß vor lauter Freud'! Das liebe Vieherl! Ist aber schon mägerer worden!"

Auch der kleine Hans jubelte, doch schon kam wieder die Traurigkeit, daß es sterben müsse, daß keine Rettung mehr möglich sei.

Als der Vater nach Hause kam von seinem Amte, fiel es ihm auf, daß ihm der Knabe nicht lustig wie sonst entgegensprang, daß er im Winkel über einem Bilderbuche gekauert saß und sich nicht bewegte.

„Na, Hans, was ist's mit Dir?" rief ihm der Vater zu. „Wie sagt man?"

„Grüß Dich Gott!" sagte der Kleine. Da brach ihm dabei das Stimmlein.

„Ist Dir etwas geschehen? Nun? Sprich, mein Junge! Was ist los? Na! Kopf empor! So! Was ist denn?"

Der Knabe sprang ihm um den Hals, schlang die kleinen Arme um des Vaters Nacken und schluchzte.

Es währte eine Weile, bis sie sich soweit verständigen konnten, daß der Hans um das Leben des Hühnchens bat und der Vater lachend die Bitte erhörte.

„Du hast recht," sagte er zum Kleinen, „wir wollen dem Geburtstage nicht das Leben eines Hausgenossen opfern. Hans, Du bist ein guter Bursch', Du hast ein Herz für die Thiere. Das Hühnchen gehört Dein, es soll im Hause brav gepflegt werden, es soll groß werden und Niemand soll ihm etwas zu Leide thun!"

„Nein, wie Du den Jungen verdirbst!" rief die Frau Gemahlin dazwischen. „Das nenne ich doch die Verweichlichung auf das Höchste getrieben! Kann keinen Tropfen Hühnerblut sehen und wird einst mit dem Messer gegen die Franzosen oder Russen gehen müssen! Und uns Frauen nennt Ihr rührselig, herzpatzig, was weiß ich!"

„Gegen die Franzosen und Russen werden doch höchst wahrscheinlich die Männer gehen müssen," entgegnete der Vater ernsthaft. „Nothwehr, da kennen wir kein Erbarmen. Aber unschuldige Hühner schlachten und aufessen, dazu gehört nicht viel Tapferkeit. Sowenig ein roher Mensch darum auch schon Held ist, so wenig ist ein mitleidiger Mensch als solcher ein Feigling. Zur Güte und zur Tapferkeit sollen wir unsere Knaben erziehen; die Natur kommt uns hierin schon auf halbem Wege entgegen."

Die Frau fuhr fort: „Ich glaube,

es ist nur Opposition von Dir, daß Du jetzt das Kind —"

Rasch eilte er herbei, verstopfte mit einem Kuß ihren Mund und schnitt somit mannhaft und glücklich einen scharfen Sermon ab, der gegen ihn im Anzuge gewesen.

Der Geburtstag kam und gieng vorüber, das Hühnchen blieb am Leben. Blieb am Leben, wuchs, gedieh, that sich auf der Gasse mit munteren Hühnern und Hühnen um und wurde endlich auch zutraulich zu dem kleinen Hans. Dieser nahm es manchmal mit in sein Bett, streichelte es, lobte es und warnte es vor der Köchin. — Eines Tages fand er bei sich im Bette ein frisches Ei.

Ich vermuthe, es geschah aus Neigung und Dankbarkeit. Wahrheit ist, daß die Henne von nun an all ihre Eier in das Bett des Knaben legte. Früh morgens setzte sie sich dort zu Füßen auf den Strohsack, und als es vorüber war, hub sie zu gackern an. Der Hans erwachte, fand die Morgengabe, welche ihm dann stets zubereitet wurde als Vormittagsimbiß. So trug das gerettete Thier namhaft zur Ernährung und Kräftigung des Knaben bei. Heute, da der Hans ein Studentel geworden ist, lebt die Henne immer noch und blickt, wenn sie eine Brosame schluckt, dankbar auf zu ihrem Beschützer.

Unbekümmert um den Spott der Schulgenossen, die ihn den Hühnerhansel heißen, bleibt er dem alten Wesen zugethan, und Hühnerhansel, meinen wir, ist ein ganz hübscher Name, wenn er ein gutes treues Herz bedeutet.

Gräßliche Enthüllungen.

An einem Julisonntag war's, zur heißen, stillen Nachmittagsstunde. Menschen und Thiere ruhten in süßer Trägheit. Im Kiefernschachen, der von einem Holzzaune umgeben war, und zwischen dessen Gestämme mancher Sonnenstrahl hinsickerte, saßen abseits von der Herde unter einem Baume zwei Geschöpfe Gottes.

Eine junge falbe Kuh war's und ein dunkelgrauer Stier. Dieser letztere legte sein großes Haupt mit der schlotterigen Halsfahne so auf das knisternde Moos hin und fächelte mit dem buschigen Schweife manchmal die Mücken weg von seinem Körper. Im Uebrigen schien er sich um nichts zu kümmern. Die Kuh saß neben ihm, hielt ihren zarter gebauten Kopf mit den zierlichen Hörnern empor und beleckte den Hals und die Schulter des tranten Genossen. Dann hielt sie selbst ihr Haupt hin, daß er ihr den gleichen Gegendienst erweise, aber der graue Bursche that nichts desgleichen, sondern lehnte seinen klobigen Kopf mit halbgeschlossenen Augen an seinen Bauch nieder. Die Kuh begann ihn zwischen den Hörnen zu lecken und sagte: „Du bist heute wieder einmal nicht gut aufgelegt."

Der Stier knurrte.

„Und so faul!" sagte sie.

„Nie wieder!" knurrte der Stier.

„Du hast halt Deinen hautigen Tag. Aber mit Mißmuth macht man's nicht besser. Schau Andere an, sie genießen ihr Leben."

„Die Kurzsichtigen," versetzte der Stier. „Wenn man schon nicht den Muth hat, sich das Leben zu nehmen, so sollte man wenigstens —"

„Mein Gott, was fehlt Dir denn?" unterbrach ihn die Kuh. „Du bist jung, gesund, wirst nicht an den Pflug gespannt, kannst immer nur Deinen Vergnügungen nachgehen."

„Bedanke mich! Saubere Vergnügungen das, den Stamm eines so armseligen Geschlechtes zu halten. Ich denke eben nicht an mich allein, wie die Egoisten, ich denke an die Gattung. Ich denke an die Urahnen, die als Urochsen in den Wildnissen groß und frei gelebt haben. Ich denke an die heutigen Nachkommen, die in ent-

ehrendster Sklaverei schmachten und zu stumpfsinnig sind, um die Schmach zu empfinden."

„Ich sehe doch eher eine Ehre darin, mit den Menschen zu sein, diesen bevorzugtesten Wesen —"

„Dumme Drulle!" unterbrach sie der Stier.

„Ich habe mich bei ihnen gar nicht zu beklagen," fuhr die Kuh fort. „Der Bauer, bei dem ich lebe, hat mir eine eigene Person beigegeben, die mich auf die Weide begleitet, in großen Körben Futter in den Stall trägt, damit ich auch im Barren etwas finde. Sie führt mich freundlich zur Tränke, wenn ich Durst habe, sie reicht mir Salz und Brot, wenn mich nach Leckerbissen verlangt, sie striegelt mir den Wust vom Körper, schneidet mir die Klaue, kurz, pflegt mich auf alle Weise, und zwar weit besser, als die alte Person, des Bauers Schwester, die mühselig ist und nicht mehr arbeiten kann, gepflegt wird. Ich sage was wahr ist, und es wäre Undank von mir, wollte ich nicht zufrieden sein. Gestern zum Beispiel kam der Bauer in den Stall und streichelte mich und gab mir schmeichelhafte Kosenamen, was mich umsomehr rührte, als der Bauer sonst ein roher Mensch ist, der sogar sein Weib schlägt. Die Kuhmagd besonders steht mit mir auf freundschaftlichstem Fuße —"

„Und zieht Dir die Milch aus dem Euter!" sagte der Stier.

„Aber das ist mir ja angenehm," rief die Kuh; „als ich mich vor einiger Zeit im Walde verirrt hatte und außer Haus übernachten mußte, plagte mich das volle Euter ganz entsetzlich. Mit Thränen in den Augen dankte ich der Magd, als sie mir nachher den Zustand erleichterte. Zudem singt sie beim Melken mir zu Lieb allerlei lustige Liedeln, während die weißen Brünnlein in den Zuber rieseln. Ich mache mir sogar den Spaß, ihr die Milch zu verweigern, wenn sie einmal übellaunig ist und nicht singt."

„So tief seid Ihr schon gesunken, daß Ihr keine Ahnung habt von der Schmach? Mit dem Einzigen und Besten, womit Ihr Euere eigenen Nachkommen atzen solltet, nährt Ihr Euere Feinde, Euere gewissenlosen Peiniger, Schacher und Schächter."

„Mäßige Dich, Freund!" verwies ihm die Kuh. „Du bist ein Sauertopf. Du siehst nur überall das Schlimmste und bist ungerecht."

„Sage mir einmal, vertrauensseliges Herz Du, hast Du Deinen Vater noch gekannt?" fragte der Stier. „Er ist erst vor Kurzem als alter Ochse umgekommen. Seit zwölf Jahren hat man ihn zu Schanden geprügelt. Im Sommer an den Pflug gespannt, an die Heufuhr, an die Kornfuhr, an den Steinwagen, im Winter an den Holzschlitten, an den Streukarren bergauf, daß er unter den Peitschenhieben oft laut gestöhnt hat. Dazu schlechtes Futter, finsteren, übelriechenden Stall, dem Muthwillen der Rangen ausgesetzt. Als er zu kränkeln begann, goß man ihm mit Gewalt ganze Flaschen der abscheulichsten Flüssigkeiten in den Rachen; dann begrub man ihn halb in seinen eigenen Unrath, um ihm das Blut wieder aufzufrischen, wie der weise Arzt in seiner edlen Menschenstirn dachte. Aber das arme Thier that das Klügste, was ein Ochse thun kann, es starb. Weil es sehr mager war, begruben sie es draußen am Steinhaufen, nachdem sie ihm die Haut abgezogen hatten. Und das, meine Liebe, ist die Lebensgeschichte Deines Vaters."

„Es kann ja sein," sagte hierauf die Kuh kleinlaut. „Lieber Gott, arbeiten, leiden und sterben müssen wir Alle."

„Und weißt Du das von Deiner Mutter?" fragte der Stier.

„Ja freilich!" rief die Kuh, „und meine Mutter ist gerade ein Beweis, wie Unrecht Du hast und wie edel die Menschen sind. Meine Mutter ist nie an den Pflug oder Wagen gespannt

worden. Sie ist nie geschlagen worden, außer wenn sie beim Melken ungeberdig war. Neun Junge soll sie geboren haben, da kannst Du Dir denken, wie brav sie gehalten worden sein muß. Dann als sie zu altern anhub, ist man erst recht lieb und gut mit ihr umgegangen; sie hat das beste Heu bekommen, den feinsten Klee, gekochte Rüben und allerhand Kraut mit Salz und Brei zubereitet, daß die alte Frau allmählich ganz fett geworden ist."

„Und als sie fett war?" fragte der Stier.

„Als sie fett war, da — ist sie mir aus den Augen gekommen und ich habe sie seither nicht wieder gesehen."

„Soll ich Dir erzählen, was mit ihr geschah?" fragte der Stier. „Es kam ein dicker rother Mann in den Stall, warf ihr um die Hörner einen Strick, führte sie davon, in einer Hütte riemte er sie an, daß sie am Vorderleib ein wenig emporgezogen werden konnte, ergriff dann eine schwere Hacke und schlug ihr dieselbe so lang auf die Stirnplatte, bis sie todt zusammenstürzte. Hernach häutete er sie ab, zerschnitt sie in hundert Theile und die Leute kamen und aßen sie auf."

Auf diese Erzählung stutzte die Kuh ein wenig, dann sagte sie: „Wer weiß, ob das wahr ist. Es wird viel geschwatzt auf der Welt."

„Man hat sie gesotten und gebraten und beim Schmaus geflucht über das rabenzähe Fleisch; und das war die Ehre, die man ihrem würdigen Alter angethan hat. Wo man nicht nach Kälbern und Milch oder nach Zugkraft ausschaut, da schlachtet man uns lieber in den besten Jahren und sie sagen, ihre fürnehmste Kraft und Gesundheit und Geistesstärke hätten sie vom Thierfleisch. Es ist eine Mörderbande, dieses Menschenvolk."

„Du machest einem ganz ach und weh," entgegnete nun die Kuh. „So schlimm wird es doch nicht sein, um Gotteswillen!"

„Wo sind denn Deine acht Geschwister hingekommen?" fragte der Stier.

„Die werden wohl in die weite Welt sein," antwortete die Kuh. „Sie müssen eben selber sehen, wie sie sich fortbringen."

„Darauf brauchen Sie nicht zu sehen," sagte der graue Geselle, „fortgebracht werden sie unter allen Umständen. Die Einen zu jahrelangem Sklavenjoch, die Anderen zu frühem Tode."

Die Kuh war aufgestanden. Sie starrte den Genossen mit großen Glotzaugen an. Endlich sagte sie: „Wenn man nicht wüßte, daß Du schon aus Grundsatz immer nur Böses sagst von den Menschen, man müßte Dir glauben. Nein, nein, wenn ein Gott im Himmel ist, der uns erschaffen hat, so könnten solche Gräuelthaten nie und nimmer geschehen. Er hätte das entartete Geschlecht, welches sich von dem Fleische ihm ähnlich gearteter Mitwesen ernährt, längst vernichtet."

„Nun habe ich noch eine Frage an Dich," sagte der Stier, ohne sich um die erregten Auslassungen der Gefährtin weiter zu kümmern. „Weißt Du, was aus unserem Sohne geworden ist?"

„Schau," sagte die Kuh, „auch dem hat der Bauer allerhand Gutes gethan. Ich bin ganz gerührt, wenn ich daran denke, daß man mich in der Zeit, da das Kalb bei mir war, nicht ein einzigesmal gemolken hat, nur damit der Junge genug gehabt. Ja noch mehr, die Magd hat ihn täglich dreimal genudelt, mit Mehlklößen gefüttert und ihn gehätschelt, nicht anders wie ein eigenes Kind. Die guten Menschen!"

„Und nachher?" fragte der Graue.

„Ja, nachher ist der Kleine in die Stadt gezogen, wo er gewiß sein gutes Fortkommen finden wird," antwortete die Kuh.

„Du hast recht,“ sagte der Graue, „er ist in die Stadt gezogen, und zwar in sicherer Begleitung: Voran der Fleischerknecht, hinten der große Hund, der grauenhaft bellte und das Kalb, welches von der Mutter nicht fort wollte, beständig in die Beine biß, daß es ganz blutig zur Stadt kam. Dort wurde es in eine große Halle geführt, wo Kälber, Ochsen und Schweine zu Dutzenden bei den Füßen aufgespießt an den Wandhaken hiengen. In dieser Halle wurde es zu Boden geworfen und todtgestochen.“

Die Kuh stand starr, als wäre sie aus Stein gemeißelt. Dann stieß sie ein Geplärre aus, um ihren Schreck und ihr Leid auszudrücken. Aber Worte brachte sie nicht mehr hervor, sie hatte vor Entsetzen die Sprache verloren.

Der Graue versank in dumpfes Hinbrüten.

Als die Schatten wuchsen, kam ein kleiner Hirtenknabe und trieb die Herde hinaus auf die Weide, wo sich Alle das Gras munter schmecken ließen. Auch die junge falbe Kuh hatte nichts mehr in ihrer Vorstellung, als Klee und Klee. Nur der Stier fraß nicht: er stand in seiner massigen Gestalt schwerfällig da und schaute mit Ingrimm auf den Hirtenjungen hin. — Mit zehn solchen Creaturen, dachte er, würde ein einziges Rind fertig, und hier lassen sich mehr als ein Dutzend kräftiger Rinder von diesem Zwerg umhertreiben, weil er eine Gerte in der Hand hat. So tief sind wir gesunken. O, wen Gott verläßt, der wird feige! — Wie anders sind wir einst dagestanden! Der Büffel, vor dem ganze Raubhorden geflohen sind! Im Egyptenlande sollen sie den Stier sogar zum Gott erhoben haben! Wenn das von der Seelenwanderung wahr wäre, was müßte ich in diesem Falle einst für ein niederträchtiges Rindvieh gewesen sein, daß ich zur Strafe nun als zahmer Ochse unter Menschen leben muß! Allein das, was ich jetzt dulde, läßt mich für das nächste Leben etwas Besseres erwarten. Womöglich möchte ich ein ganz winziges Wesen werden, etwa ein tausendfältiger Moskito, oder eine Tarantel, oder eine giftige Bakterie — dann solltest Du einmal sehen, lieber Mensch, wer der Stärkere ist. — Ja ja, wir kommen noch so an die Reihe, ich bin vollkommen davon überzeugt. Und was Du heute dem unschuldigen Thier anthust, hochmüthiger Herr der Schöpfung, das wird Dir noch heimkommen — verlaß Dich darauf! —

Ein Hieb mit der Gerte, der Stier trollte weiter und schwieg. Ob er nun den Menschen predige, oder seine Leidensgenossen aufklären und aufwiegeln wolle, es half nichts, es war ganz vergebens, zu dieser Einsicht war er gekommen. Seither blieb er stumm, er wie seine Schicksalsgefährten — und unter meinen Lesern dürfte Keiner sein, der jemals wieder ein Rind sprechen gehört hätte.

So weit ist der Ochse dem Menschen voraus, der Mensch ist noch nicht zur Einsicht gekommen, daß alles Reden umsonst ist.

Würde des Menschen! Recht des Thieres!

Anstatt (was wieder stark einreißen will) gegen Menschen thierisch zu sein, schlagen wir vor, auch mit den Thieren menschlich zu sein. Daß dazu eine Mahnung sei, entnehmen wir dem „Thierfreund“ in Wien eine Reihe von Aussprüchen über Mitleid und Thierschutz, welche Koloman Kaiser gesammelt hat. Dieselben ergänzen gleichsam die zehn Gebote Gottes durch ein elftes: Du sollst auch dem Thiere nicht Unrecht thun!

Wenn du den Esel dessen, der dich hasset, unter der Last liegen siehest, so sollst du nicht vorübergehen, sondern ihm aufhelfen sammt demselben.

Moses, II. 23, 5.

Wenn du den Esel deines Bruders oder seinen Ochsen fallen siehest auf dem Wege, so sollst du es nicht verschmähen, sie aufzurichten mit ihm.

Moses, V. 22. 4.

Wenn du auf dem Wege bist, und auf einem Baume oder auf der Erde ein Vogelnest findest, worin die Mutter über den Jungen oder Eiern sitzt, so nimm sie nicht mit den Jungen.

Moses, V. 22. 6.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.

Salomon, Sprüche 12. 10.

Wer nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit strebet, der wird Leben, Gerechtigkeit und Ehre finden.

Salomo, Sprüche 21. 21.

Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Matthäus, 5. 7.

Ein unbarmherziges Gericht wird über Den ergehen, der nicht Barmherzigkeit übet.

Jacobus, 2, 13.

Das ängstliche Harren der Creatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn auch die Creatur frei werden wird von dem Dienste des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Creatur sich mit uns sehnet, und ängstet sich noch immerdar.

Paulus, Epistel a. d. Römer 8, 19, 21 u. 22.

Wir leben im Frieden mit allem Beseelten.

Pythagoras.

Man darf sich nicht zu Tische setzen, ehe man dem Hausthier sein Futter vorgesetzt hat.

Talmud.

Der arme Wurm, auf den wir treten,
In seinem Körper fühlt er Schmerz
So groß als wenn ein Riese stirbt.

Shakespeare.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen.

Goethe.

. . . . . . Das ist es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Theil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat, und schon im Thiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edeln Menschen zur schönsten Blüte kommt.

Goethe.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.

Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Flut empor:
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.
Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
„Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut?
Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst hinunter, wie du bist,
Und würdest erst gesund!“

Goethe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie (die verfolgte Gazelle) zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.
Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

Schiller.

Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten Großmuth der aufgelegteste. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter.

Lessing.

Wenn die Thiere keine Vernunft haben, so sind sie von der Natur (im Gefühle) nicht verwahrlost worden; denn sie sind auch ihre Kinder. Der Mensch ist der erste Freigelassene der Erde, das Thier ein gebückter Sclave.

Herder.

Grausamkeit gegen die Thiere ist eines der kennzeichnetsten Laster eines niederen und unedlen Volkes. Wo man ihrer gewahr wird, ist es ein sicheres Zeichen der Unwissenheit und Roheit, welche selbst durch alle äußeren Zeichen der Pracht und des Adels nicht übertüncht werden kann. Grausamkeit gegen Thiere verhärtet das Herz auch gegen den Menschen und kann bei wahrer Bildung nicht bestehen.

Alexander v. Humboldt.

Das Kind lerne alles thierische Leben heilig halten.

Jean Paul.

Wer gleichgiltig gegen ein treues Thier ist, wird auch für Seinesgleichen kein Herz haben.

Friedrich II. v. Preußen.

Ich glaube, daß unsere größten Laster ihren Ursprung aus der zartesten Kindheit ableiten. Es ist ein Zeitvertreib für die Mütter, zu sehen, wie ein Kind dem Huhn den Hals umdreht, einen Hund oder Katze mißhandelt . . . . das sind aber die wahren Wurzeln der Grausamkeit und Tyrannei.

Michel de Montaigne.

Ihr sollet Freundschaft mit den Thieren schließen;
Der sie erschuf, will, daß der Mensch sie liebe.

Lamartine.

Der betet gut, der lieben will
Die Menschen und die Thiere,
Und der am besten, der auch liebt
Das Große und das Kleine.
Der große Gott, der so uns liebt,
Er schuf und liebet Alle.

Walter Scott.

Die Hauptaufgabe der Tierschutz-Vereine besteht nicht allein in dem Thierschutz als solchen, sondern vielmehr darin, durch den Thierschutz den Volkscharakter zu läutern, das Individuum sittlich zu heben und mit ihm die Nation, das Volk selbst zu veredeln.

James Fenimore Cooper.

Zu meinem Freunde würde ich nie zählen,
Ist selbst er auch begabt mit feinem Wesen
Und klugem Denken, den, der je ermangelt
Des Zartgefühls, der ohn' Erbarmen setzt
Den Fuß auf einen Wurm, der sorglos kriecht
Zur Abendzeit auf öffentlichem Wege.

James Fenimore Cooper.

Die Frage ist nicht: Können die Thiere denken, sondern: können sie leiden? Das ist der Hauptpunkt bei der Sache.

Jeremias Bentham.

Keine wahrhaft gute Erziehung, kein wahrhaft gutes Herz ohne Mitleid mit den Thieren.

Lord Erskine.

Unter allen Volksfesten der großen Republik hätte man das Fest der Thiere beibehalten können, damit der

rohe, undankbare Sinnenmensch stets anschaulich erinnert werde, wie viel die menschliche Gesellschaft dem Ochsen und der Kuh, dem Schaf, der Ziege und dem Schwein, dem Pferd, Hund und Geflügel verdanke, um ihn dadurch zum Dank gegen den Schöpfer und zur menschlichen Behandlung des Thieres aufzufordern. Karl Julius Weber.

Das Benehmen gegen Thiere wirkt zurück auf die Sitten der Menschen.
Karl Julius Weber.

Die Vernunft lehrt uns, daß Thiere, wenn auch keine Vernunftwesen, doch empfindende Wesen sind, und daher sollen wir die Vernunft praktisch machen und die Kinder zur Thierliebe förmlich anhalten, die ohnehin schon ohne Arges mit Hündchen und Kätzchen aus einer Schüssel essen.
Karl Julius Weber.

Die Gefühllosigkeit gegen die Thiere wirft einen schwarzen Schatten auf das Menschenthum überall.
Bogumil Goltz.

Es ist ein ganz sinnloser Gedanke, die Thiere eben nur als Mittel für die Menschen und nicht zugleich als Selbstzwecke zu betrachten; sie aber bloß als nothwendige Lebensmittel auch in der Moral und im Kinderkatechismus vorzustellen, ist eine förmliche Cannibalenphilosophie.
Bogumil Goltz.

Die vermeintliche Rechtlosigkeit der Thiere, der Wahn, daß unser Handeln gegen sie ohne moralische Bedeutung sei, oder wie es in der Sprache jener Moral heißt, daß es gegen Thiere keine Pflichten gäbe, ist geradezu eine empörende Ruchlosigkeit und Barbarei.
Schopenhauer.

Mitleid mit den Thieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Thiere grausam ist, könnte kein guter Mensch sein.
Schopenhauer.

Grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten. Schopenhauer.

Es genügt, daß der Mensch die Dienste der Thiere annimmt, beziehungsweise erzwingt, um ihn zu den entsprechenden billigen Gegenleistungen moralisch zu verpflichten.
Eduard v. Hartmann.

Die sittliche Verpflichtung, Niemanden zu verletzen, vielmehr Jedem nach Kräften zu helfen, bezieht sich auf alle empfindende Lebewesen ohne Ausnahme. Eduard v. Hartmann.

Wir sollen nie für die Thiere schwärmen, weil wir sonst den Wert der Dinge zu verwirren anfangen, — nie für sie empfindeln, weil wir solches sogar nie für einen Menschen, nie für einen Lieblingsmenschen thun sollen, indem das Leben uns Alle keck angreift und wir es also nicht minder keck anzugreifen haben, und weil überhaupt ein Wesen, das einmal den großen Todeskampf zu bestehen hat, nie tändeln und empfindeln darf. Doch dürfen wir ebensowenig das Thier verachten oder mit seinem noch so geringen Schmerze scherzen oder Muthwillen treiben, noch weniger hassen. Scheitlin.

Menschenfreunde! helfet dem Thiere eine Erlösung gewinnen! Wie ein himmlisches Wesen es auf sich genommen, im Willen des ewig liebenden Geistes durch eigenen Willen zu erlösen die Menschheit, so hat im Sinne des gleichen Geistes die zu ihm aufschauende Menschheit es auf sich zu nehmen, dem Thiere eine Erlösung zu gewinnen. Der Erlöste soll auch erlösen, der wirklich Erlöste wird wirklich erlösen. Scheitlin.

Das ist des Jägers Ehrenschild,
Der treu beschützt und hegt sein Wild,
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.
Heinrich Laube.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die gold'ne Brust,
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Wilhelm Jordan.

Die Art und der Grad, wie ein Mensch die Pflicht gegen die Thiere erkennt und übt, bildet einen Maßstab seiner sittlichen Erkenntnis, ja man kann sagen, seines religiösen Gefühls.

Berthold Auerbach.

Behaupten: Gott lebe nicht in allem Erschaffenen, grenzt fast an Atheismus. Im Gegentheil, ich glaube, was in meinem täglichen Gebete vorkommt:

In jedem Thierlein noch so klein,
Was geht, was kriecht, was fliegt,
— — — — — — — — — — — —
Ist drinnen, wenn ich's recht anschau
Der gute, liebe Gott!

Castelli.

Thiere schützen
Heißt: Menschen nützen.

Castelli.

Wohl ist das Thier, welches unter keinem Schutze des Gesetzes steht, des menschlichen Schutzes bedürftig und ein Thierschutz-Verein der höheren Würde des Menschen angemessen; doch Vorurtheile, Schwierigkeiten und Hindernisse stellen sich in den Weg. Denn der Mensch ist gewohnt, die Vortheile eines jeden Vereines sich nur in klingender Münze auszahlen zu lassen; hier aber ist der Gewinn unsichtbar, unhörbar, er ist nur sittlich, aber des menschlichen Geistes, der christlichen Liebe würdig.

Prof. Wilhelm Albert Podlaha.

Wer übrigens das Thier vor Mißbrauch und Quälerei bewahren will, der impfe dem Kinde schon Liebe zu demselben ein und zeige ihm, was es dem Menschen sei, und welch' trauriges Leben der Mensch ohne das Thier führen würde. Ist dieses bewirkt, so ist auch jenes erreicht und der Zweck des Vereines ist dann das schönste Mittel zu dem viel höheren, zur Veredelung der Menschen geworden.

Prof. Wilhelm Albert Podlaha.

Wollen wir dauernd Gutes stiften, so müssen wir vor Allem bedacht sein, das Volk, groß und klein, mit dem Leben, den Fähigkeiten und Schönheiten, dem Nutzen und Schaden der Thiere vertraut zu machen; wir müssen es zur Ueberzeugung bringen, daß Derjenige, welcher ein Thier mißhandelt, ja auch nur mißachtet, den Schöpfer selbst beleidigt, sonach strafbar sei; wir müssen ihm begreiflich machen, daß unser Leben viel mehr von dem Dasein der Thiere abhängt, als das ihrige von uns.

Andreas Khuen,
weiland Secretär des Wiener Thierschutz-Vereines.

Der Mensch kann und soll über die Thiere herrschen, weil er höher gestellt ist und höhere Gaben empfangen hat — von Gottes Gnaden; er soll herrschen durch seine Vernunft und mit Vernunft, nicht als ein launenhafter, gewissenloser Tyrann, der da meint, daß ihm Alles erlaubt sei — nicht in schrankenloser Willkür, sondern gebunden durch das Gebot seines Herrn und geleitet von menschlicher, d. i. liebevoller Gesinnung. Er soll dem Thiere ein gütiger Herr sein, wie er selbst ja wünschen muß, daß Gott auch ihm ein freundlicher, gütiger, barmherziger, gnädiger Herr sei.

O. Kannegießer.

Der Thierschutz ist wichtig für die Bildung und Gesittung der Menschheit, weil er das Bewußtsein einer großen heiligen Menschenpflicht, der Pflicht gegen die Thiere, in dem Menschen lebendig werden läßt. Er bildet das Gewissen.

O. Kannegießer.

Es darf nicht vergessen werden, daß, wie alle Religionen, so auch die christliche Religion, die Thiere in ihren Schutz stellt und dem Menschen gebietet, auch ein Herz für die Thiere zu haben. . . . .

Auch hat unser Herr und Meister der Thiere gar freundlich gedacht. Hat er nicht ausgesprochen, daß auch der

Sperling sich der Fürsorge und des Schutzes unseres himmlischen Vaters erfreut? Hat er nicht der Hunde, die die Wunden des kranken Lazarus leckten, rühmend erwähnt — den hartherzigen Menschen, namentlich dem herzlosen reichen Manne, vor dessen Thür Lazarus lag, ohne Mitleid zu finden, zu tiefer Beschämung? Hat er sich nicht selbst als guten Hirten, und die Menschen, die er auf himmlischen Lebens-Auen führen will, als seine Schafe bezeichnet und seine Heilandsliebe unter dem Bilde der Henne, die zärtlich sorgend ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, so sinnig und liebreich dargestellt? Hat er nicht durch Beziehung dieses letzteren Bildes auf seine Person die Thiere überhaupt hoch erhoben und ausgezeichnet?

O. Kannegießer.

Jede Quälerei eines Thieres ist ein gegen die Sittlichkeit, gegen göttliches und menschliches Gesetz verstoßendes Vergehen und muß als solches erkannt und bestraft werden. Darum ist jeder sittlich gebildete Mensch verpflichtet, sich selbst und seine Mitmenschen vor jeder Thierquälerei, als einer Sünde und Pflichtverletzung, zu behüten und das Recht der Thiere auf eine sein Leben und sein Wohlbefinden fördernde Behandlung anzuerkennen und allenthalben zur Geltung zu bringen.

Hofrath Perner.

Die Thierschutz-Vereine haben die Bestimmung, einen vernünftigen Thierschutz zu fördern, einzutreten für jene echte Humanität, die aus der Harmonie aller Gefühle, nicht des einen auf Kosten des andern, entspringt, die Menschen- und Thierfreundlichkeit in der rechten Weise verbindet. Diese Anschauung entspricht auch vollkommen den erhabenen Vorschriften der Religion, welche nicht nur die Nächstenliebe, sondern auch milde Schonung der Thiere und aller erschaffenen Gotteswerke gebietet; sie entspricht auch allen erleuchteten Gesetzgebungen und Menschensatzungen . . . . . Wahrer Thierschutz ist eben ohne Menschenschutz nicht denkbar, denn er entspricht dem gleichen, edlen Gefühle des Mitleids.

Probst Landsteiner.

Der allliebende Gott hat die Thiere unserer Herrschaft unterwürfig gemacht, aber er wollte nicht, daß wir als abscheuliche Tyrannen verfahren, sondern im Hinblicke auf seine Gnade und Barmherzigkeit auch gnädig und barmherzig sein sollen gegen das Thier . . . . So verzagt denn nicht ihr großherzigen Kämpfer, lasset nicht nach, wie schwer es euch auch gemacht wird, der echten allumfassenden Humanität die Bahn zu ebnen, hört nicht auf, die Kinder zu ermahnen und zu belehren und die Erwachsenen aufmerksam zu machen auf die Pflicht des Menschen, auch das unbedeutendste Lebewesen zu schonen, seid muthig und ausdauernd, endlich muß doch das Licht siegen über die Finsternis!

Probst Landsteiner.

Menschenlieb ist eine heil'ge Pflicht —
Selig, die im rechten Sinn sie üben —
Doch hat man zum Tadel Ursach' nicht,
Wenn wir obendrein das Thier auch lieben.

Probst Landsteiner.

Als Mittel- und Uebergangsglieder zwischen Pflanzen und Menschen stehen die Thiere, Geschöpfe Gottes, begabt mit Leben und freier Bewegung und mit der Fähigkeit, Freude und Schmerz zu empfinden. Nach göttlicher Bestimmung haben sie das Recht zu leben und ihres Lebens sich zu freuen, und wir die Pflicht, sie darin zu schützen, so lange und so weit sie unserer eigenen Existenz nicht störend und hindernd entgegentreten.

Rector C. W. Peter.

Wollen wir etwas zur moralischen und materiellen Hebung unseres Volkes beitragen, so müssen wir neben Anderem auch dahin trachten, daß das unbestrittene Recht der Thiere auf

unseren Schutz und unsere daraus folgende sittliche Pflicht wieder zum vollsten Bewußtsein und zur allgemeinen Uebung kommt; daß jung und alt, groß und klein, herangezogen werden, das erkennen und thun zu lernen, was so lange und so oft versäumt worden ist. Rector C. W. Peter.

Nicht bloß, weil dir die Thüre nützen,
Sollst du sie vor Leiden schützen;
Vielmehr sollst stets im Herzen tragen:
„Mitleid mag nicht nach Nutzen fragen."

A. Sondermann.

Mit Thierschutz veredeln wir das Gemüth der Jugend — bannen die Roheit — wecken früh das Mitleid beim Kinde und bekommen damit vortreffliche Menschen für ernste Arbeit. Wir dienen damit der Gesellschaft, dem Staate, dem Ganzen.

Matthäus Elßinger.

Dem Thiere fehlt die Sprache, um seinen Schmerz zu klagen; aber es fühlt ihn ebenso wie der Mensch, und darum hat es Anspruch auf unser Mitleid. Das Mitleid ist das edelste Gefühl im Menschen und wo dieses fehlt, sinkt derselbe auf die tiefste Stufe; wenn aber im Menschen das Herz spricht, dann redet die Gottheit in ihm! Präsident v. Tunkler.

Es ist Thatsache, daß Personen, die in ihrer Jugend mit Vorliebe Thiere quälten, späterhin auch gegen ihre Mitmenschen Grausamkeiten ausübten, daß sie in vielen Fällen zu sogenannten Messerhelden und sogar zu Mördern wurden.

Präsident v. Tunkler.

Es bedarf keines Beweises, daß sich in jeder Thierquälerei ein gewisses Maß von menschlichen Leidenschaften offenbart. Diese suchen sich heute das Thier als Object aus. Wer bürgt dafür, daß sich diese Leidenschaften, wie: Roheit, Jähzorn, Eigennutz, Muthwille, Leichtsinn nicht morgen gegen den Menschen, gegen uns selbst kehren? Wir aber streben an, diese Leidenschaften wenigstens an einer Wurzel zu fassen und auszurotten. Ich glaube, man kann doch Niemanden, der so wie wir, bestrebt ist, unheilbringende Laster zu bekämpfen und dafür Mitleid und Wohlwollen in das Gemüth der Menschen zu pflanzen, mit Recht den Vorwurf entgegenhalten, daß er nicht das Interesse der Menschheit verfolge!

Magistratsrath Preyer.

Die Thiere als ein Theil des Volksvermögens repräsentieren einen unschätzbaren Gebrauchs- und Verbrauchswert, und dieser wird in hohem Maße beeinträchtigt durch ihre schlechte und sorglose Behandlung. Wenn wir nun derselben entgegenarbeiten, muß man dann nicht zugeben, daß wir die Grundbedingungen der menschlichen Wohlfahrt verfolgen und im Interesse des Staates uns nützlich erweisen, dessen Aufgabe es ist, die Menschen sittlich zu erziehen, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen und die volkswirtschaftlichen Vortheile allenthalben wahrzunehmen? Magistratsrath Preyer.

Es liegt ein tiefer Sinn in jenen alten deutschen Göttersagen, die den Tapfern in den Gefilden der Seligen seine Waffen, seine Pferde, seine Hunde wiederfinden ließen. Damals hatte der menschliche Hochmuth die lebendige Schöpfung noch nicht in zwei Hälften geschnitten, deren einer er einen unsterblichen Geist und göttliche Vernunft und alle Rechte und Freuden zuertheilte, während er für die andere das Wort Instinct erfand und für sie nur Leiden, Pflichten und Schmerzen schuf. Damals fühlte sich der Mensch noch dem Thiere näher, war sich noch bewußt, daß er wie jenes aus eines Schöpfers Hand hervorgegangen sei, daß beide der Hauch Gottes ins Leben rief. Karl Wartenburg.

Der Thierschutz kommt aus dem Herzen; die Thierschonung des Alterthums und noch heute des Orients, wie weichmüthig und in extremen Bildern sie sich auch zeige, hat ihren eigentlichen und letzten Ursprung im Kopfe. Sie ist ein Erzeugnis der Vernunft, ein Product gewisser Vorstellungen und Denkweise, die sich dem Thiere gegenüber naturgemäß einstellten . . . .

Für das unterdrückte und gemarterte Thier als solches zu fühlen, ist erst dem Gemüthe des neunzehnten Jahrhunderts beigekommen.

Dr. Michael Haberlandt.

Es ist nicht lediglich mangelndes Gefühl, wodurch das Recht der Thiere verletzt wird, sondern ebensosehr Gedankenlosigkeit oder Mißachtung, hervorgegangen aus einer irrigen Weltanschauung. Denn die Thiere haben wohlbegründete Rechte, welche zu verletzen strafbarer Frevel ist; sie haben nicht bloß Anspruch auf unser Mitleid, sondern auch auf unsere Gerechtigkeit.

Dr. A. Aderholdt.

Auf jeden Fall ist eine der wichtigsten Culturfragen die Frage nach dem Rechte der Thiere.

Dr. A. Aderholdt.

Gedanken eines philosophischen Staatsmannes.

Vor einigen Jahren hat ein Werk Aufsehen gemacht, welches unter dem Titel: „Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern einer achtzigjährigen Pilgerfahrt (Leipzig, Th. Grüben 1881) erschienen ist. (Siehe Heimgarten VI., Seite 154). Verfasser dieses Werkes war der ehemalige österreichische Minister Josef Freiherr Ritter von Kalchberg. Mehrere Jahre früher war von demselben Manne ein Buch erschienen: „Alt oder Neu. Die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines Wiener Bureaukraten.“ (Leipzig. F. A. Brockhaus. 1874.) Diesem Werke zur Vervollständigung entstanden nachträglich Aufsätze und Anmerkungen, die bisher unveröffentlicht blieben, die indes für selbständig gelten und als die Meinung eines Philosophen und freisinnigen Staatsmannes ein gewisses Interesse beanspruchen können. Die Handschrift, welche in Form einer Unterhaltung mit dem „Freund Max“ über philosophische und gesellschaftliche Aufgaben abgefaßt ist, sei unvermittelt hier wiedergegeben.

Ich schreibe nicht als Anwalt oder Referent, sondern als Einer, der die Dinge eben sieht, wie er sie sieht, Niemanden zu Gunst, noch zu Ungunst; was nun freilich weder klug, noch die Mode ist. Solltest auch Du mit mir unzufrieden sein, so denke: ich sei ein Verstorbener — wie ich es zu Dreiviertheilen bin. Jean Paul sagt: Erlernen kann der Mensch Alles was er will — vergessen nicht eine Silbe. Allein, wie man dem Kinde ein Spielzeug reicht, um es zu beruhigen, wie man den Koffer packt zur Reise, um lästigen Umgebungen zu entfliehen, so setzt sich der Eine an die Staffelei, der Andere an den Schreibtisch, um widerwärtige Erinnerungen mit Farbe oder Tinte zu überdecken; er legt dem verstimmten Geiste fesselnde Aufgaben vor, welche dem Hirn nicht Zeit lassen zur Selbst-

peinigung. Wer hätte nicht Dieses und Jenes, was er zu vergessen wünschte?

Der Freunde Lauheit oder Untreue; Undank, wo er Dank beanspruchen durfte; dummes Zeug, das er selbst getrieben, oder von Anderen ertragen mußte; heuchlerische Verlogenheit, welche hämisch Triumphe feierte; bornirte Gewaltthat, die für mannhafte Energie gelten will; das Marktgeschrei der hohlen Phrase, in welcher erhabene Ideen verballhornt anklingen, um thatsächlich im Schmutze der Gemeinheit erstickt zu werden; dünkelhafte Flachheit, welche mit lächelndem Gesichte von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe eilt, um wedelnd ihr Einverständnis und ihre Bewunderung zu betheuern; dazu Rechtssprüche voll schwerem Unrecht, und eine kernfaule Moral, welche gleißend die Sittlichkeit verhöhnt. Und alles dies Tag für Tag in wachsender Ueppigkeit! — Wer sollte sich da nicht sehnen, aus Lethes Flut zu trinken? — Was also thun? Du weißt, daß ich kein Pessimist bin; drum setze ich mich mit resignierter Behaglichkeit auf den Erinnerungsschemel und beschaue Erlebtes und Gedachtes, als wär' ich ein Anderer, etwa ein Geschichtsforscher, der Handschriften und Chroniken entziffert, oder eine gemüthliche Tante, die in ihren vergilbten Briefschaften blättert. Wer es über sich vermag, der thue es mir nach. —

Jüngst apostrophierte mich Freund Max: Alle Achtung vor Deiner Aufopferungstheorie und der selbstlosen Hingabe an den Proceß der unsterblichen Menschheit! Allein, wenn die mosaische Schöpfungsgeschichte zu Grabe getragen sein wird; wenn es wahr ist, daß unsere bescheidene Erde, wie sie derzeit ist, erst in Millionen von Jahren aufgebaut wurde, und daß diese Bauperioden nicht einzeln und abgeschlossen verliefen, sondern ununterbrochen und gleichzeitig nebeneinander giengen und gehen; wenn dieses unser irdisches Wohnhaus nicht durch Gottes Weisheit geschaffen ist, sondern aus Gasen und Sternschnuppen durch Erkältung sich allmählich zusammenballte, um seinerzeit eben denselben Weg infolge von Erhitzung nach rückwärts wieder durchzumachen zu den im Weltenraume kreisenden Gasen und Sternschnuppen; wenn ferner die organischen Gebilde unserer Mutter Erde aus dem Unorganischen sich selbst erzeugten, und auch wir, das stolze Menschengeschlecht, naturnothwendig aus der durch freie Zuchtwahl sich fortbildenden Thierwelt emporgewachsen sind, und auch uns ein gleichartiger Rückgang zu antidiluvianischen Bestien und endlich zu todten Gasen und Sternschnuppen bevorsteht — was ist alsdann Deine gepriesene, so große Opfer heischende unsterbliche Menschheit? Gehören auch jene Menschen — um mich einer Bezeichnung Okens zu bedienen — jene „Augen und Nasenbolken," welche auf den zahllosen andern Sternen wohnen, zu unserer Sippe? und sind wir mit ihnen und für sie zu den gleichen Aufgaben und Opfern verpflichtet und verbrüdert? — Verzeihe, wenn ich sie als solche Compatrioten nicht anerkenne. — Kopernikus hat unserer Würde schweren Schaden gethan, als er uns aus dem Reiche der Mitte, das wir zu beherrschen vermeinten, hinausdrängte, und uns zu Trabanten machte des stolzen Sonnengottes! — Nun, ich füge mich; aber „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle" habe ich dem Idealismus entsagt; — auch deshalb, weil ich fürchte, daß derselbe, in die Politik übertragen, zu flachem Kosmopolitismus führen und dem Staatsmanne das Verständnis nehmen müßte für die Anforderungen des praktischen Lebens. —

Ich antwortete: Die gedachte Erweiterung und Vertiefung der Erkenntnisse über das Werden, Wirken und Aufgehen der Menschheit im Weltprocesse stehe in vollem Einklange mit dem durch die steigende Cultur sich

klärenden Bewußtsein ihrer geistig-sittlichen Aufgaben; und wie die selbstlose Hingabe des Individuums eine Forderung sei der logischnothwendigen Einheit des Weltganzen, ebenso werde dadurch die praktische Thätigkeit des Einzelnen auf jene Lebenskreise hingewiesen, wo Jedem sein Pensum — nach Befähigung, nach dessen socialer Stellung, wie nach Zeit und Art zugetheilt ist. Die gedachte Erweiterung und Vertiefung der Menschheitsidee werde daher nicht kosmopolitisch verflachen, sondern müsse vielmehr zu concreter Thätigkeit in abgegrenzten Kreisen antreiben: wie der Bewohner einer Riesenstadt die Grenzen und die Zeit seiner Arbeit sich schärfer vorzeichnet, als der gemüthliche Kleinstädter. — Nicht schmeichle ich mir, so schloß ich, Dich für meine Anschauung zu gewinnen, fürchte vielmehr, daß ich dem Naturfreunde gleichen werde, der sich bemüht, einem Ermüdeten frische Begeisterung einzureden für die Reize einer Landschaft, welche diesen kalt läßt; oder einem Schwärmer, der in der Abendsonne am Meeresstrande dem berechnenden Rheder Verständnis geben möchte für die geheimnisvolle Sprache des endlos sich dehnenden Ozeans, während dieser für die nüchterne Theerjacke stets nur ein eintöniger, gefährlicher Handelsweg bleibt, ihm nicht wie mir als der bilderreiche Spiegel, als die Hülle und der Verkünder eines weiten, gewaltigen Lebens erscheint, mir tausend wunderliche Dinge erzählt, und den erstaunten Horcher nöthigt, bei sich selber einzukehren. — Ach ja! es gibt Wahrheiten, welchen gegenüber auch sehr gescheidte Männer nur die Antwort haben: Verstehe sie, wer kann!

Gestatte mir, ein paar Stellen aus Justus v. Liebigs zweitem chemischen Briefe hier aufzunehmen. Er sagt: „Die Geschichte des Menschen ist der Spiegel der Entwickelung seines Geistes, sie zeigt uns in seinen Thaten seine Fehler und Gebrechen, seine Tugenden, seine edlen und unvollkommenen Eigenschaften. Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vollkommenheit, der unergründlichen Weisheit eines unendlich höhern Wesens in seinen Werken und Thaten erkennen; unbekannt mit dieser Geschichte, kann die Vervollkommnung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden; ohne sie gelangt seine unsterbliche Seele nicht zum Bewußtsein ihrer Würde und des Ranges, den sie im Weltall einnimmt.“ —

„Die Religion der Griechen und Römer, des Heidenthums gründete sich in ihrem Ursprunge auf eine unvollkommene und falsche Anschauung der Naturerscheinungen; ihr Geist, ihr Auge war der Erkenntnis der nächstliegenden Ursachen von Naturerscheinungen verschlossen, sie richteten ihre Gebete an rohe Naturgewalten. Ein jeder Aberglaube versetzt uns in das Heidenthum. — Darin liegt eben der hohe Wert und die Erhabenheit der Naturerkenntnis, daß sie das wahre Christenthum vermittelt. Darin liegt das Göttliche des Ursprunges der christlichen Lehre, daß wir den Besitz der Wahrheiten ihrer Lehre, die richtige Vorstellung eines über alle Welten erhabenen Wesens, nicht dem menschlichen Wege der empirischen Forschung, sondern einer höheren Erleuchtung verdanken.“ — Und weiters sagt Liebig: „Nirgends außer sich beobachtet der Mensch einen zum Bewußtsein gelangten Willen, Alles sieht er in den Fesseln unwandelbarer, unveränderlicher, fester Naturgesetze; nur in sich selbst erkennt er ein Etwas, was alle diese Wirkungen, einen Willen, der alle Naturgesetze beherrschen kann, einen Geist, der in seinen Aeußerungen unabhängig von diesen Naturgewalten ist, der in seiner ganzen Vollkommenheit nur sich selbst Gesetze gibt.

Die einfache empirische Erkenntnis der Natur, sie drängt uns mit unwiderstehlicher Kraft die Ueberzeugung auf, daß dieses Etwas nicht die Grenze

ist, über welche hinaus nichts ihm Aehnliches und Vollkommeneres mehr besteht, unserer Wahrnehmung sind seine niedrigeren und niedrigsten Abstufungen allein zugänglich, und wie eine jede andere Wahrheit in der inductiven Naturforschung, begründet sie die Existenz eines höheren, eines unendlich höchsten Wesens, für dessen Anschauung und Erkenntnis die Sinne nicht mehr zureichen, das wir nur durch die Vervollkommnung der Werkzeuge unseres Geistes in seiner Größe und Erhabenheit erfassen. — Die Kenntnis der Natur ist der Weg, sie liefert uns die Mittel zur geistigen Vervollkommnung." —

Nun! Justus Freiherr von Liebig steht nicht in dem Geruche eines Mystikers. —

* * *

Wie Alles, so ist auch die Rechtsordnung in stetem Fluße. — Die Griechen hatten den Thron der Gerechtigkeit doppelt besetzt: durch Themis und durch Dike. Themis die Gemahlin des Allvaters Zeus führte den Scepter des historischen Rechtes, der Uebung und des bestehenden Gesetzes, so daß die Römer sagen konnten: summum jus saepe summa injuria. Aber Zeus und Themis zeugten eine Tochter Dike, welche das Gesetz vertrat, das Gott in die Herzen der Menschen schrieb, das Gesetz der ewigen Gerechtigkeit, von der auch die Psalmen und die Evangelien sprechen und die heiligen Bücher vieler Völker. Von ihr läßt Aeschylos in seinem Agamemnon den Chor sagen:

„In rauchgeschwärzten Hütten strahlend wacht
Dike, den Frommen reichen Segen spendend;
Vor Sündenschmutz auf goldgewirkter Pracht
Eilt sie vorbei, den Blick zur Seite wendend.
Den Mächt'gen straft sie gleich gerecht und strenge,
Nicht achtend auf das Lob der feilen Menge!"

Was wir nach kalten Begriffen sondern, läßt der kunstsinnige Grieche als selbstthätige Wesen leben und wirken.

* * *

Der communistische Anlauf findet sich zunächst dort, wo die ehrliche Arbeit aufhört: an der Spielbank, im Bordell, vor der Börse, wie vor der Wallfahrtskirche; aber der communistische Freibeuter beschränkt sich nicht auf diese Marktplätze, sondern wirbt auch in der Kneipe, in Stall und Scheuer, er verspottet den Fleiß und die genügsame Ehrlichkeit. Erst jüngst sagte mir ein sehr thätiger und nicht spitzbübischer Geschäftsmann: Von der Ehrlichkeit lebt man nicht, sondern vom Profit. Offenbar ein Mann der Zeit! — Aber neben dem frechen Uebermuthe, wo ihm's gelingt — brütet der feige Kleinmuth, wenn die Würfel unglücklich fallen. Die Begriffe von Recht und Eigenthum erscheinen ihm als Vorurtheile eines überwundenen Standpunktes; und mit der ländlichen Gemüthlichkeit von dazumal wird aufgeräumt.

* * *

Das Maßhalten (des Politikers) ist nicht jene grundsatzlose Halbheit, welche zwischen den kämpfenden Parteien schaukelt und sich unter der euphemistischen Phrase das Juste-milieu verbirgt, um als staatsmännische Besonnenheit zu gelten; es ist die nüchterne Entschlossenheit des Baumeisters, der die Aufgabe seine Baues sowie den Bauplan festhält: aber auch die Stärke seiner Fundamente gegenüber von neuen Erscheinungen und Belastungen immer wieder prüft, um sie, wo es noth thut, zu verstärken, bevor er weiter baut. — Nicht allein die Quantitäten politischer Freiheit sind entscheidend für den Fortschritt, sondern auch wie sie neben und aufeinander liegen und wirken. — „Alle Stoffe, aus denen sich das Blut bildet, sagt Liebig in seinen chemischen Briefen,

enthalten Stickstoff, Kohlenstoff und die Elemente des Wassers. Es ist ganz unmöglich, die giftigen, arzeneilichen und ernährenden Eigenschaften des Strychnins, Chinins, der blutbildenden Stoffe, dem Kohlenstoff, Stickstoff oder den Elementen des Wassers zuzuschreiben. Der außerordentliche Unterschied ihrer Eigenschaften ist abhängig von der Ordnungsweise der Elemente in ihnen: in einer gewissen Richtung gelagert hemmen, in einer andern befördern, in einer dritten unterhalten sie den Lebensproceß. Die chemische Elementaranalyse gibt also nicht den mindesten Anhaltspunkt zur Beurtheilung oder Erklärung der Eigenschaften von organischen Verbindungen; alle Bemühungen der Chemiker sind darum in der neuern Zeit darauf gerichtet, die Ordnungsweise der Elemente in den verschiedenen Producten des Pflanzenlebens zu erforschen, denn von dieser Ordnungsweise sehen wir die Wirkung abhängen." — So Liebig; — und ich dachte dabei an das organische Leben, Werden und Sterben des Staates; — und an die Statistik! — dachte daran, daß man von dieser nicht allzuviel verlangen und erwarten soll! daß das zu jeder Zeit einzuhaltende Maß sich nicht statistisch festsetzen lasse — sondern vielmehr der Instinct der öffentlichen Meinung, der Tact des praktischen Politikers, und die Weisheit des tiefer blickenden Staatsmannes entscheiden müssen.

Wenn Du mich den Katheder-Socialisten einreihen solltest, so werde ich mich — in zahlreicher, anständiger und gelehrter Gesellschaft befinden, meist Compatrioten, denn der Deutsche denkt und schreibt immer kathedermäßig. Etwas davon glitzert schon in dem interessanten und lehrreichen Buche: „Der Socialismus und Communismus im heutigen Frankreich" — von Professor L. Stein, und das war geraume Zeit vor dem Jahre 1848 erschienen. Wenn Du aber in meinem Glaubensbekenntnisse Revolutions-Parfum verspüren solltest, so beruhige Dich, — Wer den Staat als den Träger der Rechtsordnung anerkennt, kann ihm nicht ein Recht zur Revolution einräumen: allein! wenn eine Staatsgewalt beharrlich das Recht verweigert, dessen die Gesellschaft bedarf, um die Zwecke der Menschheit zu erfüllen — dann wird die Revolution kommen — und zuletzt recht behalten.

Berthold Auerbach in Nordstetten.

Von Anton Bettelheim.

(Schluß.)

Nicht als vollgiltigen Ersatz einer autobiographischen Schilderung der Kinderzeit, doch als starken Nachklang des eigenen Jugendlebens müssen wir die Dorfgeschichte „Ivo der Hajrle" gelten lassen.

Wie in diesem Bauernsohne das Gepränge einer Primiz den Wunsch erregt, geistlich zu werden — seinen Eltern zur Freude, seinen Mitmenschen zum Heile — so erregte in dem jungen Berthold zuerst der poetische Reiz des Bibelwortes die Lust zum Predigerberuf. Jahrelang führte ihn die eingeborene Missionärsnatur in die Irre. Nicht blos der namenlose Dorfknabe wollte Priester werden: in den Vierziger Jahren hatte der anerkannte

Dichter der „Frau Professorin" schwere Seelenkämpfe durchzumachen, weil eine innere Stimme ihn rief, mit Ronge für eine deutsche Nationalkirche zu wirken.

Wie aber die vorzeitige Begeisterung für den geistlichen Stand den Ivo Bock nicht hindert, in Feld und Wald zu schweifen, mit seinen Getreuen Emmerenz und Naz Kälbchen aufzuziehen und Enten vor sich herzutreiben, so hielt das auch der junge Berthold. Als Knabe half er insbesondere dem Nordstettener Schmied gern bei der Arbeit. Er war selig, wenn er den kleinen Hammer führen und auf dem Amboß tänzeln lassen durfte.

Und genau so, wie Ivo, ohne rechte Vorstellung von dem Umfang der Pflichten des geistlichen Berufes, Lateinschule, Convict und Kloster bezieht, tritt unser Dichter, dreizehnjährig, in das Lehrhaus von Hechingen, um dort zum Rabbiner herangebildet zu werden. Und genau so, wie Ivo schrittweise zu der Erkenntnis kommt, daß er nicht geistlich werden kann, empfand der junge Berthold seine Unfähigkeit, mit der talmudischen Casuistik sich abzufinden. Als ich im verwichenen Sommer, die schönen Bergwege Ivos und Bertholds von Nordstetten durch das Wienerwaldartige Eyachthälchen verfolgend, in Hechingen Halt machte, traf ich dort die hochbetagte Witwe seines Seminarleiters. Die alte Dame erzählte mir, daß Auerbach in dogmatischen Spitzfindigkeiten nie Bescheid gewußt. Desto aufgeweckter sei er im geselligen Verkehr gewesen. Jedem seiner Kameraden wußte er einen Uebernamen zu geben, und jedesmal traf er dabei mit einem Scherzwort den springenden Punkt. Auf die Dauer war seine Jugendlaune nicht zu trüben, wiewohl den Kleinen schwere Herzenspein bedrückte. Die Familie seines Nordstettener Lehrers ließ mich Einblick nehmen in Briefe, in welchen das halbe Kind die Unmöglichkeit, geistlich zu werden, auseinandersetzt und das mit einer Kraft des Ausdrucks, die schon den künftigen Schriftsteller, den ganzen Charakter offenbart.

Von da ab gehen Dichtung und Wahrheit verschiedene Wege. Ivo kann, nach einem harten Strauß mit seinem Vater, dank seiner getreuen Emmerenz, wie er es gewollt, „ein Bauer, nichts als ein Bauer" werden; Auerbach muß durch die seltsamsten äußeren Schicksale von der Regierung seines Vaterlandes für unfähig erklärt werden, jemals ein geistliches Amt auszuüben. Und zwar kam das also. Ein weises Landesgesetz heischte schon damals auch von den Beflissenen der jüdischen Theologie akademische Bildung. Infolge dessen verließ Auerbach die Hechinger Talmudschule, um in Karlsruhe und Stuttgart Gymnasial-, in Tübingen, München und Heidelberg Universitätsstudien zu treiben. Immer entschiedener wandte sich der Schüler der David Strauß, Schlosser und Schelling von dem rabbinischen Wissen ab, immer entschiedener der Freund der Hermann Kurz und Seeger dichterischen Neigungen zu. Seinen poetischen Stoffkreis wähnte der Jüngling zunächst aber im Judenthum beschlossen. Je legendarischer dem Jünger Spinozas die Ueberlieferung der Synagoge in der Wirklichkeit erschien, desto überschwenglicher suchte er ihre großen Erinnerungen wenigstens in der Phantasie festzuhalten. Ein biblisches Drama Deborah, ein Sittenbild Ben Zion, ein Epos, die Leidensgeschichte eines Schwärmers, der auf den Tempelstufen von Jerusalem stirbt, beschäftigten ihn.

Während er also dichterisch nach Palästina zurückstrebte, hatte der Geist des vaterländischen Bodens immer vernehmlicher zu ihm gesprochen. Er kneipte mit den Burschenschaftern, sang Hymnen auf Germania, versuchte eine Arminius-Tragödie und — zahlte die Zeche für so staatsgefährliche Anwand-

lungen mit dem unfreiwilligen Aufstieg auf den höchsten Berg des Landes — so tauft nämlich der Volkswitz den Hohenasperg, denn es währt Wochen und Monate, bis ein Häftling wieder herunterkommt. Was freier Entschluß nicht zuwege gebracht, entschied ein Gewaltstreich der Regierung. Auerbach war durch die Rechtsfolgen seiner Verurtheilung außer Stande, geistlich zu werden.

Nun wandte er sich fortan ausschließlich der Schriftstellerei zu, obgleich fast alle seine Bekannten ihm jede Begabung für diesen Beruf absprachen. In mühseligem Broterwerb schrieb er zu leidlichen Holzschnitten eine Geschichte Friedrichs des Großen, in heftiger Aufwallung gegen Wolfgang Menzel den „kritischen Versuch über das Judenthum und die neueste Literatur" — eine Schrift, deren Zierde der Wappenspruch, Gabriel Riessers Vers, bleibt:

„Einen Vater in den Höhen,
Eine Mutter haben wir,
Gott ist aller Wesen Vater,
Deutschland unsre Mutter hier."

In heißem Bemühen wollte er diesen Satz zu Ehren bringen; nicht nur in Streitschriften, sondern vor Allem in künstlerischen Schöpfungen. Von Walter Scott angeregt, gedachte er die Befreier des Judenthums in Cultur- und Zeitbildern seinen deutschen Landsleuten näher zu bringen. Die Talentproben dieser biographischen Romane sind nicht verächtlich; aber selbst die wohlwollende Kritik eines David Strauß mußte Auerbachs „Spinoza" einer Bildsäule vergleichen, auf deren wohlgelungenem Rumpf statt des Kopfes die gesammelten Werke des Philosophen erscheinen. Und „Dichter und Kaufmann" gab der Dichter in einer trefflichen Selbstkritik späterhin halb und halb preis als ein „Product der unsteten und unklaren Frankfurter Zeit." Auf diesen Bahnen hätte er niemals den Weg zum Herzen des deutschen Volkes gefunden.

Eine Weile zweifelte nun Auerbach selbst an seinem Dichterberuf. Jahrelang mühte er sich, in angestrengten zwölfstündigen Tagewerken mit seiner „pietätvollsten Arbeit," der Verdeutschung des Spinoza. In strenger Selbstzucht lernte er seine Kräfte erproben und brauchen. Zugleich führte ihn sein Glücksstern in kernhafte, rheinische Bürgerfamilien, in die Kreise der Strecker und Dupré. Die Herzenswärme dieser reinen, wahren Menschen erquickte ihn. Im Verkehr mit so tüchtigen Männern und edlen Frauen vergaß er seine kleinen Nahrungssorgen und großen Judenschmerzen; er verwand den Kummer einer ersten, betrogenen Liebe; mit seinem „gesunden Gemüthsmagen" verdaute er die härtesten Bissen — da traf ihn unversehens eine Trauerbotschaft — eine Trauerbotschaft aus Nordstetten.

„Unendlich tief" — so schrieb der Achtundzwanzigjährige — „hat der Schmerz gewühlt in meinem Innern über den Tod meines Vaters. Ich habe keine Heimat und keine Familie mehr. Und so wenig ich auch mein elterliches Haus seit Langem als meine eigentliche Heimat betrachtete, so hatte ich doch eine Rücklehne daran, und jetzt ist die beste Stütze gebrochen und in die Erde gesenkt."

Wir stehen am entscheidenden Wendepunkte in Auerbachs Leben und Wirken. Der Schmerz mußte seine Seele aufwühlen, wie die Pflugschar das Erdreich aufreißen muß, bevor der Säemann sein Werk thun kann. Aus dem Jammer des Augenblickes flüchtete er in die Phantasiewelt eines goldenen Zeitalters. Das aber lag für für ihn nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Die Grundstimmung, aus welcher die Idylle im Allgemeinen hervorgeht, die Sehnsucht, aus einer verworrenen Gegenwart in halbverschollene, glücklichere, kindlichere Verhältnisse sich zu retten, war in seinem besonderen Falle wieder lebendig geworden. Die Freunde seiner Knaben-

zeit traten als Tröster vor ihn hin; die Leute aus dem Dorfe: ehrliche Tolpatsche und gutgläubige Mädchen, des Schloßbauern Befele und Alois Schorer, schalkhafte Dirnen und kecke Jäger, arge Schelme und treue Seelen, der Schlunkel und Ivos Mutter, zugewanderte Schäfer und die Auswanderer nach Amerika.

Und ohne viel an Technik und Wirkung zu denken, schrieb sich Auerbach seinen Schmerz vom Herzen. Das Unmittelbarste, Echteste, was er besaß, gab er im Herzen Deutschlands für ganz Deutschland. Unbewußt war die Kraft des Dichters — wie Lasker in seiner Gedenkrede sagte — auf den Urquell gerathen, der, wie das Erdöl im Felsen, dem ersten Anbohren mächtig entgegensprudelte und in der Folge unerschöpflich sich erwies.

Erwachsen waren aber diese ersten Dorfgeschichten durchweg aus der Familien- und Ortschronik von Nordstetten. Kein Landeshistoriograph vermöchte wahrhaftiger und markiger zu vergegenwärtigen, wie die Schicksale des kleinen Schwabendorfes in die napoleonischen Welthändel verstrickt wurden, kein Seelsorger aufrichtiger Art und Unart seiner Nordstettner Pfarrkinder zu ergründen. Mit einem Herzen voll Liebe, mit dem Auge des Dichters hat Auerbach seine Landsleute verewigt, ihre Sitten und Gebräuche, Feste und Lieder, Kirchweih und Hammeltanz, ihren strengen Kirchenglauben und den freien Mannesstolz auf das ererbte Recht des Waffentragens.

Und wie die Menschen, hat der Poet auch gewissenhaft nach der Natur die Oertlichkeit geschildert. Ein Schliemann kommender Jahrtausende würde das verschüttete Nordstetten mit allen umliegenden Städtchen und Dörfern, Mühringen, Baisingen, Mühlen, Bildechingen und wie die Schwabennester alle heißen, nur an der Hand Auerbachs sicher wiederfinden.

Wie wenig wäre aber der Dichter, wenn er nur als ethnographischer Kenner von Land und Leuten sich bewährte! Seines hohen Amtes ist es zu künden, was das Innerste seines Volkes bewegt. Und wie Berthold Auerbach dieser Sendung gerecht geworden, offenbaren die Zeugnisse der Zeitgenossen. „Ohne daß ich es wußte und wollte — denn ich schrieb damals die Geschichten aus tiefstem Heimweh — traf ich mit einem Zuge der Zeit zusammen, daß in dem politischen Hoffnungsmuth und Aufstreben Leute aus dem Volke interessant und willkommen waren," so bekannte der Dichter selbst am Abende seines Lebens. Wie Gustav Freytag bewußt bürgerliches Wesen zu Ehren bringen wollte, verherrlichte Auerbach das Bauernthum in seiner inneren Ständigkeit. Und die besten Männer Deutschlands, Jakob Grimm, Uhland, Fallmerayer, Märklin, Riehl, Vischer, wußten dem Dichter Dank für sein Streben, das ihm nur nach bitteren Mühen die Bahn zu seinem Volke öffnete. Zwanzig Verleger hatten das Manuscript ungelesen, mit den herkömmlichen Redensarten, zurückgestellt; erst Karl Matthy, gleich verehrungswürdig als Volks-, Schul- und Staatsmann, sollte als Zufallsbuchhändler die Bedeutung des Buches erkennen; doch auch dieser einsichtige, willfährige Herausgeber verstand sich nur nach starkem Widerstreben zu dem dazumal neugeprägten Titel „Dorfgeschichten." Als die Bände endlich auf den Markt kamen und in die Massen drangen, meinte Schelling: die Schwaben müßten Auerbach für dieses Werk krönen, und Freiligrath widmete ihm als dem würdigen Nachfolger von Stilling, Pestalozzi, Brentano, Immermann die berühmten Strophen:

„Das ist ein Buch, ich kann es Euch nicht sagen,
Wie's mich gepackt hat recht in tiefster Seele,
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle,
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen.

Das Alles ist Dir aber nur gelungen,
Weil Du Dein Werk am Leben ließest reifen,
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen."

Die Verheißung des Dichters erfüllte sich. Die Dorfgeschichten wurden mit Jubel begrüßt in Nord- und Süddeutschland. Das Publicum jauchzte dem Manne zu, der nach der öden Affectation des Salon-Weltschmerzes seine Dichtung auf den Granit der bürgerlichen Gemeinschaft — so nennt Immermann den Bauernstand — gegründet.

Nur in Paris machte Heinrich Heine böse Witze über seinen früheren kritischen Widerpart, und in Wien schrieb ein vergrämter Mann die (kürzlich von A. Sauer veröffentlichten) Spottverse:

„Im Schwarzwald pfalzt der Auerhahn
Und hat's den Leuten zu Dank gethan,
Doch wenn er sonst nichts als pfalzen kann,
Kommt uns die Langeweile an."

Grillparzer hat hier mit seinem genialen kritischen Scharfblick gleich im ersten Augenblick die schwache Seite der ganzen Richtung herausgefunden. Wohl ist — nach einer schlagenden Bemerkung in Justis unvergleichlicher Velazquez-Biographie — der Bauernstand ein Conservatorium unverfälschter Nationaltypen; wohl hat schon Immermann die Bauernwelt eine Sphäre genannt so mit derber Natur, wie mit Sitte und Ceremonie ausgefüllt und gar nicht ohne Anmuth und Zierlichkeit. Allein der Dichter des „Münchhausen" wäre der Letzte gewesen, diese Sphäre in Kunst und Leben auf Kosten der Civilisation herauszustreichen. Uns Allen — meint er im „Oberhof" — ist durch den Umschwung der Zeiten die Neigung zu glänzenden, geschmackvollen Dingen, zu einer Art Aristokratie des Daseins angeboren. Ausschließliche, ja nur übermäßige Pflege des Idylls ist kein Zeichen gesunder literarischer und geselliger Zustände; sie führt zu Unnatur, Einförmigkeit, Manier.

Das wußte auch Berthold Auerbach, der mit ruhelosem Künstler- oder Bauernfleiß neuen Boden urbar zu machen und alten umzupflügen bestrebt war.

Vom Ein- und Zweifigurenbild stieg er zu größeren, meisterhaften novellistischen Compositionen auf. Er erfaßte den Zwiespalt von Cultur und Natur, von Bildung und Naivetät schaubar, dramatisch greifbar. Und wenn auch infolge dessen sein „Lorle" einer handfesten Birchpfeifferei zum Opfer fallen mußte, so will ich mit doppelter Freude einer Aeußerung Anzengrubers gedenken, der erst durch die Lectüre der Dorfgeschichten, zumal des Diethelm von Buchenberg, auf die Idee kam, Bauerngestalten auf die Bühne zu stellen. Auerbach erschien dem nachmaligen Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" wie ein Spielmann, der „seine Weisen mit der Zither begleitet;" ihn drängte es, „mit vollem Orchester zu instrumentieren."

Und noch umfassendere Dichtungen versuchte der Nimmermüde: die Lebensmächte des Geburts- und Geldadels, die Entwicklungsgeschichte Deutschlands vom Vormärz bis zur Aufrichtung des neuen Reiches, alle Kämpfe und Siege, den ganzen Inhalt unsres modernen Daseins wollte er in Lehrgeschichten und Romanen dichterisch verfestigen. Der gleiche sittliche Ernst durchwaltet „Neues Leben," „Auf der Höhe," „Landhaus am Rhein," „Waldfried;" nicht aber der gleiche künstlerische Geist. Nirgends verläugnet sich der „fromme Pantheismus," zu dem unser Poet sich gern bekannte; nirgends der Feuereifer, Menschenwohl zu fördern. Mit Recht ist ihm darum die Gunst des Volkes, der Antheil des geistigen Adels auch in schwächeren Schöpfungen treu geblieben; verloren war seine Mühe zu keiner Zeit. Er selbst aber

werthete, „wenn er sein Jahresgewächs herbstete," die Ernten verschieden; er selbst gieng streng ins Gericht mit seinen Werken und ihm selbst war wohl bewußt, daß ihm niemals Besseres gelungen, als die Schwarzwälder Dorfgeschichten. Er ist weiter gekommen auf seiner Laufbahn, er hat tapfer immer höheren Zielen nachgestrebt: aber er ist schwerlich größer geworden, als der Autor des „Diethelm" und der „Frau Professorin."

Und je aufrichtiger sich Auerbach das eingestand, desto tiefer wurde er sich seines Zusammenhangs mit Nordstetten bewußt. Auf seiner Hochzeitsreise wußte er der überschwenglich geliebten Frau nichts Schöneres zu zeigen, als das Vaterhaus, das Heimatdorf. Und da sein junges Glück geknickt ward, da Familienrücksichten ihn im Norden festhalten, kann er kaum einen Sommer vorübergehen lassen, ohne im Schwarzwald Einkehr und Rast zu halten. Immer wieder klagt er mit rührender Bescheidenheit, wie lückenhaft seine Heimatskenntnis. Jeder neue Besuch bringt ihm neue Ideen, neue Vorwürfe. In abgelegenen Pfarrdörfern findet er die Motive zu „Barfüßele," „Edelweiß," „Joseph im Schnee." Allmählich genügt ihm das Einzelschicksal nicht mehr; er will der Wandlung der Dinge im Ganzen, in Ackerbau, Verkehr und Staatsleben nachgehen. Schon 1860 fühlt er sich zu alt zu den Jodeleien und Jugendsprüngen. Aus dem schwäbischen Schwarzwald wandert er hinüber in den badischen; die Uhrmacherdörfer studiert er wie ein strebsamer Kunstakademiker und oft ist es ihm, dem Dichter mit dem Weltnamen, als ob er seine Heimat noch gar nicht recht geschaut und erfaßt hätte. Daß er dabei auf der Flucht von Berlin Nordstetten jedesmal mit wahren Naturhymnen begrüßt, ist bei diesem Sohne der Berge kein Wunder. Aber auch wenn er von den überwältigenden Eindrücken des Schweizer Hochgebirgs, von der Spinoza-Wallfahrt heimkehrt, die ihn nach dem Haag und an das Meer führte, fließt sein Mund über von der erquicklichen Gemüthlichkeit des Schwarzwaldes. Dankbar hat ein Gleiches jeder Empfängliche an sich erfahren; entzückt und beglückt uns doch — auch nach der Lectüre von „Hamlet" und „Faust" — ein Gedicht Hebels. Klares Quellwasser mundet nach dem edelsten Feuerwein.

Das gereichte unserm Dichter zur Beruhigung, wenn es ihn ein und das andere Mal verdrießlich überkam, daß der deutsche Erzähler vorwiegend an provinziales Leben sich halten müsse, während seine Zeitgenossen Dickens und Georges Sand im Weltleben wurzelten. Solche Anwandlungen verflogen so rasch, wie die Versuche, vor dem großen Krieg den „Raub Straßburgs" in einem historischen Roman zu behandeln. Auerbach ist so wenig jemals ein Großstädter gewesen, als er „im Ritterharnisch zu lustwandeln" vermochte. Je älter er wurde, desto lebhafter fühlte und bethätigte er sich als Nordstettner Dorfkind. Schon in den Sechziger Jahren hatte er deßhalb vor, seine eigene Nordstettner Geschichte zu geben, nachdem er die Denkwürdigkeiten so vieler anderer Nordstettner geschrieben. Und im Juli 1870 hielt er mit seinem getreuen Jakob Umschau in der Heimatgemeinde. Reiche Materialien wurden damals gesammelt, ausgiebige Localstudien zur Jugendgeschichte getrieben. Da brach der Krieg aus und der Dichter konnte in jenen Tagen in Nordstetten nur das Flugblatt schreiben: „Was will der Deutsche und was will der Franzos?" (Vergl. „Wieder unser. Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage." Stuttgart, Cotta.) Man begreift, daß diese Nordstettner Dorfgeschichte in jenen stillen, zum Hieb ausholenden Tagen in ganz Deutschland zündete und Auerbachs Berufung in das badische Hauptquartier zur Folge hatte.

Und wie vor dem Krieg und wäh-

rend des Feldzuges, wollte er auch nach der Heimkehr die „allgemeine geistige Wehrpflicht“ erfüllen. Nicht allein in der vaterländischen Familiengeschichte seines „Waldfried,“ auch in der Enge seines Heimatsdorfes gedachte er, den welthistorischen Wandlungen nachzugehen. „Das Reich ist erstanden. Eisenbahn und Freizügigkeit haben Grundformen des wirtschaftlichen und socialen Dorflebens umgewandelt.“ Nun galt es zu zeigen, „wie der Genius der Zeitgeschichte auch den Charakter des Landlebens beeinflußt und umgestaltet.“ „Nach dreißig Jahren“ siedelte er sich wieder in Nordstetten an; nicht mit dem alten Glück. Aber 1879 schilderte er einen „Tag in der Heimath“ mit einer Kraft und Lauterkeit der Empfindung, um die ihn mancher junge Lyriker beneiden darf. Alle Lieblingsplätzchen seiner Kinderjahre suchte er wieder auf und spät Abends wanderte er noch hinaus zu dem Friedhof, über dem die confessionslosen Sterne strahlten. Schon manches Jahr zuvor hatte er in Todesahnung ausgerufen: „Ich sehe den Hügel bei Nordstetten; wann kommt's an mich?“

Und rascher, als wir Alle es ahnten, erlöste ein mitleidiger Tod den schwer Leidenden auf fremder Erde. Und wie er es gewünscht, brachten seine Kinder seine Leiche aus Südfrankreich nach Schwaben, von Cannes nach Nordstetten.

Ueber das Grab hinaus hatte er der Heimat Liebe bewährt; über das Grab hinaus vergalt nun auch ihm die Heimat seine Liebe. Bertholds Auerbachs Leichenfeier vereinigte alle Schichten des Volkes um seine Bahre. Neben den Bauern waren die Minister des Landes zur Stelle; neben der Feuerwehr der geistige Adel, und mit den Studenten hielten die Adjutanten der Fürsten gleichen Schritt. Den Friedhof hatten die Kinder des Ortes gestürmt; Hunderte und Hunderte folgten den Leichenwagen. Und der Schwarzwald selbst brachte dem Verewigten das Ständchen, das Freiligrath einst für den Lebenden verlangt: ein Föhn brauste über die Kuppen, Haiden und Schwarztannen. An der offenen Gruft aber sprach Vischer die Gedenkrede mit einer Gewalt des Ausdrucks, einer Größe des Gedankens, die Niemand vergessen wird, der an jenem Tage den Unsterblichen gehört:

„Hier wolltest Du begraben sein, hier, in der Heimath bei dem stillen Dorf, wo Deine Wiege stand, wo Du als Kind geträumt, als Knabe gespielt hast. Du hast Dein Ende an Deinen Anfang geknüpft.

Du hast wohlgethan. Denn hier in der traulichen Lage, fern von der lauten, bunten Welt, war ja die Heimat Deines besten Schaffens, in diesem Elemente floß die vollste Quelle Deines wohlverdienten Ruhmes. Hier, wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht, hier ist Dein Eigenstes ... Hierin thut es Dir Keiner gleich ... So bist Du der Schöpfer der lebenswahren Idylle geworden. Du hattest Vorläufer, vereinzelt ist diese Form vor Dir dagewesen, aber Schöpfer heißt, wer eine Form reichlich entwickelt und als bleibende Gattung aufstellt im Saale der Dichtung. Bleibend — so werden auch Deine Charaktergestalten bleiben, sie sind ewig, denn sie sind ... Hoch, weit, ungehemmt von Schranken des Raumes und der Zeit geht nun Dein Geist durch die Welt. In fernen Tagen wird er noch bei manchem still in Deine Blätter vertieften Leser anklopfen, hier im Vaterlande und weit hinaus über seine Marken, wird ihm leise die Schulter berühren und ihn grüßen und er wird innig dankend den Gruß erwidern — Leb wohl, Todter! Sei gegrüßt, Lebendiger!“

Das Wort des Freundes ist Fleisch geworden. Berthold Auerbach lebt fort unter seinen Landsleuten. Sein Grab in Nordstetten hegen treue Hände, besuchen jahrein jahraus treue Freunde.

Ein schmuckloser Granitwürfel trägt nur den Namen des Dichters, der hier in der Heimaterde neben seinen Vorfahren und Geschwistern den ewigen Schlaf schläft. Thymian und Epheu umwuchern das Grabgitter; schöne Thujen stehen zu Häupten des Grabsteins.

Als ich im Spätherbst die altvertraute Stätte heimsuchte, sangen die Bauernjungen in den Feldern die „Wacht am Rhein.“ In Thorwegen und Scheunen waren Knechte und Mägde, groß und klein aller Orten emsig mit der Hopfenlese beschäftigt. Es gab ein Bild voll Leben, Bewegung und Sonnenschein. Wie hat es ehedem des Dichters Herz gelabt, zu solcher Stunde unter seinen Nordstettnern zu verweilen. . .

Was dem Sterblichen ewig versagt bleibt, kann dem Unsterblichen zutheil werden. Berthold Auerbachs Erzbild wird sich früher oder später vor seinem Vaterhause, auf der Höhe von Nordstetten erheben. Vielleicht erleben wir's noch. Nothwendig für sein Andenken ist es nicht. Ist doch ganz Nordstetten sein Denkmal in der Weltliteratur.

Nigerl in Berlin.

(Eine Wiener Gestalt von **Eduard Pötzl**.*)

Nigerl, der alte Wiener Biz, war gleich vielen eingebornen Wienern zeitlebens nicht weit über Breitenfurt, Atzgersdorf, Franz Josef-Land oder Hütteldorf hinausgekommen. Aber er hatte sich durch Lesen eine hinlängliche Meinung über fremde Länder und Städte gebildet und versäumte es niemals, dieselbe durch Reisende bestätigen zu lassen, indem er an sie, sofern es Bekannte waren, die Frage richtete: „San's halt wieder froh, daß S' in Wien san, was?“ Gewöhnlich wurde diese Frage bejaht, worauf Nigerl die ganze Ueberlegenheit seiner Ansichten in die Bemerkung legte: „Na, alsdann; zu was warn's denn eigentli' nachher furt? Da blei' i do' gleich' da, wo's m'r besser g'fallt.“

Namentlich von Einer Stadt hörte er nicht gerne sprechen, geschweige denn Vergleiche mit Wien ziehen: nämlich von Berlin. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches „stierte es ihm,“ [1]) wie er sich ausdrückte, und zwar umsomehr, als zu seiner großen Erbitterung so mancher gute Freund von dort des Lobes voll zurückkehrte und dem hartnäckigen Nigerl an den Fingern herzählte, in welchen Dingen sich Wien von Berlin habe überflügeln lassen. Das Schlimmste dabei war, daß die gereisten Freunde seit einiger Zeit die Ueberlegenheit des „Stubenhockers“ nicht mehr anerkennen wollten, sondern ihn mit dem Vorwurfe mundtodt machten: „Warst dort? Na? Wann's D' net dort warst, so red nix!“

Da faßte Nigerl eines Tages den furchtbaren Entschluß — in eigener

[1]) regte ihm die Galle.

*) Aus dessen bei Karl Prohaska in Teschen erschienenen Büchlein: „Herr Nigerl und lauter solche Sachen.“ (Siehe Heimgarten XIII., Seite 478.)

Person nach Berlin zu reisen. Es leitete ihn hiebei die dunkle Empfindung, daß die Entscheidung über die Frage, welcher von den beiden Städten die Palme gebühre, ausschließlich ihm vorbehalten und leider dadurch verzögert worden sei, daß er so spät erst auf den Einfall gekommen, eine Reise dorthin zu thun. Er hielt seinen Plan sorgfältig geheim, um nicht unwürdigen „Frozzeleien“ ausgesetzt zu sein, begann aber acht Tage vor Ostern mit den Reisevorbereitungen. Diese erstreckten sich auf das ganze Gebiet der Körperbekleidung: denn Nigerls hatte sich die Idee bemächtigt, daß neue Unterhosen und Strümpfe vornehmlich geeignet seien, das Ansehen eines Wieners im Auslande zu heben. Er bekam ein Reisefieber wie Hasemann-Matras, und da man ihn in diesem aufgeregten Zustande gegen Mitternacht in das elektrisch beleuchtete Confectionshaus auf dem Stefansplatze eintreten sah, wo er mit verstohlenem Wesen einen Anzug erstand, so verbreitete sich unter seinen Bekannten das Gerücht, daß er einen natürlichen Sohn habe, welchen er eben auszuheiraten im Begriffe stehe.

Am Charsamstag dampfte er endlich mit dem Nacht-Courierzuge der Nordwestbahn ab. Ein brennendes Gefühl von der hohen Wichtigkeit seiner Mission erfüllte ihn und er schwor sich in dem unruhigen Schlummer während der Fahrt immer wieder mit erhobener Rechten zu, Alles mit gewissenhafter Aufmerksamkeit zu prüfen, nichts unerwogen zu lassen, was zum Vortheile und zum Nachtheile der Preußen sprechen könne, der Stimme der Zu- oder Abneigung kein Gehör zu geben, sondern als redlicher und freier Mann nur nach den vorgeführten Beweismitteln... Der Zug donnerte über eine Brücke oder stampfte klirrend durch die Wechsel der Zwischenstationen, worüber Nigerl wach wurde und es ihm vorkommen wollte, als habe ihn die Stadt Wien soeben im Traume dieselbe Eidesformel leisten lassen, welche er einst als Geschworner bei Gericht hatte nachsprechen müssen.

— — — — — — — — — —

Nigerls Aufenthalt in Berlin mit allen Erlebnissen dieses trefflichen Mannes daselbst wird wohl noch Gegenstand einer besonderen Beschreibung sein. Gegenwärtig wollen wir uns bloß an das halten, was er an den ersten Abenden nach seiner Rückkunft den überraschten Freunden am Stammtische des „Blauen Rechen“ erzählte. Er sprach da noch unter dem unmittelbaren Eindrucke seiner Beobachtungen in Berlin. Aus dem Saulus war ein Paulus geworden. Allein, gleichwie er vordem fanatisch in der Gegnerschaft gewesen, so flammte jetzt seine Begeisterung für die Rivalin Wiens so heftig auf, daß er es seinen Zuhörern beträchtlich „stierte“ und sich nicht bloß mehr als einmal deren Widerspruch, sondern sogar den kränkenden Verdacht zuzog, er sei ein Vaterlandsverräther geworden.

— „Wo sein denn die Karpf'n, die über Berlin g'schimpft hab'n — begann er — wo sein's denn, die G'frettbrüader, daß i eahna 's Wilde awerram?[1]) Mit'n Hack'l derschlag'n is das Mindeste, was eahna g'hört.“

— „Du hast ja selber am meisten protzmault,“[2]) warfen die Andern ein.

— „Wia kann denn i protzmault hab'n? I hab' gar nix g'red't. Wia kann i denn über was red'n, was i net g'seg'n hab'? Awer herentgegen, wia i hiazt hinkommen bin, hab' i die Glurn[3]) aufg'riss'n wia a Stadlthor. Na, so was! Da geht's ja zua, wia in ewig'n Leb'n! Breite Straß'n, daß m'r an Operngucker braucht, wann m'r die Hausnummera auf der andern Seit'n les'n will, und von aner Läng', daß die Hauptallee in Prater a rein's Hundswürzel dagegen is; Mensch'n und Wäg'n so viel wia bei uns in

---

[1]) herunterputze. [2]) gelästert. [3]) Augen.

frühere Jahr' nur bei der Maifahrt z' segn war'n und net eppa nur bei'n Tag, a bei der Nacht san's auf- g'nommen zur Belewung der Stadt; G'schäfter, ans größer und schöner, als 's andere; auf an jeden Platz a klaner Stadtpark mit grüne Rabatteln und siegreiche Generäle; a Stadtbahn, die wuscht nur so hin und her durch die Stadt, währenddem unser Verbin- dungsbahn a schleichate Krankheit hat und a Stund braucht bis nach Hüttel- dorf aussi; a Pferdebahn, wo ka Mensch mehr auffisteig'n därf, als bequem Plätz' da sein, und a Ordnung, a Reinlich- keit und a praktische Sach'n überall, daß m'r si' todtgift'n kunnt' über unser Fretterei. Mit an Wort: I sag' Eng, mir hat's Wien g'stiert, wia i wieder z'ruckkommen bin."

— „Na, na, na, nur net so gach, Ehnder hat's Dir Berlin g'stiert. Hiazt auf amal wirst üppi', weil's D' aussi- g'schmeckt hast über die Grenz. War' ja guat, wann sa si' bei uns die guat'n Einrichtungen von d'rauß't zon Muster nahmeten, aber deßtweg'n brauchst über Dei' eigen's Nest net glei' z'schimpfen wia a Rohrspatz. Es laßt si' schon leb'n da."

— „Was, ös wollt's mi belehr'n, ös Fatzge's, wia m'r in Berlin sagt? Na wart's.. "

— „Wer is Fatschle, was haßt dös, ausser damit! Beleidig'n will er uns a no'!"

— „Fatzge haßt so viel, als Lo- cherl."[1])

— „Ah so, mir hätt'n D'r a nix anders g'rath'n."

— „Rathen hin oder her, ös stiert's m'r's a mit Engera Duslerei, und daß es nur wißt's: i pack' meine sieb'n Zweschpen z'samm und ziag mi nach Berlin. Mei' Großvater war a eing'wanderter Preuß' und dessentweg'n g'spür i halt no a Bissel was von aner Zucht und Strammheit in mir. Sollt's mi' seg'n, wann i dö Pickel- haub'n aufhab', dö i mir bei an Tandler auf'n Berliner Mühlendamm 'kauft hab'. Da thät's spitz'n, ös letscheten Kerln."

Diese unvorsichtigen Worte ent- fachten einen großen Tumult. Nigerl schwebte in der Gefahr gelyncht zu werden. Schließlich giengen die Spezi verfeindet aus dem Stammlocal. Na- türlich kamen sie aber am nächsten Abend wieder halb verdrießlich, halb versöhnlich zusammen, um Nigerl weiter erzählen zu lassen. Sie hofften, Nigerl werde sich bis dahin vielleicht wieder ein wenig an Wien gewöhnt haben.

Die Tischkameraden Nigerls waren nach diesem denkwürdigen Abend, an welchem Nigerl seine Phantasien über die Pickelhaube losgelassen hatte, in den Besitz eines wichtigen Documentes über den Aufenthalt ihres Freundes in Berlin gelangt. Ein dort lebender Wiener, ehemaliger Zechgenosse vom „Blauen Rechen," hatte in einem an den Aeltesten der Tafelrunde ge- richteten Briefe eine Schilderung von Nigerls Gehaben in Berlin entworfen. Der Correspondent war mehrere Tage Nigerls Führer gewesen und hatte seinen Mann scharf beobachtet. Seine Nachricht kam den Tischgenossen umso willkommener, als einerseits durch die- selbe ihre Neugierde befriedigt, anderer- seits aber ohne Entsagung ihr Vorsatz durchgeführt werden konnte, Herrn Nigerl so lange als möglich auszu- hungern, das heißt, in seiner Gegen- wart kein Wort über seine Berliner Reise zu verlieren, sondern sich so gleichgiltig zu stellen, als hielten sie den Gegenstand mit den Erörterungen des vorigen Abends für abgethan. Die herzlose Bande wußte nämlich nur zu gut, daß ihrem Freunde Nigerl das Wort auf der Zunge brennen und daß er schwere Seelenqualen erdulden würde, wenn Niemand Lust bezeigte, sich seine Berliner Eindrücke schildern zu lassen. Nigerl seinerseits, dessen kindliches Gemüth weit davon entfernt war, eine solche Schlinge zu ahnen,

[1]) lächerlicher Mensch.

schmeichelte sich, die Spezi in desto gespanntere Erwartung zu versetzen, je später er an diesem Abend käme. Dadurch aber gab er den abgefeimten alten Burschen bloß die günstige Gelegenheit, den Berliner Brief in seiner Abwesenheit zur Vorlesung zu bringen. Nigerls Cicerone berichtete darin Nachstehendes:

„Liebe gute Freunderln!

Obschon der Nigerl unterdessen wieder in Wien eingetroffen sein und Euch allerhand Raubergeschichten erzählt haben wird, so kann ich doch nicht umhin, Euch ein wenig über seinen hiesigen Aufenthalt zu unterrichten. Ich fürchte nämlich, daß er Manches verschweigt, was ihm passiert ist und sein Enthusiasmus Euch fleckenlos erscheinen könnte. So will ich lieber bei dem Bilde etwas in der Farbe nachhelfen. Verrathet mich aber nicht bei ihm, sonst könnte er fuchsteufelswild werden. Offenbar wollte er incognito hier weilen, denn ich habe keine blasse Ahnung gehabt, daß er in Berlin ist, als ich Unter den Linden gehe und eben die Wachparade vorüberzieht. Unter den Bassermann'schen Gestalten, die ihr immer vorangehen, bemerke ich einen Menschen, der ganz anders ausgeschaut hat, als die Berliner „Pilger." Nur den Menschen von rückwärts ansehen, und ich habe sofort den Wiener in ihm erkannt. Die Art des Ganges und der Haltung, hauptsächlich aber die in die Hosentaschen versenkten Hände haben mir augenblicklich den Landsmann verrathen. Na, sag' ich so bei mir, wie kommt denn ein Wiener Pülcher"[1]) zur Janitscharen-Musik nach Berlin? Ich trete etwas näher hinzu, schaue dem Manne ins Gesicht und denke auf der Stelle, mich l. . st der Affe, wie man in Berlin sagt — ich erkenn' den Nigerl. Ich schrei' ihn an, er schaut her und im nächsten Moment haben wir uns mitten auf dem Trottoir abgebusselt.

„Aber Nigerl," sag' ich dann, „wie kannst denn Du als solider Wiener Bürger vor die Janitscharen geh'n mit die Händ' in die Hosensäck'?"

Darauf wird er sehr verlegen und plauscht was zusammen, daß er auf diese Art am besten das Volksleben kennen lernt, und daß ihm halt das preußische Militär gar so gut gefällt. Wie wir weiter reden, kommt heraus, daß er schon drei Tag' in Berlin ist, aber eigentlich noch nichts gesehen hat, als die Linden, weil er dort den ganzen Tag auf die Wachablösungen gelauert hat. Ein einziges Mal war er während dieser Zeit auf der Stadtbahn, Station Friedrichstraße, und hat mitfahren wollen. Aber da ist er unverrichteter Dinge abgezogen, weil er zuerst immer vergebens auf das zweite Läuten gewartet hat, während die Züge auf der Stadtbahn bekanntlich ohne jede Läuterei abgehen. Und wie er das mit der Zeit heraußen gehabt hat, wartet er nach guter Wiener Manier geduldig, daß ihm ein Conducteur das Coupé anweisen soll, was es hier auch nicht gibt, sondern sich J:der so rasch als möglich selber aufmachen muß. So sind ihm fünf oder sechs Züge vor der Nase davongefahren und bei jedem hat der Nigerl, wenn der Zugsführer nach einer Viertelminute Aufenthalt sein „Fertig!" gerufen hat, ärgerlich geschrien: „J net, i no' net!" aber genützt hat's ihm natürlich nichts. Endlich gelingt es ihm, auf einen Zug zu springen; der war aber schon im Gang, weil der Nigerl wieder zu lang herumgebandelt hat, und da haben sie ihn heruntergefangen und Strafe zahlen lassen. Wenn ihm das in Wien geschieht, macht er einen Mordskrawall, hier aber hat es ihm so imponiert, daß er förmlich mit Schwärmerei von dem Beamten geredet hat, der ihn heruntergefangen, abgestraft und ihm noch alle erdenklichen Donnerwetter an den „Duselkopp" geschlendert hat. Desgleichen

[1]) Pilger — Vagabund.

hat er sich gefallen lassen, daß ihn ein Passagier auf einer completen Tramway, neben der er einige Minuten hergetrabt ist, nicht aufspringen ließ. Das habe ich selber mitangesehen. Der Nigerl hat große Augen gemacht, ist zurückgeblieben und hat keuchend zu mir gemeint:

„Alle Achtung, das is a Ordnung da!"

— „Na, sag' ich, ich hätt' net hör'n mög'n, was D' g'schimpft hätt'st, wann Dir das in Wien passiert wär'!"

— „Na, das is a was anders," gibt der Nigerl z'ruck, „z'Hauf' lass't m'r si' net so behandeln, das gibt's net. Da gebet i An a Flasch'n,[1]) der mir so kommet."

— „Na, das is schon der richtige Standpunkt," sag' ich, „so seid's Oes Alle, und nachher wundert's Euch, wann's in Wien net so stramm zugeht, wie hier. Bei Euch is gegen alle vernünftigen, praktischen Sachen der Ausnahmszustand permanent."

Danach wird es Niemanden wundern, daß sich der Nigerl in eine glühende Begeisterung für Berlin hineingearbeitet und auf Wien zu schimpfen angefangen hat. Als wir uns den Schimpansen betrachtet haben, jammert der Nigerl, was Wien für ein Nest ist, daß man dort in der Viehzucht so zurückbleibt...

— „Bscht!" unterbrach ein Zuhörer die Vorlesung, „der Nigerl kommt. Ich hör' ihn im Schankzimmer reden. Also den Brief einstecken und so thun, als wär' gar nix."

Nigerl trat ein, wurde freundlichst begrüßt und sodann um das Wetter und sonstige wissenswerthe Dinge befragt. Im weiteren Verlaufe des Abends entwickelten Nigerls Freunde höchst leidenschaftliche Ansichten über die Vortheilhaftigkeit des Ultimo-Ansagens bei bestimmten Tarock-Combinationen und schließlich geriethen sie gar in eine hitzige Debatte über die verschiedenen Projecte für die Nutzwasserleitung der Vororte.

— „Berlin is ausgezeichnet mit Wasser versehen," warf Nigerl hier ein, in dem guten Glauben, jetzt den ersehnten Uebergang zu seiner Erzählung bewerkstelligen zu können. Die Anderen thaten aber, als hätten sie seine Bemerkung überhört und stürzten sich wie reißende Thiere auf das Thema des Notenumlaufes der Oesterreichisch-ungarischen Bank, das mit bedeutender Geistesgegenwart von Einem angeschlagen wurde, um über Nigerls Provocation hinwegzukommen.

— „Na," sprach Nigerl nach einer Weile wieder dazwischen, „gegen unser Papiergeld hab' i nix einzuwenden; es is mir liaber als das deutsche Gold, schon deßtwegen, weil mi' a Kellner in Berlin um zehn Mark gelämmert hat, wia i hab' a Zwanzigmarkstück wechseln lass'n. Aber sonst sein die Leut' sehr honnet und ehrlich in Berlin. Ich kann Euch nur sag'n, in Berlin .."

— „I weiß net, was der immer mit Berlin hat," höhnte sein Nachbar. „Kein Mensch fragt ihn danach, weil's Niemanden int'ressiert..."

— „Was?!" fuhr Nigerl jetzt auf. „A Weltstadt int'ressirt Euch net? Unter solche Sumper bleib' i net, da waß i mir was G'scheiteres. Geht's baden, alle miteinander!"

Er nahm wirklich seinen Hut, sowie einen in Papier gewickelten Gegenstand, den er mitgebracht hatte, und der nach der äußeren Form zu schließen vermuthlich die berühmte Pickelhaube vom Mühlendamm war. Damit stürzte er zornig davon.

— „Kinder, morgen müssen wir ihn erzählen lassen," sprachen die Zurückgebliebenen nach der ersten Heiterkeit zu einander. „Er wird sonst wirklich bös, der Gift-Nigerl."

Nach dem Abend, an welchem er nicht zu Worte gekommen war, erschien Nigerl etliche Male nicht in der Mitte seiner Gesellschaft. Es gieng das Gerücht, daß er an diesen Abenden im

---

[1]) Ohrfeige.

Gasthause „zur Sandgrube“ eingesprochen und dortselbst im Extrazimmer einigen fremden, aber wißbegierigen Gästen erstaunlich lehrreiche Vorträge über die Resultate seiner Studienreise nach Berlin gehalten habe. Der Wirth von der „Sandgrube“ sollte sich sogar gerühmt haben, daß sein Local unzweifelhaft als die Geburtsstätte der Gemeinderathswürde für Herrn Nigerl zu betrachten sein werde. Einem Manne von so auffallenden Kenntnissen, die durch eine gefahrvolle, anstrengende, aber lohnende Reise nach dem hohen Norden noch erweitert worden, könne es nicht fehlen, durch die Bürgerschaft auf den besagten Ehrenposten befördert zu werden. Er sehe, sollte der Wirth hinzugefügt haben, die „Sandgrube“ bereits als Sitz des Wahlcomités für Nigerl.

Diese Nachrichten wirkten auf Nigerls Freunde im „Blauen Rechen“ höchst verstimmend. Sie kannten seinen Starrsinn und wußten, daß, nachdem einmal sein Aerger ernstlich rege geworden, es schwer halten würde, den interessanten Reisenden wieder zum „Blauen Rechen“ zu bringen. So beschlossen sie denn, um nicht gänzlich seiner Schilderungen verlustig zu gehen, den Erzürnten durch einen feierlichen Act der Demüthigung ihrer selbst zu versöhnen. Sie verließen am vierten Abend ihr Stammgasthaus und begaben sich in geschlossener Reihe nach der „Sandgrube,“ wo sie Nigerl im Kreise von fragwürdigen Charakteren fanden, die nicht bloß Weisheit von seinen Lippen naschten, sondern dazu auch aus seiner Flasche tranken. Nigerl sprach eben mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit über irgend ein Berliner Erlebnis. Vor ihm stand, als eine Art Beweisstück für seine Erörterungen, die Pickelhaube vom Mühlendamm.

Als er die Brüder vom „Blauen Rechen“ erblickte, hielt er im Strom seiner Rede inne und legte den Arm schützend um die Pickelhaube. In tiefer Zerknirschung brachten Jene ihre Entschuldigung vor. Der Alterspräsident Pamstingel führte das Wort, weil er den Ruf genoß, einer der größten jetzt lebenden Heuchler zu sein. Er log, daß sich seinen Leuten die Haare sträubten. Sie Alle hätten schwere Stunden und Tage der Reue über ihren Leichtsinn hinter sich. Der eigentliche Schuldige sei der Abgeordnete ihres Bezirkes, welcher si: dringendst ersucht habe, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um Nigerl von seiner Schwärmerei für Berlin zu heilen, da durch seine hinreißende Rednergabe ein beklagenswertes Auswanderungsfieber entstehen könnte. Nigerls wenige Worte hätten aber nachträglich einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihn nun bäten, seinen Auseinandersetzungen auf jede Gefahr hin folgen zu dürfen. Er habe gewiß keine Störung mehr zu befürchten.

Nigerl glaubte dem alten Bösewicht, reichte ihm die Hand und sagte im Tone eines milden Richters:

— „Na, is schon guat; aber von vorn' fang' i nimmer an, das is Euer Straf. Setzt's Euch nieder, halt's den Brodladen[1]) und hört's zua. Wo bin i denn nur gleih steh'n blieb'n?“ Er schaute nachdenklich auf die Pickelhaube, deren glänzendes Leder sein Gesicht mit geschwollenen Backen und einer Nase widerspiegelte, die einem Riesen-Paradiesapfel ähnlich sah.

— „Ah, richti', weiß schon,“ fuhr er fort. „Alsdann i steh' bei dem Droschkenstandplatz und siech einen Schutzmann, der mit sein' blonden Bart und dem schönen Helm dem Lohengrin im Operntheater gleichg'schaut hat. Sie haben Alle a g'wisse Aehnlichkeit mit'n Lohengrin. Der Schutzmann macht si' bei die Wag'n und Pferd' z'schaffen und geht von an Zeug zum andern. Na, da legst Di' nieder, denk' i mir, dös wird do net eppa a Wasserer sein, der nur so ausschaut, wia a Schutzmann? I hätt'

[1]) Mund.

mi' nämli' gar net g'wundert, wann die Wasserer in Berlin a a Uniform anhätt'n, denn durt'n is amol a jeder Mensch von öffentlicher Stellung in doppelt'n Tuach. Die Straßenkiehrer hab'n a so a nette Adjustierung, als ob's lauter Armee-Zuckerbacker war'n und wann's Feierobend mach'n, so gengen's mit ihnere Besen auf der Schulter compagnieweis' durch die Straßen und schmeißen die Füaß im Stechschritt, sobald's ein' vorgesetzten Partieführer begegnen. Na, so was soll ma unsern Gassenkiehrern beibringen woll'n, dö thät'n si' guat anstell'n dazua! I hab' mir sag'n lass'n, daß sogar die Bettler a g'wisse Uniform hab'n müss'n und numeriert sein. Wann Aner in Civil bettelt, so geht's ihm schlecht, weil'n a Jeder glei' als Fallot'n kennt, der ka Disciplin und kan Ordnungssinn net hat. Uebrigens hab' i in Berlin gar kane Bettler g'seg'n, weil selbige offenbar in Folge des allgemeinen Wohlstandes in geordneten Verhältnissen leben . . . Aber daß i net eins ins Andere red': der Lohengrin-Schutzmann schnofelt in aner Tour bei die Droschken-Zeugeln umanander und bleibt endli' bei ein' Kutscher zweter „Güte“ mit ein' furchtbaren Bleankazer[1]) steh'n. Der Kutscher schaut'n a von der Seit'n an, bleibt aber bumfest am Bock hocken, wie an aug'malener Türk'. Leidenschäftlich san's net, dö Kutscher dort, das mirkt m'r glei'.

— „Nanu, Droschke, haben Sie denn gar keen Schamgefühl nich?“ fragt ihn der Schutzmann und zeigt auf a Loch im Pferdkotzen, durch das ma a bisserl was von der Pferdhaut g'seg'n hat. Solchene Löcher haben die Kotz'n bei unsere Comfortabler oft so viel, daß a förmlicher Zugwind dazwischen entsteht. Der Droschkenkutscher zuckt die Achseln und macht a Bewegung, als ob er si' no' besser in sein' Mantel einwickeln möcht'. Da springt der Lohengrin-Schutzmann näher hin und schreit ihn an:

— „Donnerwetter nochmal, Droschke, Sie befinden sich ja in ein'm ekligen Zersetzungsprocesse. Da haben Sie ja auf Ihrem Mantel ein'n Schmutzflecken ooch noch; wohl etwas Gänseklein, das Ihnen aus den Backzähnen desertiert ist?! So'n Ungeheuer, wie Sie, sollte man bei Judlin chemisch verdampfen lassen. Aber Sie werden jereinigt werden, davor steh' ich Ihnen.“ Schreibt den Kutscher, der bei uns no' allaweil den Blumen-Corso hätt' mitmachen können, auf, und marschiert stolz wia a Spaninger ab. Na, was sagt's dazua? Is dös a Akk'rateß? Mir san beinah' d' Aug'n übergangen vor Wuth, denn mir is eing'fall'n, wia i in den verlumpt'n Linazeugel, mit dem i zum Bahnhof g'fahr'n bin, a paar Flöh' kriegt hab', dö mi' no' in Berlin g'martert hab'n. Na, warum redt's denn kan' Biss'n? Hiaz frag' i Euch: „Nanu, habt Ihr denn keen Schamgefühl nich?“ —

— „Er hat's niederbögelt,“ [1]) sagten die fragwürdigen Charaktere und schenkten sich aus Rigerls Flasche die Gläser bis zum Rande voll.

Herr Rigerl setzte an den folgenden Abenden das schöne Werk fort, welches er bei dem „Blauen Rechen“ begonnen. Es bestand darin, Wien in Grund und Boden hinein zu verlästern, Berlin hingegen als das Muster und die Perle aller Großstädte zu loben. Dieser Mann hatte in den wenigen Tagen seines Berliner Aufenthaltes alle die Dinge gesehen, welche ihm in Wien während eines halben Jahrhunderts unbekannt geblieben waren. Mit Entzücken sprach er von den Gemäldegalerien und sonstigen Kunstsammlungen, ohne sie in einen Vergleich mit den Wiener Sammlungen zu ziehen. Er schien vielmehr der Meinung zu sein, daß es dergleichen nur in Berlin gäbe, denn eine andere

[1]) Blick.

[1]) zum Schweigen gebracht.

Stadt war von ihm noch nicht besucht worden und in Wien hatte er stets Jeden, der ihn zu einem Gange durch das Belvedere oder die Ambraser Sammlung bewegen wollte, für einen „faden Kerl" erklärt, der den „Pflanz"[1]) einer ganz ungebührlichen Bildung „heraussteken" wolle und doch nur ein Esel sei.

Ueber den zoologischen Garten in Berlin konnte er nicht Wunder genug erzählen. Aber in dem Wiener Thiergarten, als derselbe noch existierte, war er auch nicht einmal zu Gaste gewesen, weil ihm damals das „dumme Viecherwerk" durchaus nicht interessierte. Die Berliner Stadtbahn zog sich durch seine Schilderungen wie der Docht durch eine Kerze. Was immer er behandelte, er kam wieder und wieder auf die Stadtbahn zu sprechen und pries dieselbe in begeisterten Worten. Als aber seinerzeit das erste Project einer Wiener Stadtbahn aufgetaucht war, hatte er im Vereine der Bezirksgimpel einen betäubenden Lärm geschlagen, weil man die Stadt „verschandeln" wolle und weil die Hausherren wegen Entwertung ihrer Häuser zuverlässig Hungers sterben müßten.

Die unablässige Arbeit, der fieberhafte Fleiß in Berlin versetzten ihn in Bewunderung, doch hielt ihn dies nicht ab, nach wie vor eine Stunde des Vormittags bei der „Zehnerjausen"[2]) im Wirtshause, einige Stunden des Nachmittags im Kaffeehause zuzubringen, und etwas später nach Nußdorf zum Heurigen zu pilgern.

Seine Zuhörer, wohl wissend, daß er Wasser predige und Wein trinke, gewöhnten sich allmählich daran, ihn von den fabelhaften Vorzügen der deutschen Hauptstadt mit solchem Schwunge sprechen zu hören. Sie horchten mit dem glühenden Eifer von Kindern zu, welchen schöne Märchen aus fernen Welten erzählt werden, die besser sind, als die unserige. Das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, wenn Nigerl von dem Wohlstande der Berliner sprach, von dem Luxus der Vornehmen, dem behäbigen Reichthum des Bürgerstandes und der lohnenden Arbeit für jeglichen Handwerker.

Wie Bettelkinder, denen die glänzenden Gaben der Weihnachtsfee vorgemalt werden, hiengen sie an seinen Worten. Und da Nigerl sah, wie leicht beweglich ihre Herzen waren, so arbeite er sich immer mehr in Uebertreibungen hinein, bis ihm und seinen Zuhörern der Schweiß von der Stirne troff, ob all der schamlosen Aufschneidereien. Er hatte ein Goldstück von der Reise mitgebracht und dasselbe wanderte von Hand zu Hand. Die guten Leute konnten sich nicht satt schauen an der herrlichen Münze, und ihre Hochachtung vor einem Lande, wo man ein so schweres Goldstück nach Nigerls Erzählungen offenbar ebenso leicht verdiene, wie hierzulande einen Guldenzettel, wuchs ins Unermeßliche.

Nigerls Ruf als eines vorzüglichen Reiseschilderers und Kenners der Verhältnisse fremder Länder drang bald über die engen Grenzen seines „Grundes" hinaus. Er erhielt schmeichelhafte Einladungen zu Vorträgen auf den benachbarten Gründen und trat dortselbst in den verschiedenen Wirtshäusern als eine Art Wanderlehrer auf. Freilich geschah es ihm noch manchmal, was ihm schon bei seinem Debut im „Blauen Rechen" geschehen war: daß ihn nämlich der eine oder andere Localpatriot erklecklich zauste. Wider solche Fälle hat sich jedoch Nigerl seit der letzten Börne-Feier gerüstet. In den unterschiedlichen Artikeln über Börne hatte er gelesen, daß dieser große Deutsche aus übergroßer Liebe sein Vaterland verschimpfiert habe, wie eine zärtliche Mutter zuweilen ihr angebetetes Kind züchtigt. Wenn ihn nun Einer in dem angedeuteten Sinne scharf anfaßt, so entgegnet er mit wehmüthiger Salbung:

---

[1]) Schwindel, [2]) Gabelfrühstück.

— „Mein lieber Herr, mi' wer'n's net irr' machen. Net vielleicht, daß i mi' mit'n Berne vergleich'n will, aber den brav'n Mann is's g'rad so 'gangen, wie mir. Er is verkennt word'n. Passen's guat auf und sagen's, daß i 's g'sagt hab': Bei uns wird's amol anders werd'n. So bleibt's net!"

In derlei tiefsinnigen Aussprüchen pflegt er sich behaglich und selbstbewußt zu sonnen. Und es gereichte ihm zur höchsten Genugthuung, als eines Tages durch einen lustigen Bruder folgende Notiz in den „Localanzeiger für Hungelbrunn und Umgebung" eingeschmuggelt wurde:

„Wie wir erfahren, beabsichtigt unser vielgereister Mitbürger Herr Nigerl, seine lehrreichen Vorträge zu sammeln und als Buch herauszugeben unter dem Titel:

Mirk's Wien!
oder
Der stramme Heurige."

Mein Wohnzimmer.

Bekenntnis von P. K. Rosegger.

Es ist immer gewagt, Menschenkenner zu sich zu Gaste zu laden, und es ist immer lohnend für Menschenkenner, in eines Nachbarn Haus zu treten. Völker wie Personen verkörpern in ihren Wohnräumen ihren Charakter. Der verweichlichte Türke spinnt sich ein in ein Nest von Teppichen. Der auf Pracht und Förmlichkeiten sein Heil setzende Romane liebt das prächtige Renaissance oder die prunkhafte Verschnörkelung des Barockstyls. Der geradsinnige Germane baut sich seine Zimmereinrichtung aus hartem Holze mit geraden Linien.

So auch bei einzelnen Personen. Trete ich in ein Zimmer, das mit Tabakspfeifenreihen geschmückt ist, oder mit Schlägern und Säbeln und Fechtfäustlingen, mit Lotterbetten und Bildern, welche mangelhaft bekleidete Frauenzimmer darstellen, so werde ich — selbst wenn der Bewohner des Raumes persönlich sich versteckt und vergräbt — eine ganz bestimmte Meinung von ihm gewinnen. Ein Mensch, der seine Kleidung und Wohnung stets nach der Mode herrichtet, erscheint mir unbeständig und charakterlos. Wer einen bestimmten Charakter hat, der theilt denselben allmählich seiner Wohnung mit, die Gegenstände, die ihn umgeben, sind sozusagen aus ihm hervorgewachsen; es werden Dinge aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, ja selbst aus den Zeiten seiner Vorfahren und auch aus Zeiten seiner Kinder vorhanden sein, und sie werden doch untereinander harmonieren, weil sie eben zu ihrem Mittelpunkte, dem Eigenthümer, in einem natürlichen Verhältnisse stehen. Mancher trachtet sein innerstes Wesen vor den Mitmenschen zu verhüllen und ahnt nicht, wie offen und geschwätzig es in seinem Wohnraume daliegt.

Der Poet, welcher die ganze Welt in seine tiefsten Herzensgeheimnisse blicken läßt, hat keinen Grund, seine Kammer zu verbergen, welche sich, oberflächlich besehen, von einer gewöhnlichen Bürgerwohnung vielleicht nur durch den Mangel einer Wertheimercasse unterscheidet. Genauer beschaut, ergeben sich auch andere Unterschiede.

Im Sommer ereignet sich's recht häufig, daß fremde, neugierige und zugleich auch schöne Augen um mein Landhaus herumspähen und zu den Fenstern hineinlugen. Bei meiner Stadtwohnung geht das nicht, weil sie im dritten Stocke liegt. So will ich die unbekannten Freundinnen und Freunde artig einladen, die Treppen hinaufzusteigen und mich mit ihrem sehr geschätzten Besuche zu beehren. Vielleicht verstehen wir uns dann noch umso besser. Denn auch diese Stube mit ihrem geringen Inhalte (die Goldrahmen sind aus Holz und die Marmorstatuen aus Gyps) ist ein Denkmal meiner Vergangenheit, meiner Bestrebungen, Erfolge, Enttäuschungen, meines Glückes und auch meiner Fehler und Lächerlichkeiten. Auf die ganz unvermeidliche Gefahr hin, eitler Selbstbespiegelung geziehen zu werden, gehe ich unbefangen dran. Meine Meinung ist und bleibt, daß Niemand seinen Mitmenschen etwas Besseres zu geben hat, als sich selbst.

Ich bitte einzutreten! Eine hübsch geräumige Stube, nicht wahr? Die beiden Fenster sind gegen den Stadtpark hinaus, schaut im Sommer viel Grünes, im Winter viel Schnee herein. Sie sehen keine glatten Parquetten und Tapeten, auch keinen Majolikaofen und keinen kunstvoll gemalten Plafond. Braungefärbte Wände, ein braungewichster Fußboden und weiß angestrichene Flügelthüren machen die ganze Eleganz aus, die ich schon so vorfand. Hier spann ich mich also ein, hier habe ich herbe Stunden und glückliche Jahre verlebt und mit vielen Dingen, die mich in meinem Daheim umgeben, bin ich so sehr zusammengewachsen, als ob sie Glieder meines Leibes wären, oder, treffender gesagt, Glieder meiner Seele.

Die Stube ist Wohn-, Arbeits-, Besuchs- und Schlafzimmer in einer Person. Zu den Thüren herein kommt der Mensch, zu den Fenstern herein kommt der Tag; weiße Spitzenvorhänge an den Fenstern verleihen dem Zimmer die Stimmung des Lichten und Luftigen. So wollen wir's uns bequem machen und die einzelnen Gegenstände ein wenig betrachten. Wertvoll im Sinne des Marktes sind sie nicht, aber unschätzbar sind sie für Den, der nach langem Bemühen und Erwarten sie erworben und gesammelt oder aus lieber Freundeshand erhalten hat.

Das älteste Stück, welches in der Stube steht, ist ein dunkelpolierter Schreibtisch. Ich bitte nicht zu lebhaft an ihm zu rütteln, der alte Herr steht nicht mehr auf sehr strammen Füßen. Er wurde erworben für das Honorar meiner ersten Dorfgeschichte im Jahre 1872, und zwar bei einem Trödler als altes Stück. Zur Stunde, wie er damals in meine Stube gekommen war, schrieb ich folgende gut empfundene und schlecht gerathene Verse, die heute noch an seiner inneren Schubladewand kleben:

„Auf diesem Tisch das erste Wort
Sei Dein, Du heiliger Heimatsort
Auf Alpenhöh', den ich verloren,
Als ich im Geiste ward geboren.

Auf diesem Tisch das zweite Wort
Sei Dein, Du trauter, sicherer Hort,
Mein Arbeitspult, zum redlichen Streben,
Das zweite Heim in meinem Leben.

Auf diesem Tisch das dritte Wort
Sei Dein, Du stille Ausgangspfort',
Die mir zum dritten Heim wird werden:
Der enge Sarg in kühler Erden!

Graz, den 14. Jänner 1872."

Mit meinem ersten Namenszuge auf diesem Tische unterschrieb ich den Empfangsschein einer Depesche. Die Depesche zeigte mir den Tod meiner Mutter an. — Auf dem so düster eingeweihten Tisch ist die größere Anzahl meiner Werke entstanden, die ersteren und intimsten derselben „Heidepeters Gabriel" und die „Schriften des Waldschulmeisters." Das alte Möbel hat in meiner Stube noch heute den Ehrenplatz, obzwar es aus seinem ursprünglichen Winkel von einem stattlichen Schreibtische in alt-

deutscher Renaissance verdrängt worden ist, welcher mir gegenwärtig zur Werkstatt dient. Der alte Herr genießt seinen Ruheplatz unter dem stets feierlich dreinblinkenden Wandspiegel. Auf ihm stehen die Gypsbüsten zweier guter Freunde: Karl von Holtei und Anastasius Grün, dann die Porträts meiner alten treuen Führer Adalbert Svoboda und Robert Hamerling, und ein größeres Bild der Erzherzogin Stephanie, welches die hohe Frau noch in den Tagen ihres Glückes mir gespendet hat. — Unterhalb steht eines niedlicher Holzscheiterstoß, der zwei kleine geheime Laden birgt; ein Andenken an meinen Jugendfreund August Brunlechner; bei dem Anblicke dieses Gegenstandes steigt in meiner Erinnerung eine ganze Welt aus dem Studentenferienleben im Oberlande auf. Wenn Sie wüßten, meine Herrschaften, wie viel Burschenlust und Dichterwehmuth und Jugendeselei in diesen geheimen Laden verborgen liegt! — Daneben auf dem alten Schreibtische steht eine andere Botschaft aus dem Walde. Dieselbe ist ein Tintengefäß in Form eines abgeschnittenen Eichbaumstrunkes, der noch fest auf den Wurzeln steht und einige Seitenarme, an denen noch Laub ist, ausstreckt. Das Gewurzel dieses Baumstockes ist von Flechten und Pilzen umwuchert; am Stammstrunke hängt als Marterlaferl ein Muttergottesbild, unter welchem ein winziger Eichlaubkranz prangt. Zwischen den Aesten ist ein Spinngewebe gespannt, an der halben Höhe des Strunkes läuft ein natürliches Marienkäferchen, daneben in die Rinde sind die Buchstaben: P. K. R. eingeschnitten. Das Ganze ist kaum eine Spanne hoch und von unbeschreiblicher Feinheit in der Ausführung. Es kam mir von einem lieben Freunde aus Fürth bei Nürnberg zu, als eine der sinnigsten Weihnachtsgaben, deren ich mich je zu erfreuen hatte.

Das Alles und noch vielerlei Anderes, was meinem Leben nahesteht, trägt der pensionierte Secretär. Außerdem macht er sich noch nützlich durch die Hut, welche er in seinen tiefen Laden den Heimgartenhandschriften, den Correcturbogen und anderen Blättern gewährt.

Auch der neue, gegenwärtig benützte Schreibtisch, ein kräftiger Bursche mit deutscher Eckigkeit, hat sich schon vollkommen eingebürgert, obzwar er noch keine andere Geschichte aufweist, als daß „Jakob der Letzte," „Martin der Mann," „Die Weiberpeitschen" und einige andere Bosheiten darauf entstanden sind. Seine Kästlein und Laden sind ganz der Arbeit und ihren Erzeugnissen gewidmet. Der mir werteste Gegenstand auf diesem Arbeitstische ist eine alte, rostbraune Scheere, mit welcher ich noch vor fünfundzwanzig Jahren das Lodentuch geschnitten und den Faden abgezwickt habe. Gleich daneben, aber mir gleichgiltiger, liegt eine goldene Feder als Andenken an ein großes Schriftstellerfest in Wien.

Seit Kurzem besitze ich drei altdeutsche Bücherkästen, einen Büchertisch — der mitten in der Stube steht — und eine Bilderlade in gleichem Stile. Diese einfachen aber geschmackvollen Stücke aus Nußbaumholz entstammen Grazer Werkstätten (den Kunsttischlereien Schmitt und Grillitsch) und bereiten mir durch ihre ruhige Kräftigkeit und freundliche Würde, sowie durch ihre Bequemlichkeit eine kindische Freude. Einer dieser Kästen dient lediglich zur Aufbewahrung von literarischen Erzeugnissen, Bildern, Diplomen, Albums und sonstigen Ehrenzeichen, die sich auf meine Person beziehen. Wer dieses Möbel etwa den Kasten der Eitelkeit nennen wollte, dem möchte ich nicht mit einem Wörtlein widersprechen.

Weil wir miteinander schon vertraut geworden sind, so will ich die geschätzten Besucher auch ein wenig in die übrigen Bücherkästen gucken lassen. Die Sammlung ist nicht groß. Ich bin ein Freund vom Buche, aber

nicht von Büchern; ich pflege nur wenig zu lesen und dann lieber die alten Lieblinge zu wiederholen, als neue Bekanntschaften zu suchen. An schöner Literatur finden Sie bei mir außer den deutschen Classikern und wenigen Freunden der Gegenwart nichts Nennenswerthes. Besser steht es mit Geschichtswerken, naturhistorischen, länder- und völkerbeschreibenden Schriften und mit volksmundartlicher Literatur. Am liebsten habe ich Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen; aus solchen — meine ich — lernt man am meisten. Die neuen Philosophen sind nur in einzelnen zufälligen Bänden vertreten, ich bin kein Freund von ihnen. Zahlreicher vorhanden sind Bilderwerke und Karten; auf letzteren verfolge ich stets die Länder- und Reisebeschreibungen, die mir eine Lieblingslectüre sind. Unter den Bildern befindet sich eine Anzahl großer Photographien Defregger'scher Gemälde, von dem Meister selbst mir gewidmet. Zu den mir besonders werten Bilderspenden gehören vier große Alpenlandschaftsbilder aus der Schweiz, die Porträts zahlreicher Dichter und Künstler mit persönlicher Widmung, von solchen auch Handzeichnungen und Gemälde zu einzelnen Theilen meiner Schriften. Nicht ohne Interesse dürfte die Sammlung von Handschriften bedeutender Zeitgenossen sein, mit denen brieflich zu verkehren ich das Glück habe. In einem besonderen Gelasse des Bücherkastens befindet sich noch eine Anzahl jener an sich unbedeutender Bücher, die ich in meiner Jugend gelesen und die über Bord zu werfen man nicht so leicht übers Herz bringt; darunter sind auch jene vergilbten Schulbücher, aus welchen ich lesen und schreiben gelernt habe, ferner eine alte Bibel und ein Gebetbuch meiner Mutter.

Hinter einem der Bücherkästen versteckt sich ein rundes dreifüßiges Tischchen, in dessen Lade Cigarren verborgen sind. Solche rauche ich bloß ausnahmsweise und dann nur — um meine Zimmerluft zu schonen — außer Hause, meist in froher Gesellschaft. Ueber seiner angedeuteten Heimlichkeit prahlt sich das Tischchen mit einer hellrothen Mappe, die auf ihm lehnt und in welcher vier Zeichnungen von A. Hendschel zu meinem Gedichtchen: „Därf ih s Dirndl liabn?" sich befinden.

Da die Stube gleichzeitig das Redactionszimmer des „Heimgarten" ausmacht, so ist auch ein geräumiger Papierkorb und ein stattlicher Ofen vorhanden, in welchen die eingelaufenen „Versuche" Raum finden. Da die Stube auch den Empfangssalon bildet, so fehlen etliche Holzsessel und eine weichgepolsterte Sitzbank nicht, unter welcher ein Fußteppich die Achtung ausdrückt, die man vor den Besuchern zu empfinden hat. Da sie endlich auch das Schlafgemach ist, so kann ich das Bett nicht verschweigen, dessen Gestelle jene bekannte Form hat, die zwischen Barock und Renaissance rathlos hin- und herschwankt.

Nun wenden wir uns von dem Nothwendigen dem Schönen zu, den Erinnerungen, den Spenden lieber Menschen, sofern dieselben nicht im Sommerhäuschen aufbewahrt sind.

Links des im Dienste stehenden Schreibtisches an der Wand ist eine Photographie meines Geburtshauses in Krieglach-Alpel; daneben hängt ein Porzellanteller, auf welchem derselbe Gegenstand als Winterlandschaft gemalt ist. Darüber im dünnen Rahmen eine Bleistiftzeichnung von eigener unbehilflicher Hand, das liebe Bergkirchlein zu Kathrein am Hauenstein darstellend. Ferner finden sich an den Wänden theils in Photographien, theils in Aquarellen, theils in Oelgemälden, der Ort Krieglach, das alte Gasthaus „zum Bürscher" daselbst, das alte Bürgerhaus Mitteregger u. s. w., welche zu meinen Jugendjahren in Beziehung stehen; dann das Gut Rainhof bei Krieglach und mein Sommerhaus. Auf und über dem Tische stehen die trauten Bilder meiner Frau und

Kinder in ihren verschiedenen Lebensjahren, und eine große Handzeichnung (Blumenstrauß) meiner Frau aus ihrer Schulzeit. Dann die kleinen Bildnisse meiner Eltern, wovon das der Mutter, das einzige, welches existiert, leider keinen richtigen Begriff von ihren Zügen gibt. In dieser Gruppe sind auch zwei niedliche Oelbilder, welche ich ebenfalls dem Freunde in Fürth zu verdanken habe. Das eine stellt Krieglach in Schnee dar, das andere auf photographischem Grunde ist das Bild meiner Wenigkeit aus der Zeit des Handwerkerlebens. Es soll sehr wohl getroffen sein. Noch zu erwähnen sind in dieser Reihe die Bilder meiner theuren Freunde Peter von Reininghaus, Doctor Wilhelm Kienzl, Franz von Defregger u. s. w.

An der gegenüberstehenden Wand hängt ein großes Farbendruckbild nach Defreggers herrlichem Gemälde: „Die Brüder," bekanntlich die überaus herzige Familienscene darstellend, wie ein junges Studentlein auf die Ferien heimkehrt ins Vaterhaus und dort ungeahnt ein kleines Brüderchen findet. Ein weiteres großes Farbenbild stellt den Heiland dar, wie er in Begleitung von Petrus und Johannes ausgeht, um die Armen und Presthaften, die an der Straße kauern, zu trösten. Dieses mein Lieblingsbild ist über einer Art von Altartischchen so gestellt, daß ich — im Bette oder auf dem Sopha ruhend — es vor Augen habe. Ein kleines Bild: „Maria mit dem Kinde" hängt im Fenster; dasselbe wird alljährlich unter den Christbaum gestellt, der auch in dieser Stube sein Heim hat. — Auf dem Ofen und den Bücherkästen stehen die lebensgroßen weißen Büsten von Goethe, Schiller und Hamerling. Endlich ist an der Wand noch das Bild eines jungen Weibes, darunter ein kleines, aus Holz geschnitztes Grabmal, welches Reliquien von der so frühe Heimgegangenen birgt. — Das Monumentchen im romanischen Stil ist eine Arbeit Hans Brandstetters aus der Zeit, da er in Graz Holzschnitzerlehrling war.

In der Lade, die unter dem Monumentchen ist, ruht die Zither, auf deren Saiten kundige Finger einst so viele Liebesinnigkeit und süße Wehmuth erklingen ließen. Sie schweigt seit Langem. — Daneben ist ein kleiner Trinkbecher, aus welchem ich Gleichenberger Constantinsquelle getrunken habe vor Jahren, da die Leute hinter meinem Rücken von mir sagten: „Mit dem ist es vorbei." — In derselben Lade liegt auch ein Oelzweig, den ein Freund einst auf dem Oelberge bei Jerusalem für mich abgeschnitten und heimgebracht hat.

An einzelnen Stellen der Wände hängen noch Lorbeer- und Edelweißkränze, auch Schleifen und Bänder, welche im Wohnzimmer die Farbenfrische besorgen, die man doch nicht ganz missen mag. Vor wenigen Jahren hatten die Lorbeerkränze eine schlimme Zeit. Eine neu angekommene Köchin freute sich sehr darüber, daß bei uns gewürzhaftes Suppenkraut nett in Kränzen gebunden vorräthig sei, so wie man in ordentlichen Häusern auch Feigen- und Zwiebelkränze an den Nägeln hängen hat. Sie rupfte die Blätter allmählich aus und als ich endlich das kahle Gerippe des Lorbeerkranzes sah, wies es sich, daß wir meinen ganzen Ruhm mit der Brühe gegessen hatten. Vielleicht auch ist er so am allerbesten verwerthet worden.

Etwa vor einem Jahre hat mir der Prunkteufel einen Kronleuchter ins Haus geschleppt, der mit seinen rothen Kerzen, die gewunden wie ein Strick sind, das Poetenzimmer mit unerhörter Pracht erfüllt. Das Christkind brachte auch ein paar metallene Armleuchter, und so ist des Glanzes und der Herrlichkeit kein Ende.

Wenn die Morgensonne kommt, die Glasprismen des Kronleuchters gleich Diamanten funkeln und in rothen, grünen und blauen Feuern an den Wänden glühen, da ist's wie

ein blühender, leuchtender Frühling in der Stube, und die Menschenseele hebt sich zur Freude. Sie freut sich auch darüber, daß sie sich über derlei alltägliche Kleinigkeiten noch zu freuen vermag.

Ein andermal lasse ich die Fensterrollen herab, auf denen in hellen Farben ländliche Idyllen gemalt sind. Dann herrscht in der Stube eine warme Dämmerung, in welcher die Goldrahmen der Bilder mildröthlich leuchten. Dann schlage ich vielleicht das Buch eines hochgemuthen Dichters oder Denkers auf und bin mit ihm in seinen Welten und in seinen Himmeln.

Das fröhliche Lachen der Kinder im Nebenzimmer bringt mich wieder zu mir selbst. Nun geht leise die Thüre auf und der Hausfrau sorgender Sinn prüft die Wärme der Luft und auch die Flächen der Geräthe, ob sie wohl blank und frei von Staub sind und ob nicht sonst etwas vorhanden, was die Stimmung stören könnte, die ein Poet für sein Gedeihen bedarf, wie der Fisch das Wasser. — Das ist ja eben auch eine Kleinlichkeit an mir, daß ich mich in meiner Stube alsbald unbehaglich fühle, sobald ein Gegenstand nicht ganz an seinem bestimmten Platze steht, ein Buch, ein Blatt müßig herumliegt oder sonst etwas nicht in Ordnung ist. Das geniale Durcheinander, wie man es bei Dichtern und Gelehrten zu finden pflegt, mangelt dieser Poetenstube. Was ich will und brauche, das ist Sonntagsstimmung in mir und um mich.

Ich vermied es bisher, meine Herrschaften, Ihren Blick auf die Uhr zu lenken, aus Besorgnis, Sie könnten das für eine Anspielung halten, aufzubrechen. Es ist wahrlich noch nicht spät und die Uhr geht gut. Es ist eine ehrliche Schwarzwälder, zu der ich mir vor Kurzem erst einen Uhrkasten aus Eichenholz machen ließ, wie man sie in alten Bauernhöfen findet. Diese Uhr in diesem Kasten verleiht der Stube erst die richtige Heimlichkeit; ihr langsames, leiseklingendes Ticken bringt Einem so recht den Frieden des Hauses zum Bewußtsein. Das weiße Zifferblatt schaut freundlich-ernst herab; ihr Zeiger ist wie ein Finger, der sich immer wieder sachte und bedeutungsvoll hebt, mahnend: Denke daran, o Freund, wie rasch die Stunden, die Tage, die Jahre fliehen! Des Menschen Wohnhaus auf Erden ist nur ein Zelt in der Wüste, dem Pilger zur kurzen Rast. Du wirst in einem stillen, dunklen Kämmerlein wohnen; die Gegenstände, an denen heute Dein Herz hängt, werden zerstreut sein oder zerbrochen, fremde Menschen werden in diesem Raume leben und wohl kaum des Mannes gedenken, der hier einmal so kindisch und so froh gewesen ist.

Bücher-Sündflut.

Von A. J. Mayer.

Literaten machen die Erfahrung, daß der Büchermacher von den Büchern schließlich aus dem eigenen Hause verdrängt wird.

Der junge Literaturfreund spart sich vielleicht den Bissen vom Munde ab, um sich ein Buch zu kaufen, ist glücklich über jedes Buch, das ihm zugeht, und seine irdische Seligkeit erreicht den höchsten Grad, wenn ihm gar ein Heftchen seiner eigenen Gedichte gedruckt ins Haus kommt.

Nirgends läßt sich das beliebte Citat von „den Geistern, die er rief,“ besser anwenden, als bei den allmählich das Haus füllenden Büchern der Literaten, und ich glaube, Goethe hat mit seinem „Zauberlehrling“ an gar nichts Anderes gedacht, als an die mit Literatur überschwemmte Stube des Dichters oder Gelehrten.

Lange spielt der Mann mit dem Ungeheuer, stellt es in zierlichen Reihen über dem Schreibtische auf, läßt ihm schön geschnitzte Schränke bauen, zuerst einen, dann mehrere; anfangs sieht er vor Allem auf gefällige Form solcher Schränke, bald denkt er nur mehr an ihre möglichste Geräumigkeit. Denn die Bücher füllen Alles, überfüllen und überquellen Alles, so daß für sie auch auf und neben den Schränken Platz gemacht werden muß. Die armen Bücher, die man nirgends will aufnehmen, nicht im Bürgershause und nicht im Grafenschloß, so billig sie auch geworden sind; die armen Bücher, die immer noch in den Herbergen für allerlei fahrendes Volk, in den Leihbibliotheken, einkehren sollen, sie flüchten sich eben zu den wenigen Bücherfreunden umsonst ins Haus und nisten sich bei ihnen ein und werden dort eine wahre Plage.

Die Hausfrau hat jahrelang ihren Staubwedel verfächelt, ihre Redegabe verschwendet, ihr Herz verblutet. Vergebens, die Ungethüme sind nicht mehr hinauszubringen, ja nicht einmal mehr zu entstauben. Da liegen sie herum in allen Formaten, Bänden und Broschüren, sie liegen auf den überfüllten Schränken, sie liegen im Kleiderkasten, auf dem Waschkasten, unter dem Bette, neben demselben, auf demselben, sie liegen auf dem Sopha, auf den Sesseln umher, auf dem Schreibtisch in hellen Stößen. Der Eigenthümer macht keine Versuche mehr, sie zu plazieren, zu rangieren. In die Materie wäre noch Ordnung zu bringen, die Bände könnte man wie Ziegelsteine zusammenlegen zu einem einzigen Geviertstoß und das Haus wäre gerettet; allein in die Geister ist keine Ordnung und Einheit zu bringen, seien sie nun in Köpfen oder in Büchern, und bleibt das Chaos hier wie dort. So sind dem Eigenthümer die Bücher buchstäblich über den Kopf gewachsen, und um die obersten zu erreichen, muß er sich auf Schemeln von Büchern stellen. Will er ein Plätzchen zum Niedersitzen, so muß er den Bücherstoß vom Stuhl auf den Speisetisch heben, und will er essen, so werden sie vom Tische wieder auf einen andern Platz getragen. Vom Schreibpulte bleibt ihm nur eine kümmerliche Ecke zum Arbeiten, überall herrschen die Bücher und täglich bringt die Post, der Dienstmann neue ins Haus.

Macht die naive Magd etwa vor Festtagen einmal den Versuch, das Zimmer zu ordnen, die Bücher abzustauben, so wird Wirrsal und Staub nur noch größer und wüster. Was nützt alles Fensteröffnen, die frische Luft erstickt in mürfelndem Papier. Endlich sind alle Zimmermöbel, Bilder und andere Einrichtungsstücke ganz verschwunden, ein steriles Hochgebirge von Büchern ist da von Wand zu Wand, und mitten drin — förmlich eingemauert bei lebendigem Leibe, kauert der Aermste, der Bücherfreund.

Jahrelang hat er mit dem Ungeheuer gerungen, hat mit den Versuchen, zu ordnen, seinen besten Witz verpufft, bei dem Heben, Tragen, Schieben, Legen, Lehnen der spröden, ungeberdigen, schlüpfenden, rutschenden Scharteken seine Kraft vergeudet. So zahm und niedlich ein Buch sich stellt, so lange es noch allein ist, so boshaft und niederträchtig wird es unter mehreren und vielen. Trägt man auch nur drei Bände über das Zimmer, so rutscht der mittlere schon heimlich durch, und fällt zu Boden und spreitet ganz unzüchtig die Blätter auseinander. Lehnt man ein Buch in den Schrank, kaum du deine Hand zurückziehst, um ein anderes zu er-

greifen, klapps kippt es um und alsbald auch die übrigen nach, und welchem es nur irgend wie möglich ist, das gleitet über das Brett und fällt dir auf die Zehen. Jeden kleinsten Anlaß nützen sie aus, um dir etwas anzuthun. Der Eigenthümer hat gelitten, Alles erduldet. Wenn er einen bestimmten Band suchte, er hat ihn nicht gefunden, oder erst nach langem Heben, Wühlen und Graben. Die Mehrzahl der aufgestapelten Werke und Schriften hat er gar nicht gelesen, manche liegen seit Jahren unaufgeschnitten da, von einer feinen grauen Schichte umgeben, die, aufgewirbelt, in der Nase beißt und nießen macht. Aber der Mann kann sich von den Büchern nicht trennen. So wie es einen Geldgeiz, einen Ehrgeiz gibt, so gibt es auch einen Büchergeiz. Man kann darunter leiden, aber man wird nie genug haben sei es an Geld, an Ehre, sei es an Büchern. — Einmal hatte der Mann heldenmüthig begonnen, das Unbedeutendere auszumustern und dem Antiquar zu verkaufen; doch bei jedem Bande, den er in die Hand nahm und aufschlug, kam es ihm vor, es wäre Schade drum und man könne seiner leicht einmal bedürfen. Nichts gab er weg. — Nächstens will er in die dunkle, ofenlose Nebenkammer ziehen, weil in seinem Zimmer für ihn kein Platz mehr ist. Die Bücher haben ihn verdrängt und vertrieben.

Er kann sich seiner Bücher nicht mehr freuen, und er mag sie nicht lassen. Endlich stirbt er und der Wust von Papier, der ihm das Licht getrübt, die Luft verstaubt, die Wohnung zu einer Wüste gemacht, wird nach dem Gewichte verkauft, verschleudert, verschenkt, nur um seiner endlich loszuwerden.

Der von Büchern Besessene weiß es, daß diese Schilderung nicht übertrieben, im Gegentheile, viel zu matt ist; die Bücherflut-Calamität und die daraus manchmal entspringende Verzweiflung ist nicht zu beschreiben. Wer selbst Bücher erzeugt, der ist wenigstens nicht ganz unschuldig, wenn sie ihn trifft und begräbt; aber auch der leidet schwerer, als er verdient. Wer eine große, wohlgeordnete Büchersammlung haben will, der wird die entsprechenden Räume und einen Pfleger dafür brauchen. Nur so kann er den Büchern und sich als Bücherfreund gerecht werden.

Auch mir fluten täglich und täglich Bücher aller Größen, Ausstattungen und Gattungen ins Haus, und ihre Ueberzahl hätte mir die Freude an den Büchern fast vergällt. Aber das habe ich mir geschworen, ich lasse sie in meiner bescheidenen Wohnung nicht wuchern. Zwar sie wuchern bereits und ich bin schon rathlos, wie ich es anheben soll, die Massen auszurotten, ohne mich der wahren Geistesschätze zu berauben. Soll ich die Bücher heraussuchen, die wegzuwerfen sind, oder nur jene, die zu behalten sind? Ich glaube, das letztere ist klüger.

Ich habe mir einen hübschen Bücherschrank bestellt, in welchem höchstens dreihundert Bände Platz finden. Von meinem bisherigen Vorrathe will ich mir nun etwa hundert Bände herauswählen, natürlich nur solche, die mir in irgend einer Richtung förderlich sein können, oder zu denen ich besondere Neigung habe. Also die für mich hundert besten Bücher, einfach und haltbar gebunden in den Schrank. Alle anderen, selbst die guten und mittelmäßigen fort, fort! Die guten verschenken, das unbedeutende Zeug verbrennen oder verkaufen. Denn ein unbedeutendes Buch schenke man Niemandem, man nähme ihm damit mehr, als man ihm gäbe, im besten Falle die Zeit, die er zum Lesen braucht. Hingegen verkaufen mag ich selbst das schlechteste Buch an den Käsestecher.

In meinem Bücherschranke bleibt nun noch Raum für zweihundert vorzüglicher Bücher, die ich mir im Laufe der Zeit zu erwerben hoffe. Würde ich heute den Schrank schon mit guten

füllen, so hätte morgen kein bestes mehr Platz und die Bücherplage hätte morgen ihren Anfang.

Von eigentlich schlechten Büchern will ich gar nicht sprechen, die „schlechten“ können unter Umständen gute sein. Mein Kreuzzug geht gegen die unbedeutenden, sei es nun flaches Nachtreterthum in der Gelehrten- oder in der Dichterwelt. Auch das Richtige, Triviale füllt das Papier, dieses den Band, und viele Bände den Schrank, die Stube. Dazu die Gefahr, bei ihrer Lesung Augen zu verderben, Zeit zu verlieren. Gäbe es sonst kein Mittel, den Ueberfluß an Büchern aus dem Hause zu bringen, so müßte man sich Geld kosten lassen, es zu thun. Das Geld wäre wohl angewendet. Wie herrlich steht die kleine Auswahl bester Bücher im Schranke, wie beherrschen diese Werke jetzt unaufdringlich und fruchtend den Kopf, das Herz und das Haus! — Wer viele Freunde hat, der hat keinen Freund, und wer viele Bücher besitzt, der besitzt kein Buch. In großer Gesellschaft gibt es keine gediegene Unterhaltung, in einem Haufen von Büchern aller Art ist es schwerer, sich für eines zu sammeln, als wenn man mit dem einen allein ist. Gute Bücher sind Hausfreunde, aber man will kein offenes Haus für Alles, was von der Straße kommt, und den Hausherrn am Ende selber hinauswerfen will. Hingegen wird man die wenigen Trauten ehren, sie in gutem Gewande sehen und nicht in Schmutz und Staub gehüllt wissen.

Welch ein Abstand doch zwischen den bücherlosen Wohnungen der Deutschen im Allgemeinen, und den mit Büchern förmlich ausgestopften Stuben deutscher Gelehrter, die mit dem Ausdrucke „Bücherwurm“ so trefflich bezeichnet sind. Kann denn das richtige Maß nicht gefunden werden?

Vor einem Gelehrten, Schriftsteller oder Dichter, der seine Stoffe nur aus Büchern zieht, ziehe ich nicht den Hut. Vor einem Bürger, in dessen luxuriöser Wohnung das Bücherschränklein vermißt wird, ziehe ich ihn noch weniger. Jeder Mensch ist eine in sich abgeschlossene Individualität, die durch ein gewisses Maß und eine bestimmte Art geistiger Nahrung gedeiht und vollkommener wird. Ueber das bestimmte Maß hinaus die zu große Mannigfaltigkeit geistiger Stoffe wirkt fast immer schädlich, verflachend und die Eigennatur schwächend. Auch hier mag es gelten, daß in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Laß dir's gesagt sein, deutscher Bürger: wie dein Leib, so braucht auch dein Geist täglich seine Nahrung, Anregung, seelische Erfrischung, Ergötzung und Förderung. Und laß dir's gesagt sein, deutscher Bücherwurm, zu viele Bücher bringen deine Seele um. Fort mit dem Bücherwust, und die frische Luft herein in die Stube, und den klaren Sonnenschein herein ins Herz!

Pflanzenwanderungen.

Merkwürdiges aus dem Naturleben von B. Stein.

Wer vor dem Jahre 1866 von Landeshut aus das Riesengebirge erklomm und, nachdem er die damals noch ziemlich primitive Paßschenke oberhalb Dittersbach eine Stunde hinter sich hatte, die gastlichen Giebel der Grenzbauden sich entgegenleuchten sah, dem hemmte unmittelbar vor dem Eintritt in das gelobte Land des billigen Weines und der Backhendl eines Zöllners Wort den Schritt, welches immer in der Frage gipfelte: „Hobn's an Ausweis?" Der Pedant unter den Wanderern holte daraufhin die gesetzliche Paßkarte oder gar einen visierten Paß heraus, die leichtsinnige Jugend — besonders diejenige, welche diese Controle nicht zum ersten Male durchmachte — irgend ein Papier mit einem großen Siegel (der Inhalt des „Ausweises" wurde nie geprüft) und die Leichtsinnigsten beriefen sich auf ihre accreditierten Begleiter, appellierten an das gute Herz des Grenzbeamten oder — drückten sich stillschweigend in dem Wäldchen hinter dem Zollamt über die Grenze, so daß Oesterreichs Bevölkerung auf den verschiedensten Wegen durch mehr oder minder sichere Charaktere vermehrt wurde.

Wie dort an den Grenzbauden die Welt der fahrenden Schüler der Schranken spottete, um ihrem Trieb in's Weite und nach Oben zu genügen, so hat auch die scheinbar so seßhafte Pflanzenwelt ihre fahrenden Gesellen, welche zeitweis das Bedürfniß fühlen, der alten Scholle den Rücken zu kehren und auf eigene Faust in weite Ferne zu wandern; und zwar vollzieht sich der Hauptstrom der Wanderung wie beim Menschen in der Ferienzeit, wenn die Pflanze ihr Pensum beendet hat und ihre Samen mit dem Reifezeugnis für's einjährige Wandern entläßt.

Zwar gibt's auch unter den Pflanzen Charaktere, welche die Reife nicht erwarten können und als Knospe oder junge Pflanze, wie es besonders manche Wasserpflanzen lieben, in die Fremde ziehen, aber in der Hauptsache vermitteln die Samen den Weltverkehr der grünen Gäste. Alle Pflanzenarten, welche Reisegelüste haben, richten den Bau ihrer Samen so ein, daß irgend eine Transportgelegenheit gut ausgenutzt wird. Die Idee der Luftschifffahrt ist in der Pflanzenwelt von jeher als bestes Reisemittel hoch in Ehren gehalten worden, und zahllose Samen zeigen uns die verschiedensten Anpassungen für eine luftige Fahrt auf größere oder geringere Entfernung. Da sind zunächst die Haarkronen ausgebildet, um das Samenkorn vom leichtesten Luftzuge hoch heben, weit davon führen und langsam, wie mit einem Fallschirm, wieder zur Erde gleiten zu lassen. Weit bekannt sind die Federbälle unseres gelben Löwenzahns, den der Schlesier Maiblume nennt, und nach diesem Muster sind zahllose Arten mit Flugapparat versehen. Der relativ kleine, fest umhüllte Samen trägt einen zarten kürzeren oder längeren Stiel, welchem fein zerfaserte Fiederchen schirmartig aufsitzen. Bei manchen Pflanzen, z. B. den Disteln, fehlt der Stiel, und die Haarkrone sitzt unmittelbar auf der Spitze des Samenkorns. Wie prächtig so eine Haarkrone fliegt, kann man den Kindern und sich selbst im niedlichen Spiele zeigen, wenn man die

Haarkronen eines reifen Distelkopfes über dem Cylinder einer brennenden Lampe tanzen läßt. Im Nu führt der warme Luftstrom die zarten Schirme bis an die Decke, wo sie lange herumtanzen, bis sie an der Grenze des warmen Luftkegels langsam sich zu Boden senken.

Zahlreiche Bäume unseres Waldes und unserer Gärten haben ihren Samen Flügel angehängt, um dafür zu sorgen, daß der Same weit vom Stamme niederfällt, nur wenige lassen, wie es das Sprichwort vom Apfel sagt, ihre Frucht gerade herunterfallen, z. B. Eiche, Buche, Nußbaum. Der Ahorn hat einen großen Doppelflügel für die Reise der Samen entwickelt, Fichte, Tanne, Kiefer, große braune Hautflügel, Birke und Erle haben ihre winzigen Körner an zarte Häutchen angehängt, welche von erstaunlicher Flugfähigkeit sind und die Flugkünste der Weiden- und Pappelsamen haben schon manchen Wanderer geärgert, der die Wollputzen kaum wieder loswerden konnte vom dunklen Anzuge. Selbst wirklich große und schwere Samen werden noch durch den Wind transportiert und zwar gerollt am Boden, wozu sie entweder mit glatter, fester, oder gerundeter Oberfläche versehen sind oder fest an ihrem Fruchthalter sitzen und mit diesem vom Herbststurm gebrochen und in lose Ballen gewirrt fortgetrieben werden. So wandern speciell viele Steppenpflanzen; die gefürchteten Buriane der russischen Steppenstürme sind solche Fruchtstandballen voll Stacheln und Splitter. Lautlos, gespenstisch treibt der Sturm die meterhohe Faserkugel dahin, deren Anfliegen geeignet ist, den Wanderer erheblich zu verletzen.

Zahlreichen Pflanzen aber ist der Wind ein zu lockerer Geselle, sie suchen sich einen solideren Fuhrmann aus und übertragen ihre Samen dem Menschen oder den Thieren zum Transport. Dabei gelten erst recht alle Vortheile, und es ist geradezu erstaunlich, das Raffinement zu sehen, mit welchem irgend eine Pflanze ihre Samen mit Haken und Stacheln versieht, welche keinen anderen Zweck haben, als den Samen irgendwo und irgendwie an ein Lebewesen anzuheften und ihn durch dieses in recht weite Fernen tragen zu lassen. Wer nicht das Unglück hatte, ausschließlich in den Straßen der Großstadt aufzuwachsen, der hat gewiß einmal das Vergnügen mitgemacht, einen guten Freund oder eine kleine Freundin (was sich neckt, das liebt sich) hinterrücks mit Kletten zu bombardieren und hat sich königlich gefreut, wenn die grünen Borstenballen hängen blieben und fortgetragen wurden. Die Klette hat aber ihre Hakenborsten nicht für das kindliche Spiel übermüthiger Jugend, sondern sie sind ihr das Mittel, ihr reifes Fruchtköpfchen an das Fell eines geduldigen Hammels, eines Hundes oder eines Hasen oder an die Kleidung eines vorbeistreifenden Menschen zu hängen. Wo sich der Klettenkopf anhängt, da bleibt er tagelang haften, bis er stückweise auseinander fällt und er dabei seinen Samen ausstreut.

Ein ganz aufdringlicher Gesell ist der Same des gelbblühenden Zweizahns (Bidens), welcher an allen Dorfpfützen, Gräben und Wasserlöchern seine Heimat hat und meist tausendweis in gedrängten Massen wächst. Wer nur anstreift, an die meist halbmeterhohe Pflanze des Zweizahns, auf den schüttelt sie ihre Samen ab, die besonders an Hose und Rock des Menschen erstaunlich festhaften und Stück für Stück einzeln abgelesen werden müssen. Diese Zudringlichkeit hat der Pflanze den Charakternamen Bettelmann verschafft, da der Samen, wie ein frecher Bettler, nicht wieder fortzubekommen ist. Die Haftvorrichtung ist ebenso einfach wie sinnreich. Dem flachgedrückten ellipsoidischen braunen Samen entsprossen oben zwei links und rechts etwas abspreizende, ungefähr anderthalb Cen-

timeter lange feste Borsten, welche scharf zugespitzt und längshin mit sehr scharfen Widerhaken besetzt sind. Wo diese Borste sich einmal eingestochen hat, ist sie nur mit Verlust der Haare oder Fasern, an welche sie sich anklammert, herauszubekommen, und wenn man die angehakten Bettelmänner vom Rockschoß oder Beinkleid abstreift, so brechen diese Haken meist ab und bleiben im Stoffe stecken. Dieser einfache, solide Mechanismus verbreitet den Zweizahn auf weite Strecken. Noch fester haften die bei uns seltenen Stachelspitzkletten, deren an allen Seiten Widerhacken tragende Samen der Schrecken der Schafbesitzer sind, da sie nur durch Auslesen aus der Wolle zu entfernen sind. Manche Pflanzen reducieren diese Transportstacheln der Früchte auf Haftdrüsen, bald durch klebrigen Ueberzug, bald durch feine Rauhborstchen sich anhängend. Einige wenige Samenarten haben eine klebrig = schleimige Oberfläche, durch welche sie anhaften, und zahlreiche Wasserpflanzen werden durch Antrocknen an das Gefieder oder die Füße von Sumpf= und Wasservögeln verschleppt. So hängt sich die grüne Wasserlinse an den Vogelkörper an und so wurde die gefürchtete Wasserpest in kurzer Zeit durch ganz Europa verschleppt, indem Wildenten und Wasserhühner ihre Sprosse von einem Teich zum anderen übertrugen.

Nicht unbedeutend ist die Zahl der Pflanzen, welche ihre Wanderung mit einem Spaziergang durch den Magen eines Thieres beginnen. Die in dieser Weise wandernden Samen sind entweder winzig klein oder von sehr fester Hülle umgeben, stets aber völlig glatt. Nicht alle Thiere sind im Stande, Samen unverdaut durch ihr Magensystem passieren zu lassen, im Gegentheil sind sehr viele körnerfressende Thiere mit Magenvorrichtungen versehen, welche jeden Samen zerstücken und zermalmen. Beispielsweise sind die Reibmagen der Hühner, Gänse, Enten sichere Todesstätten für jeden Samen, welcher in ihre Mühlthätigkeit geräth. Man kann Hühner mit Dattelkernen füttern, so ziemlich die härtesten Samen, und man wird dieselben stets nur in stecknadelknopfgroßen, abgeschliffenen Stücken nach der Passierung des Verdauungscanals wiedersehen. So wird jeder Samen in dem Reibmagen der Vögel pulverisiert und nur winzig kleine glatte Samen passieren unversehrt, wahrscheinlich entgehen sie durch ihre Kleinheit dem Mühlwerk der Magenwände. Dagegen geben alle Drosselarten, überhaupt alle Vögel mit lappigem, weichem Hautmagen verschlungene Samen unversehrt wieder von sich, ebenso wie die Hautmagen der Säugethiere hartschalige Samen ruhig passieren lassen. Die Verbreitung von Samen durch die Thierklassen mit weichem Magen ist eine ziemlich erhebliche und besonders die Drosseln tragen Samen weite Strecken in sich fort. Die Verbreitung der grünen Mistelbüsche durch die Drosseln erfolgt, nebenbei bemerkt, mindestens ebensoviel durch bloßes Anheften der schleimigen Samen an die Füße oder das Gefieder des Vogels, wie durch die unverdaut abgehenden Samen. Die alte Gärtnerei glaubte den Magensaft der Thiere als ein Mittel zur Beförderung der Keimung ansehen zu dürfen und man findet in alten Culturanweisungen oft die Vorschrift, schwer keimende Samen vor der Aussaat an Vögel zu füttern, aber neuere Versuche, besonders die von Professor von Kerner in Wien angestellten, ergaben, daß die Keimung fast immer verlangsamt und geschwächt wird, wenn der Magen die Samen in der Beize gehabt hat.

Neben diesen Pflanzen, welche zum Wandern der Hilfe eines Anderen bedürfen, steht eine große Gruppe, welche entweder das Herumvagieren überhaupt verschmäht und den Grundsatz beherzigt: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich! indem sie ihre dann meist schweren compacten Samen oder

Früchte einfach zu Boden fallen läßt, so daß der neue Kern dicht neben der Mutterpflanze aufschießt, oder welche ihre Samen aus eigener Kraft weiter befördert durch Springvorrichtungen, Spritzapparate oder Schleudern. Die bekanntesten Vertreter der Springfrüchte sind die Balsaminen. Schon unsere gewöhnliche bunte Gartenbalsamine wirft ihre Samen ziemlich energisch aus, wenn die reife Fruchtkapsel berührt wird. Diese Kapsel besteht aus fünf langelliptischen Streifen, welche zur Reifezeit nur noch locker aneinander haften und von der Spitze nach dem Stiel hin sich ablösend einrollen, und zwar mit einem derartigen Schnepper, daß die Samen dabei weit herausgeschnellt werden. Noch energischer schnellt die gelbe Waldbalsamine, die dafür auch Noli me tangere heißt, oder gar die kleinblütige Balsamine, welche in den dreißiger Jahren aus China in die europäischen Gärten kam und heut ein lästiges Unkraut nicht nur der botanischen Gärten, über deren Zäune sie ihre Samen bald hinweggeschossen hat, sondern auch aller Gärten und Ruderalstätten ist. Aehnliche Schießkunststücke vollführen die Sauerkleearten, und in sehr energischer Weise, auch mit erheblichem Geräusch verbunden, knallt der Acanthus des Südens seine großen Samen heraus, was zuerst Goethe constatierte, der auf seiner italienischen Reise Acanthus-Fruchtstände im Zimmer stehen hatte und sich von Einbrechern bedroht glaubte, als in der Nacht die Acanthus-Samen energisch gegen Decke und Wände des Zimmers knallten. Aber selbst winzige Moose und Pilze schleudern in solcher Art ihre Samen fort und oft auf erstaunliche Distanzen. Sehr eigenthümlich werden die Samen der Knöteriche (Polygonum) abgesprengt und sausen in einer steilen Curve weit von der Mutterpflanze fort. Mit hörbarem Knistern löst sich die kleine Samenkapsel vom centralen Fruchtstande und springt energisch seitwärts. Unter den Gurkengewächsen ist eine elastische Gurke (Cyclanthera explodens), deren reife Frucht von jeder Berührung zum Platzen veranlaßt wird. Die breiten fleischigen Seitenlappen springen vom sehnigen Rückenstück ab und dieses rollt sich momentan und so scharf spiralig ein, daß die Samen bis 30 Meter weit fliegen. Direct impertinent dem Forscher gegenüber aber benimmt sich die Springgurke (Elaterium). Ihre etwa 8 Centimeter langen, cylindrischen Früchte hängen von einem oben halbkreisförmig gebogenen Stiele senkrecht nach unten. Will Jemand die reife Frucht pflücken oder berührt sie nur, so löst sich die Frucht vom Stiele und im Herabfallen preßt sie durch die Stielöffnung ihre Samen mitsammt dem ganzen flüssigen Fruchtinhalt in einem scharfen, sich fächerartig ausbreitenden Strahle energisch heraus, meist senkrecht nach oben, so daß der Neugierige die ganze grünschleimige bittere Masse ins Gesicht erhält, eine Begrüßung, welche „schon nicht mehr schön ist." Viele dieser Springfrüchte machen eine erhebliche Gewandtheit nothwendig, wenn man ihre Samen erhaschen will, dem ungeschickten Sammler fliegt der Same zwischen den Fingern noch davon. Neben diesen Haupttypen, in welchen die Wanderlust der Pflanzen sich vollzieht, laufen natürlich noch zahlreiche Einzelformen, welche oft mehrere Reiserouten gewissermaßen combinieren und den wirklichen Forscher immer von Neuem erstaunen lassen über die Mannigfaltigkeit und die oft genug schier wunderbare Zweckmäßigkeit der erschaffenen Bildungen, die dem Laien so manchesmal als nutzlose Spielerei oder blinder Zufall erscheinen.

Alte Urtheile über das alte Graz.

Mitgetheilt von **Paul Andor.**

Wem es nach anstrengender Arbeit, ehrlichem Mühen und Streben gelungen ist, eine ansehnliche aussichtsreiche Höhe zu erklimmen, der darf mit Stolz und Genugthuung zurückblicken auf die beschwerliche Bahn, die vorüber an Irrwegen, Abgründen aller Art zu dem vorgesteckten schönen Ziele hinangeführt hat, wo er nunmehr mit hocherhobenem Haupte hinauszublicken vermag in die weite Welt ringsum, im beglückenden Bewußtsein eines ehrlich erkämpften Sieges. Die Fehltritte, die zu Anfang auf den unbetretenen Pfaden begangen worden, der Tadel, den die ersten Schritte auf dem Wege nach Aufwärts begleiteten, sie erscheinen jetzt wie eben so viele Verkünder des erkämpften Triumphes und erhöhen das eigene Verdienst nur um ein Beträchtliches.

Unter dem Einflusse dieses Gedankenganges gewährt es ein eigenes Vergnügen, sich in dem verblichenen Spiegel der Vergangenheit zu beäugen und das geringschätzende Achselzucken zu belächeln, mit dem die Weisen ihrer Zeit beispielsweise auf die Anstrengungen mancher bescheidenen Anfänge im Culturleben der Städte und Völker herniederblickten. — Von diesem Standpunkte aus lassen sich denn auch jene Stellen mit Behagen genießen, wo vor mehr als einem Jahrhundert Dr. Johann Basilii Küchelbecker Syndici zu St. Annaberg in seiner allerneuesten Nachricht (1732) „Von dem politischen Zustand der Kayserlichen Erb-Länder" — die Steiermark und ihre Hauptstadt in folgender ergötzlichen Weise zu behandeln unternimmt:

„Was die Bewohner des Herzogthums Steyermark anlanget, so sind die Steyrer insgemein einfältig und führen ein ganz simples Leben." — also vielversprechend hebt der Mann an, und weiß nur noch hinzuzufügen: „Diejenigen, so in den Städten wohnen, reden deutsch, das Landvolk aber Windisch. Es hat Steyermark, so in das Obere und Niedere eingetheilet wird, und bei Rakersburg und Lurtenberg guten Wein bauet und schöne Viehzucht hat, übrigens seine besonderen Gesetze und Gewohnheiten, welche in der sogenannten Steyermärkischen Hand-Feste enthalten und in demselbigen Tractat zusammengetragen sind. Die Landesregierung aber ist zu Grätz, worinnen der hiesige Landes-Hauptmann präsidirt, welches Voritgo Herr Carolus Weickhard Graf von Brenner ist." — Man wird die bei dem putzigen Männlein gebräuchliche Tonart nachsichtiger beurtheilen, wenn man im Folgenden seinen Ausspruch über Wien beherziget: „Am meisten" — sagt er an dieser Stelle — „wird zu Wien im Essen und Trinken, oder besser zu reden, im Fressen und Saufen excediret, welches sowohl von Hohen und niedrigen, als auch von Geistlichen und Weltlichen geschieht, und weiß man den größten Theil des Tages nicht besser und vergnügter als bey Tische und bei dem Glas Wein zuzubringen." — Der kleine Anfangsbuchstabe soll den „Niedrigen" offenbar die ganze ihm gebührende Verachtung des hochweisen Syndici ausdrücken. O tempora, o mores!

In dem Leben eines Volkes wird nach geschichtlichen Regeln dem Zeitraum von einigen fünfzig Jahren kaum

der Wert eines Pulsschlages beigemessen, und doch scheint das Urtheil über die „einfältigen Steyerer" schon nach Ablauf eines kurzen halben Jahrhunderts wesentlich geändert, wenn auch noch nicht vollständig gebessert zu sein. Diesmal ist es Josef Richter, einer der begabtesten Volksschriftsteller seiner Zeit, der in dem ersten Jahrgang seiner „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran" 1784, seine Fuchtel über die Gesellschaft von Graz, über ihre Auswüchse und Gebräuche in der derben Weise des damaligen Geschmackes zu schwingen sich unterfängt. Der Zufall ließ ihn die Stadt in einem Augenblicke betreten, da sich die tonangebenden Kreise eben in einem von Wien aus hieher verpflanzten Fieberparoxismus, der Viganotobsucht — befangen sahen. Eine schwarzäugige welsche Tänzerin, die erste, welche in der Residenz, die Bühne in Tricots betrat, hatte die Grazer mit einem kurzen Gastspiele beglückt, und es verstanden, die dicken Steirerschädel ebenso gründlich zu verdrehen, wie sie dies mit dem leichten Caliber der Wiener Köpfe schnell zu Stande gebracht hatte. Hier wie dort nahm der Cultus für die Italienerin die tollsten Formen an — die Vigano hatte aus natürlichen Gründen an Leibesumfang zugenommen — und die feinsten Damen fanden es angemessen, durch vorne getragene Pölsterchen dem gesegneten Zustande der Fußkünstlerin ihre Huldigung zu bezeugen. Die Tourna Vigano scheint in Graz ein ungeheuerliches Maß angenommen zu haben, wie denn das hier übliche Ueberbieten Wiens in der Mode überhaupt scharfe Rüge erfährt. — „Die Gratzerinnen müssen bekanntlich (?) alles größer haben als die Wienerinnen" — so grollt der Eipeldauer und kennzeichnet diese Sucht weiter in folgender possenhaften Weise: „Wenn d' Wienerhaubn ein halbe Klafter hoch sind, so baun d' Gratzerinen noch ein Stock drauf und machen ein Klafter draus; wenn den Wienerinen d' Schneckerlparöcken nur bis auf's Kreuzbeinl hinabgeht, so sind d' Gratzerinen in d' Paröcken völlig eingewickelt; wenn d' Wienerinen nur an drey Fingern einen Ring tragen, so haben d' Gratzerinen an jedem Finger ein Paar stecken; wenn die Medallioni von den Wienerinen so groß wie ein Reittäfel sind, so tragens d' Gratzerinen so groß wie ein Nudelbrett" — u. s. f. des Langen und Breiten durch alle Tonarten. Hierauf übt der Patron seine ätzende Kritik an dem Adelsstolz der Gesellschaft: „Was nur ein wenig geadelt ist, oder in ein Amt geht, das tragt alles d' Nasen um ein Zoll höher — — — lieber mit einem wienerischen Fürsten als mit einer gratzerischen gnädigen Frau umgehen" — so versichert allen Ernstes der rücksichtslose Chronist, und erreicht damit noch lange nicht das Ende des Gratzer Sündenregisters. Das ungeheuerlichste seiner Behauptungen gipfelt jedoch in einem Vorwurfe an die Adresse der Frauen, von denen er wissen will, daß sie die feindlichen Franzosen mit Auszeichnungen und Gunstbezeugungen aller Art überhäuften, was aber eine offenkundige Fälschung der Geschichte bedeutet, die uns im Gegentheile Beispiele genug von der patriotischen Haltung der Grazerinen aufbewahrt.

Ein Brief des Eipeldauers vom Jahre 1797 gewährt der derart verunglimpften Stadt übrigens vollständige Genugthuung. Er duckt sich darin ganz demüthig, indem er schreibt: „Herzliebster Herr Vetter, Ich hab den Herrn Vetter einmal was über die Grätzer gschriebn, aber jetzt seh' ich, daß ich ihnen Unrecht than hab und Unrecht thu ich kein Menschen gern, und wenns mein ärgster Feind sein solt." Dieser ritterlichen Abbitte folgt sogar ein Loblied auf die Haltung der beredten Bevölkerung bei Gelegenheit des Einzuges der Franzosen, daraus hier einige bezeichnende Stellen angeführt werden mögen.

„Wie ich hör', so habn sich d' braven Burger und d' Bauern, so wie die treuen Oestreicher, alle bewaffnen wollen und sie hätten den Franzosen gewiß was aufz'lösen gebn, aber man hat's ihnen nicht erlaubt, und so ists ja ihre Schuld nicht, wenn hernach alles so gwanti verdrahti gangen ist," — so heißt es jetzt bei ihm, und weiterhin erfährt man noch allerlei von Drangsal und Noth, aber noch mehr des Löblichen von der Klugheit und Opferwilligkeit der Bürger und ihrer Obrigkeit. Da berichtet er u. A.: „Von baarem Geld hat man auch kein Kreuzer in der Kassa lassen, da hat aber gschwind der Stadtmagistrat um viel Tausend Gulden Papiergeld eingelöst und so ist wieder Geld unter d' Leut kommen. S' Mehl hätt solln ins Wasser geworfen werden, und 's Magazinchen hätten's gar zwischen den Häusern verbrennen solln, und so hätten's ja d' armen Grazer ausbrennt, wie d' Schwaben, da hat aber der Magistrat wieder ein bessern Einfall ghabt, und hat 's Mehl und 's Heu selber aufkauft. Der Magistrat hat auch in der Eil 4000 Burger bewaffnen lassen; aber nicht wegn den Franzosen, sondern weil 's z' Graz, sowie z' Wien auch so saubere Vögel geben hat, die sich schon auf d' allgemeine Unordnung und auf's Plündern gfreut habn. Kurz Herr Vetter, der Magistrat hat desmal d' Landesstell' vertreten und hat alles Mögliche gethan, die gute Ordnung zu erhalten." — Die hochgepriesene „gute Ordnung", deren sich seine eigene böse Zunge jedoch auf die Dauer der Zeit nun einmal durchaus nicht fügen will, stichelt geschäftig fort: „Endlich sind d' Franzosen angestochen kommen, und da ist ihnen der Bischof und der Burgermasta entgegengfahren und da hat der Bischof ein Anred ghalten, wie sich's für ein guten Patrioten und ein braven Geistlichen schickt. D' Franzosen habn großmächtige Augn gmacht," so ruft er erbittert aus und schwenkt jubelnd die Mütze, da er hinzufügen kann: „Da hat's ihm aber der Burgermaster und alle übrigen, trocken in Bart hinein gsagt, daß s' ihren Monarchen die Treu geschworen habn, und daß s' lieber alle betteln und sterben, als Schurken werden wolln. Da hat der Bonaparti d' Zhän zsammbissen" — so heißt es bei diesem Theil der Legende — und hat s' Narren gheissen, aber in sein Herzen hat er gwiß anders denkt, und hat s' selber als brave Kerl bewundert."

Die interessanten Streiflichter, die der Eipeldauer auf die Franzosenzeit der Steiermark zu werfen versteht, zeigen uns auch die Zustände auf dem Lande in charakteristischer Beleuchtung. Die Bauern draußen scheinen sich, im Gegensatz zu den nachgiebigen Städtern, sehr gewaltthätig benommen zu haben, an 1300 Franzosen wurden in kurzer Zeit in den umliegenden Dörfern von den Einheimischen todtgeschlagen, so zwar, daß infolge dieser Erfahrungen die französischen Officiere sich dermaßen eingeschüchtert fühlten, daß sie sich bald nicht mehr getrauten, allein mit der Post im Lande zu reisen, und es stets vorzogen, sich unter das Geleite von mitfahrenden Grazer Bürgern zu stellen, eine Vorsichtsmaßregel, die ihnen füglich nicht zu verdenken war. Bezüglich des negativen Widerstandes des gemaßregelten landeshauptstädtischen Gemeindesäckels drückt der Eipeldauer noch seine besondere Genugthuung aus: „D' Grazer sind keine Gispeln gewesen," — bemerkt er dazu — „sie habn den Franzosen nicht gleich alles gebn, was s' verlangt habn. Da habn s' gleich beim Einmarsch zum Compliment 12.000 Ducaten begehrt, da habn s' aber nicht mehr als 6000 fl. kriegt, und da habn s' noch ein Quittung drüber gebn müssen. Hernach habn s' für ihre baarfüßige Armee 1500 Paar Schuh verlangt, da sind aber nur 150 Paar ausgfalln. Auf d' letzt habn s' gar alle Wochen 30.000 fl.

habn wolln, da habn s' aber fein sauber gar nichts kriegt." Auf diesen schließenden Absatz folgt die kräftige Moral, die wörtlich lautet: „Der Herr Vetter sieht also, daß sich d' Großen und alle Steyrer als rechtschaffene Unterthanen zeigt habn, und daß d' Franzosen gwiß noch ein größeres Haar in steyrischen Sterz gfunden hätten, wenn man sich ein bissl mehr auf die Kuraschi der Einwohner verlassen hätt."

So endgiltig zur bessern Einsicht gelangt, muß dem robusten Briefschreiber gegenüber wohl das Quintchen von Unmuth schmelzen, das durch manche seiner frühern Auslassungen angereizt, uns die Galle zu schwellen begann. Freund Eipeldauer hat eben das Mittel gefunden, welches unfehlbar das gekränkte Gegenüber zu „Liebe und Versöhnung zu zwingen" vermag. Seine eigenen Fehler und das begangene Unrecht mit offenem Freimuth bekennen, darin liegt das ganze Geheimnis — sich bessern heißt aber die vollkommene Entwaffnung des Grollenden.

Kargen Wortes...

Kargen Wortes ist der Kummer,
Zehrend in tiefer Brust;
Aber noch tausend Mal stummer
Ist unsägliche Lust:
„Ich bin ja Dein, und Du bist mein!"
Das mag ihr einziges Wörtlein sein;
Hat doch kein Weiser, kein Dummer
Jemals ein Bessres gewußt.

Athur Fitger.

Kleine Laube.

Der Jugend ins Schulbuch.

Ohren auf und Mund zu,
Darin Knabe, üb' Dich Du;
Mund zu und Augen auf
Sei des Jünglings Lebenslauf.
Erst wenn man gehört, gesehn
Kann man sprechen und verstehn.

R.

In Gottes Namen.

Von Marie Schmitt.

In einer sternenhellen, lauen Sommernacht schritt der alte Pfarrer eines kleinen Ortes, von einem Versehgange kommend, langsam seiner Behausung zu. Als er so, im stillen Gebete für das Seelenheil des soeben getrösteten Sterbenden versunken, in die Nähe eines kleinen Hauses kam, erfuhr er, daß hier vor wenigen Minuten ein neuer Weltbürger in's Leben getreten war, und, am Wege anhaltend, richtete er seine Blicke zum Himmel empor, um auch für diese junge, zu jedem Lebensglücke berechtigte Seele, einen frommen Wunsch hinaufzusenden zum Herrn über Leben und Tod. Doch wie er so, gewohnter Weise, die Sternenconstellationen betrachtete, die nach uralter Sage einen Einfluß hätten auf die günstige oder unheilvolle Gestaltung eines Menschenlebens, zumal eines neugebornen Kindes, da erschrak er nicht wenig, denn es schien ihm, als ob schnurgerade ober der Geburtsstätte des Kleinen ein bedenkliches Zeichen am Firmamente sichtbar wäre, und sinnend über die etwaige Bedeutung desselben, gieng er seines Weges weiter.

Des andern Morgens, als der Knabe zur Taufe getragen wurde, rief der Pfarrer den Vater desselben beiseite, um ihn über das zu unterrichten, was er in der gestrigen Abendstunde am Himmel zu erschauen vermeinte. Er sprach die Befürchtung aus, daß der Knabe einst ein Verbrechen begehen und eines schimpflichen Todes sterben dürfte, er möge ihn daher in strenger Gottesfurcht erziehen, zu ernster Arbeit und Entbehrung anhalten, und um ihn nie an seine Pflichten vergessen zu lassen, möge er ihm angewöhnen, alle seine Handlungen mit dem Satze: „In Gottes Namen“ zu beginnen, denn nur auf diese Weise wäre es möglich, dem drohenden Unglücke und der Schande zu entgehen.

Der Vater des Täuflings, ein armer, aber rechtschaffener Landmann, der einer stattlichen Kinderzahl nicht viel mehr zu geben und zu hinterlassen hatte, als eine ihrem Stande angemessene Erziehung, befolgte den Rath des alten Priesters auf das Gewissenhafteste, und der junge

Bursche wuchs und gedieh zur Freude seiner Eltern, nach keiner Richtung hin eine Anlage zeigend, daß die ominöse Sternenschrift in der Stunde seiner Geburt sich an ihm bewahrheiten würde. „Mein Franzel sollte zu einem schimpflichen Tode verurtheilt werden?" — sagte der Landmann zuweilen zu sich selber — „der bravste Bursche im ganzen Dorfe! Warum nicht gar; der alte Pfarrer, Gott tröste ihn, wird wohl damals schon recht schwache Augen gehabt haben, aber gut hat er es gemeint, und wissen kann man es am Ende nicht gewiß, was geschehen wäre, wenn ich ihm nicht gefolgt und den Burschen in so strenger Zucht gehalten hätte." —

Der Bauer starb endlich; sein Weib folgte ihm bald nach; der Franzel übernahm als Aeltester von sechs Geschwistern die kleine, ziemlich wertlose Wirtschaft, und von diesem Augenblicke schien es, als ob das Glück des Hauses mit den Eltern zu Grabe gegangen wäre.

Die jüngeren Geschwister forderten die Auszahlung ihres kleinen Erbantheiles, er gerieth in eine drückende Schuldenlast; Hagelschaden und allerlei Verdrießlichkeiten gesellten sich zusammen, um sein Gemüth nach und nach zu verdüstern; er wurde mürrisch und trübsinnig, und als nach einigen Jahren eine Steuerexecution den letzten Rest seiner kleinen Habe verschlang, stand er eines Abends heimatlos auf der Landstraße, um sich irgendwo als Knecht zu verdingen. — Heimatlos! — Das war zu viel für die schwache Seelenkraft des armen Burschen.

Das vermeinte er nicht überwinden zu können. Für fremden Nutzen von früh bis spät um kleinen Lohn hart arbeiten zu müssen, ohne alle Aussicht, daß es jemals besser werden würde; immer nur entsagen und entbehren, jahraus, jahrein nur gehorchen ohne eigenen gewohnten Willen in Allem und Jedem — so dachte er hin und her, wie es doch eigentlich gar keine Gerechtigkeit gebe im Himmel und auf Erden und wie es weit besser wäre, durch einen raschen Tod von allem Elend erlöst zu sein. — Ja, warum denn nicht? Wen geht es denn etwas an und ein so großes Unrecht kann es nicht sein, wie die Leute sagen — ein Rucker, und alles Herzeleid ist zu Ende. Eine krankhafte Lebensmüdigkeit bemächtigte sich des armen Burschen, er redete sich selbst schließlich in eine Verzweiflung hinein, die ihn überwältigte; er verfiel in einen Weinkrampf, der seinen ganzen Körper erschütterte und eine Blutwelle ins Gehirn trieb, die vollends alles bessere Sinnen und Denken übertäubte. Da riß er in kurzem Entschlusse die Schnur seines Bündels auseinander und stieg damit auf einen Baum, um eine Schlinge zu knüpfen und seinem Leben ein schimpfliches Ende zu machen. Mit den Worten: „In Gottes Namen" — wollte er die schreckliche That ausführen, doch — da hielt er inne. „In G o t t e s Namen!" — rief er, sich vor sich selbst entsetzend aus; — „ja richtig, auf unsern Herrgott hätte ich bald vergessen. Dazu hat er den Baum nicht wachsen lassen und die Schand' will ich ihm doch nicht anthun, in s e i n e m Namen etwas zu begehen, was am Ende halt doch verboten ist.

Ich sehe schon, es will nicht so sein, wie ich vermeine und will es also mit dem Leben in Gottes Namen weiter probieren, weil ich schon muß, aber hart wird es sein und werden. Guter Gott da oben, verlaß nur du mich nicht, die Menschen haben mich Alle verlassen und ich mich selber auch."

Rasch stieg er wieder vom Baume herab, raffte seine Habseligkeiten zusammen und schlich weinend und betend auf der dunkeln Landstraße weiter, unbekümmert, wohin ihn seine Füße trugen, dem Zufalle entgegen.

Wäre der alte Pfarrer noch am Leben gewesen, er hätte seine helle Freude an dem glücklichen Ausgange des bösen Zeichens gehabt, noch mehr aber über den funkelnden Stern, der wie ein freundlicher Wegweiser dem wiedergefundenen, geretteten Erdensohne voranleuchtete auf seiner traurigen Wanderschaft, bis es Morgen ward und der Bursche vor einem stattlichen, gastlichen Hause stand. Da

erlosch das Sternenlicht, die Sonne trat an seine Stelle und mit ihr das verlorene, nie gehoffte Glück. Er fand Aufnahme in der Wirthschaft und Anerkennung seiner rastlosen Arbeitsamkeit und seines redlichen Schaffens; sein guter Wille und sein stiller, in sich gekehrter Sinn gewannen ihm endlich auch ein Herz, und nach wenigen Jahren geduldigen Ausharrens und muthiger Thatkraft stand er als Herr auf der Schwelle des Hauses, die er zuerst als Diener überschritt, und noch als Greis erzählte er seinen Kindern und Enkeln von der großen und einzigen Verirrung seines Lebens zum warnenden Beispiel und zur Lehre, daß der Mensch nur durch das Ideal einer höheren Macht das irdische Elend ertragen und nichts Böses thun kann — in Gottes Namen.

Der Inspector kommt!

Die Aufregung war groß gewesen, schon seit einigen Wochen. Sie aß nicht mehr, sie schlief nicht mehr, sie war nicht imstande, auf einem Flecke zwei Minuten lang ruhig zu sitzen. Noch vor Stundenschlag kam sie in das Schulzimmer und behielt die Kinder lange über die Stunde hinaus, und eiferte sie an zum Lernen, und bat sie, und schalt sie und weinte, wenn sie sah, daß Dieses oder Jenes nicht vorangehen wollte.

Der Inspector kommt!

Sie wiederholte alle Sprachregeln bis in die schwülstigen Stylarten, alle Rechnungsarten von der einfachsten Adition bis zu den doppelten Brüchen, sie jagte die Kinder in der Geographie durch alle Länder, Städte und Flüsse, über alle Berge und Meere. Besonders in der Naturgeschichte, auf welche es der strenge Inspector stets abgesehen hatte, ließ sie keinen Vogel und keinen Käfer unbehelligt; jeden Seefisch und jede Mücke, jedes Rhinozeros und jeden Regenwurm riß sie aus ihrer Ordnung, Classe, Familie, um sie wieder einzureihen. Die Schwerkraft wurde an eine Schnur gehängt, der galvanische Strom in einen todten Frosch gejagt, der Blitz vom Himmel geholt und zur Ansicht gegeben, von Hand zu Hand durch die Bank hin. Eine wilde Revolution gieng durch die ganze Natur. Die Kinder waren verblüfft, in ihre vertrackten Köpfe gieng nicht Alles hinein und da hatte die Lehrerin Augenblicke, in welchen sie sich ein großes Erdbeben wünschte, oder gleich den ganzen Weltuntergang, um die Inspection zu hintertreiben.

Sie war erst aus der Lehrerbildungsanstalt gekommen und hatte gar Manches von dem Ernste gehört, mit welchem der Schulinspector ins Gericht zu gehen pflegt.

Endlich war der gefürchtete Tag angebrochen. Mit heißer Frömmigkeit führte sie des Morgens ihre Kinder in die Schulmesse, um die Hilfe des heiligen Geistes zu erflehen. Hernach gieng sie mit der übrigen Lehrerschaft auf den Bahnhof, um den Gefürchteten zu erwarten. Da der Zug Verspätung hatte, so wiegte sich die junge Lehrerin in dem Gedanken, daß der Zug vielleicht entgleist sei. Aber nur wenige Minuten lang, dann pfiff er und rollte herein. Als der schwarzbebartete Mann mit den in Gold gefaßten Augengläsern ausstieg, wollte die Lehrerin ihm dienstfertig das Handgepäck abnehmen; „Danke!“ sagte er kurz und trug seine Tasche selbst.

Unterwegs in den Ort wurde versucht, den Herrn Inspector zu bewegen, sich vorerst im Gasthause mit einem Glase Bier zu stärken, wohl erwägend, daß eine körperliche Labnis die Seele zum Wohlwollen stimme. Allein er antwortete, daß er die Pflicht dem Genusse voranzusetzen pflege.

So traten sie ins Schulhaus. In der Thür einen Augenblick stehen bleibend, sagte er: „Ich werde oben beginnen, mit der dritten Classe.“

Das Wort versetzte der Lehrerin einen heißen Stich ins Herz, denn die dritte Classe, das war die ihrige. — Im Gottesnamen! sagte sie im Gedanken zu sich selbst, es geht Alles vorüber,

das Heiraten und das Henken, also wahrscheinlich auch die Inspection.

Die bereits anwesenden Kinder waren heute hübsch sauber zusammengestiefelt und erhoben sich artig, als er eintrat.

„Wie groß ist die Anzahl?“ fragte der Inspector die Lehrerin. Diese war auf nichts weniger gefaßt, als auf eine Frage an sie gerichtet, sie stotterte daher eine ganz unrichtige Zahl. Der Inspector blickte sie prüfend an, doch schwieg er. Ihr fiel die falsche Antwort sofort auf, sie wagte es aber nicht, dieselbe zu berichtigen, sondern dachte nur: Anfienge es nett!

Fürs Erste ließ er sich nun mehrere Schreibtheken vorzeigen. „Zwar,“ murmelte er, sie durchblätternd, „sind sie etwas stark animalisch — hier ein Eselsohr, da ein Schwein — doch es ist gut. — Wollen wir sehen, wie es mit dem Rechnen steht. Du, Blonder dort, sage uns doch einmal, wie viel macht neunmal sieben?“

„Neunmal sieben sind sechsundfünfzig,“ antwortete der Knabe.

„Ich würde das,“ entgegnete darauf der Schulinspector, „nicht so bestimmt behaupten, denn die meisten Leute sind anderer Meinung. Zum Beispiele Dein Nachbar!?“

„Neunmal sieben sind dreiundsechzig!“ rief dieser.

„Siehst Du,“ sagte der Inspector zum Blondkopf. „Jetzt ist der Jammer fertig. Welchem soll man glauben?“

Alsbald stand die ganze Classe auf und versicherte entschieden, daß Letzterer mit dreiundsechzig recht habe.

Die Lehrerin hatte während dieser Meinungsverschiedenheit Höllenqualen ausgestanden. Der Inspector fuhr mit unheimlicher Gelassenheit fort zu prüfen, und es gieng nicht so übel. Nur bei der politisch-geographischen Frage, was Italien sei, antwortete das Büblein: „Ein Stiefel!“

„Italien ist zwar,“ verbesserte der Inspector, „ein Königreich, aber trotzdem muß ich Dich loben, denn Du hast es angesehen. — Nun aber wollen wir zur Naturgeschichte übergehen.“

Die Lehrerin zitterte.

Der Inspector zog aus dem Hintersacke seines Rockes einen Apfel hervor. „Hier,“ sagte er und wendete ihn nach allen Seiten, „hier habe ich einen Apfel. Er hat hübsch rothe Wangen und wird auch sehr gut sein. Wenn ich nur gleich wüßte, in welches Naturreich diese Frucht gehört.“

„Ins Pflanzenreich!“ rief ein Junge der vorderen Bank.

„Richtig,“ bestätigte der Inspector, griff in die Tasche des Beinkleides, zog ein Schnappmesser hervor, und indem er es öffnete, sagte er: „Jetzt will ich den Apfel einmal schälen, nur würde es mir noch Spaß machen zu erfahren, in welches Reich dieses Messer gehört. Nun?“

Ins Mineralreich,“ antwortete der Knabe.

„Schön!“ sagte der Inspector und begann vom Apfel die Schale zu schneiden. „Jetzt will ich ihn erst noch verzehren. Allein — bei dieser Gelegenheit wäre es mir sehr angenehm zu erfahren, in welches Reich der gehört, der jetzt diesen Apfel ißt? — Kleiner dort in der dritten Bank, kannst Du es mir vielleicht sagen?“

Der Kleine stand auf, schaute drein und sagte nichts. Die Lehrerin dachte: Jetzt geht es schief. Die Frage ist zu verfänglich. Sie selbst hätte die Antwort nicht über die Lippen gebracht.

„Nun?“ fragte der Inspector, „denke einmal ein bißchen nach, Junge, in welches Reich gehöre ich?“

„In's — in's — Himmelreich!“ stotterte der Knabe.

Der Inspector stutzte einen Augenblick, dann lachte er laut auf und rief: „Ei, das lasse ich mir gefallen. Komm doch zu mir, Kleiner, wir wollen den Apfel mitsammen theilen, und so Gott will, einmal auch das Himmelreich.“

Der Lehrerin war der Stein vom Herzen gefallen, und das um so vollkommener, als der Schulinspector ihr nun die Hand reichte und die Worte

sprach: „Ich bin recht zufrieden. Die Kinder verrathen regen Geist und sind sogar belesen. Denn," fügte er mit gehobenem Zeigefinger bei: „Was das Himmelreich anbelangt, welches mir so freundlich zugesprochen worden ist, so haben sie dasselbe aus ihrem Lesebuch, in welchem es ein Schulkind auf ähnliche Weise dem Kaiser Leopold verheißt. Wir sollen bei der Naturgeschichte in der That nicht ganz vergessen, daß der Mensch ins Himmelreich gehört. — Gott grüß' Euch, Kinder!"

Und mit freundlichem Gruß an die glückselige Lehrerin gieng er zur Thür hinaus.

Gedichte

von Hugo von Reininghaus.

Das Meer.

Das Herrlichste, was die Natur besitzt,
Das hehrste Sinnbild hoher Göttermacht,
Vom Strahle der Unendlichkeit durchblitzt,
Das ist des Meeres unbegrenzte Pracht.

In ihm verwebt sich Geist mit hoher Schöne,
Denn wer den räthselhaften Reiz begreift,
Den Zauber fühlt der dumpfen Wogentöne,
Deß Seele hat die Ewigkeit gestreift.

Kein Schmachten und kein kleinliches Entzücken
Erregt das endlosweite Wasserreich;
In Himmelsphantasien kann's Dich entrücken,
Es stimmt erhaben ernst, doch niemals weich.

Und wenn der Himmel seine Wetter sendet,
Wenn wuthentfesselt Bergeswogen schäumen,
Wenn blitzerhellt die Fluth das Auge blendet,
Magst Du die Welt und ihre Schrecken träumen.

Wenn dann die schweren, finstern Wolken flieh'n
Und aus der hohen Fluth mit goldner Pracht
Die rothe Sonne sinkend, im Verglüh'n,
Noch einmal in die weichen Wellen lacht,

Stehst Du, o Mensch, bezaubert hingerissen;
Der Strahl verlischt, der herbe Sturm verrauscht.
Aus Meeresglanz, aus Wetterfinsternissen
Hat sich Dein Geist im Götterhauch berauscht.

Das Liebste.

Ich sitze gern auf hohem Roß
Und jage durch die Flur,
Und suche gern in Wald und Feld
Des flücht'gen Wildes Spur.

Ich klimme gern den Berg hinan
Und schau' Thal, Heid' und Wald,
Und lausche gern, wenn Windeshauch
Durch seine Zweige wallt.

Ich schaue Wiesen gern, erblüht,
Und gerne Bach und Fluß.
Ich starr' entzückt den Gletscher an,
Erglüht vom Sonnenkuß.

Die Felsenkluft ergreift mich tief
Mit Quell' und Wasserfall.
Ich lausche seinem dumpfen Schmerz
Und Donnerwiderhall.

Ich lieb' den grünen Alpensee,
Den schimmernden Smaragd,
Umsäumt von Wiese oder Wald,
Durchrauscht vom Katarakt.

Doch Eines liebe ich zumeist,
Wie Sonn' vor Mond und Stern,
Das Größte ist es der Natur,
Vor Allem hab' ich's gern.

Vor ihm sink betend ich ins Knie,
Anstaunend seine Pracht,
Die mir auf Erden nur allein
Die Gottheit fühlen macht.

Das Meer gibt frischen Lebensmuth
Und Seligkeit und Kraft,
Es hat mir seine kühle Fluth
Unmuth und Schmerz entrafft.

Der schönsten Träume seligsten
Hab' ich an Dir geträumt.
Und jede Stunde, Dir entfernt,
Ist eine Stunde versäumt.

Bald kehrt Dein Kind zu Dir zurück,
Die Sehnsucht zieht es schwer,
Lebt wieder auf im stillen Glück
An seinem blauen Meer.

Abbazia.

Alles Land vom harten Winter starrt,
Weiß der Boden, blätterleer die Bäume,
Frühling, Sommer, wie vergess'ne Träume
Unters Bahrtuch der Natur gescharrt.

Daß mein Herz den Sommer nicht versäume,
Zog ich nach dem dunklen Süden hin,
Wo am meerumspülten Felsenufer
Lorbeer, Myrthe hoffnungswinkend blüh'n.

Nach dem Dichterlorbeer war mein Sehnen
Und die Lebensmythe fand ich dort,
Sprach das hohe, halbvergess'ne Wort
Unter Martern, herben Leidensthränen.

Was zum Leiden mir geschaffen schien,
Ward zu meines Lebens Seligkeit,
Die auf ewig höchstes Glück verleiht:
Liebesfrühling sollt' in mir erblüh'n.

Zum heißen Sommer fühlt' ich ihn entbrennen,
Der ewig währt, so lang mein Herz noch schlägt.
Dir, ew'ger Süden, dank' ich tief bewegt,
Nichts soll mich mehr von meiner Sonne trennen.

Wie steht's mit der Gesundheit?

Sehr geschätzter Herr!

Sie fragen an, ob es wahr sei, daß ich viele Jahre lang schwer krank gewesen und dann vollkommen gesund geworden wäre?

Beides ist übertrieben, wie Alles, was durch der Leute Mund gegangen. Die liebe Fama hat mit der Kunst gemein, daß sie auf den Effect losgeht; hätte sie — was meine Wenigkeit betrifft — gesagt, daß ich jahrelang kränklich gewesen, in letzterer Zeit sich aber das Befinden wesentlich gebessert habe, so wäre das höchst langweilig gewesen, der Wahrheit aber am nächsten gekommen.

Vielleicht ist es zu Nutz und Frommen Mancher, wenn man hier den Beginn und Verlauf eines körperlichen Zustandes mittheilt, der sehr häufig vorkommt, bedenklich werden kann und doch so selten bedacht wird. Ich bin gewohnt, bei dem Studium des Menschen überhaupt ein Object zu benützen, das mir bequem und maßgebend ist, über das ich volles Verfügungsrecht habe — nämlich mich selbst. Schwer zu verhüten ist dabei der unwillkürliche Selbstbetrug, der aus allerlei subjectiven Ursachen, besonders in nicht normalem Gesundheitszustande, zu entspringen pflegt. Gegen solche Selbsttäuschung muß man also auf der Hut sein.

In den Jahren 1878 und 1879 — ich bewohnte damals zeitweilig mein neues, noch nicht vollkommen ausgetrocknetes Sommerhaus — empfand ich manchmal ein Unbehagen, ohne eigentlich zu wissen, wo es fehlt. Es war wie eine große körperliche Ermüdung, welche durch Rast und Ruhe aber nicht behoben wurde. Ueberanstrengung, Nervosität hieß es, das sagt Vieles und Nichts. Als sich der Zustand allmählich steigerte, kam ich darauf, daß die Ursache in der Brust war, daß ich manchmal an das Athmen erinnert wurde, an welches der gesunde Mensch sonst in Jahr und Tag nicht denkt. Eine gewisse Beklemmung war, besonders in den Nächten. Dazu stellte sich der schon seit Jahren mich manchmal heimsuchende heftige Schnupfen mit seiner ganzen tragikomischen Lästigkeit häufiger ein. Eigenthümlich war, daß in den Schnupfentagen, deren allemal zwei bis drei waren, mein Appetit sich steigerte, manchmal bis zum Heißhunger. Ich schrieb das dem Nießen zu, das erschütternd und anregend auf die Verdauungsorgane wirken konnte. Anfang 1879 zog ich mir auf einer Schlittenfahrt eine starke Erkältung zu, nach welcher bedenkliche Erscheinungen von Brustkrankheit auftraten. Zur Zeit hatte auch ein quälendes Seelenleiden begonnen, welchem ich nicht Herr zu werden vermochte und welches möglicherweise eine Ursache meines körperlichen Verfalles war. Ich hub mit den Aerzten an. Allerhand Rathschläge anderer Personen drängten sich selber auf und nun begann eine Zeit mannigfaltigster Experimente. Die meisten der Rathschläge vereinigten sich für kalte Waschungen, die ich monatelang anwendete. Ich wurde dabei immer erschöpfter, konnte weder Hitze noch Kälte mehr ertragen, ohne daß sich Schleimhautentzündungen und Husten einstellten, bis endlich im October 1879, bei einem plötzlichen Witterungswechsel von warmem Sonnenschein auf Schneefall, ein Bronchialkatarrh auftrat, und zwar so heftig, daß ihn der Arzt für eine Lungenentzündung hielt. Zwei Tage und zwei Nächte rang ich mit aller Leibeskraft nach Athem. Das Röcheln

und Pfeifen in der Brust war weithin zu hören und die Bekannten und Freunde standen herum, wie am Bette eines Sterbenden. Das Fleisch fiel so rasch von den Knochen, daß ich vollkommen überzeugt war, auf galoppierender Schwindsucht in den Himmel hineinzureiten.

Am vierten Tage war ich zum Aerger meiner Umgebung, welche die Formalitäten einer Lungenentzündung einhalten wollte, aus dem Bette, weil ich in aufrechter Stellung leichter athmete. Nach frischer Luft verlangte es mich und bald saß ich auch wieder am Arbeitstische. Die kalten Waschungen wurden aufgegeben, hingegen kamen andere Mittel. Als Nahrung fast ausschließlich Fleisch, Milch, Eier, Malaga; später versuchte ich es mit reiner Pflanzennahrung. Am Leibe trug ich sogenannte Jägerwäsche. Leichte Turnübungen trieb ich täglich mehrmals. Im Frühsommer Cur in Gleichenberg, eisenhältige Säuerlinge mit Milch jeden Morgen u. s. w. Die schweren Anfälle aber wiederholten sich im Jahre fünf- und sechsmal und öfter, jeder that, als wollte er der letzte sein und mir den Garaus machen. Manchmal dauerte der Brustkatarrh mit peinlicher Athemnoth wochenlang, bis endlich wieder ein Weilchen der Erleichterung kam. Wunder nahm es mich, daß dabei die geistige Arbeitslust nicht eigentlich litt, selbst in Stunden der Athemnoth war ich productiv und während die Brust unter schwerer Beklemmung wie in Todesangst ächzte, dichtete es im Kopf Geschichten und Schwänke.

Ich wollte also doch mit dem Leben nicht abschließen. Wo und so oft es Gelegenheit gab, consultierte ich Aerzte. Mancher horchte an der Brust, horchte am Rücken, guckte mit dem Spiegel in die Luftröhre hinab. Fast alle stimmten darin überein: Sehr empfindliche Schleimhäute, schwache Brust, Lungenspitze vielleicht ein bißchen angegriffen, also keine Anstrengung, keine Aufregungen, gute Nahrung, regelmäßige Spaziergänge, früh schlafen gehen. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit hielt ich mich an diese Regeln, allein ich gesundete nicht und ich starb nicht. Dann verlegte ich mich auf Quacksalbereien, denn Alt und Jung, Männlich und Weiblich, Herrisch und Bäuerlich, Geistlich und Weltlich wußte guten Rath. Gemswurzelpulver. Hasenfell auf die Brust. Tausendguldenkrautthee. Molken. Waschungen mit Weinessig. Höhenluft. Fichtenreisig im Schlafzimmer. Moorbäder. Ich that Alles mit der ziemlichen Gleichgiltigkeit eines Mannes, dessen Tage gezählt sind. Versucht wurde selbst die Terrain-Cur, bei der nicht bloß die Tage, sondern auch die Schritte gezählt sind. Im Walde machte ich auf Anrathen Lungenturnübungen, indem ich mit gehobenen Achseln wiederholt hoch aufathmete und mit weitoffenem Munde die frische Luft einschlürfte. Ich gesundete nicht und starb nicht. Im Ganzen war nicht zu verkennen, daß ich immer mehr herunterkam. Den besten Rath gab mir ein alter Herr auf dem Grazer Schloßberg: Ich sollte trachten, nur noch einige Jährchen älter zu werden, dann wäre ich über das gefährlichste Alter hinaus.

Also lebte ich weiter, so gut es gieng. Aber bisweilen verdroß es mich doch, daß ich oft so heiß nach Athem ringen mußte, welchen Andere leicht und froh in die Brust trinken und ein lustig Liedel pfeifend wieder von sich blasen. Mühevoller erwirbt sich Keiner das tägliche Brot, als ich das bißchen Luft erschnappen mußte, aus dem unendlichen Vorrath, der uns umgibt. Manchmal war das Ausathmen noch schwieriger als das Einathmen, es kam mir vor, als sei der Blasebalg lahm geworden. Mit der Welt war ich schon längst im Reinen, ich bat den Himmel nur noch, daß er rascher mache. Aber es gieng nicht vorwärts. Es kamen die Anfälle und sie vergiengen wieder. War ich dazu kräftig genug, so gieng ich einsam umher und hielt ein Tuch vor Nase und Mund, damit ich keinen Staub in die Lunge bekommen sollte. Die Anfälle kamen und giengen. Fast kamen sie mir milder vor, als in ersterer Zeit, was aber auch die Gewohnheit machen konnte. Wenigstens ließen sie mich seelisch gleichgiltiger. Doch die Curen und Medicinen, auch die Regel-

mäßigkeit der Lebensweise wurden mir endlich langweilig. Ich wollte in das träge Hinsiechen manchmal eine kleine Abwechselung bringen. Zur Munterkeit reizte ich mich auf, mit Leuten trachtete ich wieder mehr zu verkehren, obwohl ich merkte, daß immer wieder Alles erschrocken war von meinem Aussehen. In Gesprächen aber rötheten sich meine Wangen, ich wurde lebhaft, ließ mich bewegen, manchmal etwas Steirisches zum Besten zu geben, auch begann ich Wein und Bier zu trinken. Speise und Trank, bei denen ich nicht angeregt war, mußte ich übrigens oft büßen und die Brustbeklemmung trat wieder mit ursprünglicher Heftigkeit auf. In anregender Gesellschaft konnte ich essen, trinken und endlich auch — rauchen, so viel ich wollte, es schadete nicht. Ich hub an, ins Wirtshaus zu gehen, unterhielt mich und dachte vielleicht erst um Mitternacht daran, nach Hause zu gehen. Manchmal kam darauf die Athemnoth, manchmal nicht. Da fiel mir nämlich einmal etwas auf. Wenn ich des Abends in Gesellschaft und unter lebhaftem Gespräche nach Hause gieng, so folgte in der Nacht oder am nächsten Tage Brustkatarrh und Athemnoth; gieng ich allein, so war und blieb mir darauf wohl. Das war ganz entgegen der Erfahrung, daß mir bei animierter Gesellschaft nichts schadete. Endlich fiel es mir ein, daß die beim Sprechen rasch eingeathmete kalte Luft Ursache der Anfälle sein könne. Und das war so.

Als ob vor mir keine medicinische Wissenschaft und kein Brustkranker existiert hätte, als ob ich der erste Mensch auf Erden gewesen wäre, so mußte ich ganz aus mir selber die Erfahrung machen, daß Leute, die an Athmungsorganen empfindlich sind, im Freien bei kühler Luft nicht sprechen sollen, daß sie überhaupt so viel als möglich den Mund zu schließen und nur durch die Nase zu athmen haben.

Ich hatte das eigentlich schon früher und ganz unwillkürlich gethan als Gegensatz zu dem lebhaften Einathmen gesunder Waldluft, die ich mit offenem Munde getrunken und die allemal ein Kratzen und Schleimabsondern in der Luftröhre zur Folge gehabt hatte. Die gute freie Luft hatte mir überhaupt manchmal schlimmer bekommen, als die halbverdorbene Zimmerluft. Ich war damals auf den Gedanken gekommen, daß für eine schwache Lunge die frische Luft möglicher Weise zu sauerstoffhaltig sein könne. Daß sie bloß zu kühl war und erst durch die Nase erwärmt werden solle — diese sehr naheliegende Wahrheit mußte ich also erst spät ergründen. Vor dem Staube hatte ich mich gefürchtet, deswegen den Mund geschlossen und also, ohne zu wissen warum, das Richtige gethan.

Seit dieser Zeit, da ich meine Spaziergänge stets und strenge mit geschlossenem Munde mache und selbst lieben Bekannten unterwegs ausweiche, um ja nicht sprechen zu müssen — schon der bloß mit einem lautgerufenen Gruß verbundene Athemzug durch den Mund kratzt im Halse — seither geht es vorwärts.

Die Schleimhautentzündungen in Nase, Rachen und Brust stellen sich immer seltener und in leichterem Grade ein, die Athmungsbeschwerden melden sich noch manchmal, aber nicht heftig.

Als vor Jahren ein verdienstlicher Grazer Arzt mich versichert, daß durch Ausbrennen der inneren Nasenwände mit Lapis, oder Wegschneiden der Anschwellungen und Wucherungen in der Nase, mein Brustleiden heilbar sei, verstand ich den Zusammenhang nicht. Heute weiß ich freilich, daß dem Athmen der Weg durch die Nase im Nothfalle mit Feuer und Schwert erkämpft werden müsse! Aber mit dem freien Nasenweg allein ist es noch nicht gethan, man muß ihn auch benützen und mit geschlossenem Munde durch die Nase athmen. Dieser Weg bringt die Luft in richtige Blutwärme und reinigt sie vor Staub und anderen Stoffen, sie kommt erwärmt und filtriert in die Lunge.

Ich habe mir das Einathmen durch die Nase angewöhnt. Nach meiner Meinung hat diese Art zu athmen wesentlich zur Besserung meines Leidens beigetragen und ich kann es täglich erfahren, wie auf der Stelle das alte Uebel sich anmeldet, sobald ich nur ein paar Athemzüge in

freier kühler oder windiger Luft durch den Mund mache. Als weiteres gutes Mittel erprobte ich die Gleichgiltigkeit, die man der Krankheit entgegenbringt. Keine Curen, keine Medicinen. Wozu das Klagen und Umfragen? Nach jahrelanger Beobachtung der eigenen Natur muß man sie so weit kennen, um zu wissen, was ihr gut thut oder was ihr schädlich ist. Nach dem richtet man sein Leben ein: Wird's gut, so ist's gut, und wird's nicht gut, so ist es auch gut.

Auf diesem Standpunkte kommt man zu jener Ruhe und Heiterkeit, welche schon für sich die halbe Gesundheit ist bei einiger Selbstverläugnung, die anfangs sein muß. Verkehr mit frischen munteren Menschen ist für kränkliche Leute eine ausgezeichnete Cur. Man glaubt nicht, was der Geist, wenn er angeregt und ermuntert ist, über den Körper vermag! Es gibt Krankheiten, bei denen allein schon der ernste Wille, nicht krank zu sein, gesund macht. Es gibt Krankheiten, die man bei Ablenkung und anderweitigen Bethätigung des Geistes vergessen kann. Wenn sie sich auch bald wieder bemerkbar zu machen wissen, bei oftmaligem Zurückweichen vor dem Geiste verlieren sie allmählich an Kraft und Einfluß. Meine Krankheit gehört nicht zu den ersteren, sondern zu den letzteren, sie beugt sich nicht vor dem Willen, sondern sie will vergessen sein. Wenn ich bei einem wichtigen Vorhaben in Besorgniß bin, ob ich wohl ja gesund dazu bleibe, allsogleich sind die krankhaften Erscheinungen da, der Wille, gesund zu sein, macht mich krank. Wenn ich nichts vorhabe, mir also das persönliche Befinden gleichgiltig ist, fühle ich mich ganz wohl. So bekommen mir z. B. jene Reisen und Vorlesungen, zu denen ich mich ohne Vorbereitungen plötzlich entschließe, immer wohler als solche langer Hand, bei welchen die vorhergehende Angst, krank zu werden, die reizbaren Nerven fortwährend aus Kranksein erinnert, bis sie es wirklich versuchen.

Das ist Nervosität, und nichts als Nervosität! höre ich sagen, und damit glaubt man der Sache alle Bedeutung abgesprochen zu haben. Als ob Nervosität keine wirkliche Krankheit wäre! Die Nerven sind bei allen Krankheiten die Hauptsache, jede Krankheit kommt uns nur durch die Nerven zum Bewußtsein und das Sterben in seiner letzten Instanz ist nichts als eine Lähmung aller Nerven. Bei Krankheiten, deren Hauptsitz nicht in anderen Organen, sondern in den Nerven sich befindet, haben wir freilich den Vortheil, sie durch Willen und Seelenstimmung bekämpfen zu können. Wer z. B. eine wirklich zerrissene Lunge hat, der kann trotz des besten Willens nicht athmen; wem es aber nur die Nerven weiß machen wollen, daß er eine zerrissene Lunge habe, obgleich es gar nicht so schlimm ist, der kann seinerseits auch die Nerven bethören und auf andere Dinge leiten, so daß sie, ihrer übertriebenen Botschaft vergessend, ihn ganz ruhig athmen lassen.

Es gab Zeiten, da sich das munterste Gesicht zu einer Jammermiene verzog und im Leichenbitterton fragte: „Wie geht's, wie geht's? Sie müssen sich schonen! Wer's auf der Brust hat!" Bei einer nächsten Begegnung nur schlechtverhehlte Ueberraschung, daß der Mann immer noch umhersteigt. Und nach vielen solchen Ueberraschungen endlich das Bekenntnis zu hören: „Nach damaligem Aussehen müßten Sie schon längst — längst —" berührt ganz eigenthümlich.

So lange Leib und Seele beisammen ist, kann man gar nichts sagen! heißt es im Volksmunde. Unser Leben steht in Gotteshand.

Nur aufrecht, so gut als möglich, nicht nachgeben, so lange noch ein Restchen Kraft vorhanden ist. Beim Liegen werden die Leute todt! sagt das Sprichwort.

Für einen nervös angelegten Menschen gibt es nach meiner Meinung nichts Gefährlicheres als das Bett. Glaubt er, daß eine Krankheit im Anzuge sei, so soll er alsbald in's Freie gehen, an eine Arbeit, oder sich in die Welt stürzen. Die drohende Krankheit wird ausbleiben. Gibt er dem Hange, sich in's Bett zu legen, nach, so wird er oft und arg gequält sein.

Doch, ich sollte Ihnen ja nur erzählen, wie ich krank war und gesund ward.

Wie lange ein Wohlbefinden, das sich so unverhofft eingestellt hat, dauern wird, ob die Gesundheit sich noch weiter kräftigen oder endlich doch vorzeitig niedergehen wird, das will ich in Demuth erwarten. Offen gesagt, möchte ich gerne lange leben, einestheils um noch mancherlei zu leisten und noch mancherlei zu genießen, hauptsächlich aber um zu sehen, wie die Menschheit sich fortentwickeln wird. Bei Manchem ist es heute so ganz und gar unklar, wo es hinaus will. Manche Anzeichen lassen große Dinge ahnen. Ich möchte mich nur überzeugen, daß es seine guten Wege nimmt — dann will ich gerne schlafen gehen.

Rosegger.

Fliegende Gedanken.

Von Ludwig Born.

Der Optimist sieht an einem Rosenstrauch nur die Rosen, der Pessimist nur die Dornen; der Mann von der richtigen Weltanschauung sieht — Beides.

* * *

Ohne Salonrock wirst Du nicht in Gesellschaft gelassen, ohne — Herz zu jeder Zeit.

* * *

Es ist doch gut, daß Justitias Augen verbunden sind, sie mußte sonst gar zu oft — ein Auge zudrücken.

* * *

Die wahre Popularität besteht darin, verstanden und nicht nur bekannt zu sein.

* * *

Die „Wohlthätigkeit“ wird heutzutage nicht dazu benützt, um der Welt sein edles Herz, sondern ihr seinen — Reichthum zu zeigen.

* * *

Deine Liebe zu einer Frau wird eine dauernde sein, wenn sie Dich mit ihrem Herzen und nicht mit ihrer Schönheit besiegt hat.

Er ist ein dunkler Classiker und man versteht ihn nicht, ein Commentator hat ihn erläutert, nun versteht man schon — zwei nicht.

* * *

Das ist ein edler Mensch, der sein Leid vergißt, wenn er die Freuden seiner Freunde sieht.

* * *

Wenn irgend eine Ironie begründet ist, so ist es die — Selbstironie.

Menschenschicksal.

Ein Baum stand voller Blüten,
In meines Lebens Mai;
Doch als der Herbst gekommen,
War keine — Frucht dabei.

Einst und Jetzt.

Willst Du mich lieben? Sprich!
So frugen die Mädchen vor Jahren.
Willst Du mich heiraten?
Das möchten sie heute erfahren.

An andächtiga Rauker.

Gschichtl in da niederösterreichischen Bauernsprach von Philipp Waldbach.

„He! Da kriag i nu oan Kreuza drauf! Zwoa kurzi Zigarrln kostn hiazt fünf Kreuza, — san theura worn, d Zigarrln.“ Sogt d' Towagkromarin zan Stoaninger Korl, der olli Sunta amol kimmt.

„Geh, wos Dir net Olls einfollt nu, leicht weil heint Sunnta is? I moan, dö Stümpfi warn um drei Kreuza zohlt gmua. Is eh dö theurast Wor, da Towag!“ Brummt da Korl d Kromarin on.

„Da muaßt mit wem Ondarn grein, mit mir net;“ entgegnt eam d Kromarin, „bei dö Sochan gibt s koan Hondl.“

„Sö — do host Deini Stümpfi wieda zruck, um den Preis mog i s net! do gib mar liaba a Packl Towag dafir. Is leicht der ah theura? — So kaf i dar gor Nix o!“

„Na," sogt d Kromarin drauf und tauscht eam s um.

Da Korl is gollhanti aus n Lodn außa und am Hoamwög hot er sakkrisch gresanirt. Üban Towag net alloa! Wos er Olls gsogt hot, se derf i net sogn. Kinnt s Enk s jo denka ah! —

Z Mittog ban Essn hot s eam dö zwiedri Gschicht wieda aufa gsteßn.

„Buabn," hot er gsogt, „s Zigarl-rauka hot iazt a End! San theura worn — müaßt s um d Pfeifa glenga."

„Dös is gscheidt, dös is recht," schreit d Stoaningerin, in Korl sei Weib. „Recht theur sollt s wern, dös stinkad Zeugs! braucht s denn Ös Monna oll-weil an Suzl in da Pappn? Raukan wir Weiba leicht ah? Wos mir grothn kinnan, kinnan d Monna ah. Mecht wissn, für wos dös Rauka vanöthn is — Geld vabrenna — is scha recht, nur recht theur solln s dös Gfraßt mocha."

„Nan, won d Weiba rauka thatn, warn gwiß d Zündhölzln sündtheur. Za oana Pfeifa Towag wurden kam zwoar Packln Hölzln glenga. Nix, Olls onseurln, da holtats eh koa Feur, weil s ollweil plaudarn müaßts." So stutzt da Korl sei Wei o.

„S Rauka is ah unsarn Herrgott ongnehm, sunst moan i, liaßt er koa so a Zeugs wochsn. Jn da Kircha wird ah guebelt, auf Olt und Rench — won s ah a Weihrauch is, wos Raukads is doh! War s a Sünd — thatn s d Pforrarn ah net; oba so nebln s eh ah den gonz liabn Tog. — Vor Zeitlong. He! Hiazt follt mar grod a Gschichtl ein, dös muaß i gschwind dazäln. Van — nan — hiazt follt mar sein Nom net ein! — Liegt mar auf da Zunga der Nam! Van — richti! Da Ober-berger Sepp. Worts, zersicht rauk mar uns oani on. — So! —

Da Oberberger Sepp is a vierzg-jahriger Bua gwedn; net kolt und net worm, net süaß und net saur und net todt und net recht lebendi.

S Rauka hot er kinna, schier guebelt den gonzn liabn Tog und zmoast dö holbad Nocht ah gleih. Seini Leut san eam gstorbn und hiazt is er gonz alloa dogstondn mit den großmechtingn Haus und a Trum Wirtschoft übranond.

Heiratn muaßt, Sepp! hobn d Leut gsogt und woaß da Teurl, kriagn thuat a Jeder Oani — aus an oldn Buabn is a junga Mon worn. —

Vahöllt s Leut Gredad!

Sakawolt, za an junga Monn kehrt oba wos dazua! — Ma glaubat s gor net. Da Sepp hot s Wei gehn lossn und Pfeifa gor net auslossn. —

Auf d Nocht stott n Schlofagehn is er beim Tisch sitzn bliebn und hot guebelt. Sei Weibal hett sih in Bett drin z todt huastn kinna, er hot heraußn furtguebelt, im oan Othn. — Jn da Fruah is da Sepp donn entweder auf da stoahirtn Bonk glegn oder hintarn Tisch hint. Du Dolapotsch, damischer! —

Dös hot sei Wei net ausholtn kinna, so is s in oan Zug zan Pforra eini und hot eam, in Hochwürden Herr Pforra, ihr gonz Anliegn klogt, und s Zohna hols a net vagessn! —

D Weiba kimmt s in dera Ort leicht on. —

Da Hochwürden Herr Pforra hot s Weiberl tröst, und er wird in Sepp scha urndlih in s Erami nehma. Er loßt ihrn Monn schen grüaßn, in Sunnta soll er a weng in Pforrhof kema. So — und hiazt gengan s in Gotts-Nom schen stad hoam.

Sunta, noh da Meß, is da Ober-berger Sepp in Pforrhof einigschlangert.

„Nanu, Oberberger loßt dih ah amol onschaun bei mir?" schreit eam da Pforra entgegn. „Kimmst gwiß zwegn Dein Weib! Hob wos läutn ghert. Ös scheints a scheni Wirtschoft mitanonda z hobn. Woaßt Du Dir Nix Gscheidtars, ols auf da hortn Bonk liegn a gonzi Nocht? A urndlicha Monn ghert in s Bett za sein Weib — host mih va-stondn? Und — s Geld vabrenna — gonzi Nacht! Js dös a ghert sih? — J moan bei dö Baurn floigt s net so schüblweis eina, dass s Geld vabrenna müaßn!"

Da Sepp lost a Weil, denkt wird

er eam wos hobn, oba gredt oda deut't hot er net!

„Naun, kriag i a Antwort oda koani!" frogt da Herr Pforra.

Sikra, da Herr Pforra hot d Pfeifa in d Hond. Gschwindi hot er s vastekka wölln, oba da Sepp hot s doh bemirkt.

Endla sogt da Sepp: „Herr Pforra, s Rauka kon i net grothn, eh s Essn." „Beim Rauka, do hon i dö schenstn Gedanka. Kunt net lebn ohne z rauka."

„Gedanka? — Mecht wissn, wos Du für Gedanka hobn kunnst, dabei?"

„Bold s Pfeifal a so glohst, steigt da Towag in d Höh und windt sih und gfnistert, ols that s am weh. I druck hn mitn Finga in d Niada — Hoaß! — A so a kloans Ding und so a großi Hitz! Do denk i — wia mog s erscht in na Höll oda in Fegfeur hoaß sein. — Schier gor net zan Ausholtn." —

„Bist a Norr, Sepp!" Sogt da Herr Pforra drauf.

„Und bold i so onziag bei mein Pfeifal und in Rauk aufzaloß — nebelts a Weil — aft wird er ollweil weniga und aft d'Letzt siacht ma gar Nix mehr! — Do denk i mar: Olls auf da Welt mocht a weng an Rauk, oans mehr — oans weniga — oba vagehn thuat Olls wia da — Ruck!" —

„Dös is wohr, do host recht!" sogt da Herr Pforra.

„Naun", redt da Sepp weita, „bald donn s Pfeifal ausgraukt is, kehr i s um — klopf s aus — Staub und Oschn. — Do denk i mar: — Wirst ah amol sunst Nix mehr sein als — Staub und Oschn!" — Dabei mocht da Sepp an Seufza. —

„Sepp, sogt da Herr Pforra und klopft eam auf d'Ochsel, „daß Du bei dein Pfeifal so andächti bist, war mir net in Tram eingfolln. Geh, her do, Sepp! Mih gfreut s, daß i an Dir so a guats Pforrkind hob — da, Sepp," — aftn nimmt da Herr Pforra sei Pfeifa fira und aus n Nochtkastl a großi Schachtl voll Towag, — „Geh her do, stopf Dir a Pfeifal voll an, der is bessa und theura wia da Deini."

„Na, i denk schon, Hochwürden Herr Pforra, won er theura is, nachha is a unnöthigs Geldvabrenna." Sogt kopfbeutlad da Sepp.

Da Herr Pforra hat a weng gstutzt. „Na, der kost Dih nix, Sepp, stopf nur zua! Da Theur wia da Billige vageht in Staub und Oschn."

„Oba Sepp, hot da Herr Pforra wieda ougfongt: „Schau, wonst amol stirbst, wer wird dei Pfeifal iarbn, dös Du so in Ehrn holtst. Sollt doh in koani fremdn Händ kema. — Um an Iarbn muaßt Du dar umschaun, kimm bold mit oan so an kloan Sa . . . „Hatzzz s!

„Helf Gott, Hochwürden!" wünscht da Sepp!

„Gelts Gott!" donkt da Herr Pforra. —

— — — — — — — — — —

Da Sepp sitzt hiazt oft bei da Hausthür, hot an kloan Oberberger auf da Schoß und der kloa Bua spielt sih mitn Vodan sein Pfeifal.

Dös gfollt da Oberbergerin ah! —

Mit den Plaudarn is mar s Feur ausgonga."

Der Poetenwinkel.

Der Tod Alexanders des Großen.

Es strömt in banger Hast die Schar der Krieger
Zur stolzen Königsburg von Babylon,
Drin haucht sein Leben aus der Weltbesieger,
Vor dem der Tod erschrocken oft entfloh'n.
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

Schon sucht sein Geist in wüsten Fieberträumen
Den Freund Hephästion durch des Orkus Nacht,
Als altgewohnt zum Tag aus jenen Räumen
Zurück ihn rief der wilde Lärm der Schlacht.
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

Die Helden steh'n am Bett und seh'n mit Schweigen
Verrinnen ihres Königs letzte Stund.
Urplötzlich flammt sein Blick, als gält's den Reigen,
Den blutigen; nach Worten ringt der Mund.
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

„Ich höre dumpfe Trauerlieder schallen,
Wem gilt der Sang, wer ist der todte Held?
Dort seh' ich angsterfüllt vom Osten prallen
Zurück das Heer. Laßt mich zu Feld, zu Feld!"
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

„Mein Schwert ist scharf, von allerbestem Eisen,
Und windschnell, muthig immer noch mein Roß.
Nach Osten, wieder nach dem Indusweisen
Die Sterne hell, mir folge Mann und Troß."
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

„Ich will Euch führen mit Trompetenschalle
Von Sieg zu Sieg durch Meer und Wüstensand.
Uns wird, wenn wir gebracht den Ost zu Falle,
Die Welt — hört Ihr? — die Welt zum Siegespfand!"
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

„Hat einst der Erdball nicht vor mir gezittert?
Hinrollten gleich am sturmgepeitschten Laub
Die Kronen all von meinem Blitz zersplittert.
Nun deckt die gold'nen tief der Straßen Staub!"
Und fernher grollt, ein unbesiegtes Heer,
Das Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

Dann fuhr er hoch empor und brach zusammen,
Ein stolzer Leu selbst noch in Todesnoth.
Da losch wie Licht im Sturm des Auges Flammen.
Im Saal ward's still. Der Herr der Welt war todt.
Und fernherr grollt, ein unbesiegtes Heer,
Des Euphrat wild empörtes Wogenmeer.

Bortolo Del-Pero.

Am Grabe der Verlassenen.

Was prüfst Du hier des Todes heil'ge Siegel?
Die Du verschmähtest, ruhet hier in Frieden;
Hast mich geliebt, verlassen, dann gemieden.
Was suchst Du nun auf meinem Grabeshügel?

Du kommst zu spät. Zu schmerzlich war die Wunde,
Die mich nun hier in's kühle Grab gebettet.
Ein Wort von Dir hätt' mich vielleicht gerettet;
Ein Liebesblick, ein Kuß von Deinem Munde.

Siehst Du um Thau nicht auch die Rose flehen?
Die allzufrüh ein Sonnenstrahl entfaltet!
Wie sollte ich, da Deine Lieb' erkaltet,
Denn leben noch, und nicht zu Grunde gehen?

Nun ist's vorbei; doch quält Dich Dein Gewissen,
Zum Grabe treibt Dich schuldbewußt die Reue.
Laß nun — wenn ich Dir endlich doch verzeihe!
Wo Du geliebt wirst — Liebe nie vermissen.

Ferdinand Pfeiler.

Raum.

Wie bläht sich stolz der Erdenwünsche Schaum!
Es ist als wollten sie das All durchdringen,
Dem Unermeßlichen selbst abzuringen
Den weiten Raum.

Und eine öde Scholle reichet kaum
Dem kühnen Schiffer dieses rauhe Leben
Zum stillen Glück nach mühevollem Streben:
Welch kleinen Raum!

Und nahst Du, Erdengast, des Lebens Saum,
Der eingehegt so manchen Gram und Kummer,
Da lädt das Grab zum langersehnten Schlummer,
Ein enger Raum.

Doch, da man ihn wird fällen einst, den Baum,
Nach Norden oder Süd? — o große Frage! —
Wohin, wohin sinkt er am Weltentage?
In welchen Raum?

Robert Hans Kreibich.

Erica carnea.

Viel schönere Blumen bringt das Jahr,
Und doch lacht mein Herz euch entgegen,
Da Euer Gruß der erste war,
Auf einsamen, eisigen Wegen.
Im bleichen Wintersonnenschein
Zu lieblichem Roth erglommen,
Glaubtet den Lenz ihr gekommen
Und fandet den sterbenden Herbst allein.
Ich sah euch am Waldrand an fels'gem Hang
Vom Frost schon halb erstarret;

Da habt ihr geduldig geharret
Auf Frühlingsgeläute und Vogelsang.
Die Berge in graue Nebel gehüllt,
Der Wald im eisschimmernden Kleide,
Sie brachten euch bitteres Leide
Und euer Sehnen blieb ungestillt.
Ich pflück euch, und send euch dem Liebsten mein
Der hegt euch am Herzen, am treuen,
Dort drohet nicht Frost und kalter Tod,
Dort lebt die Liebe im Morgenroth,
Mögt euch ewigen Lebens freuen.
In seiner Brust zu keiner Zeit
Die Lenzeslieder verhallen.
Ob nun im Sommer die Rosen blühn,
Ob im Winter die Flocken fallen.
Und wie ihr den Winter überlebt
Mit seinen Stürmen und Schauern,
So siege die Liebe über das Grab,
Mög' die Treue, die ich im Herzen hab,
Die Todesnacht überdauern.

Marie Kartsch.

Was Leben — was Traum?

Vom Walde herab trug ich auf's Grab
Die blauen Blümelein.
Es leuchtet im rothen Abendgold
Dein Name im dunklen Stein.
Wie fass' ich's nur, daß die Natur
So falsch und grausam geworden.
Mit roher Gewalt, so herzlos kalt
Mein Theuerstes zu morden! —
Wie lange wohl ich wandern soll
Allein durchs öde Leben,
Ob ich auch je Dich wiederseh,
Den mir ein Gott gegeben? —
Es kam die Nacht in hehrer Pracht
Im goldnen Sternenschein.
Gar leis und lind wie Maienwind
Kamst Du ins Kämmerlein,
Hieltst mich im Arm so treu und warm,
Schautest mich liebevoll an.
Flüsterst leis und küssest mich heiß,
Wie Du es einst gethan.
Wie schön es war, wie wunderbar?
Ich glaubte Dich ewig weit,
O welch ein Glück, nun sie zurück,
Die wonnige selige Zeit! —
Verklärt erwacht nach kurzer Nacht
Der Tag so hell und rein:
Was Leben — was Traum?
Ich fass' ihn kaum,
Den Wechsel von Glück und Pein.

Marie Kartsch.

Heimatstreue.

Sonett.

Wie herrlich seid ihr, meiner Heimat Gauen,
Wie schön im goldnen Märchenglanz der Sonne;
Wie ist es eine Freude, eine Wonne,
Ein Wandrer zu durchstreifen eure Auen! —
Ich weiß es wohl: Nie werd' ich schönre schauen,
Und zög' ich auch vom Belt bis zur Garonne,
Und weiter, weiter bis ins Land der Donc
Zu üpp'gen Frau'n mit sanftgeschwung'nen Brauen.

Nein, nimmer kann ein andres Land hinieden
So wie die Heimat wahre Wonne bieten —
Stets wird das Ziel sie sanfter Sehnsucht bleiben.

Und blutige Thränen weinen all' die Armen,
Die Noth und bange Sorge ohn' Erbarmen
Aus dem geliebten Paradiese treiben. —

Edmund Stubenrauch.

In der Heideschenke.

Ich saß in der Heideschenke
Im goldigen Abendschein,
Da kamen in die Stube
Ein paar Vagabunden herein.

Er war ein rauher Geselle,
Gestählt in des Lebens Harm;
Sie war seine treue Gefährtin
Und hatte ein Kind im Arm.

Sein Gesicht war voller Narben,
Er blickte finster und fest;
Am Rocke hieng ihm ein Kreuzlein:
Er war ein Soldat gewest.

Jetzt zieht er unstet und wandert
Schier ohne Rast und Ruh'.
Ein Krüglein ließ er sich geben
Und lächelte kalt dazu.

Und sagte: „Da trink, meine Liebe!"
Sie aber sah traurig drein,
Und blickte mit feuchten Augen
Hinaus in den Dämmerschein. — —

Koloman Hornsbarg.

Windischgarsten.

Ein weites Thal, von Felsgezack bedroht,
Umschützt von tannenstämmigem Revier,
Leis überglüht vom abendlichen Roth,
So breitet Windischgarsten sich vor Dir
In seiner deutschen farbentreuen Zier.
Wie eine Märchenwelt siehst Du es träumen
In seinem blütenreichen Bette hier;
Dir wird zu Sinn, es nah' nach langem Säumen
Dein Glück heran aus unbekannten Räumen.

Und wie Du hinblickst über Berg und Au'n
Verstummt gemach, was in Dir wohnt an Leid;
Es überschleicht Dein Herz ein mildes Thau'n,
Von schwarzem Haß und Grame halb befreit
Gedenkst Du Deines Unglücks böser Zeit.
Verborg'ne Macht, geheimen Zaubers Weben,
Es lullt Dich ein in süße Seligkeit,
Bis Du Dich selbst vergißt und alles Leben
Und jeden Schmerz, den es Dir mitgegeben.

So hat es mir gelacht, hat so mein Herz
Mit frohem Hoffen auf das Einst gefüllt,
Sacht jeden bangen Zweifel, jeden Schmerz
In glaubenstreue Zuversicht gehüllt:
Wie aus dem Borne frische Labung quillt,
Unsichtbar sich ersetzt sein ew'ger Segen,
Wenn noch so viel der Dürstenden er stillt,
So flog stets neuer Zauber mir entgegen
Auf dieses Thales harzumsäumten Wegen!

Ottilie Sibus.

Wa' dös Leben do so prächti ...

(Oberösterreichisch.)

Oft bin i glücksaili
Und roas' unter d' Leut,
I glangat um d' Stern schier,
So graoß is mei Schneid.

Draf moan i mi wieder
So znichti und kloan,
I mecht mi vakriacha
Und bleib gern alloan.

Bald leicht und hoachmächti,
Glei wieder bleischwa':
Wa' dös Löbn do so prächti,
Wann 's nur — oanseitat wa'! —

Leopold Hörmann.

Literarischer Wegweiser.

Lyrisch Gedicht — druckt man nicht.
Epos und Märchen — verlass'nes Pärchen.
Trauerspiel — trägt nicht viel.
Novelle, Roman — läßt sich schon an.
Schwänke, Operetten — Tantièmen und Diäten! —

Leopold Hörmann.

Bücher.

Ein Skizzenbuch. Neue Geschichten von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind.)

Seidel ist einer der liebenswürdigsten deutschen Erzähler, aber wenig bekannt. Er schreit nicht und hat keine Freunde, die für ihn schreien. Jene Literaten, die gegenwärtig Literatur und Literaturgeschichte machen, müssen sich unter einander vergöttern oder prügeln, sie haben nicht Zeit und Stimmung für Erscheinungen, wie Heinrich Seidel. Dieser ist ein echt poetischer Schilderer des gesellschaftlichen Stilllebens. Natur und gemüthliche, harmlose, gleichwohl aber sehr tüchtige Menschen sind sein Lieblingsgegenstand. Seine „Vorstadtgeschichten,“ sein „Leberecht Hühnchen“ und Anderes haben sich allerdings ein dankbares Publicum erworben. Vorgenanntes „Skizzenbuch“ ist gar sehr geeignet, den Freundeskreis zu erweitern, und zwar aus dem besten Theile der deutschen Lesewelt. M.

Die weiße Rose. Gedicht von Ernst Rauscher. (Klagenfurt. Ferd. v. Kleinmayr. 1889.)

Eine sinnige kärtnerische Klostersage (aus Arnoldstein) ist hier mit großer Formschönheit und dichterischer Kraft wieder behandelt. Wie blasser Mondschein liegt die Romantik über der wehmuthsreichen Dichtung, die dem fühlenden Leser sich sacht und tief ins Herz hineinschmeichelt. M.

Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris. Heitere und ernste Erinnerungen eines preußischen Officiers aus dem Feldzuge 1870/71. Von Walter Schultze-Klosterfelde. (Th. Grieben, Leipzig.)

In einer Reihe novellistisch abgefaßter und doch sachlich gehaltener Bilder schildert der Autor das Soldatenleben im Kriege wie es leibt und lebt, mit einer realistischen Naturtreue, daß man sich in das bewegte Leben der Schlachten und das bilderreiche Lager- und Marschleben mitten hinein versetzt fühlt. V.

Steirer-Lieder für vierstimmigen Männerchor, bearbeitet von Dr. J. Pommer (F. E. L. Leuckart). — Jodler und Juchezer, gesammelt von Josef Pommer (Rebay und Robitschek in Wien).

Herr Dr. Josef Pommer, welchen wir die Zusammenstellung des im Jahre 1884 erschienenen, vom Deutschen Club in Wien herausgegebenen „Liederbuches für die Deutschen in Oesterreich“ verdanken, hat sich durch die oben bezeichneten Sammlungen neuerlich um die Kenntnis und Verbreitung des Volksliedes verdient gemacht. An der Bearbeitung der Steirer-Lieder ist besonders zu rühmen, daß sie sich mit möglichster Treue an den Gesang, wie er im Munde des Volkes lebt, hält, und eigenmächtige Zubereitungen

verschmäht. Dies verleiht ihnen Bedeutung für die Volkskunde und erhöht auch ihren Werth für die Kunst. Das Bemühen, der Vortragsweise dieser Lieder in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu entsprechen, drückt sich auch in der Rechtschreibung derselben aus. Schwierigkeiten bot sie im Jodler des fünften Liedes. Der Versuch, dieselben durch den Wechsel des Zweiviertel- und Dreiviertel-Taktes zu beseitigen, scheint mir nicht ganz gelungen. An der Dreitheiligkeit des Taktes ändert wohl die erste länger auszuhaltende Note nichts. Der gleiche Jodler findet sich in der Sammlung „Jodler und Juchezer" (Nr. 15) mit anderer und wie ich glaube, passenderer Rechtschreibung. Nur hätten statt Sechzehntel-Sextolen Achtel-Sextolen geschrieben werden sollen. Hauptsächlich kommt es darauf an, was gemeint ist, und darüber wird kaum ein Gesangverein im Zweifel sein. Eine Rechtfertigung fände der Taktwechsel in dem Umstande, daß in der That ein solcher nicht selten bei Volksliedern vorkommt. Freilich ist der Ländler eine Art des Volksgesanges, welche ihre eigenen strengen rhythmischen und tonischen Gesetze hat, die namentlich noch nicht, wie es bei alten Volksliedern häufig der Fall ist, durch verständnislose Notierungen verwischt sind. Daß er kein Product des Sprachgesanges ist, sondern ausschließlich auf den Bewegungen des Tanzes und den Klängen der Naturharmonie beruht, unterliegt keinem Zweifel. Wort und Weise sind in demselben nicht untrennbar verbunden. Zur gleichen Melodie werden verschiedene Texte gesungen. Da dies nach R. v. Liliencron (Die historischen Volkslieder der Deutschen) bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts nicht vorkam, wird man die Entstehung des Ländlers kaum vor diese Zeit zurückverlegen können. Freilich unterscheidet ihn manches vom gewöhnlichen Volksliede; erst die neuere Zeit wendet ihm größere Aufmerksamkeit zu. Beachtenswerth ist der ihm vorwiegend eigene dreitheilige Rhythmus. Den zweitheiligen Bewegungen des Wanderns ist er nicht entsprungen. Er findet sich in Gebirgsländern, wo die Art der Bewegungen den Sinn für Zweitheiligkeit nicht in dem Maße ausgebildet hat, wie in der Ebene. Seine Tonik hat ihren Ursprung zunächst nicht in den Bedürfnissen der Kehle; sie entspringt offenbar der Nachahmung von Blasinstrumenten. Dies gestattete eine dem Charakter solcher entsprechende Mehrstimmigkeit. Der so häufig dem Volksliede eigene Kehrreim gestaltet sich im Ländler zum Jodler. Von bedeutendem Werthe ist die Jodlersammlung Pommers. Ein Zeugnis für die Treue der Aufzeichnung derselben sind die Angaben der Orte, an welchen, und der Personen, von welchen sie gesungen worden sind. Vom ethnographisch-historischen Standpunkte aus wäre es wünschenswerther gewesen, zu erfahren, wann und wo diese Jodler entstanden sind. Das dürfte aber bei vielen unmöglich zu ermitteln sein und bedürfte eines eigenen Studiums.

Pommer hat sich auch Mühe gegeben, den sogenannten „Juchezer" für das Gebiet der Musik zu erobern. Der Juchezer ist ein Aufschrei, dessen Absicht auf klare, tonliche Bestimmtheit nicht gerichtet ist. Ob ihm eine auf das Volksleben Bezug habende, unterscheidende Charakteristik innewohnt, läßt sich wohl schwer entscheiden. Als spontaner Ausbruch der Lust entspringt er jedenfalls dem gleichen Grunde, wie die bestimmter gestalteten Gebilde der Volksmusik. Er verdient daher gewiß Beachtung. Vielleicht ist er der Keim des Jodlers.

Sowohl für den Volksgesang Pflegende als auch für Forscher sind die Pommer'schen Sammlungen werthvoll. Insbesondere seien sie daher auch Männer-Gesangvereinen empfohlen.

Dr. Friedrich v. Hausegger.

Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken von Emil Neubürger. (Frankfurt. Mahlau u. Waldschmidt.)

Der Autor hat es verstanden, sowohl seine kleinen erzählenden Arbeiten, Novellen, Phantasiestücke, Märchen u. dergl., als auch seine specifisch Frankfurterischen Feuilletons interessant zu gestalten. Die warmherzige Schilderungsweise und eine hübsche Art zu erzählen, werden das geschmackvoll ausgestattete Buch Verbreitung und Anerkennung finden lassen. V.

Elternhaus und Schule, und deren Zusammenwirkung bei der Erziehung der Kinder. Von Robert Schwarz. (Wien. Karl Graeser. 1889.) Ein für Eltern und Lehrer höchst beherzigenswerthes Schriftchen, welches zwar nicht viel Neues enthält, umsomehr aber von jenen steten Wahrheiten, die nicht oft genug gesagt werden können. M.

Vieles, was sich für Kinderlectüre ausgibt ist als solche nicht zu empfehlen. Ganz anders verhält sich's mit der in Nürnberg erscheinenden **„Kinder-Gartenlaube."** Genannte, mit farbigen Bilderchen gezierte und monatlich in zwei Heften erscheinende Zeitschrift ist wohl das Reizendste, was in diesem Fache existiert. Sie ist berechnet für Kinder von 7—15 Jahren und bietet diesem Alter auserlesene Fülle von Belehrung und Unterhaltung. Meine Kinder jubeln nie so sehr, als wenn der Briefbote ein neues Heft der „Kinder-Gartenlaube" bringt. M.

Für Auswanderer. Meine Erlebnisse und Erfahrungen in den Vereinigten Staaten. Von Hermann Tzschucke. (Dresden. Liepsch und Reichardt.) Es wird vor Auswanderungen im Allgemeinen gewarnt. Wer sich jedoch dazu entschließt, dem wird dieses Büchlein ein treuer Rathgeber sein.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Anderl. Roman von A. G. von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1889.)

Vom deutschen Stamme. Roman von Ferdinand Schifkorn. (Dresden. Heinrich Minden. 1889.)

Sibylla's Traum. Novelle von E. v. Breidenbach. (Charlottenburg. Ulrich Kracht.)

Schatten und Licht. Novelle von E. v. Breidenbach. (Charlottenburg. Ulrich Kracht.)

Jeschu von Nazara. Historischer Roman von Paul Ador (München. Fr Bassermann. 1888.)

Aus dem todten Hause. Denkwürdigkeiten eines nach Sibirien Verbannten. Von Theodor Dostojewski. (Dresden. Heinrich Minden.)

Lohn edler Thaten und die verlorne Tochter. Zwei Weihnachtsgeschichten von Maria Heinrichen. (Roßwein. Selbstverlag.)

Die Aebtissin von Buchau. Von Julius von der Traun. Zweite Auflage. (Wien. A. Bauer.)

Die Rache ist mein. Schauspiel in fünf Aufzügen von Arnold Ascan Georgi. (Leipzig. Oswald Mutze)

Goldmarie und Pechmarie. Dramatisiertes Märchen in drei Aufzügen von Ida Blum. (Leipzig. 1889)

Unter rollendem Verhängnis. Tragische Naturen und Shakespeare-Charaktere. Von Wilhelm Stoffregen. (Bremen. Selbstverlag des Verfassers. 1889.)

Das Lied vom Magdalener Wein. Aus alten Sagen und Urkunden gezogen und ans Licht gestellet von einem Liebhaber des Weines und der Poesei. (Bozen. Weinhaus Batzenhäusl.)

Die Frau von Mehreren. Psychiatrisch-atavistisch-bigamisch-metaphysisch-maritimes Ur-Schauspiel in fünf Abtheilungen für Unheilbare, nach Henrik Ibsens „Frau vom Meere" für das Neuliezgehrsdorfer Burgtheater frei bearbeitet von August Riesemeischel. Aus dem Niedersächsischen ins Hochdeutsche übertragen von Richard Schmid-Cabanis. (Berlin. W. 1889. Hermann Lazarus.)

A Liadl in steirischer Mundart von Otto Müller-Sommerstorff. Componiert von Josef Roscher. (Wien. F. Rörich.)

Kritisches Jahrbuch. Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Literatur, sowie zur Verständigung über den modernen Realismus. Herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. 1. Heft (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft. 1889.)

Postkarten des Heimgarten.

Dr. J. P., **Wien**: Ja, die lieben Deutschen denken über ihre Künstler so: Wozu dem Künstler materielle Unterstützungen! Ist er kein großes Talent, so wird er ja zu einem andern Erwerb greifen, und ist er ein großes Talent, mit dem innersten Bedürfnisse, künstlerisch zu schaffen, so wird er ja eher verhungern, als seiner Kunst zu entsagen. Wozu denn große Künstler, wenn sie nicht verhungern wollen! — Dieser Anschauung bleibt der Deutsche im Allgemeinen treu und die meisten deutschen Maler müssen ihre Mecäne und Abnehmer in nicht deutschen Kreisen suchen. Denn diese wunderlichen Herren haben die merkwürdige Marotte, nicht bloß Künstler sein, sondern auch leben zu wollen. Die Kunst ist aber ein Luxus, und leben zu wollen, das ist auch ein Luxus, mein lieber deutscher Künstler!

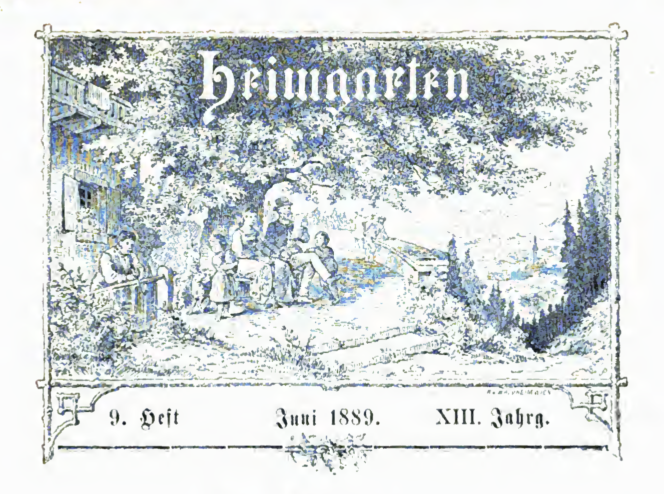
Dr., Innsbruck: Das weitaus beste Blatt dieser Gattung ist der „Kunstwart, Rundschau über alle Gebiete des Schönen." Herausgegeben von Ferdinand Avenarius in Dresden. Gründliches Verständnis und große Objectivität in Kunstsachen, sowie erfrischende Schneidigkeit in polemischen Dingen, und endlich ein warmer, wohlwollender Herzenston zeichnen dieses Blatt besonders aus. Man wird in demselben über alle wichtigen neuen Erscheinungen in Kunst und Literatur auf das Angenehmste unterrichtet und hört die Meinungen maßgebender Kritiker. Vielleicht wollen Sie sich davon selbst überzeugen.

Verzagtes Gigerl, Wien: Wenn Sie sich eine Kugel durch den Kopf jagen, so wird man keine Geschichten machen. Gehen Sie lieber auf die Rax. Da machen Sie die Zeitungen zu einem berühmten Mann und Sie bekommen eine schöne Leich'.

Dr. F., **Wien**: Wer recht genau zusieht, ganz wird es nicht fehlen, das Kreuz auf dem Stefansthurm, obzwar der Doppeladler vorherrscht. Uebrigens war jene Stelle symbolisch gemeint.

XX Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



9. Heft Juni 1889. XIII. Jahrg.

Ein „Geisteskranker."

Eine Geschichte aus dem Leben gegriffen von August Brunner.

Vor Monaten hatte ich bei einem mir befreundeten Arzte zu thun, welcher Vorsteher einer Klinik für Nervenkranke ist. Da ich auf ihn zu warten hatte, so schritt ich ein Weilchen im Garten umher und betrachtete die Kranken, die theils behaglich langsam, theils in Hast und Erregung da umhergiengen. Es waren lauter Leute aus besseren Ständen, darunter sogar solche von hoher Abkunft, auch Künstler und Gelehrte darunter. Die heilige Ampel des Genius, welche in manchem Haupte still und klar leuchtet bis ins hohe Alter, entfacht in manch anderem Haupte einen qualmenden Brand, der an Mark und Nerven zehrt und eine edle Menschenseele oft vor der Zeit erstickt.

Selten hat mich ein Spaziergang unter schönen Bäumen, zwischen üppigen Rosen so betrübt gemacht, als dieser. Den Geist, der uns voranschwebt durch dieses Labyrinth des Lebens, der uns die Pfade weisen, Gesetze geben, trösten, rathen und erhöhen soll — den Geist krank zu sehen, das ist unheimlich.

Unter den Patienten sah ich einen schlanken, blassen Mann, der mir besonders auffiel. Sein schwarzer, etwas verwilderter Vollbart, seine hohe Stirn, seine dämmernde Augenglut machten ihn fast schön. Dabei blickte er gutmüthig drein. Ich wußte übrigens nicht, ob er zu den Kranken gehörte, oder vielleicht ein Aufseher oder Arzt war. Er schritt gemächlich die Baumreihen auf und ab und rauchte eine Cigarre, wobei mir nur auffiel, daß er rasch und heftig den Rauch ausstieß.

Als wir uns auf einer Wegkreuzung begegneten, grüßte ich ihn. Er lüftete ebenfalls höflich den Hut und blieb stehen, als ob er mit mir sprechen wollte.

„Es ist sehr erquickend, in diesem Schatten zu wandeln," sagte ich und

berente sofort das doppeltsinnige Wort, welches leicht für Ironie gehalten werden konnte. Es war auch so.

„Sehr angenehm," entgegnete der Mann, „sehr angenehm hier. Sind Sie auch krank?"

Wer in aller Welt hat die Stirne, ja oder nein zu sagen auf die Frage, ob sein Geist normal gesund sei oder nicht? Indes hatte mich seine Bemerkung aufgeklärt darüber, daß ich es nicht mit einem Bediensteten der Anstalt, sondern mit einem Patienten zu thun hatte.

„Wer nicht krank ist, der wird es hier," sagte er und schlug mit mir dieselbe Richtung ein. „Sie verzeihen schon, daß ich mich Ihnen anschließe, ich vergehe hier vor Langweile. Der Arzt meint zwar, Langweile wäre Medicin, denn ich hätte mich seit Jahren geistig stark anstrengen müssen. Aber mich macht die Unthätigkeit krank und ich werde thatsächlich ein Narr, wenn sie mich hier noch lange festhalten."

So begann er vertrauensselig mit mir zu plaudern und schaltete dann ein: „Schon meine Mittheilsamkeit einem Fremden gegenüber muß Ihnen verdächtig scheinen, nicht wahr? Bedenken Sie doch nur, wie einsam man hier ist. Jeder von denen, die da umhergehen, hält sich unter lauter Narren für den einzigen Vernünftigen. Vielleicht mich ausgenommen, der ich selbst von meiner geistigen Indisposition überzeugt bin. Aber von allen Andern wie ein Narr behandelt zu werden, behagt mir doch nicht."

Ich suchte ihn darüber zu beruhigen, daß Nervenleiden, welchen man heutzutage überall begegnen kann, noch lange nicht Geisteskrankheit sei und daß die Nervenheilanstalt mit der Irrenanstalt zu verwechseln ein verhängnisvoller Irrthum wäre.

„Bei mir," sagte er nun leise und blickte auf den Boden, „bei mir mag es, offen gesagt, doch etwas mehr sein, als gewöhnliche Nervosität. Ich bin infolge einer Handlung hier, die so thöricht, so lächerlich, so unselig und dabei so außergewöhnlich war, daß ich es eigentlich Niemand verübeln kann, wenn sie mich in den Narrenthurm sperren. Ich weiß es aber, daß diese Handlung nicht die Folge der Geisteskrankheit, sondern erst die Ursache derselben gewesen ist. — Ich habe mich finanziell ruiniert."

— Ach, ein Speculant! dachte ich mir und war enttäuscht ob der Trivialität dieses Narren.

„Nicht etwa durch Börsenspiel oder andere geschäftliche Manipulationen," fuhr er fort, als ob er meine Gedanken errathen hätte, „Sie müßten sich die Geschichte nur von mir erzählen lassen."

Da immerhin noch ein Weilchen war bis zur Zeit, in welcher ich mit meinem Freunde, dem Vorsteher der Anstalt, sprechen konnte, so setzten wir uns Beide auf eine abgelegene Bank und er theilte mir die Geschichte mit. Er wurde dabei allerdings aufgeregter als es zweckmäßig gewesen wäre, doch war die Sache auch wunderlich genug.

„Ich bin" — so begann er — „von Beruf Architekt und war jahrelang beschäftigt in der Bauhütte des Herrn N. in Wien. Ich bezog einen guten Gehalt, den ich zum Theile meinem väterlichen Vermögen beilegen konnte. Auf Geld habe ich immer etwas gehalten, nicht etwa aus Wucher, sondern weil Geld die Ausreifung einer Individualität möglich macht. So war ich stets sparsam und trachtete dem Ziele zu, als materiell unabhängiger Mann meine Jahre verleben zu können. Plötzlich erkrankte ich an der Liebe. Die Krankheit nahm leider den schlimmsten Verlauf, ich heiratete. Sie sollen sich nicht zu beklagen haben, daß ich rückhältig wäre, Sie sitzen neben mir und ich sage Ihnen Alles. Sind Sie noch gesund, so können Sie an mir etwas lernen, aber machen Sie es klüger, als der Lehrmeister. — Meine Frau war ein schönes Weib, ist es noch heute, sagen die Leute. War

auch eine Bestie und ist es noch heute, das sollen Sie mir glauben. Die hat mich zugerichtet! Anfangs war ich schon außer mir, als ich sah, daß sie weder kochen, noch waschen, noch nähen konnte, noch sonst eine häusliche Arbeit verstand, wohl aber einen großen Aufwand machte. Ich gab ihr Geld, mehr in einer Woche, als ich im ganzen Monate auszugeben gedacht hatte. Je mehr ich ihr Geld gab, desto geschmackloser wurde ihr Anzug, desto zerfahrener wurde unser Hauswesen. Wollte ich der Verschwendung steuern, so hieß sie mich einen Knauser und Geizhals und quälte mich so lange mit der giftigsten Laune, bis ich wieder Geld gab, so oft und so viel sie verlangte. Für den Augenblick eine sich abgezwungene Zärtlichkeit war Alles, womit sie dankte. Wenn ich mit ihr allein sein wollte, nahm sie sich eine Gesellschafterin, mit welcher sie welsch parlierte und Romane von Zola las. Wenn ich spazieren gehen wollte, fuhr sie mit unnumeriertem Fiaker und wurde fast rasend, als ich ihr in Ermanglung eines solchen einmal vorschlug, sich eines Einspänners zu bedienen. Allen Vergnügungen jagte sie nach und kam abgehetzt und schlecht gelaunt nach Hause, um neuerdings Soireen, Concerte, Operetten u. s. w. zu planen. In Bezug auf unsere Wünsche und Anschauungen harmonierten wir nicht in einem einzigen Punkte. Und wenn ich einmal unvorsichtiger Weise eine persönliche Meinung aussprach, trat sie mir stets so roh und höhnend entgegen, so nervös aufgeregt verneinend, daß ich mich ein andersmal hütete und gar nichts mehr sprach. So wurde ich ihr natürlich langweilig und sie suchte sich andere Männergesellschaft, mit der sie öffentlich umgieng. Auf die Vorstellung, daß sie meine Ehre zu schonen habe, lachte sie mir ins Gesicht: Was die Männer sich erlauben könnten, darauf wolle sie auch als Frau nicht verzichten. Sie sei nicht gesonnen, ihre Jugend in dem Hause eines Philisters zu vergraben. Einen studierenden Bruder hatte sie, durch den ließ sie sich in Studentenkreise einführen, und wenn sie doch einmal zu Hause war, phantasierte sie von Commersen, Mensuren, und hatte alle technischen Kneipausdrücke und Saufsprüche im Munde. Sogar zu politisieren hub sie jetzt an, genau so klug, wie ein Burschenschafter. Die Suppe aber war versalzen und der Braten verbrannt. Die Magd stahl im Hause umher wie ein Rabe und war unbeschreiblich schmutzig und häßlich, denn die netteren und hübscheren hatte die vorsorgliche Gattin stets eine nach der andern verjagt. Ich hatte Alles versucht, um meine Frau zu überzeugen, daß wir auf solchem Wege dem Untergange zugiengen, ich war lange beharrlich und unerschöpflich gewesen an Güte und hatte manchmal sogar Tugenden an ihr gelobt, die gar nicht vorhanden waren. Es nützte nichts. Zog ich also andere Saiten auf, ward rauh und machte aus meiner Verdrossenheit kein Hehl mehr. Das benützte sie, um mich bei fremden Leuten als Haustyrann, als einen griesgrämigen unverträglichen Menschen hinzustellen, was ihr als Ausrede und Begründung ihres Benehmens wohl zu statten kam. Indes mochte sie aber doch manche Stimme gehört haben, daß sie die Ursache meines Mißmuthes sein dürfte, sie versuchte es also mit dem umgekehrten Verfahren, spielte sich aus als die liebende Gattin eines liebenden Gatten, schilderte unser Hauswesen überaus anmuthig, unsere Ehe als beneidenswert glücklich und überhäufte mich in Gegenwart Anderer mit Zärtlichkeiten. Da der Mann es natürlich nicht vermochte, dieselben zu erwidern, so stand er nun als hölzern und lieblos da und die Leute meinten, er sei einer solchen Frau nicht wert. Ich meinte das auch, nur im entgegengesetzten Sinne.

Eines Tages, als wir von einer Ballgesellschaft, in welcher sie sich

gegen mich besonders liebenswürdig gezeigt hatte, nach Hause kamen und sie nun wie gewöhnlich launisch, zänkisch und gereizt war, raffte ich den letzten Rest meiner Ruhe zusammen und sagte: „Trotzdem Du mit mir heute besonders artig gewesen bist, hast Du Zeit gefunden für einen Studenten, mit dem Du auf eine Weile aus dem Gesichtskreise entschwandest."

„Aus dem Gesichtskreis," entgegnete sie, „und was weiter?"

Das sagte sie in so unbefangener Weise, daß jeder Nichtfrauenkenner sie an Unschuld mit einem Engel des Himmels verglichen haben würde.

Ich forderte sie auf, mich zu verlassen. Nicht bloß für die folgende Nacht, sondern für immer mich zu verlassen. Ich sei nicht gesonnen, mein Leben an der Seite einer .... zu verlieren.

Ich hatte dieses höllische Wort bisher noch nie gebraucht und gedachte mit demselben eine mächtige Wirkung zu erzielen. Welch ein Irrthum! Sie that, als hätte sie es gar nicht gehört, und meine erzwungene Ruhe nachahmend, aber sich diesmal viel besser beherrschend, antwortete sie: „Nein, mein Lieber. Wenn Du es auf eine Scheidung abgesehen hast, so bedaure ich Dich. So wie zur Verheiratung Zwei sein müssen, so müssen auch zur Ehescheidung Zwei sein, die wollen. Ich will es nun aber nicht, ich will bei Dir bleiben, so lange Du lebst. Glaube aber ja nicht, daß das aus Liebe geschieht, denn Du bist mir Schnuppe, aber mein Auskommen will ich haben."

Mein Geld, meinen Erwerb wollte sie nicht entbehren, denn sie besaß kein Vermögen. Da ich sie schon einmal geheiratet, meinte sie, so müsse ich ihr auch eine sorglose Existenz geben, das sei jeder Mann seiner Frau schuldig. Der Mann sei da, um für seine Familie Geld zu erwerben, und ein Verächtling, der das nicht wolle!

„Wenn er das nun aber einmal nicht mehr kann und aller Rest verthan ist?" fragte ich.

„Nun, da wird man es keiner Frau verübeln können, wenn sie ihre eigenen Wege geht und Den, der nicht Mannes genug ist, ein Haus zu halten, seinem Schicksale überläßt."

Das war deutlich gesprochen. Mir that diese Aufrichtigkeit fast wohl. Ich wußte nun genau, was ich zu thun hatte, aber ich that genau das Gefehlte. Ich gab ihr kein Geld und gieng meine besonderen Wege, um mich zu zerstreuen und zu vergnügen. Das gelang mir aber nicht; mein Unglück war zu groß und die Gewohnheit zog mich immer wieder in das Haus zurück. Meine Frau machte Schulden über Schulden auf mich und wurde nun als Märtyrin angesehen, die ihr Haustyrann verhungern lassen wolle.

In dieser Zeit sah ich eines Tages die Ursache meines Elendes. Sie lag, wie ich glaubte, in meiner Arbeitskraft und in meinem Vermögen. Wäre ich arm und erwerbsunfähig, so würde ich dieses Dämons leicht los werden. Da kam mir ein Gedanke. Ich verabredete mich mit meinem Chef, der nun freilich in meine Verhältnisse eingeweiht war, auf eine Scheinkündigung, welche mir zu Beginn eines mehrwöchentlichen Urlaubes in das Haus geschickt wurde.

Ich stellte mich darüber sehr niedergeschlagen, allein meine Frau lachte und rief, das sei Blümel Blamel. Sie gehe aber nicht und ich würde schon wieder arbeiten. Einstweilen sei ja noch ein Baarvermögen da.

Nun begann ich die Komödie weiterzutreiben. Eines Abends, wenige Tage vor Weihnachten, machte ich zwei gleichförmige Paketchen. Das eine bestand aus zusammengefalteten Zeitungspapier und anderen wertlosen Briefschaften, das andere enthielt meine Wertpapiere. Das erstere steckte ich in die Brusttasche meines Rockes, das andere legte ich auf den Tisch hin

und lud meine Frau ein, sich davon zu überzeugen, wie groß mein Vermögen sei und daß es nicht ausreichen werde, uns Beide zu versorgen.

Sie wolle nichts sehen, war ihre Antwort, ich könne ihr ja doch eingestehen und verhehlen nach Belieben. Endlich — die weibliche Neugierde that ja auch das ihrige — machte sie sich dran, besah und zählte die Papiere und konnte ihre Ueberraschung nicht ganz verbergen über die Größe der Summe. Es waren an fünfunddreißigtausend Gulden.

„Ach Gott!“ rief sie, „das wird noch lange ausreichen. Nur Geizhälse können bei so viel Geld von Nahrungssorgen sprechen. — Da ich mein ganzes Vermögen in diesem Augenblicke in ihren Händen sah, gieng es mir eiskalt über den Rücken, ich stellte mich an den knisternden Ofen und sagte: „Du meinst also, mein liebes Kind, daß wir nun gemüthlich so in den Tag hineinleben werden? Ich hätte auch gar nichts dagegen, nur müßte unser Verhältnis ein anderes sein und ich an Dir meine Freude haben können. Ich will es Dir bald beweisen, daß ich persönliches Glück höher stelle als Geld, wie Du ja weißt, daß Du Alles von mir haben könntest, wenn Du ein braves Weib wärest.“

Damit trat ich an den Tisch, nahm ihr die Papiere aus der Hand, legte sie zusammen, band sie in das Paket und steckte solches in den Sack.

„Was nennst Du ein braves Weib?“ fragte sie, „eine dumme Person, die Deine Dienerin, Deine Sklavin sein will, die auf Alles verzichtet, um sich mit Dir in Deiner Höhle zu langweilen, die —“

„Es ist genug,“ unterbrach ich sie. „Du glaubtest bei mir ein Wohlleben führen zu können auf Kosten meines Glückes, meiner Ehre, meines Vermögens. Mein Geld allein hält Dich an mich, das hast Du mir selber zugestanden.“

„Und läugne es auch gar nicht!“ lachte sie überlaut.

„Ich will Dir aber beweisen,“ fuhr ich fort, „wie sehr ich Dich hasse.“

„Dieses Beweises bedarf es nicht,“ sagte sie, und bist Du mir auch erträglicher in Deinem Haß als in Deiner Liebe.“

„Lieber als mit Dir noch weiter leben, will ich bettelarm sein. — Hier, ins Feuer! ins Feuer!“ Mit diesem Rufe riß ich bebender Hand das Packet aus der Brusttasche und schleuderte es in den brennenden Ofen.

Sie stürzte herbei, um die Papiere der Glut zu entreißen, ich schleuderte sie weit über den Zimmerboden hin und stand am Ofen, bis die letzten Blätter sich ringelnd verkohlt hatten.

„So,“ sagte ich hernach ruhig, „nun ist unsere Scheidung vollzogen, mit der hoffentlich auch Du einverstanden sein wirst.“

„Er ist ein Narr! Ein Wahnsinniger!“ mit diesem Schrei begann sie laut zu wimmern und stürzte zur Thür hinaus.

Ich gieng in mein Zimmer und athmete auf. Nun war ich frei. Sie — mich hablos wähnend — wird mir den Rücken kehren und ich kann, wenn auch in trauriger Einsamkeit, mein Leben wenigstens mit Ruhe genießen. Denn daß ich nicht die Wertpapiere verbrannte, sondern das Scheinpaket, werden Sie schon geahnt haben. Um so leichter werden Sie die Ueberraschung, den Schreck, die Verzweiflung ermessen, die mich packten, als ich jetzt — indem ich die Wertpapiere in Verwahrung bringen wollte — sah, daß ich das Paket mit den wertlosen Zeitungsfetzen in der Hand hielt. Es war wirklich, wirklich! mein ganzes Vermögen hatte ich ins Feuer geworfen. — Noch merkte ich das Nahen einer Ohnmacht. — Ein grelles Hohnlachen weckte mich auf. Meine Frau stand vor mir, hielt wie triumphierend

das falsche Paket in die Luft und rief: „Ha! betrogener Betrüger! Dein Streich ist Dir wunderbar gelungen. Ich durchschaue Dich ganz und sehe, wie dumm Du bist! Du wolltest mich los sein und das Geld behalten, und anstatt dessen bist Du bloß Deines Geldes los. Recht geschieht Dir, Geizhals, Wicht! Ja freilich will ich auch jetzt noch bei Dir bleiben, was kann ich noch verlieren! Ich will den Gauch schon lieben, wie er es verdient und will es schon bekannt machen, wie edel er an mir handeln wollte und wie erbärmlich ihm seine That mißlungen ist." —

Mein Freund — fuhr der Erzähler gegen mich gewendet fort — wie ich jetzt dastand! Ein höllischer Mißgriff! Ich glaube, der böse Geist, von dem meine Frau besessen ist, hat sich auf einen Augenblick bei ihr beurlaubt, um mir die Hand zu führen. Mit einemmal meine Existenz zerstört! und obendrein von diesem Weibe beschämt zu werden! Von d i e s e m Weibe, dem ich eine heroische Handlung zeigen wollte, um es niederzuschmettern! So über alle Maßen verächtlich elend kam ich mir vor, daß ich — kaum sie wieder aus dem Zimmer war — meinen Revolver aus der Lade holte, um mich zu tödten. Er war nicht geladen, und bevor ich die Patrone hineinlegen konnte, waren schon die Nachbarn da, um mich an meinem letzten Werke zu hindern. Meine Frau stellte die Dinge grundfalsch, aber mit einer so unverschämten Ruhe dar, daß man ihr die Behauptung glaubte, ich sei leider schon lange für das Irrenhaus reif gewesen, doch sie habe sich nicht entschließen können, diesen traurigen Schritt zu veranlassen. Dabei stellte sie sich weinend und voller Sorgfalt für mich. Noch an demselben Tage bin ich gewaltsam in diese Anstalt gebracht worden. — Seither sind Monate vergangen, weiß aber immer noch nicht, ob ich ein Narr, oder bloß ein dummer Junge bin. —

Das war die Erzählung des Mannes, und, offen gestanden, als er mir mit den letzten Worten die Entscheidung anheimstellte, entschied ich mich für den dummen Jungen.

„Mir ist es nun auch ziemlich gleichgiltig, was ich bin und was aus mir werden wird," setzte er noch bei. „Mein einziger Wunsch wäre nur noch, dieses Weib in dem tiefsten Elende zu sehen, das es wahrlich verdient."

„Freund," sagte ich, „Sie sind eben auch einer der vielen Männer, die Gefahr laufen, durch ihre Frauen zu Grunde gerichtet zu werden."

„Ich b i n zu Grunde gerichtet!" rief er.

„Das noch lange nicht," war mein Einwand. „Sie sind noch jung, leicht wird es Ihnen gelingen, wieder Stellung zu fassen; das einzige Heldenstück, das Sie zu leisten haben, ist, dieses Weib zu vergessen. Der Haß und die Rachgier ist dazu aber nicht der rechte Weg. Diese Person wird ihrem Geschicke ja unvermeidlich anheimfallen, ob es heute oder morgen sein wird. Betrachten Sie es als geschehen. Denken Sie nie mehr an ein Wesen, das nicht einmal des Hasses würdig ist. Das Leben wird noch Glück für Sie haben. Nur gerade aus und ohne Winkelzüge, selbst wenn diese harmlos wären, sie taugen nicht. Für Ihre Vergangenheit meine Theilnahme, für Ihre Zukunft meinen Segen!"

Noch sprach ich so, als der Vorsteher gemeldet wurde und ich mich also von dem glücklosen Manne verabschieden mußte. Als die Angelegenheit meines Besuches geschlichtet war, kam ich natürlich auf den Architekten zu sprechen, dessen Bekanntschaft ich gemacht. Der Vorsteher theilte mir mit, daß der Mann aus der Anstalt demnächst entlassen werden würde. Doch könne er einstweilen nicht in seinen bisherigen Wohnort zurückkehren, denn das Weib lauere dort auf seine Zurückkunft und würde das

Zerstörungswerk an ihm fortsetzen. Es sei bereits in einer ferner gelegenen Stadt eine Stellung für ihn gefunden, wo er bei ruhiger Beschäftigung die innere Ruhe bald wieder finden dürfte. —

Um eine Erfahrung reicher kehrte ich zurück in mein Haus, und mein liebes, sanftes Weibchen anblickend, konnte ich erst recht nicht begreifen, wieso es möglich sei, daß in diesem holdseligen Geschlechte sich manchmal der Teufel bergen könne.

Eine, die ihrem Manne untreu werden will.

Ein Abenteuer auf dem Sonnwendstein von R.

Drei Wochen nach der Trauung war das Unglück fertig. Von zwei jungen Hammerschmiedleuten aus dem Mürzthale ist hier die Rede. Rupert hieß er, Clopatl sie — und verliebt, über alle Maßen in einander verliebt, wogegen als das beste Mittel die heilige Ehe empfohlen worden.

Drei Wochen nach der Trauung begann das Mittel zu wirken. Das Erste war, daß der Rupert eines Morgens den Kaffee als angebrannt bezeichnete. Als ob nicht jede Kaffeebohne angebrannt sein müßte! An einem weiteren Morgen war die Geschichte mit den Socken. Der Rupert fand im Bette und um dasselbe herum den zweiten Socken nicht, worauf die Clopatl folgende Bemerkung that: „Es ist ja 's Paar! Du und Dein Strumpf, das ist a Paar!" Auf Solches warf er ihr den einen Socken vor die Füße, fuhr barfuß in die Stiefel und gieng davon. Das Dritte war, daß er mit der Stemschlager Marianna liebäugelte. Ja geradezu liebäugelte am Kirchweihfeste im Wirtshause! an Seite seiner Frau mit der Trutschen liebäugelte! Sollen ohnehin einmal etwas miteinander gehabt haben, die zwei. Jetzt warteln sie, als ob die ehrlich angetraute Hausfrau gar nicht auf der Welt wäre! Und zu ihr, der Frau, eine versteinerte Gleichgiltigkeit. Er schaute sie ja die längste Zeit gar nicht an. — Das war zu viel. Frau Clopatl war das unglücklichste Weib auf Gottes Erdboden. In zornigem Stolze stand sie vom Wirtshaustische auf, gieng nach Hause und weinte die ganze Nacht. Sie hatte Zeit dazu, denn er kam nicht heim. Und als sie es sich ausmalte, wie im Laufe der Stunden, von Wein erwärmt, die alte Freundschaft der Beiden sich entwickeln konnte, der sie das Feld geräumt, kam in das Herz der armen jungen Frau jene höllische Pein, die mit keinem Leide der Welt vergleichbar ist.

Und als Rupert auch am nächsten Morgen nicht nach Hause kam und die Hammerschmiede stillstand, als sei heute Kirchweih wie gestern, hielt es die verlassene Frau nicht mehr aus. Alles zuckte und zitterte an ihr, das Haus ward ihr zu enge, ihr Leib war, als müßte er auseinanderplatzen vor lauter Wuth. Sie band ein Handbündel, nahm einen Stock und gieng fort. Es war nun Alles aus.

Sie gieng das Thal entlang. Sie zermarterte ihr Gehirn, was sie doch anstellen solle, um den Treulosen, diesen verhaßten Menschen genugsam zu strafen. Ueber ihre Abwesenheit freut er sich vielleicht nur, denn wenn die Katze nicht zuhause, so haben die Mäuse Kirchtag. Wenn sie

sich das Leben nimmt, so ist ihm das gerade recht, nimmt er die Andere. Sie muß sich anders rächen! — Nun hat sie's. Treulos will sie ihm werden, treulos! und es ihm dann zurufen: Eins fürs Andere! — Aber wie geht man das denn eigentlich an, seinem Manne treulos zu werden! — Den Handspiegel heraus. Wir sind ja das feine Gesichtel noch, das früher so begehrt war, wenn's überhaupt einmal feil gewesen wäre. Seit drei Wochen ist's nicht unfeiner geworden, im Gegentheil! Die Augen, in denen sich einmal ein Bräutigam gespiegelt hat, leuchten noch heller, brennen noch heißer und zünden leicht einen der Strohköpfe an, mit denen die Männer, diese sauberen Herren der Welt, umherschläukeln. — Es ist ja empörend, von der Laune eines Mannes abhängig zu sein, sich unter seiner Willkür wehrlos zu fühlen! Er erlaubt sich Alles. Wollen nun einmal sehen, wie es ihm taugt, wenn sich dasselbe Recht auch die Frau herausnimmt. Ja wohl, mein gestrenger Ehegemahl, Du leichtsinniger Lump! Man wird Dir nur einmal zeigen, daß Du Dir eine ebenbürtige Frau gewählt hast. Man wird Dir auch zeigen, daß Frauen Geschmack haben und sich keinen Schlechteren eintauschen, umgekehrt wie bei den Männern, welche der schönen jungen Frau die garstige Trutschen vorziehen! —

Unwillkürlich lenkten ihre Schritte einem Bahnhofe zu. Als sie am Schalter stand, fragte der Cassier: „Wohin?"

„Aber Gott, das weiß ich selber nicht," war ihre Antwort. Sie war planlos und voller Trotz.

„Nach Mürzzuschlag? Oder Semmering?"

„Ja, ja, auf den Semmering will ich."

Der Semmering ist ein Ort, wo man Abenteuer finden kann. Und Frau Clopatl sucht eins. Unterwegs kam sie in einem Rauchcoupé mit Viehhändlern zusammen. Das waren widerwärtige Gesellen; da hoffte sie auf dem Semmering schon etwas Angenehmeres zu treffen. Dort oben steigen gebildete Städter umher, besonders Wiener, die sehr lustige Leute sein sollen. Als sie jedoch auf der Station Semmering ausstieg, gieng es ihr da zu bunt zu. Menschen, so viele, wie auf einem Jahrmarkt; vornehme Wägen, die auf den glatten schneeweißen Straßen dahinrollten, als wär's auf Stadtpflaster. Clopatl war schon einmal in Graz gewesen; da auf hoher Alm und mitten im Walde war's nicht minder „herrisch." Es war ihr aber zu viel, und wenn der Rupert nachkommt und sie in der Menge findet, so ist das zu nichts; in der Einschicht, mit Wenigen, oder gar nur Einem soll er sie antreffen, damit er sieht, daß es ihr heiliger Ernst ist, ihm untreu zu werden. Jetzt fällt es ihr ein: auf den Sonnwendstein könnte sie gehen. Das ist der hohe Berg, auf dessen Spitze die weißen Steine liegen. Man hört ja, daß sie ein großes Gasthaus hinaufgebaut haben und daß es oft recht unterhaltlich umgeht in demselben. Ein altes Weib, das sie nach dem Wege fragt, gibt ihr mürrisch eine unverständliche Antwort; da eilt ein schlanker Herr hinzu, der trägt sich ihr zum Begleiter an auf den Sonnwendstein. Er gefällt ihr aber nicht, obwohl er fein „wie aus einem Schachterl" herausgeputzt ist, sein schwarzes Schnurrbärtchen aufgespitzt und sogar goldene Augengläser hat. „Schiagln thut er," und das kann sie nicht leiden. Sie gibt dem höflichen Herrn also etwas kernig zur Antwort: „Ich dank schön, brauch keinen Lichtlträger, will den Weg schon allein finden."

Und fand ihn in der That, denn der Weg ist nicht zu fehlen. Aber lang ist er, kein Ende nehmen will er durch den Wald hinauf, und wenn man so einen Berg von unten anschaut, glaubt man es gar nicht, daß er so hoch ist. Es ist ein stiller, reiner Herbstnachmittag; Frau Clopatl denkt

sich: Warum soll ich nicht einmal rasten? Wer jagt mich denn? — und setzt sich ins kühle Moos. —

An demselben Morgen war es gewesen, als in der Kaiserstadt ein junger Mann in den Prater ritt, um sich dort zu erschießen. Denn er war der Sohn eines sehr reichen Börsenmannes und hatte Alles schon genossen, was als begehrenswert auf dem Markte des Lebens zu kaufen ist. Nun war er übersättigt und langweilte sich so tödtlich, daß ihm ein kleiner Selbstmord die einzige pikante Zerstreuung schien, die er bisher noch nicht genossen hatte. Als er jedoch mitten in den stillen Auen vom Rosse gestiegen war, dieses mit einem Peitschenhieb davongejagt hatte und den Revolver an die Stirn setzte, fehlte eine Kleinigkeit. Es fehlte weder Pulver noch Blei, es fehlte nur das bißchen Muth, das dazugehört, um an dem Hahn den Finger zu krümmen. Er schlenderte daher den Revolver in den Sand und strich mißmuthig weiter, ohne auch nur die mindeste Ahnung davon zu haben, wie dieser Tag, der so unleidlich sonnenhell anhub, wieder todtgeschlagen werden sollte. Als der junge Mann — er war eigentlich ganz hübsch, sah aber gottlos verschlafen aus — über die Donaubrücke gieng und sein Auge zufällig den freundlich besonnten Leopolds- und Kahlenberg traf, fiel es ihm ein: ins Gebirge könnte er fahren. Im Gebirge ist manchmal noch ein Spaß zu finden. Eine halbe Stunde später saß er auf einem Eisenbahnzug der Südbahn. Zuerst wollte er für sich einen Salonwagen haben, da ein solcher aber nicht beigestellt wurde, so begehrte er in ein Nichtrauchcoupé dritter Classe einzusteigen. In einem Nichtrauchcoupé dieser Classe gibt es mancherlei Weibervolk. Und auch in diesem gab es solches, nämlich eine alte Großmutter mit einem jungen Kinde, das fortwährend schrie und sich nicht immer ganz sauber verhielt. Also stieg der junge Herr endlich wieder aus, und das war an der Station Semmering. Im Hotel aß er, freilich hübsch wählerisch, einen Theil der Speisekarte durch, und trank Sect. Nach dem Diner versuchte er es mit einer Cigarre, als sie ihm aber nach einigen Zügen zu Boden fiel, ließ er sie liegen. Dann blieb er auf seinem Sessel eine Zeit lang lehnen, die Beine gabelförmig ausgespreitet, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf an die Lehne zurückgelegt, die Augen zu und den Mund offen.

Am Nachmittag musterte er mit seinem Monocle die Gesellschaft, gähnte sie mehrmals an und schlürfelte dann davon. Er gieng den Hochweg hinein gegen die Almmatten und ein Weilchen später stieg er an gegen den Sonnwendstein. Zwei Almerinnen kamen vom Berge herab, er wollte mit ihnen ein Gespräch anknüpfen, trug aber in seinen Artigkeiten zu dick auf, so daß die beiden Landschönen kichernd davoneilten. Mißmuthig gieng er weiter, hatte aber eine Art von Ahnung, als ob dieser Tag, den er so absonderlich anfangen wollte, ihm auch etwas Absonderliches bringen müsse, so etwas, welches verlohnte, einen Tag länger zu leben.

Plötzlich sah er neben am Wege ein Weib liegen. Ein junges, pralles Weib. Es schlummerte süß wie ein Kind. Die runden Wangen waren roth, als habe ihm eben der Traum einen zärtlichen Antrag gemacht; die vollen Lippen bogen sich ein wenig aus, als dürsteten sie nach etwas. Dem Stadtherrn zuckte eine warme Flut durch die Adern. Weil er das schöne Bild anbetungswürdig fand, so kniete er daneben hin. In demselben Augenblicke erwachte Frau Clopatl, und da sie neben sich den fremden Menschen sah, sprang sie auf, ordnete rasch ihr Haar und stieg eilig aufwärts. Er gieng ihr nach und brachte Entschuldigungen vor, weil er sie etwa aus der Ruhe gestört habe. Er

habe sie schlafend gefunden und sich gedacht, er wolle bei ihr Wache halten, daß weder Thier noch Mensch sie unangenehm überrasche.

Daß der junge Mann eigentlich fein und hübsch war, so viel hatte sie schon gesehen. Daß sie am Rande des Abenteuers stand, mit welchem sie ihren Mann strafen wollte, schwante ihr. Sie würde sich dem fremden Mann sofort in den Arm hängen, daß er sie führe den steilen Berg hinan, wenn nur Rupert hinten drein wäre und es sehen könnte. Aber diesen gottlos gleichgiltigen Menschen falle es sicher gar nicht ein, ihre Spur zu verfolgen, so zärtlich sie auch von ihm träume, so oft ihr nur die Augen zufielen. Er verdiene es entschieden nicht, daß sie so viel Liebe an ihn verschwende, sie werde daher ihr Vorhaben durchführen.

In den Arm hieng sie sich dem feinen Herrn nicht; übrigens gieng sie ganz munter neben ihm her und ließ sich in ein Gespräch ein mit ihrem Begleiter.

Ob er etwa krank gewesen sei, weil er so blaß aussehe? fragte sie ihn.

Nein, er sei kerngesund, das Blasse komme nur von der Liebe, die alles Blut von den Wangen zu dem Herzen treibe.

„Da muß ich schon gar nicht verliebt sein," bemerkte sie, „denn mir steigt das Blut gern in die Wangen."

Bei den Frauen sei es auch in Ordnung so, meinte der Städter. Männer würden in der Liebe blaß, Weiber roth. — Von diesem geistreichen Ausspruche war er selbst überrascht. Er hatte niemals viel Gewicht auf das Geistreiche gelegt, das hat ein Mensch, wie er, nicht nöthig, aber der eben gesagte Witz freute ihn, weil solcher das junge Weib in der That noch röther machte, als es schon war.

Die Sache wurde ihr doch zu verfänglich, sie lenkte daher das Gespräch auf die schöne Aussicht, die sich vor den Wandernden allmählich aufgethan hatte. „Daß es doch gar so viele Berge gibt auf der Welt!" rief sie; noch besser gefiele ihr der Blick hinaus in das Flachland. Eine so schöne Gegend, wo Alles eben sei, habe sie doch ihr Lebtag nicht gesehen; dort möchte sie sein.

So solle sie mit ihm nach Wien gehen! schlug er vor.

Das sei ihr schon recht.

Er wolle sie heiraten.

Das sei auch gut gemeint. Das Heiraten sei den Weibsleuten niemalen zuwider.

Aber nur auf eine Weile.

Das sei sehr gescheit, sagte sie, es komme ja doch die Zeit, wo zwei Eheleute wieder auseinander wollten.

Er habe noch selten ein Mädel getroffen, bemerkte er, das zu seiner Schönheit auch noch so klug wäre.

„Wenn ich ein Mann wäre," sagte nun Frau Clopatl, „ich möchte kein kluges Weib haben. Schön ja, aber nur nicht klug."

„Und warum?"

„Weil ich von Keiner angeführt sein möchte. Die klugen Weiber lassen nichts auf sich sitzen, gar nichts. Wenn ihnen der Mann untreu wird, so werden sie es ihm wieder, und wenn sie einem Verliebten begegnen, so foppen sie ihn, heißt das, wenn er nicht gar zu nett ist."

„So werden wir heute im Hotel auf dem Sonnwendhof das Verlobungsfest feiern ....?" schlug er mit etwas unsicherer Stimme vor.

„Mit wem werde ich denn die Ehre haben?" fragte in gutbürgerlicher Höflichkeit Frau Clopatl.

„Ah so, wir haben uns noch gar nicht vorgestellt," lachte der Stadtherr. „Meine Name ist Arthur Hämberger."

„Ja, schön!" sagte sie.

„Und der Deine, mein Kind?"

„Den sage ich erst, wenn wir beim Pfarrer sind."

Arthur hatte nichts dagegen. Der Name thäte nichts zur Sache.

Unter solchen Gesprächen waren sie zur Höhe des Berges gekommen, wo ihnen das Hotel mit seinen grünen Fensterläden freundlich entgegenlachte. Der Frau Clopatl war recht sonderbar zu Muthe. Herr Arthur gieng ins Haus, um ein Zimmer zu bestellen. Er wählte eins der vornehmsten, mit rothsammtnen Möbeln ringsum und Putzenscheiben an den Fenstern. Die junge Frau stand draußen vor dem Thore und als der Hausknecht ihr das Handbündel abnahm, wandte sie ihr Gesicht ab, sie getraute sich heute keinem Menschen ins Auge zu schauen. Von einem offenen Fenster herab hörte sie die Anordnungen und Befehle, die oben Arthur in herrischer Weise dem Kellner machte; er schien nicht unpraktisch zu sein. Die Frau huschte um die Hausecke und stieg rasch die letzte Höhe hinan.

Dort setzte sie sich auf einen massigen Steinblock und blickte in die Gegend hinaus. Das tiefe Loch, das die Welt da unten hat! Sie schaute in die Adlitzgräben hinab. In fernster Ferne, wo Berge und goldige Wölklein ineinander verschwammen, gieng still und roth die Sonne unter. Im Mürzthale lag schon eine blaue Dämmerung und da war es ihr, als wehe leise und leise ein Glockenklang herauf aus diesem Thale, schier zu hören, als ob Einer rufen thäte: „Komm — heim! Komm — heim!" — Was jetzt der Rupert machen wird? Ob er noch bei der Trutschen sein wird, oder ob er daheim vor der Hausthür sitzt und auf die Straße hinschaut? Oder ob ihm nicht gar ein wenig bange ist nach seinem Weibe? Denn im Grunde ist er ein guter Bursche und wäre nur diese höllische Trutschen Schuld, wenn er auf Abwege käme. Klug ist es übrigens nicht, wenn ein Eheweib gleich so davonläuft, er kann sich kränken und die Trutschen wird lachen dazu. — Schau! sagte das junge Weib zu sich — wie ist die Welt so schön! Müssen denn die Menschen so arg sein aufeinander? — Und wie jetzt im Angesichte der großartigen Natur der heilige Abendfrieden war ringsum, da hielt Frau Clopatl ihr weißes Tüchlein vor das Gesicht und weinte.

Vom Hotel herauf im Gestein hörte sie Schritte. Das ist der Herr Hämberger. Frau Clopatl sprang auf, lief an den Felsen hin, flink wie eine Gemse, aber nicht gegen das Hotel, sondern auf der andern Seite hinab in den steilen, waldigen Hang. Sie eilte athemlos, als sei sie auf der Flucht. Es wurde dunkel, sie kam in das Dickicht von Fichten, sie durchbrach es und kam immer tiefer hinab. Da unten, dachte sie, müsse ja die Reichsstraße sein, was solle sie den langweiligen Weg über die Höhe hinaus machen, da hinab ist's am kürzesten, und sie mag auch keinem Menschen begegnen. Von einer Lichtung aus blickte sie zum Sonnwendstein hinauf, der sein Felsenhaupt emporhob in die schwindelnde Höhe. Noch bemerkte sie in der Dämmerung, wie auf der Zinne ein schwarzer Punkt sich hin- und herbewegte. Das war wohl der feine Herr Arthur Hämberger. So boshaft war sie aber doch, daß es ihr Vergnügen machte zu denken, wie sie heute zwei Männer aufeinmal gefoppt hatte.

Plötzlich hörte sie im Tannicht ein Geräusch, ein unheimliches Brüllen. Mehrere Rinder saßen und standen da und darunter ein schwarzer Stier, der mit dem Vorderfuß die Erde aufwühlte und schwerfällig, aber drohend auf die hilflose Frau zukam. Des Entsetzens voll schoß sie in das struppigste Dickicht hinein, zwängte sich in demselben mit unsäglichen Beschwerden vorwärts, wobei jeder Erlenast, jedes Brombeergeflechte ihr ein Stück Kleid vom Leibe reißen wollte. Dann kam sie in Moorgrund, in welchem sie bis an die Knie einsank, endlich stand sie vor einer Felswand. Jetzt konnte sie nicht weiter. Und so war sie allein

mitten in einem unbekannten Walde und in der finsteren Nacht. — Sie setzte sich auf einen hingestürzten Baumstrunk und sann nach, was jetzt zu machen sei. Aus der Tiefe drang manchmal der Pfiff eines Eisenbahnzuges herauf, auf einem der Baumwipfel krächzte die Eule. Jetzt fiel es der klugen Hammerschmiedin ein, daß sie sehr thörricht gewesen sei und daß ihr recht geschehe. Dabei ward ihr noch übler zu Muthe. Um aber Nutzen aus dem Nachtheile zu ziehen, nahm sie sich vor: Wenn ich noch einmal glücklich heimkomme, so will ich's anders machen. Nicht mit Trutz will ich meinen Mann an mich binden, sondern mit Zärtlichkeit. Dann mögen hundert Trutschen kommen, meinen Rupert kriegen sie mir nicht ab. Mittlerweile hatte sie sich etwas ausgeruht und nun versuchte sie es nochmals, einen Abstieg zu finden. Aber Gestrüppe und Gefälle und Schründe, dann wieder Felswände, es war nicht vorwärts zu kommen. Wenn ich hier sterben muß, dachte sie sich, so finden sie meinen Leichnam bis zum jüngsten Tage nicht. Dummer kann sich kein Mensch verlaufen. Fast überrascht war sie, wie jetzt eine ragende Masse vor ihr stand, welche sie allmählich als eine halbverfallende Halterhütte erkannte. Sie untersuchte den Bau von außen und von innen und da sich nichts Verdächtiges daran fand, verrammelte sie den Eingang und legte sich drinnen auf eine Holzbank.

Beim ersten Morgengrauen machte sie sich wieder auf die Füße und eine Stunde später war sie auf der breiten glatten Straße, die von Schottwien auf den Semmering führt. Nun ersah sie aber mit neuem Schrecken, wie sie zugerichtet war, und daß es in solchem Aufzuge nicht angieng, vor aller Leute Augen zu wandeln. Auf Seiten- und Umwegen kam sie in die Gegend von Spital. Hier wollte sie sich doch in eine Wirtsschenke wagen, um einen Imbiß zu nehmen, denn sie fühlte in ihrem Magen eine große Schäbigkeit. Jetzt stellte es sich aber heraus, daß sie kein Geld mit hatte. Das Geldtäschchen war im Handbündel, das ihr gestern im Hotel auf dem Sonnwendstein der Hausknecht abgenommen hatte. Frau Clopatl gieng daher nicht ins Wirtshaus, sondern hub ein paar Feldrüben aus, um sich daran zu laben. Kaum sie den ersten Biß in die süße Frucht gethan, hörte sie auch schon die unwirsche Stimme eines Bauers, er würde dem landstreichenden Gesindel bald beweisen, wem die Rüben gehörten! — Und pfiff seinem Haushund. Hastig warf die Frau Hammerschmiedin ihre Rüben von sich und eilte wegshin. Dem Orte Mürzzuschlag wich sie aus, indem sie ihren Weg hinter den Gansstein verlegte. In Langenwang hatte sie eine Freundin. Bei der mußte sie zusprechen, da half nichts mehr dagegen. Aber woher jetzt eine gute Lüge nehmen!

„Meine liebe Kathrin!" mit diesen Worten fiel sie der Freundin um den Hals, „erschrick nicht über mein Aussehen, es ist nicht so schlimm, als es scheint. Du wirst lachen. Ich habe eine Wallfahrt nach Maria-Schutz gemacht. Du weißt ja, wenn man heiratet, ist es so der Brauch. Jetzt hat mich auf dem Rückweg über den Semmering ein böser Hund angefallen, mir die Kleider zerfetzt, mich in die Stauden und in den Morast gejagt und davon bin ich so zugerichtet. Um tausend Gottes Willen bitte ich Dich, borge mir von Dir ein Gewand, daß ich heimgehen kann. Und vor Allem sei so gut und schenke mir einen Löffel warmer Suppe. — O Gott, diesen Wallfahrtsweg will ich mir merken!"

Trefflich konnte sie es. Wo etwas Schlimmes angestellt worden ist, da thut sich das Lügen von selber. Die Freundin war voller Freude und Geschäftigkeit, der Hammerschmiedin dienen zu können.

„Aber," sagte sie dann, als die

Frau Clopatl beim Kaffee saß. „so kommst Du jetzt von Maria-Schutz? Und warst nicht daheim gestern? Und der Rupert liegt allein in seinen Wunden?"

„In welchen Wunden?" fragte die Hammerschmiedin.

„Du thust ja, als wüßtest von nichts? Soll eine hitzige Nacht gewesen sein, die heurige Kirchweihnacht. Daß sie gerauft haben!"

„Gerauft? Wer? Das wäre sauber?"

„Wollt' mich wundern, daß Du davongehst, wenn so was ist!" sagte die Freundin Kathrin.

„Jetzt red' nicht so herum und sag's, was Du weißt!" rief Frau Clopatl und warf den Löffel weg.

„Der Steinschlager Marianna wegen."

„Der Trutschel wegen?"

„Sie soll über Dich was Unliebsames gesagt haben," erzählte die Freundin. „Darauf hätte dein Rupert gegengeredet, sie solle ihr Lugendorf (den Mund) hüten, und Du wärest bei der kleinen Zehe mehr wert, als wie sie — die Marianna — mit Haut und Haar."

„Hat er das gesagt, mein Rupert?" fuhr die Frau auf, „das hat er gesagt?"

„Nachher soll der lange Nantel aufbegehrt haben, das ist der Marianna ihr Gernhaber, und soll gegen Deinen Mann losgegangen sein; der hat sich gewehrt, un und so ist halt gerauft worden. Soll Einer wie der Andere sein Theil an den Kopf kriegt haben. Dein Mann soll gestern Vormittag zwar selber hineingegangen sein, sich aber gleich ins Bett gelegt haben."

Frau Clopatl war schon an der Thür. Ein kurzes „Dank Dir Gott!" und „Behüt Dich Gott!" und davon lief sie, die Straße entlang. Ihr war, als hätte sie Flügel an den Zehen, an jenen Zehen, wovon eine einzige dem Rupert lieber war, als die ganze Trutschel mit Haut und Haar!

Als sie nur mehr eine Viertelstunde weit von ihrem Dorfe entfernt war, stand sie still und horchte, ob in der Schmiede der Hammer klappere. Nichts. Todtenstille. — Schwerkrank! Sterben! — Ist gut, dann geht sie in den Hammerbach. Weil nur das Eine nicht ist, das Eine nicht. Daß sie auf dem Sonnwendstein nur keine Dummheit gemacht hat! Alles Andere sei, wie Gott will! —

Als sie gegen das Haus kam, sah sie, wie dort ein Mann mit der Holzaxt ein Brett behaute. — „Schreiner? Sarg? Maria, steh mir bei!"

Sie rief es laut, da wandte er sich um und sie erkannte den Rupert. Ein Tuch um das Haupt gewunden, hieb er ins Holz und rauchte dabei seine Pfeife. Ohne von seiner Arbeit weiter abzulassen, sagte er in munterem Tone: „Jetzt kommt Eine."

„Rupert!" rief sie ihm zu, „ist Dir besser?"

Er lachte auf. Anfangs hätte es wohl geklungen im Kopfbein, weiter nichts. Der Nentel dürfte Schlimmeres wissen."

„In Maria-Schutz bin ich gewesen!" log sie ihm vor, denn die Wahrheit war jetzt nicht am Platz. Es war ja plötzlich Alles zusammengebrochen, womit sie ihre Thorheit entschuldigen konnte.

„So," sagte er, „und mir ist heute das Wasserfloß schadhaft geworden. Nachmittags will ich den Hammer wieder anrichten."

„Und bin ich Dir gar nicht abgegangen?" fragte sie ihn halb zärtlich, halb lauernd.

„Warum?" fragte er entgegen. „Daß Du fort bist, habe ich gesehen, daß Du wiederkommst, habe ich gewußt."

„Und daß mir was sein könnt? Daß mir was geschehen könnt?"

„Da sei Gott vor."

„Wenn mich wüthende Hunde zerreißen, oder wilde Stiere aufspießen,

oder böse Menschen abfangen — ist Dir denn das gleichgiltig?"

„Das wäre mir schon nit gleichgiltig?" antwortete er ruhig, hackte und rauchte.

„Daß Du doch gar so trocken sein kannst gegen mich!" rief sie fast zornig. „Ich will auch manchmal ein liebes Wort haben. Andere Männer thun einem viel mehr Liebes an, als Du, der eigene Ehemann. Was würdest denn sagen, wenn ich mich einmal vergessen sollte und — Dir untreu werden?"

Er ließ den Arm mit der Axt sinken, blickte sie an und sagte: „Du untreu? Nein. Das kannst Du nicht, wenn Du auch wolltest. Dafür bist Du zu brav."

Sie sprang ihm an die Brust. Dieses Wort: Du kannst es nicht, Du bist zu brav! — Sie jauchzte hell. Sie fühlte es, daß alle Artigkeiten und Liebesbezeugungen der Welt dieses eine Wort nicht aufwiegen.

Er kennt sie besser, als sie sich selbst. Und sie hat ihn erst erkannt nach dem „Unglück," nach dem Abenteuer — drei Wochen nach der Hochzeit.

Das Mirakel auf der Waldhöhe.

Eine Geschichte aus dem Gebirge.

Man sähe es ihm nicht an, dem schlichten Kreuze auf der Waldhöhe, daß es so schöne Wunder wirken kann. Und noch dazu durch welche Mittel! Es ist beispiellos in der Geschichte der Mirakel.

Das Kreuz steht auf dem Bergsattel, wo der Weg vom pittoresken Ramsthale hinüberführt in den Alpencurort A. Es ist über zwölf Schuh hoch und hat drei Querbalken. Auf diesen Querbalken, von welchen der oberste kürzer ist als die unteren, stehen Zange, Hammer, Leiter, die drei Nägel und alle die Marterwerkzeuge der Kreuzigung, in Holz geschnitzt. Es ist für Uneingeweihte ein seltsam mystisches Zeichen, das im dunklen Waldfrieden unter hohen Fichten und finsteren Tannen fast gespenstig dasteht. Es ist eines jener „Wetterkreuze," welche die Bauern in den Alpengegenden auf Bergeshöhen aufzustellen pflegen und kirchlich einweihen lassen. So ein Wetterkreuz, wenn es richtig gebaut und geweiht ist, und wenn die Leute den richtigen Glauben daran haben, ist im Stande, im Sommer die Hochgewitter aufzuhalten und zurückzuschrecken, besonders wenn solche Gewitter gehext sind. Ein Wettersturm, der von Gott geschickt, wird selbstverständlich von Gott nicht aufgehalten werden, und weil — wie der Herr Kaplan zu Rams sagt — in der neuen, verderbten Zeit fast alle Wetterstürme von Gott kommen, um die Leute zu strafen, so wird natürlich auch das Wetterkreuz nichts dagegen ausrichten.

Daher genießt das Kreuz auf dem Waldsattel nicht mehr das rechte Ansehen; bei Tage geht man gleichgiltig an ihm vorüber, in der Nacht etwas befangen, weil gerade solche Bildsäulen, die sonst nichts mehr ausrichten, im Dunkeln noch gespenstern können. Das Kreuz steht auf dem kleinen Waldanger, es war ursprünglich roth angestrichen und dann über und über bewachsen mit grauen Flechten, hat dort und da auch Risse, in welchen

allerlei Würmlein kriechen; und von der Zange und dem Hammer nieder weben Spinnen an einem zarten Schleier, als hätten sie die Absicht, dieses Zeichen der spottsüchtigen Welt zu verhüllen.

Und ich bin mit den Spinnen ganz derselben Meinung. Die Menschheit hat in das Zeichen des Kreuzes so Vieles und Tiefes und Großes hineingelegt und aus demselben wieder herausempfunden, daß man es nicht profanieren soll. Es ist das Kreuz mit den zwei ausgestreckten Armen. Die Arme streckt aus, wer sich opferwillig selbst hingibt, die Arme streckt aus, wer die Welt umfangen will in Liebe. Ein Anderes aber, als das zweiarmige Kreuz von Golgatha, ist das sechsarmige — und mit dem nehme ich's nicht so genau, und von dem will ich also ohne Hehl darthun, was Absonderliches an ihm geschehen ist.

Eines Morgens — es war um die Mitte des Monats Mai — fand sich auf dem Stamme des Kreuzes, beiläufig in der Mannshöhe, ein weißes Blatt Papier angeklebt, auf dem etwas Gedrucktes stand. Gieng der alte Hirt Jochem vorbei, sah das Blatt und dachte: „Aha, da ist gewiß ein neuer Ablaß angeschlagen, der heilige Vater hat ja wieder einen Jubiläablaß herausgegeben, hab' ich gehört, weil's zum Beten ist, daß die Welt nicht zu Grund' geht. Und der Antichrist ist auch schon da, der Teuxel, der vermaledeite! So viel in Acht nehmen muß man sich jetzt, daß man nicht an was Falsches kommt. Aber der alte Jochem ist in der heiligen Religion alt worden und will den Glauben fleißig halten und trachten, daß er den Ablaß gewinnt. Sei schön gegrüßt!" — So dachte der Alte und damit stellte er sich auf die Zehen, machte einen langen Hals und küßte das weiße Blatt am Kreuzstamme. Erbauten Gemüthes schritt er dann fürbaß.

Bald nach ihm kam ein Anderer des Weges, der verstand die Kunst zu lesen und las vom Blatte, das der Vorläufer für einen Ablaßzettel gehalten hatte, Folgendes:

Anzeige.

Unterfertigter erlaubt sich, einem P. T. Publicum die ergebenste Anzeige zu machen, daß er vom 15. Mai d. J. ab im Curorte A., Brückengasse Nr. 7, vis-à-vis dem Cursalon, seinen neu etablierten Rasier- und Frisiersalon eröffnet hat. Prompte und aufmerksame Bedienung. Auch kauft Frauenhaare und empfiehlt ein großes Lager von Perrücken zu billigen Preisen, sowie vorzügliche Haarwuchstincturen

Wenzel Pupocziel,
Haarkünstler.

Und Dieser, der das Blatt gelesen, dachte nun: „Wenn der Balbierer sein Pflaster da hinaufpickt, so kann's der Handelsreisende auch thun," und klatsch war unterhalb des ersten Zettels ein zweiter mit der Ankündigung des Hoff'schen Malzextractes.

Allmählich rückten die Curgäste an, auch das reizende Alpenthal der Rams bevölkerte sich mit Sommerfrischlern, die schier jedes Haus und jede Hütte besetzten. In jenen Gegenden betet heute der Bauer nicht mehr um ein gutes Getreide- oder Futterjahr, sondern um ein gutes Sommerfrischjahr, und hat die verkehrte Welt auch das mit sich gebracht, daß der Städter den Bauer ernährt, statt umgekehrt. Nun, dieses Jahr wird wieder fruchtbar „und Stadtleut'," sagt der Klocher-Thomas in der Eben, „Stadtleut' gibt's heuer wieder so viel, daß man den Schludersumpf kunnt auspflastern damit. Schad', daß sie sich nit selchen lassen wie die Würst', hätt' man auch im Winter was davon!"

Die von der Rams machten immer Ausflüge hinüber in den Curort, und die Curgäste besuchten wieder gern das Ramsthal, somit war der Weg über den Waldsattel stets wohl belebt, und

auf der Höhe, im waldumstandenen grünen Anger hielten sie gerne Rast und war es oft ein gar munteres Treiben, das man hier in den Sommertagen treffen konnte. Und das Wetterkreuz auf dem Waldsattel, das war jetzt ein gar beredter Prediger geworden — und nicht etwa ein Prediger in der Wüste. Der Pfahl und die Querbalken waren vollgeklebt mit allerhand Placaten. Da zeigte der Hotelier „zur Stadt Paris“ an, daß bei ihm um 4 Uhr Table-d'hôte gespeist werde und zu allen Tageszeiten warme Küche bereit sei. — Ein Anderer machte auf seine Warm- und Vollbäder aufmerksam und empfahl gleich auch den Hühneraugen-Operateur. Hart daneben stand schon die Howe'sche Nähmaschine. Tiroler Volkssänger beehrten sich, zum Concert in der Villa Königsburg einzuladen. Der Kaufmann „zum weißen Kreuz“ hatte Dorsch-Leberthran, der Geldwechsler S. Rosenbaum Hamburger Lose, der Buchbinder den „Volksadvocat,“ eine Wiener Firma das unfehlbare Mittel für Lungenleiden, den Alpenkräutersaft, und Dr. Katzel seine Ordinationsstunden für geheime Schäden placatieren lassen.

Mit solchen und ähnlichen Anzeigen war das Wetterkreuz von unten bis oben, von links nach rechts und von rechts nach links beklebt. Es war ein drastisches Bild davon, wie merkwürdig in solchen Gegenden sich die alte und die neue Zeit berühren — mit Papier sind zwei Weltalter aneinandergefügt.

Zu Jenen, die von den gottlosen Sommerfrischlern nicht erbaut waren, gehörte die Frau Schrudel in der Rams. Sie lebte zwar von den Sommerfrischlern und Curgästen, aber das macht nichts, sie sind Juden und Heiden und das Beste, was man thun kann, ist, ihnen so viel als möglich Geld aus dem Sacke zu melken. Frau Schrudel, eine ältliche Frau, von der man sagte, daß sie einst schön gewesen, hatte den Sommer über in der Rams einen kleinen Milch- und Kaffeeschank eröffnet, und weil vor Zeiten der Prinz Karl einmal unter dem Lindenbaum vor ihrem Häuschen stillgestanden war und von ihrem Brunnen ein Glas Wasser getrunken hatte, so hatte sie ihre Schenke „zum Prinz Karl“ benamset und es klüglich laut werden lassen, daß in ihrem Hause weiland der hohe Herr gerne eingekehrt sei. Sie zeigte den Tisch, an dem er gesessen, die Schale, aus der er Milch getrunken, und das Lederbett, auf dem er sich nach den beschwerlichen Jagden ausgeruht hatte.

Das lockte die Leute und im Ansehen dieser Erinnerungen und im Anhören der interessanten Frau Schrudel tranken sie die wässerige Milch und den ranzigen Kaffee. Wenn die Stadtleute dann davon waren, bekreuzte die Frau den Tisch, an dem Jene gesessen, und bestreute die Tassen und Gläser, aus denen sie getrunken, mit Rübsamen, was das beste Mittel ist, etwaige im Hausgeschirr seßhaft gewordene böse Geister zu vertreiben. Daß auch im Gelde, welches die Stadtleute zurückgelassen, der böse Geist sitzen könnte, daran dachte sie nicht.

Nun war die Frau Schrudel auch anderer Sachen wegen gesucht. Viele Curgäste in A. hatten die Gicht und die Frau konnte die Gicht vertreiben. Eine vornehme Stadtdame, die in A. genesen, behauptete sogar, die Heilquellen in A. wären allmiteinander nichts, wenn die Frau Schrudel nicht wäre. Diese Wunderdoctorin schnitt den Gichtleidenden an verschiedenen Leibesstellen Haare ab, ebenso auch Nägel an Händen und Füßen, wickelte das zusammen in ein leinenes Läppchen und trug es mit sich davon. Man wußte nicht, was sie mit solchen Abschnitten machte, kein Mensch erfuhr es, aber nach kurzer Zeit vergieng die Gicht. Daß sie allemal wiederkam, dafür konnte die „Doctorin“ natürlich nichts.

So wurde Frau Schrudel recht

häufig in den Curort hinüber berufen, denn auch vornehme Leute können die Gicht haben — im Gehirne.

Eines späten Abends, als Frau Schrudel vom Berge gekommen war, wo sie Wachholderbeeren gesammelt hatte (die sie ganz besonders zu verwenden wußte), war ein Bote dagewesen, sie solle eilends, womöglich noch in der Nacht, in den Curort hinüber, die alte Frau Baronin Edel von Edelsingen leide so schauderlich an ihrem gichtischen Kopf, daß sie seit Stunden wie wahnsinnig schreie und schon etlichemale mit dem Kopf habe durch die Wand rennen wollen. So machte sich — obwohl ermüdet — die gute Frau auf den Weg gegen den Curort. Und — als ob sie selbst der Himmel für ihre christliche Bereitwilligkeit hätte belohnen wollen — als sie so in der Abenddämmerung auf dem weißen Sandweg des Ramsthales dahingieng, sah sie plötzlich vor sich ein kleines Ledertäschchen liegen, und als sie es aufhob und öffnete, entdeckte sie in demselben mit schauerndem Jubel drei große Geldnoten. Leider stak im Täschchen auch eine kleine Visitkarte mit dem Namen: „Julia Steininger, Beamtensgattin. Linz.“

„Das ist überflüssig,“ sagte Frau Schrudel fast laut vor sich hin, „das brauche ich nicht zu wissen.“

Aber sie wußte es denn einmal und schade, daß man solche Sachen im Kopf nicht auslöschen kann, wie ein Wort auf der Schiefertafel. Das Kärtchen hatte sie freilich zerrissen und in die Winde hingestreut, aber eine innere Stimme flüsterte ganz leise zwar, aber doch vernehmlich: Frau Schrudel — Julia Steininger, Beamtensgattin, Linz!“

— Ah, Beamte! Hohe Beamte! Solche Leute haben es ja, sonst könnten sie sich den Luxus nicht erlauben, in ein Bad zu gehen. Armen Leuten gebe ich etwas davon — bin ja selber ein armes Leut — und eine Messe lass' ich lesen. Eine Messe thut den Stadtherrschaften noth und ist mehr werth, als das ganze Geld. — Damit beruhigte sich die Frau und gieng nun den finstern Weg hinan gegen den Waldsattel. Es war ihr aber etwas unglatt und sie blickte im eiligen Gehen nach allen Seiten hin in das Gebäume und Dickicht. Die Luft roch nach Gespenstern. — Sie dachte an Lebendige und dachte an Todte und plötzlich — sie war noch Wache gestanden gegen derlei Gedanken — plötzlich schoß es ihr durch den Kopf: Es lebt ein gerechter Gott! — Hinunter mit diesem Einfall und Gebete darüber, Ablaßgebete, Almosen, heilige Messen...

Rasch kam sie empor gegen den Waldsattel, rasch und gebückt, denn zwischen den Wipfeln leuchteten die Sterne des Himmels nieder und der Frau Schrudel thaten die Augen weh. Sah es aber doch, als plötzlich eine Sternschnuppe fiel im weiten Bogen hin. — Wenn die Sterne vom Himmel fallen am jüngsten Tag! kam ihr jetzt zu Sinn, sie verjagte den Gedanken. — Und wenn die Posaunen schallen und die Todten auferstehen aus allen Grüften und Kirchhöfen der ganzen Welt! rief es in ihr. — Und wenn der Richter niedersteigt! Der Richter mit dem strahlenden Kreuze! — Jesus Maria, was ist das? stöhnte die Frau auf, denn vor ihr im finsteren Waldesgrunde stand das strahlende Kreuz. — Das Wetterkreuz, sie erkannte es ja sogleich, aber ein Licht gieng heute aus von diesem Kreuze, ein mondblasses, todtenfahles, wunderbares, schreckhaftes Licht!

„Herr, mein Gott, erbarme dich!“ ächzte die Frau, verhüllte ihr Gesicht und hastete wegshin gegen den Curort. —

Am nächsten Frühmorgen war es in der Gemeindestube des Curortes A.

gar lebendig. Zuerst kamen einige Bauern und beklagten sich, daß die Juden und Schächer mit ihren Anschlagzetteln das Wetterkreuz entweiheten auf dem Waldsattel.

„Ja nachher, da muß freilich die heilige Weih' verdorben werden, da!" rief einer der Bauern.

„Wenn sie was taugt, dann läßt sie sich mit Papier nicht verpicken!" redete der Gemeindeschreiber drein.

„Es gehört sich einmal nicht!" sagte der Bauer; „was man da Alles liest, auf unserem Wetterkreuz oben! Eine Schand' ist's! Die Augenapfelpest sollen sie kriegen, solche Leut'!"

„Wir werden Ordnung machen," versetzte der Bürgermeister, „wollen nachsehen lassen, ob jedes Placat auch seine gehörige Stempelmarke hat."

„Ist auch nichts mehr nutz, unser Bürgermeister," sagten die Bauern zu einander und giengen zum Pfarrer.

Nach den Bauern meldete sich im Gemeindeamt eine junge, blasse Dame und gab unter Schluchzen an, daß sie gestern ihren ganzen Geldbetrag verloren habe, den ihr Mann, ein Bezirksgerichtsadjunct in Linz, seit einem Jahre mühsam zusammengespart, um ihr den Curgebrauch in A. zu ermöglichen: drei Fünfziger-Noten in einem schwarzen Ledertäschchen.

Der Schreiber notierte es und versprach, das Möglichste zu veranlassen, den verlorenen Betrag zu ernieren.

Kaum hatte sich die Verlustträgerin entfernt, so trat Frau Schrudel ein. Sie sei die Frau Schrudel aus dem Ramsthal, Eignerin des Kaffeehauses „zum Prinzen Karl," berichtete die Frau etwas aufgeregt, sie sei eine christliche und ehrliche Person, sie habe unterwegs in den Curort diese Geldtasche mit dem Inhalt gefunden, sie übergebe sie so, wie sie selbe gefunden, dem Gericht, denn sie sei eine christliche und ehrliche Person. Wenn sich der Eigenthümer melde, so bitte sie um ihren gesetzlichen Finderlohn, vielleicht, daß er mehr gibt; und wenn sich der Eigenthümer gar nicht sollte melden, so hoffe sie, daß man der redlichen Finderin das Geld zusprechen werde, denn sie habe sich auf Geldgewinn niemalen verstanden und sei eine arme Haut. Treue und Redlichkeit sei ihr ganzer Reichthum. Aber oben auf dem Waldsattel habe sie heute Nachts ein Mirakel gesehen, vom Kreuz habe ein weißes Licht ausgestrahlt auf sie, weil sie den festen Willen gehabt, gefundenes Gut zurückzugeben, denn sie sei eine christliche und ehrliche Person und wolle als solche sterben.

Der Gemeindeschreiber hatte die Frau scharf angeblickt, und als sie unter nochmaligem Hinweis auf das strahlende Kreuz und ihre christliche Ehrlichkeit sich zur Thür hinausgedreht hatte, sagte der Schreiber zum Bürgermeister: „Wenn mich nicht Alles trügt, so scheint in dem Wetterkreuz da oben eine gute Weihe zu stecken, die sich durch Papier nicht verkleben läßt."

„Ein weißes Licht ausgestrahlt," sagte der Bürgermeister. „Ich glaub's, daß die weißen Placate heller leuchten, als das alte Holz."

„Wer ein böses Gewissen hat, dem können auch Friseur-, Table-d'hôte- und Concert-Annoncen Buße predigen," versetzte der Schreiber nicht uneben.

„Nun wollen Sie die Güte haben, das Geld sofort der Eigenthümerin zu vermitteln," sagte der Bürgermeister.

In den nächsten Nächten ergötzte sich ein Theil der Curgäste an dem Leuchten des mit Papier überklebten Kreuzes, dann ward es abgeschabt und mit hellrother Farbe neu angestrichen.

Als Frau Schrudel davon hörte, wie ihr Mirakel ausgelegt ward, schlug sie sich mit der Faust an die Stirn

und knirschte: „Den Kopf kunnt ich mir herabreißen! Jetzt habe ich zu meiner Ehrlichkeit noch den Spott!"

Aber es war ein Vortheil dabei. Der Frau Schrudel mehrten sich die Gäste. Nicht so sehr kamen sie, um die Schale zu sehen, aus der einmal ein Prinz getrunken, sondern vielmehr um zu schauen, wie eine Heilige aussieht, die verklärt worden durch einen himmlischen Lichtstrahl von Hamburger-Losen und Dorsch-Leberthran. R.

Der Burggräfler.

Ein deutscher Bauer in Südtirol.

Von Carl Wolf in Meran.

Dort, wo Vintschgau, das Thal der Venosten endet, wo die Etsch aus der Thalenge sich seinen Weg gebahnt und nun schäumend niederstürzt, vorbei an mächtigen Felsblöcken, vorbei an duftigen Obstgärten und Weinbergen, befindet sich das Burggrafenamt.

Der Kern des Burggrafenamtes ist der Curort Meran, von Tausenden aus allen Welttheilen besucht, nicht nur wegen seines Klimas, sondern auch wegen der mannigfaltigen Naturschönheiten, mit denen dieser reizende Erdenfleck ausgezeichnet ist. Gewaltige Felsgipfel, das wirkliche, echte Hochgebirge umfassen einen weiten Thalkessel. Wilde, schroffe Bergwände wechseln ab mit schön geformten Thalabhängen. Hoch oben die Bergspitzen in malerisch schöner Form, unten im Thalkessel die üppigste, südliche Vegetation. Da steht der breitblättrige Feigenbaum, da erglühen die prächtigen Blüten der Granate, die frühblühende Mandel, die milde Aprikose und sonstige Edelfrüchte aller Arten. Die weitästigen edlen Kastanienbäume, die Nußbäume, die hier jeder Pflege entbehren, zerstreuen sich längs den Wegen. Den Thalkessel, gegen Norden durch hohe Gebirgszüge geschützt, füllen die schönsten Obstänger und Weinberge aus. Hier kocht sich der Zuckerstoff der Traube, dieses angenehmste aller Meraner Curmittel, zur delicatesten Süße aus, und ungestört unter den wärmenden Strahlen der Sonne reifen die herrlichsten Edelfrüchte, die in alle Welt versendet werden.

Mit meiner Skizze will ich versuchen, dem freundlichen Leser den Bewohner dieses schönen Erdfleckes vorzustellen. Das Völkchen im Burggrafenamt ist aber auch der Beobachtung wert. Das Burggrafenamt ist der einzige Kreis im ganzen Land Tirol, in welchem sich die schöne, malerische Nationaltracht und die alten deutschen Sitten und Gebräuche erhalten haben. Und dies ist um so anerkennenswerter, als gerade in jenem Landestheil infolge des Curwesens und des großen Touristenverkehrs der Einwohner am ehesten Gelegenheit hätte, sich fremde Sitten und Gebräuche anzueignen und seiner alterhergebrachten Tracht untreu zu werden. Der Verkehr mit den Fremden hat aber auf den Burggräfler den allergünstigsten Einfluß ausgeübt, er hat seine Sitten, sein Auftreten verfeinert, ohne deßhalb, wie es leider in vielen Gegenden Tirols der Fall war, aus dem biedern Bauern einen lächerlichen Städter zu machen. Wenn sich auch in allernen-

ester Zeit eine leichte Abschwenkung von der reinen Nationaltracht unter den Burggräflern breit gemacht hat (die kurze lederne Hose wird nun leider häufig mit einer langen Tuchhose vertauscht), so würde sich doch jeder Bauer und jeder Bursche schämen, an hohen Feiertagen so verunstaltet die Kirche zu besuchen. Ich bin ein Feind aller Vereine in den Dörfern, die freiwilligen Feuerwehren ausgenommen, muß aber der Vereinigung der Kaiserjäger und Landesschützen-Reservisten die eine Anerkennung zollen, daß sie durch ihre öffentlichen Aufzüge u. s. w. viel zur Erhaltung der Nationaltracht beitragen.

Es ist tief zu bedauern, daß die Tiroler (?) Nationalsänger in einer Tracht alle Welt bereisen, die für ein Tingl-Tangl passend sein mag, welche aber kein rechter Tiroler Bursche oder ein ordentliches Tiroler Mädchen anziehen würde. Warum wählen diese Gesellschaften nicht die, ich möchte fast sagen, hochelegante Meraner Tracht?

Ein zierlich geformter Hut, spitz zulaufend, bedeckt den Kopf. Der Bursche trägt darum gewunden eine etwa 6—8 Meter lange hochrothe Schnur. Wenn er heiratet, entfernt er die Hälfte der rothen Schnur und ersetzt sie mit einer grünen; wird ihm das erste Kind geboren, entfernt er die rothe Schnur ganz, muß aber hiezu oft scherzhaft ermahnt werden. Den Hals umspannt in weiten Schlingungen ein florartiges, schwarzseidenes Tuch, und an dem eigenthümlich geschlungenen Schlußknoten ist der echte vom verkleideten Bauern leicht zu erkennen, da der Handgriff hiezu dem Städter meist nicht bekannt ist. Das Wort „Hemd" bedeutet beim Burggräfler Rock oder Joppe. Das Hemd hingegen wird „Pfoat" genannt. Ueber die „Pfoat" trägt er eine hochgeschlossene rothe, an Werktagen dunkelblaue Weste („'s Leibl"), darüber kommen die breiten grünseidenen Hosenträger; der Bewohner des Mittelgebirges trägt lederne Hosenträger. „'s Hemd" (die Joppe) aus im Hause gewebtem, braunem, ungemein dauerhaftem Loden, reicht etwas über die Lenden, ist ohne Kragen, innen mit rothem Wollstoff gefüttert, und vorne mit breiten, rothen Umschlägen versehen. Die Hosen lassen die Knie frei und sind aus Bockleder, mit rothen Schnüren besetzt. In der Hosentasche trägt jeder Bauer ein breites, vorne umgebogenes Messer (den Reber, Rebmesser). Die Waden umschließen weißwollene Strümpfe, die oft in den schönsten kunstvollsten Modellen gestrickt sind und unter dem Knie mit dunkelvioletten, halbseidenen Bändern gebunden werden. Der Bauer trägt entweder niedere Schuhe, welche die Knöchel frei lassen, oder bei festlichen Anlässen solche bis an die Zehen ausgeschnitten, mit feinem rothem Leder und weißen Pfauenfedern ausgenäht. Ein Kunstwerk ist der breite Ledergurt, in den schönsten Figuren, auch mit Pfauenfedern gestickt, meist mit dem Tiroler Adler und den Anfangsbuchstaben des Besitzers geschmückt. Der Hut wird nur dann mit Federn geschmückt, wenn der Mann als Schütze ausrückt.

Die Frauen und Mädchen tragen die Haare glatt, ohne Theilung zurückgekämmt und die zwei Zöpfe in Form eines Achters um eine breite silberne Nadel gewunden. Ein knappes, meist dunkles Mieder umspannt den Oberkörper, und die Schultern bedeckt ein schönes, buntfarbiges Seidentuch mit langen Fransen. Der Rock ist in unzählige Falten gelegt. Die weite Schürze, meist hellblau oder sonst von lebhafter Farbe, deckt den Vordertheil des Kleides in der gleichen Länge. Im Sommer gehen die Weiber in weiten bauschigen Hemdärmeln, die bis an den Ellbogen reichen und dort mit einer breiten Spitze besetzt sind. Im Winter tragen sie darüber einen „Tschoap" (Taille) aus dunkelbraunem oder schwarzem

feinem Tuch, mit weiten bauschigen Oberärmeln.

Die Kleidung der Männer ist Winter und Sommer dieselbe, nur wird bei großer Hitze die Joppe einfach nicht mitgenommen und unternimmt der Burggräfler oft sogar kürzere Reisen in Hemdärmeln. An Wochentagen tragen die Männer immer eine weiße Schürze mit einem „Brustig" (Brustlatz).

Findet man unter den Mädchen wirklich hübsche Erscheinungen, von der hellsten Blondine bis zur dunkeläugigen Brünette, so sind ausgesprochen schöne Männer unter den Burgaflern sogar vorwiegend. Meist von hoher Gestalt, gerader schöner Haltung, mit kühn gebogener Nase, sprechenden Augen unter der hohen Stirne.

Der Bauer ist höflich und zuvorkommend mit dem Fremden, ohne jedoch die geringste Unterwürfigkeit zu zeigen. Er ertheilt eine gewünschte Auskunft mit wenigen, aber bezeichnenden Worten. Sein Charakter ist fast durchweg ein ernster, ruhiger. Selten wird man den Mann hell und munter auflachen hören, selten wird ein Bursche ein Liedchen anstimmen, jodeln oder jauchzen.

Die Mädchen sind aber um so sangeslustiger, und es finden sich in der Umgebung von Meran Altstimmen von einer wunderbaren Klangfärbung in der Tiefe. Munter und fröhlich klingen ihre Lieder bei der Feldarbeit über Berg und Thal.

Ist der Bursche auch kein Sänger, so ist er doch ein großer Liebhaber der Musik. Da ist im ganzen Burggrafenamt kein noch so kleines Dörfchen zu finden, welches nicht seine eigene, gutgeschulte Blechmusik hat. Oft stundenweit laufen die Burschen zu den Proben und üben sich nach Feierabend noch fleißig zu Hause. Man findet unter diesen bäuerlichen Musikern oft ganz überraschende Kenntnisse in der Musik. In der Gemeinde Gratsch z. B. ist ein gewöhnlicher Bauernknecht Kapellmeister einer achtzehn Mann starken Musik, der leichtere Tonstücke aus der Partitur mit ganz richtiger Berechnung der ihm zur Verfügung stehenden Kräfte arrangiert. Im dichten Kreis umstehen dann bei Productionen die Gemeindeangehörigen die Kapelle und lauschen den Klängen.

Die hervorragendsten Tugenden des Burggräflers sind aufrichtige Frömmigkeit ohne jede Heuchelei und eine große Liebe zu seinem Vaterland. Bei allen Anläßen, in welchen es galt, mit dem Stutzen in der Hand einzustehen für Kaiser und Reich und für das geliebte Tirolerland, waren die Burggräfler immer voran. In jener traurigen Zeit, von welcher Julius Mosen im Andreas Hofer-Lied singt: „Ganz Deutschland lag in Schmach und Schmerz," bildeten die Burggräfler, besonders als gute Schützen weitum bekannt, die Kerntruppen des Landsturms. Welch' ein trockner Patron sonst der Burggräfler ist, bemerkt man am meisten, wenn zwei Leute zusammenkommen, die sich vielleicht schon lange Zeit nicht mehr begrüßt haben. Sie nennen sich einfach gegenseitig bei ihren Vornamen und reichen sich die Hände, ohne jeden Druck, ja ohne sich nur richtig anzufassen. Diese Gelegenheit wird vielleicht auch dazu benutzt, das fingerhutgroße Pfeifchen mit einem Tabak zu stopfen, der ein radicales Mittel gegen die Zudringlichkeit der Mücken ist. Er klopft den Deckel des Pfeifchens entweder an den großen Nagel seines linken Daumens, oder an das gedrechselte Heft seines Messers, welches aus der Hosentasche herausschaut, um die Asche zu lockern. Dann stopft er mit vieler Umständlichkeit den Tabak, nimmt ein Feuerhölzchen zwischen Daumen und Zeigefinger und schlägt es an die rauhe Seite seiner Zündholzbüchse, eine Bewegung, die ihm von dem Feuerschlagen mit Stahl und Stein noch geblieben ist. Das Gespräch besteht

aus lauter kurzen Sätzen und Bemerkungen mit langen Zwischenpausen. Dabei sehen sie sich nicht ins Gesicht, sondern betrachten angelegentlichst die Vorübergehenden oder die Umgebung. Mit einem kurzen: „Joa, loß diar fein Zeit," worauf der andere vielleicht entgegnet: „Schun recht" oder „ah sou viel" scheiden sie. Eine Sonderbarkeit des Burggrafenamts bleibt der Gruß immer. Guten Tag, guten Morgen oder dergleichen hört man selten; fast immer aber: „guten Appetit," „schau bald zen Mittag," „ist die Marend (Jause) schon vorbei?" u. s. w.

Vorübergehende muntern die Arbeiter etwa nicht zum Fleiß auf. „Seid's nit zu fleißi" grüßt man, um zur Antwort zu bekommen: „Sell ist leicht zu verbiat'n." Besonders Höfliche rufen auch noch dem Wanderer nach: „Fein Zeit g'loß'n."

Meint der Burggräfler wirklich den Hut abnehmen zu müssen, so thut er dies mit aller Vorsicht, indem er sich zu gleicher Zeit hinterm Ohr kraut, um im Falle der nicht nöthigen Höflichkeit das Abnehmen des Hutes auf diese Beschäftigung zu beziehen. Er will sich unter keiner Bedingung blamieren, darum fragt er z. B., wenn er eine Buchhandlung betritt: „Kalender hobt ös kuane?" Wird ihm diese Frage nun selbst gegen seine Erwartung verneint, so meint er: „Sell hou i miar sist schun denkt."

Liebschaften werden mit einer ungeheuern Vorsicht und so geheim wie nur möglich angeknüpft und unterhalten. Die Zusammenkünfte finden wie zufällig auf Feldwegen statt. Es werden dabei nicht viel Worte gemacht, höchstens daß der Bursche als ein Zeichen seiner Erregung etwas krampfhafter raucht. Viele Jahre verkehre ich schon unter diesen Leuten, kann mich aber nicht erinnern, je einmal gesehen zu haben, daß ein Bursche ein Mädchen küßte. Führt ein Bursche seinen Schatz auf ein Tanzvergnügen, so steuert er, das Local betretend, in gerader Linie auf den ihm passend erscheinenden Tisch zu, bestellt eine Halbe rothen Wein und wenn er recht fein auftreten will, für sich eine Virginier Cigarre. Mit dem ersten Geigenstrich fängt er an zu tanzen und hört mit dem letzten auf. Krampfhaft kaut er an seiner Cigarre, immer den Hut auf dem Kopfe, die Joppe aber, wenn ihm zu warm wird, ausgezogen. Bei Beginn des Tanzes überreicht ihm das Mädchen ein weißes Taschentuch, welches er als Unterlage für seine Hand benützt, um seiner Tänzerin den „Tschoap" nicht zu beschmutzen. In der Ruhestunde bestellt er „a Bratl," welches sofort in kleine Stücke aufgeschnitten wird, wobei ihm das Mädchen scheinbar gleichgiltig, aber doch mit wässerndem Munde, zusieht. Die Burschen wechseln höchst selten mit ihren Tänzerinnen ab, haben jedoch eine Ausdauer, die für die Herren unserer Bälle als Muster gelten könnte. Am frühen Morgen verläßt er den Platz und weiß sich mit seiner Schönen so geschickt unter die Kirchengänger zu mengen, daß kaum Jemand etwas von der durchschwärmten Nacht merkt.

Im Hause leben die Leute sehr friedlich. Die „Weiberleut" bessern den „Manderleutnen" allerlei an der Kleidung aus und waschen ihnen die Wäsche. Dies vergelten die Männer wieder mit allerlei Reparaturen am Hausrath, mit dem Benageln der Schuhe und dergleichen. Die Hauswirtschaft führt immer die Bäuerin in eigener Person. In der Früh kommt „Supp' und Muas" als „Formeß" (Frühstück). Um 8 Uhr ein halber Liter Wein, bei schwerer Arbeit zum Brod auch Käse. Das Brod, dem Zwieback nicht unähnlich, wird meistens im Hause auf ein Vierteljahr im Vorhinein gebacken. Zu Mittag spielen die Knödel und geselchtes Fleisch eine große Rolle. An Feiertagen kommen unheimlich große Mas-

sen Schweinebraten auf den Tisch, je fetter dosto lieber. Selbstverständlich fehlt der Wein nicht. In der warmen Jahreszeit beginnt jede Mahlzeit mit Salat, der allein, ohne Brod verzehrt wird. In Passeier ist es dabei Sitte, daß die Männer sich einer zweizinkigen Gabel bedienen, die meistens hinter dem Tisch an der Wand steckt, während die Weiber eine fünfzinkige verwenden — die Hand nämlich. „Grünes Fleisch“ (frisches Rindfleisch) kommt selten auf den Tisch. Zur Janse folgt wieder ein tüchtiger Krug Wein mit Brod und Käse. Kommt dann zum Abendessen eine mächtige Schüssel mit Gerstensuppe auf den Tisch, so steckt wohl der Bauer oder der große Knecht schmunzelnd seinen Löffel hinein, der dann in dem dicken Brei aufrecht stehen bleibt. Nach der Meinung des Burggräflers muß in der Suppe „eppes drin“ sein.

Die zahlreichen Fasttage werden pünktlich gehalten. Es wird kein Fleisch gegessen, dafür aber desto mehr „Küchl, Strauben, Köstensupp“ (Kastaniensuppe) und dergleichen. Eine große Rolle in der Fastenzeit spielen der Stockfisch und die Anguilotti. In der letzten Fastenwoche nicht wenigstens einmal Anguilotti auf den Tisch zu bringen, wird kaum eine Bäuerin wagen. Sie würde vielleicht vom großen Knecht die Bemerkung einstecken müssen: „Sell muaß gleim sein mit 'n Baur, wenn 's schun af Angalott'n nimmer glongt.“ Die Knechte und Mägde halten, was die Küche anbelangt, ungemein fest am Althergebrachten.

Alte Sitten und Gebräuche werden überhaupt streng aufrecht gehalten, so z. B. bei einer Hochzeit. An diesem Ehrentag liebt unser Bauer den ganzen Tag zu essen und zu trinken. Die Trauungen finden meistens um 9 Uhr Vormittags statt und Abends kann man noch die ganze Gesellschaft munter käuend an frischem Braten, der den ganzen Tag über in der Küche schmort, beisammen finden. An Vorabenden von Hochzeiten knallen die Burschen im Dorf mit ihren langen Peitschen um die Wette. „Die guate Zeit ausschnöll'n“ (knallen) nennen sie den Brauch, mit einer zarten Anspielung auf den angehenden Pantoffelhelden. In aller Frühe wird mit Pöllern geschossen, je mehr desto größer die Hochzeit. Der Bräutigam und die Zeugen tragen „Zitterbusch'n“ (= Blumenstrauß) auf den Hüten und die Braut mit den Brautjungfern weiße Kränze. Bei der Hochzeit wird, wenn der Schweinebraten mit Kraut auf den Tisch kommt, der Braut der Kranz abgenommen.

Spielt die „Kost“ (das Essen) bei der Hochzeit eine große Rolle, so ist dies nicht minder bei Sterbefällen.

Am „Schiedungläuten“ (Trauergeläute) kennt man, ob ein Mann oder Weib gestorben ist. Beim Mann fängt die große Glocke, beim Weib die kleine an, und allmählich fallen die anderen ein. So lange der Verstorbene auf dem „Rechtbrett“ (Paradebett) liegt, werden die Armen, die ihre Andacht zu verrichten kommen, mit Salz beschenkt. Ist dann die Zeit der Beerdigung herangekommen, erscheinen die „Toat'ufroa“ (Todtenfroh; sie freuen sich am Tod, der Verdienste halber), und die Beerdigung geht von statten. Der beste Freund, beim Weib die beste Freundin, geht mit einer brennenden „Latscher“ (Laterne) voraus. Es ist dies ein Liebesdienst, den sich gute Freunde bei Lebzeiten schon gegenseitig versprechen. „Thuast miar außi zünd'n, gell G'votter,“ heißt die Abmachung. In langen Reihen folgen hinter dem Sarg Männer und Frauen, die Verwandten mit brennenden, dünnen Wachskerzen.

Dem Begräbnis folgt ein Trauergottesdienst und hierauf der „Pitschen“ (Trauerschmaus). Ist derselbe im besten Zug, so erscheint der Todtengräber; Alle knien dann hinter den Tischen, auf welchen die vollen Weinkrüge stehen, nieder und beten, zur

Erleichterung der armen Seele im Fegfeuer sieben Vater Unser.

Erscheinen die Männer bei einem Begräbnis in der schönen Nationaltracht, so kommen sie bei hohen Festen in förmlicher Gala. Die Burschen alle mit einem frischen „Nagelebusch'n" (Nelkenstrauß) auf dem Hut und die Stutzer noch extra mit einer Nelke oder „eppes Schmeckets" hinter'm Ohr. Der Burschen höchster Stolz ist, die riesige Fahne bei der Procession mit einer Hand zu tragen, wozu schon eine schöne Kraft gehört. Eine hübsche Sitte ist das Fahnenschwingen, jedenfalls aus dem Mittelalter herübergebracht, da auch die Form der Fahne jene der alten Kriegsknechte ist. Der Fahnenschwinger trägt hiebei nicht die braune, sondern eine violette Joppe und statt des breiten Ledergurts eine rothe seidene Schärpe. Ein dichter Kreis umsteht den Künstler, denn eine Kunst ist das Fahnenschwingen, ohne selbe zu verwickeln, oder nur den Boden zu berühren. Ebenso muß der Fahnenschwinger, trotz der verschiedensten und schwierigsten Variationen, immer genau auf demselben Platz stehen bleiben. Der Fahnenschwinger trägt die Fahne nie selbst, sondern hat hiezu einen „Pagen."

Neben dem Fahnenschwinger ist im Dorf der „Saltner" (Weinhüter) eine gewichtige Person. Sein Costüm ist so phantastisch, daß er von Fremden schon mehrfach für einen Räuber gehalten wurde. Sein Hut ist über und über geschmückt mit Federn und Fuchsschwänzen. An dem ledernen Koller reichen die Aermel nur bis zum Ellbogen am Unterarm; von da an sind sie mit Riemen an der Joppe befestigt. Die Waden umspannen lederne Kamaschen, an der Brust hängen an Kettchen eine Menge von Eberzähnen, sonst ist die Tracht die gewöhnliche. Seine Bewaffnung ist eine Pistole und eine mächtige Lanze. Wenn er seinen Dienst antritt, thut er sich in seiner Hut „einschießen." (Er feuert in seinem District eine Menge Schüsse ab.) Dann geht er zu den Bauern, deren Felder er zu bewachen hat, „sich unsog'n" (anmelden). Die Wachsamkeit des Saltners wird oft geprüft, indem der Bauer einen Zaun einreißt, den der Saltner mit Weiden, an welchen er zum Zeichen seiner Arbeit das Laub läßt, wieder aufbindet. Wie der Saltner die Verköstigung auf den einzelnen Gehöften hat, so findet er auch auf denselben immer offene „Riegl," wenn es ihm einfällt zu „fensterln," und man behauptet, daß dies bei den Saltnern oft vorkommt. —

Am Dreikönigabend wandert der Bauer mit zwei Knechten über die Felder, um „Dreikönigwasser" aufzuspritzen gegen Hagel und Ungewitter, und als Zeichen dieser frommen That bindet er an den Eckpfahl der Feldmarkung einen zierlich gebundenen Strohwisch, oder auch einen Buxzweig.

Am ersten Sonntag im Mai knallen die Hirten an allen Enden und Ecken mit den Peitschen. „Butteraus-schnöll'n" nennen sie es und holen sich den Lohn in Form von Wein bei der Bäuerin. Und nun werden die Vorbereitungen gemacht zum Auftrieb auf die Alpe. Der zukünftige Senner läßt ganz entgegen der allgemeinen Sitte den Bart stehen, schmückt seinen Hut noch mit einigen Metern „Pfos" oder „Schmitz" (äußerste Ende der Peitsche) und nagelt sich seine Schuhe. Die Bäuerin richtet Mehl, in welches sie heimlich ein Amulet steckt — vielleicht dasselbe, welches der Sprößling den ganzen Winter in der Wiege hatte — um es „ergiebiger" zu machen. Dann werden „g'weichte Palmkatzln" gegen Ungewitter und sonst allerlei eingepackt.

Ein großes Vertrauen hat die bäuerliche Bevölkerung auf das Wetterläuten. Da sind in der Umgebung Merans einzelne Glocken, die einen großen Ruf haben, und vertrauens-

voll kann man den Bauern sagen hören: „Ja wenn die große Marlingerin und die Algunderin zusammenhelfen, könnt' man's noch d'errichten" (erwehren). Der Meßner mit seinen Knechten läutet mit aller Kraft, und wenn sie ihnen auszugehen droht, schellen sie mit der Zügenglocke (Sterbeglöcklein) um Hilfe, die ihnen auch von den Bauern gerne beigestellt wird. Im Herbst, wenn er dann als Lohn seinen Wein bei den Bauern einsammelt, meint er schmunzelnd: „Ha, in Joggestog (Jakobitag) hatt'n miar's bold nimmer dermocht. Aber nochgeb'n, sell nia!"

Wenn es hagelt, wird ein Schauerstein ins Feuer geworfen, dann erleidet die Hexe, bis das Eis zergangen, die gräßlichsten Qualen.

Erkrankt Jemand im Hause, so wird er ins Bett geschickt und die Bäuerin bringt eine dunkelblaue Flasche mit „Goferawosser" (Gampherstücke in Wasser angesetzt). Greift dieses Mittel nicht an, schickt man zum Viehdoctor, der nun seine Cur beginnt. Geht's dem Kranken schlechter, wird der Arzt zu Rath gezogen, welcher aber in allen Fällen den kürzeren zieht. Wird der Patient gesund, sagt man, daß der Viehdoctor eben schon tüchtig vorgearbeitet hat. Muß aber der arme Teufel ins Gras beißen, ruft Alles entrüstet: „Sell hon i miar g'schwing gedenkt, mit an Stodtdocter geat's nit. —"

Diese treffliche Schilderung der „Burggräfler" entstammt der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines (München 1888). Wir fügen derselben freudigen Herzens die Bemerkung hinzu, daß die meisten der darin geschilderten Sitten und Gebräuche bis an die östlichsten Ausläufer der Alpen gehen. Mundart und Lebensweise der Burggräfler erinnert lebhaft an das Volksleben in Salzburg, Oberösterreich und Steiermark. Wir ziehen daraus den Schluß, wie eins und einig das Bauernthum der österreichischen Alpen ist. Ein inniges, von unseren deutschen Voreltern geflochtenes Band ist es, das uns zusammenhält von der Donau, der Mur bis zur Etsch, bis an den Rhein. Dieses Bewußtsein macht uns stolz und stark.

Ehe und Ehescheidung.

Von **Max v. Weissenthurn.**

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.
Schiller.

Heiraten das Ideal der Mädchenwelt! Man stellt sich das Ding rosig vor, so lange man es als unerreichbares Ziel vor sich sieht; und der Katzenjammer folgt erst nach, wenn der gethane Schritt sich nicht mehr rückgängig machen läßt, wie dies in katholischen Landen und speciell bei der österreichischen Gesetzgebung der Fall. Wie kommt es, daß die unglücklichen Ehen zur Modekrankheit geworden? Sind die Männer wirklich alle so schlecht, wie man sie schildert, die Frauen so seicht und oberflächlich, so herzlos und flatterhaft, wie die Männer es behaupten? Ist das Institut der Ehe wirklich eine veraltete Einführung, wie Neuerungslustige versichern? Sind egoistische Hagestolze und verknöcherte alte Jungfern im

Rechte, wenn sie triumphierend Jene verhöhnen, die nicht ihrem Beispiele des freilich mehr oder minder unfreiwilligen oder nothgezwungenen Cölibats gefolgt sind? Statistisch erwiesen ist es, daß die Ehescheidungen in erschreckender Zahl sich von Jahr zu Jahr mehren und es dünkt uns dies immerhin traurig; nicht etwa von dem wirklich veralteten Standpunkte aus in's Auge gefaßt, daß man eine Ehescheidung als „shoking“ betrachtet, sondern im Interesse der Menschheit, im Interesse jener Vielen, die durch die Scheidung Schiffbruch gelitten und auf ein verstörtes Dasein zurückzublicken haben, in dem es wenige oder gar keine Lichtmomente gibt.

Worin mag die Schuld jener wenig erquicklichen Thatsache zu suchen sein, daß nicht nur viele junge Menschen, welche kaum Zeit hatten sich ineinander einzuleben, wieder auseinander gehen, sondern daß auch Leute, welche Jahre hindurch gemeinsam Freud und Leid getragen, das Joch abschütteln und einzeln ihre Lebenswege fürbaß schreiten? Hat die Empfindung, hat der Herzschlag der Menschheit plötzlich eine ganz unfaßliche Metamorphose erfahren? Ist das Lieben oder Leiden, das Hoffen und Wünschen, das Sehnen und Verlangen, nicht mehr wie es gewesen? Hat die Liebe aufgehört, die mächtige Triebfeder zu sein, die im Grunde genommen in irgend einer Gestalt, auf Alles, aber auch gar Alles, im Leben Einfluß übt? Wir fragen uns dies mit einem schmerzlichen Empfinden, zu welchem sich uns, wenn man mit offenen Augen im Leben umhergeht, nur allzu gerechtfertigte Gelegenheit bietet.

Unglückliche Ehen und gelöste Ehen sind der Ruin des Familienlebens und eben dieser ist es, welcher Kummer und Qual, Leid und Unrecht, ja häufiger als der flüchtige Beobachter wähnt, Verbrechen im Gefolge hat.

Gemüthlose, schlechte Menschen, welche unglücklich machen und durch die früher oder später an sie herantretende seelische Vereinsamung im Grunde genommen doch auch selbst unglücklich sind, wurden nur allzuhäufig schlecht, weil in der Kindheit der Segen des Familienlebens ihnen gefehlt, weil nicht das liebende Mutterauge sie bewacht, sondern sie verwahrlost und ungeliebt aufgewachsen sind.

Solche beklagenswerthe Menschen, denen es von klein auf an Liebe gebrach und welche bei der realistischen Strömung des Jahrhunderts uns immer häufiger entgegentreten, solche Menschen sind es, die ihrerseits es auch selten verstehen werden, ein anderes Wesen glücklich zu machen; sie sind es, die meist aus pecuniärer Speculation oder weil dies sonst in ihrem materiellen Vortheile liegt, eine Ehe eingehen, um, sobald sie im Besitze dessen gelangt sind, was sie anstreben, das Andere so lange mit Selbstsucht oder roher Schlechtigkeit zu quälen und zu peinigen, bis dieses es nicht länger auszuhalten vermag und entweder auf gesetzlichem Weg das Band zerreißt, welches heterogene Charakter aneinander knüpft, oder mit gegenseitigem Einverständnis und wohl auch mit Zurücklassung eines entsprechenden Lösegeldes die Freiheit sich wieder erobert.

Trifft dieses Los die Frau und hat das Schicksal sie einem Unwürdigen zugeführt, so bleibt ihr, so wie die Verhältnisse hier zu Lande nun einmal stehen, nichts übrig, als ein verfehltes Dasein mit einem Plus oder Minus von Ergebung weiter zu schleppen; und wenn sie im Kampfe des Lebens noch nicht für jegliches Empfinden abgestumpft ist, so wird sie qualvoll unter dem Alleinstehen leiden, wird sich ihr unwillkürlich, wieder und immer wieder die anklagende Frage an das Schicksal aufdrängen: „warum ward gerade mir kein besseres Los beschieden, warum mußte gerade ich dem Leichtsinn und der Schlechtigkeit eines Ehrlosen verfallen, ohne daß

mir Gelegenheit geboten, mir eine neue freudenhelle Zukunft zu schaffen, welche mich entschädige für das Weh der Vergangenheit?“

Liegt es auch in der Natur des Mannes, weniger herb zu leiden unter solchen zerrissenen Banden, so ist doch, wenn er der Schuldlose, auch sein Schicksal nicht beneidenswert; denn auch er hat anzukämpfen gegen die Last eines verfehlten Lebens und die Kinder aus solcher Ehe sind, welchem Theile immer sie zugesprochen werden mögen, erst recht zu beklagen, denn das Schicksal betrügt sie um die Harmonie eines auf gleichem Empfinden basierten, friedlichen Heims.

Solche von Grund aus unglücklichen Ehen, bei denen der Keim des Unglückes in Charakterschlechtigkeit, in gewissenlosem Leichtsinn, in bösem Wollen zu suchen ist, gibt es jetzt, in der Zeit des raschen Lebens, des rastlosen, selbstsüchtigen Strebens, in der Zeit, in welcher das „Ich“ die einzige Gottheit ist, auf deren Huldigung man uns dressirt, mehr denn je; aber eine weit größere Zahl unglücklicher Ehen hat keine so tiefliegende, keine so ernste disharmonische Begründung, obwohl das Resultat nicht minder tragisch. Der zunehmende Luxus ist es, welcher das Unglück Vieler verschuldet, und in dieser Hinsicht sündigen die Frauen mehr noch als die Männer. Jedem Faß läßt sich der Boden ausschlagen, und selbst ein bedeutendes Vermögen ist rasch aufgezehrt, wenn die Frau unausgesetzt fordert, der Mann schwach genug ist, unausgesetzt zu geben. Eine Frau aber, welche den Forderungsdrang in sich fühlt und demselben ohne Sinn und Verstand, ohne vernünftiges Ueberlegen, bedingungslos Gehör schenkt, fühlt sich von dem Moment an unglücklich, in welchem der Mann nicht mehr gewähren kann, was sie will. In den seltensten Fällen besitzt sie die Kraft des Entsagens, sondern sucht, wenn nicht auf geradem, so auf krummem Wege, sich all jenen Luxus zu verschaffen, den sie bisher gewohnt; sie geräth so auf eine schiefe Ebene, von der aus die Umkehr schwer. Je nach der Charakterveranlagung des Mannes gehen solche Ehen, innerlich stets, äußerlich sehr oft, ebenfalls auseinander. Der Procentsatz wirklich reicher Leute ist übrigens ein verschwindend geringer, verglichen mit dem Mittelstande, dessen Einnahmen knapp fixiert sind, und eben bei diesem wird der Luxus zum Schreckgespenst, welches Menschen, die sich im Grunde genommen gerne haben, gar nicht zusammenkommen läßt, oder sie wieder auseinander treibt. Der auf einen bestimmten Gehalt angewiesene Mann scheut sich davor, einem Mädchen die Hand zu bieten, welches kein Vermögen hat; er sieht als drohendes Phantom all die unzähligen Rechnungen vor sich, mit denen heutzutage die Fahnen und Fähnchen des schönen Geschlechtes zu bezahlen sind und die nur allzu leicht den Ruin des Hauses im Gefolge haben können. Von den Männern, welche den Muth besitzen, arme Mädchen zu heiraten, sieht sich mindestens die Hälfte heutzutage in die Lage versetzt, einen solchen Schritt zu bereuen, weil die Frau, von einem Hauswesen so gut wie gar nichts verstehend, mit den gebotenen Mitteln nicht auszukommen weiß und in Selbstsucht groß gezogen, auch nicht das Pflichtgefühl besitzt, nach dem fehlenden Verständnisse zu ringen; unzählige Male wird der geschlossene Ehebund infolge dieser seelisch wie materiell gleich bedrückenden Verhältnisse, soweit es durch Scheidung thunlich ist, rückgängig gemacht und ebenso unzählige Male macht ihn das Herz rückgängig, wenn auch der äußeren Form nach Alles beim Alten bleibt.

Humanität! Das ist die zündende Parole des Jahrhunderts; dabei vergessen wir aber, daß eine Unzahl geachtet dastehender Frauen, gepriesener Mütter, geradezu inhuman und ver-

brecherisch handeln, wenn sie ihre Töchter zu nichts Anderem heranbilden als zu Zieraffen, die dem Modeteufel huldigen, der jede wärmere Regung des Herzens erstickt. Mit der übertriebenen Modesucht, mit dem übertriebenen Drange nach Luxus geht der Egoismus immer Hand in Hand, und eine egoistische Frau wird niemals eine opferfähige Gattin, eine hingebende Mutter sein. Die Ehe mit einer solchen Frau kann nur entweder zur gesetzlichen Scheidung, oder dort, wo äußere Verhältnisse und persönliche Indolenz dies unmöglich machen, zu tiefem seelischem Unglücke führen, das nachtheilig wirken muß nicht nur auf den Charakter der Betroffenen, sondern auch auf Kinder und Kindeskinder, bis in das dritte und vierte Glied. Ist der Mann derjenige, welcher mit dem „Soll und Haben" nicht umzugehen versteht, so trifft ihn natürlich die Hauptschuld an etwaigen Zerwürfnissen. Wo aber eine unglückliche Ehe durch übertriebenen Luxus hervorgerufen wird, ist meistens die Frau diejenige, auf welche der Ursprung des Unheils zurückzuführen ist. Kaum nöthig dünkt es uns, darauf hinzuweisen, wie unzählige Male der Mann zum Verbrecher geworden, nur um den Ansprüchen der Frau nachkommen zu können; ist dies doch heutzutage ein ebenso überhandnehmendes Uebel wie die Ehescheidungen, und nur zu oft das natürliche Ende des unnatürlichen Anfangs.

Wir haben bis jetzt nur von den Ehescheidungen gesprochen, sind aber leider fest überzeugt, daß es kaum weniger unglückliche als geschiedene Ehen gibt; denn unglücklich ist im Grunde genommen jede Ehe, in welcher nicht der Herzschlag zweier Seelen sich in Eins auflöst. Man kann im Denken, Wissen und Sprechen verschieden sein, nur fühlen muß man gleich. Im Kampfe des Lebens streift der Mann nur allzuhäufig die empfindsame Außenseite ab, aber eben in diesem Kampfe des Lebens lernt er auch den Wert eines reinen edlen Herzens schätzen, sobald er selbst ein solches besitzt; und deshalb meine ich, daß es heilige Pflicht der Mütter sei, nicht nur die intellectuellen Fähigkeiten ihrer Kinder heranzubilden, sondern mehr noch jener zarten Pflanze, dem Gemüthe, volle und ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden, sowohl bei dem Mädchen wie bei dem Knaben; dasselbe fern zu halten von Selbstsucht und krankhafter Empfindelei, es aber zu wecken, für jedes zarte Vibriren echten Empfindens. Nur herzensrohe Männer, nur herzensrohe Frauen, machen das feinere Element, mit welchem sie in Kontact kommen, unglücklich; und Herzensroheit ist ein Ding, für das in späteren Jahren kein Kraut mehr gewachsen. Wenn die Mütter von heutzutage das Herz ihrer Söhne, das Herz ihrer Töchter hegen, pflegen und heranbilden wollten, dann dürfte eine spätere Generation statistisch nachweisen können, daß die Ehescheidungen in der Abnahme sind, gerade so wie heutzutage, deren Zunahme eine constatierte Thatsache ist. Dann dürfte eine spätere Generation dankbaren Herzens die Erzieher segnen, welche ihnen manche Phase des Leidens ferngehalten und sie empfänglich gemacht für das höchste Glück der Erde, für ein harmonisches Familienleben.

Ein morgenländischer Zauberer.

Nach L. Jacolliot.

Wundererscheinungen, die von unserer Vernunft und Wissenschaft nicht erklärt werden können, beginnen wieder häufiger aufzutauchen. Für Fanatiker des Alleswissenwollens mag das verzweifelt sein, für Andere kann ein Trost liegen in der Vorstellung, daß noch mancherlei dahinter ist, was uns der Pessimismus nicht verleiden konnte.

Hier mögen Erlebnisse des Reisenden Louis Jacolliot mitgetheilt werden, welchen Dr. J. Baumgartner in seinem Werke: „Der Orient" (Stuttgart, Riegers Verlag) Folgendes vorausschickt:

Für den Leser, dem sie unglaublich oder erfunden vorkommen sollten, die Bemerkung, daß die meisten Reisenden, welche Indien besuchten, von denselben oder ähnlichen berichten. Ich kann Dutzende Citate beibringen; Glaubensartikel sind es nicht, aber es stecken unzweifelhaft psychologische und physiologische Thatsachen dahinter, zu deren Erklärung die moderne Wissenschaft, wenn sie nicht wie der Vogel Strauß vor seinen Feinden den Kopf in das Gesträuch stecken will, den Hypnotismus und selbst den Mesmerismus nicht länger bei Seite schieben darf.

Der Fakir Covindassamy hatte mir versprochen, vor seiner Abreise nach Trivandarum unter Aufbietung aller seiner Kräfte und unter Anrufung aller ihm beistehenden Geister mir Wunderdinge zu zeigen, deren Andenken mir unvergeßlich bleiben würde.

Die Sonne vergoldete kaum den Rand der Siva-Gaths, als der Hindu sich von meinem nubischen Diener anmelden ließ; er fürchtete, mich noch schlafend zu finden.

„Saranai aya, Gruß dem Herrn!" sagte er beim Eintreten; „morgen kehrt der Fakir zum Lande seiner Vorfahren zurück."

„Meine guten Wünsche werden Dich begleiten," antwortete ich; „möchten die verwünschten Pisatchas in Deiner Abwesenheit Deine Wohnung nicht heimgesucht haben!"

„Möge Dein Wort von meinen und meiner Verwandten Schutzgeistern erhört werden!"

„Hast Du Kinder in Deiner Hütte zurückgelassen?"

„Der Fakir ist nicht verheirathet."

„Warum hast Du den süßen Freuden der Familie entsagt?"

„Siva verbietet es."

„Wie! Dein Gott sollte..."

„Jawohl, er verbietet denen, welchen er die Macht gibt, die von den Geistern verstandene Sprache zu sprechen, sich mit andern Sorgen zu beschäftigen, welche von der ihnen aufgetragenen Mission abwenden würden."

„Du glaubst also, daß Dich Siva selbst mit der Verbreitung seines Cultus beauftragt hat?"

„Allerdings, ich soll heranziehen alle Leidenden, alle Bedürftigen, alle die, welche nicht an die Kundgebungen der aus der höheren Macht hervorgegangenen Geister glauben, um die Einen zu trösten, die Andern zu bekehren; meine Familie ist die Welt."

Ich frug nicht weiter. Als nach einigem Schweigen der Fakir sah, daß ich keine Frage mehr stellte, machte er vor mir die gebräuchliche Verbeugung,

sie bedeutete, daß er seine Experimente beginne.

Der Fakir setzte sich sofort auf den Fußboden.

Er hatte ein Säckchen voll sehr feinen Sandes mitgebracht, welchen er auf den Boden ausschüttete und mit der Hand ebnete, so daß der Sand eine Fläche von ungefähr fünfzig Quadrat-Centimeter bedeckte.

Hierauf bat er mich, ihm gegenüber an einem Tische mit einem Bleistifte und einem Bogen Papier Platz zu nehmen.

Nun verlangte er ein Stückchen Holz, und ich warf ihm einen Federhalter zu, den er behutsam auf die Sandfläche legte.

„Jetzt höre," sagte er zu mir, „ich werde die Pitris anrufen. Sobald Du sehen wirst, wie das Hölzchen, welches Du mir soeben gegeben, sich senkrecht in die Höhe hebt, wobei es mit einem Ende in Berührung mit dem Boden bleibt, kannst Du beliebige Zeichen auf das Papier machen und Du wirst sehen, wie das Hölzchen sie auf den Sand nachzeichnet."

Sodann streckte er beide Hände horizontal vor sich aus und begann die geheimen Beschwörungsformeln zu murmeln.

Einen Augenblick darauf erhob sich das Holzstiftchen allmählich in die Höhe, wie er gesagt hatte, und gleichzeitig fieng ich an mit meinem Bleistift über den vor mir liegenden Papierbogen zu fahren und blindlings die sonderbarsten Figuren zu zeichnen. Ich sah sofort das Holzstückchen getreulich alle meine Bewegungen nachmachen und infolge dessen die launenhaften Arabesken, die ich hinzeichnete, auf dem Sande sich wiederholen.

Jedesmal, wenn ich innehielt, hörte der improvisierte Zeichenstift ebenfalls auf, fieng ich wieder an, so folgte er mir.

Der Fakir hatte seine Stellung nicht verändert und dem Augenscheine nach setzte ihn nichts in Berührung mit dem kleinen Instrumente, welches unter seinem Einflusse stand.

Da ich zu erfahren wünschte, ob er von seinem Platze aus den Bewegungen meines Bleistiftes auf dem Papiere folgen konnte (was jedoch noch nicht erklärt hätte, wie er Zeichen auf die Sandfläche, mit welcher er in keiner Berührung stand, übertragen konnte), verließ ich den Tisch und setzte mich ebenso wie Covindassamy nieder, in der Weise, daß ich mich von der Unmöglichkeit, meinen Bewegungen zu folgen, überzeugen konnte.

Ich verglich alsdann die beiderseits gemachten Zeichen; sie waren vollkommen identisch.

Nachdem der Fakir die Sandfläche von Neuem ganz geebnet hatte, sagte er zu mir:

„Denke an ein Wort in der Sprache der Götter" (Sanskrit).

„Warum gerade in diesem Idiom?" antwortete ich.

„Weil die Geister sich leichter dieser unsterblichen Sprache bedienen, die den Unreinen untersagt ist."

Ich hatte stets den Takt, die Gewohnheit gehabt, die religiösen Meinungen des Fakirs nicht zu bestreiten, und zeigte mich darüber befriedigt.

Der Hindu streckte sodann die Hände aus, so wie er es vorher gethan, der magische Stift gerieth in Bewegung, hob sich nach und nach in die Höhe und schrieb ohne Zögerung das Wort: »Pouroucha (der himmlische Erzeuger).« Es war wirklich das Wort, woran ich gedacht hatte.

„Denke an einen ganzen Satz," fuhr der Zauberer fort.

„Ich thue es eben."

Und der Stift schrieb auf den Sand: »Adicete veikuntam haris (Wischnu schläft auf dem Berge Veikuntam).«

„Könnte der Geist, der Dich inspiriert, mir die zweihundertdreiundvierzigste Sloka des vierten Buches

des Mann geben?“ frug ich Covindassamy.

Kaum hatte ich diesen Wunsch ausgesprochen, als der Fakir durch den Stift dessen Erfüllung bewirkte.

Buchstabe auf Buchstabe entrollte sich vor mir die folgende Sloka, welches wirklich die verlangte war. (Folgendes ist die Uebersetzung:)

»Der Mensch, dessen Handlungen alle die Tugend zum Zwecke haben und dessen Sünden alle durch fromme Werke und Opfer getilgt worden sind, gelangt zur Himmelswohnung, lichtstrahlend und mit geistiger Form bekleidet.«

Als letztes Experiment verlangte ich endlich, indem ich die Hand auf ein geschlossenes kleines Buch legte, welches in Auszügen einige Hymnen des Rig-Veda enthielt, welches das erste Wort der fünften Linie auf der einundzwanzigsten Seite wäre. Ich erhielt die Antwort: »Devadatta (von Gott gegeben).« Ich sah nach; es war richtig.

„Willst Du eine Frage in Gedanken stellen?“ sagte der Zauberer.

Ich machte zum Zeichen der Bejahung eine einfache Kopfbewegung. Und das folgende Wort wurde auf den Sand geschrieben: »Vasunda (die Erde).« Ich hatte gefragt, welches unsere gemeinsame Mutter sei.

Ich gebe dazu keine Erklärungen, keine Behauptungen in Betreff der Ursachen. Ist es bloße Geschicklichkeit, ist es der bis zur Grenze seiner Macht getriebene Magnetismus? Ich weiß es nicht; ich habe es gesehen und erzähle es; ich habe gesehen und betheure die Genauigkeit der Umstände, unter welchen diese Thatsachen hervorgetreten sind.

Im Augenblicke, wo er mich verließ, um etwas Nahrung und einige Stunden der Ruhe zu genießen (was er sehr bedurfte, da er seit vierundzwanzig Stunden weder gegessen, noch sich ausgeruht hatte), blieb der Fakir unter der Thüre stehen, kreuzte die Arme über seine Brust und erhob sich allmählich oder schien mir vielmehr sich zu erheben ohne Stütze, ohne sichtbaren Träger bis zu einer Höhe von ungefähr 20 bis 30 Centimeter.

Ich konnte diese Höhe vermittelst eines Merkzeichens, welches ich während der kurzen Dauer des Phänomens machte, genau bestimmen.

Hinter dem Fakir befand sich ein seidener, roth, gelb und weiß gestreifter Thürvorhang, und ich bemerkte, daß sich die Füße des Fakirs in gleicher Höhe mit dem sechsten Streifen befanden.

Von dem Augenblicke an, wo der Fakir sich zu erheben begann bis zu dem, wo er von Neuem den Boden berührte, verstrichen nach meinem Chronometer, den ich sofort ergriffen hatte, nicht mehr als acht bis zehn Minuten. Er blieb fast fünf Minuten unbeweglich in der Schwebe. — Heute, wo ich über diese sonderbare Scene nachdenke, kann ich sie mir unmöglich anders erklären, als die übrigen, gegen die meine Vernunft sich schon gesträubt hatte, d. h. allein durch einen m a g n e t i s c h e n S c h l a f, der mich durch den Gedanken des Fakirs Alles sehen lies, was er wollte.

Eine der außerordentlichsten Leistungen der Fakire ist die, nach ihrer Behauptung direct auf das Wachsthum der Pflanzen einwirken und dasselbe so beschleunigen zu können, daß sie in einigen Stunden ein Ergebnis erzielen, das gewöhnlich lange Monate, ja selbst Jahre der Pflege verlangt. Ich hatte schon oft vorüberziehende Zauberkünstler diese Phänome wiederholen sehen; da ich darin nur eine sehr gelungene Täuschung sah, so hatte ich es vernachlässigt, die Umstände, unter denen die Thatsache vorgieng, genau zu notieren. — Wie phantastisch auch das Ding war, so beschloß ich, einmal im Zuge, durch die wirklich wunderbare Geschicklichkeit Covindassamys alle Kunststücke, die ich schon von verschie-

denen Andern hatte ausführen sehen, wiederholen zu lassen — mit ihm auch Experimente über die oben erwähnte absurde, aber merkwürdige Thatsache anzustellen, dabei jedoch jede seiner Handlungen so scharf zu überwachen, daß er keine einzige derselben meiner Aufmerksamkeit entziehen könnte.

Man wird leicht begreifen, daß ich mir eine Aufklärung über die Möglichkeit einer den Gesetzen des Wachsthumes so widersprechenden Thatsache verschaffen wollte; ich gedachte einfach die Schwierigkeiten so zu häufen, daß ich vielleicht meinen Tausendkünstler auf Betrug ertappen könnte.

Er sollte mir vor der großen Sitzung bei Nacht noch zwei Stunden zu Experimenten an hellem Tage, von 3 bis 5 Uhr, gewähren und ich beschloß, sie zu dieser unterhaltenden Zerstreuung zu verwenden.

Ich glaubte den Fakir, der davon keine Ahnung hatte, sehr zu überraschen, als ich ihm bei seiner Rückkehr meine Absicht mittheilte.

„Ich stehe Dir zu Diensten," sagte er zu mir mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit.

Etwas verblüfft durch diese Zuversichtlichkeit, fuhr ich fort:

„Wirst Du mir gestatten, die Erde, das Gefäß und das Samenkorn, welches Du vor mir zum Treiben bringen sollst, selbst zu wählen?"

„Das Gefäß und das Samenkorn allerdings," sagte er; aber die Erde muß aus einem Kariahnest genommen werden."

Die Kariahs sind kleine weiße Ameisen, die acht bis zehn Fuß hohe Wohnungen bauen; sie sind in Indien sehr gewöhnlich, und nichts war leichter als sich die verlangte Erde zu verschaffen. Ich befahl also meinem Diener Amadou ein Gefäß voll dieser Erde sowie einige Samenkörner von verschiedener Art zu holen. Der Fakir bat zugleich den Diener, diese Erde, die so hart wie Mauersteine ist, zuvor zwischen zwei Steinen zu zerreiben. Wir hätten das allerdings nicht in dem Palastraume, worin ich wohnte, vornehmen können.

Mein Diener brachte nach kaum einer Viertelstunde das Verlangte, und ich übergab dem Fakir das Gefäß mit jener weißlichen Erde, welche die Kariahs zum Behufe des Baues mit einer milchartigen Flüssigkeit tränken. Er rührte sie langsam mit Wasser an, wobei er unverständliche Mentrams (Gebete) murmelte. Als der Fakir sie für hinlänglich zubereitet hielt, bat er mich um das von mir gewählte Samenkorn, sowie um ein Stück weißen Stoffes.

Ich nahm, ohne lange zu suchen, ein Papayakorn und schnitt, bevor ich es ihm überreichte, ein kleines Zeichen in die Schale; hierauf gab ich es ihm mit einigen Metern zu einem Moskitonetze bestimmten Musselins.

„Ich werde bald in den Geisterschlaf verfallen," sagte Covindassamy zu mir. „Versprich mir, weder mich noch das Gefäß zu berühren."

Die Sache wurde feierlich, und ich versprach es.

Hierauf pflanzte er das Samenkorn in die Erde, woraus er einen flüssigen Brei gemacht hatte, dann in eine Ecke des Gefäßes das siebenknotige Bambusstäbchen, das Zeichen der Eingeweihten, das er niemals ablegte, und brauchte es als Träger des Musselinstückes, welches er über das Gefäß ausbreitete. Nachdem er so den Gegenstand seines Experiments verborgen hatte, kauerte er sich nieder, streckte beide Hände horizontal über den Apparat aus und verfiel nach und nach in einen Zustand vollständiger Katalepsie.

Ich hatte das Versprechen gegeben, ihn nicht zu berühren, und wußte anfangs nicht, ob dieser Zustand wirklich oder verstellt war, aber als ich nach Verlauf einer halben Stunde sah, daß er keine Bewegung gemacht hatte, war

ich gezwungen, der augenscheinlichen Thatsächlichkeit zu glauben, denn kein Mensch in wachem Zustande, wie stark er auch sein mochte, wäre fähig gewesen, so lange seine beiden Arme horizontal vor sich auszustrecken.

So verstrich eine Stunde, ohne daß das geringste Muskelspiel Leben verrathen hätte...

Fast ganz nackt, mit glänzendem, sonnengebräuntem Körper und weit geöffnetem, starrem Auge... glich der Fakir einer bronzenen Bildsäule in der Stellung mystischer Anrufung.

Anfangs hatte ich mich ihm gegenübergesetzt, um von der Scene, die ich voraussah, nichts zu verlieren, aber bald wurde es mir unmöglich, seine Blicke zu ertragen, welche, obgleich halb erloschen, magnetische Ausströmungen auf mich zu richten schienen.

Die Gewalt dieses Mannes über meine Sinne war so groß, daß es mir einen Augenblick lang schien, als beginne Alles um mich herum zu tanzen, die Möbel, die Gläser, die Blumenvasen; das Parket der Terrasse schien sich zu bewegen, wie eine vom Winde sanft bewegte Wasserfläche; das Zelt, welches uns nach außen hin schützte, schien von krampfhaften Bewegungen ergriffen zu werden, und selbst der Fakir schien sich hin und her zu bewegen, wie wenn er sich dem allgemeinen Taumel zugesellen wollte.

Um dieser Hallucination, die ohne Zweifel durch die allzu starke Anspannung meiner auf den Fakir gerichteten Blicke entstanden war, zu entgehen, stand ich auf und setzte mich an das Ende der Terrasse, ohne jedoch den Fakir, der noch immer so unbeweglich wie eine Bildsäule blieb, aus den Augen zu verlieren. Abwechselnd richtete ich meine Blicke auf die Wasserfläche des Ganges und auf Covindassamy, um so einem zu directen und zu anhaltenden Einflusse zu entgehen.

Zwei Stunden verharrte ich so in Erwartung; die Sonne begann rasch am Horizonte zu sinken, als mich ein leichter Seufzer veranlaßte, zusammenzufahren: der Fakir kam allmählich wieder zu sich. — Wenn dieser Illuminierte aus den Pagoden während der zwei soeben verflossenen Stunden nicht im Starrkrampfe sich befand, so mußte er ein höchst bedeutender Künstler sein, um mit solcher Vollendung seine Rolle zu spielen.

Sobald er wieder vollständig seiner selbst mächtig zu sein schien, gab er mir ein Zeichen, näher zu kommen. Ich gehorchte eiligst seiner Aufforderung.

Nun hob er langsam den Musselinschleier auf, der das Gefäß bedeckte, und zeigte mir ein frisches, grünes Papayastämmchen von ungefähr zwanzig Centimeter Höhe. Dann meinen Gedanken errathend, steckte er seinen Finger in die Erde, die während der Operation fast ihre ganze Feuchtigkeit verloren hatte, zog behutsam die junge Pflanze heraus und zeigte mir auf einem der noch an der Wurzel hängenden Häutchen den Einschnitt, den ich zwei Stunden vorher darin gemacht hatte. — War es dasselbe Samenkorn und derselbe Einschnitt? Ich habe darauf nur Eine Antwort: Ich habe keine Vertauschung bemerkt. Der Fakir hatte die Terrasse nicht verlassen, und ich hatte ihn nicht aus den Augen verloren. Als er kam, wußte er nicht, was ich von ihm verlangen würde. Er konnte keine Pflanze unter seinen Kleidern verstecken, da er fast ganz nackt war, und, in allen Fällen, wie hätte er voraussehen können, daß ich unter den mehr als dreißig Samenarten, welche mein Diener brachte, gerade ein Papayakorn wählen würde? — Mein Diener Amadou allein hätte dem Fakir bei einer Vertauschung oder andern Täuschung helfen können, allein in dieser Hinsicht bemerke ich nur Eins: ich kann unmöglich zugeben, daß mein nubischer Diener, in seiner stolzen Verachtung gegen die Leute der Hindu-Rasse, sich mit einem derselben ver-

ständigt hätte, um mich zu täuschen. Indessen ist das, was vorgegangen war, so seltsam, daß ich auf nichts schwören darf, besonders der Unmöglichkeit gegenüber, eine andere Erklärung zu finden.

Nachdem er sich einige Augenblicke an meinem Erstaunen geweidet hatte, sagte der Fakir zu mir mit einer jener Regungen des Stolzes, die er nicht zu bemeistern verstand:

„Wenn ich die Verschwörungen fortsetzte, würde der Papayabaum in acht Tagen Blüten, in fünfzehn Früchte tragen."

Covindassamy verließ mich, um seine Abendmahlzeit zu halten, und zur weiteren verabredeten Stunde trat er schweigend in meine Wohnung. – Ich will nun zuerst ein einfaches Protokoll dieser erstaunlichen Abendsitzung vorlegen und einige Einzelheiten von darauf bezüglichen Thatsachen, deren ich viele unter meinen Erinnerungen habe, hinzufügen.

„Ist der Zauberer nicht durch die vorhergegangenen einundzwanzig Tage des Fastens und der frommen Uebungen ermüdet?" frug ich den Fakir nach einer freundschaftlichen Begrüßung.

„Der Körper des Fakirs ist niemals ermüdet."

„Du mußt jedoch wie die übrigen Menschen den gewöhnlichen nothwendigen Leiden und Bedürfnissen des Lebens unterworfen sein."

„Diese Nothwendigkeiten stehen dem Fakir zu Befehl, und nicht der Fakir den Nothwendigkeiten."

„Du setzest mich in Erstaunen. Issest und trinkest Du denn nicht, wenn sich das Bedürfnis dazu fühlbar macht?"

„Hunger und Durst existieren nicht für die Diener der Pitris."

„Ja, ich weiß, Ihr seid langer Fasten fähig."

„Der Korper ist ein Sklave, ... er muß gehorchen... Ich stehe zu Befehl."

Die Unterhaltung sollte hier abbrechen.

„Im Gegentheil," erwiderte ich; ich erwarte Deine Befehle."

Bevor er mein Zimmer betrat, hatte er auf eine der Treppenstufen das sogenannte Langouti, jenes ungefähr 10 Quadratcentimeter große Leinwandläppchen, welches gewöhnlich seine einzige Bekleidung bildete, abgelegt. Er trat vollständig unbekleidet ein; sein siebenknotiges Bambusstäbchen hieng an einer seiner langen Haarlocken.

Mein Schlafzimmer gieng ohne Treppe auf den Altan aus, ich bestimmte es mit dem Nebenzimmer zu den Experimenten und schloß sorgfältig alle Thüren, welche von außen hineinführten. Der allseits von Matten umgebene und hermetisch verschlossene Altan hatte keine Oeffnung nach außen hin und nur einen Zugang von meinem Schlafzimmer aus. Mitten in jedem der beiden Zimmer hieng eine Hängelampe, die ein sanftes Licht verbreitete, welches überall die kleinsten Buchstaben zu lesen gestattete, selbst an den von ihrem Lichte entferntesten Stellen.

In jedem Hinduhause befinden sich kleine kupferne Kohlenbecken, die fortwährend brennen und zu den von Zeit zu Zeit wiederholten Räucherungen mit Sandelholz, Iriswurzeln, Myrrhen und Weihrauch dienen. Der Fakir stellte eines derselben mitten auf den Altan und daneben eine mit wohlriechendem Pulver gefüllte kupferne Schüssel.

Darauf kauerte er auf den Boden nieder in seiner gewöhnlichen Haltung, kreuzte die Arme über die Brust und begann eine lange Beschwörung in einer seltsamen Sprache, welche wohl die der magischen Formeln sein mußte.

Als er mit seinen Mentrams zu Ende war, blieb er in derselben Haltung unbeweglich, die linke Hand über die Brust gestreckt, die rechte auf seinen Stab mit sieben Knoten gestützt.

Ich glaubte, er würde wie früher

in Starrkrampf fallen, doch geschah es nicht, denn von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand an die Stirne und schien magnetische Striche zu führen, um das Gehirn frei zu machen.

Plötzlich mußte ich unwillkürlich zusammenfahren; eine schwach phosphorleuchtende Dunstwolke hatte sich mitten in meinem Schlafzimmer gebildet, und von allen Seiten fuhren aus dieser Wolke mit großer Schnelligkeit Scheingestalten von Händen heraus und wieder hinein. Nach Verlauf einiger Minuten verloren mehrere dieser Hände ihre scheinbare Dunstform und erschienen menschlichen Gliedern täuschend ähnlich, und, sonderbarer Weise, während einige sich zu materialisieren schienen, wurden die anderen leuchtender. Die einen wurden so körperhaft dicht, daß sie unter dem Lichte Schatten warfen, die anderen erlangten eine solche Durchsichtigkeit, daß man die dahinter befindlichen Gegenstände sehen konnte; ich zählte deren sechszehn.

Bei meiner Frage an den Fakir, ob es mir möglich wäre, sie zu berühren, war mein Gedanke kaum gebildet, als eine von ihnen sich von der Gruppe ablöste und schwebend die Hand berührte, welche ich ihr reichte. Sie war klein, geschmeidig und weich, wie die Hand einer jungen Frau.

„Der Geist ist da, obgleich bloß eine seiner Hände sichtbar ist," sagte Covindassamy zu mir, „Sie können, wenn Sie es wünschen, mit ihm sprechen."

„Meinst Du, er werde geruhen, mir zu antworten?"

„Möge der Saheb Franguy es versuchen."

Ich stellte also lächelnd die Frage, ob der diese reizende Hand besitzende Geist nicht geruhen wolle, mir ein Andenken zu hinterlassen.

Als Antwort fühlte ich die Hand sich in der meinigen bewegen; ich sah hin; sie schwebte zu einem Blumenstrauße, woraus sie eine Rosenknospe abriß, dieselbe zu meinen Füßen warf und verschwand.

Fast zwei Stunden lang hatte ich so eine Scene zum Schwindeligwerden. Bald fuhr eine Hand über mein Gesicht oder fächelte mir Luft zu, bald streute dieselbe mir eine Menge Blumen in das Zimmer oder zeichnete in der Luft mit feurigen Buchstaben Worte, welche verschwanden, sobald der letzte Buchstabe geschrieben war. Mehrere dieser Worte machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich sie schnell mit dem Bleistift aufschrieb: »Du wirst das Glück erreichen, dadurch, daß Du Dich dieses vergänglichen Körpers entledigst.«

Und während dieses ganzen Vorganges durchzuckten wahre Blitze beständig beide Zimmer.

Allmählich jedoch verschwanden die Hände; die Dunstwolke, aus welcher sie hervorzukommen schienen, hatte sich zugleich mit den sich verflüchtigenden Händen aufgelöst.

Gerade an der Stelle, wo die letzte Hand verschwunden war, fanden wir einen Kranz von jenen scharfriechenden gelben Immortellen, welche die Hindu bei allen Ceremonien gebrauchen.

Covindassamy stand nun auf, Schweiß rieselte von allen seinen Gliedern herab, der arme Mensch war vollständig entkräftet, und sollte in einigen Stunden abreisen.

„Ich danke Dir, Malabare," sagte ich zu ihm, indem ich ihn mit dem Namen anredete, der durch die Erinnerung an seine Heimat sein Herz bewegte... „Möge derjenige, welcher die drei Antlitze und die drei Gewalten besitzt (die Dreifaltigkeit der Hindu: Brahma, Wischnu, Siva) Dich auf Deiner Reise nach dem lieblichen Südlande beschützen, mögest Du finden, daß während Deiner Abwesenheit Freude und Glück in Deiner Hütte geherrscht haben!"

Diese Redeweise ist in Indien zwischen Leuten, welche von einander

scheiden, gebräuchlich, und ich hätte den armen Fakir durch den Gebrauch einfacherer Ausdrücke, welche meinerseits Gleichgiltigkeit bekundet hätten, betrübt.

Er antwortete mir im selben Tone und mit noch größerer Ueberschwenglichkeit. Nachdem er ohne es anzusehen, ja ohne selbst zu danken, mein Geschenk angenommen hatte, sagte er mir melancholisch seinen letzten Salam und verschwand geräuschlos hinter dem Vorhange an der Ausgangsthüre meiner Gemächer.

Der Wert des Lebens.

Eine Erinnerung von **Meta Wellmer.**

Die Indier, sowie alle Buddhisten, und dies sind gegen 300 Millionen Menschen auf unsere Erde, haben eine von der unsrigen sehr abweichende Schätzung und Ansicht des Lebens. Derselben entsprechend feiern sie z. B. ihren Geburtstag nicht in fröhlicher Feststimmung wie wir, sondern als den für jeden Menschen ernstesten Tag, der zur Buße und völligen Abkehr von der Welt und dem Leben mehr noch als jeder andere Tag mahnt. Man ladet zu diesem Tage die besitzlosen Priester ein, welche ihnen die Lehre von der Ueberwindung des Leidens unseres Daseins wieder eindringlich vortragen; man speist sie, man theilt Almosen an Arme aus und beschäftigt sich mit den Gedanken und Vorsätzen fortan ein solches Leben zu führen, welches keine abermalige Wiedergeburt auf Erden als schwere Aufgabe und Strafe zur Folge haben werde; denn für den Buddhisten ist das Leben in dieser unserer Welt der Erscheinungen — „Sansara“ — das der Geburt, dem Alter, der Krankheit und dem Tode unterworfene Dasein immer eine Strafe seines ewigen, über Zeit und Raum stehenden „Selbst“ Atma.

Wie nun ganze Völker über den Wert des Lebens grundverschieden denken, so sind doch auch bei uns Europäern die Unterschiede über die Schätzung des Wertes des Lebens sehr bedeutend, ja manchmal gerade im umgekehrten Verhältnisse zu den sogenannten Glücksgütern, oder den Mühseligkeiten und Kümmernissen des Lebens stehend.

Zwei sehr auffällige Beispiele hiervon sind im Laufe eines Jahres von zwei meiner Bekannten geliefert worden.

Beide waren, vielleicht beinahe gleichaltrig, in Süddeutschland geboren. Beide einzige Söhne ihrer Eltern. Der Eine der Sohn eines Gutsbesitzers im Badischen, der Andere derjenige eines Kaufmannes in Franken. Beide genossen eine Gymnasial- und Universitätsbildung und wuchsen im Hause ihrer Eltern im sorgenlosen Wohlstande auf; — auch waren Beide körperlich gesund und kräftig.

Was haben nun Beide aus ihrem Leben gemacht, und wie haben sie es durchgemacht?

Wilhelm Schmitt, so will ich den Badenser pseudonym nennen, verwickelte sich noch jung in die politischen Wirren der Rheingegenden, wurde gefangen gesetzt, entkam nach Jahren und entfloh dann nach Amerika. Der Gram seiner Eltern über diese nothwendige und vielleicht lebenslängliche

Trennung von ihrem einzigen Sohne war groß. In Amerika glückte es Wilhelm mit seinen mannigfachen Versuchen, sich zu etablieren oder angestellt zu werden, nicht; nur während des amerikanischen Krieges zu Anfang der Sechzigerjahre scheint er temporär Beschäftigung und Anstellung erhalten zu haben. Seine Eltern im Badischen starben, deren Anwesen ward verkauft und ihm der Ertrag desselben als sein Vermögen gesendet. Mehrere Jahre später reiste er nach Europa zurück und lernte eine Engländerin kennen, welche zu dem lebhaften, für Freiheit, Dichtung, Reisen sich interessierenden Manne eine Neigung faßte, die zu einer Ehe zwischen Beiden führte. Die Eltern oder Verwandten der Engländerin waren jedoch mit dieser Heirat nicht zufrieden und hielten sie sehr kurz in Geldsachen. Nichtsdestoweniger machte Herr Wilhelm Schmitt eine Reise nach Italien mit seiner Frau, doch während derselben starb sie an einer schnell verlaufenden Schwindsucht, im kaum begonnenen zweiten Jahre ihrer Ehe. Fast schon mittellos und auch kränkelnd begab sich nun Herr Wilhelm Schmitt in die Schweiz zu einem früheren Schulkameraden, der Secundarlehrer im Aargau war. Dieser Lehrer nahm den weitgereisten, fast schon schiffbrüchigen Jugendbekannten wie einen Freund in seinem Hause auf und ließ ihm auch jegliche Pflege seines leidenden Zustandes angedeihen. Herr Wilhelm Schmitt war trotz allem der erheiterndste Gesellschafter und Unterhalter, den man sich denken kann, ja von so übersprudelnd guter Laune, daß er damals allerlei Reise-Erlebnisse und Abenteuer, Witze und Anekdoten in allemannischer Mundart, wie Hebel, gereimt und ungereimt zu Papier brachte und später auch drucken ließ.

Sein körperliches Befinden verschlimmerte sich indes, und der freundschaftliche Lehrer, sowie der Hausarzt riethen ihm, sich im Cantons-Spital einer gründlichen Cur zu unterwerfen.

Schon reichten seine eigenen Geldmittel kaum mehr hiezu aus, allein sein Freund, der Lehrer bezahlte noch lange die Unterhaltungskosten im Spitale für ihn. Es gieng aber bergab mit seinem körperlichen Befinden; im Spital wurde ihm das linke Bein am Oberschenkel abgenommen, doch auch auf seinem Kranken- und Schmerzenslager war er stets guter Dinge und in heiterer Laune. Als es dem Lehrer endlich doch etwas schwer fiel, Jahr und Tag die Curkosten für Wilhelm Schmitt zu bezahlen, beschloß man, seine launigen Gedichte durch einen Colporteur zum Verkauf herumtragen zu lassen. Der Wilhelm Schmitt wohlgesinnte Colporteur berichtete von der Krankheit und Mittellosigkeit des Verfassers dieser lustigen Erzählungen und dies veranlaßte hie und da eine mitleidige Seele, mehr als den verlangten Preis zur Unterstützung des kranken Autors zu zahlen, und diese kleinen Einnahmen genügten, um in dem das Leben trotz alledem und alledem schön findenden Wilhelm Schmitt, auch noch die hochfliegendsten Erwartungen von künftigen schriftstellerischen Ehren und Erfolgen zu erwecken. Nach einem besonders günstigen Erträgnis dieses Buch-Verkaufs wurde beschlossen, den Patienten in ein von Diaconissen geleitetes kleineres Krankenhaus zu transportiren, wo der Kranke doch während der Sommermonate in den Garten getragen werden konnte. Hier lernte ich Herrn Wilhelm Schmitt kennen, indem ein älteres, sehr menschenfreundliches Fräulein meiner Bekanntschaft mich bat, doch auch einmal mit ihr einen sehr interessanten, weitgereisten, literarisch thätigen Kranken zu besuchen, welchem geistreiches Sichaussprechenkönnen eine große Freude bereiten würde. Ich fand Herrn Wilhelm Schmitt auf einem Feldbett im Garten liegen, aufs äußerste abgemagert, mit schwacher, heiserer Stimme sprechend, nicht nur krüppelhaft wegen des abgenommenen Beines, sondern

auch gelähmt, denn er konnte ohne Hilfe seine Lage nicht mehr verändern. Es war ein Jammerbild, und ich hatte alsbald den Eindruck, daß er ein Sterbender sei. Doch was war der Inhalt seiner zwar leisen, aber schnell und lebhaft gesprochenen Worte? Die größte Hoffnungsseligkeit, die vielfältigsten und heitersten Pläne für die Zukunft. Der Contrast seines elenden hoffnungslosen Zustandes und seiner Lebensfreude und seines Lebensmuthes war schneidend. Auch Alles, was er von seinem vergangenen Leben erzählte, war in tief gesättigten Farben, wie die Maler sagen, geschildert. Er, dessen Leben fast von der Wiege an in absteigender Linie verlaufen war, dem seine Kenntnisse nie eine angemessene oder geachtete Stellung verschafft hatten, der sein Vermögen nicht nur nicht vermehrt, sondern nicht einmal erhalten hatte, der seine Gesundheit schon lange verloren, jetzt krank im fremden Lande und Spitale von Unterstützungen lebte, dieser unbegreifliche Optimist liebte und pries noch immer dies elende Dasein; Alles war schön um ihn her, die Luft, die Vögel, die Gesträuche des Gartens, die Unterhaltungen mit den ihn Besuchenden; sein Zustand würde sich schon bessern, ja er fühle sich manchmal ganz schmerzfrei, die Kräfte würden wiederkehren, denn er sei ja erst 42 Jahre alt, o wie freue er sich z. B., den zweiten Band seiner humoristischen kleinen Stücke zu schreiben; und „wie interessant, wie schön ist doch das Leben!“ rief er manchmal mit fast beängstigender Anstrengung seiner schwachen Stimme aus.

Und so dachte, fühlte und sprach er bis zu seinem letzten Lebenstage, bis zu seiner letzten Lebensstunde. Ich besuchte ihn dreimal, brachte ihm Früchte, Blumen, illustrierte Zeitschriften, sprach mit ihm von Reisen, Büchern, Musik und Malerei, er nahm an allem Antheil, erzählte auch selbst mit — für seinen Zustand — bewunderuswerter Lebendigkeit von seinen Reisen und Erlebnissen, die alle in seiner Erinnerung rosig gefärbt waren. Eines Tages, vielleicht sechs Wochen nach meinem ersten Besuch bei ihm, kam das liebe ältere Fräulein, welches sich täglich nach ihm erkundigte, zu mir und sagte, es gehe mit ihm zu Ende. Dies war am späten Nachmittage; Abends gegen sieben Uhr wurde der Kranke sehr unruhig und verlangte Fräulein B. nochmals zu sehen. Die Diaconissen, welche wohl wußten, daß er sterbend war, erfüllten seinen letzten Wunsch und ließen Frl. B. bitten zu ihm zu kommen. Sie, als treue, aufopfernde Seele, schickte sich alsbald an, die Nacht bei ihm zuzubringen. Um zwei Uhr verschied er. Am folgenden Tage erzählte sie mir von seinen letzten Lebensstunden. Als Grund seines Wunsches, sie am späten Abend noch zu sehen, führte er den Umstand an, daß endlich heute der Arzt eine andere, ihm sehr erfreuliche Aenderung in seiner Behandlungsweise habe eintreten lassen. „Keine Einreibungen mehr, — die sehr brannten,“ — sagte er vergnügt, — „und die Erlaubnis, etwas Kaffee zu trinken. Hierzu nun wollte ich Sie, liebes Fräulein, einladen.“ Der Arzt hatte ihm, dem Sterbenden, diese beiden Wünsche gewährt. Frl. B. machte in seinem Zimmer eine Tasse schwachen Kaffees auf einer Spirituslampe; Herr Schmitt freute sich an diesen Vorbereitungen, trank einen Schluck des Kaffees, — mehr brachte er nicht den Schlund hinab, und sagte: „Jetzt wird es von Tag zu Tag besser gehen, — aber heute, das hat auch der Arzt gesagt — sind atmosphärische Einflüsse an meiner Schwäche schuld.“ Nach diesen noch verständlich gesprochenen Worten begann seine Agonie; — noch einmal gab er ein Zeichen, trinken zu wollen, hielt hierbei Frl. B.'s Hand fest und stammelte abermals: „nur atmosphärische Einfl .“ . . . . Selbst bei seiner Beerdigung auf dem Begräbnisplatz

des Spitals verfolgte ihn noch Mißgeschick. Die Frauen begleiten in jenem Canton keinen Leichenzug; der einzige Freund des Verstorbenen, der Lehrer im Aargau, war auf einer Ferienreise in Deutschland abwesend; einige seiner entfernteren Bekannten in der Stadt, welchen man seinen Tod und die Stunde seiner Beerdigung hatte ankündigen lassen, wären vielleicht zu derselben gekommen, allein ein wolkenbruchartiger Regen nach einem Gewitter strömte gerade in dieser Stunde nieder; — und so folgte Niemand seinem Sarge. — Das war das Leben und Ende eines Optimisten.

Herr Albert Meyer, so will ich den andern Mann nennen, dessen Leben ich hier skizziere, war mir gerade in seiner Jugend bekannt. Ich sah ihn zum ersten Male, als er zwölf oder dreizehn Jahre zählen mochte. Sein Vater war in die Hauptstadt gezogen, hatte ein Bankgeschäft darin etablirt und galt bereits als reicher Mann. Als seinen größten Reichthum betrachtete er indes seinen einzigen Sohn Albert, und er hatte in der That Ursache, sich desselben zu freuen und auf ihn stolz zu sein. Albert war ein sehr begabter Knabe; auf dem Gymnasium in jeder Classe der unbestritten Beste und Erste, hatte er auch ein großes musikalisches Talent, welches er noch zu cultivieren den Fleiß und die Zeit neben seinen Schulstunden und Schularbeiten fand. Ich war selbst noch ein Schulmädchen, als ich ihn im Hause seiner Eltern mehrmals mit Begleitung der Violine und des Violoncells, Haydn und Mozart'sche Trios spielen hörte. Dies brachte ich nicht fertig, obgleich mein lieber Vater, der sehr musikalisch war, es außerordentlich gern gesehen hätte, und mir Albert als Beispiel vorstellte, wie man neben den Schulpflichten und Aufgaben doch noch schöne Fortschritte in der Musik machen könne. Der Unterschied lag eben in der geringeren musikalischen Begabung, die bei mir noch viel mehr Zeit und Fleiß erheischte als bei Albert, dem es — wie man sagt, bei gutem Gehör — nur so zuflog, weiter zu kommen. Albert war eine exceptionelle Natur; auch schon deshalb, weil er so eifrig und beharrlich seine Studien trieb, als sei er eines der vielen Kinder einer wenig bemittelten Familie und darauf angewiesen, bald auf eigenen Füßen zu stehen und sich durch das, was er gelernt, in der Welt fortzubringen, und obgleich seine Eltern in ihrer Liebe und in ihrem, wenn auch gerechtfertigten Stolz auf ihn, diesem ihrem einzigen Sohn, Alles gewährten, was ihn erfreuen konnte. Während seiner Sommerferien machte man schöne Reisen mit ihm, im Winter besuchte er Opern und Concerte. Auch auf der Universität zeichnete sich Albert durch den Ernst aus, mit welchem er seine Studien betrieb. Wohl sammelte sich ein kleiner Kreis fröhlicher reicher Studenten um ihn, allein es gelang denselben nie, ihn ganz zu dem ihrigen zu machen. Freundlich, aber bestimmt erklärte ihnen Albert gar häufig, daß er wegen eines Buches, das ihn interessiere, wegen einer musikalischen Aufführung, an welcher er mitwirke, nicht an ihren Vergnügungspartien theilnehmen könne. Er bestand denn auch sein juristisches Examen brillant und sein glücklicher Vater sah ihn schon als hohen Diplomaten, als Minister seinem Namen Ruhm erwerbend. In diesem Glücksgefühl schied der Vater Alberts aus dem Leben, rasch, an einem Schlaganfall, und Albert sah sich in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre ganz unabhängig und als Besitzer eines großen Vermögens. Seines Vaters Bruder führte das Bankgeschäft mit Glück weiter; seine Mutter verheiratete sich zum zweiten Male; und er selbst unternahm zunächst große Reisen nach dem Orient, Egypten, Griechenland, welche ihn der Heimat für einige Jahre fern hielten. Mit vielen inter-

essanten Erwerbungen und reichen Erinnerungen kehrte er zurück und ließ sich in einer schön gelegenen Vorstadt der Residenz ein elegantes und comfortables Wohnhaus erbauen, von einem parkartig angelegten Garten umgeben. Man wird sich vorstellen können, daß Albert Meyer eine Persönlichkeit war, welche in Bekannten- und Familienkreise hineinzuziehen sich Viele angelegen sein ließen. Sein stets bescheidenes, so zu sagen, geräuschloses Auftreten gewann ihm überdies wirklich die Sympathien von gelehrten, künstlerischen und hochstehenden Personen, und sein neues schönes Haus ward einige Jahre lang der Vereinigungsplatz für geistreiche und künstlerisch hervorragende ältere und jüngere Männer. Da gab es Quartettsoireen, literarische Abende, Aufführungen, zu deren Darstellung Maler und Schauspieler beitrugen. Zwei Fragen blieben indes in Alberts Leben schwebend, d. h. unbeantwortet. Wollte er, der alle Examen glänzend bestanden, noch in den Staatsdienst eintreten, und zweitens wollte er sich nicht jetzt im passenden Alter verheiraten? Dieser letztere Punkt besonders erschien mancher Familienmutter als ein sehr wichtiger und interessanter; — aber auch mancher schöne von Jugend glänzende Blick traf Alberts träumerisches dunkelblaues Auge wie eine Frage, vielleicht gar wie eine Herausforderung. Albert war von einer tadellosen Höflichkeit, die an die politesse de cœur des ancien régime erinnerte, gegen ältere wie gegen jüngere Damen und er ward hierdurch zum Liebling der weiblichen Kreise, mit denen er in gesellschaftlichen Verbindungen stand. Sein Gesicht hatte einen angenehmen, sinnigen Ausdruck, seine Figur war gut und kräftig gebaut, seine Bewegungen gewandt und geschmeidig, und seine Kleidung geradezu musterhaft, d. h. weder gesucht, noch vernachlässigt. Es ist also kein Wunder, daß ein Mann wie Albert, gescheut, künstlerisch begabt, reich, gesund, liebenswürdig, eine anziehende, interessante Persönlichkeit der Hauptstadt war, besonders da er sich auch als ein freigebiger Philanthrop, und als ein kunstverständiger, thatsächlicher und praktischer Förderer von Kunst und Wissenschaft erwies.

Während des Krieges von 1870 reiste er im Dienst der Verwundeten einige Male mit Zügen voll Liebesgaben nach Frankreich.

Nach dem Friedensschluß, bei dem festlichen Einzug der Truppen in die Residenz, war sein Haus ganz ausnehmend reich und schön künstlerisch geschmückt, so daß Beschreibungen hierüber in den Zeitungen standen; und auch zu dem Invalidenfonds steuerte er in so großartiger Weise bei, daß man hiernach sein Vermögen auf Millionen zu taxieren berechtigt war.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel durchzuckte bald darauf die Nachricht die Hauptstadt, Herr Albert Meyer habe einen Selbstmordversuch gemacht. Er hatte sich jedoch in die Seite, statt, wie beabsichtigt, in die Brust geschossen und wurde in seinem Blute schwimmend aufgefunden, und wieder hergestellt. Einige seiner nächsten Bekannten installierten sich in seinem Hause und unterhielten und pflegten ihn. Er war alsbald wieder ganz wie früher, freundlich, antheilnehmend, eingehende Gespräche führend, allein auf die freundschaftlichen Fragen in betreff des Attentats auf sein Leben antwortete er in einer leicht ausweichenden Weise, und drang man dennoch mehr in ihn, so wies er die Fragenden wohl mit einem Lächeln oder einer humoristischen Bemerkung ab, welche fast den Gedanken aufkommen ließ, es handle sich vielleicht um ein Ungeschick in Handhabung der Feuerwaffe oder um ein Experiment irgend einer Art. Nach circa sechs Wochen war Albert wieder hergestellt und seine näheren Freunde wünschten sein wie-

derlangtes Wohlsein durch eine Einladung an alle seine Bekannten zu feiern, womit er einverstanden schien. Während der Vorbereitungen hierzu entfernten sie sich eines Tages, in größter Beruhigung über Alberts Zustand, für einige Stunden aus dessen Hause. Bei ihrer Rückkehr lag Albert todt, diesmal wirklich todt, in seinem Wohnzimmer; ein sechsläufiger Revolver hatte nach zwei Schüssen den gewünschten Dienst geleistet, freilich mit Zerstörung des ganzen Antlitzes.

So völlig unerträglich war das Leben diesem „Glücklichen." Bei der Section der Leiche constatierten die Aerzte, sein Körper sei vollkommen normal gesund gewesen und habe ein langes Leben versprochen. — Auch nicht der entfernteste Grund außer Lebensüberdruß, ist je über diesen Selbstmordfall entdeckt worden. Sein Vermögen fiel seiner Mutter zu, deren zweiter Gatte es sich angelegen sein ließ, dasselbe in leichtsinniger Weise zu verschwenden.

Die Matterhornbesteigung des Mr. Evertruth.

An Ort und Stelle beobachtet und beschrieben von **J. V. Widmann.**

Wer in den ersten Augusttagen des vorigen Jahres gleich anderen Bergsteigern im „Hotel Monterosa" zu Zermatt vor Anker lag und auf schönes festes Bergwetter hoffte, das sich dann endlich mit dem 9. August einstellte, von dem konnte unter den zahlreichen, meist englischen Touristen, die sich in den Salons und auf den Gängen des Gasthofes herumtrieben, eine kleine, aus drei Personen bestehende Familie schon deshalb nicht unbemerkt bleiben, weil die Blindheit des etwa fünfzigjährigen Vaters wie die unvergleichlich zarte Schönheit der neunzehnjährigen Tochter zwei in ihrer Art zwar sehr verschiedene, aber gleich auffallende Erscheinungen waren. Und noch ein Umstand kam hinzu, der die Aufmerksamkeit verstärkte, die man unwillkürlich diesen offenbar der feineren Gesellschaft angehörenden Personen schenken mußte. Die Mutter, eine kaum vierzigjährige Matrone von ebenfalls sehr einnehmender Gesichtsbildung, zeigte gleich der Tochter in Augenblicken, wo Beide sich unbemerkt glaubten, größte Niedergeschlagenheit, während der rüstige blinde Papa im Gegentheil ein höchst vergnügtes Gesicht machte und in seinem ganzen Wesen eine Lebens- und Thatenlust an den Tag legte, die man an einem des edelsten Sinnes Beraubten kaum würde für möglich gehalten haben.

Schlug man im Fremdenbuch nach, um ausfindig zu machen, wer die Drei wohl sein möchten — und es geschah dies namentlich seitens junger Herren sehr häufig — so fand man einen „Mr. Evertruth mit Frau und Tochter aus London" verzeichnet. Fragte man noch weiter dieser interessanten Familie nach, indem man sich etwa an die Bediensteten des Gasthofes wandte — und auch dies geschah zu wiederholtenmalen seitens junger und selbst älterer Herren — so erfuhr man, was ärmeren Leuten in untergeordneter Stellung immer das Wichtigste scheint, Herr Evertruth sei ein ganz außerordentlich reicher Mann. Aber das

Stubenmädchen des ersten Stockwerkes konnte auch über den Kummer der beiden Damen Auskunft geben. Und der hatte allerdings guten Grund. Denn gemäß dieser Aussage des Stubenmädchens war Mr. Evertruth hierhergereist in keiner geringeren Absicht, als, blind wie er war, gleichwohl das Matterhorn zu besteigen.

Diesen furchtbaren Gedanken, der so ziemlich einem Entschlusse zum Selbstmorde gleichkam, hatte Mr. Evertruth schon mehrere Jahre in sich herumgetragen, und zwar seit der unglückseligen Stunde, da ihm sein Vorleser unbedachterweise aus der Zeitung vorgelesen hatte, wie der blinde Amerikaner Campbell — die Nachricht durchlief ja vor einigen Jahren die ganze europäische Presse — den Montblanc und später auch einige höchste Gipfel der Berner Alpen bestiegen habe.

Damals war Mr. Evertruth aus seinem Schaukelstuhle lebhaft wie ein Jüngling aufgesprungen und hatte sein Bibliothekzimmer, woselbst er jeden Gegenstand des Hausrathes immer am bestimmten Orte wußte, mit großen Schritten gleich einem Sehenden ruhelos durchmessen. Und dann, beim Abendmahl, hatte er seine ahnungslosen Liebsten, Frau und Tochter, zum erstenmal mit dem Gedanken erschreckt, er wäre bei seiner eisernen Gesundheit und Kraft wohl der rechte Mann, es jenem amerikanischen Blinden zuvorzuthun, was am besten dadurch geschehen könnte, daß er den bekanntermaßen schrecklichsten Gipfel der Alpenwelt, das Matterhorn, erkletterte.

Anfänglich hatten sich die Damen noch der Hoffnung hingegeben, der zärtlich geliebte Gatte und Vater werde diese Idee vergessen, und insbesondere Mrs. Evertruth, seine kluge Hausfrau, suchte dies dadurch anzubahnen, daß sie jeden Widerspruch vermied, der den nicht geringen Eigensinn ihres in anderer Beziehung vortrefflichen Gatten hätte herausfordern können. Aber zu ihrem Entsetzen erwies sich diese ihre zurückhaltende Taktik diesmal verderblich. Denn ihr anfängliches Stillschweigen, ihr feines Hinübergleiten zu einem anderen Gesprächsgegenstande legte ihr Gatte als Zustimmung aus. Infolgedessen kam er immer wieder auf diesen Plan zurück und behauptete, als sie nun doch ihre von größter Seelenangst eingegebenen Einwände nicht länger zurückhalten konnte, sie habe ihm ursprünglich zugestimmt. Mit aller Hartnäckigkeit blieb er bei dieser Ansicht und bei seinem unsinnigen Vorsatze, so daß von jetzt an der Schreckensberg in der Schweiz, dem schon so manches Leben kühner Waghälse zum Opfer gefallen war, seinen drohenden Riesenschatten über das Aermelmeer hinüber bis in jene zauberische Villa bei London warf, wo drei Menschen wie bisher so glücklich hätten sein können, wenn dieser Dämon nicht gewesen wäre, dieses Matterhorn, das selbst den Schlaf von Mutter und Tochter mit gespenstischen Träumen quälend machte.

Nachdem dieser unselige Zustand mit verhältnismäßig nur kurzen Unterbrechungen oder Ruhepausen sich während mehrerer Jahre hingeschleppt hatte, indem auf der einen Seite Herr Evertruth zu Anfang jeden Sommers den Entschluß aussprach, nun sofort ins Wallis zu reisen, seine Frau und Tochter aber ihrerseits alles Mögliche thaten, diese Reise zu hintertreiben, da begab sich zuletzt das scheinbar Unerwartete, dem tieferen Kenner der menschlichen Seele aber doch wohl Begreifliche, daß Mutter und Tochter bei allem Abscheu vor dem grauenhaften Berge nach und nach einer ihnen unerklärlichen geheimen Anziehung desselben unterlagen, als ob er der fabelhafte Magnetberg wäre. Es mochte eine Bezauberung mit im Spiele sein von jener Art, wie sie in dem Drama des großen britischen Dichters von Richard III. bei jener schauerlichen Werbung um Anna auf diese übergeht, oder, wie die Naturgeschichte erzählt,

von jener der kleinen Vögel, die endlich aus lauter Angst in den offenen Rachen taumeln, den sie am meisten fürchten. Auch mochten sie hoffen, dort, an Ort und Stelle, würde der Vater vielleicht eher als irgendwo zu der Ueberzeugung gelangen, daß er etwas ganz Unmögliches anstrebe. Jedenfalls wollten sie den Berg endlich sehen, welcher der Zerstörer ihres Familienglücks geworden. Als daher auch in diesem Sommer wieder Mr. Evertruth seinen Entschluß laut werden ließ, da wurde ihm, zu seiner eigenen größten Verwunderung, nicht mehr entgegnet, daß eine solche Bergbesteigung im besten Falle doch nur für Sehende genußreich sein könnte, noch wurden ihm neuerdings die traurigen Beispiele Derer vorgehalten, die, wie der neunzehnjährige Lord Douglas und dessen Begleiter, trotz Jugend, Kraft und Vollbesitz aller ihrer Sinne, in die schauerliche Tiefe gestürzt waren, sondern —: „So reisen wir in Gottes Namen," sagte Mrs. Evertruth mit einem tiefen Athemzug. Und so war es gekommen, daß die Familie sich jetzt in Zermatt befand.

Wer immer unter den anwesenden Touristen von diesem Verhältnisse Näheres erfuhr — und bald war es das laute Geheimnis des ganzen Hotels — der konnte nicht umhin, mit Spannung abzuwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Inniger aber war der Antheil, den zwei Freunde, ebenfalls Engländer, an der Familie Evertruth nahmen. Diese beiden jungen Herren, von denen der eine Ingenieur, der andere, wie er mit fast mädchenhaftem Erröthen seines hübschen Antlitzes gestand, „noch Student und ein wenig Dichter" war, hatten sich Knall und Fall in Miß Edith Evertruth verliebt. Da unter ihnen wirklich treue Freundschaft bestand, machten sie einander aus diesem ihrem Gefühl kein Geheimnis, entzweiten sich auch in der Folge nicht, sondern errichteten eine Art ritterlichen Vertrages, wornach Keiner den Anderen in seiner Werbung stören und Derjenige ohneweiters sich zurückziehen sollte, den die Schöne bei näherer Bekanntschaft weniger begünstigen würde.

Die Familie Evertruth speiste nicht an der table d'hôte, sondern immer für sich allein; gleichwohl war es für die beiden jungen Männer nicht schwer, zu Miß Edith bald in ein Verhältnis zu treten, das ihnen täglich ein kurzes Gespräch mit der im Stillen Angebeteten gestattete. Der Regen, der in der ersten Augustwoche alle Gäste mehr oder weniger in die gemeinsamen Gesellschaftsräume bannte, oder sie veranlaßte, auf diesem oder jenem wettergeschützten Balcon zu stehen, gab erstlich die Gelegenheit nahen Beisammenseins und dann auch durch gleichsam unwillkürliche Ausrufe über diesen elenden nassen Sommer den natürlichsten, wenn auch nicht originellsten Stoff, um ein Gespräch anzuknüpfen. Die erste Bekanntschaft mit Miß Edith war von beiden Freunden gemeinschaftlich gemacht worden. Von da ab richteten sie es jedoch so ein, daß immer nur der Eine oder der Andere sich mit ihr unterhielt und allerdings wachten sie eifersüchtig darüber, daß sie dabei regelmäßig abwechselten.

Wie bereits gesagt, war das ungeheuerliche Vorhaben des Mr. Evertruth nach und nach im Gasthof, ja, man darf sagen in ganz Zermatt, so allgemein bekannt geworden, daß beide Freunde keine Unbescheidenheit zu begehen fürchteten, wenn sie schon bei der zweiten Unterhaltung mit Miß Edith an diese wunde Stelle rührten. Der „noch Student und ein wenig Dichter" wagte es zuerst. Anfänglich konnte Miß Edith nicht antworten. Thränen füllten die blauen Augen des lieblichen Mädchens und heftig zitterte ihre kleine, auf dem Geländer des Balcons ruhende Hand. Endlich faßte sie sich und sagte: „Gott sei gedankt, daß es wenigstens regnet, und zwar so, als ob in diesem Sommer nie

mehr die Sonne scheinen könnte. Wir haben, seit wir hier sind, den fürchterlichen Berg kaum noch recht zu sehen bekommen."

Den jungen Dichter rührte das Wasser in den Augen des schönen Mädchens so sehr, daß er sich auf dem Wunsch ertappte, der Regen möchte bis zum jüngsten Tage fortdauern, nur damit Miß Edith von ihrer Sorge um den sportlustigen Papa auf immer erlöst sei. Da er aber einen solchen Unsinn doch nicht aussprechen wollte, beschränkte er sich auf die Versicherung, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn er Herrn Evertruth auf irgend eine Weise vor dieser Gefahr zu bewahren im Stande wäre. „O, wenn Sie dies könnten!" lispelte das Mädchen mit einem Blick, der, flüchtig und scheu wie er war, dem jungen Manne doch einen ganzen Himmel aufzuschließen schien.

Als am Abend desselben Tages die Reihe der holden Unterhaltung an den Ingenieur kam, nahm das Gespräch mehr eine praktische Richtung, indem dieser zweite Liebhaber sich bei Miß Edith vor Allem darnach erkundigte, ob denn das Vorhaben ihres Vaters nicht einfach schon daran scheitere, daß er als Blinder zu einer so gefährlichen Partie keine Führer und Träger auftreiben könne. „Leider nein!" sagte seufzend das Mädchen. „Freilich, die guten und berühmten Führer haben es alle rundweg abgeschlagen. Aber die ungeheuere Summe, die Papa an die Ausführung dieser seiner Lieblingsidee wenden will, hat andere Bergleute, ein paar Savoyarden und sonstige Fremde angelockt, die sich auf das verzweifelte Unternehmen einlassen wollen; denn was thun arme Leute nicht für recht viel Geld!"

„Wenn ich doch nur mit meinen technischen Kenntnissen Ihren Vater dabei vor Gefahr schützen könnte!" versetzte der Ingenieur und gestand dem Fräulein, daß er nicht bloß bereits einen sehr gut eingerichteten Fallschirm für Luftballonfahrer erfunden habe, sondern auch damit beschäftigt sei, das Problem des Fliegens zu lösen. Auch ihm wurde nach dieser Mittheilung ein vielverheißender Blick zutheil, aber zugleich konnte das verständige Mädchen doch auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß weder ein Fallschirm, noch eine Flugmaschine einem Blinden viel nützen dürften.

In der folgenden Nacht träumte der Ingenieur von einer Art Riesenflaschenzug, mit dem Mr. Evertruth ganz bequem vom Platz vor dem „Hotel Monterosa" weg auf die Spitze des Matterhorns gehoben wurde. Der „noch Student und ein wenig Dichter" träumte aber sogar am Tage phantastische Rettungen des gewünschten Schwiegerpapas. Beiden aber wollte ein in Wirklichkeit verwertbares Auskunftsmittel nicht einfallen.

Das gieng so bis zum 8. August. Am Morgen des 9. wurde die Krisis acut. Denn als an diesem Tage die Damen Evertruth auf den Balcon des Gasthofes traten, da — o Entsetzen! — da stand der fürchterliche Riese, der Berg des Schreckens, in seiner ganzen wilden, trotzigen Größe vor ihnen, scharf sich abzeichnend vom tiefblauen Himmel. Das göttlichste Bergwetter war eingetreten und auch der blinde Papa hatte das schon gemerkt; dort unten im Hofe redete er bereits eifrig mit den Führern, die das Gemisch von englischen, französischen und italienischen Brocken, aus denen ihre Sprache sich zusammensetzte, durch lebhafte Bewegung der Hände unterstützten, ohne zu bedenken, daß ihre Mimik dem fremden reichen Blinden doch verloren gieng.

Jetzt stand Alles auf dem Spiele. Nach dem Frühstück gab es im Privatsalon des Mr. Evertruth eine große Familienscene. Noch einmal boten Frau und Tochter alle ihre Beredsamkeit und alle ihre Liebkosungen auf, um den Papa von seinem wahnsinnigen Vorhaben abzubringen. Er aber war

so steif und eigensinnig, daß die bibelfeste Mrs. Evertruth in all' ihrem Jammer und bei aller ihrer sonstigen Verehrung für den Gatten sich jener Stelle aus dem Segen Jakobs erinnern mußte, wo es von Issaschar heißt, er sei „ein beinerner Esel.“ Es half Alles nichts; am Nachmittag sollte aufgebrochen werden; ein Zelt, das Herr Evertruth bei sich führte, gestattete, überall Rast zu machen, wo sich das Bedürfnis hiefür kund geben würde.

Die Beschaffenheit des Gebäudes hatte den jungen Männern, die über dem Privatsalon der Familie Evertruth ein schmales Zimmer bewohnten, die unwillkürliche Ohrenzeugenschaft der ganzen drunten sich abspielenden Scene gestattet. Ihre Theilnahme hatte hierdurch den höchsten Grad erreicht, und Beide zermarterten sich ihr Gehirn, um in dieser Noth ein Auskunftsmittel zu finden. Der junge Dichter war leichenblaß vor Erregung; dem Ingenieur aber begegnete das Ungewöhnliche, daß er in die poetische Sphäre seines Freundes hinübertappte und plötzlich ausrief: „Ist es nicht eine Tragödie wie »King Lear?« Auch dieser Vater wüthet gegen die beste Tochter. Miß Edith ist ganz wie Cordelia, da sie den blinden Lear führt.“

„Den blinden Lear?“ rief hier erstaunt und ein wenig spöttisch der Student. „Du wirfst Alles durcheinander, mein Freund. Lear ist doch nicht blind, sondern Gloster ist es und sein Sohn Edgar leitet ihn... Herrgott ich hab's!“ Mit diesem letzten Ausruf unterbrach der Student sich selbst in seiner Belehrung des Freundes und rannte zum Zimmer hinaus. Kopfschüttelnd blickte der Ingenieur nach der Thür, durch welche der Dichter verschwunden war. Sollte ihn die Liebe verrückt gemacht haben? Diese unausgesprochene Frage stand in den von Natur schon etwas langen, jetzt noch längeren Gesichtszügen des Technikers.

* * *

Der Erzähler dieser Begebenheit hat sich bis dahin, wie die geneigten Leser zugeben werden, bescheiden im Hintergrunde gehalten und die schöne Miß Edith, mit der er doch auch einige kleine Gespräche gepflogen, ganz den beiden Nebenbuhlern überlassen. Wenn er jetzt aus seiner Ecke ein wenig hervortritt, so geschieht dies nur, weil der Verlauf dieser Geschichte ihn dazu zwingt.

Es war am 10. August, als ich, meiner Gewohnheit gemäß, einsam umherstreifend, gegen Abend oder richtiger am späten Nachmittag, in einen wohl drei bis vier Stunden von Zermatt entfernt liegenden, rings von Felsen eingeschlossenen engen Thalgrund gelangte, der nur den einen offenen Zugang hatte, auf dem ich dahergeschritten kam. Die Wiese, mit kurzem Alpengras bewachsen, dämpfte den Schall meiner Schritte. Weiter innen in dem Thalkessel lagen wild übereinander geworfene Felsentrümmer und Reste einer Gletschermoräne. Vom Gletscher selbst, der mir mit dem großen Gornergletscher in Verbindung zu stehen schien, streckte sich ein Ausläufer bis in den hinteren Winkel des Thalgrundes hinab und ich hegte die allerdings etwas vage Hoffnung, hier, wo das Eis sich beinahe mit der Wiese berührte, gewisse seltene Alpenblumen zu treffen, die man sonst im August nur noch in außerordentlicher Höhe pflücken kann.

Ahnungslos bog ich um einen mächtigen Felsblock, der mir bis jetzt den Blick in die linke Hälfte des Thalgrundes verweigert hatte, als plötzlich zwei Männer auf mich zusprangen, von denen der Eine mich bei den Schultern zurückhielt, während der Andere mir die eine Hand auf den Mund legte und gleichzeitig mit der anderen ängstlich nach dem hintersten Winkel der Thalschlucht deutete.

Hätte ich in den beiden Männern nicht sofort den Ingenieur und den Dichterstudenten erkannt, so würde ich

über diesen Ueberfall noch viel mehr erschrocken sein, als es ohnehin der Fall war. Indessen begriff ich allsbald, daß diese beiden wohlgekleideten jungen Engländer nichts Schlimmeres mit mir im Schilde führen konnten, und dann — dort hinten waren ja noch fünf oder sechs Personen, die sich, so viel ich sehen konnte, auf der Gletschermoräne und auf dem Gletscher selbst bewegten. Hier war sicherlich nichts zu befürchten. Ich verhielt mich also ganz still, was zur Folge hatte, daß die beiden Herren ihre Hände zurückzogen. In demselben Augenblick schwebte die Gestalt der jungen Miß über den Rasen. Und dort, noch weiter links, saß ihre Mutter auf einem Plaid, den Rücken an den Fels gelehnt.

Miß Edith kam auf uns zu, den Zeigefinger der Linken auf ihren rosigen Lippen, während sie mit der Rechten eine Bewegung machte, die leider allerdings zu bedeuten schien: „Bitte, mein Herr, verlassen Sie uns!" Jetzt schob auch der Dichter seinen Arm unter den meinigen und ganz freundlich, aber doch ziemlich bestimmt nöthigte er mich, den Rückzug anzutreten, während er neben mir hergieng. Zehn bis zwanzig Schritte machten wir so, langsame Schritte. Da rauschte es hinter uns von einem Kleide und als ich das Gesicht umwandte, blickte ich in das liebliche Antlitz des jungen Mädchens, das uns nachgeeilt war.

„O, entschuldigen Sie uns, mein Herr!" sagte sie in französischer Sprache, aber nur in geflüsterten Lauten. „Wenn Sie noch ein paar Schritte weiter gehen wollen, werde ich Ihnen Alles sagen, was Sie wissen müssen, um unsere vermeintliche Unart zu verzeihen."

Wir giengen also zu Dritt noch etwa vierzig Schritte in die offenen Matten hinaus. Dann blieb Miß Edith stehen, warf einen warmen Blick auf den jungen Mann an meiner Seite und theilte mir mit einer gewissen Hast und nicht immer sonderlich klar ungefähr Folgendes mit:

Gestern Vormittag hatte sich Mr. Stone — so hieß der junge Dichter — bei Mama melden lassen zu einer Unterredung unter vier Augen. Und nichts Geringeres bildete den Gegenstand dieser Unterredung, als ein wundervoller Plan, den guten Papa ohne alle Gefahr das Matterhorn besteigen zu lassen. O! Mr. Stone war nicht umsonst ein Dichter, und zwar ein Dichter, der seinen größten Vorgänger, William Shakespeare, mit Vortheil gelesen hatte. Im „König Lear," da kommt doch jene außerordentliche Scene vor, wie Edgar, von seinem blinden Vater Gloster nicht erkannt, die Schritte Glosters leitet. Dieser verlangt, auf einen Berg geführt zu werden, auf eine Klippe steil überm brandenden Meere. Edgar ahnt, daß der arme Vater sich dort hinabstürzen will, um seinem Elend auf einmal ein Ende zu bereiten. Also hütet er sich wohl, den blinden Greis dorthin zu führen. Aber, während sie mit einander auf ebenem Felde schreiten, macht er den Vater glauben, die Spitze des gewünschten Berges sei nun erreicht. Dann, auf den Wunsch Glosters, zieht er sich zurück. Und Gloster, der in seiner Phantasie das Meer unter sich branden hört, springt und fällt, fällt nur auf ebenem Ackerfelde hin, ohne Schaden zu nehmen. Sogleich aber eilt Edgar herbei, jetzt jedoch mit neuerdings verstellter Stimme, in der Rolle eines armen Strandbewohners, und er überzeugt durch die gewaltigste Schilderung aller Schauer des über ihnen Beiden angeblich sich emporthürmenden Strandfelsens den Blinden, daß dieser glaubt, wirklich aus der Höhe herabgestürzt zu sein, aber infolge höherer Fügung wunderbarerweise keinen Schaden genommen zu haben.

Auf diese Scene, in welcher, wie in keiner anderen irgend einer Dichtung der Welt, das hoch Erhabene

und das Lächerliche sich begegnen und in ihrer tiefsten Wirkung eine unvergleichliche Rührung erzeugen, baute Mr. Stone seinen Plan. Auch der blinde Herr Evertruth sollte zu seinem Heil getäuscht werden. In seiner Phantasie bloß sollte er das Matterhorn besteigen. Es war zwar Betrug, wenn man ihn an ungefährlicher Stelle und unter Entfaltung des ganzen zu einer Bergbesteigung nothwendigen Apparates über ein Paar Felsentrümmer und einige Fuß breite Gletscher viele Stunden lang klettern ließ, ihn mit kluger Vorsicht im Kreise herumführend, bis, bei genauer Innehaltung der richtigen Zeiten zum Lagern, zum Schlafen, zum Ersteigen der Spitze, zum Niederklettern u. s. f. der Augenblick gekommen wäre, wo man ihn wieder den Seinigen zurückbringen durfte, die ihn in Wirklichkeit nie aus den Augen verloren. „Denn dort hinten steigt Papa.“ Mit diesen Worten, unter Thränen lächelnd, schloß die reizende Miß ihren Bericht.

Ich hätte nun eigentlich über Alles gern diese unvergleichliche Matterhornbesteigung in ihren einzelnen Stadien mit eigenen Augen verfolgt. Aber ich fühlte, daß die Zuschauerschaft jedes ferner Stehenden den nächsten Angehörigen des Blinden peinlich sein mußte. Daher begnügte ich mich, mir nur noch einigen Aufschluß geben zu lassen über die Stelle, wo sich eben jetzt Mr. Evertruth in seiner Phantasie befinde. „Er ist jetzt nach siebenstündigem Steigen schon nahe bei der Hütte, wo er die Nacht zubringen wird“ — sagte Miß Edith. „Er glaubt sich ungefähr 3800 Meter hoch und die in das Geheimnis natürlich eingeweihten Führer, denen wir ihren reichlichen Lohn nur unter der Bedingung zugesichert haben, daß sie durch keine Unbesonnenheit irgendwelcher Art sich verrathen, erklären ihm die verhältnismäßige Wärme der Luft dadurch, daß sie behaupten, in den oberen Luftschichten herrschte Föhn (Südwind). Morgen sehr früh vor Tag macht er den Weg von der Hütte — dieselbe ist in Wirklichkeit ein kleines Heuhäuschen — zur sogenannten »Schulter« und von dort auf die Spitze.“

In diesem Augenblick flog eine kleine Wolke über die Sonnenscheibe. Erschrocken hielt Miß Edith in ihren Erklärungen inne, blickte besorgt nach Oben und sagte: „Um Gotteswillen! Das Wetter wird sich doch nicht ändern! Denn, wenn Regen käme, Regen, während Papa auf dem Gipfel des Matterhorns zu stehen wähnt, wo es natürlich nur schneien darf, könnte gar leicht unser ganzes Spiel verrathen werden.“

Ich konnte das Fräulein mit gutem Gewissen beruhigen, da das erwähnte Wölkchen wirklich das einzige war, das im Azur schwamm und schon war es von den Sonnenstrahlen beinahe aufgesogen worden. Wie die Sonne wurde auch das Antlitz der schönen Blondine wieder heiter, und sie erzählte mir noch, Herr Ramble, das war der Name des Ingenieurs, habe sich aus der Hilfsapotheke des Hotels Salmiak zu verschaffen gewußt und beabsichtige für morgen Früh auf den Moment, da Papa den Gipfel seiner Sehnsucht erreiche, durch chemische Mischung dieses Stoffes mit Eisfragmenten des Gletschers eine ungeheuere künstliche Kälte zu erzeugen, wie sie für jene Höhe angemessen sei. „Aber,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ich verlasse mich weniger auf solche technische Kunststücke als auf die Phantasie, diese größte Zauberin.“ Und dabei traf den jungen Dichter wieder ein so voller, warmer Blick der tiefblauen Augen, daß ich nicht mehr zweifeln konnte, die Poesie habe diesmal die Technik ganz aus dem Felde geschlagen. Ich gönnte es dem hübschen Jungen mit dem Pfirsichflaum im unschuldigen und doch geistvoll strahlenden Knabengesicht. So verließ ich denn das Paar und wünschte ihnen

zum Gelingen ihres Planes von Herzen den besten Erfolg.

Bald nach Sonnenuntergang wurde es ziemlich kalt, so daß Mr. Evertruth, an den ich an jenem Abend natürlich fortwährend denken mußte, in seiner vermeintlichen Clubhütte gewiß alle Decken um sich wickelte, die er zur Verfügung hatte. Seine Damen übernachteten in einer anderen Hütte des Thalgrundes auf dem Heu; die jungen Herren aber theilten sich in die Nachtwache, um zu verhindern, daß nicht etwa ein Mensch oder Thier, zum Beispiel eine Kuh, sich dem Gipfel des Matterhorn nähere und durch ihr Gebrüll Herrn Evertruth aus seiner glücklichen Illusion reiße.

Am nächsten Morgen zog es mich gewaltig nach dem Thalgrunde. Wenn ich Früh aufbrach, konnte ich noch dazu kommen, wie Mr. Evertruth seiner Meinung nach jene gefährlichste Parte der „Schulter" auf dem Rückwege überwand. Ich hätte es um's Leben gern gesehen, wie er dort, auf ganz ungefährlichen Felsblöcken vorwärts tastend, am straff gezogenen Seile gieng und wie die Führer ihm an gewissen berühmten Stellen die Beine in bestimmte, angeblich vorher gehauene Stufen oder Felsvorsprünge setzten. Denn alles dies mußte genau beobachtet werden, da Mr. Evertruth in den langen Jahren seiner Sehnsucht nach dem Matterhorn sich alle alpine Literatur hatte vorlesen lassen, die sich auf diesen Berg bezog. Aber ich bezwang meine Neugier, um nicht unbescheiden zu sein.

Am Nachmittag endlich konnte ich's nicht länger aushalten; ich mußte der Karawane entgegengehen, da sie nun jeden Augenblick eintreffen konnte. Eine Stunde mochte ich gegangen sein, als mir, ganz allein und gesenkten Hauptes, aber rasch ausschreitend, Mr. Ramble, der Ingenieur, entgegenkam. Er bemerkte mich erst, als wir beinahe aufeinander stießen. „Es hat doch kein Unglück gegeben?" fragte ich ihn ohne weitere Umstände. Er starrte mich an, dachte einen Augenblick nach, murmelte etwas Unverständliches, sammelte sich aber dann doch zu einer ordentlichen Antwort, aus der ich entnahm, daß Alles aufs beste gelungen sei. Nur fünfzig Schritte von Frau und Tochter entfernt habe Mr. Evertruth heute früh Morgens auf der Spitze des Matterhorn gestanden unter Zeichen so großer Seelenfreude, so rührender Glückseligkeit über den vermeintlichen Triumph, daß beide Damen bei diesem Anblick nur mühsam ein lautes Schluchzen hätten unterdrücken können.

Auch den Abstieg habe man dann ganz programmmäßig ausgeführt. Endlich als der Augenblick da gewesen sei, da man ihm habe mittheilen dürfen, nun habe man den Wiesengrund des Zermatter Thales erreicht, da habe einer der Führer verabredetermaßen gerufen: „Ah! dort in der Ferne, dort kommen ihre Frau und Ihre Tochter und zwei Herren." So habe dann draußen im Thal die erste Begrüßung und Umarmung stattgefunden. Zugleich habe jedoch Mrs. Evertruth ihrem Gatten die bestimmte Erklärung abgegeben, daß sie nach all den ausgestandenen Schrecken auch nicht eine Minute länger in der Nähe dieser Berge weilen, ja, nicht einmal nach Zermatt zurückkehren wolle. Im Hotel sei Alles gepackt, Herr Ramble werde schon so gut sein, vorauszueilen und dort anspannen zu lassen, damit man draußen vor dem Dorfe einsteigen und heut wenigstens noch St. Nikolaus erreichen könne, um morgen so schnell als möglich nach Visp und dann mit der Eisenbahn nach Genf zu gelangen. Mr. Evertruth war zwar überrascht von diesen Vorkehrungen; aber, nachdem seine Gattin so viel um ihn gelitten, durfte er ihr den ersten Wunsch nicht abschlagen.

Nachdem Mr. Ramble mir dies in Kürze mitgetheilt hatte, setzte er mit beschleunigter Raschheit seinen einsamen Weg fort. Es fiel mir nicht

schwer, seine üble Laune in ihrer Ursache zu verstehen; ihn hatte man zwar mit einem Auftrag beehrt, aber eben doch weggesandt, während Mr. Stone, der Dichter, bei Miß Edith war. Ebenso begriff ich natürlich die eilfertige Abreise, die Mrs. Evertruth verlangte. Konnte doch, so lange ihr Gatte noch im Hotel zu Zermatt weilte, ein einziges unvorsichtiges Wort eines Gastes oder eines Angestellten den ganzen Zauberbann brechen, in dem er sich befand.

Nach einer halben Stunde sah ich die Glücklichen kommen, zwei Paare, Arm in Arm, zuerst Mr. Evertruth mit seiner Gattin, er strahlend von Stolz und Freude, sie etwas blaß und nervös erregt, aber doch ebenfalls sichtlich heiter und zufrieden. Das zweite Paar — die jungen Leute — zu schildern, wage ich nicht; sie schienen in Paradieseswölkchen zu wandern und sahen mich kaum, als ich seitwärts stehen blieb und grüßte. In einiger Entfernung folgte der Troß der Führer und Träger mit all' der Ausrüstung, die zu einer großen Bergfahrt gehört. Verhaltene Lustigkeit lag auf den wetterharten Gesichtern und in den schwieligen Händen hielten sie und zeigten einander die guten englischen Goldstücke, die ihnen Mrs. Evertruth aufgezählt hatte.

Zwei Stunden später befand sich die Familie Evertruth bereits auf der Heimfahrt und ebenso war Mr. Stone aus Zermatt verschwunden. Weiteres zu erzählen, ist mir nicht möglich. Es bleibt mir nichts mehr zu schreiben übrig, als die Bitte an journalistische Collegen in England, diese Geschichte nicht in's Englische zu übersetzen, damit Mr. Evertruth sie nicht etwa erfährt und aus allen Himmeln fällt. Zwar, am Ende hat es damit nicht so große Gefahr; denn von jetzt an wird Mrs. Evertruth gewiß auf das, was ihrem Gatten vorgelesen werden darf, mit besonderer Sorgfalt achten.

Meine Reisen in der Jugend.

Erinnerungen von **P. K. Rosegger.**

Da es schon einmal gewagt worden ist, mein Leben und Treiben — auch dort, wo es eigentlich für größere Kreise kein Interesse haben kann — der Oeffentlichkeit vorzubreiten, und da diese anspruchslosen Schilderungen so geduldige, ja freundliche Aufnahme fanden, so widerstehe ich dem Reize nicht, in solchen Schilderungen fortzufahren.

Heute handelt es sich, eine Lücke auszufüllen und jener Reisen zu gedenken, die ich in der Zeit meines Bauern- und Handwerkerlebens und als Studierender in den Ferienmonaten gemacht hatte. Diese Reisen waren in ihrer Art Leistungen! Ein Bürschchen von schwächlichem Körperbau, mit sehr wenig Geld und ohne jegliche Lust und Eignung zum Betteln hat Touren vollführt, die mir heute einige Achtung vor seiner Willenskraft einflößen. Eigenthümlich war die Schnelligkeit der Wanderungen; so weit als möglich wollte ich kommen in kurzer Zeit, nirgends hielt ich lange Rast. Ich konnte täglich 14—16 Stunden wandern und von einer Müdigkeit oder Erschöpfung war keine Rede. Selbstverständlich zog's mich vor

Allem nach Punkten, die mir vom Hörensagen oder durch das Lesen bekannt waren; oft geschah es, daß mich solche Punkte enttäuschten, während Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, auf die ich zufällig stieß, meine Freude und damit meine Wanderkraft in hohem Grade steigerten.

Als Handwerksbursche bin ich nie gereist, außer man will an die Wanderungen denken, die ich mit meinem Meister nach verschiedenen Gegenden der nordöstlichen Steiermark machte, wenn wir zur Arbeit geladen waren. Meine übrigen Wanderungen hatten stets ideale Zwecke.

Im eilften Lebensjahre machte ich mit meinem Vater die erste Wallfahrtsreise nach Mariazell (1854). Wir bedurften dazu drei Tage und nahmen unsern Weg über den schönen Paß der Hohen Veitsch, die Rothsoll genannt. Wir nahmen von heim in einem blauen Bündel Brot und Kuchen mit, damit wir für unsere Ernährung nicht viel Bargeld auszugeben brauchten, und thatsächlich rechnete der Vater für die ganze Zellerreise auf die Personen nicht mehr als einen Gulden. Die Schlafstätten haben wir in Viehställen und Heuschoppen genommen. Auf dieser Reise sah ich das erstemal das Hochgebirge in der Nähe; vor den Felswänden graute mir aber. Denn in meiner Heimatgegend gibt es keine Felsen, und wenn solche auch fern am Gesichtskreise standen, schienen sie doch so niedlich und zart zu sein, daß man von dem gewaltigen Eindruck, den sie machen können, keine Ahnung hatte.

Im Jahre 1855 oder 1856 nahm mich meine Mutter mit nach dem Wallfahrtsorte Mariaschutz in Niederösterreich. Da hatten wir auch eine Magd bei uns, die aus Deutschböhmen eingewandert war und sich daher schon etwas auskannte in der Welt. Sie war es, die mit den Wirtsleuten redete und uns Weisungen gab, wegen mancherlei Verhaltens. Auf dieser Reise gab es großartige Dinge zu sehen, vor Allem die neue Eisenbahn, der wir von Langenwang über Mürzzuschlag bis zum Semmering entlang giengen und die wir manchmal über Brücken, manchmal unter Brücken kreuzten. Von dieser Reise am lebhaftesten im Gedächtnisse ist mir der Blick vom Semmeringübergang aus in die Ebene von Wiener-Neustadt. Es war gegen Abend, die Sonne beleuchtete hell die Gebäude, die in der fernen Ebene standen und ich glaubte in den weißen Punkten Theile der Wienerstadt zu sehen. Manchmal giengen wir mit Handwerksburschen dahin, mit denen unsere Magd tapfer zu plaudern wußte. Meine Mutter sprach nicht viel, sie sammelte ihre Gedanken und Stimmungen für den Gnadenort, zu dem wir wallfahrteten.

Einige Zeit später machte ich die sattsam geschilderte Fußreise nach Wien, um den Kaiser Josef zu suchen.

Kleinere Wanderungen zu jener Zeit giengen nach Kindberg, Birkfeld, Pernegg, um an diesen Orten Wallfahrten zu verrichten. Nach Kindberg kamen wir zur Fastenzeit, um an dem dortigen Kalvarienberge das Gedächtnis des Leidens und Sterbens Christi zu begehen. In der Kirche zu Birkfeld wurde der heilige Valentinus verehrt, zu dem mein Vater einmal bei plötzlicher schwerer Erkrankung meiner Mutter das Gelöbnis that, jährlich eine Wallfahrt dahin zu verrichten. Bei derselben Erkrankung machte — nebenbei bemerkt — mein Vater auch das Fürnehmen, sein Lebelang am Oster- und am Pfingstsonntage kein Fleisch zu essen, sondern das Oster- und das Pfingstmal erst am nächsten Tage zu halten, ein Gelöbnis, das er mit der genesenen Mutter auf das Gewissenhafteste erfüllte.

Mit dem Beginne der Sechziger Jahre begann ich an den Sonntagen im Sommer kleine Bergwanderungen zu machen, so auf die Stangelalpe, den Teufelsstein, das Stuhleck, den

Wechsel, den Lantsch und auf andere Berge, die in meiner Heimatsgegend stehen.

Im Spätherbste 1858 hatte mich ein Bürger von Krieglach, Herr Lebzelter Makrap, auf Wunsch seiner Schwiegermutter, die mir stets Bücher lieh und meine Neigung zum Lernen kannte, nach Graz mitgenommen, um mich dem Bischof vorzustellen und von ihm für mich eine Freistelle am Seminar zu erbitten. Der Bischof war aber auf der Weinlese; ich strich einen Tag in der Stadt Graz um, kam aber nicht weit und in der nächsten Nacht fuhren wir wieder nach Krieglach zurück. Einige Jahre später machte ich aus Eigenem eine Fußreise nach dem sechzehn Fußstunden entfernten Graz über Fischbach, Birkfeld und Weiz; zurück bin ich auf der Eisenbahn über Bruck an der Mur gefahren. Zur selben Zeit machte ich auch mehrmals die Wanderung nach dem neun Stunden entfernten Dörfchen Puch am Fuße des Kulm an der Feistritz. Dort lebte der Lehrer Herr Weberhofer, von dem ich in früheren Jahren, als er noch in Kathrein am Hauenstein gewesen war, einen Sommer über Unterricht erhalten und bei dem ich dann auch als Lehrling die Sonntagsschule besucht hatte. Meine Anhänglichkeit für diesen Mann war so groß, daß ich jährlich mehrmals die Tagereise zu ihm hin machte, um ihn zu besuchen. Also blieb ich manchmal mehrere Tage dort und half ihm die Naturalien an Korn und Früchten einsammeln, die er von den Bauern seiner Gemeinde zu erhalten hatte. Einmal bestieg ich auch den Kulm und betrachtete die paradiesische Gegend, die ich in Gedichten besang, in welchen freilich allemal mein Weberhofer die Pointe bildete.

Die Reise nach Laibach (1865) ist nicht hierher zu rechnen, sie war vielmehr eine Auswanderung, von der ich freilich nach einer Woche schon nach Graz zurückkehrte, um dort meine Studien zu beginnen, die für's Erste nur ein flüchtiges Vertrautwerden mit den Lehrgegenständen bedeuteten.

Im August 1866 machte ich meine erste Ferienreise. Von den Fleißspenden, die der arme Student das Jahr über erhalten, waren etliche Gulden erspart worden, die konnten nun dran gehen.

Am ersten Tage dieser Reise gieng ich von Alpel bis Leoben, wo ich meinen in Graz gewonnenen Freund August Brunlechner besuchte. Er studierte an der Realschule, war ein Bürgerssohn aus Leoben und lud mich nun ein, die Ferien mit ihm in seinem Vaterhause oder vielmehr auf der dazugehörigen „Mühle,“ die nahe bei Leoben war, zu verleben. Da passierte es mir das erstemal, daß ich — der Freund des Studenten aus wohlhabendem Hause — selbst wie ein solcher behandelt, so fein bedient und so köstlich gefüttert wurde. Mir war vor Vergnügen fast unheimlich. Es gewöhnte sich übrigens bald bei der Herzlichkeit, mit der ich in der Familie meines Freundes aufgenommen war, und bei der innigen Liebe, in der er mir und ich ihm zugethan war, würde es das herrlichste Leben gegeben haben, wenn es mich nicht weiter gedrängt hätte auf die Reise, die bevorstand.

Nachdem ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Leoben die Hochalpe bestiegen hatte, machte ich mich am nächsten Morgen auf zur Wanderung. Ueber Trofaiach, Vordernberg und den Prebühel gieng's bis Eisenerz, dann war's Mittag. Ich zog zwischen dem Felsengebirge bei Sonnenhitze weiter bis Hieflau, dort gewann ich ein Postwägelchen, das auf der Rückfahrt war und mich für zwei Sechser bis Altenmarkt mitnahm, wo wir spät in der Nacht ankamen. Zur Noth konnte das Wirtshaus aufgeweckt werden, daß ich ein Lager erhielt.

Am Morgen, als die Sonne aufgieng, war ich wieder auf den Füßen. Die Gegend war thaufrisch, ich wanderte immer zwischen hohen Bergen

der Enns entlang über Lorsenstein und Weier, und als nach heftigem heißen Marsche endlich die Abenddämmerung einbrach, war ich in Stadt Steier. Hier hatte ich die Absicht, zu übernachten, da fügte es sich, daß vor dem Wirtshause, wo ich mich niedergelassen, ein Fuhrman hielt, der an demselben Abende noch nach Enns fuhr. Ich war sofort entschlossen, mitzufahren, was für billiges Entgelt geschehen konnte, so sehr blangte es mir schon nach der Donaugegend, die das Ziel meiner Reise war. Die Nacht war frostig und sternenhell, die Gegend war flach geworden, die finsteren Gestalten der Baumgruppen und der stillen Gehöfte, an denen wir vorüberfuhren, erweckten in mir eine elegische Stimmung. Ich dachte auch an den deutschen Bruderkrieg, der wenige Wochen früher so furchtbar getobt und seine wilden Schatten bereits auch über das friedliche Gelände diesseits der Donau geworfen hatte. Um Mitternacht kamen wir in das Städtchen Enns.

Am nächsten Morgen Nebel und Regen. Ich wanderte auf grundloser Straße bis Mauthausen, wo ich das Dampfschiff aus Linz erwartete, um auf demselben nach Wien zu fahren. Der Anblick der gelben trägen Donau hatte mir nicht gefallen, hingegen machte die Fahrt auf derselben viel Vergnügen. In meinen Aufmerkungen steht es, daß ich in Bezug auf das Fahrgeld als armer Student eine große Begünstigung genoß. Der Himmel heiterte sich allmählich auf, trotz des scharfen Windes war ich stets auf Deck, um die Ufer des Stromes und seine Umgebung, besonders die Engen des Strudels, das Stift Melk, die Stadt Krems mit der damals des Feindes wegen zerstörten Donaubrücke, und die vielen Ruinen, Schlösser und Ortschaften genau zu sehen. Um fünf Uhr Nachmittags sah ich im trüben Dunstkreise die Spitze des Stefansthurmes, bald darauf bog unser Schiff ein in den Donaukanal.

In Wien blieb ich mehrere Tage, beschaute viele Sehenswürdigkeiten und besuchte auch den von mir sehr verehrten Dichter Herrn August Silberstein, mit dem ich schon früher in brieflichem Verkehr gestanden und der meinen Ferien nun damit die Krone aufsetzte, daß er mir seine Werke gab.

Nach einer vierzehntägigen Abwesenheit kam ich nach dem stillen Alpel zurück, wo die übrige Ferienzeit bei Lernen, Lesen, Viehhüten und Waldgängen verflossen ist.

Zu Pfingsten 1867 machte ich eine Vergnügungsfahrt nach Triest mit, wo ich zum erstenmal die Majestät des Meeres sah und auf der Rückfahrt die Adelsberger Grotte besuchte.

Etwas größer angelegt war die Ferienreise des Jahres 1867. Ueber dieselbe ist schon ein regelmäßiges Tagebuch geführt worden. In der Einleitung heißt es: „Reisegeld? Ah pah, meine Reise ist ein Feldzug und schon mancher Feldzug ist ohne Geld geführt worden, es kommt nur darauf an — gut zu fechten." Uebrigens ist es auch nicht aufs Fechten angekommen. Die Reisebegegnisse und Abenteuer der Wanderungen jener Zeit sind in meinen Schriften erzählt worden, hier handelt es sich nur um den Reiseweg.

Am 5. August gieng ich von Alpl über die Veitsch nach Mariazell. Dort hielt ich am nächsten Vormittage Andacht und Kirchenschau, am Nachmittage wanderte ich bis Weichselboden, ein Hochgebirgsdörfchen am nördlichen Fuße des Hochschwab. Dort übernachtete ich beim Herrn Pfarrer Paul Offenlugger, der auch wie ich ein Bauernsohn aus Krieglach-Alpel ist. Wir machten am Abende noch einen größeren Spaziergang, wobei mich mein Begleiter mit dem Leben der dortigen Holzhauer, Hirten und Jäger bekannt machte. Mein Nachtlager hatte ich in der nächsten Nähe der Kirchenorgel, die mich denn auch am Morgen, als die Messe war, frühzeitig weckte.

Am 7. August wanderte ich der

Salza entlang über Wildalpen neun Stunden lang bis Gams, wo eine sehr behagliche Nachtherberge gefunden ward. Ich war unterwegs stets allein, Reisegesellschaften liebe ich nicht, zudem waren zu jener Zeit unsere Alpenthäler lange noch nicht so besucht, als heute, die Wege waren höchst einsam. Nur daß ich mich manchmal einem Bauern oder Holzarbeiter oder einer lieblichen Hirtin anschloß und mit diesen Leuten plauderte und scherzte. Zum Scherzen war ich immer aufgelegt. Meine Reisebedürfnisse waren höchst einfach; ich kehrte stets nur bei Bauernwirtshäusern zu. Als Mittagsmahl steht im Tagebuch häufig: „Sterz mit Salat“ gezeichnet, mehrmals auch bloß Salat, der von jeher meine größte Leckerspeise gewesen ist.

Am nächsten Tage gieng ich von Gams über Hieflau und durch das Gesäuse über Admont bis Liezen. Das vier Stunden lange Gesäuse war damals noch theilweise Urwildnis, von einer Eisenbahn keine Spur. Admont trug noch die düsteren Merkmale des zwei Jahre früher stattgefundenen großen Brandes. Von der Nacht in Liezen besagt das Tagebuch, daß Jemand mit einem seltsamen Ansinnen in mein Zimmer gekommen war, dem ich scharf die Thür wies. Am folgenden Tage reiste ich über Steinach am Fuße des gewaltigen Grimming hin nach Mitterndorf und von da bis zum Grundelsee bei Aussee. Dort in Schramels Gasthaus, welches damals noch gar einfach war, wohnte den Sommer über die Grazer Familie Oberranzmeier, aus welcher ein Sohn mit mir studierte. Ich wurde bei ihr auf das Freundlichste aufgenommen und genoß daselbst zwei höchst angenehme Tage. Ausflüge nach dem Toblitz- und Kammersee, nach Altaussee, nächtliche Fahrten in einem kleinen Nachen bei Mondenschein auf dem Grundelsee stehen mit Ausdrücken hohen Entzückens verzeichnet.

Nachdem mir mein Gastherr die bereits schadhaft gewordenen Stiefel ausbessern lies und mir einen Zuschuß zum Reisegeld beigemittelt, machte ich mich am 11. August wieder auf den Weg. Ich gieng über die Petschen bis St. Agatha am Hallstättersee, wo ich wieder einen Freund besuchte, den Herrn Musterlehrer Ferdinand Schenner an der protestantischen Gemeinde, dessen Bekanntschaft ich in Graz gemacht hatte. Auch bei ihm blieb ich einen Tag, er führte mich über den See nach Hallstatt zum Waldbachstrub und fütterte mich tüchtig aus.

Am 13. August gieng's über Ischl, wo ich drei Stunden anhielt, um den Ort zu besehen, zum Wolfgangsee und an demselben entlang bis St. Gilgen, wo ich übernachten wollte. Da ich aber nach bloß siebenstündiger Wanderung an diesem Tage keine Müdigkeit empfand, so stieg ich an demselben Abend noch auf den Schafberg (drei Stunden), in der Absicht, in dem Hotel, das schon damals auf der Spitze des Berges stand, zu übernachten. Als ich jedoch ein kleines Gläschen Wein mit vierzig Kreuzern bezahlen mußte, schloß ich auf die Kosten einer solchen Herberge, stieg daher noch an demselben Abende bei Mondenschein wieder herab nach St. Gilgen, wo ich um 10 Uhr ankam und beim Fleischhauer trefflich schlief; die Wanderung dieses Tages dürfte zu den bedeutenderen Leistungen meiner Reisen zählen.

Am 14. August stand ich früh auf und wanderte durch das schöne Salzburgerland bis zu dem alten Iuvavum, wo ich um 3 Uhr Nachmittags ankam. Salzburg war das Hauptziel dieser Reise. Das Tagebuch ist über Salzburg eitel Lobes voll, mit offenen Sinnen ließ ich alles Schöne, das dort zu sehen ist, auf meine Seele wirken. Salzburg war zur Zeit in großer Aufregung und rüstete sich eben zum Empfang des Franzosenkaisers Napoleon III., der ein paar Tage später auf eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich eintreffen sollte. Ich wollte

den Pomp nicht abwarten, sondern reiste am 16. August in das Innviertel, wo ich ein Dorf namens Gilgenberg suchte. In diesem Dorfe lebte nämlich der Arzt Herr Karl Deutl, welcher unter dem Namen „der grantige Michel“ für das Gmundner Wochenblatt humoristische Briefe schrieb; wir waren schon schriftlich miteinander bekannt geworden und so wollte ich ihn nun besuchen. Einen halben Tag lang irrte ich in der mir beschriebenen Gegend umher, allein Niemand konnte mir das Dorf Gilgenberg weisen, bis es sich herausstellte, daß der Ort im Volksmunde „Döllenberg“ hieß, den ich endlich auf Umwegen spät Abends bei Sturm und Regen erreichte. Deutl war ein sehr munterer Kopf, der über Alles kühne Witze machte, dabei aber ein warmes Herz besaß. Ich blieb zwei Tage bei ihm, er nahm mich zu seinen Kranken mit, zu einem Knecht, der bei einem Raufhandel schwer verletzt worden, zu einem siebenzehnjährigen Mädchen, das in eine eiserne Heugabel gefallen war. Dann machten wir einen Ausflug an den österreichischen Grenzort Ach und über das „Kaiserland“ hinaus in die baierische Stadt Burghausen, wo wir uns sehr gütlich thaten. Am Abend kehrten wir — um mit Deutl zu sprechen — zurück in das österreichische Ach und Weh—rend die Sonne untergieng, schritten wir dem Dorfe Gilgenberg zu.

Vom 19. August heißt es im Tagebuch: „Nicht umsonst hatte ich mich gestern Abends so tief in die Federn vergraben, als ich heute das Bett verließ, blieben deren an mir kleben und ich wurde flügge.“ Ich reiste an diesem Tage nach Vöklabruck und am nächsten — eine Strecke lang auf einem Wägelchen, das mich freundlich mitnahm — nach Gmunden. Hier gab's wieder Bekannte. Ich war der Gast des Buchdruckereibesitzers Herrn Habacher. Die Familie Hepurn, welcher die Dampfschifffahrt auf dem Traunsee gehörte, lud mich ein zu einer schönen Fahrt nach Ebensee und zurück. Man kannte mich als den Verfasser von ein paar Gedichtchen, die schon damals in den Blättern gestanden, und kam mir überall mit größtem Wohlwollen entgegen.

Am 21. mit Dampfwagen nach Linz, wo ich in der Familie meines Studien-Collegen Herrn Karl Ulitz liebevolle Aufnahme fand. Wir machten mehrere Ausflüge, so auf den Pöstlingsberg und nach Puchau. Auch besuchte ich in Linz den Dichter Adalbert Stifter, der damals schon krank war, mich aber in seiner milden Freundlichkeit anmuthete, wie eine Gestalt aus seinen Werken. Auch den Dichter Stelzhamer sah ich einmal über die Gasse gehen, aber in einem Zustande, welcher den bösen Zungen von Linz scheinbar Stoff gab.

Am 23. fuhr ich mit dem Dampfschiff nach Wien. Nach angenehmem Aufenthalte in Wien reiste ich am 25. August früh Morgens auf einem Bummelzug nach Steiermark zurück und langte am Abende desselben Tages in Krieglach-Alpel an. Das Tagebuch schließt mit der Bemerkung, daß die fast dreiwöchentliche Reise fünfundzwanzig Gulden gekostet habe. Das Büchlein erzählt mit großer Offenherzigkeit auch von ein paar niedlichen Abenteuern, die der vierundzwanzigjährige Bursche auf dieser Reise bestanden. Eine gewisse kecke Lebensfrische war nicht zu bestreiten, allein auch die Dichterphantasie war mit auf der Reise gewesen.

Im folgenden Jahre machte ich von meiner Heimat aus größere Ausflüge nach Naßwald und Wien. Im Jahre 1869, als ich meine Studien in der Grazer Akademie für Handel und Industrie vollendet hatte, gieng's weiter in die Welt. Sofort nach Schluß des Studienjahres machte ich von Graz einen Ausflug nach Riegersburg und Gleichenberg. Von diesen zurückgekehrt, gieng ich über Hietzendorf nach Voitsberg und Köflach, wo ich

meinen Collegen Herrn Gustav Pummer besuchte, dessen Vater dort ein Landgut besaß. Einige Tage blieb ich dort und wir durchstreiften die Gegend nach allen Seiten. Mir sind noch die schönen Volkslieder in Erinnerung, die ich damals allerorts von lustigen Burschen und Dirndeln singen hörte, ebenso auch die Schwänke, die aufgetischt wurden in Dorfwirtshäusern und Pfarrhöfen und die sachte anhuben, mir den Inhalt des Volkslebens zum Bewußtsein zu bringen. Mitte August begab ich mich nach einer Zusammenbestellung mit Pummer in Ischl auf die Wanderschaft. Am ersten Tage von Köflach über die Stubalpe und Judenburg bis Unzmarkt, am zweiten von da bis Oberwölz, wo ich wieder einen lieben Schulkameraden, Herrn Mayerhofer, besuchte. Seine Familie bewohnte dort das romantisch gelegene Schloß Rottenfels, wo ich einen Tag blieb und die Poesie eines Aufenthaltes in mittelalterlicher Ritterburg genoß. Dann schloß ich mich anfangs ein paar Jägern an, die in die Sölkeralpen giengen, und machte die schöne Gebirgstour über den Hochwart und über Donnersbach bis Irdning. In der kleinen Ortschaft Untergrimming übernachtete ich und dort war's, wo ich den nachmaligen Schauspieler Rudolf Tyrolt kennen lernte, der als Student eben auch eine Fußreise machte. Meine Reise gieng über Aussee, Gmunden nach Linz, von dort zurück nach Wels zum Traunfall, nach Schwanenstadt und Frauenmarkt (wo ich überall Studiencollegen fand), dann nach dem Attersee, Schifffahrt bis Weißenbach und von da durch die Schluchten des Höllengebirges nach Ischl. Hier traf ich Freund Pummer, mit dem ich hernach eine gemeinsame Reise nach Salzburg und München machte. In dieser letzteren Stadt verfielen wir dem Biercultus und ich erinnere mich an ein Gelage beim Oberpollinger-Bräu, bei welchem wir die halbe Nacht mitlärmten: „Guten Morgen, Herr Fischer! Herr Fischer, guten Morgen!" — Plötzlich war das Geld alle und wir eilten auf kürzestem Fußwege über Salzburg und Aussee der Heimat zu. Als wir über die Petschen wanderten, wurde mein Genosse unwohl und wir gelangten erst nach Mitternacht zum Bachwirt, wo der Naturdichter Herr Johann Kain haust. Mein Freund fuhr am nächsten Tage mit einem Wagen der heimatlichen Gegend zu, ich gieng über Rottenmann und Leoben in zwei Tagereisen in's Mürzthal.

In den Jahren 1870—1874 machte ich Wanderungen in Steiermark, besonders im Tauerngebiete. Ich hielt mich öfters bei den mir seit jeher wohlgesinnten und wohlthätigen Familien Reicher und Seßler bei Knittelfeld, in Sachendorf und im Schlosse Wasserberg auf, von wo aus ich Ausflüge nach allen Richtungen des Oberlandes machte. Dazu begünstigte mich auch die neueröffnete Kronprinz Rudolfs-Bahn, die mir freie Fahrt gewährte. Ich bestieg zu dieser Zeit das Rennfeld, den Lantsch, die Gleinalpe, den Zirbitzkogel, den Zinken (bei Seckau), den Reiting, den Reichenstein, den Hochschwab, die Veitsch u. s. w.

Im Mai 1872 machte ich einen Spaziergang über Leoben, Steier, Linz, nach Kirchschlag auf dem Berge, wo Stifter gewesen war, und zurück über St. Pölten, Mariazell und Seewiesen. Im Juli desselben Jahres gieng ich nach Wien, Pest und Gran, wo ich auf dem Landgute meines Verlegers Heckenast einige Zeit lebte. Die Reise wiederholte sich.

Im August des Jahres 1873 machte ich mit meiner jungen Frau eine Reise über Friesach, Hochosterwitz nach Klagenfurt, an den Wörthersee, nach Villach, an den Ossiachersee, dann zurück über Obersteier nach Admont, ins Gesäuse und nach Eisenerz. Freilich eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens. Aber voller Wehmuth. Nach dem Tode meiner Frau gieng das unstete Leben von Neuem an, ich

durchzog im Jahre 1875 Steiermark, Kärnten, Krain, ich gieng nach Tirol, Tölsach, zu Defreggers Heimat, in die Dolomiten, nach Innsbruck, nach München. Ich wanderte tagelang in den Alpenschluchten dahin, bestieg unzählige Bergspitzen, des Berges Luschari in Kärnten besonders zu gedenken, wo ich gemüthskrank und verloren eine Weile in den Felsen umirrte.

* * *

Wenn ich mich nun zu meinen größeren Reisen in der Jugend wende, so muß ich zurückgreifen auf die Jahre 1870 und 1872.

Im Jahre 1870 hatten mir meine schriftstellerischen Versuche schon so viel Geld eingebracht, daß ich meinen Lieblingswunsch, eine Reise nach Deutschland zu machen, verwirklichen konnte.

Am 8. Mai reiste ich von Graz nach Leoben, um von meinem Freunde Brunlechner Abschied zu nehmen. Am 9. Mai über Krieglach und nach Abschied von meinen Eltern bis Wien. In Wien verstauchte ich mir auf einem Fehltritt (physischer Art) den Fuß und reiste erst am 14. von dort bis Brünn. Nach Besichtigung der Stadt und Spaziergang auf den Spielberg am 15. Mai Abreise nach Prag, wo ich eben zur national-religiösen Johannesfeier zurecht kam. Ich wohnte am Hradschin bei dem Landsmann und Freunde Herrn Rudolf Falb, der damals in Prag seinen Studien oblag. Er war mir ein trefflicher Führer in der alten Königsstadt. Am 18. Abreise bis Bodenbach, dort einen Ausflug gemacht, in Tetschen übernachtet. Am 19. mit Dampfschiff auf der Elbe bis Schandau, dann eine Fußwanderung in der sächsischen Schweiz, am 20. mit dem Dampfer nach Dresden. In den Städten hielt ich mich nach Bädecker und habe Alles gesehen, was dieser mit Sternchen bezeichnet; ob immer mit Verständnis und Nutzen, ist eine andere Frage. In Dresden traf ich mit zwei älteren Damen aus Graz, den Schwestern Fabritzius zusammen, die mich liebreich begasteten und bemutterten. Ich litt, wie in jenen Jahren sehr häufig, an einer Augenentzündung, die mir den Genuß, welchen die schöne Stadt gewährt, etwas beeinträchtigte.

Von Dresden gieng ich am 23. nach Leipzig. Dort besuchte ich die „Gartenlaube,“ wo ich für eine in ihr bereits gedruckte kleine Erzählung so viel Honorar erhielt, daß mir angst und bange wurde, was mit dem vielen Geld anzufangen. Mich interessierte hier vor Allem das Schlachtfeld von 1813 im Südosten der Stadt. Am 25. nach Weimar, wo ich im Gedenken an die großen Dichterfürsten sehr gehobener Stimmung war. Dort besuchte ich auch den Dichter Herrn Julius Grosse. Am 26. nach Berlin, wo ich in dem Hotel Pistol abstieg, jedoch von dem Grazer Herrn Texter, der zur Zeit in Berlin lebte, bald in dessen Wohnung gebracht wurde. In Berlin fühlte ich mich als guter Oesterreicher damals noch nicht sehr behaglich, überall begegnete ich den Siegeszeichen von 1866. Ich besuchte auch Potsdam, dessen landschaftliche Reize mit den schönen Seen und Schlössern mich freilich entzückten. Nach viertägigem Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt reiste ich am 30. nach Stettin und von dort zur See nach Swinemünde auf der Insel Usedom. Eine erste Meerfahrt bei frostigem Nebel, der traurig niederhieng auf die flachen Ufer, an denen wir vorüberglitten.

In Swinemünde schlief ich nur bis Mitternacht; da ließ ich mich wecken, um mit dem Postwagen nach Anklam zu fahren. Auf dieser nächtlichen Fahrt wunderte ich mich über den frühen Tagesanbruch, welcher dort zu solcher Jahreszeit schon um 1 Uhr bemerkbar ist. Außerdem hatte ich bei jener Fahrt auch noch ein merkwürdiges Abenteuer, welches in meinem Buche: „Am Wanderstabe“ beschrieben

worden ist. Nach sechsstündiger Wagenfahrt in Anklam, von da bis Stralsund mit der Eisenbahn. Von Stralsund ließ ich mich über die Meerenge auf die Insel Rügen setzen, auf welcher ich nach vierstündiger, überaus stimmungsvoller Fußwanderung bis zum hochliegenden Hauptort Bergen gieng. Hier bestieg ich den höchsten Punkt der Insel, den Rugart, um in's freie weite Meer hinauszublicken. Das Wetter aber war regnerisch und windig.

Am 1. Juni, bevor ich nach Kreuz- und Querwanderungen Rügen verließ, schnitt ich mir in einem Eichenwalde einen Stock, den ich als theure Erinnerung an das nordische Eiland mit heim nahm und den ich seither jedes Jahr zum Anzünden des Christbaumes verwende. In Stralsund bestieg ich den hohen Thurm der Marienkirche, in welchem ich mich beim Niedersteigen verirrte, so daß ich schon der Meinung war, die Nacht in dem Labyrinth der Gänge und Winkel zubringen zu müssen, bis mich doch der Thürmer hörte und auffand. Von Stralsund fuhr ich in der Nacht auf den 2. Juni nach Rostock mit dem Postwagen. In Rostock wurde ich wegen eines Geraischen Thalerscheines, den ich ausgab, angehalten und zur Polizei gestellt; als es sich herausstellte, daß der Schein nicht, wie angenommen worden, falsch, sondern echt war (damals gab es in Deutschland noch so viel verschiedenartiges Geld, daß leicht derartige Irrthümlichkeiten entstehen konnten), wurde ich sofort wieder freigelassen. Der Thalerschein aber wurde trotzdem nicht angenommen. Von Rostock nach Hamburg. Ein regnerischer Tag, auf den Mecklenburger Haiden krochen die Nebel. In Hamburg beobachtete ich vor Allem das Leben im Hafen. Ich besuchte auch Altona und das Grab Klopstocks.

Am Abende des 4. Juni schiffte ich mich auf dem Frachtendampfer „Amsterdam" ein und am nächsten Morgen, am Pfingstsonntage, als die Sonne aufgieng, war ich auf hoher See. Trotz aller Herrlichkeit der Meereswelt war das eine schlimme Fahrt für mich auf diesem Frachtenschiff. Am dritten Tage fuhren wir in Sicht von Amsterdam zum Ueberfluß auf eine Sandbank und mußten stundenlang auf den Eintritt der Flut warten. In Amsterdam — so wohl mir der feste Boden unter den Füßen auch that — hielt ich nicht lange Rast. Es war ein Hang nach dem Gebirge in mich gekommen. Am 7. reiste ich nach Cöln, wo ich den mit Gerüsten umgebenen Dom beschaute und dann mit dem Dampfer rheinaufwärts bis Rolandseck fuhr. Im kleinen Orte Oberwinter übernachtete ich in einem Bauernhause. Am nächsten Morgen einen Dampfer bestiegen und bis Mainz gefahren. Von Mainz gieng's am 9. über Heidelberg nach Stuttgart; diese Städte flüchtig durchwandert, fuhr ich am 10. bis zum Dorfe Urlaffen am Rhein, wo ich beim Herrn Pfarrer Weiß (Bruder des Geschichtsprofessors Dr. Weiß) übernachtete. Am nächsten Tage begleitete mich der Herr Pfarrer nach Straßburg, wo ich das Münster bestieg. Es waren die letzten Monate des französischen Straßburgs! Vom Pfarrer in Urlaffen ist mir noch ein Ausspruch in Erinnerung. In Oesterreich, sagte er, sei die Polizei der Tod der Kirche gewesen. Die confessionelle Freiheit sei etwas Gutes, das Rechte und Wahre würde sich schon selbst behaupten.

Am 11. Juni reiste ich von Urlaffen nach Basel und von dort sogleich weiter bis Luzern. Mich zog's, mich jagte es dem Gebirge zu. In Luzern blieb ich noch nicht, sondern wanderte — o seliger Samstagabend voll Alpenfrieden! — zu Fuß den Vierwaldstättersee entlang bis Küßnacht und von dort schon bei Nacht bis Immensee, wo ich in einem Bauernhause vortreffliche Nachtherberge fand. Am nächsten Frühmorgen, ein Sonntag, bestieg ich in Begleitung eines Halbcretins den Rigi. Das Wetter war schön, die Aussicht rein — nun sah

ich wohl Berge genug. Es waren, offen gestanden, aber noch nicht die rechten. Meinen Abstieg nahm ich über Maria-Schnee nach Art, von dort gieng ich dem Zugersee entlang bis Zug und fuhr hierauf nach Zürich. In Zürich gabs unheimliche Kriegsgerüchte. Ich reiste noch an demselben Nachmittage nach Romanshorn und fuhr von da mit dem Dampfer über den Bodensee nach Bregenz, um endlich wieder auf österreichischem Boden zu schlafen.

Am Morgen des 13. Juni trat ich eine der schönsten Fußwanderungen an, die ich je gemacht. Ich durchstreifte den Bregenzerwald. Der Weg über Alberschwende, Schwarzenbach nach Schoppernau, in welch letzterem Orte die Heimat und das Grab des Bauerndichters Michel Felder ist. Am 14. verließ ich Schoppernau noch vor Sonnenaufgang und gieng über den Schrecken nach Lech — immer Almwirtschaften, Kuhgeläute und fröhliche Menschen am Wege. Von Lech noch an demselben Tage über den Arlberg nach St. Anton. In einem Wirtshause zu Bianz, wo ich übernachtete, hörte ich einen Geistlichen — anspielend auf die liberale Regierung — sprechen: „Eher als wir von der katholischen Kirche abfallen, eher fallen wir von Oesterreich ab.“ Ein Gegenstück zu jenem Pfarrer im Schwabenlande. Am 15. gieng's in heller Morgenfrische bis Landeck. Weil meine Stiefel sehr ungeberdig geworden waren, die Füße wund rieben und auch das Barfußgehen nicht immer thunlich schien, so setzte ich mich in Landeck auf den Stellwagen und fuhr bis Innsbruck. Gegen Abend zog ich bei strömendem Regen in die Hauptstadt Tirols ein. Am nächsten Tage war Frohnleichnam; ich sah nebst Anderem die pompöse Procession und mir fiel nun wohl der Unterschied auf zwischen dem kühlen, trockenem Deutschen im Norden und dem erregten, schwärmerischen und formenfrohen Aelpler. Noch an demselben Abende fuhr ich über den Brenner bis Brixen. Am 17. gieng's theils zu Fuß und theils auf Stellwagen durch das lange Pusterthal bis Lienz. Die Leute der Gegend waren des Eisenbahnbaues wegen in einer gewissen Erregung und mein Fuhrmann behauptete, die Herren sollten es nur versuchen mit der großen Kaffeemühle (Locomotive), Recht behalten würde am Ende doch das Pferd. Am 18. von Lienz über Oberdrauburg, wo ich im Geburtshause des Dichters Friedrich Marx zusprach, dann zu Fuß bis Sachsenburg, wo ich erst gegen Mitternacht ankam. Am nächsten Morgen zu Fuß weiter und Nachmittags in Villach angekommen. Nach einer Stunde Rast in der Wirtsstube ein Ausflug nach St. Ruprecht am Ossiachersee, wo ich einen Freund wußte, der zu begrüßen war. Am nächsten Tage litt ich sehr an meinen Augen, ich fuhr auf der Eisenbahn nach Klagenfurt, wo ich den Grazer Freund Herrn Karl Pröll besuchte. Um 2 Uhr reiste ich von Kärntens Hauptstadt ab bis Marburg. Auf dem Marburger Bahnhof befragte mich ein Polizeibeamter nach den Reisedocumenten. Ich war ordentlich froh, daß der Reisepaß, den ich durch allerlei Kaiser-Königreiche, Fürstenthümer und Republiken mitgetragen hatte, doch nicht ganz umsonst in meinem Sacke gesteckt hatte. Wohl mochte das etwas zerfahrene Aussehen des Ländervagabunden den Wachmann zu seiner Amtshandlung Anlaß gegeben haben. Am 20. Juni, Abends, als es 9 Uhr schlug, war ich in Graz nach einer sechswöchentlichen, vielgestaltigen Reise.

Mit der Wegzehrung war es so gut gegangen, daß ein von einem treuen Grazer Freunde für mich nach Cöln geschicktes Reiseviaticum dort von der Post nicht geholt wurde, sondern wieder an den hochherzigen Spender zurückgehen mußte.

Ich habe auf dieser für mich unvergeßlichen Reise Deutschland noch in seiner Zerrissenheit gesehen. Wenige Monate später krachten die Kanonen

von Sedan und wieder wenige Monate später wurde der Welt die Einigung des Deutschen Reiches verkündet.

Meine nächste größere Reise war im Jahre 1872. Sie gieng nach Italien. Ich unternahm sie mit zwei Freunden. Da es sich aber bald herausstellte, daß wir verschiedene Neigungen und Reisezwecke hatten, so trennte ich mich von ihnen und ich mußte mich — obzwar der Sprache unkundig — allein fort behelfen, so recht und schlecht es eben gieng.

Am Morgen des 23. August reisten wir von Graz ab, am selben Tage bis Oberdrauburg in Kärnten. Am 24. von da über Franzensfeste, Bozen nach Verona, wo wir spät Abends anlangten. Meine Genossen hielten sich genau nach den Meinungen des Reisehandbuches, gaben sich vor Allem mit Kunstsammlungen ab; ich verstand davon nicht viel und kehrte mein Auge Land, Stadt und Leuten zu. Am 25. Nachmittags bis Mailand gefahren und sofort den Dom besucht, in den nächsten Tagen von mir auch wiederholt bestiegen. Ich brachte auf dem marmornen Dache bei der Aussicht über Lombardien und nach den Tiroler und Schweizer Alpen ein paar köstliche Stunden zu. „Der Dom," so heißt es im Tagebuch, „steht mitten in der großen Stadt, wie eine Riesenkrone aus Elfenbein. — Weißt du, warum Königskronen Zacken haben? Damit die Hand, welche drohend auf des Königs Haupt niederfällt, von derselben durchbohrt werde."

Am 27. August Ausflug zum Lago Maggiore. Unterwegs großes Manöver in Gegenwart des Königs Victor Emanuel. Auf dem See mit Dampfer bis Isola Bella. Von den Alpen zog sich ein Gewitter herab. Am 28. Abreise von Mailand nach Turin. Dort trennte ich mich in artiger Weise von meinen Reisegenossen und fuhr am 29. über den Mont Cenis hinein in das kahle Gebirge von Savoyen. Spät Abends wieder in Turin, wo meine Begleiter bereits abgereist waren. Im Hotel kleines Abenteuer mit einem Engländer, der am Gasttische mir mit Thränen in den Augen beständig die Hand drückte und mich endlich durch einen Dolmetsch einladen ließ, mit ihm die Reise durch Italien zu machen. Ich lehnte es ab. Am 30. nach Genua. Dahin hat die Eisenbahn ein Gebirge zu durchbrechen, unzählige Brücken und Tunnels. Am Hafen zu Genua beobachtete ich stundenlang die neue Welt, die sich mir hier darbot. Im Hotel gieng's manchmal etwas kümmerlich zu. Ich konnte kaum zwanzig Wörter italienisch sprechen, aber man bringt sich fort und verhungert nicht. In nothwendigsten Dingen versteht der Mensch den Menschen.

Am 1. September reiste ich über Alessandria und Bologna nach Florenz. Von Bologna bis Pistoja fährt der Zug mehr unter, als über der Erde der Apeninnen. Ich erinnere mich an das entzückende Bild von einem Berghange aus in das Thal des Arno. Wenn ich in eine mir neue Stadt komme, so ist es mein Erstes, über sie einen Aussichtspunkt zu gewinnen, so stieg ich in Florenz alsbald auf den Glockenthurm des Domes. Auch machte ich von hier Ausflüge, besonders zu erwähnen den nach Fiesole. „Die Umgebung von Florenz," steht's im Tagebuch, „erinnert an die von Graz, nur ist letztere noch schöner."

Am 5. September reiste ich von Florenz nach Rom, um 6 Uhr Abends zog ich ein in die ewige Stadt. In Rom hat mich Manches anfangs arg enttäuscht, erst später gewann ich die richtige Schätzung. Mein Aufenthalt in Rom, wie überhaupt die wesentlichsten Einzelheiten dieser Reisen sind anderswo beschrieben, hier handelt es sich nur um allgemeine Uebersicht. Dem Tagebuch entnehme ich, um meine Stimmung anzudeuten, einen Herzensausbruch in der Peterskirche: „Wie denk' ich dein, im herrlichen Dom, du liebes Dorf am Alpenstrom der

heimischen Mürz. Sie Alle, daheim, entstehn und vergehn, und können dies Haus des Herrn nicht sehn!" Man sieht wohl, ich gab mich zu sehr mit der Heimat ab, als daß das Gemüth unbefangen geblieben wäre für das neue fremdartige Leben, das mich umflutete. — Am 7. Mittags nach Neapel abgereist. Ich fühlte mich unwohl, auch war die Hitze empfindlich. Das wüste kahle Gebirge der Abruzzen war meiner Stimmung nicht günstig. Um 9 Uhr in Neapel angekommen, stürzte ich mich in das unbeschreibliche Volksgetriebe dieser Stadt. Es war eben ein großer religiöser Aufzug, das berühmte Kirchenfest der Vergine di Piedigrotte. „Urheidnisches Wesen!" heißt's im Tagebuche. In Neapel machte ich auf einem gemietheten Maulthiere Ausflüge auf St. Elmo und Camaldoli, letzteres der Punkt, auf dem man stehen muß, wenn man Neapel sehen will; dann eine Meerfahrt, endlich Vesuv, Herculanum und Pompeji. Im Büchlein findet sich aus diesen Tagen (in einer Mondnacht auf Camaldoli entstanden) folgendes Gedicht:

„Du treues Haus auf stiller Bergeshöh',
Von weichem Mondessilber mild umgossen,
Wie grüß' ich dich aus fernem welschen Land,
Wo nirgends deine Tannenwälder sprossen.
Wo nie ein Wort der heil'gen Sprache klingt,
Die du zum deutschen Erbe mir gegeben,
Und wo das Volk in stetem Fastnachtstanz
Verschachert und verjohlt sein heißes Leben.
Ein Land, so schön und reich und hochberühmt,
Bewohnt von einem Volk in Bettlerlappen,
Das auf den Trümmern seiner großen Zeit
Sich einzig freut an bunten Narrenkappen.
Ein Land, ein Märchengarten auf dem Meer,
Ein Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du Heimatsmatte auf der Bergeshöh',
Als Gottes Himmel mit dem Mondenschein."

Am 10. September fuhr ich von Neapel nach Rom zurück, wo ich die nächsten Tage dem Studium des alten Rom widmete. Am 13. nach Pisa, wo am Bahnhofe ein großer Pöbelhaufe beisammen war, der einem aus dem Süden kommenden Jesuiten eben eine Katzenmusik brachte. Von Pisa am 14. über Lucca nach Pistoja, Bologna bis Venedig. In Pisa war ich unversehens in einen Zug gestiegen, für welchen mein Rundreisebillet keine Giltigkeit hatte; dadurch drohte der Verfall dieses Billets. Ein deutscher Mitreisender rieth mir, den Conducteur mit einer Lira zu bestechen, was ich verschmähte. Erst nachdem der Conducteur mich anstandslos passieren ließ, gab ich ihm aus Dankbarkeit das Geldstück. Die Unrast in mir war so groß geworden, daß ich mich in Venedig nur einen einzigen Tag aufhielt, ein Tag, der mir noch dazu von Mückenstichen, vor denen ich mich nicht zu schützen wußte, ganz und gar vergällt wurde. Am 15. spät Abends reiste ich ab über Cormons der Heimat zu. Als die Sonne aufgieng, sah ich von dem Fenster des Waggons aus nochmals das blaue Meer und die Thränenburg Miramar. Am 16. September Abends war ich in meiner Wohnung zu Graz. Der bunte Traum „Italien" hatte 26 Tage gedauert.

Damit schließe ich die flüchtige Skizze über meine Reisen in der Jugend. Die Erfahrungen derselbe haben meine ursprüngliche Weltanschauung nicht geändert, jedoch sehr erweitert. Vor Allem befestigten sie die Liebe zur Heimat, aber auch die Achtung vor anderen Ländern und Völkern. Die Kenntnisse fremden Volkslebens wurden mir zum Maßstabe der Schätzung für das meines eigenen Volkes; die großen Menschenwerke, welche ich gesehen, wirkten auf mich erhebend, die Naturschönheiten der Alpen, sowie des Nordens und des Südens boten mir unvergeßliche Genüsse und die Reisebeschwerden stärkten mir Körper und Geist. So müssen auch die Reisen einen Ersatz abgeben für die regelmäßigen Schulen und Studien, welche mir versagt gewesen sind.

Bismarck, der Alleinzige.

Gespräch zwischen dem Einen und dem Andern.

Der Eine: Hör' mir auf! Bismarck steckt Alle in den Sack!

Der Andere: Alle?!

Der Eine: Alle.

Der Andere: Auch die Hohenzollern?

Der Eine: Die Hohenzollern haben nur das eine Verdienst, daß sie Bismarck erlaubten, Bismarck sein zu dürfen.

Der Andere: Und Moltke?

Der Eine: Ist sein Arm. Nichts weiter.

Der Andere. Und das deutsche Volk?

Der Eine: Pah! Deutsches Volk! Wir haben gesehen, was das deutsche Volk ist, wenn es nicht den großen Führer hat; eine träge, gesinnungslose Masse. Wie hündisch ließ es sich treten von heimischen und fremden Despoten. Wie kanibalisch wohl fühlte es sich in seiner politischen Zerfahrenheit, in seiner engherzigen Spießbürgerlichkeit, in seiner Erniedrigung ohne Gleichen. Ein Volk von Träumern, Idealisten und Sängern. Geh' mir weg!

Der Andere: Ein Volk von Träumern, Idealisten und Sängern, ist das nichts? Sind aus diesem Volke nicht Gelehrte, Denker und Dichter hervorgegangen, deren Ruhm die Welt erfüllt?

Der Eine: Ein Bismarck wiegt sie Alle auf.

Der Andere: Auch einen Gutenberg, Kant, Goethe, Schiller?

Der Eine: Fahre nur fort, sie zu nennen, nenne sie Alle vom Nibelungendichter bis zu Hamerling, nenne auch Luther. Nenne Albrecht Dürer, Beethoven, Richard Wagner, nenne den Erbauer des Kölner Doms, wenn Du ihn kennst; nenne Alle, welche ihre Marmordenkmäler haben in deutschen Landen. Lege sie auf die eine Wagschale, auf die andere stelle ich Bismarck — wie ein Häufchen Spreu fliegen sie in die Höhe.

Der Andere: Oho!

Der Eine: Oho oder aha! wie Du willst. Ich gestatte Dir auch alle anderen Dichter, Künstler, Gelehrten der Weltgeschichte zusammenzulesen, von Moses an bis Darwin, von Homer bis Turgenjew — sie fliegen Alle, Alle fliegen sie, wenn ich Bismarck in die Wagschale lege!

Der Andere: Das ist ein guter Spaß.

Der Eine: Das ist heiliger Ernst, mein Lieber! Wissenschaft, Kunst, Literatur bedeutet nichts gegenüber einem Staatsmann, der ein Volk politisch groß macht.

Der Andere: Ja, lohnt es sich denn, oder ist es auch nur möglich, ein Volk groß zu machen, wenn es nichts bedeutet? Wenn es keine sittliche Größe, keine geistige Cultur gibt, worin besteht dann der Wert eines Volkes? Daß es gräbt und ißt und freit und schläft, dafür gründet man doch keine Staaten, dafür braucht man keine großen Staatsmänner. — Auch ich bin durchdrungen von Bismarcks Größe und gewaltiger Bedeutung für das deutsche Volk; vielleicht tiefer davon durchdrungen, als mancher laute Bismarck-Enthusiast, dessen Loblied auf Bismarck eigentlich nur ein Trutzlied auf Andere ist. Allein ich glaube, daß Bismarck mit seinen Erfolgen ein Resultat des deutschen Volkes ist. Es waren die längst gehegten Ideale, die er zur Thatsache gemacht hat. Wäre

in dem deutschen Volke der Drang, die Sehnsucht, das Ideal nach politischer Einheit und Größe nicht schon dagewesen, Bismarck allein hätte nichts machen können.

Der Eine: Ah pah! Drang! Sehnsucht! Ideal! Lächerlich! Mit dergleichen Kindereien baut man keine Staaten. Die That ist es, welche die Welt beherrscht! Der Mann des Wortes ist nichts, der Mann der That ist Alles.

Der Andere: Freilich ist der Mann der That Alles, doch kommt es darauf an, was Du unter That verstehst.

Der Eine: Ein Mann der That ist der Pflüger und der Schnitter.

Der Andere: Und nicht auch der Säemann?

Der Eine: Natürlich, denn er säet.

Der Andere: Kann er säen ohne Samen?

Der Eine: Gut, so ist auch der Same ein Mann der That, denn er keimt, wächst, reift.

Der Andere: Kann er keimen, wachsen und reifen ohne Regen und Sonnenschein?

Der Eine: So zähle ich auch Regen und Sonnenschein zu Männern der That.

Der Andere: Dann wirst Du auch unsere großen Dichter und Denker, unsern Drang und unsere Sehnsucht zu Männern der That zählen müssen. Denn ich vergleiche die Dichter und Denker mit Säemännern, ihre Ideale und Grundsätze mit Samen, die im Kummer der Knechtung weinende deutsche Volksseele mit Regen und das für politische Freiheit und Einheit erglühende Volksherz mit Sonnenschein. — Denke nicht zu gering, lieber Freund, von der Kraft und Macht der Idealisten und Ideale! Sie haben die heutige Größe des Deutschen Reiches vorbereitet, sie haben dem Bismarck Boden und Gefolge geschaffen, und vielleicht auch ihn selbst. Der deutsche Geist der Classikerzeit —

Der Eine: Höre mir auf mit der Classikerzeit, sie hat das Volk verweichlicht, verdorben.

Der Andere: Wenn die Classikerzeit das Volk verdorben hat, woher nahm Bismarck die siegreiche Armee? Womit schlug er so gewaltige Feinde? Mächte, vor denen die Welt gezittert hatte, er schlug sie mit den Deutschen, die von ihren Dichtern und Träumern gar so verweichlicht und verdorben worden waren! — Bismarck selbst hatte einmal ausdrücklich zugegeben, daß der preußische Schulmeister Schlachten gewinne. Nun gründen sich aber die sittlichen Grundsätze der deutschen Schule auf ihre Classiker und ihre Denker. Ich nenne nur ganz wenige: Goethe hat den unendlichen Seelenreichthum der Deutschen aufgezeigt, hat sie erinnert an ihre weltumfassende Kraft. Schiller hat sie der sittlichen Freiheit zugeführt, welche die Grundlage der politischen ist. Klopstock, Arndt, Körner, Wildenbruch, Dahn und Andere haben in gewaltigen Gesängen die Deutschen zu politischem Bewußtsein aufgeweckt. Wenn wir das Wort, das Lied nicht hätten, wie sollten wir uns auf uns selbst besinnen, uns verständigen, uns näher kommen? Wer sollte uns sagen von Heimat und Vaterland, von Kaiser und Reich, wenn nicht des Dichters Wort, des Sängers Lied, des Künstlers Gestalten? Wer sollte uns begeistern im Kampf gegen den Feind, daß wir freudig Gut und Blut hingeben fürs Vaterland? Das Lied. Um bloß vom Kriegslied zu sprechen: frage die Franzosen, was ihre Marseillaise, die Ungarn, was ihr Rakoczymarsch bedeutet! Die Marseillaise hat Paris beschützt in jenen Belagerungsmonaten 1870—1871! Es ist unglaublich, zu welcher Heldenhaftigkeit und Größe des Gefühls ein Volk, das Herz hat, sich von den Worten, den Klängen eines Liedes emporreißen läßt! Bei den wilden Völkern hat der Mann seinen Speer und seinen Schlachtgesang, und der Krieger ist fertig. Was zum

Siege wider die Franzosen das Lied „Die Wacht am Rhein“ beigetragen hat, das ist freilich statistisch nicht zu berechnen, doch ich glaube, es hat so viel geleistet, als ein allbeliebter heldenmüthiger Feldherr je zu leisten vermag. Noch mehr, der Feldherr kann vom Pferde geschossen werden, das Lied kann es nicht, es ist unsterblich, es ist wie der Schutzgeist eines ganzen Volkes, der es begleitet von Geschlecht zu Geschlecht, von Noth zum Siege, immer neue Kraft weckend und neue Begeisterung spendend. — Denke nicht zu gering vom Volke und seinen Dichtern, mein Freund! Der genialste Bildhauer kann aus einem Holzblock keine Marmorstatue machen, und Bismarck hätte sein Werk nicht vollendet, wenn er nicht einen so vortrefflichen Stoff dazu gehabt, und wenn nicht der deutsche Geist seine Thaten gefördert und gesegnet hätte. — Es ist freilich Brauch geworden, daß man heute so spricht, wie Du es thust und nur in der rohen Gewalt und in der politischen Klugheit allein das Heil eines Volkes sieht. In übermüthiger Siegesfreude spricht man sehr gern von seiner großen Schlauheit und Kraft und pflegt solche Eigenschaften als das Höchste zu preisen. Immer wieder aber zeigt es sich, daß ein Volk wohl ohne große Diplomaten leben kann, ohne Idealismus jedoch zu Grunde gehen muß.

Der Eine: Du hast hier hübsche Worte gesprochen. Wenn Bismarck aus seiner langen Pfeife eine Rauchwolke in die Luft bläst, so ist es just so viel, wie Deine Worte. — Bismarck, der Alleinzige, er lebe hoch! Stoß an!

Der Andere: Bismarck lebe hoch!

Der Eine: Bismarck, der Alleinzige, wirst Du rufen!

Der Andere: Wozu? Das Wort ist wie Rauch.

Der Eine: Wirst Du nicht ausrufen: Bismarck, der Alleinzige?!

Der Andere: Nein.

Der Eine: Contrahage! R.

Eine niedersächsische Bauernhochzeit.

Skizze von Heinrich Sohnrey.

Kommt zwischen Hildesheim und Harz eine Hochzeit in Sicht, so wird in den Häusern derjenigen Bauern, welche einer Einladung gewärtig sind oder solche bereits durch die Hochzeitsbitter erhalten haben, sofort die heikle Frage aufgeworfen: „Wat schenke we in de Briuttafeln?“ (Was schenken wir in die Brauttafel?) Diese Frage ist nicht immer leicht, denn einfach bares Geld zu schenken, wie es in andern Gegenden Niedersachsens üblich ist, leidet hier die Ortssitte nicht.

Dargebracht werden die Geschenke gewöhnlich am Polterabend, und wenn dann Braut und Bräutigam sich den Reichthum der Spenden besehen, finden sie nicht selten unter allen möglichen Haushaltungsgegenständen einen Korb mit einem schwarzen Kater oder einen großen Steintopf mit einem Huhn darunter.

Das Gepolter des Polterabends zu beschreiben, will ich unterlassen, denn das ist hier wohl wie überall.

Begeben wir uns unverzüglich zur eigentlichen Hochzeitsfeier. Donnerstag

Mittag, sobald das „erste Schauer" geläutet ist, hebt die Feier an; die Gäste eilen dem Hochzeitshause zu, begrüßen einander mit kräftigem Händedrucke und reihen sich um die lange Tafel, wo sie zunächst mit „kalter Schale" (Wein mit Honigkuchen) bewirtet werden.

Indessen beginnt auch schon die Vorbereitung zum Kirchgange, und da sind mehr Schwierigkeiten zu bewältigen als man denken mag. Die ganze Hochzeitsgesellschaft wird nämlich nach bestimmten, auf der alten Dorfsitte beruhenden Grundsätzen in zwei Züge geordnet: in Brautzug und Bräutigamszug.

Der Brautzug besteht aus sämmtlichen Frauen und Mädchen und dem Brautvater als „Leier" (Leiter). Der Bräutigamszug setzt sich aus Männern und Burschen und dem Bräutigamsvater als Leiter zusammen.

Für die Reihenfolge auf dem Heimwege zur Kirche gilt die alte Regel:

„Je näher der Briut,
Je wegger hinderriut"
(Je näher der Braut,
Je weiter hinteraus)

d. h. je näher Einer der Braut verwandt ist, desto weiter muß er hinter ihr zurücktreten.

Auch das Musikchor theilt sich, um zur einen Hälfte dem Brautzuge und zur andern dem Bräutigamszuge voranzumarschieren.

Von Stolz und Rührung fast überwältigt, stellt sich der Leiter an die Spitze seines Zuges; die Musikanten beginnen den Hochzeitsmarsch zu schmettern, die Burschen schießen ihre Pistolen ab, die Brautjungfern quieken und jauchzen, und so bewegen sich die beiden stattlichen Züge an den von gaffenden Leuten umstandenen Häusern vorüber der Kirche zu.

Jeder Zug wird einmal rund um die Kirche geblasen, wobei aber die Musikanten sorgsam verhüten müssen, daß die schmetternden Marschtöne in die Kirche schallen, denn das wird nicht für gut gehalten.

Ist der Rundgang um ein Gotteshaus beendet, bricht die Musik ab und der Brautvater führt nun seinen Zug durch die obere Kirchthür, der Bräutigamsvater den seinen durch die untere Kirchthür. In der Mitte des Kirchenschiffes begegnen sich beide Züge und machen eine gegenseitige feierliche Verbeugung, während Braut und Bräutigam zueinander treten und allen voran auf das Chor und um den Altar herum schreiten.

Bei diesem Umgange werden die hergebrachten Opfergelder entrichtet und, zwar zuerst in den Armenstock, sodann auf die rechte und linke Seite des Altars. In den Armenstock gibt man gemeiniglich 25 Pfennige, Braut und Bräutigam geben mehr.

Auf die rechte Seite des Altars werden 12 oder 13 Pfennige, auf die linke 25 Pfennige gegeben. Das rechtsseitige Geld kommt dem Küster und Kantor, das linksseitige dem Pastor zu.

Manchmal wird vor dem Abzuge aus dem Hochzeitshause erst berathen, ob man bloß für die Armen oder bloß für den Pastor und Küster opfern wolle. Ein rechter Brautvater aber pflegt dann zu sagen: „Kinder, opfert für Alle!"

Die Trauung selbst bietet nichts Merkwürdiges. Nach derselben ordnen sich aufs neue die beiden Züge, aber diesmal nach der umgekehrten Regel:

„Je wegger hinderriut,
Je näger der Briut."

Soll zu verstehen sein, daß die nahen Verwandten, welche auf dem Herwege am weitesten zurückbleiben mußten, jetzt ihren Platz gleich dicht hinter der Braut erhalten.

Leute, welche den Hochzeitszügen „vorhalten," was entweder mit den ausgebreiteten Armen oder mit einer Stange geschieht, werden mit Geld beschenkt, worauf sie sagen: „Gint Linn!" ein Glückwunsch, der unzweifelhaft auf „Luna" hinweist. Zur Zeit des Voll-

monds pflegen nämlich die Bauern zu sagen: „We häant jetz giut Linn." Demnach dürfte jener Ruf, mit dem man für die Brautgabe dankt, wohl den Sinn haben: Wir wünschen ein volles Glück!

Ins Hochzeitshaus zurückgekehrt, nimmt das junge Ehepaar zunächst die Glückwünsche der Hochzeitsgäste entgegen, wobei gar manches harte Bauernherz in Thränen der Rührung zerfließt.

Die Hochzeitstafel, an der in der Regel der Herr Pastor und der Herr Cantor nicht fehlen, will ich nicht weiter beschreiben, denn ich weiß wohl, Essen und Trinken sind Merkwürdigkeiten, die der Leser nicht gern auf dem Papiere hat.

Aber hören müßt Ihr, wie sie der Braut die Gesundheit trinken. Ein herzhafter Bursch erhebt sein Glas und spricht:

„Jetzt komme ich der Jungfer Braut ganz freundlich entgegen,
Und wünsche ihr viel Gottes reichen Segen:
Der liebe Gott wolle sie behüten vor Angst und Schmerzen,
Das wünsche ich ihr von ganzem Herzen!
Nun wollen wir trinken in Fröhlichkeit,
Mir und meinem Schatz und ihrem Schatz die Gesundheit:
So viel Tropfen, so viel Segen,
Als in diesem Glase stehn,
So viel Tausend Wohlergeh'n!
Vivat!

„Hoooooch!" ruft dreimal die ganze Gesellschaft, während Einer mit dem Andern kräftiglich anstößt.

Kaum ist das Hochzeitsmahl beendet, so drängt die Jugend auch schon zum Aufbruch nach dem Tanzsaale.

Der Sitte gemäß hat der Bräutigam mit seiner Braut den Reigen zu eröffnen und dafür den Musikanten einen blanken Thaler einzuhändigen.

Nach diesem ersten Tanze muß er die Braut an den Jüngsten unter den Tänzern abgeben, der mächtige Fausthandschuhe über seine Hände gezogen hat und in der einen Hand die stattliche Brautdieße (Spinnrocken) hält, was Beides zu dem Brauttanze unerläßlich ist. Nachdem der Jüngste so die Braut einige Male herumgewirbelt hat, führt er sie, ohne sie unterwegs loszulassen, dem Nächstältesten zu. Jeder Tänzer hat das Recht, mit der Braut den Ehrentanz zu thun; behält er sie indes über einen Tanz, oder läßt er sie los, ehe er sie an den Nächstältesten abgegeben hat, so muß er Strafe bezahlen. Straffällig ist auch der, welcher ohne Handschuhe tanzt, oder sich während des Tanzes einen Schafschwanz an die Rockschöße heften läßt.

Obwohl die Hochzeit bis an den hellen Morgen und auch noch den ganzen folgenden Tag dauert, will ich doch nun die Feder in den Ruhestand versetzen, denn die wesentlichen Merkwürdigkeiten sind mit der gegebenen Beschreibung erschöpft.

Im Hause, das den Sohn verlor.

Der Sturm durchtoste Busch und Holz
Am traurigsten Novembertag,
Als er, des Hauses Lust und Stolz,
Zu früher Ruh' gebettet lag.

Das war kein rechter Sonnenschein,
Der seitdem in das Haus sich stahl,
Nicht Herz und Zunge löst der Wein,
Die rechte Würze fehlt dem Mahl.

Wohl schafft wie vor noch das Gesind',
Zur Scheuer schwankt der Ernte Gold,
Dem Hofe war mit Flur und Rind
Wie sonst des Jahres Segen hold.

Allein — verstummt ist Lied und Klang,
Und wie der Strahl vom Brunnenrohr,
Eintönig rauscht der Zeiten Gang
Im Hause, das den Sohn verlor.

Zwar trägt noch frei das Silberhaupt
Wie einst, im Glück des Hauses Hort,
Als hätt' kein Tag es ihm geraubt,
So schafft er noch mit Blick und Wort.

Er spricht: „Zur Stadt am Himmelssaum
Vorüber zieht wie sonst der Fluß;
Mir ist zu Muthe wie im Traum,
Ich lebe wie ich athmen muß.

„Zum Fenster lacht herein die Flur,
Der Weinberg dort im Sonnenschein,
Des Lebens reichste Ernte nur,
O Gott, die sollte nicht gedeih'n!

„Zerrissen unser Herz, zerstückt,
Dahin der Erde schönster Lohn!
Und doch, wie waren wir beglückt,
O Herr, durch unsern lieben Sohn!

„Welch' and'res Haus war so im Land
An Ehren reich, in stolzer Ruh',
Und wo er gieng und wo er stand,
Da flogen ihm die Herzen zu.

„Die Rede Mark, — nicht Dunst und Schwall,
Rechtschaffen, was er sann und schuf,
Und wie dem Heer Trompetenschall,
Zog ihm voraus der Ehre Ruf.

„Doch eines Tages lag er bleich
Im Kerzenschimmer auf der Bahr',
Gefällt von einem Wetterstreich,
Der unser's Hauses Liebling war." —

Und sinnend blickt er lang hinab,
Dort, wo der Thurm zum Himmel zeigt,
Ein Engelsbild sich auf das Grab
Mit weißem Fittig schirmend neigt.

Verschwommen sind ihm Flur und Au,
Wie heißer ihm die Zähre rinnt,
Da tritt herein die junge Frau,
Auf ihrem Arm sein Enkelkind.

Es kommt sein gutes Ehgemahl
Den Beiden nach zur Thür' herein,
Und wieder hat nach langer Qual
Die rechte Kraft der Sonnenschein.

Von Kindesarmen, weich wie Flaum,
Umschlungen zart und liebgekost, —
Das war ein Gruß vom Himmelsraum,
Das, Erde, ist dein bester Trost!

Friedrich Marr.

Kleine Laube.

Die Hilmwarte.

Ein Grazer Bild.

„Wozu dieser Narrenthurm!" rief ich aus bei dem ersten Anblicke der Hilmwarte, denn ich pflege die Sitte meiner geschätzten Mitbürger, alles Neugeschaffene tapfer zu vermoppeln, getreulich mitzumachen.

Nach obigem Entrüstungsrufe legte ein braungekleideter Herr mir die Hand auf den Arm und sagte leise: „Als Welden seinerzeit den Schloßberg bepflanzt hatte, sollen die weiland Grazer empört gerufen haben: Wozu dieser Unsinn! Diese Büsche, daß sich Räubergesindel darin aufhalten kann! Dieser Gamssteig, wer soll denn da hinaufklettern? — Als später der Stadtpark angelegt, der Franz Josefs-Brunnen aufgestellt, die Pferdebahn eingeführt, das Grün-Denkmal gestiftet worden ist, haben wir die Gaben mit ähnlichem Danke empfangen. — Narrenthurm! Wollen Sie nicht erst einmal klug werden und hinaufsteigen?"

Mich verdroß dieser Mensch. Ihm zum Trotz wollte ich mir an den Treppen der Hilmwarte die Lunge lahmschnaufen, war daher etwas unangenehm berührt, als ich die Stiegen hinanschlenderte, die so höllisch bequem angelegt sind, daß man beim Steigen jodeln kann, wie ein Almjunge. Unterwegs begegnet man einer Anzahl von bequemen Ruhebänken, deren Bedeutung mir nicht klar wurde. Auf den Campanile in Venedig kann man bekanntlich hinaufreiten, hier kann man hinaufsitzen, besonders wenn man manchmal einige Stufen weitergeht. Die Hilmwarte kann ein hundertjähriger Greis besteigen, um noch ein letztes Mal — und später wieder einmal — die schöne Welt anzuschauen. Den Thurm selbst beschreibe ich nicht; der mehr als 30 Meter hohe, altdeutsch bekleidete Recke steht vor aller Augen da, als neues Wahrzeichen der Murstadt. Wie der Thurm entstand, mit welchem Zauberschlag in unserer Zeit das Geld dazu beschafft wurde, diese merkwürdige Geschichte mag ein anderesmal erzählt werden.

Nun trat ich hinaus an den Söller, der sich hoch oben rund um den Thurm zieht. Da wußte ich einmal nicht, wie mir geschah. Ich glaubte mein Graz ja seit länger als zwanzig Jahren zu kennen und nun —, wie anders, wie neu, wie einzig schön! — Herr im Himmel, ich danke dir für dieses Paradies!

Der Grazer sieht nämlich sein Graz nicht. Von Osten aus war es in der That schwer zu sehen, da bot sich kein rechter Standpunkt für den Beschauer. Und doch ist die Stadt und ihre Lage von dieser Seite aus am allerschönsten und großartigsten, weil das Bild im Hintergrunde gekrönt wird von dem Kranze der Alpen, die manchmal wie Gletscher herniederleuchten auf den wundersamen Garten an der Mur.

Da ruht es nun vor uns, das liebliche Graz, die Stadt der Gärten, nach welcher sich Jeder aus der Ferne wieder-

sehnt, der sie einmal gesehen. Mitten aus der weithingestreckten Stadt ragt wie ein hohes Kissen der Schloßberg. Ihm gerade gegenüber die Warte, auf der wir stehen, ist mitten aus dem Walde emporgewachsen. Und der grüne, rauschende Wald zieht in einem breiten Strom gegen die Stadt hin, wo er zwischen Villen und Häuserreihen nach und nach versickert. Der Schloßberg, nicht gewohnt, von dieser Stelle gesehen zu werden, will unser Auge fesseln; aber wir können es dir heute nicht gefangen geben, du treuer Freund, es hat noch einen Spaziergang vor in der weiten Runde unseres Bildes.

Rechts vom Schloßberge gegen die Murenge hin die Stadt der Werkstätten und dampfenden Schlote vergleiche ich mit dem emsigen Werktage; links das üppig aufblühende Neugraz mit seinen Giebeln, Kuppeln und Thürmen, wovon besonders der Herz Jesu-Thurm kühn und frei gegen Himmel springt, ist dagegen wie der fröhliche, freundliche Sonntag. Weithin legt sich das Grazer Feld und von jenseits desselben am Fuße der grünen Berge leuchten Kirchen, Schlösser und Landhäuser bis hinauf zu der malerischen Ruine Gösting. Zu unseren Füßen gucken hinter dem Walde die Thürme des Hilmteichpalastes hervor, am Gestade des Grazer Binnen-Meeres, auf welchem manche Kriegsflotte schon gekreuzt, manche Seeschlacht zwischen Damen und Herren schon geschlagen worden ist. Im Winter ist dieses Meer ein kleines Franz Josefs-Land, aber die Eisbären, die auf demselben leben, haben Pfoten von Stahl und Zobelpelze an. Nebenhin, zwischen Eichen und Tannen versteckt, ist ein idyllisches Geheimnis, das ich sehr ungern verrathe, endlich aber von muthigen Seefahrern doch entdeckt werden wird: das Schweizerhaus. „Sei schön gegrüßt und ruh' hier aus, als wärest Du im eig'nen Haus.“ Wir wollen dieser freundlichen Einladung zu deiner Rast und deinen lucullischen Freuden folgen, einstweilen setzen wir unsere vergnügliche Augenwanderung fort.

Ueber dem Thal zur Rechten haben wir den immergrünen Rosenberg mit seinen blinkenden Landhäusern. Er lächelt froh zu uns herüber, als wollte er sagen: „Bei mir ist es wohl auch schön, und hier zieht der Weg zur Stefanien-Warte hinan, wo ein herrlicher Fernblick ist, allein unser Graz zeigst d u am schönsten, schlanke Hilmwarte.“ Ueber dem Thal zur Linken dehnt sich der Ruckerlberg, der — selbst ein bißchen Streber geworden in neuerer Zeit — uns schier trutzen will. Wir wollen dir deine Verdienste um Graz nicht streitig machen, lieber Ruckerlberg, allein das Bild in solchem Rahmen, gleichsam das Graz im Walde, hast du nicht. Selbst der Schloßberg kann's nicht so wie diese Warte, denn er ist zu bescheiden, zeigt wohl die Stadt, aber nicht sich selbst, und wir wollen das Graz mit dem Schloßberg haben. Graz ist groß, wir wollen seine Ausdehnung sehen, es hat eine unvergleichlich schöne Lage, wir wollen sie schauen, es hat eine Umgebung von Weinbergen und von Schneebergen, wir wollen sie sehen — und hiezu ist wahrlich kein Punkt so geeignet als der auf der Hilmwarte. Und wir wollen auch den Fremden Gelegenheit bieten, sich an dem Anblicke dieser schönen, irdischen Wohnstätte zu erfreuen. Das hat endlich sogar unsere Pferdebahn eingesehen, sie dehnt sich und streckt sich jetzt und führt den Fremden vom Bahnhof aus geradeswegs an die Hilmwarte. Also ist für ihn die Aussicht von der Hilmwarte genau so bequem zu erreichen, wie die auf dem Schloßberg, und wie ganz unglaublich verschieden — Eines schöner als das Andere — sind die Bilder, welche von den beiden Höhen aus sich ihm bieten.

Wollen wir nur Land, Natur und Idylle, so wenden wir uns auf der Warte nach Osten, in welchem uns der echte Charakter des steirischen Hügellandes entgegenlacht, treuherzig, wie ein unverdorbenes, blühendes Dirndel. Wenn wir nun das Auge fliegen lassen von den blauenden Weizer Bergen im Osten über den stattlichen Schöckel, über die oft schneebedeckten Murthaler und Kärntner Alpen,

über den Bacher, hinter welchem mehrere hartköpfige Herren aus dem Geschlechte der Steiner Alpen hervorschauen, so haben wir den großartigen Hintergrund gesehen. Wem es zu wenig ist, der möge die Hand erheben.

Und wie viele Bilder in diesem Einen! Anders ist es am Morgen, anders am Abende, anders zu jeder Jahreszeit. Man vergißt, daß die Landschaft auch im Winter da ist, und nicht minder reich an Reiz und Größe als im Sommer. Aber dazu ist noch Zeit. Die Pferdebahn und die Hilmwarte bieten uns nun zu allen Zeiten Gelegenheit, gleichsam von einem zweiten Grazer Schloßberge aus in die Welt zu lugen.

Doch, was thue ich da? Bin ich nicht auf den „Narrenthurm“ gestiegen, um jenem braunen Herrn zu beweisen, daß man nichts sieht, als eine Thorheit? — Ich fürchte, ich fürchte, es wird Manchem so ergehen als mir.

Ich hoffe es aber auch.

Die Heimatsstadt ist wie eine Braut. Man schmückt sie, man begrüßt sie, man preist sie, man kost sie, denn man ehrt und liebt sie. Die Hilmwarte ist nicht bloß ein Schmuck- und Guckstein von Graz, sondern auch ein Wahrzeichen der Heimatsliebe. Allen, die zu der Entstehung dieses Werkes selbstlos beigetragen haben — Ehre ihnen.

Ich will oft meinen Fuß auf diese Warte setzen, um stolzfrohen Herzens hinabzuschauen auf das liebe Graz, um hinauszublicken ins herrliche Land Steier und Gott zu danken für die schöne Heimat, die er mir gegeben hat.*)

P. K. Rosegger.

*) Diesem Aufsatze, welcher vor einem Jahre zur Eröffnung der Hilmwarte in Graz entstand, ist beizufügen, daß der Aussichtsthurm sehr rasch volksthümlich wurde und schon im ersten Jahre seines Daseins von über 30.000 Personen bestiegen worden ist. Seither sind wieder mehrere Neuerungen angebracht worden. Für die Einheimischen ist die Hilmwarte eines der beliebtesten Ausflugsziele geworden und die Fremden tragen ihren Ruhm bereits hinaus in alle Welt. — Wen man unter dem „braunen Herrn“ zu verstehen hat, das ist lange schon kein Geheimnis mehr; es ist der seines edlen Gemeinsinnes wegen hochverdiente Grazer Bürger Johann Kleinoscheg, dem die steierische Hauptstadt Vieles verdankt — er ist auch der Gründer der Hilmwarte.

Die Zahlen Zwölf und Dreizehn.

Von Theodor Vernaleken.

Wie in der Natur- und Menschenwelt das Gute neben dem Bösen besteht, so möge auch hier neben der heiligen Zahl Zwölf die verhängnisvolle Dreizehn stehen, weil diese ohne jene nicht leicht gedeutet werden kann.

Die Zahl Zwölf finden wir, außer in der Himmelskunde, besonders im germanischen Volksglauben und in der biblischen Geschichte.

Unser Jahr hat zwölf Monate. In unsern Kalendern werden zwölf Zeichen oder Sternbilder genannt, die zusammen den Thierkreis bilden: Widder, Stier, Zwillinge — Krebs, Löwe, Jungfrau — Wage, Scorpion, Schütze — Steinbock, Wassermann, Fische. Diesen Thierkreis scheint der Mond abwechselnd zu durchschreiten.

Das sind freilich mehr künstliche Berechnungen. Ein größeres Interesse bei den sogenannten heiligen Zahlen hat die volksthümliche Auffassung und in dieser Hinsicht übertrifft an Sinnigkeit keine dieser Zahlen die schon früher besprochene Dreiheit,*) die im religiösen Gebiete zuweilen in die Zwölfheit übergeht, z. B. in der deutschen Mythologie. Wo die germanischen Götter in der Dreiheit auftreten, liegt fast immer die Einheit zu Grunde. „Einer ist der Hohe — sagt Weber in seiner schönen Dichtung »Dreizehnlinden« — drei sind Einer, Flammen drei in einer Lohe.“ Wo die Götter in der Dreizahl auftreten, da erweitern sie sich in der Zwölfzahl, am deutlichsten bei den Schicksalsgöttinnen, den Nornen. Auf Grund von Naturkräften steigert sich dann die Gottheit zu unendlicher Vielheit, zum Polytheismus. Aehnliches bietet die griechische Naturreligion, in der neben drei Hauptgöttern auch von zwölf Götteraltären die Rede ist. Da nun die Heldensage als Fortsetzung der Göttersage erscheint, so hat sich auch hier die Zwölfzahl

*) Heimgarten XII., Seite 714.

erhalten, z. B. die zwölf Titanen bei Hesiod, entsprechend den zwölf germanischen Asen. Auch in der Geschichte Karls des Großen ist von zwölf Paladinen, d. h. Hofrittern die Rede. Inwieweit die Ueberlieferung von den zwölf Aposteln dabei Einfluß hatte, wird schwer zu entscheiden sein.

Viele Nachklänge aus der heidnischen Zeit finden wir noch im heutigen Volksglauben und in den Bräuchen. Am bekanntesten sind die zwölf Rauhnächte oder die sogenannten Zwölften, die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstage. Zur Zeit der Winter-Sonnenwende feierten die Germanen das Fest des Sonnengottes Thor, das Julfest. Jul ist soviel wie Rad, also das Fest der als Rad vorgestellten Sonne. Diese hat ihren tiefsten Stand erreicht und wendet sich nun wieder dem höheren zu. Mit dem Julfeste begann eine Reihe festlicher Tage oder vielmehr Nächte, weil die Germanen wie auch die Juden in ältester Zeit nur nach Nächten rechneten. Die zwölf heiligen Nächte werden von der Weihe-Nacht des 25. December eingeleitet. Die christlichen Sendboten, welche den Heiden das Evangelium brachten, bequemten sich den alten Volksgebräuchen an und sie verlegten auf diese Zeit das Geburtsfest dessen, der sich „das Licht der Welt" nannte. Auf den 25. December, wo nach heidnischer Anschauung die Sonne sich verjüngte und gleichsam neu geboren wurde, verlegte man das Fest der Geburt Christi, und man behielt selbst den Namen Weihnachten bei. Viele jetzt noch bestehende Volksgebräuche sind Umwandlungen der früheren, und der Aberglaube feiert um diese Zeit seine Feste. In diesen Nächten haust der wilde Jäger, die Hexen walten frei und nie sprechen die Träume und andere Schicksalszeichen so deutlich, man gießt Blei und wahrsagt aus den zufälligen Formen, kein Rad darf sich drehen, weil die Sonne ihre Ruhezeit hat, es wird geräuchert und man schreibt das C + M + B (Caspar, Melchior, Balthasar) an die Thüre, um das Haus vor allen bösen Geistern zu schützen, die in dieser Zeit ihr Wesen treiben.

Ueber den Volksaberglauben und sein Verhältnis zur Religion wollen wir uns ein andermal aussprechen. Der Aberglaube beschränkt sich nicht bloß auf die niedern Volkskreise, auch bei sogenannten Gebildeten findet sich dessen genug; „es sind — wie Lessing sagt — nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten."

Wir verfolgen hier weiter unsere Zahl Zwölf, und dies führt uns zu einem bedeutungsvollen Feste im Leben unseres Herrn und Stifters, der kurz vor seinem Leiden mit seinen Zwölfen versammelt war, um nach morgenländischer Sitte das Abendmahl zu feiern. Die Zahl der Zwölfboten oder Apostel entspricht dem zwölfstämmigen Israel. Unsere Leser haben gewiß schon ein Abbild des schönen Gemäldes von Leonardo da Vinci gesehen, das derselbe in einem Dominikanerkloster Mailands vor 400 Jahren ausgeführt hat. Es stellt das Abendmahl dar, Jesus sitzt in der Mitte, rechts sind sechs und links sind ebenfalls sechs Apostel. Da die Benennung der Apostelgestalten lange nicht sicher festgestellt war, so mögen hier nach neuester Deutung die Namen genannt werden, und zwar sitzen zur rechten Hand folgende: 1. Johannes, 2. Petrus, der sich zu diesem Lieblingsjünger wendet, um den Verräther zu erfahren, nachdem Jesus gesagt hatte: „Einer von Euch, der mit mir ißt, wird mich verrathen"; 3. Judas, der krampfhaft den Beutel erfaßt; 4. Andräas; 5. Jacobus; 6. Matthäus, der Evangelist, der an der Ecke vom Sitze sich erhoben hat. Zur linken Hand des göttlichen Meisters, dessen Antlitz von Trauer und sanfter Wehmuth umschleiert ist, sitzen: 7. Thomas mit erhobenem Finger, als ob er sagen wollte: Herr, ich bin es nicht; vor ihm 8. Jacobus der ältere; 9. Nathanael (Bartholomäus), hinter ihm stehend; 10. Philippus, der mit beiden Händen auf den Herrn zeigt; 11. Judas Thaddäus; 12. Simon (Zelotes). Dieses Meisterstück der christlichen Kunst Leonardos hat eine herrliche Verjüngung erfahren durch die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien (Militärgeographisches Institut). Dieses Abend-

mahls-Bild wäre ein Schmuck für das Speisezimmer einer christlichen Familie. An dem Tische, bei dem der Herr mit seinen Aposteln das Abendmahl feierte, saßen ihrer Dreizehn, einer von ihnen ward als Verräther bezeichnet*). Man könnte deshalb glauben, seit der Zeit gelte der Dreizehnte als verrufen; es ist aber wahrscheinlich, daß dieser Volksglaube nicht daher stammt. Wir finden ihn im Morgen- und im Abendlande. Ein Reisender erzählt: Im Morgenlande vermeidet man es, die Unglückszahl Dreizehn auszusprechen, man sucht sie durch eine Umschreibung zu ersetzen. Und ein deutsches Sprichwort sagt: Dreizehn ist des Teufels Dutzend. Dreizehn wird überhaupt als die gefährlichste Zahl betrachtet: Sitzen Dreizehn beieinander zu Tisch, so glaubt man, es müsse Einer binnen Jahresfrist sterben. Es kann hier auch ein arithmetischer Grund vorliegen, denn auf die so harmonische, oft theilbare Zwölfzahl folgt die unmittelbare Zahl Dreizehn als eine unharmonische, unglückliche, die man nur durch Entfernung einer Einheit zu jener harmonischen machen kann. Also Einer am Tische muß bald sterben und das will Keiner. Dabei wollen wir daran erinnern, daß Judas Ischariot, der Jesum für dreißig Sekel (etwa sechzig Mark) verrieth, auch nach der Sage sich in Verzweiflung selbst das Leben genommen haben soll. Aber auch nach einer nordgermanischen Mythe mußte von den dreizehn Göttern in Walhall einer sterben, nämlich Baldur. In der deutschen Mythologie bestimmen die Nornen das Schicksal der Menschen. Gewöhnlich sind es drei Schwestern, welche bei der Geburt des Menschen die Gaben vertheilen, eine davon ist verderbenbringend. Sie erschienen aber auch in der Zwölfzahl. Unseren Lesern ist gewiß das Dornröschen (Grimms Märchen Nr. 50) bekannt. Als dieses geboren war, lud ihr Vater auch die zwölf weißen Frauen zu dem Feste. Jede beschenkte das Kind mit ihren Wundergaben, aber die Dreizehnte, welche nicht geladen war, rächte sich dadurch, daß sie den frühen Tod des Kindes weißsagte. Als Dornröschen 15 Jahre alt war, versank sie in einen todesähnlichen Schlaf, dem dann auch alle Schloßbewohner verfielen, wie das in dem Bilde von Neureuther so schön dargestellt ist. Ringsum wuchs eine Dornhecke, bis nach hundert Jahren ein Königssohn sie erweckt. Das war Sigurd (Siegfried) und Dornröschen ist nur der Märchen-Name für Brunhilde. Das allgemeine Schlafen bedeutet den Winterschlaf der Natur und die Erweckung durch den Kuß weist auf den Mai, von dem Logau singt:

Dieser Monat ist ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzo eine Braut,
Künftig eine Mutter werde.

*) Judas (Ischariot), der Erzschelm, wie ihn der Wiener Hofprediger Abraham a Sancta Clara (Megerle, im 17. Jahrh.) nannte. Judas war aber nicht der dreizehnte Apostel, das war Paulus, und der kann nicht gemeint sein.

Legende.

Von F. Königsbrun-Schaup.

Ihr kennt sie nicht? Ei, das ist eine alte Geschichte. Vor Zeiten war die Nachtigall, die jetzt so süß singt, ganz stumm, Ihr mögt es glauben! Dieweil sie obendrein ein schlechtes Kleid und scheues Gebahren an sich hatte, ward sie den Menschen verdächtig und sie klatschten in die Hände, wenn sie ihrer gewahr wurden und riefen: „Husch, husch, heb' dich weg, du Sündenvogel!“ Oder sie warfen gar Steine nach ihr. Die anderen Vögel freuten sich deß und trillerten und piepsten und krähten um die Wette und verachteten die stumme Nachtigall. Das gieng der nun freilich sehr zu Herzen und darum floh sie eines Tages mit ihrem kleinen Eheweib hinweg von den schlimmen Menschen und dem tückischen Federvieh. Sie floh durch Wälder und Haine, über Anger und Seen, weit, weit hinaus in die Einöde, dorthin, wo sie am verlassensten war und wo mitten unter gelben Felstrümmern ein einsam Bäumlein wuchs. Dort im Laubschatten insgeheim erbaute das Paar ein Nest für sich und die künftigen Nachtigallkinder.

Um diese Zeit geschah es, daß unser Herr Christ geboren ward in der Stadt Bethlehem. Der grausame König Herodes hatte das nicht so balde erfahren, als er schon die Häscher ausschickte, damit sie das Heilandlein umbringen möchten. Aber ein Engel Gottes warnte den heiligen Josef bei Zeiten, der machte sich flugs reisefertig, hob die liebe Frau mit ihrem Kinde auf eine Eselin und verließ in aller Stille die gefährliche Stadt. Er floh mit den Seinen durch Wälder und Haine, über Anger hin und an Seen vorüber, weit, weit hinaus in die verlassene Einöde. Gerade dort unter dem Bäumlein mit dem Nachtigallenneste schlug die heilige Familie ihr Lager auf.

Das scheue Pärchen im Gezweige fürchtete sich sehr, wie es Menschen daherkommen und sich gar unter dem Baume niederlassen sah. Es wäre am liebsten gleich auf und davon geflogen, wenn nur die sechs kleinwinzigen Nachtigallen nicht schon dagewesen wären! Die waren just aus den Eiern gekrochen und sperrten ihre stummen Schnäbel so flehentlich auf.

Es nächtigte bereits und der heilige Josef legte sich hin auf den moosigen Stein und that einen gesunden Schlaf, was ihm nicht zu verdenken war, denn er war ja den Tag über wacker gelaufen. Das Kindlein aber schrie zum Erbarmen, da es die Mutter nicht tränken konnte, dieweil der süße Quell ihrer gnadenreichen Brust versiegt war in der bitteren Noth des Tages. Und es ward finstere Nacht und das Heilandlein weinte noch immer. Siehe! da gieng mählich ein wundersam Leuchten vom Antlitz der Gottesmutter aus, die sich herabbeugte liebend und sorgenvoll zu ihrem weinenden Sohne. Und sie öffnete ihren Rosenmund und hub an zu singen, leise, leise ein Wiegenlied. Und wie sie sang, da ward es heller und heller, der Himmel ober dem Baume that sich auf und die lieben Englein kamen herabgeflogen in lichten Schaaren und setzten sich in das Geäst und Gezweige des Baumes bis dicht hin zum Nachtigallenneste. Dann zogen sie Fiedel und Schalmeien herfür und begannen zu geigen und zu musicieren, bis das Heilandlein darüber einschlief und im Traume lächelte.

Am anderen Morgen zog die heilige Familie weiter nach dem Lande Aegypten. Doch war sie kaum hinter der nächsten Felsecke verschwunden, als schon die Häscher des Königs gelaufen kamen; die fanden richtig den weißen Schleier der Jungfrau unter dem Baume und brachen in ein wüstes Geheule aus, weil sie wohl merkten, sie wären auf der Flüchtigen Spur. Doch sie verstummten plötzlich und spähten in das dunkle Geäst des Baumes und lauschten. Sie merkten nicht, wie ein Windstoß ihnen der Jungfrau Schleier wieder entführte, vergaßen ihr gottverlassenes Handwerk und standen wohl stundenlang also spähend und lauschend. Denn aus dem Laubschatten heraus da kam ein Flöten und ein Singen, wie's keines Menschen Ohr bislang gehört, so lieblich und das Herz ergreifend. Als sie sich endlich satt gelauscht und gespäht, eilten sie in die Stadt zurück und verkündeten dort das Wunder.

Den grausamen König Herodes, der auf seinem Throne ein Weniges eingenickt war, weckte ein großer Rummel vor seinem Fenster. Er fuhr zornig empor und rief, was es wohl gebe und warum man ihn beim Element nicht schlafen ließe? und was der gebieterischen Worte noch mehr waren. Doch war kein Höfling und überhaupt Niemand mehr da im weiten Schlosse, der ihm hätt' Red' und Antwort stehen können. Da schalt er lästerlich und trat an's Fenster, um die Wache zu rufen und mußte er sehen, wie eben sein ganzer Hofstaat und all seine übrigen Unterthanen zum Stadtthor hinausgesprungen, so viel sie nur Beine hatten. Und was that nun der König? Er setzte sich die Krone eilig zurecht und lief seinen Leuten nach, denn er war zu neugierig.

Und als die Sonne schied, da standen sie Alle, Alle, die Großen und die Kleinen, die Pharisäer und die Schriftgelehrten, die Armen im Geiste und die reichen Prasser völlig versunken in lauschender Andacht vor dem Baume, unter

dem die Gebenedeite gerastet. Auf einem grünen Zweige aber saß die Nachtigall und — sang das Lied, so sie gelernt hatte von der Mutter Gottes.

Die Männerkratzen.

A Widergspiel zur „Weiberpeitschen"*) von Oaner, de sih nit gleih Olls gfolln loßt.

D Onröd!

No wart, alter Griasgram,
Du kriagst schon Dein Segn,
Was schimpfst denn so d Weiba?
Hat Dih leicht koani mögn?
Laß s gehn, was nit is,
Trifft eppa noh zua,
Wannst stirbst, kemman gwiß
Alti Weiba noh gmua
Und bittn in Herrgott,
Er möcht da vagebn,
Daß D gar a so gschimpft hast
Af d Weiba Dein Lebn.
Als Buaß für Dei Lästern
Wär's eppa nit schlecht —
In Teufel sein Ahnl
Dö bussat Dih recht.

1.

Da sagst, Du mögst plauschn
A wengl mit mir?
Red zua, alter Dalk,
Ih glaub da's doh nia.
Sagst ja selwa, s wä Allas,
Was D redast, nit wahr,
Warum soll's denn grad ih glaubn,
Leicht wegn Deini grawn Haar?
Dö san eppa ehzeit
So angrawlat worn,
Wer woaß s, ob s nit ehnta
Schön fuchsalat warn.

2.

Du sagst, nur a Weib
Braucht a großi Einnahm?
Geh, rechn da's zsamm,
Was da d Menscha kost habn.

3.

A Weib, wann's ah alt is,
Is allweil noh nett,
Beim Mann, wann's draf ankam,
Gab's zeftas a Gfrett.
Drum schatz nur in Ahnl,
(Das Alta muaßt ehrn),
Awa d Ahnl mach nach,
Willst koan Schlampatatsch wern.

*) Heimgarten XIII., Seite 380.

4.

A Schlechtikeit macha,
Bringt a niada Lump zsomm,
Willst glückli Oan macha
Muaßt a Gmüath dazua habn;
Drum, weil die meist Buama
Af da liadalichn Seit,
So langt a ern Bravsein
Als Manna nit weit.

5.

Geh, Weib, geh, folg mein Rath,
Sparr doh nit gar so viel,
Dein Mann valiert ja Alls
Sicher beim Gspiel,
Und sauft, so lang er kann,
Bis er koan Geld nit hat,
Kümmert sih gar nix drum,
Ob's Wei was hat.

6.

Geht's Manna, seids gscheit
Und bild's Enk nit ein:
„Es gäng nix üba Enk",
Wia kunnt's denn ah sein?
Denkt's nur a weng nach,
Wan seid's denn erschaffn?
An guatn Tag späta
Wia d Gimpeln und Affn.

7.

Mein Derndl, ih sag da's,
Nimm sein Dih in Acht,
Um a Bussl wirst betn,
Um was Andars wirst bracht.

8.

Ih roth da's, mei Dirn,
In Buaman trau nit,
Sö thoan lamplfrumm,
Awa — sein thoan s is nit.

9.

In Menschan schön thoan,
Bringt a iada Mann zsamm,
A sölchti — dö eh
Dahoam Kina gmua habn.

10.

Woaßt, af was d Mannaleut
Gar a so halten?
Wenn s wolln amal Ern Hochzat ahaltn?
Nit af a Häuslihkeit,
Nit af a Gmüatlihkeit
Than's da was halten.
Grad nar dös Gleich is:
Ob s halt recht reich is.

11.

„Da Adam hätt solln gicheita sein,
Ast wa noh s Paradies,
Doh er hat sih af's Weib ausgredt
Mit dem: ‚Da, Adam, iß‘,
Er is halt selwa blangri gwest,
Sunst hätt er's gwiß nit than,
Doh, daß er hat a Ausred ghabt,
War d Eva Schuld halt dran.“

12.

A lodani Joppen,
A Fedan am Huat
Und d Menscha recht foppen —
Gel! dös Ding is guat?

13.

Sagt's allweil, die Weiba,
De wärn a rechts Kreuz,
Drum kniats vor sie nieder,
Weil's gor sa frumm seids.

14.

Doh hiazt, bhüt Dih God
Und los af mein Stimm:
„Laß s Schimpfen sein stehn,
Sunst geht's da noh schlimm.
Denn es lachen Dih d Leut
Af d Letzt noh brav aus,
Wer so schimpft, und recht schimpft,
Der tragt gwiß in Kauf z Haus.“

An einen Zeitungsherausgeber, der Abonnenten wünscht.

Sie wünschen für Ihr Blatt 10.000 Abonnenten? Die können Sie haben. Nur müssen Sie sich darnach aufführen. Fürs Erste muß eine große Zeitung ihre Leser mit allen wichtigen Bestrebungen und Vorfällen der Zeit bekannt machen, und zwar stets sachlich, ohne zu vertuschen, zu unterstellen, zu übertreiben. Verpuffen Sie das Geld nicht auf weitläufige Telegramme über unwesentliche Gegenstände, sondern wenden Sie es auf geistigen Gehalt des Blattes an. Hüten Sie sich vor Personen-Cultus und vor Züchtung persönlicher Eitelkeit. Verschonen Sie Ihre Leser mit langen Vereins- und Festlichkeitsberichten, die kein allgemeines Interesse haben können. Geben Sie die Berichte so kurz und bestimmt als möglich; der Zeitungsleser liest nicht, um zu lesen, sondern um etwas zu erfahren.

Wenn Sie ein Parteiblatt machen wollen, welches ja gegen Manches opponieren muß, so merken Sie sich Folgendes: Seien Sie in der Polemik nicht ledern und nicht perfide, hüten Sie sich vor der rohen Rüppelhaftigkeit und giftigen Zanksucht, und noch mehr vor tückischen und rücksichtslosen persönlichen Angriffen, die heute das Zeitungswesen so abscheulich machen. Zugestanden, daß es schwer ist, solcher Kampfweise der Gegner nicht mit gleichen Waffen zu parieren! Die Nervosität, der Haß, die Rachsucht treibt ja dazu. Allein die unbändige Leidenschaft ist von Uebel und die schärfsten und giftigsten Waffen sind nicht immer auch die besten. Das Publicum ist des häßlichen Tones, in dem jetzt Polemik getrieben wird, müde, ihm verlangt nach einem anständigen, gebildeten Betragen der Presse. Mit kluger Mäßigung und ruhigem Ernste, ohne Beigeschmack von persönlicher Gereiztheit, überzeugt man am sichersten. Und vor Allem Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit! Es gibt zwar Leser, die sich freuen an journalistischen Balgereien und Scandalen, solchen zulieb übernimmt man wahrlich nicht das Wagnis, eine große Zeitung herauszugeben. Es gibt eine weit größere Anzahl von Leuten, denen es um Wahrheit, Klarheit, um wirkliche Thatsachen und wohlmeinende Versuche zur Verständigung zu thun ist; für diese gebildeten, ernsten Leute machen Sie Ihre Zeitung, und die 10.000 Abonennten werden kommen.

Ja kein großes Gewicht legen Sie auf Inserate. Diese sind die Verführer der Zeitungen. Das gute Inseratengeschäft schlägt fast unfehlbar die gute Zeitung todt. R.

Lustige Zeitung.

Was ein Dichter alles kann. Als Lamartine auf seiner orientalischen Reise einige Tage in einem unbedeutenden syrischen Küstenstädtchen zubrachte, besuchte er den dortigen französischen Consul, welcher

mit zwei Töchtern gesegnet war. Der Dichter widmete dieser Familie ein ganzes Capitel seines Buches „Die Reise im Orient,“ in welchem er namentlich die zauberhafte Schönheit der beiden Töchter in feurigen Worten pries; er nannte sie griechische Göttinnen. In Wahrheit waren die guten Mädchen aber recht häßlich; auch waren sie ohne Vermögen. Des Dichters Empfehlung sollte ihnen aber Alles ersetzen. Sobald Lamartine's Buch erschienen war, machten viele Reisende einen Abstecher nach dem bisher unbekannten Städtchen, um den Consul und seine Töchter zu besuchen, und der Ort hob sich nach und nach durch den zunehmenden Fremdenbesuch. Die Besucher kehrten freilich alle sehr enttäuscht um, aber Jeder hütete sich, dies zu gestehen. Endlich erschienen auch zwei reiche Engländer, welche es sich in den Kopf gesetzt hatten, die beiden von Lamartine gefeierten Schönheiten zu heiraten; und dem Dichter mehr vertrauend als ihren eigenen Augen, führten sie auch ihr Vorhaben auf Herrn Lamartine's Empfehlung hin aus. Einer dieser glücklichen Neuvermählten entgegnete kurz nach der Hochzeit einem befreundeten Landsmann, der ihn erstaunt fragte, wie er, ein so reicher, vornehmer Mann, eine solche Verbindung habe schließen können: „Nun, ich habe meine Frau geheiratet, weil Herr von Lamartine geschrieben hat, daß sie entzückend ist. Ich meinestheils finde das zwar nicht, aber in solchen Dingen ist der Dichter ein besserer Fachmann als ich. Ich begnüge mich mit der Gewißheit, daß meine Gattin eine Schönheit ist!“

Immer derselbe. Gattin: „Mann, denk' Dir, die Köchin hat eben Deine gute Mundtasse zerschlagen.“ — Gymnasial-Professor: „Dafür wird sie den ersten Gesang der »Odyssee« dreimal abschreiben.“

Aus einer naturwissenschaftlichen Prüfung erzählt uns ein Ohrenzeuge: Professor (zu einem sehr schweigsamen Prüfling): „Nun, mit welchem Gebiet der Physik haben Sie sich denn vorwiegend beschäftigt?“ — Student: „Mit dem Magnetismus.“ — Professor: „So? Kennen Sie die Declination der Magnetnadel?“ — Student (freudig erregt): „Jawohl!“ — Professor: Nun, dann lassen Sie uns hören!“ — Student: „Die Magnetnadel, der Magnetnadel, der Magnetnadel, die Magnetnadel.“ Schluß des Examens.

Schnelle Hilfe. v. Pumpenburg: „Sagen Sie, lieber Kanzmann, können Sie mir nicht zwanzig Gulden leihen? Ich habe meine Börse zu Hause gelassen und keinen Kreuzer bei mir.“ — „Bedaure sehr, aber hier sind zehn Kreuzer; steigen Sie hier sofort in die Pferdebahn und holen Sie sich, was Sie vergessen haben!“

Student (zu seinem Hunde, der einen Fleischerhund auf der Straße „rempelt“): „Geh, Karo, laß den — der ist ja doch nicht satisfactionsfähig.“

Aus der Instructionsstunde. „Weshalb ist es für den Soldaten von Wichtigkeit, einen Vorgesetzten rechtzeitig zu erkennen?“ — „Damit er früh genug in 'ne Nebenstraße einbiegen kann.“

Vor den Schranken des Gerichts. „Was sind Sie?“ — „Correspondent für eine Zeitung.“ — „Nun, Sie sind also als Zeuge vorgeladen. Verleugnen Sie Ihren Beruf und sagen Sie die reine Wahrheit!“

Gefährlich. „Was meinst Du, soll ich dem Dr. Neumann nicht auch meine Gedichte vorlesen?“ — „Um des Himmelswillen nicht! Der dichtet zurück!“

Die sorgende Hausfrau. „Aber Mann, wie konntest Du nur eine Sommerwohnung miethen, die so weit von der Stadt entfernt ist!“ — „Liebe Frau, Du wolltest ja doch von Gästen möglichst verschont bleiben.“ — „Aber bedenke nur, was die sich jetzt für einen Appetit heranlaufen!“

Mißverständnis. Sächsischer Grenzbeamter: „Ach, Se märn verzeih'n, mei kutestes Herrchen, han Se vielleicht en'n Baß?" — Reisender: „Thut mir leid. Ich bin Tenorist."

Bücher.

Ein Idealist unter den Advocaten.

Der Advocatenstand ist eine der idealsten Schöpfungen der Menschheit, da er ein so ideales Gut, wie das Recht, mit Hintansetzung der eigenen Persönlichkeit zu vertreten und den Staat bei der Pflege des Rechtes zu unterstützen berufen ist. Ein Danaergeschenk war es, das dem Advocatenstande in der ihm durch die Reorganisation vom Jahre 1868 verliehenen Freiheit geworden ist, die diesen erhabenen Beruf zu einem gewöhnlichen, der freien Concurrenz ausgelieferten Geschäfte herabgedrückt hat, bei dem der Böswillige mit Schlichen und Kniffen unsträflich mehr Schaden als der Gleichgesinnte in andern Berufsarten anrichten kann.

Es ist gewiß keinem Juristen ein Geheimnis, daß unsere Justizverwaltung im Allgemeinen an vielen Uebelständen leidet, nur gehen die Ansichten über die Mittel zur Heilung auseinander. So meinen Einige, daß die Justizreform mit einer Neugestaltung der Advocatur beginnen müsse und Alles davon abhänge, in welchem Geiste die Advocaten die Processe zu führen oder — zu verwirren und zu verschleppen im Stande sind. Wie nun immer die Meinungen auseinandergehen mögen, über die Nothwendigkeit einer Reform dürften Alle einig sein, und da zum Glücke in den meisten Vertretungskörpern die Advocaten eine hervorragende, wenn nicht gerade dominierende Stellung einnehmen, so wird von dieser Seite, als der berufensten, die Sache bald in Angriff genommen werden — — so sollte man meinen — doch „über allen Wipfeln ist Ruh."

Da hat es denn ein Advocat im Städtchen Wels in Oberösterreich gewagt, mit dem herzhaften Muthe der Ueberzeugung und der Begeisterung für den Advocatenstand, wie er sein sollte, eine Lanze einzulegen. Wir nennen ihn einen Idealisten, weil seine Lanze nur eine Feder ist und seine Gegner zahllos sein werden wie der Sand der Wüste. „Ist ja doch," sagt der wackere Kämpe, „das einzelne Werk so vergänglich wie der einzelne Mensch in seiner Erscheinung, unvergänglich hingegen der durch die Lebensalter fortschreitende Gedanke, der uns Alle, die wir mit Ernst und Liebe arbeiten, zu einer großen bleibenden Gemeinschaft verbindet, und worin jeder, auch der geringste Beitrag des Einzelnen sein dauerndes Ende findet."

Dieser Advocat heißt Friedrich Prischl und sein Werk **„Advocatur und Anwaltschaft.** Ihr Wesen, ihre Ziele und ihr Verhältnis zu den rationellen Grundlagen des Civilprocesses in vergleichender und geschichtlicher Darstellung. Mit einem Anhange: Ueber die Pflichten des Advocaten. Berlin 1888. Puttkammer & Mühlbrecht." Dieses Buch hat in Deutschland, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, durch die Originalität seiner Ideen, den Freimuth der Sprache, die vollständige Beherrschung des rechtsgeschichtlichen Materials und durch die so selten anzutreffende Kenntnis nicht nur des österreichischen und reichsdeutschen, sondern auch des englischen und französischen Processes, großes und gewiß auch berechtigtes Aufsehen hervorgerufen.

Die Advocatur ist ihm die Seele der Justiz, der lebendige Odem, der den Riesenorganismus der Rechtspflege regiert. „Gesetze leisten bei weitem nicht die Hälfte von dem, was bei einer Reform der Justiz angestrebt werden muß; weitaus das Mehrere hängt von den Personen ab, die sie zu handhaben berufen sind, vor allem von den Advocaten." — Die Außerachtlassung dieses Grundsatzes hat es nach der Anschauung des Verfassers verschuldet, daß die Civilproceßreform im Deutschen Reiche nach den Ergebnissen des ersten Jahrzehnts Niemanden, am wenigsten das rechtsuchende Publikum, zu befriedigen vermag.

Nach wie vor liegt in der Verschleppung der Processe das Grundübel. Insbesondere scheint ihm die Vereinbarkeit der Fürsprecherthätigkeit mit den niederen anwaltschaftlichen Verrichtungen von vorneherein zur Ausbeutung der Proceßnoth des Clienten sehr geeignet. Die englische Civilproceß-Gesetzgebung dünkt ihn noch die beste, weil sie den Richter zum ausschließlichen Beherrscher des Processes macht und die Ermittlung der Wahrheit bei aller Raschheit des Verfahrens am sichersten erreicht.

Indem Dr. Friedrich Prischl seine Reformideen, auf die des Näheren einzugehen hier nicht der Platz ist, darlegt, hat er gleichzeitig die Anwälte Oesterreichs und Deutschlands, die ja nach ihrem innersten Wesen auch vollständig auf einer Linie stehen, im Auge. Daß die Vorstellung, die er sich von den Fürsprechern der Zukunft macht, eine hohe genannt werden muß und daß zahlreiche Factoren zur Verwirklichung seines Ideales zusammenwirken müssen, soll nicht in Abrede gestellt werden. Indessen würde es mit unseren Advocaten schlimm stehen, wenn sie mit so viel Talent, Bildung und Ehrenhaftigkeit, als sie in der

That besitzen, nicht auch den höchsten an den Stand zu stellenden Anforderungen zu entsprechen gewillt und geschickt wären. Ein Zweifel daran ist vielleicht gerade in unserer Landeshauptstadt Graz am wenigsten berechtigt, wo wir seit Jahren Advocaten thätig sehen, die sich auf die gerichtliche Fürsprache beschränken und es in diesem Fache zu einer wahren Meisterschaft gebracht haben.

Wie dem auch sei, der selbstlose Idealist verdient es, daß man ihm zu seinen Bestrebungen allseits „Glückauf!" zurufe.

—tt—

Miterlebtes. Erzählungen von Maria v. Ebner-Eschenbach. (Berlin. Pantel.)

Maria Ebner-Eschenbach zeichnet nicht in großen Contouren — sie ist eine feine Detailmalerin, die ihre Charaktere bis in die zartesten Nuancen und doch ohne einen überflüssigen Pinselstrich ausmalt. Dabei sind ihre Gestalten lebenswahr. Diesen Eindruck empfiengen wir bei der Lectüre des „Miterlebten" und wir wären in Verlegenheit, welcher von den vier Erzählungen wir den Preis zuerkennen sollten. Die ersten zwei sind vortrefflich in Ansehung psychologischer Vertiefung, wenn man ihnen schon einen gewissen sentimentalen Zug nicht ganz absprechen kann, während die zwei letzten von einem köstlichen und liebenswürdigen Humor durchzogen sind. —tt—

Das Lied der Menschheit von Heinrich Hart. „Du weißt," schreibt Heinrich Hart seinem Bruder Julius, „wie ich seit Jahren davon träumte und darnach trachtete, eine Dichtung zu schaffen, welche die gesammte Entwickelung des Menschen und der Menschheit von ihren dämmernden Anfängen bis zur tausendfarbigen Gegenwart herauf und damit zugleich die gesammte Natur, alle Typen und Charaktere des Menschenthums umspannen sollte."

Weh' Euch und mir. Mensch werden heißt vergeh'n,
Und Völker blühen, um in Staub zu weh'n.
Wir Alle sind wie Wasser im Gestein.
Kein Wand'rer kommt, die Erde saugt uns ein.
Wir Alle sind wie Saat in dornig Land.
Wir Alle schaffen, doch uns knüpft kein Band!

Und zu mir klingt's wie rollend Flutgebraus:
„Kleinmüth'ger Du, Du klagst und übst Gericht
Und kennst nur Menschen, doch die Menschheit nicht.
Die Menschen sind wie Blumen auf dem Rain,
Ich winde sie dem Kranz der Menschheit ein.
Der Menschen Thun spinnt Fäden wirr und kraus,
Ich webe sie zum Bild der Menschheit aus.
Der Menschen Herz freut sich an Schein und Spiel,
Ich halt' das Steuer auf der Menschheit Ziel. — —"

Von dieser im Plane so großartigen Dichtung, die der Dichter „Das Lied der Menschheit, ein Epos in 24 Erzählungen" nennt, liegt uns Band I vor: „Tul und Nahila" (Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge). Wir sehen die Seelen zweier Urmenschen zu ersten geistigen Regungen sich entfalten — das Menschengeschlecht in seiner Kindheit, noch unvertraut mit dem Leben und Weben, den Kräften der Natur. — In den folgenden Erzählungen sollen die weiteren Idealepochen, die Stufen der Menschheit in Erscheinung treten. In der fünften Erzählung, die den Leser nach Hellas führen soll, findet er zum ersten Male eine umfassende menschliche Cultur, eine Cultur der schönen Sinnlichkeit, während Rom (sechste Erzählung) der Idee der Menschheit im Gegensatze zu den Einzelvölkern vorarbeitet. Diese Idee verklärt sich in Jesus Christus (siebente Erzählung). — Weitere Erzählungen sollen das innerliche Seelenringen der Menschheit zur Anschauung bringen und in der Befreiung des Gewissens durch Luther und des Geistes durch Keppler gipfeln. Die letzte Serie beginnt mit dem Freiheitskampfe Amerikas und führt uns in die Epoche der Gegenwart, die „das Menschheitsideal mit klarem Bewußtsein in Wirklichkeit umzusetzen und die Herrschaft des Geistes über Natur und Sinnlichkeit zu sichern sucht." — Ein gewaltiger Plan, dem wir die Ausführung wünschen. Uns erübrigt an dieser Stelle nur noch der Form zu gedenken, so weit wir aus dem Vorliegenden darauf schließen können, da das Meiste ja über den Plan nicht hinausgereift ist. Vor Allem würden wir die Bezeichnung Epos bemängeln, wenn uns der Verfasser nicht zuvorgekommen wäre mit der Erklärung, daß am Ende sein Gedicht „auch nur einen Helden hat, nicht ein Einzelwesen zwar, aber wohl den größten der Helden, die Menschheit selbst" — und „für einen solchen Helden sind zehntausend Jahre nur ein Tag und hundert Länder nur ein Ort." Man sieht, der Dichter nimmt das Abstracte für das Concrete und entrückt sein Gedicht dem Boden einer vor unseren Augen sichtbar fortschreitenden Handlung. — Die Verse der ersten Erzählung „Tul und Nahila" sind klangvoll und mustergiltig. Möge der Dichter die verdiente Anerkennung finden, damit Muth und Ausdauer zur Vollendung nicht erkalten. —tt—

Das große vom Kronprinzen Rudolf gegründete Werk: „**Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild**" (Wien, Alfred Hölder) ist endlich bis zu dem Bande: „Steiermark" gediehen. Das erste uns vorliegende Heft der Steiermark enthält landschaftliche Schilderungen: Die Kalkalpen und der Spateisensteinzug Obersteiermarks von Georg Geyer, das Ennsthal vom Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst und das Mürzthal von P. K. Rosegger. Es

enthält eilf Holzschnitte, wovon wir besonders hervorheben: Mariazell, die Trisselwand bei Altaussee, der Ring bei Weichselboden, Blick ins Ennsthal, der Kirchplatz zu Krieglach, Neuberg und das Todte Weib. Die Beschreibungen sind anziehend, manchmal ist eine gewisse Flüchtigkeit vorhanden, die wohl darin ihren Grund haben mag, daß den Schriftstellern die Seitenzahl vorgeschrieben war, über welche sie sich mit ihrem Texte nicht hinausdehnen durften. Jedenfalls verspricht das Werk ein Ehrenbuch der schönen Steiermark zu werden, welches wir seinerzeit zu würdigen trachten wollen. M.

Lieder-Album aus Tirol, Kärnten und Steiermark für Pianoforte mit unterlegtem Texte. (Leipzig. Gebrüder Hug.)

Schon äußerlich präsentiert sich diese Ausgabe auf das Angenehmste. Ein färbiges Titelbild mit Landschaften und Trachtenbildern der Alpenländer, unter welchen besonders die Ansicht von Graz reizend ist. Die zwei Hefte enthalten 30 Lieder, darunter: „Ueberm Bacherl steht a Hütterl," „Zwischen Berg und Thal," „Dirndl tiaf drunt im Thal," „In da Steiermark is s a Freud," „Bin a frischer Tiroler Bua," „Auf der Alm gibts ka Sünd," „Ih hab scho drei Summer," „Wann ih denk an mei Hoamat," „Die Muater sähats gern," „Zu Mantua in Banden," „Zillerthal, du bist mei Freud," „Heut is scho Samstanacht," „Wo ih geh, wo ih steh," u. s. w. Schreiber dieser Zeilen kennt an Winterabenden, wenn er in die Stadtmauern gebannt ist, kaum ein größeres Vergnügen, als sich diese mühelos zu spielenden Volkslieder auf dem Clavier zu Gehör bringen zu lassen; die ganze ländliche Luft, das Herzweh des Volkes geht ihm dabei auf. Und wenn auch hundertmal gesagt wird, das Volkslied tauge nicht in Noten, so preise ich sie doch, diese Noten, daß sie mir die lieben Weisen in die Stadt nachgebracht haben. Freilich wäre es noch besser, man hörte die Lieder von Natursängern oder den Zithersaiten, allein, wo man das Bessere nicht haben kann, muß man sich mit dem Guten begnügen; das Gute ist hier das Clavier und die Liederausgabe der Gebrüder Hug in Leipzig. R.

Für unsere Jugend dürfte die Nachricht erfreulich sein, daß Friedrich Gerstäckers **„Ausgewählte Werke"** eben bei Hermann Costenoble in Jena wieder anfangen, in Lieferungen zu erscheinen, wieder durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden. Die Ausgabe beginnt mit dem berühmten Werke „Die Regulatoren in Arkansas." Wir werden uns seinerzeit näher auf die Werke des merkwürdigen Reiseschriftstellers einlassen. M.

„Der Stein der Weisen" (Wien, A. Hartleben) hat mit seinem soeben zur Ausgabe gelangten 8. Hefte ein weiteres Probestück seines Könnens geliefert. Die Aufsätze sind mannigfaltiger Art und interessant. Einer der Autoren berichtet über die merkwürdige Naturerscheinung der „Helenenfeuer" (St. Elias-Feuer), Professor Faulmann liefert eine lesenswerte Abhandlung über „Die Stenographie als wissenschaftliches Problem," G. v. Muyden erläutert an der Hand instructiver Bilder die „Schnellfeuer-Geschütze," während Dr. Lewandowski uns mit einer Reihe von elektrischen Apparaten für Aerzte bekannt macht. Außerdem enthält das Heft einen reich illustrierten Aufsatz aus der Feder des Redacteurs der Zeitschrift, A. v. Schweiger-Lerchenfeld, über die Tiefsee-Forschungen unter dem Titel „In den Abgründen des Oceans." Die „Kleine Mappe" ist, wie immer, reich an Abwechslung. V.

Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier. Von Meta Wellmer. Dritte vermehrte und durchgesehene Auflage. (Berlin. Hugo und Hermann Zeidler. 1889.)

Eines der lichtvollsten Schriftchen über den Gegenstand, der in unserer Gegenwart so viele Federn in Bewegung setzt. Es behandelt die Geschichte des Vegetarismus, die religiösen Momente dieser Lebensweise, die wissenschaftlichen und gesundheitlichen Gründe. Wie die Vegetarier leben, ihre ästhetischen, humanen und moralischen Grundsätze, endlich die wirtschaftlichen Vortheile des Vegetarismus und dieser als Heilmittel — all' das ist kurz und klar enthalten in dem Büchlein, welches auch dem Gegner der naturgemäßen Lebensweise nicht schaden kann. Kennen lernen muß man nicht bloß das, was man vertritt, sondern auch das, was man bekämpft. Es ist dem Büchlein eine große Verbreitung zu wünschen. R.

Vor uns liegen die ersten zwölf der als Beilagen in der Frauenzeitung erschienenen **Musterblätter für künstlerische Handarbeiten.** Herausgegeben von Frieda Lipperheide. (Berlin.)

Dreißig farbige Muster auf zwölf Tafeln bilden den Inhalt dieser Mappe, und zwei Bogen mit erläuterndem Texte bringen mit zahlreichen Abbildungen an einer großen Auswahl von Gegenständen ihre praktische Verwertung zur Anschauung. Zum Theil haben die Teppichwebereien Smyrnas,

sowie die Buntstickereien der serbischen und rumänischen Volkstrachten die Vorbilder geliefert. Andere Vorlagen entstammen einem Gebiete, auf welchem die Herausgeberin sich durch ihre eingehenden Studien und ihre reichen Sammlungen einen wohlbegründeten Ruf erworben hat. Es sind dies altitalienische Muster, sowie solche Kleinasiens, Chinas 2c, welche die Technik verschiedener Arten der höheren Kunst-Stickerei vorführen. V.

Das neue Wehrgesetz für die österreichisch-ungarische Monarchie vom 11. April 1889. Gemeinfaßlich erläutert auf Grund aller einschlägigen Gesetze, Vorschriften, Instructionen und Protokolle von R. B. Potier. Mit einem Anhange und einem alphabetischen Sachregister. (A. Hartlebens Verlag in Wien.)

Alle Verhältnisse des öffenlichen, gewerblichen und Familienlebens werden durch das neue Wehrgesetz betroffen. Und zwar nicht allein durch die auf das Aeußerste angespannte allgemeine Wehrpflicht, sondern auch durch die im neuen Wehrgesetze eingeführten Neuerungen, welche die schon ziemlich eingelebten Bestimmungen des bisherigen Wehrgesetzes sehr wesentlich ändern. Es ist daher höchst wichtig, daß die Bevölkerung das Wehrgesetz genau kennen lerne, um sich vor Schaden zu bewahren. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Neunte, neuverbesserte Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Heimg'funden! Wiener Weihnachts-Komödie in drei Acten von Ludwig Anzengruber. (Dresden. E. Piersons Verlag. 1889.)

Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem bairischen Hochlande zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870–1871 von Maximilian Schmidt. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

Das Lied von der weißen Lotos. Niedergeschrieben von Mabel Collins. Uebersetzt aus dem Englischen. (Leipzig. Th. Grieben. 1889.)

Blondel. Eine Aventiure von Ferdinand Heitmüller. (Hamburg. Otto Meißner. 1889.)

Unter dem Danebrog. Schleswig-Holsteinischer Roman von Carl Postumus. (Berlin. Otto Jancke. 1889.)

Wir von der Cavallerie. Militärische Humoresken von Victor Saverrenz. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Geschichten aus dem Leben. Von Josef F. Stolz. (Graz. Carl Huber.)

Aus Herzens Tiefen. Ausgewählte Dichtungen von Josef F. Stolz. (Graz. Paul Cieslar.)

Die Kinder Floras. Eine Dichtung von Josef F. Stolz. (Graz. Franz Pechel.)

Scipio Africanus Minor. Ein Lustspiel in fünf Acten von Peter Riedl, (Prag. Ottomar Beyer. 1889.)

Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stephan Milow. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1889.)

Zwei Seelen. Gedichte von Karl Maria Heidt. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Am Webstuhl der Zeit. Poesien aus dem modernen Leben. Von Julius Gesellhofen. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barsch. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Feldblumen von Ida Maksa. (Reichenberg. Gebr. Stiepel. 1889.)

Gedichte und Erzählungen von Alexander Wehrmann. (Berlin. Wilhelm Ißleib.)

Bunte Lieder. Lieder, Sagen, Histörchen in freier Form von Joh. Friedr. Tanzer. (Neunkirchen. Wilh. Viktora. 1889.)

Herbstfäden. Gedichte von Eduard Fedor Kastner. (Reichenberg. Jamasch. 1889.)

Meine Jugend. Gedichte von J. M. Toscalio. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Für Haus und Kindergärten. Zwanzig Erzählungen für Kinder von vier bis sieben Jahren von Valeska Willsch. Mit Abbildungen. (Mitau. E. Behres Verlag.)

Därf i h s Dirndl liabn? Für gemischten Chor von Johannes Pache. (Leipzig. Gebrüder Hug.)

Neuer Kosmos. Familienblatt für die schönwissenschaftliche Literatur aller Völker. (Münster.)

Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, unter der Leitung Wolfgang Kirchbachs, erscheint vom 1. April dieses Jahres ab nicht nur wöchentlich, sondern auch in einer starken Monatsausgabe.

der bruder, zentral-blat für humane bestrebungen, warhait, fraihait, ferainfachung unt fernatürlichung. organ des internazionalen bundes für konsekwente humanität. halle a. s.

Der Lehrerinnen-Wart. Zeitschrift für die Interessen der Lehrerinnen und Erzieherinnen, zugleich ein Organ für Kindergärtnerinnen und Arbeitslehrerinnen. Herausgegeben von Marianne Nigg und Dr. F. M. Wendt. (Julius Kühkopf. Korneuburg. 1889.)

Postkarten des Heimgarten.

K. K. L., Salzburg: Wundern sich darüber, daß Sie in der Heimat erst bekannt wurden, als Sie in der Fremde schon berühmt waren. Ja, wissen Sie denn nicht, daß der Ruhm eine exotische Pflanze ist, welche im heimischen Klima nicht gedeiht! — Die Hügel sieht man aus der Nähe, die hohen Berge aus der Ferne.

A. Sch., Graz: Das anspruchslose Liederspiel: „Aus dem Kärntner Oberlande", welches in Graz zur Aufführung kam, ist ein echtes Naturbild aus dem Volksleben, welches als solches weitaus wertvoller ist, als die raffinierteste und kostspieligste Operette. Mehrere wesentliche Eigenschaften des Gebirgsvolkes werden in demselben glücklich dargestellt, der übertriebene Touristensport wird ganz treffend ironisiert und die Begeisterung der Norddeutschen für unsere Alpen und Aelpler in dem liebenswürdigen Professor aus Leipzig prächtig gezeichnet. Ein solcher „Rahmen" für die Kärntnerliederreihe ist aller Achtung wert. Bei der Aufführung in Graz war nur das Theatercostüm der Bäuernmädeln lächerlich, welches nichts weniger als eine weibliche Gebirgstracht vorstellte. Daß es unsere Schauspielerinnen, mit wenigen Ausnahmen, doch gar so schwer übers Herz bringen, ihre persönliche Eitelkeit den Anforderungen der Kunst unterzuordnen!

K. L., Bruck: Der steirische Gebirgspflug hat, wie Sie wissen, zwei Räder, welche am Vordergestell angebracht sind. Dieses Vordergestell heißt in manchen Gegenden „Gräd," d. h. Geräde, Radwerk. Der „Arling" oder Erdling ist das schaufelförmige Eisen, welches die Furche wagrecht lostrennt, während das „Sech," ein schmales, langes und etwas krummes Messer, die Furche senkrecht schneidet.

× Die „Gesänge eines Berühmten." Heimgarten XIII., Seite 433, sind von Chamisso. Von Fünfen, welche uns die Lösung schickten, waren zwei Schulknaben und ein Müllerjunge.

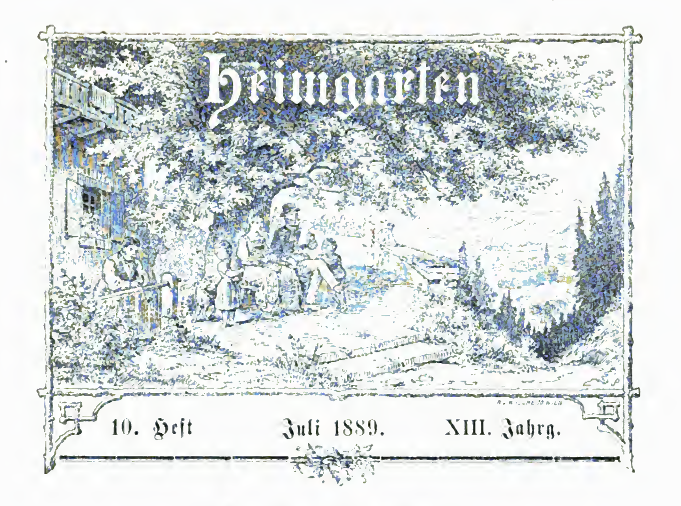
P. K., Görz: Da für gewisse Krankheiten die Seeluft so vortrefflich ist, sollte man ja schwimmende Curorte gründen.

J. B., Brünn: Natürlich sind wir gegen die Aufhebung des kleinen Lottos. Wenn der Staat schon Alles besteuert, warum sollte er just die Dummheit nicht besteuern!

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

× Der Herausgeber dieser Zeitschrift wohnt den Sommer über in Krieglach. Briefe an die Verwaltung des Heimgarten sind wie bisher nach Graz, „Leykam", zu richten.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der getaufte Zigeuner.

Eine Dorfgeschichte aus der östlichen Steiermark von P. K. Rosegger.

Sonntag Vormittag. Der große Bauernhof steht in der Einsamkeit zwischen Bergen und Wäldern. Im Hause huschen zwei junge Weibsleute auf den Zehenspitzen umher von einem Fenster zum andern, gucken hinaus, schlagen die Hände zusammen und in ihren bleichen Gesichtern ist Schreck und Angst. Auf die Uhr schauen sie. Noch zwei Stunden, bis die Leute von der Kirche heimkommen — und draußen vor dem Hause sind die Zigeuner.

Es sind ihrer ein großer Schwarm und ihr Aussehen ist zum Lachen und Weinen. Allerlei Art von Kleidung haben sie an und sind zerlumpt dabei. Die Mannsbilder schlank, hager und braun im Gesicht schier wie der Mohr bei den heiligen drei Königen. Kohlschwarzes Haar, das bei den Männern so lang ist wie bei den Weibern. Die Augen sind wie glühende Kohlen auf weißer Asche. Etliche sind gar nicht übel. Einer hat einen gelben Bauernpelz am Leibe, mitten im Sommer, aber keinen Schuh an den Füßen; hingegen den schwarzen Schnurrbart in langen Hörnern aufgespitzt und einen Nasenzwicker wie der Kaufmannsknecht am Sonntag. Ein Anderer ist im Lodenmantel und hat einen hohen weißen Seidenhut auf. Einer ist sehr dick und watschelt mit in Lappen gewickelten Füßen um. Die Weiber haben bunte Fetzen, die einmal schön gewesen sein müssen, an ihren Leibern hängen, oder sind halb entblößt; die Kinder, fast ganz nackt, drudeln sich unter den Füßen der Erwachsenen umher, oder klettern an ihnen empor wie Eichhörnchen an den Baum, oder liegen in Bündeln den Weibern am Rücken oder an der Brust — zu vergleichen mit Beutelthieren, wer von Naturgeschichte etwas weiß. Einige der kupferfarbigen Gesichter sind so häßlich, daß die heimlichen Beschauerinnen hinter dem Fenster

Fieberschütteln davon bekommen. Andere sind wieder so schön wie die Heiligenbilder in der Kirche, was ebenfalls Fieber gibt. Besonders einer ist darunter, anzuschauen wie der Jünger Johannes; ein blutjunger Mensch. Dem gehen die pechschwarzen Haarfetzen ganz wild quer über die Stirn, der hat ein so schreckbar feuriges Auge, daß man meint, wie er jetzt auf den Dachfirst blickt nach den Hühnern, es müßte das Strohdach zu brennen anheben. Dabei hat er ein blasses, schmales Gesicht, als wäre er eben von einer schweren Krankheit aufgestanden, und über den aufgeworfenen Lippen ist das schmale Streifchen eines jungen Bartflaumes. Außer einem schwarzen Beinkleid und einem fast weißen, aber zerlumpten Hemde hat dieser Mensch gar nichts am Leibe, hingegen funkeln unter seinem Haar Ohrgehänge hervor. Das ist der Einzige, der schweigend und forschend umherschaut; alles Andere schreit, krächzt, trällert, flucht, singt und lacht, daß es nur so surrt in der Luft, manchmal ist's, als käme der Lärm nicht aus menschlichen Kehlen, sondern aus fremdartigen Instrumenten.

Anfangs, als der Schwarm nahe gekommen, hatte der Kettenhund scharf angeschlagen, da war der Dicke an den Kobel gesprungen, hatte dem Thiere etwas hingeworfen, worauf dies sofort verstummte. Dann waren Etliche laufend an die Hausthür gekommen, hatten an derselben gerüttelt, gestoßen, geschlagen; als sie aber nicht aufgieng, eilten sie an die Fenster, kletterten zu den Dachlucken empor und suchten auf allerlei Art ins Haus zu dringen. Es gieng aber nicht; die Fenster hatten starke Gitter und die Dachlucken waren zu eng. Als sie merkten, daß es mit dem Eindringen in das Wohnhaus nichts war und auf grelles Rufen auch Niemand öffnete, huben sie an, die Ställe und Scheunen zu durchstöbern. Allein das Vieh war mit den Hirten auf der Weide. Nur die Schweine liefen auf dem Anger herum und ließen sich von zwei mageren Burschen, die ihnen nachstellten, nicht erwischen. Ein paar Weiber machten sich über den Trog her, der vor dem Schweinestall aufgestellt war, um an den Resten von Milch und Erdäpfeln sich und die Kinder zu atzen. Dann standen ihrer Mehrere zusammen und beriethen sich, wie sie in das Haus kommen könnten. Es wäre allem Anschein nach Niemand zu Hause, so würden sie sich an den Vorräthen bequem das Wünschenswerteste aneignen können. Hierauf lehnte Einer einen Leiterkarren an das Dach, nahm unter den Arm, wie man Holzblöcke trägt, einen kleinen nackten Rangen und schleppte ihn empor, um ihn oben zur Dachlucke hineinzustecken. Der Kleine sollte dann die Thür von innen öffnen.

Die zwei Weibsleute drinnen — die siebzehnjährige Tochter des Hauses und ihre Muhme, die dreiundzwanzigjährige Küchenmagd — merkten alsbald den Plan und beriethen sich eilig, was dagegen zu thun sei.

Die Küchenmagd wollte das Dachfenster verrammeln, was aber die Gegenwart unstreitbarer Hausbewohner verrathen haben würde. Die Haustochter war der Meinung, das Knäblein bei der Dachlucke hereinzulassen, es dann aber zu verhindern, daß die Thür aufgehe. — Angenommen.

Das dünne Zigeunerbübel, die Uebung zu Derlei schon in allen Gliedern, kriecht behendig zur Dachlucke herein, purzelt dann auf die Dielen, schlägt sich über, ist schon wieder auf den Beinen, tastet sich vorsichtig im Dunkeln weiter, kommt zur Stiege, klettert hastig und lautlos dieselbe hinab, und wie es im Vorhause zur Thür huschen will, läuft es in die ausgebreiteten Schürzen der beiden Weibsleute. Im nächsten Augenblicke ist es eingewickelt wie ein Fatschkind, daß es wie ein solches daliegt, sich nicht rühren und nicht schreien kann.

Nun, da hätten sie es. Was aber

jetzt damit anfangen? Kommt der Knabe nicht vor, meldet er sich nicht, so wird man die Thür mit Gewalt öffnen und dann geht es den Haushüterinnen schlecht! Zudem kann der Wurm ersticken. So überlegten sie.

An einem halbverhüllten Fenster spähten sie hinaus und sahen, wie sich der Schwarm schon erwartungsvoll an der Thür zu versammeln begann und deren Aufgehen erwartete. Die Männer faßten ihre Knüppel fester in die Faust, Einer zog aus seinem engen Beinkleide etwas Funkelndes, Dolchartiges hervor und prüfte dessen Spitze, indem er sie heftig in die Holzwand stieß. Nur der heilige Johannes war allein stehen geblieben dort am Brunnen. Er that, als ob er sich waschen wollte.

„Der wird sein Lebtag nicht weiß!“ flüsterte die Haustochter, als sie vom dunklen Vorhause durch das Guckloch lugten.

„Wäre auch schade,“ entgegnete die Küchenmagd.

Die Vorgänge an der Hausthür wurden immer drohender. Die Küchenmagd machte den Vorschlag, den Knaben zur Dachlucke wieder hinauszustecken.

„Nachher stürzt er hinab und ist hin!“ gab die Haustochter zu bedenken.

„Wär's ein Schad um ihn?“ fragte die Andere.

„Mir thät's doch leid,“ sagte diese. „'s ist kein junger Hund.“

„Aber auch nicht was viel Besseres,“ so die Andere.

„'s ist ein Menschenkind,“ versetzte die Haustochter, „und kann nichts dafür, daß seine Eltern stehlen wie die Raben. Ich möchte es gleich behalten und auferziehen. Du solltest sehen, was das für ein lieber Kerl werden müßte.“

„Kannst Dir ihn ja ausbrüten und nachher heiraten!“ spottete die Andere.

„Wo ist er denn?“ flüsterte die Haustochter, denn wie sie nun nach dem Zigeunerjungen zu Boden blickte, war er nicht da; wohl aber die leere Umwickelung. Als sie wieder zum Fenster hinausguckten, lief das nackte Knäblein, ohne daß zu erklären war, wie es hinausgekommen, zwischen den Zigeunern um, und diese hatten eine andere Richtung genommen.

Vom Felde war der Hirt heimgekehrt, ein junger kräftiger Kerl. Als er das Gesindel sah, machte er mit der Peitsche einen Knall und rief: „Was will die Bande da an meinem Haus?“

Jetzt liefen sie auf ihn zu und während die Männer ihn angiengen um jenen Inhalt von Tabakspfeifen, nach welchem die Zigeuner mit solcher Begierde fahnden, überhäuften ihn die Weiber mit den lebhaftesten Schmeichelworten und Eines griff nach seiner Hand, um ihm wahrzusagen.

„Meinetwegen!“ rief der muntere Bursche, „lassen wir uns einmal anlügen.“

Dagegen verwahrte sich die Zigeunerin mit einem langen „Oh!“ und dann hub sie an, in den Linien der inneren Hand aufmerksam lesend, sein Schicksal zu entschleiern. — Verdruß steht bevor. Auch eine Krankheit. Ein Weibsbild ist im Spiele. Einen Freund hat er, der aber falsch ist. Doch wird die Liebe siegen und er wird eine schöne, brave Frau auf diesen seinen Hof führen, ein hohes Alter erreichen und in hunderten von Jahren wird auf diesem Hofe sein Stamm noch immer fortleben.

„Dieser mein Hof!“ lachte der Bursch. „Aber der gehört ja gar nicht mein!“

„Seid Ihr nicht — Jungbauer?“ fragte die Zigeunerin. „Ihr habt ja vollen Sack!“ Damit tastete sie an die Tasche seines Beinkleides, an welcher in der That ein Knötlein zu bemerken war.

„Na, nur heraus damit!“ rief der Bursche. Da fuhr sie mit der Hand gierig hinein und brachte eine gegärbte Thierblase zum Vorschein, in

welcher sich ein Knäuel lebendiger Regenwürmer befand.

„In diesen Hausthieren besteht mein ganzes Vermögen," lachte der Hirt. „Hab sie gerade gesammelt draußen auf dem Feld, auf Mittag, gut abgeschmälzt, wenn Ihr mithalten wollt."

Enttäuscht und ärgerlich ob der verlorenen Liebesmüh' wandte sich das Weib ab; umsomehr bestürmten ihn nun die Anderen, daß er sie ins Haus führe und ihnen Milch und Brot schenke.

Der Hirt tauchte mit beiden Händen die Anstürmenden von sich und meinte, Milch und Brot seien auf anderem Wege zu erreichen, die Milch sei noch auf der Wiese, das Brot auf dem Felde, wenn sie mitgehen wollten, das Gras zu mähen und das Korn zu schneiden.

Mitleidig grinsten sie ihn an auf solchen Vorschlag. Wie könne man einem Zigeuner die Erniedrigung zumuthen, zu arbeiten! Dafür sei der Bauer da.

Der heilige Johannes hatte sich mittlerweile hinter den Wirtschaftsgebäuden verloren, dort auf dem Anger jagte er einem rundlichen Schweine nach. Endlich an der Zaunecke hatte er es, selbst der Länge nach auf den Boden hinfallend, schon am hinteren Fuße erwischt, aber das Geschrei des Thieres lockte den Hirten herbei, das Schwein entkam grunzend und der junge Zigeuner sagte wehmüthig lächelnd, er habe nur zeigen wollen, wie man Schweine fängt.

„Und weißt nun, wie man sie nicht fängt," lachte der Hirt.

Zur Zeit kehrten auch die Kirchengeher heim. Der alte Bauer bekreuzte sich, als er an seinem Hause das zerfahrene Gesindel sah, dann warf er etliche Kreuzer hin und erhob seinen Stock mit der schneidigen Bedeutung gegen die Zigeuner, daß sie sich davon machen sollten. Knurrend und girrend und winselnd verzogen sie sich hinaus gegen die Landstraße.

So waren die zwei Mädchen im Hause glücklich gerettet und sie konnten wunders nicht genug erzählen, was sie für Angst ausgestanden hätten.

Als es hernach zum Mittagessen wurde und die Haustochter mit dem Kruge gieng, um Trinkwasser zu holen, stand am Brunnen der junge Zigeuner, welcher sosehr an den heiligen Johannes erinnerte. Mit seinen schreckbar schönen Augen schaute er traurig auf das Mädchen und bat es in einem Tone, der wie Trauerglocken klang, um einen Trunk Wasser.

Das Mädchen betrachtete seinen rothen Mund, der kam ihr nicht so vor, als müßte man ihm den Schnabel des Kruges verweigern, aus welchem auch Andere trinken sollen. Sie reichte ihm das Gefäß, er trank aber nur einen Schluck, dann legte er seine Hand an das lockere Hemd, das ihm die Brust bedeckte und sprach die Worte: „Hunger! Hunger!"

Die Haustochter wandelte ein so großes Mitleid an, daß sie ihm eine Schüssel mit Fleischbrühe und Mehlklößen zum Brunnen tragen ließ.

Als die Leute nach dem Mittagsmahle in der Stube an Tisch und Bänken hinknieten, um ein gemeinsames lautes Dankgebet zu sprechen, kniete plötzlich auch der junge Zigeuner darunter. Er schielte auf seinen Nachbar hin und machte es genau so wie dieser. Nach dem Gebete fiel er erst auf. Er schüttelte seine pechschwarze Mähne, sprang dann mit vorgeneigtem Haupte lautlos — denn er war barfuß — zum Hausvater hin und faltete vor diesem die Hände.

„Was willst Du denn," herrschte der Bauer den fremden Gesellen an.

„Dableiben, dableiben!" stieß der Zigeuner hervor. „Nicht betteln! nicht stehlen! — Arbeiten! Brav sein! Christ werden!"

„Christ werden!" rief der Bauer aus. „Bist Du denn keiner?"

Der Zigeuner schüttelte traurig das Haupt.

„Bist Du ein Heide?"

„Taufen lassen!" sagte der schwarze Bursche mit bebender Stimme und streckte seine gefalteten Hände dem Bauer entgegen.

Dieser blickte überrascht um sich im Kreise der Seinen. „Da schaut mir diesen Menschen an!" murmelte er. „Das ist etwas Neues."

Er sprach mit seinem Weibe, dann setzte er sich an den Tisch und winkte dem Zigeuner. Dieser hastete zu ihm hin.

„Wie heißest Du?" fragte der Bauer.

„Weiß nicht!"

„Wer sind Deine Eltern?"

Der Bursche zuckte die Achseln.

„Was hast Du bisher getrieben?"

„Umgelaufen."

„Ist es Dein Ernst, Bursch?" fragte ihn der Bauer mit sehr strenger und würdevoller Miene, „ist es Dein heiliger Ernst, daß Du Christ werden willst?"

Der Bursche nickte mit dem Haupte und wie er jetzt die Hände so kreuzweise über der Brust hielt, war es, als erwarte er schon im Augenblick auf seinem Scheitel das Taufwasser.

„Wir wollen zu unserem Herrn Pfarrer gehen," sagte der Bauer. „Ich will Dein Taufpathe sein —"

Der Zigeuner stürzte vor ihm nieder, umarmte und küßte seine Beine.

„Na, schon gut, schon gut. Du wirst dankbar sein. Du bekommst den christlichen Glauben. Dann bleibst Du in meinem Haus, wirst das Arbeiten lernen, fleißig sein und Dich immer gut aufführen."

Er war ganz gerührt, der Großbauer, da er so sprach. Noch an demselben Tage ließ er dem Burschen einen Zuber mit warmem Wasser und Seife geben, ferner einen braunen Rock, ein paar Stiefel und einen schwarzen Strohhut, und dann führte er ihn hinab in das Dorf zum Herrn Pfarrer.

Der Pfarrer wollte ihn ein wenig prüfen, aber da stellte sich eine grauenhafte Unwissenheit heraus. Nur vom Teufel hatte der junge Zigeuner schon etwas gehört; daß ein allmächtiger Gott ist, der Himmel und Erde regiert, davon wußte er gar nichts. Hingegen war ihm bekannt, daß die Christen nicht Hunger leiden müßten und in den Himmel kämen.

„Vor Allem, mein Sohn, wirst Du Deine Ohrgehänge ablegen," befahl ihm der Pfarrer, „sie sind zwar nur aus Glas, trotzdem aber ein Zeichen der Hoffart."

Mit großer Fertigkeit riß der Zigeuner die beiden Gehänge von den Ohren und schob sie rasch in den Sack.

Hierauf hielt der Pfarrer eine schöne Lehre, gab ihm Verhaltungsmaßregeln zur Vorbereitung auf das heilige Sakrament. Dann ertheilte er ihm einstweilen eine Art von Nothtaufe und nannte ihn Johannes. Der Großbauer that seinen Lederbeutel auf und gab dem Täufling als Taufgeschenk einen alten Silberthaler, nach welchem der Bursche mit Gier griff und den er hastig in seinem Hosensack verbarg.

Der Hirt hatte sich denselben Nachmittag damit vertrieben, daß er unten in der Schlucht, wo der Bach floß, seine Regenwürmer an die Fischangel streifte und damit Forellen fieng. Die Haustochter aß gern gebratene Forellen, das wußte er; sein Spaß wiederum war mehr das Fangen, als das Essen.

Die Haustochter dachte aber heute nicht an Forellen, sondern christlicher Weise an den Täufling. Sie blickte der Heimkunft des Neugetauften mit Erwartung entgegen. Wenn er schon als Zigeuner so schön war, um wie viel schöner wird er erst als Christ sein!

Sie sollte ein bißchen enttäuscht werden. Der Pathe hatte seinen Täufling im Dorfe zum Haarschneider geführt und jetzt waren die schönen schwarzen Locken weg. Jetzt sah man, was er für breite Backenknochen hatte, und für eine lange Nase; aber hübsch

war er immer noch und Haare wachsen wieder!

„Oh, die Haare wachsen,
Und die Wänglein blühen,
Und die Beine hüpfen,
Und die Arme winden
Sich um Deinen Nacken,
Und die Lippen zuckend
An den Deinen saugen,
Bis die blauen Flammen
Schlagen über Dich und
Ueber mich zusammen. —
Oh Geduld, mein Täubchen,
Sieh', die Beine hüpfen
Und die Arme winden
Sich um Deinen Nacken,
Und die Wänglein glühen,
Und die Haare wachsen!"

Dieses fremde Liedchen trillerte an einem der nächsten Tage Johannes, als er mit dem übrigen Gesinde, den Rechen auf der Schulter, ins Heu gieng.

Die Haustochter blieb den ganzen Nachmittag auf der Wiese in seiner Nähe; er rechte, er stand aufrecht und blickte träumerisch drein, aber das Liedchen hat er nicht mehr gesungen.

Der Getaufte ließ sich nicht übel an. Besonders verwendbar war er bei den Pferden, und wenn er hinwärts auch einen Düngerkarren zu führen hatte, heimwärts saß er wie ein echter Magyar auf dem Rappen, so daß dem Haustöchterlein, wenn es ihn heranreiten sah, angst und bange wurde. — Wenn es ihm einfällt, sie zu fassen, aufs Roß zu heben und mit ihr, wie es im Märchen steht, durch Nacht und Wind in den finsteren Wald zu reiten, sie kann sich nicht erwehren, sie ist zu schwach.

Allein Johannes betrug sich sehr sittsam, war fleißig und still, so daß der Bauer ihn fast lieb gewann und er den Burschen als Beispiel aufstellte, wie — sei nur der richtige Taufpathe zur Hand — aus einem verworfenen Heiden ein guter Christ und braver Mensch werden könne! Dabei konnte der Großbauer es sich nicht verhehlen, daß in dem schlanken Jünglinge eine manchmal fast unheimliche Hoheit lag; seine schweigsame Lippe, sein ernst glühendes Auge, seine breite Stirn, die weiß wie Marmor blieb, so sehr auch die heiße Juli- und Augustsonne alles Andere bräunte.

Der Hirte war der Erste, der in dem Wesen des Haustöchterleins eine seltsame Unruhe bemerken wollte. Er theilte seine Wahrnehmung dem Bauer mit, dieser lachte ihn aus und rief, er glaube es wohl, daß die einheimischen Burschen sich darüber ärgern müßten, wenn ein Fremder ihnen den Rang abzulaufen suche. Johannes that indes nichts desgleichen. Er hielt sich gern im Freien auf, schaute manchmal sinnend dem Schäkern der Schafe, dem Wühlen und Springen der Schweine zu auf dem Anger, als ergötze es ihn, daß die jungen Ferkeln Sauerampferwurzeln ausgruben und die alte Fette beschaulich im weichen Lehme lag. Wildes Obst liebte er, zog auch bisweilen eine Feldrübe oder einen gebratenen Kukuruzzapfen dem geregelten Mittagstisch vor. Nur nach Einem plangte er: wenn die Knechte ihre Tabakspfeifen hinlegten, machte er sich mit Begier daran, um noch die Reste des Inhaltes zu genießen. In solchen Momenten loderte in seinem Auge ein Feuer auf, das wahrhaft erschreckend war. Wenn diese wilde Leidenschaft einmal einen anderen Lauf nehmen sollte — Alles wäre verloren!

So gieng der Spätsommer seiner Neige zu. Die Scheunen und Vorrathskammern waren gefüllt, das Mastvieh hatte sich vortrefflich entwickelt und man sah dem Winter mit Behagen entgegen.

Am Sonntage vor Allerheiligen ließ der Großbauer in seiner Pfarrkirche ein Dankamt halten für das gesegnete Jahr. Sein Weib und ein Theil seines Gesindes waren mit in der Kirche; zum Nachmittagsgottesdienst sollte sich auch sein Töchterlein, der Weidknecht und die Uebrigen einfinden, die am Vormittage das Haus zu hüten hatten.

Bevor das Amt noch zu Ende war, kam ein Nachbar in die Kirche, schritt an den Stuhl des Großbauers und zupfte diesen ein wenig am Aermling, daß er eilends mit ihm hinauskomme. Vor der Thür fragte er den Großbauer: „Hast Du Deinen Johannes heut' irgend wohin geschickt?"

„Ich? den Johannes?"

„Hast Du ihn nicht mit dem Roß ausgeschickt?"

„Warum?" fragte der Bauer. „Der Johannes thut daheim Haushüten."

„Er allein?"

„Der Weidknecht auch, die alte Einlegerin und meine Tochter. Sie kommen aber am Nachmittag in die Kirche."

„Dann weiß ich nicht, wie das ist," sagte der Nachbar. „Wie ich vorhin bei der Nagelschmiede heraufgegangen bin, habe ich auf der Landstraße Deinen Johannes dahinreiten gesehen, auf dem Rappen, und schon wie der Sturmwind, sag' ich Dir."

„Geh plausch nit!" entgegnete der Großbauer. „Dem Johannes habe ich angeschafft, daß er die Pferde in den Schachen führe und acht habe, daß sie nicht davongehen. Ich kann mich auf ihn verlassen, er ist ein gewissenhafter Mensch, ich bin sein Taufpathe, wie Du weißt."

„Und mit diesen meinen Augen hab' ich ihn davonreiten gesehen," rief der Nachbar. „Er hat noch etwas bei sich auf dem Roß gehabt, und das ist's eben, was mir verdächtig vorkommt."

„Noch was bei sich gehabt?" fragte der Großbauer mit starrem Gesichte.

„Ein Mensch," berichtete der Nachbar mit Beklommenheit, „oder so was muß es gewesen sein, ich hab's nicht genau gesehen, er hat es so quer vor sich liegen gehabt, nur ein Arm oder ein Bein, oder was es gewesen, ist an einer Seite herabgehangen."

Der Bauer erblaßte.

„Er kann wohl — noch nicht weit sein," stammelte er.

„Oh Gott, der ist schon draußen auf der Steppan. Wie gesagt, geritten ist er wie der Teufel."

Eine namenlose Angst hatte den Bauer erfaßt. Alsdald rief er seine Leute zusammen aus der eben der Kirche entströmenden Menge. Ein paar Knechte mußten eilends die Landstraße entlang, um nach dem Reiter zu forschen; er selbst eilte seinem Hofe zu. Die Großbauerin, einer Ohnmacht nahe, konnte nicht weiter, er eilte ihr voraus. Eine gräßliche Möglichkeit war ihm eingefallen. Er erinnerte sich an die unheimlichen Blicke, die Johannes in letzterer Zeit manchmal seinem heranreifenden Töchterlein zugeworfen. Hatte sich der Bauer doch selbst schon mehrmals etwas Liebes gedacht. — An der Einpfrängung, wo sein Besitzthum anhub, kam ihm schon der Weidknecht entgegen: „Fort! Fort mit dem Roß! Mit ihr!"

„Mit ihr? Mit wem?"

„Mit ihr! Ich glaube, umgebracht hat er sie."

„Jesus Maria!"

„Am Vormittag sah ich sie noch auf dem Anger. O Gott, wir hatten uns Alle schon so gefreut auf sie! Vielleicht sind sie aber noch einzuholen, ich lauf' den Fußsteig über die Stederleiten!" Und war davon.

Den Angstschweiß auf der Stirn, nahte der Bauer seinem Hof. Dort lief zur Thür heraus sein Töchterlein. „Vater! Vater! Fort ist er mit dem Roß, mit der fetten Sau!"

Jetzt athmete er auf, lachte auf und halste sein Kind. „Weil nur Du — gesund bist. Das Andere ist zu ertragen!" —

Im Schachen sah man noch das Blut, dort hatte er sie getödtet, um die Entführung bequemer ausüben zu können.

Am Abende erst kehrten die Knechte zurück von der Verfolgung: „Da kann man schon machen was man will,

Zigeuner bleibt Zigeuner!" Das war das Einzige, was sie von dem Missethäter zu sagen wußten. Des Weiteren hatten sie von ihm nichts gehört und gesehen.

„Nur Eins möchte ich noch erleben auf der Welt!" seufzte der Großbauer, „diesen Lumpen möchte ich hängen sehen!"

„Soweit ich ihn kenne, wird er seinem Taufpathen dieses Vergnügen nicht machen wollen," bemerkte der Hirt, der manchmal ein überaus keckes Mundwerk hatte.

Um so stiller war die junge Haustochter und man wußte nicht recht, wie sie sich insgeheim zu der ganzen Geschichte verhielt.

Trat eines Tages, sie saß in der Stube allein beim Spinnrade, der Hirt zu ihr, setzte sich an ihre Seite und sagte gedehnt und scheinbar träge: „Bin ich doch begierig, ob wir in diesem Winter das Schweinerne werden entbehren müssen."

„Ist denn Dir gar so viel ums Essen?" fragte ihn das Mädchen.

„Das Essen ist mir nicht zuwider, voraus wenn's was Gutes ist," antwortete er. „Und wenn ich einmal nichts zu essen hab', nachher fang' ich eine Liebschaft an. Na ja, weil es heißt, verliebte Leut' thäten nicht viel essen."

Das Mädel lachte.

„Die Weibsleute sagen, ich wär' kein übler Bursch!" sprach er munter.

Das Mädel schaute ihn an.

„Und Dein Vater sagt, ich wär' ein braver Kerl."

„Au!" rief sie.

„Und was sagst Du dazu?" fragte der Hirt.

„Ich denk' mir meinen Theil."

Er setzte sich näher zu ihr, zupfte vom Rocken ein paar Fädchen hervor und flüsterte: „Wäre ich Dir recht?"

„Wenn Du so schwarze Haare hättest," sagte sie leise.

„Die hab' ich nicht," entgegnete er, denn die seinen waren rothblond.

„Oder wenn Du so dunkle Augen hättest," sagte sie.

„Die habe ich nicht," denn die seinen waren wasserblau.

„Oder wenn Du so gut reiten könntest," sagte sie.

„Das kann ich wohl, wenn ich ein gutes Roß habe."

„Und wenn Du mit dem Roß nicht davon rittest!"

„Davon reite ich Dir nicht!" rief er, da waren die zwei jungen Köpfe auch schon nagelfest beisammen.

Nicht lange und der Großbauer wußte vom ganzen Handel. Da mußte der Hirt aus dem Hause. „Zwei, drei Jahr in einen andern Hof als Vorknecht," sagte er, „stellt sich dieweilen nichts dagegen, so kommst nachher wieder und wir reden davon."

Die drei Jahre giengen hin, dagegen stellte sich nichts, der Bursche kam und sie redeten davon. Sie beredeten nicht das Ob, sondern das Wann. Und das Wann war schon in drei Wochen.

Bei der Hochzeit seiner Tochter erlebte der Großbauer noch eine besondere Freude. Als sie beim Dorfwirt im Speisesaal beisammen saßen, rief zum Fenster ein Fuhrmann herein: „Großbauer, wenn Du Deinen Täufling willst hängen sehen, so fahr' morgen in die Kreisstadt. Sie haben ihn."

Der Bauer ließ sich Roß und Wagen herrichten und lud das junge Ehepaar ein: „Fahrt mit, wenn ihr just nichts Besseres zu thun habt!"

„Bedanken uns, Vater," sagte der junge Schwiegersohn, „wir haben just was Besseres zu thun."

Allerlei Thiere.

(Eine Skizze von **Heinrich Seidel**.*)

Die kleinen Geschichten, welche ich hier erzählen will, haben sich nebst einer Reihe ähnlicher in meiner Familie zugetragen und verdanken ihren Ursprung der Liebhaberei für allerlei Gethier, welche, ein durchgehender Zug in meiner Familie, in meinem jüngeren Bruder Hermann zum besonderen Ausdruck gelangt ist. Da nun wohl selten ein Lieblingsthier anders als auf eine unnatürliche Weise zu Grunde geht, so hätte ich hier eine ganze Reihe von tragischen Ereignissen schildern können. Ich ziehe vor, bei nachstehender Auswahl Trauriges und Heiteres in anmuthigem Wechsel zu mischen.

Auf eine merkwürdige und noch immer nicht ganz aufgeklärte Weise kam eine weiße Maus zu Tode, welche mein jüngster Bruder Paul in seiner Kindheit zärtlich pflegte. Das hübsche Thier war äußerst zahm und wohnte in einem kleinen Holzkasten mit Drahtgitter, der auf dem geräumigen Schreibtisch meiner Brüder stand. Dieser Käfig war nie verschlossen und das zierliche Geschöpf lief den ganzen Tag auf dem Schreibtisch zwischen den Büchern herum, ohne jemals daran zu denken, seine Excursionen weiter auszudehnen. Eines Tages wurde eine wilde schwarze Maus gefangen und trotz des Protestes meiner Mutter dem kleinen weißen Prinzen zugesellt. Die Thierchen schienen sich gut zu vertragen, allein am andern Morgen war ein Loch in den Käfig genagt und die schwarze Maus verschwunden. Seit dieser Zeit war die weiße ganz verwandelt. Zwar von ihrer Zahmheit hatte sie nichts eingebüßt; sie duckte sich wie immer geduldig zusammen und stieß ein zartes Warnungsquietschen aus, wenn man sie in die Hand nehmen wollte, allein eine starke Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt; sie lief auf dem Tische schnüffelnd und suchend umher und probierte mehrfach über den Rand in die Tiefe zu gelangen. Eines Tages war sie verschwunden, jedoch nicht lange. Einige Zeit, nachdem ihre Abwesenheit bemerkt war, entstand ein erbärmlicher Lärm unter dem Fußboden des Zimmers, ein Gequietsch und Gerappel, wie es bei Familienzwistigkeiten unter den Mäusen gebräuchlich ist, erhob sich, und plötzlich kam aus dem Mauseloch hinter dem Ofen die weiße Maus in großer Angst hervorgestürzt. Sie war offenbar herausgeworfen worden.

Einige Tage hielt sie sich nun ruhig auf ihrem Tische, jedoch der Friede ihres Gemüths war gestört. Meine Schwester behauptete, die Maus säße jeden Nachmittag am Rande des Tisches auf Zumpt's Grammatik und seufze — die rothen Augen sehnsüchtig auf das Mauseloch gerichtet. Und es kam eine Zeit, wo die Sehnsucht die Vorsicht überwog, und wo sie wiederum verschwunden war. Aber diesmal erhob sich ein Lärm, noch viel entsetzlicher als das erste Mal, und am Ende kam das Thierchen mühsam aus dem Mauseloch hervor und blieb erschöpft auf dem Fußboden liegen. In seinem rosigen Schnäuzchen hatte es einen Biß und

*) Skizzenbuch. Neue Geschichten von Heinrich Seidel. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.

auf dem weißen Sammetfell standen rothe Blutflecke. Man legte es auf Watte in eine Schachtel und flößte ihm Milch ein. Am andern Morgen lebte es noch, aber gegen Mittag ward es matter und matter, reckte sich noch einmal und verschied; mein Bruder sagte, an seinen Wunden, meine Schwester aber behauptete, an gebrochenem Herzen.

In seiner Sterbeschachtel ward der weiße Prinz im Garten feierlich begraben, und mein Bruder errichtete auf seinem Grabe ein Denkmal mit der Inschrift: „Hier ruhet tief betrauert von Paul Seidel seine weiße Maus."

Später hatte mein Bruder Hermann einen Thurmfalken aufgezogen. Das Thier führte den Namen Hanne, war außerordentlich zahm und flog frei umher. Wenn mein Bruder ihn rief, schwang Hanne sich von einem benachbarten Dache oder aus der hohen Luft herab und setzte sich auf seine Hand. Eines Tages half aber alles Rufen und Locken nicht; der Vogel kam nicht, und man glaubte schon, er habe das Weite gesucht, als plötzlich acht Tage später Paul ihn auf dem Hofe eines kleinen, von Arbeitsleuten bewohnten Nebenhauses schreien hörte. Er stürzte sofort zu Hermann, und Beide begaben sich spornstreichs in das Nebenhaus. Auf dem Hofe war eine ganze Familie um Hanne versammelt und der Hausvater fütterte den schreienden, offenbar sehr hungrigen Vogel mit Fleisch. Hermann gieng gerade auf die Gruppe zu, und nun entspann sich folgendes dramatische Zwiegespräch:

„Dat's min," sagte mein Bruder, indem er auf Hanne deutete, der, als er meinen Bruder erblickte, im höchsten Grade aufgeregt wurde und mit den schmählich verstümmelten Flügeln schlug. Der Arbeitsmann sah meinen Bruder mit pfiffigem Grinsen von der Seite an.

„Dat gift vel so'n Vagels," sagte er.

„Denn faten S' em doch mal an," erwiderte mein Bruder. Nun hätte man aber Hanne sehen sollen, wie er laut schreiend mit den Flügeln schlug und mit Schnabel und Klauen die Hand des Arbeitsmannes von sich abwehrte. Hermann sah mit stiller Ueberlegenheit diesem Kampfe zu; endlich streckte er dem Vogel die Faust hin und sprach:

„Hanne, kumm!"

Hopp, da saß er. Triumphierend hielt mein Bruder dem verblüfften Mann das Thier unter die Nase:

„Wat seggen S' nu?"

„Je, denn ward dat doch wol Ehr Vagel sin," meinte er kleinlaut, und die beiden Brüder zogen im Triumph mit dem Wiedergefundenen nach Hause.

Ein dritter meiner Brüder, welcher Kapitän eines Hamburg-Amerikanischen Dampfers war, brachte eines Tages einen Waschbären mit, ein drolliges Thier, welches außerordentlich zahm wurde, an welchem aber wieder das Merkwürdigste sein sonderbares und tragisches Ende ist.

Er hatte eines Tages seine Kette abgestreift und sich, der ungewohnten Freiheit froh, auf die Wanderschaft begeben. Verschiedene Gärten hatte er schon durchmessen, ungesehen und unbelästigt, als ihn sein Forschungstrieb endlich in den Garten der Bürgerressource führte. Hier war er eben im Begriff, in den großen Tanzsaal, dessen Thür geöffnet war, einzutreten, als ihn das Schicksal ereilte und er gefaßt wurde. Man brachte das seltsame und unbekannte Geschöpf zu dem nächsten Thierverständigen dieser Gegend, zu einem Schlächtermeister. Dieser befühlte es und fand, daß es fett war, und da er bemerkte, daß von ihm etwas Besonderes in dieser Sache erwartet wurde, so folgte er dem Instinct seines Berufes und erklärte, er könne in dieser Angelegenheit nichts weiter thun, als dieses ungebräuchliche Thier kunstgerecht zu schlachten. Worauf es auf den Block gelegt und abgestochen wurde. Mein Bruder kam nur eben noch zur rechten Zeit, um das Fell für sich zu retten.

Ein andermal hatte er drei kleine

Eichhörnchen, so jung, daß sie noch aufs Saugen angewiesen waren. Es wurde eine Säugeflasche construiert mit einer Federpose als Mundstück, allein die Thiere glaubten nicht an diese Vorrichtung und drehten mit muffigem Gesichtsausdrucke die Köpfe weg, wenn ihnen diese Flasche dargeboten wurde. „Aha," sagte mein Bruder, „ihr seid gewohnt im Dunkeln zu trinken." Als ich an demselben Tage in sein Zimmer kam, war ich verwundert, nur die hinteren Theile seines Leibes zu bemerken, welche aus seinem Bette hervorragten: der Oberkörper war ganz und gar unter dem Kissen verschwunden.

„Hermann, was machst Du da?" fragte ich verwundert. Mit dumpfer, von Bettfedern halb erstickter Stimme gab er die vergnügte Antwort:

„Ich säuge meine Jungen!"

Er war mit der ganzen Eichhörnchengesellschaft unter die Bettdecke gekrochen, und dort in dem warmen Dunkel, wo sie sich zu Hause fühlten, glaubten sie an Alles.

Ein Waffenfabrikant in der Stadt besaß einen Affen, welchen sein Sohn, ein Seemann, mitgebracht hatte. Dieser Affe wurde sehr oft verschenkt: er kam aber immer wieder, weil die Besitzer bald seiner müde wurden und ihn zurückbrachten. Auf den Besitz dieses Affen hatte Hermann schon lange seine Wünsche gerichtet, und als er eines Tages hörte, daß das Thier wieder einmal zu Hause sei, gieng er zu dem Wagenfabrikanten und trug ihm sein Anliegen vor.

„Sei känen em girn krigen, Herr Seidel," sagte dieser. „Un wenn sei em nich mihr hebben willen, denn schicken's em man na minen Swigersähn, Herrn Affkat Wulf; de hett seggt, hei wull em nehmen."

Der Affe wurde in der Thür des stets geöffneten Torfstalles angekettet und erhielt eine alte wollene Decke, in welche er sich des Nachts einwickelte. Meinen Bruder liebte er alsbald zärtlich, allein mit den übrigen Bewohnern des Hauses hat er sich nie befreundet. Obgleich er nur kurze Zeit sich bei uns aufhielt, sind seiner Thaten doch unzählige. Meine Mutter war eines Tages auf dem Hofe beschäftigt, Hauben, gestickte Tücher und ähnliches zartes Waschwerk selber zum Trocknen an die Leine zu hängen, und als sie nun nach der gethanen Arbeit sich umsah, um sich wohlgefällig des vollendeten Werkes zu freuen, da war die Leine leer, denn der Affe, in dessen Bereich diese Wäsche aufgehängt wurde, hatte alle Stücke hinter ihrem Rücken leise heruntergezupft und neben einander säuberlich in dem schmutzigen Rinnsteine wieder ausgebreitet.

Ganz besonders haßte das Thier unser Mädchen, welches seinerseits eine große Furcht vor ihm hatte. Er suchte es fortwährend durch grinsendes Fletschen der Zähne und durch plötzliche Angriffe aus dem Hinterhalt zu ängstigen, sodaß es nur mit Furcht und Zittern in den Stall gieng, um Torf zu holen. Einmal hatte er es dermaßen bei dieser Gelegenheit ins Bein gebissen, daß es nicht mehr dazu bewogen werden konnte, diesen Stall zu betreten. Der Affe wurde infolge dessen eine Treppe höher in der Bodenlucke angekettet, wo er von nun ab sein Wesen trieb und die Menschheit von oben verachtete.

Eines Tages hörte mein Bruder ein erbärmliches Hülfegeschrei auf dem Hofe, und als er hinabeilte, fand er unser Mädchen in einer tragikomischen Situation. Es hatte unter der Bodenlucke Wäsche aufgehängt, ahnungslos und keines Ueberfalles gewärtig. Der Affe hatte es anfangs von oben beobachtet; dann war er leise an seiner Kette hinabgeklettert, die mit einem Riemen um den Unterleib befestigt war, hatte sich daran hinabhängen lassen und vermöge seiner Fähigkeit, wenn es eine Bosheit galt, sich regenwurmartig zu verlängern, war es ihm geglückt, das spärliche Haargeflecht des

Mädchens zu ergreifen, und nun war er beschäftigt, mit einem Ausdruck teuflischer Befriedigung das arme wehrlose Geschöpf zu zausen und zu zerren, bis endlich mein Bruder Erlösung brachte.

Eine besondere Fertigkeit besaß er darin, sich seiner Kette trotz aller Vorsichtsmaßregeln zu entledigen, um seine Freiheit dann zur Ausübung der wildesten und verwerflichsten Thaten zu mißbrauchen. Er wurde weit von unserer Wohnung in fremden Betten vorgefunden, aus welchen er, als man sich ihm näherte, entfloh; er stieg in alle Fenster ein, welche er offen fand, und stiftete unsägliches Unheil; er verdarb die Jugend, ärgerte das Alter und verursachte Aufruhr und Rebellion. Endlich, nachdem er durch seinen Unfug einen ganzen friedlichen Stadttheil in Empörung versetzt, einen Straßenauflauf hervorgerufen und die löblichen Organe der Sicherheitsbehörden von den Dächern herab verhöhnt hatte, erhielt meine Mutter ein Schreiben von der Polizei, durch welches sie „wegen unbefugten Umherlaufenlassens wilder Thiere“ in zwei Thaler Strafe genommen wurde. Dies gab dem Affen den Rest, und mein Bruder erhielt strengen Befehl, das Thier augenblicklich abzuschaffen. Er erinnerte sich der letzten Worte des Wagenfabrikanten und beauftragte einen Dienstmann, den Affen mit einer Empfehlung von ihm bei dem Advocaten Wulf abzuliefern.

„Ne, ik fat em nich an,“ sagte der Dienstmann, „hei bitt.“

Der Affe wurde in einen Sack gesteckt und sollte nun dem Dienstmann übergeben werden.

„Ne,“ hieß es wieder, „so fat ik em noch nich an! hei bitt.“

Der Dienstmann mußte eine Karre holen, und nun fuhr er den Affen, der in seinem Sack die wahnsinnigsten turnerischen Evolutionen vollführte, davon. Auf dem Hofe des Advocaten stülpte er die Karre um und sagte:

„Ne Empfehlung von Herr Seidel, un hier wir de Ap!“

Herr Wulf, der ebenfalls ein Thierfreund war und sich viele Hühner und zwei prachtvolle Pfauen hielt, begieng die Unvorsichtigkeit, den Affen auf der Mauer seines Hofes anzuketten, welche seinen Pfauen zum Lieblingssitz diente. Eine Stunde später hatte der Affe diese beiden prachtvollen Thiere des herrlichen Zierrats ihrer Schweife bis auf die letzte Feder beraubt. Das Maß war voll. Der Affe wurde in einen vergitterten Käfig gesperrt und nach Dömitz geschickt, woselbst ein Liebhaber sich ebenfalls zu ihm gemeldet hatte. Dömitz ist die einzige Festung des Landes, und so darf man wohl annehmen, daß er zur Strafe für seine unzähligen Schandthaten sein verbrecherisches Leben auf der Festung beschlossen hat, denn seitdem hat man niemals wieder von ihm gehört und seine Spur ist verloren gegangen.

Das Bild mit dem herrlichen Rahmen.

Ein Stück aus dem Volksleben.

Heute kommt Jemand, weil sich die Katz wäscht. Wer kann denn kommen mitten in der Woche in den Gebirgsgraben herein? Sie wäscht sich aber doch. Und noch ehe Mittag wird, tritt ein Herr ins Haus. Ein hübscher, freundlicher Herr, welcher der Bäuerin in fünf Minuten mehr Artigkeiten sagt, als ihr Mann im ganzen Jahr hindurch aufbringt.

Anfangs ist die Bäuerin erschrocken, weil der Fremde eine große Mappe bei sich hat, die möglicherweise Gerichtsvorladungen oder Steueraufträge enthalten kann. Das ist indes lange nicht so schlimm. Der Mann hat in seiner Mappe eine große Menge schöner Farbenbilder, geistliche und weltliche: da ist Christus am Kreuz und da ist ein Liebespärchen, da ist die heilige Klosterfrau Ursula, und da ein Jägersmann, der eine Kellnerin in die Wange kneipt. So geht es in bunter Abwechslung fort, auch Seine Heiligkeit der Papst ist dabei und ein auf ein Brett genageltes Rebhuhn, Alles in Farbenpracht und Alles verkäuflich.

„Wir kaufen halt nichts," sagt die Bäuerin.

Der Fremde findet das unbegreiflich, ein so hübsches geschmackiges Stübchen haben, und kein Bild drin! „Bilder machen eine Wohnung doppelt wohnlich, auch bringen sie Leben und Erbauung ins Haus. Heutzutage, wo die schönsten Bilder so unglaublich billig geworden, könne sich Jedermann, die sparsamste Bäuerin wie die ärmste Arbeitersfrau, ihre Wohnung damit schmücken. Man hat seinen Namenspatron, den Schutzengel, oder so etwas gern im Hause."

„Was kann denn so eins kosten?" fragte jetzt die Bäuerin und deutete auf ein Marienbild.

„Die sind nur kleine Muster zum Ansehen," versetzte der Händler. „Die Bilder werden nachgeliefert, doppelt so groß, wie solche hier, und mit prachtvollem Goldrahmen!"

„Die möchten ein schönes Geld kosten!" meint sie.

„Was glaubt die Frau?" fragt er. „Zum Beispiele so ein heiliger Josef mit dem Christkind! Ein ausgezeichnetes Bild. Ist der Vorrath nicht mehr groß, es geht reißend ab. Besonders in Steiermark, wo er Landespatron ist. Was glaubt die Frau? — Bloß neun Gulden!"

„Uh Gott!" ruft die Bäuerin erschrocken, „wo nähm Unsereins auf der Stell neun Gulden! Man braucht nöthigere Sachen."

„Muß ja nicht auf einmal bezahlt werden," sagt der Händler. „Monatlich ein Gulden, oder auch nur achtzig Kreuzer. Eine solche Auslage spürt man nicht im Hause und ihr habt etwas Schönes für Kind und Kindeskind."

„Das wär freilich recht," nun die Bäuerin, „aber manchmal klemmts so stark, daß man schier die paar Groschen nicht zusammenbringt."

„Wenn ihr etliche Monate die Rate nicht zahlt, so hat das gar nichts zu sagen," versichert der Händler.

„Wär gut gemeint. Aber der Haufen Geld. Was möcht mein Mann dazu sagen?"

„Ein sehr gutes Zeichen, daß ihr an den Mann denkt. Wie heißt er denn?"

„Ach freilich! Josef heißt er.“

„Nun also. Saget selber, liebste Frau, ob es zu seinem Namenstage ein passenderes Geschenk gibt, als so ein Bildnis! Ich freue mich sehr und will ausnahmsweise sogar nachlassen, weil die Gattung eben auf die Neige geht. Sieben Gulden neunzig Kreuzer! Es ist ein Spottgeld!“

Das Weib betrachtet eine Weile das Probebild, es ist wohl gar unmöglich schön! Und das, welches sie kriegen soll, ist noch schöner, um das Doppelte größer und hat einen schweren Goldrahmen. Und monatlich nur achtzig Kreuzer. In neun bis zehn Monaten ist's abgezahlt und hat man sein Lebtag eine christliche Zier an der Wand. — Im Gottesnamen!“

Der Händler zieht ein Blättchen Papier hervor, das möchte sie so gut sein zu unterschreiben. „Nur der Form wegen, 's ist der Bestellzettel, damit wir die Adresse wissen und der geschätzte Name richtig geschrieben wird.“

So wird die Geschichte abgemacht und der nette Herr entfernte sich unter allerlei Artigkeiten.

Die Bäuerin theilt ihrem Manne einstweilen vom Kauf nichts mit, sie will ihn überraschen.

Nach einigen Tagen kommt ein Postschein, daß für die Frau Theresia Stangler eine Kiste abzuholen sei. Aha, das Bild! Sie ist vor Begierde, es zu sehen, freudig erregt, wird aber stark gedämpft, als sie über zwei Gulden Porto zu bezahlen hat. Die Nachnahme hebt sogleich auch die erste Rate ein. Ihr Eiergeld seit Wochen ist auf einmal hin.

Am Vorabende des Namenstages stellt sie ihrem Manne das Bild in der Stube auf. Es ist wirklich eine Pracht. Diese Farben! Und der Rahmen ist weitaus prächtiger, als die Bäuerin erwartet, er ist breit und dick und sehr fein ausgeschnitzelt. Aber der Mann, wie er es sieht, fragt etwas kühl: „Woher hast Du denn das? Gekauft? Bist nit gescheit, hast gewiß zwei oder gar drei Gulden dafür ausgegeben!“

Das Weib ist stumm und es wird ihr fast übel.

Hernach hängen sie das Bild an die Wand und wie der Bauer es emporhebt, bleibt ihm vom Rahmen ein Stück Zierath in der Hand. „Oho! Ein Scherben ist schon ledig! — Aber das Zeug ist ja nicht Gold! Nicht einmal Holz! Das ist so etwas wie Lehm oder Gyps. Na, suchen wir Schusterpech und kleben wir es wieder an.“

Im nächsten Monat schickt die Bäuerin ihre Rate, natürlich muß sie es heimlich thun, da der Mann in die Dinge nicht eingeweiht ist. Als sie jedoch das drittemal die achtzig Kreuzer-Postanweisung abschickt, merkt der Bauer etwas davon und stellt sie zur Rede, was sie denn heimlich Geld fortzuschicken habe?

„Der heilige Josef ist noch nicht ganz frei gewesen,“ gesteht sie, sagt aber immer noch nichts weiter.

Mittlerweile beginnt am herrlichen Bilderrahmen der Goldglanz zu rosten und zu erblinden, und von der Zierrath fällt ein Stück nach dem andern ab, so daß die weißen Scharten gähnen, was für die Bäuerin, wenn sie des Morgens vor dem Bilde ihre Andacht verrichtet, einigermaßen störend ist. — 's ist halt doch ein Schmarn! Dieser Gedanke kommt ihr mitten ins Gebet hinein.

Zur vierten Rate treibt sie das Kleingeld nur mit Mühe auf und die fünfte übersieht sie. Es kommt auch keine Mahnung, und als sie später zufällig einmal daran denkt, meint sie: Ei Teibel! Das Bild ist bezahlt genug! und läßt das Weitere bleiben.

Als die Zeit zur sechsten Rate um ist, erhält die Bäuerin eine Zustellung vom Bezirksgericht. Sie ist geklagt, ihre Raten für das Bild nicht zahlen zu wollen und soll sich deswegen vor den Richter stellen. Jetzt wird ihr

angst, und so viele Heimlichkeiten die Weiber hinter des Mannes Rücken auch haben mögen, sobald sie sich verhaspeln und nicht auswissen, kommen sie doch zu ihm, daß er schlichte. Die Bäuerin gesteht ihrem Manne Alles, daß sie für den heiligen Josef schon über fünf Gulden ausgegeben habe, daß sie darauf noch über vier Gulden schuldig sei, und daß sie vor Gericht müsse.

Nun setzt's ein scharfes Wetter. Es gibt einen tagelangen Unfrieden im Hause; sie bittet den Mann vergebens, daß er ihrer statt zu Gericht gehe, er sagt trotzig, sie solle die Suppe, die sie sich eingebrockt, nur auch selber ausessen. Sie härmt sich ab, der Gerichtstag kommt immer näher und ihr Mann ist der Ansicht, der Frau Dummheit geschehe ganz recht, wenn sie einmal vierzehn Tage lang eingesperrt werde. Ihr bitterliches Weinen geht ihm endlich aber doch zu Herzen und er stellt sich statt seines Weibes vor Gericht. Insgeheim ist er wohlgemuth, weil er die Ueberzeugung hat, daß er den Proceß gewinnen werde. Er braucht nicht einmal einen Vertreter. — Erstens, denkt er sich, ist ein Geschäft, welches das Weib ohne Wissen des Mannes abschließt, nicht giltig, und zweitens hat der Händler ja ausdrücklich versichert, daß es nichts zu sagen habe, wenn die Raten nicht pünktlich bezahlt würden.

Der Richter belehrt ihn eines Andern und zeigt den Schein vor, welcher klar und streng auf die Ratenzahlung besteht und mit der Unterschrift der Bäuerin versehen ist. Was mündlich gesagt worden sei, das bedeute nichts, auf Grund des Scheines aber sei der Bauer verurtheilt, die rückständigen Raten sofort zu zahlen, die noch ausständigen genau einzuhalten, sowie die Unkosten der Gerichtsverhandlung zu decken.

Jetzt beginnt der Bauer erst über die Elendigkeit der Waare zu schlagermentieren und dem Gerichte vorzuwerfen, daß es mit den Schwindlern halte, anstatt mit dem ehrlichen Bauern; worauf ihm der Amtsdiener freundschaftlich bedeutet, wenn er nicht eingesperrt werden wolle, so möge er sich nur rasch davonsputen, das Gericht sei schon richtig, aber die Dummheit der Leute könne es nicht immer gutmachen.

Tief ergrimmt geht der Mann nach Hause. Unterwegs begegnet er einem bekannten Holzknechtweibe, dem theilt er die Geschichte mit.

„Uh!“. rief das Weib, „das gefreut mich, daß nicht ich allein die Dumme bin. Mich hat auch Einer kriegt, so ein verschwefelter Bilderkramer. Kommt mir ins Häusel, zeigt mir eine Dreifaltigkeit. Nein! sag ich, wir kaufen nichts, mein Mann hat auf so ein Bilderwerk kein G'schatz! — Was das für saubere Katholiken wären, meint der Kramer, die Dreifaltigkeit so verachten! Die verachten wir nit, sag ich, aber Geld haben wir keins. Der Krammer schmeichelt und geht nit fort und geht nit fort. Er wollt mir das Bild dalassen, daß es mein Mann anschauen sollt. Wir kaufen's nit! schrei ich. Macht nichts, sagt er, ich laß das Bild nur da und werd's bei Gelegenheit schon abholen, wenn's Euerem Mann nicht gefällt. Na, denk ich, damit er weiter geht und sag: So laßt's halt da im Gottesnam, ich hab jetzt nit Zeit und muß an die Arbeit. Nur meinen Namen möcht ich ihm noch aufschreiben, sagt er und zieht ein Blattel heraus, wo was Gedrucktes drauf steht. Tint' und Feder hat er auch schon in der Hand. Jessas! denk ich mir, ist das ein lästiger Mensch! und kratz geschwind meinen Namen hin. Endlich ist er draußen und ich stell das Bild in den Winkel, wo es lehnen ist blieben wochenlang. Der Kramer hat's nit geholt; auf einmal aber ist das Gericht da, und ich sollt das Bild zahlen! Ich hab's nit kauft! sag ich. Jetzt ist das Papierblattel da mit meinem Namen. Unter

einen höllischen Schuldschein hab ich ihn hingeschmiert und eingesperrt hätten sie mich, wenn ich nicht mit dem Geld herausgerückt wär. Noch auf dem Todtbett werden mich dieselbigen sechs Gulden gereuen. Das Bild im Winkel haben die Mäus gefressen. So, jetzt weißt es."

Also hatte das Holzknechtweib erzählt und der Bauer antwortete hierauf: „Du bist ja noch schöner aufgesessen, als die Meinige. Wenn sie mit den heiligen Bildern so umgehen, Leut anschmieren, da ist's nachher kein Wunder, wenn das christliche Vertrau aufhört."

„Die Waare ist unschuldig, aber die Kramer sind spottschlecht!" sagt sie.

„Wahr ist's!" meint er. „Gute Nacht! und ein andermal sperr die Thür zu."

„Auch so viel," sagt sie, dann geht Jedes seiner Wege.

Es ist ein Samstagabend, und als der Bauer nach Hause kommt, sind die Seinigen eben in der Stube vor dem Josefsbild mit dem Rosenkranzgebet beschäftigt. Der Mann stürmt in den Kreis und schreit: Hört mir auf! Vor diesem vertrakten Ding bet ich kein einziges Vaterunser mehr! Ich hab mich schon zu arg drüber giften müssen! Weg damit!" Er reißt es von der Wand, daß es zu Boden poltert und der Rahmen in viele Trümmer auseinanderspringt. Hierauf rafft er die Stücke zusammen, trägt sie in die Küche und schleudert sie ins Herdfeuer.

Die Bäuerin weiß, was das zu bedeuten hat, sie kauert sich in einen Winkel und schluchzt. Er tritt zu ihr und sagt ruhig, aber ernsthaft: „Barbara, wirst Du noch einmal einem solchen Hausierer ins Garn gehen! Das verfluchte Gerümpel kostet uns jetzt über zwanzig Gulden. Der heilige Josef in Ehren! aber er verlangt es gewiß nicht, daß sich der Christenmensch ihm zuliebe anschmiern lassen soll. Steh' jetzt auf, Barbara, und sei gescheit!"

Ein Empfangstag im Elysium.

Von **P. K. Rosegger.***)

Am Zehnten eines jeden Monats — sofern selbiger nicht auf einen Sonntag fällt — ist im Elysium Empfangstag. Denn es gibt immer noch Leute, welche von Zeit zu Zeit den Alten gern sehen und von ihm die letzte Entscheidung ihrer Angelegenheiten erwarten. Er ist trotz seines sehr hohen Alters ein noch rüstiger, freundlicher Herr, dessen schneeweißer Bart öfter als dreimal um die Weltkugel gewachsen sein könnte, wenn die Welt überhaupt noch ein gutes Haar an ihm ließe. Er trägt den Leutchen das nicht nach, hört, wenn sie kommen, wohlwollend ihre Beschwerden ab, macht eine ernsthafte Miene, heimlich aber schmunzelt er über die großartige Wichtigthuerei der armen Geschöpflein, die auf dem Erdball

---

*) Auf mehrseitigen Wunsch theilen wir diesen Aufsatz, der zuerst in der „Deutschen Zeitung" gestanden, den Lesern des Heimgarten mit. Die Red.

umherkrauchen und nur mit dem schärfsten himmlischen Vergrößerungsglase als winzige Milben gesehen werden können.

Sein Kammerdiener und Thorwart ist bei weitem jünger, als er selbst, aber viel gebrechlicher und wunderlicher, denn er hatte einmal auf Erden mitgethan und war dadurch frühzeitig herabgekommen und nervös geworden. Jetzt hat er die Gesandtschaften anzumelden, ihre Angelegenheiten zu sichten und sehr unbestechlich zu sein, wobei ihm aber manchmal noch etwas Menschliches begegnet.

Eines Tages — es ist noch nicht lange her — tritt der Thorwart zum alten Herrn ein und sagt: „Ewige Gnaden! Für den nächsten Empfangstag lassen mehrere Gesandtschaften bitten.“

„Führe sie nur herein,“ antwortete der alte Herr, „aber trage ihnen auf, sich kurz zu fassen. Seitdem sie unten ihr Parlament haben, sind sie das Schwatzen gewohnt worden.“

„Sehr wohl.“

Der Empfangstag war erschienen. Schon seit frühem Morgen standen im Vorsaale Gesandtschaften und warteten. Der Thorwart beachtete sie nicht. Sie sollen nur warten, beim Antichambrieren wächst die Ehrfurcht vor der Herrschaft. Endlich kam eine Abordnung der Clericalen, sofort giengen die Flügelthüren auf.

Diese Gesandtschaft bestand aus Geistlichen, Aristokraten und Bauern. Als sie des alten Herrn mit dem leuchtenden Auge ansichtig wurden, knieten sie nieder und Etliche zogen den Rosenkranz aus der Tasche.

„Ach, steht doch auf!“ rief der alte Herr ihnen leutselig zu. „Was gibt es Neues?“

„Ewige Gnaden,“ sagte der Sprecher, „auf Erden steht es sehr schlimm. Die Welt wird glaubensloser und wendet sich ganz von der Kirche ab.“

„Au!“ machte der alte Herr.

„Dein Statthalter ist immer noch ein Gefangener, die weltlichen Fürsten sehen nur auf ihren eigenen Vortheil und wollen uns nichts mehr dreinreden lassen. Die Wissenschaft ist überaus profan geworden, bekämpft uns laut, oder was noch schlimmer ist, übergeht uns stillschweigend. Dann erst die Schule —!“

Da der Sprechwart vor Aufregung nicht weiterreden konnte, so klopfte ihm der alte Herr auf die Achsel und sagte: „Beruhigt Euch. Es ist ja die alte Geschichte. Ihr seid immer in Widerpart mit den Leuten. Sehe ich nicht, daß die Fürsten unseren Statthalter mit den größten Ehren und Auszeichnungen überhäufen, sich um seine Freundschaft bewerben, daß man allerorts herrliche Kirchen baut, daß die Staaten sittlich-religiöse Schulen haben, ja daß selbst die akademische Jugend gegenwärtig lieber Gemeinschaft macht mit der Kirche, als mit der profanen Wissenschaft. Ja, meine Lieben, was wollt Ihr noch mehr?“

„Wir glauben,“ flüsterte der Sprechwart, „nicht unbescheiden zu sein, wenn wir Alles wollten.“

„Alles ist etwas viel,“ sagte der alte Herr, „doch hätte ich nichts dagegen, wenn Ihr davon Jedem wieder das Seine gäbet. Allein Ihr schabt ihnen zu sehr gegen den Strich. Sie haben ja auch ihre Vernunft, die ich ihnen verlieh, daß sie denken und prüfen sollen. Ihr verdammt ein bißchen stark. Damit schreckt Ihr sehr viele Leute, und gerade die idealeren und humaneren Naturen, zurück. Einer der Eueren — war es nicht unser lieber Pater Kochem? — hat einmal ausgerechnet, daß die Hölle fünfzig Kubikmeilen groß sei. Sie wird aber viel zu klein, wenn Ihr Alles verdammt. Hat mich auch schier verdrießen wollen, daß Ihr Euere Gebote den meinen voranstellt. Auf solche Art werdet Ihr Die, welche zuvörderst meiner gedenken, nicht leicht bekommen. Ich möchte Euch doch rathen, es einmal mit der Religion der Liebe zu versuchen.“

„Ach Gott," unterbrach ihn der Sprechwart, „das ist das Schlagwort der Gegner."

„Mit einer Liebe," fuhr der alte Herr fort, „die sich aber nicht just auf die Kirchengläubigen allein erstreckt."

„Herr!" rief der Sprechwart, „warum sollen denn just wir Alles lieben, während alles Andere haßt?"

„Weil Ihr Euch Gott zum Vorbilde nehmen sollt und nicht die Menschen. — Ich bitte Euch, liebe Freunde, macht mir mein Verhältnis zu den Leuten doch nicht allzu schwer. Mein Wille wäre, daß wir freundlich zu einander stünden und die Menschen untereinander in Wohlwollen lebten. Weiß es wohl, daß ich ein alter Idealist bin; aber schaut, wenn es möglich ist, unter die Leute Zwist, Hader und Unduldsamkeit zu bringen, warum soll nicht auch das Gegentheil möglich sein! Wenn Ihr in dem letzteren Sinne wirken wolltet, so wäre ich Euch sehr verbunden. — Zu Hause Alles wohl?"

Die Abgesandtschaft verneigte sich und so war — statt umgekehrt — von ihr der alte Herr entlassen.

Der Thorwart hieß nun, obzwar mit einigem Widerwillen, die Abgesandtschaft der Liberalen eintreten. Diese bestand aus Großbürgern, Advocaten, Professoren, Lehrern und Schriftstellern. Der alte Herr kam ihnen nicht besonders entgegen, er blickte sie prüfend an und strich seinen langen, weißen Bart.

Die Abgesandten verneigten sich, jedoch nicht auffallend tief, und der Sprechwart begann: „Wir müssen Euer väterliches Herz mit einer Klage betrüben. Wir bedürfen Eueres Beistandes."

„Oho!" rief der alte Herr, „Ihr suchet mich? Da muß es Euch schon sehr schlecht gehen."

„Ja, Herr, wir sind arg bedrängt. Unsere Absichten sind die besten, allein die Leute sträuben sich auf einmal dagegen. Man will wieder zurück ins dunkle Mittelalter und eine reactionäre Jugend macht sich breit, gegen welche ein Metternich Fortschrittsmann von reinstem Wasser war. Was ist da zu machen?"

„Wollt Ihr nicht Platz nehmen, meine Herren?" lud der alte Herr ein. Als sie saßen, begann er so zu sprechen: „Ihr wisset, daß ich ein alter Conservativer bin, aber nicht einer, der die jungen Bäume in den Erdboden zurückdrückt, sondern der sie wachsen läßt. Natürlicher Entwicklung bin ich nicht entgegen, sondern freue mich, wenn dieselbe sich frisch und gesund vollzieht. Wenn auch Ihr es so macht, dann wird die ganze Natur mitthun."

„Ewige Gnaden sind ja selbst ein Liberaler, sofern Ihr die allerverschiedenartigsten Wesen, Neigungen und Richtungen erschaffen habt und aufkommen lasset."

„Ja, ja," unterbrach der alte Herr scherzend, „mein Freisinn geht in meiner Windrose sogar ins Wetterwendische. Doch im Ernste: der Wechsel, die Bewegung, die ungehemmte Entwicklung jeder Creatur in ihrer Art — dies ist das ganze Geheimnis meiner Weltschöpfung. Man darf sich nur ja nicht überstürzen, meine Herren! Ihr sprechet von Fortschritt und nicht von Fortlauf. Schritt für Schritt. Einen jungen Baum kann man zur Förderung seines Wachsthums nicht mit dem Strick in die Höhe ziehen."

„Das wissen wir," versetzte der Sprechwart etwas ungeduldig.

„Es ist möglich, daß Ihr in der praktischen Ausnützung des Liberalismus zu weit gegangen seid," fuhr der alte Herr fort, „daß darob einzelne Stände und Kreise, die nicht mit Euch Schritt zu halten wußten, verarmt sind. Es waren vor kurzem Bauern und Gewerbsleute da, die sich darob beschwerten. — Ihr könnt Euch denken, wie ich's meine. Was sagt Ihr?"

„Kampf ums Dasein nach Darwin!" brummte hier einer der Professoren.

„Apropos, die Herren Gelehrten!“ rief der Alte fröhlich. „Ihr habt mich ja abgedankt, wie ich höre! Nun, das macht nichts. Ihr seid mir doch noch viel zu wenig freisinnig. Daß Ihr als Feind der alten Dogmen auf Grund einiger neuerer Entdeckungen und Versuche im Naturreiche selbst Dogmen aufstellt, und manchmal recht willkürlich, der Eine so, der Andere so — das wundert mich. Und wer nicht daran glaubt, ist verdammt! — Ja, ja, es mangelt manchmal an Talent und Willen, fremden Standpunkt zu verstehen, fremdes Streben auf seine Redlichkeit hin zu schätzen. Ich möchte Euch doch rathen, nur das zu lehren, was Thatsache ist, in der Verbreitung Euerer Meinung darüber aber vorsichtig zu sein. Denn eine solche Meinung könnte möglicherweise unrichtig sein, bei Anderen den seelenstärkenden Idealismus zerstören, und den zu vergüten wäret Ihr nicht im Stande.“

Der Professor entgegnete: „Es sei die Bemerkung gestattet, daß ohne freie Forschung eine Wissenschaft überhaupt nicht möglich ist, und daß der menschliche Geist so geartet ist, das Gefundene und Erfahrene für wahr halten zu müssen, ohne Rücksicht darauf, ob dasselbe gemeinhin als sittlich fördersam zu betrachten sei oder nicht.“

„Den Geist gab ich Euch,“ sprach der alte Herr. „Pfleget ihn nur. Aber vergesset nicht, daß ich gerade von Euch Duldsamkeit fordere. Denn i h r müßtet wissen, daß die Menschen nicht alle gleich sind, und daß zur Wahrheit und zum Himmel viele Wege führen. — Nur nicht engherzig sein, meine Herren!“

„Wer hat die Engherzigkeit denn erschaffen?“ redete jetzt ein vorlauter, junger Schriftsteller drein. „Wer ist denn selbst so unduldsam, die Leute anders haben zu wollen, als er sie erschaffen hat?“

„Schau, schau!“ rief der alte Herr, „da meldet sich auch noch Einer um sein Theil. Bitte recht sehr um Entschuldigung, meine geschätztesten Herren Literaten, daß ich bei der Weltschöpfung nicht Euch den Vortritt ließ. Ihr hättet was Rechtes gemacht. Meine Jahreszeiten wechseln nur alle zwölf Monate, mein armer Mond alle vier Wochen, unter Euch soll es aber Einen oder den Andern geben, der jeden zweiten Tag seine Gesinnung wechselt oder dessen glühende Begeisterung für das Gute und Wahre mit dem Courszettel steigt und fällt. Einen so frischbeweglichen Freisinn vermag ich freilich nicht aufzubringen. — Nun, nur nicht kopfscheu! Das sind Ausnahmen, aber immerhin im Stande, der Sache zu schaden. Der Liberalismus wird in der Hand der Gewissenlosen den Menschen zum Fluche, in der Hand der Rechtschaffenen zum Segen.“

„Also — dürfen wir hoffen?“ wagte der Sprechwart zu fragen.

„Der, deß' Herz rein ist, möge getrost sein. Den sittlichen Freisinn lasse ich mir nicht aus der Welt schaffen,“ sprach der Herr. „Er ist eine Grundbedingung der geistigen Vervollkommnung und des Wohlwollens unter den Menschen. — Nichts für ungut, meine Herren!“

Damit reichte der alte Herr Jedem die Hand und sie konnten gehen.

Jetzt kam eine Gruppe an die Reihe, welche sich beim Thorwart nicht nennen wollte. Sie bestand hauptsächlich aus Kleinbürgern und Studenten mit hübschen Mützen und zerhauenen Gesichtern. Ziemlich ungestüm traten sie zur Pforte herein, vor den alten Herrn hin und fast athemlos stießen sie das Wort: „Juden!“ hervor.

„Ah!“ rief ihnen der alte Herr zu, „Ihr seid die Antisemiten. Faßt Euch doch.“

„Nicht ihres Glaubens willen!“ sagte der Sprechwart. „Es ist eine erbärmliche Verleumdung, wenn diese Judenknechte behaupten, des Glaubens willen bekämpften wir die Juden. Nein, wir sind human, unverfälscht human! Der Rasse wegen! Der ver-

ächtlichen, corrumpierten, Alles zersetzenden Rasse wegen müssen sie ausgerottet werden!"

„Womit kann ich Euch in dieser Angelegenheit dienen?" fragte der alte Herr höflich.

Sie blickten sich gegenseitig an und wußten für den Augenblick keine Antwort.

„Es ist sehr löblich," sagte der alte Herr, „daß sich endlich einmal eine stramme Partei bildet, welche die Schlechtigkeit bekämpfen will. Ich bin ihr Bundesgenosse. Den Anfang, meint Ihr, können wir bei den Juden machen, weil sie unter den gegenwärtigen Culturvölkern der älteste Theil sind? Dann aber gehen wir auch zu den Anderen und wollen nichts verschonen, was falsch, gewinnsüchtig, gewissenlos und verworfen ist. Ihr müßt Euch deswegen sehr hüten, die Sünden, die Ihr an den Juden strafen wollet, selbst zu begehen. Es gibt nichts Verächtlicheres, als einen Sittenrichter, der selbst Lump ist."

„Die Juden sind an Allem Schuld!" rief der Sprechwart aus.

Der alte Herr klopfte ihm auf die Achsel und fragte: „Habt Ihr Geschichte studiert? — An Vielem sind Juden schuld, ich gebe es zu. An Allem wohl nicht. Am sichersten trifft man die Schuldigen, wenn man persönlichen Haß, Eigennutz und Neid zu Hause läßt und mit rücksichtslosem Muthe gegen das Schlechte überhaupt zu Felde zieht."

Heftigen Schrittes trat ein strammer Bursche vor und rief: „Die Juden sind nicht arischen Blutes! Nieder mit ihnen!"

„Ich bitte Euch!" lachte der alte Herr, „wenn wir auf der lieben Welt Alle vertilgen wollten, die nicht arischen Blutes sind!"

„Nicht vertilgen, Herr, nur aussondern!"

„Ich habe es einmal mit chinesischen Mauern versucht," entgegnete der alte Herr, „es gieng nicht. Und heute geht es noch weniger; heute wissen sie, daß die Erde kugelrund ist. Schiebt Ihr sie nach Osten ab, so brauchen sie gar nicht einmal umzukehren und kommen per Expreßzug vom Westen wieder herein, zudem könnte es ihnen unterwegs bei dem vielen Wasser einfallen, sich taufen zu lassen. Wo nehmt Ihr ein Mittel, Euch vor Juden zu schützen, die keine mehr sind? — Ja, es mag noch viel Spectakel geben, aber schließlich wird nichts übrig bleiben, als Euch mit einander zu vertragen. — Guten Morgen, meine Herren!"

Damit waren sie entlassen. Beim Herausgehen strich einer der jungen Männer an den Rockzipfel des Thorwart.

„Entschuldigen Sie sich!" schnauzte er den Thorwart an. Als dieser ihn verblüfft anglotzte, warf Jener ihm die Karte hin. Contrahage!

Der alte Herr drinnen schritt nachdenklich den Saal auf und ab. — Viel Erfreuliches dachte er, wird nicht gemeldet. An diesem Menschengeschlechte habe ich mich hübsch geirrt. Ich dachte ihrer recht viele und verschiedene zu erschaffen, damit sie sich gegenseitig beistehen, ersetzen und vervollkommnen möchten. Jetzt sehe ich, daß sie einander spinnefeind sind. Ich werde am Ende noch dreihundert Millionen Sterne wohnlich einrichten müssen und auf jeden einen Erdbewohner stellen. Hei, wie sie da von der Ferne sich einander begucken und beliebäugeln möchten! Wie sie alle erdenkbaren Erfindungen machen möchten, um sich gegenseitig zu verständigen! Und sind sie beisammen, so wollen sie von einer Verständigung nichts wissen. In ihren Schulbüchern heißt es: der Mensch ist ein geselliges Wesen. Das ist nicht wahr, der Mensch ist ein sehr ungeselliges Wesen.

Ein wilder Tumult im Vorsaale störte den alten Herrn in seinen Betrachtungen. Gleich dachte er an die Antisemiten; da stürzte der Thorwart herein und berichtete, daß ein fürchter-

liches Gesindel im Anzuge sei, welches in den Saal wolle.

„So lasse es doch herein!“ sagte der alte Herr. In demselben Augenblicke wurde auch schon die Flügelthür aufgestoßen, und wilder Pöbel, mit Hacken, Spießen, Knütteln, Revolvern und allerlei anderen Waffen versehen, polterte lärmend in den Saal. Der alte Herr verstand in dem Gejohle nur den Ruf: „Nieder mit dem Capital!“ Bald stellte es sich heraus, daß sie nichts Geringeres von ihm forderten, als die Zerstörung der Welt. Es waren die Communisten, Nihilisten und Anarchisten.

Als endlich zur Noth Ruhe geworden war, stellte sich der alte Herr mit in die Hüften gestemmten Armen vor sie hin, neigte einigemale das weiße Haupt und sagte leise: „Ihr seid mir saubere Helden! Wozu mich? Ihr zerstört ja selbst!“

„Wir können nicht,“ riefen sie, „es steht Alles wieder auf.“

„So!“ sagte der alte Herr. „Nicht einmal zerstören könnt Ihr die Welt! Wie wollt Ihr erst eine neue aufbauen! Bei mir seid Ihr am Unrechten, ich bin der Schöpfer und Erhalter. Aber in der Unterwelt ist Einer, der paßt für Euch. Geht nur zum Teufel.“

Die Rotte verzog sich. —

Endlich war an diesem Tag Ruhe geworden im Elysium. Da kam der Thorwart noch einmal herein und meldete, daß ein Mensch draußen sei. Der Wart hätte ihm ein Almosen geben wollen, aber der Mann lasse sich nicht abweisen, sondern verlange, mit dem Herrn zu sprechen.

„Wie sieht er denn aus? fragte der alte Herr.

„Er ist sehr bescheiden gekleidet,“ berichtete der Thorwart, „hat eine hagere Figur, ein bleiches Gesicht und leuchtende Augen.“

„Führe ihn herein. Es ist ein Poet.“

Der alte Herr schritt dem schüchtern Eintretenden entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß' Dich der Himmel! Ich habe Dich schon eine Ewigkeit nicht gesehen. Was treibst Du denn immer?“

„Nichts, Herr,“ antwortete der Mann verzagt. „Mich verdrießt die Welt. Ich bestrebte mich redlich, sie zu verbessern, die Menschen edler und glücklicher zu machen — ich richte nichts aus.“

„Hast Du heute schon zu Mittag gegessen?“ fragte der alte Herr.

„Ich danke, nein.“

„Willst Du nicht einen Teller Ambrosia mit mir genießen?“

Dazu ließ der Poet sich freilich nicht lange bitten. Bald saßen sie gemüthlich beisammen an der Tafel, aßen Ambrosia und tranken Nektar. Plötzlich legte der alte Herr seine Hand auf die Schulter des Gastes und sprach: „Bruder, Du bist bekümmert, daß Du nichts ausrichtest. Wie meinst Du denn eigentlich, daß es werden sollte?“

„Daß alle Menschen zusammenhalten, wie Kinder eines Vaters, der im Himmel ist,“ antwortete der Poet.

„Weltverbesserer! und bist selber unverbesserlich!“ lachte der alte Herr. „Weißt Du es denn nicht: Seit jeher ist ihnen das gepredigt worden und seit jeher haben sie den Prediger verlacht und verfolgt, gesteinigt und gekreuzigt. Sie wollen es nicht besser haben, so wird es ihnen gut genug sein, wie es ist. Laß sie machen. Man muß sie nicht immer ernst nehmen. Treiben wir manchmal zu unserem Vergnügen ein bißchen Spiel mit der Welt. Züchten wir im Frühling unsere Rosen, im Winter unsere Eisblumen, und kümmern wir uns nicht weiter, wer dabei liebt und friert. Und blutet Dir gleichwohl das Herz, so schaffe Gestalten schöner Symbolik, sei es in seelenläuterndem Ernst, sei es in erquickendem Humor. Aber lauf' den Leuten nicht nach. So störrisch sie auch sein mögen, entbehren können sie weder Dich noch mich. Steigen wir nur

nicht zu ihnen in die Tiefe, dann ringen sie weher Sehnsucht voll allmählich unseren Höhen zu. Nach wahnsinnigen Kämpfen werden sie blutend und weinend zu uns kommen. Dann wollen wir die armen Thoren, die lieben Unglücklichen an unsere Tafel laden und sie laben und erfreuen."

Also blieb der Poet nun im Elysium. Da die Stunden lang waren, so setzte er seine Zipfelmütze auf, schaute zum Fenster hinaus und ließ die Zipfelmütze baumeln. Am ersten Tage freute er sich, daß er dem tollen Treiben entrückt und in seligem Frieden war. Am zweiten Tage schaute er zur Erde hinab und ärgerte sich über der Leute buntes Possenspiel. Am dritten Tage reckte er den Kopf sehr weit aus dem Fenster und blickte unverwandt hinab. Plötzlich zog er sein Barhaupt zurück und sagte: „Herr, ich muß eilends auf die Erde. Meine Zipfelmütze ist mir hinabgefallen."

„Ach, laß doch die Zipfelmütze," sagte der Herr, „Dein Haupt soll dafür einen Lorbeerkranz haben."

„Nein, ich will meine Zipfelmütze!" rief der Poet und machte sich hastig auf den Weg niederwärts zu seiner irdischen Heimat.

Der alte Herr blickte ihm lange nach, dann lächelte er kopfschüttelnd über diese wunderlichen Erdenkinder — doch in seinem Auge stand eine Thräne.

Der Automat im Menschen.

Von Dr. Friedrich v. Hausegger.

Wer hat noch nicht von den sogenannten automatischen Bewegungen gehört? Man versteht darunter körperliche, gewissen Zwecken dienende Bewegungen, welche wir unwillkürlich hervorbringen. Sie entspringen unserer Gewohnheit, welche uns der Mühe überhebt, bei bestimmten Gelegenheiten den ganzen Apparat unserer Willensthätigkeit in Anspruch zu nehmen, um ihnen entsprechende Bewegungen zu erzielen. Sie werden oft durch einen Reiz gleichsam als dessen unmittelbare Wirkung erzielt und erscheinen uns dann wie Reflexbewegungen. Wir schließen das Auge plötzlich, wenn ein Lichtstrahl es trifft oder wenn ein herausfliegendes Sandkorn es bedroht; wir fahren zurück, wenn sich ein uns gefährdender Gegenstand naht; wir zucken bei einem Schlage zusammen und nehmen unwillkürlich eine abwehrende Stellung an u. dgl. Alle diese Bewegungen geschehen unwillkürlich; wir führen sie nicht mit Absicht aus, sondern erfahren erst nachträglich, daß sie uns im gegebenen Augenblicke dienlich waren. Ihre Zweckmäßigkeit aber ist Ergebnis früherer Willensbethätigungen. Aus der großen Zahl solcher haben sich diejenigen erhalten, welche sich als die günstigsten und erfolgreichsten erwiesen haben. Sie sind daher unserer Erfahrung entsprungen. Die Kraft aber, welche zur Erzielung und Ansammlung dieser Erfahrung benöthigt worden ist, wendet sich sogleich von dieser Thätigkeit ab, wenn ihre Absicht, nämlich der Vollbesitz dieser Erfahrung erreicht ist, um

sich anderen, neuen Arbeiten zu widmen. Von selbst verwerthen nun unsere Muskeln die ihnen so anerzogenen Dispositionen, indem sie die als geeignet bewährten Bewegungen im entsprechenden Falle auslösen. Jede Fertigkeit, welche wir erlangen, beruht darauf, daß sich der Kraft, welche wir zu ihrer Ausübung brauchen, die Ergebnisse der früheren Erfahrungen gesellen und sie so oft zu unglaublichen Leistungen steigern. Unglaublich werden sie uns eben deshalb, weil wir die im Augenblicke zur Verfügung stehende Fähigkeit, bewußte Handlungen auszuführen, zum Maßstab nehmen und dann allerdings zum Ergebnisse kommen müssen, daß ihr allein das durch jene Fertigkeit Erreichte unmöglich wäre. Wenn der Clavierspieler auf alle Bewegungen seiner Finger erst seine bewußte Willensthätigkeit richten würde, wäre eine selbst geringe Fertigkeit in der so mannigfaltigen Arbeitsleistung der Finger undenkbar. Der Virtuose kann seine Kunststücke nur mit Hilfe des unbewußt in ihm thätigen Automaten ausführen.

Auch schwieriger erscheinende Leistungen vermag dieser Automat zu verrichten. Wir wollen zu einer bestimmten Stunde erwachen. Obgleich die Thätigkeit unseres Bewußtseins durch den Schlaf unterbrochen worden ist, erwachen wir doch zur richtigen Stunde. Der Automat in uns — nennen wir ihn vorläufig noch so — hat den Auftrag, uns zu wecken, übernommen und pünktlich ausgeführt. Man erzählt noch wunderbarere Dinge. Probleme, deren man im Wachen nicht Herr werden konnte, werden im Traume gelöst. Mathematische Aufgaben, um deren Ausführung man sich Tags zuvor vergeblich bemüht hatte, erscheinen am Morgen auf der Tafel glücklich zu Ende gebracht. Dem Automaten ist gelungen, was der wache Verstand vergebens angestrebt. Er beginnt, ein merkwürdiges Leben zu offenbaren. Soll man es glauben, wenn uns erzählt wird, daß Dichtern glückliche Ideen und Verse, Componisten wunderbare Melodien vom Automaten ins Ohr geflüstert worden seien? An Zeugnissen dafür fehlt es nicht. Wir schreiben aber unserem wachen Ich eine zu große Bedeutung zu, als daß wir an ein anderes in uns wirkendes glauben wollen.

Haben wir bis nun von der unterstützenden Kraft dieses Automaten gehört, so spielt er uns auch nicht selten einen Possen. Wer hätte es nicht schon erlebt, gewohnheitsmäßig eine Handlung wider seine Absicht zu vollbringen? Wo der bewußte Wille sich der Einflußnahme auf Handlungen, welche die Gelegenheit erfordert, entzieht, da macht der Automat sich bemerkbar. Der Zerstreute muß das immer wieder erfahren. Nicht führerlos bleibt er bei Abwesenheit der ihm für gewöhnlich beigegebenen Aufmerksamkeit. Einem anderen Führer aber, als ihr, gehorcht er; Zusammenhang, Plan, Methode ist auch in dessen Führung. Die Thätigkeiten, zu welchen er uns bestimmt, entbehren nicht einer gewissen Folgerichtigkeit, wenngleich sie einer uns fremden, uns fernliegenden Absicht zu entspringen scheinen. Der Zerstreute zieht seine Uhr auf, ohne es zu wollen; er nimmt den Weg in ein Haus, welches er gar nicht aufsuchen wollte und wird erst vor der Thür seines Irrthums gewahr; er zieht einen fremden Rock an, zahlt, bevor er gespeist hat u. dgl. Den Schreibenden führt der Automat im unbewachten Momente die Feder und zaubert ihm Worte, die er gar nicht schreiben wollte, aufs Papier. Wie oft, wenn Gegenstände verlegt, Reden mißverstanden, Bewegungen falsch gedeutet werden, ist der Automat in uns im Spiele. Er ist ein Unhold, der stets strenge gehalten werden muß, wenn er nicht auf eigene Faust wirtschaften und Unheil stiften soll. Er hat seinen eigenen Vorstellungskreis, welcher dann erwacht, wenn der uns gewöhnlich beherrschende ins

Dunkel tritt und wirkt nun förmlich mit der Macht einer eigenen, uns fremden Persönlichkeit.

Nicht immer aber hält unser Verhältnis zu dem von mir sogenannten Automaten in uns die Schranken der Gemüthlichkeit ein. Manchmal rafft er sich zu einer Selbstständigkeit auf, die unheimlich wird. Schon der bloße Traum liefert Manchen den Launen desselben aus. Im höheren Grade ist dies im Fieberwahne und im Zustande der sogenannten Mondsucht der Fall. Wir können es uns wohl versagen, auf Thatsachen hinzuweisen, die allgemein bekannt sind, wenngleich sie bei der Unzulänglichkeit aller bisherigen Erklärungsgründe gern verschwiegen werden. Der Somnambulismus, das sogenannte Hellsehen, ist ein vertieftes Traumleben. Ein bekannter Seelenarzt schildert ihn folgendermaßen: „Die Kranken fangen an zu antworten oder unaufgefordert zu sprechen, sie empfinden sympathisch oder antipathisch, wie durch eine die Dinge umgebende Atmosphäre, die Beschaffenheit derselben, sie beschreiben das Innere ihres eigenen Körpers, sagen ihr Erwachen, ihren nächsten Schlafanfall, die Dauer ihrer Krankheit vorher, verordnen sich Heilmittel, treten mit sympathischen Personen in Rapport, empfinden sodann deren Zustände wie ihre eigenen, zeigen manchmal Fähigkeiten, die sie im normalen Zustande nicht zu besitzen scheinen, dichten, haben Visionen, sprechen im verfeinerten Dialecte, auch manchmal in einer ihnen sonst nicht geläufigen Sprache, kurz, übernehmen eine ganz eigenthümliche Rolle, die sie durch die Schlafanfälle durchführen, nach dem Erwachen aber vergessen haben." Auch in diesem Zustande begegnen wir also einer Theilung der Person; doch wird die Thätigkeit des „Automaten" eine überwiegende; sie wird umso beachtenswerter, je tiefer die der bewußten Persönlichkeit sinkt. Im somnambulen Zustande benimmt sich der Automat mit einer gewissen Aufdringlichkeit als selbstständige Person. So hielt sich, um aus zahlreichen Beispielen eines hervorzuheben, eine Somnambule für einen französischen Ausgewanderten, quälte sich mit erträumtem Unglück ab, sprach, obwohl eine Deutsche, dann französisch oder gebrochen deutsch, hielt ihre Eltern und anwesenden Freunde für unbekannte Besuchende, die an ihrem unglücklichen Lose theilnähmen u. dgl. Von ganz besonderem Interesse ist es, daß Somnambule sich mit Klarheit längst vergessener Begebenheiten und Zufälle in ihrem Zustande wieder erinnern, wie dies auch im Traume vorkommt. Dies rückt uns den Automaten menschlich näher, denn es lehrt uns, daß er seine Vorstellungen, häufig wenigstens, aus einer Quelle schöpft, welche auch dem wachen Bewußtsein nicht unbekannt, wenngleich unter den es bestimmenden Bedingungen unzugänglich ist.

Höchst seltsam ist es, daß Somnambule sich häufig der Vorstellungen erinnern, welche sie im somnambulen Zustande hatten, während die Vorstellungen des wachen Zustandes für sie wie ausgelöscht sind. In die Vorstellungen ihres kranken Zustandes bringt Erinnerung einen Zusammenhang und ordnet sie zum Inhalte einer bestimmten, von der wachen verschiedenen Persönlichkeit. Der Automat beansprucht Gleichberechtigung mit der wachen Persönlichkeit.

Beide Persönlichkeiten wohnen in solchen Zuständen noch immer verträglich neben einander. Keine will von der anderen etwas wissen; aber keine beirrt auch die andere. Es gibt aber auch Zustände, in welchen die Person, welche wir den Automaten genannt haben, welche aber, wie wir sehen, immer mehr selbstständiges Leben gewinnt, in Zerwürfnis und Streit mit unserer Person kommt und diese förmlich unter ihr Joch beugt. Dies geschieht im Wahnsinne. In gewissen Formen desselben gelangt dieser Conflict zu dramatischem Ausdruck. Ein

Geist spricht mit dem Wahnsinnigen; seine Worte unterscheiden sich von denen des letzteren durch eine verstellte, tiefe Stimme. Er hält diesem seine Sünden vor. Aus dem gleichen Munde antwortet ihm der Wahnsinnige nun in eigener Person. Der Automat wurde zum Dämon. Er bringt die Person des Kranken vollends in seine Gewalt. Unter dieser verändert sich dessen Charakter und schlägt geradezu in sein Gegentheil um. Der Sanfte flucht, der Fromme wird gotteslästernd, der Züchtige unmoralisch. Nicht eine, sondern mehrere verschiedene, dramatisch auseinandergehaltene Stimmen werden in ihm laut. Dämonen solcher Art waren es, von welchen die Hexen besessen waren. Es ist irrig, den Unglauben, welchen man den Ursachen entgegenbringt, mit denen in früheren Jahrhunderten diese Erscheinungen verknüpft worden sind, auch auf die Zustände selbst auszudehnen, deren Bild uns oft in bewunderungswürdig getreuer Weise von Chroniken geschildert wird. Jeder Irrenarzt hat Gelegenheit, Hexen kennen zu lernen, wenngleich er ihnen die Macht, Kühen die Milch zu entziehen, Menschen zu verzaubern u. dgl. nicht zuschreiben wird.

Doch, wir wollen unseren Automaten auch den Irren gegenüber bei einer freundlicheren Thätigkeit aufsuchen. Der Irre gewinnt nicht selten Fähigkeiten, welche dem Gesunden nicht eigen waren. Kunsttriebe erwachen in ihm, er singt, dichtet, componiert, tanzt, hält Reden, wird witzig. Sein Erinnerungsvermögen erscheint unglaublich gesteigert. Er declamiert lange Gedichte, welche er einmal gelesen, spricht Sprachen, welche er in seiner Jugend flüchtig geübt und wieder vergessen hatte, kurz, erweckt ein Leben in sich, welches längst im Schoße der Vergessenheit begraben schien. Schade, daß dieser Automat nicht mit seinen Fähigkeiten dem wachen Menschen zur Seite stehen kann! Wie sehr würde er den Kreis der Vorstellungen und Fähigkeiten des letzteren erweitern! Leider verträgt er das Licht des Tages nicht. Er ist wie der Schatten einer Person, welchem das Licht vergebens nachgeht; stets entweicht jener auf die diesem abgekehrte Seite.

Wunderbar mag all' das Gesagte in diesem Zusammenhange erscheinen, wenngleich jeder der Leser gewiß schon die eine oder die andere der besprochenen Thatsachen erfahren oder erlebt hat. Man weist sie gewöhnlich aus dem Gedankenkreise, mit welchem man sich beschäftigt, hinaus, denn sie finden darin keine Erklärung, keine Rechtfertigung. Und doch drängen sie sich immer und immer wieder auf, dem Luftgebäude unserer Vorstellungswelt Zerstörung drohend, wenn sie nicht durch Schranken ferngehalten werden. Versuchen wir aber, was wir von Jenen gelernt haben, welche dem Ansturme der fremden Elemente nicht Widerstand leisten konnten, und ihnen ganz oder zum Theile verfielen. Bringen wir das, was uns fremd erscheint, unter sich in einen Zusammenhang, betrachten wir es als ein Ganzes für sich und halten wir es uns so ferne, wie einen für sich bestehenden Gegenstand unserer Beobachtung. Wir haben dies gleich am Eingange unserer Betrachtung gethan, und vom Automaten im Menschen gesprochen, der im weiteren Verlaufe zum Dämon geworden ist. Die Natur dieses Dämons kennen zu lernen, kann uns keinen Schreck bereiten; er steht uns ja als ein Fremdling gegenüber; wir haben mit ihm, so lange wir ihn eben als Dämon erkennen, nichts zu schaffen; er vermöchte uns nur von außen anzufallen und dann hätten wir uns seiner zu erwehren, wie man sich anderer Außendinge erwehrt, die uns feindlich begegnen. Ein Wort erweckt den Schlafenden, ein Hauch oder ein kalter Gegenstand den Somnambulen, und für den Irren gibt es Bromkali und ähnliche Wundermittel. Der wache und gesunde Mensch hat aber, so lange er

sich bewacht, mit diesem Dämon nichts zu schaffen.

So sollte man meinen. Und dennoch haben uns Erfahrungen der seltsamsten Art etwas Anderes gelehrt. Nicht nur, daß in jeder Menschenbrust der Dämon schlummert; er kann auch in jeder Menschenbrust beliebig geweckt und ihm eine Thätigkeit merkwürdigster Art verliehen werden. Versuche dieser Art hat man seit den ältesten Zeiten in den verschiedensten Formen und unter den verschiedensten Namen geübt. Heutzutage sind sie auf dem Gebiete der Wissenschaft unter dem Namen „Hypnotismus" am meisten beglaubigt. Die Hypnose ist ein künstlich herbeigeführter Zustand des Nervensystems, welcher eine theilweise oder gänzliche Aufhebung des Selbstbewußtseins und der Willensbethätigung zur Folge hat und den Hypnotisierten dem Willen eines Anderen dienstbar macht. In ihm erwacht dann gleichsam eine andere Persönlichkeit, welche in ihren Aeußerungen durch directen Einfluß Dritter bestimmt werden kann. Jeder ist, nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft, hypnotisierbar, und Jeder vermag zu hypnotisieren. Der Hypnotisierte wird völlig dem Willen des Hypnotiseurs unterthan. Dieser vermag sich zunächst, in den ersten Stadien, einzelne Organe des Hypnotisierten zu unterwerfen. Auf seinen Befehl kann der letztere das geschlossene Auge nicht mehr öffnen, den geöffneten Mund nicht schließen, Hand und Fuß nicht mehr aus vorgeschriebenen Stellungen bringen. Auch das ganze Muskelsystem kann unter den Bann des fremden Willens treten; es erfolgt Starrkrampf, welcher den Beeinflußten nöthigt, gewisse vorgeschriebene Stellungen beizubehalten, bis sie durch den gleichen Willen, welcher sie gebunden hatte, wieder gelöst werden. Ein Befehl des Hypnotiseurs oder ein abkühlender, durch den Athem oder eine Handbewegung hervorgebrachter Luftstrom lösen den Krampf. Nicht nur für den Augenblick den freien Willen hemmend, auch für die Zukunft ihm beistimmend wirken die Verbote des Hypnotiseurs. Der Hypnotisierte kann durch sie verhindert werden, über eine bestimmte Zahl hinaus zu zählen, einen Buchstaben des Alphabets zu überschreiten, mehr als eine vorgeschriebene Zahl von Schritten zu gehen u. dgl. Wird der Hypnotisierte in das Stadium des Unbewußtseins versetzt, so bemächtigt sich der Hypnotiseur auch seiner Vorstellungen. Er suggeriert ihm Vorstellungen, denen entsprechend der Hypnotisierte sich benimmt. Dieser verwandelt sich, wenn ihm dies eingesagt wird, in ein Kindsmädchen, hält ein Sacktuch für das Kind, schläfert es durch ein Lied ein, macht Schwimmbewegungen, wenn es die ihm eingegebene Situation erfordert, verwandelt sich in einen Hund, der bellt, oder in einen Frosch, der springt, beißt in eine Kerze, welche ihm statt eines Stückes Zucker gegeben wird und findet sie süß. Wird ihm statt des Buchstaben r der Buchstabe h eingesuggeriert, so schreibt er in allen Worten, welche jenen enthalten, statt desselben ein h u. s. w. Das Alles sind Thatsachen, welche man heute selbst zu erfahren Gelegenheit hat und welche von ernsten, zweifellos wahrheitsliebenden Männern der Wissenschaft versichert werden. An anderen Orten, namentlich in Frankreich, längst bekannt, haben sie bei uns noch vor wenigen Jahren nicht Eingang gewinnen können.

Nicht nur künftig beabsichtigte Willensbewegungen kann der Hypnotiseur im Vorhinein durch sein Verbot hemmen; er kann auch das Vorstellungsleben der Zukunft beeinflußen und die ihm als Objecte dienenden Personen durch, ihnen für eine kommende genau festgesetzte Zeit eingegebene Vorstellungen bestimmen, gewisse Handlungen auszuführen. Es werden ihnen Handlungen suggeriert. Die unter der Suggestion stehende

stehende Person geht zur festgesetzten Zeit, der Suggestion folgend, in ein Locale, welches sie im gesunden Zustande nie betreten hatte, öffnet dort ein Fenster, singt ein Lied, entwendet einen Gegenstand, spricht Jemanden an, benimmt sich feindlich gegen einen ihr Unbekannten, ja, kann selbst zum Mord getrieben werden — Alles dies gehorsam den ihr genau gegebenen Befehlen. Dabei muß bemerkt werden, daß sie dies nicht im wachen Zustande thut, sondern zur Zeit, in welcher sie die ihr suggerierten Handlungen ausführen soll, wieder in einen hypnotischen Zustand verfällt, den man, weil er ohne unmittelbare äußere Einwirkung erfolgt, Autohypnose nennt. Die Autohypnose tritt bei sehr empfänglichen Personen auch ohne vorhergegangenen Einfluß dritter Personen ein. Da das Betrachten glänzender Körper Hypnose erzeugt, werden solche Personen oft durch den zufälligen Anblick solcher, so durch Stricknadeln, leuchtende Knöpfe u. dgl. in einen autohypnotischen Zustand versetzt. Wir wissen, welchen Einfluß der Mond auf Nachtwandler übt.

Von hohem Interesse ist es, zu erfahren, daß die verschiedenen Zustände, in welchen der Hypnose unterzogene Personen sich befinden, verschiedene, von einander getrennte geistige Zusammenhänge hervorbringen. Der Hypnotisierte erinnert sich der Vorgänge in seinem wachen wie auch in seinem hypnotischen Zustande; im wachen Zustande aber weiß er sich dessen nicht zu erinnern, was ihn im hypnotischen betroffen hatte. Selbst Träume des gewöhnlichen Schlafes, Visionen und Hallucinationen sollen Gegenstände der Erinnerung im hypnotischen Zustande sein. Zwischen den beiden Personen, in welche sich das Individuum so gespalten hat, kann aber eine merkwürdige Beziehung dadurch hergestellt werden, daß dem Hypnotisierten vor dem Erwecken befohlen wird, sich der Vorgänge im hypnotischen Zustande zu erinnern. In diesem Falle nimmt das wache Bewußtsein den Vorstellungsinhalt der in der Hypnose lebendig gewordenen Persönlichkeit in sich auf und übermittelt ihn dem Tagesleben.

Nicht nur der Automat, welcher sich einstellt, wo das Bewußtsein seinen Dienst versagt; nicht nur der Dämon, welcher gleichsam mit einem uns feindlichen Willen in uns thätig wird; auch eine bestimmte, von uns, wie wir gewöhnlich sind, unabhängige Person hat neben der uns sonst eigenen Platz zu einer selbstständigen Bethätigung. Als solche tritt im Zustande der Hypnose die Person des Hypnotiseurs ein, welche durch Suggestion sich des Vorstellungs- und Willenslebens des Hypnotisierten in dem Maße bemächtigt, als dasselbe seinem Einflusse vollständig unterthan wird. Der Hypnotisierte ist gleichsam besessen, nicht von einem Dämon, sondern von einem anderen Menschen. Ein solcher hat Besitz ergriffen von seinem Seelenleben.

Viel Seltsames haben wir gehört, Vieles wurde auch, weil es allzu unglaubwürdig erscheinen würde, verschwiegen. Als von ganz besonderer Bedeutung kann aber das nicht übergangen werden, daß der suggerierende Wille in der fremden Person Dinge vermag, welche ihm der eigenen gegenüber unmöglich wären. Es wird versichert, daß Hypnotisierten die Einbildung suggeriert werden könne, es seien anwesende Personen nicht da, oder es seien nur deren Köpfe oder Hände gegenwärtig. Der Hypnotisierte benimmt sich nun so, als wäre dies wirklich der Fall, stößt an vermeintlich abwesende Personen an und wundert sich über die Hindernisse, welche sie seinen Bewegungen bereiten, bemerkt wohl Gegenstände, welche die absuggerierte Person in die Hand nimmt, nicht aber diese selbst, sieht eine Cigarre schweben, ohne den, welcher sie raucht, wahrzunehmen (Geßmann „Magnetismus und Hypnotismus," Krafft-Ebing „Eine

experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus").

Durch Eingebung kann Taubheit hervorgebracht und wieder beseitigt werden, Empfindungslosigkeit erzeugt, von der einen Seite des Körpers auf die andere übertragen, aufgehoben werden, der Herzschlag nach den Absichten des Hypnotisierenden geregelt, Kältegefühl mit der Erscheinung einer sogenannten Gänsehaut erweckt, der Verdauungsproceß nach Willkür beeinflußt werden. Durch suggerierte Einbildung können am Hypnotisierten Wundmale erzeugt werden, so z. B. durch Auflegen eines englischen Pflasters, welches vom Hypnotisierten für ein Zugpflaster gehalten wird u. dgl. (Beaunis, „le somnambulisme provoqué," Krafft-Ebing, a. a. O.) Solche Folgen können auch infolge von Illusionen somnambuler Personen entstehen. Dies vermöchte wohl manchen Wundererscheinungen, welche unsere öffentliche Meinung ohne nähere Untersuchung vom Parteistandpunkte aus zu beurtheilen pflegt, einen, allerdings nicht minder der Erklärung bedürftigen Erklärungsgrund zu geben.

Welche Macht ist es, die im willenlosen Körper der hypnotisierten Person solche Wunder hervorzurufen vermag? welche Organe zu bestimmten Thätigkeiten veranlaßt, die sich bewußten Willensbeeinflussungen entziehen? Die Person des Dritten? Soll sie im fremden Körper vermögen, was ihr der eigene versagt? Wie, oder wäre vielleicht das Walten des Willens in den scheinbar unwillkürlich arbeitenden Organen unseren bewußten Einflüssen nur deshalb entzogen, weil diese im Gesichtskreise unserer Aufmerksamkeit zu wirken gewohnt sind, während jene in gleicher Art vernachlässigt werden, wie etwa automatische Bewegungen, wenn die angeeignete Gewohnheit genügt, das von ihnen Beabsichtigte zu erzielen? Vielleicht bedurfte es dann nur der Hilfe eines fremden Willens, um die im Dunkel des Unbewußten sich abspielenden Thätigkeiten wieder in die Lichtsphäre des bewußten Wollens zu rücken? Und würde daraus nicht folgen, daß auch Thätigkeiten, welche scheinbar unserem Willen entzogen sind, ursprünglich bewußte Willensthätigkeiten waren, welche sich unserer Aufmerksamkeit in dem Maße entzogen haben, als sie ihrer nur mehr in geringerem Grade bedurften, um gewohnheitsmäßig ihre Zwecke zu verfolgen? Und wäre es also nur diese Vernachlässigung von Seite unserer Aufmerksamkeit, welche sie dem, anderweitig nun zu sehr in Anspruch genommenen, daher ihnen gegenüber geschwächten bewußten Willen nicht mehr gehorsam sein läßt? Und könnte diese Willensherrschaft mit Hilfe Dritter, oder durch Zurückdrängung des auf die Tagesbedürfnisse gerichteten Willens wieder erreicht werden? Sind wir fähig, Werkzeuge eines fremden Willens in dem Maße zu werden, daß auch Functionen, welche unserem Willen nicht unterworfen sind, einer dritten Person dienstbar werden; oder sind diese Person etwa doch wir selbst? Was ist überhaupt eine Person? Dies führt uns zur Frage: Was sind denn eigentlich wir? Und wir stehen vor dem großen Probleme, mit welchem sich die Philosophen aller Zeiten bis nun vergeblich abgemüht haben. Vielleicht aber doch nicht ohne einigen Gewinn. Die Anleihe, welche wir beim vermeintlichen Aberglauben zu nehmen uns nun geradezu gedrängt fühlen, mag wohl dazu dienen, einige eingerostete Vorurtheile zu tilgen, welche bis nun einem weiteren Vordringen zur Erkenntnis hinderlich waren.

Nicht nur auf und unter der Erde, auch in der Menschenbrust gibt es Dinge, von welchen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Und diese sind wohl die bedeutungsvollsten.

Das Schriftthum und die Fremden in den Alpen.

Daß wir die Alpen und die Eisenbahnen haben, ist für den Fremdenverkehr gut, aber wenn wir nichts hätten, als die Alpen und die Eisenbahnen, so würde der Fremdenzufluß ein äußerst mäßiger sein. Zwei Hauptsachen sind es, denen die Alpen ihren Zuzug verdanken, einen Zuzug, der in den letzteren Jahren ein so gewaltiger geworden ist, daß er fast schon die wirtschaftlichen Verhältnisse ändert und in einzelnen Gegenden einen Wohlstand schafft, an den früher kein Mensch gedacht hätte. Eisenbahnen, die sonst mit einiger Geringschätzung auf den Personentransport herabgeblickt und behauptet hatten, ihr Vortheil läge einzig nur im Frachtenverkehr, richten Personen-, Eil-, Courier- und Blitzzüge ein, die stets überfüllt sind, und entwickeln einen wahren Wetteifer, die Reisenden am schnellsten und bequemsten zu befördern. Bei den Wirtshäusern und Herbergen ist's der ähnliche Fall; wie sie früher den Fremden fast nur um Gotteswillen aufnahmen, wenn einmal einer in die Gegend kam, so thun sie jetzt alles Mögliche, um die Reisenden an sich zu locken und so gut als fein zu bedienen. Anstatt kümmerliche Bauernschänken stehen stattliche Hotels und neben gesuchten Wallfahrtskirchen noch gesuchtere Curorte und Sommerfrischen. Manches armselige Bauerndorf ist ein Villenstädtchen geworden; mancher einsamstehende Bauernhof hat sich in ein schloßartiges Gebäude verwandelt, in welchem reiche Kaufherren, Barone und Grafen mit ihren Familien Sommeraufenthalt nehmen. Pferde- und Wagenbesitzer haben eine neue Einnahmsquelle, das Fremdenführerwesen wird ein Erwerbszweig der Bevölkerung und die Naturproducte des Landmanns steigen im Preise und werden an Ort und Stelle verkauft. Die materiellen Vortheile des Fremdenbesuches läugnet Niemand, auch Der nicht, der sie läugnen möchte.

Welches sind nun die zwei Hauptursachen, denen unsere Alpenländer ihren Zuzug verdanken? Die Alpenvereine und das Schriftthum. Was unsere Gebirgsbevölkerung dem deutschen und österreichischen Alpenvereine, dem Touristen-Club, den Fremdenverkehrsvereinen u. s. w. verdankt, sie kann es in vollem Umfange nicht ermessen. Nicht bloß, daß diese Vereine zur Sommerszeit Millionen von Gulden in die Alpenthäler tragen, gedenken sie auch im Winter der armen Gebirgsbevölkerung, deren Armenhäuser, Kirchen, Schulen sie besonders zur Weihnachtszeit unterstützen. Wenn die reichen Leute in Berlin, Hamburg, Bremen, Köln, Leipzig, Dresden, Breslau, Prag, München, Wien, Pest u. s. w. ihre Erholungszeit in die Alpen verlegen, was heißt das? Wenn die armen Gemeinden der Berge jene vermögenden Herrschaften ihre Freunde nennen dürfen, was heißt das? Das heißt, daß jährlich Unsummen von Geld in die Alpen wandern, daß die Aelpler an Sitte und Lebensweise gewinnen und ihr herbes Los ein leichteres wird. Die Alpenvereine haben für die Alpen geworben und sind die großen praktischen Vermittler zwischen Naturangebot und Naturnachfrage.

Jedoch die Alpenvereine als solche, die Hotels und Unterkunftshäuser, das gut ausgebildete Fremdenverkehrswesen, der Comfort u. s. w. thäten's noch nicht. Der zweite große ideale, zu jeder Zeit und in aller Welt wirkende Vermittler zwischen Natur und Welt, zwischen

Alpen und Städte, ist das Schriftthum. Die Verdienste des Schriftthums um den Fremdenzuzug in die Alpen sind ungeheuere, werden aber noch weniger gewürdigt als die Alpenvereine, eben weil ihre Thaten idealer Natur sind und nicht in die Augen fallen. Auch ist eine Statistik nicht anzulegen, wie viele Tausende von Fremden alljährlich durch alpine, natur- oder volksbeschreibende Schriften nach Tirol, Salzburg, Steiermark gezogen werden. Wenn man sich auch nicht mehr so leicht von Aufsätzen und Anpreisungen locken läßt, welche das Kainszeichen der Reclame an der Stirn tragen, so wirken doch um so mehr jene Werke, die ohne Absicht, materielle Vortheile zu erzwecken, geschrieben wurden, die uneigennützig als Studien oder in dichterischer Begeisterung entstanden sind. Abgesehen von der seit einem Jahrhunderte wirkenden großen Schweizer Literatur hat z. B. Schillers Tell einst einen Hauptanstoß zum Besuche der Schweiz, des Vierwaldstättersees gegeben, so wie nach anderer Seite hin Heines Lorelei viele romantische Herzen an den Rhein gelockt hat. Die Beschreibungen der Schicksale Andreas Hofers haben frühzeitig auf Tirol und das Passaierthal aufmerksam gemacht. Dann kamen die tirolischen Schriftsteller Hormayr, Schneller, Hörmann, Amthor u. A. Eine große Anziehungskraft für Tirol wohnt den Defreggerbildern und ihrer Literatur inne. Ludwig Staub hat durch seine „Drei Sommer in Tirol" und andere seiner ethnographischen Schriften einen großen Fremdenzufluß nach Tirol entfesselt; Heinrich Noe's touristische Werke haben Salzburg und die südlichen Alpen mit Fremden bevölkert. Bichler, Hübner, Dinter haben mehr oder minder anziehende Schriften über das Salzburgerland veröffentlicht. In Kärnten sind Rauschenfels, Pichler, Rabl, Koschat und Andere für den Fremdenzuzug verdienstlich; in Steiermark sind Schlossar, Krainz zu nennen und wirkt Ferdinand Krauß durch neue, gründliche und verläßliche Reisebücher; ferner lebt dort ein Mann, der seit zwanzig Jahren unermüdlich bestrebt ist, Land und Leute der Steiermark in allen Arten literarischer Darstellung, in allen Formen der Poesie begeistert zu preisen. Von Jahr zu Jahr steigert sich in Steiermark der Fremdenbesuch, das Sommerfrischwesen, von Jahr zu Jahr steigert sich die Zahl der Einwanderer nach Graz, und Viele versichern, daß sie durch Bücher auf dieses herrliche Land, auf diese liebliche Stadt aufmerksam gemacht worden seien. Was besonders Steiermark anbelangt, so wirkt dort ein äußerst regsamer und über das ganze Land organisch verbreiteter Fremdenverkehrsverein, welcher in Vermittlung von Sommerfrischen, Herstellung von Comfort und Belehrung der Landbewohner über Fremdenansprüche besonders Verdienstliches leistet. Auch die von diesem Verein herausgegebenen „steirischen Wanderbücher" thun das ihre. Aehnlich wie in Steiermark, wird auch in den übrigen deutschen Alpenländern vorgegangen.

Die Literatur ist ununterbrochen thätig. Eine Unzahl von Alpenvereins- und touristischen Zeitschriften behandelt alpine Stoffe; Tagesblätter, Familienjournale bringen von Zeit zu Zeit Aufsätze über Gebirgsland und Volk, Beschreibungen von Bergpartien, Genrebilder und Idyllen aus den Alpen, die immer gerne und immer noch lieber gelesen werden. Ueber keinen Theil von Europa wird gegenwärtig so viel geschrieben, als über die Alpen, abgesehen von jenen Reclambüchern und Aufsätzen, denen man zu deutlich die Absicht anmerkt, oder die nur vorhandenen Bildern zuliebe verfaßt werden.

Die Wirkung des Schriftthums geht allmählich vor sich, und in vielen Fällen etwa so. Denken wir uns eine Familie in Berlin. Es ist Winter. Im vorigen Sommer war man an der See; für den folgenden ist man noch unschlüssig, wohin, viel-

leicht an den Rhein, vielleicht in den Thüringerwald, möglicher Weise auch wieder an die See. Da bringt das Familienblatt, auf das man abonniert ist, einen Aufsatz aus Tirol, er wird mit Interesse gelesen. Das Tagesjournal veröffentlicht die Beschreibung einer Partie auf den Ortler oder Glockner und nimmt dabei Anlaß, die Schönheit des Landes zu preisen. „Leutchen!" meint der Hausvater, „sollten wir es nicht einmal mit den Alpen versuchen?" — „Es ist ja noch Zeit," sagt die Hausfrau; sie denkt mit ihren erwachsenen Töchtern doch noch lieber an die See hin, wo es schmucke Officiere gibt. Nun kommt Weihnachten und unter dem Christbaum liegt ein Buch, welches Land und Volk der Alpen beschreibt. Es ist anziehend geschrieben, die Damen lesen immer und immer wieder darin, sie lesen von der Schönheit der Gebirgsthäler und Wälder, von der hohen Lieblichkeit der Almen, von der berückenden Gewaltigkeit der Felsgebirge, der Gletscher, von den eigenthümlichen Naturerscheinungen derselben; sie lesen von den kräftigschönen, biederen Bewohnern, ihren Sitten, ihrem Seelenleben u. s. w.; alles das ist den Norddeutschen so neuartig und doch wieder so heimlich. Das Buch kommt nicht wie die Zeitungen zum alten Papier, es wird eingereiht in den zierlichen Schrank und es ist immer wieder da und lädt zum Lesen ein, es unterrichtet, ergötzt und erbaut zugleich, immer vertrauter wird die Familie mit dem fernen Hochgebirge, die Töchter träumen von Gemsen, Seen und Wasserfällen, die Söhne von Hochtouren — und eines Tages ist es beschlossen: sie gehen in die Alpen. Nun erst kauft sich der Vater das Reisehandbuch, welches also als Fremdenzuzugsmittel nicht in erster Linie steht.

Man beobachte auf den Eisenbahnzügen einmal die Reisenden, sie sehen immer wieder nach solchen Gegenden und Gegenständen aus, von denen sie gelesen haben, berufen sich immer wieder auf Bücher und Schriftsteller, und machen kein Hehl daraus, daß sie von diesem oder jenem Werke angezogen und für die Alpenländer gewonnen worden seien. Idealeren Naturen erscheint während ihres ganzen Aufenthaltes im Gebirge Gegend und Volk im Lichte des Schriftstellers oder Dichters, den sie in sich aufgenommen, überall gehen sie seinen Spuren nach und Manchem ist, als wären Berge, Wälder, Wässer, Thiere und Menschen nur so aus dem Buche herausgesprungen und eigentlich Geschöpfe des Poeten.

Selten geht der Norddeutsche nur auf ein Jahr in die Alpen, das Probejahr nimmt regelmäßig einen so guten Verlauf, daß man den nächsten Sommer kaum erwarten kann, um auf längere oder kürzere Zeit wieder ins traute Gebirgsthal zu ziehen. Man schafft sich Alpenliteratur an, verbreitet solche zu Hause und zieht immer mehr und mehr Leute mit ins Gebirge. Die culturellen und nationalen Vortheile, die für den Alpenbewohner wie für den deutschen Flachländler erwachsen, wenn sie oft zusammen kommen, sich kennen und verstehen lernen, sind unberechenbar groß.

Aber nicht die Norddeutschen allein kommen. Unsere alpine Literatur dringt auch ins Ausland, nach Dänemark, Schweden, Rußland, England, Amerika und mit jedem Jahre häufiger kommen über den Ocean gebirgslustige Sommerfrischler zu uns herüber.

Mancher im fernen Welttheile, der von unseren gesegneten, herrlichen Alpen liest und nicht herüber kommen kann, verzehrt sich freilich in Sehnsucht, wovon dem Schreiber dieser Zeilen häufig durch Briefe Kunde wird.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, und die Mode gieng von der Schweiz aus, daß über einzelne Städte und Gegenden reichillustrierte Büchelchen erscheinen, welche die Vorzüge derselben in schreienden Farben schildern. Diese Broschüren thun gewiß

auch ihr Gutes, haben aber doch etwas Selbstsüchtiges und Marktschreierisches an sich, das bei dem gewitzigten Fremden nicht mehr verfängt.

Allzugroße Verhimmelung ist überhaupt von Uebel, weil der Fremde durch nichts mehr verstimmt wird, als wenn er Enttäuschungen erlebt, während übertroffene Erwartungen ihn entzücken und selbst zu übertriebenen Lobeshymnen zu veranlassen pflegen.

Zweckmäßig für den Fremdenzuzug sind ruhig und sachlich gehaltene Aufsätze in großen illustrierten Blättern. Solche Artikel haben an und für sich Wert und werden nicht weggeworfen wie das Reclamartige, welches vielleicht nicht einmal der Reisende, der die betreffende Gegend Aufsuchende brauchen kann. Am tiefsten und nachhaltigsten aber wirken Natur-, Volksbilder, Erzählungen, Dichtungen aus den Alpen, wenn sie populär geworden sind. Gerade, weil sie nicht in der Absicht, Fremde herbeizurufen, geschrieben worden, wohnt ihnen manchmal eine unwiderstehliche Zugkraft inne, wie man das oft genug erfahren kann.

Kurz, die alpinen Schriften sollen so eingerichtet sein, daß sie nicht bloß einer bestimmten Ortschaft, einer bestimmten Periode, einem bestimmten Zweck zu dienen scheinen, sondern, daß sie als selbstständige Werke, sei es zur Belehrung, sei es zur Unterhaltung, Giltigkeit haben können. Ist das der Fall, dann werden die Gegenden, von denen sie handeln, ganz von selbst bekannt und beliebt. Wer hat Immensee bekannt gemacht? Theodor Storm. Wer hat den Säntis, den hohen Twil berühmt gemacht? Scheffels „Ekkehard." Wer hat den Böhmerwald der Welt vorgeführt? Adalbert Stifter. Wer hat den Triglav in Krain interessant gemacht? Baumbachs „Zlatarog." So hat Tirol, so hat Oberösterreich, so hat Steiermark seine Dichter, welche ihrem Lande beständige Denkmale gesetzt haben vor aller Welt.

Wir Aelpler erfahren mit Freude, wie sich die Augen der Welt immer mehr uns zuwenden, wie die Neigung zu uns immer mehr wächst, und wie nicht bloß unsere Gegend, sondern auch unser Volk an Ansehen steigt.

Verlangt und beliebt sind in Norddeutschland und im weiteren Auslande Vorträge über Land und Volk der Alpen, die Vortragssäle werden zu klein, und erscheinen die Ausführungen in Druck, dann erst sprechen sie zu einem großen Publicum und machen immer wieder von Neuem Stimmung für unsere Länder. Nicht die Naturschönheit allein berückt die Fremden, vielmehr noch der liebenswürdige und natürliche Charakter unserer Bevölkerung. Der Schriftsteller, welcher sein Land liebt, wird daher die Vorzüge seines Volkes nicht vertuschen oder verkleinern, sondern sie ins rechte Licht stellen.

Schilderer, wie Emil Zola oder H. Ipsen könnten uns freilich keine Dienste leisten, keine Ehren bringen.

Die Eisenbahnen, denen an dem Fremdenverkehre gelegen ist, begünstigen in richtiger Erkenntnis der Dinge die Schriftsteller, welche natur- oder volksbeschreibende Werke verfassen, und sie fahren gut dabei. Gebirgsstädte, Cur- und Sommerfrischorte laden gewandte Federn ein, um sich von diesen würdigen zu lassen, und sind dankbar dafür. Fremden- und Alpenvereine theilen Anerkennungsbezeugungen und Ehrendiplome aus an die Männer des Schriftthums.

Wenn die Bedeutung des Schriftthums für den Fremdenverkehr in den Alpen ziffernmäßig festzustellen wäre, manches Land und manches Thal würde seinen Schilderer und Sänger wenn schon nicht in eitel Gold, so doch in einen Heiligenschein fassen. Ich glaube, der ernste Schriftsteller geht nicht darauf aus, der begnügt sich mit dem Bewußtsein, durch seine Vermittlung sowohl den Aelplern, als auch den Fremden eine Wohlthat erwiesen zu haben. J. H.

Reiseschule.

Etwas höchst Zeitgemäßes.

Warum in der Welt so viel Pfuscherei ist? Weil man so viel treibt, ohne es zu lernen. Und gelernt will Alles sein. Das Reisen! Wer reist heute nicht, und wie Wenige, die reisen können!

Die schönsten Erholungsreisen werden zu Erschöpfungsreisen; eine vierwöchentliche Reise frißt den halben Jahresgehalt; anstatt wertvolle Lebenserfahrungen in fremden Ländern und bei fremden Menschen, macht man schlimme Erfahrungen — das Alles, weil man die Kunst des Reisens nicht versteht. Erst durch Erfahrung wird man klug, und das kostet oft großes Lehrgeld. Wer die Erfahrung billiger haben will, wer sich fremde Erfahrung zu Nutze machen will, wem ein guter Freundesrath so maßgebend erscheint, als eigene schlechte Erfahrung, der soll sich ja das Buch anschaffen, welches bei H. Haessel in Leipzig erschienen ist und folgenden Namen führt: „Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Curgäste von Arthur Michelis."

Die vier Auflagen, welche dieses Werk innerhalb kurzer Zeit erlebt hat, sprechen ganz vernehmlich für die Brauchbarkeit desselben. Es behandelt, und zwar stets mit Geist und liebenswürdigem Humor, Alles, was den Reisenden, den Sommerfrischler angeht. Praktische Winke und Rathschläge z. B. über Reisehandbücher, Karten, Gepäck, Verpackung, Eisenbahnen, Post, Hotels, Pensionen, über Kleidung, Touristengeräthe, Casse, Führer, Dienstmänner, Hausknechte, Tagebuch, Unwohlsein, Verletzungen, Labungen, Essen und Trinken, über Säuferwahnsinn, Fahrsucht, Hypochondrie, Heimweh, schlechtes Wetter, Unterhaltungen, Langweile, Alpen, Seeküsten, über Trinkgelder, Behandlung der Dienerschaft und über alles Mögliche. Ein echt modernes Buch, dessen Mangel man unwillkürlich fühlen mußte, und das nun fast unentbehrlich scheint, will man sich das Reisen oder die Sommerfrische so ersprießlich und angenehm als möglich machen.

Wir wollen in Michelis „Reiseschule" versuchsweise einen ganz kleinen Curs halten. Beginnen wir mit etwas Nebensächlichem, um zu sehen, wie auch solches behandelt wird. Die Eisenbahnbillets. „Nichts Seltenes," sagt der Verfasser, „ist es, daß Eisenbahnbillets und Gepäckscheine unters Hutband, in einen Handschuh, oder in eine Tasche mit anderen Sächelchen zusammengesteckt werden, ohne verloren zu gehen. Dies kann aber mit nichten als Beweis gelten, daß der Ort gut gewählt war, sondern höchstens, daß die Nemesis nicht immer die Augen offen hat, zum Glück für die vielen leichtsinnigen Passagiere unter uns. Man darf nur einen Schaffner auf das Thema bringen, um 99 Geschichten zu hören von verlorenen, verlegten, »verstochenen« Fahrkarten. So manche komische habe ich mit angesehen.

Ein gefülltes Coupé. Einer der Herren, ein ehrbar aussehender Greis, hat das Wort, die andern hängen mit den Augen an seinen Lippen. Zweites Bild: das Gespräch ist unterbrochen, der Schaffner draußen in halber Figur sichtbar, ihm entgegen strecken sich fünf Hände, nur die beiden des alten Herrn,

der sich in halbgebückter Stellung erhoben hat, wühlen in den Taschen. Folgende Bilder: er sucht und sucht, einige Taschen haben sich umgekehrt und ihren Inhalt ausgestreut, darunter manches, das besser im Verborgenen geblieben wäre. In den Zügen der Zuschauer kämpfen Mitgefühl und Heiterkeit; aus ihren Geberden geht hervor, daß Niemand mit seinem Rathe zurückhält, wo das Vermißte wohl sein könnte. Im Hintergrunde, durch das Wagenfenster eingerahmt, das Bruststück des Beamten, sein bärtiges Gesicht blickt immer amtlicher, zuletzt mißtrauisch, inquisitorisch. In der Rechten, zum Schlag hereinragend, hält er die wohlbekannte Maschine, die anfangs wie ein gutgelaunter Nußknacker aussieht, allmählich aber, näher und näher rückend, im Einklang mit den Gemüthsbewegungen ihres Inhabers, drohende Mienen und größeren Umfang annimmt, in ein Zahnbrecherwerkzeug verwandelt scheint, dann in eine glühende Marterzange, zuletzt Aehnlichkeit mit einem Haifisch- oder Höllenrachen hat. Letztes Bild: der kleine Flüchtling ist erwischt, und zwar im Stiefel, wohin er durch ein Loch in der oberen Ecke der Hosentasche entsprungen war. Freude ringsum. Selbst die Zange macht wieder ihr joviales Nußknackergesicht. Nur ein Cylinderhut und ein Strickkörbchen sehen niedergedrückt aus.

Die höheren Classen dieser Schule haben das Bahnbillet wenigstens an einem und demselben Ort, wie Uhr, Börse, Schnupftuch, damit es immer rasch bei der Hand ist und sie im Falle eines Verlustes sofort wissen, woran sie sind und die geeigneten Schritte mit Würde thun können. Der Mann von Fach besitzt dafür ein, dem Stückchen Papier oder Pappe ausschließlich gewidmetes Täschchen innerhalb der Weste, denn die Geldtasche hat schon genug mit anderen Dingen zu schaffen."

Dann Diebsgefahren: „Vor Taschen-, Straßen-, Hausdieben und Einbrechern schützt man sich am sichersten einfach dadurch, daß man Wertsachen nicht an Orte legt, wo, in der Meinung, sie da am besten zu verwahren, alle Welt sie hat, sondern vielmehr an Stellen, wo Niemand sie so leicht sucht. Wie viele tausende von Brieftaschen mit Banknoten sind nicht aus der linken Brusttasche des Rockes gestohlen worden! Nach der Behauptung eines Berliner Detectives vermag ein geübtes Gauneraunge schon in ziemlicher Entfernung zu erkennen, ob in einer Brusttasche Inhalt zu erwarten ist, der einen Angriff verdient, und daß es auch diesseits Finger gibt, die auf die unglückliche Tasche dressiert sind, geht aus den Polizeiberichten hervor. Vollen Schutz bieten und keine Beschwerde verursachen Taschen von Wildleder, die man an einem Gurte unter der Weste trägt. Sie haben eine Abtheilung für Papiergeld und eine für Gold, letztere mit schmalen Unterabtheilungen, in welche die Goldstücke, schuppenartig geschichtet und in Papier geschlagen, vertheilt werden, so daß das Ganze nicht sehr dick und unbiegsam wird. Ist die Summe groß, so können zwei mit drei wagerechten, durch eine Klappe mit Knopf zu verschließende Unterabtheilungen in der Weise angebracht sein, damit sie nebeneinander auf die Brust zu liegen kommen, die Gurte hosenträgerartig geknöpft und auf Brust und Rücken sowie über den Hüften verbunden sind. Der schlechteste Platz für Wertsachen sind die sogenannten geheimen Schubfächer, deren Geheimnis längst offenkundig. Bei längerem Aufenthalte verwahre ich Barschaft, wenn ich sie nicht in einer Bank oder beim Wirte niederlege, der gesetzlich die Haftpflicht hat für alle Habseligkeiten des Reisenden (auch die nicht ihm besonders übergebenen) meist in einem Futterale, das von außen wie ein Buch aussieht und in einer Schublade der Commode oder des Secretärs, oder in Gasthöfen im großen schweren

Koffer, mit wirklichen Büchern, zusammenliegt, in der Ueberzeugung, daß unberufene Hände eher nach allem Uebrigen greifen, als danach. In dieser Weise werden bekanntlich Bücher nie verloren, sondern fast nur durch Ausleihen an Freunde, die sie behalten. Sind nur Scheine aufzubewahren, so läßt sich auch ein Buch dazu verwenden. Papiergeld liegt ferner wohlgebettet unter Schreibereien. Wer große Geldscheine bei sich und zur Hand haben will, stecke sie nicht in eine dicke Brieftasche, deren Umrisse sich äußerlich markieren, sondern in ein dünnes Futteral von Leder, und dieses nicht in die Brusttasche des Rockes, sondern in eine an der innern rechten Seite der Weste angebrachte Tasche. Unvorsichtig ist es, an Orten, wo viele Menschenaugen in der Nähe sind, wie am Schalter, im Wartezimmer, im Kaffeehause, an der Theatercasse ꝛc. größere Summen den Umstehenden zu zeigen. Gerichtsverhandlungen haben festgestellt, daß dadurch schon Diebstähle, sogar Mordanfälle herbeigeführt wurden. Man entnehme daher der Reisecasse schon vorher den ungefähren Betrag für Fahrkarte ꝛc. Wurde das versäumt, so läßt es sich auf dem Bahnhofe im Abort nachholen. Größere als Zehnmark- und Zehngulden-Scheine mitzubringen an Orte, wo die Auswechslung schwierig, ist zu vermeiden. So oft ich Goldstücke mit auf die Reise nehme, vergesse ich nicht, eine Anzahl kleiner Stücke gleich einzuwechseln. Für weite Reisen empfehlen sich Creditbriefe oder Checks.

Wer in alledem noch nicht hinlängliche Sicherheit sieht, dem mag anheimgestellt sein, was bisweilen in Arabien geschieht. Dort kauft man einige Zeit vor Antritt einer Reise in räuberische Gebiete Edelsteine und Perlen, steckt sie in ein silbernes Büchschen mit abgerundeten Ecken und dieses — in eine zu dem Behuf geschnittene Wunde, welche man dann wieder zuheilen läßt."

Briefadressenangelegenheit: „Vor der Abreise aus einem Orte, an dem ich länger verweilte, hinterlege ich in meiner Wohnung und beim Postamt schriftliche Angabe meines nächsten Aufenthaltsorts. Die Nützlichkeit dieses Verfahrens ins Licht zu stellen, genügt ein Blick auf die in Wirtshäusern und Postämtern ausgehängten Kästen mit »todten Briefen.« Auf Briefen ins Ausland werde der Name in lateinischer Schrift geschrieben, denn unter den ausländischen Postbeamten sind viele, die deutsche Buchstaben nicht gut lesen können; auch ist es sicherer, entweder den Vornamen wegzulassen oder nur dessen Anfangsbuchstaben zu setzen, denn häufig ist er Ursache falscher Einordnung auf der Post. Eine solche wird ferner oft dadurch veranlaßt, daß neben oder unter dem Namen die Heimat des Adressaten steht, also z. B. Mr. Noll de Stettin, und so der Brief ins Fach S statt N geräth."

Merken kann man sich auch die Bedenken, die unser Lehrer gegen zu vorzeitiges Beziehen von Curorten hat: „In Bädern, die schon auf höherer Entwickelungsstufe stehen und im Sommer überfüllt sind, wissen die Zeitungsanzeigen der Vorstände die Reize ihres Lenzes und Frühsommers gar beredt zu schildern und zu ihrem Genusse die erholungsbedürftige Menschheit einzuladen. Leider vergessen sie aber — wie es zerstreuten Männern begegnet, die, ohne ihre Frauen vorher zu benachrichtigen, zu deren Schrecken plötzlich Freunde mit zu Tisch bringen — die Einwohnerschaft ihres Orts davon in Kenntnis und dafür in Trab zu setzen. So erscheint denn nun der eine oder andere vertrauensvolle Fremdling. Er erwog: regnerische Tage habe ich zwar mehr zu erwarten als später, dafür aber »beut die Flur das frische Grün« schöner, als das übrige Jahr hindurch, drückende Hitze ist nicht zu befürchten, die besten Wohnungen sind noch zu haben, alles ist billiger, ich finde eine an Zahl geringe, doch um

so traulichere Gesellschaft, und meine Frau kann zwei Kleider und einen Hut weniger mitnehmen. Er reist hin, hat indessen die größte Mühe, nur ein fertig eingerichtetes Zimmer zu finden. Zu rüsten haben die Leute noch gar nicht oder eben erst begonnen; da wird gepflastert, gehämmert, getüncht, tapeziert, alles duftet nach Firnis und Kleister, besseren Mittagstisch gibt's noch nicht, gesellige Ansprache auch nicht, die Einheimischen starren den Ankömmling verdutzt an, größere öffentliche Locale haben sich gegen ihn in Vertheidigungszustand gesetzt, Berge von aufgethürmten Tischen und Stühlen und eine Eiskelleratmosphäre empfangen ihn, wenn er die Thür eines Gartensaals öffnet, frisch angestrichene Bänke oder Gitter besudeln seinen Anzug, kurz, Alles scheint ihm zuzurufen: Unglücklicher, was willst Du denn nur jetzt schon? — Gleichwohl hat das Frühkommen erhebliche Vortheile, und Allen, die in der Zeit unbeschränkt sind und lange bleiben wollen, ist zu rathen, etwas vor der Saison einzutreffen und die kleinen Lasten der ersten Zeit zu tragen, denn der deutsche Lenz und Frühsommer sind ja in guter Laune liebenswürdiger und wohlthätiger als Juli und August, und der Vortheil passender Wohnung für die ganze Dauer des Aufenthalts fällt in die Wagschale. Allgemach fängt man schon an, das einzusehen, und es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, bis zum Vortheile Aller die naturdurftige Menschheit anstatt nur auf fünf Hochsommerwochen zu kommen, auch von der verwendbaren Zeit vor- und nachher Besitz ergreift und sich etwas breiter vertheilt."

Was die Wahl der Hotels anbelangt, heißt es: „Immer nur im ersten Gasthofe einkehren! hört man durchweg als vornehmstes Gebot der Reiseklugheit hinstellen, weil man da »für sein Geld doch noch am ehesten etwas habe.« Als Beispiel zur Abschreckung vom Gegentheile wird dann erzählt, daß man einst in N., von Gefährten verleitet, dem Grundsatz untreu ward, die und die schlimmen Erfahrungen machte. Dieser Lehrsatz hilft mit, die Wirtschaftsindustrie in falsche Bahnen zu treiben. Jeder strebsame Gasthalter will »der Erste« seines Orts sein und gar Mancher trachtet den Ruf hauptsächlich durch riesige Bauten, kostspielige Ausstattung, farbenprunkende Kofferklebzettel u. dgl. zu erringen. Wer keinerlei anderen Anhalt hat, mag, zumal wenn er mit Damen reist, den Rath, der für kleinere Orte sogar volle Berechtigung hat, befolgen. Derselbe paßt aber in Bezug auf Brennpunkte des Verkehrs nicht einmal für solche, denen es völlig gleich ist, was sie zahlen, denn ein erstes Hotel ist in jenen meist nicht zu ermitteln, weil sich mehrere Gasthäuser in den Vorrang theilen. Dann sind unter diesen ersten grade die überfülltesten und geräuschvollsten, sie muthen einzeln erscheinenden Wanderern unwillkommene Kletterpartien in die obersten Stockwerke oder einen Aufzug zu und lassen oft freundliche, aufmerksame, rasche Bedienung vermissen. Elektrische Klingelzüge sind zwar angebracht, was hilft das aber, wenn das Personal um so weniger elektrisch oder zu vielfach beansprucht ist? — Das Gegenstück bilden junge Leute, die, um ihre Reisecasse zu schonen, auf ihrer ersten Ferienreise anständig aussehende Häuser meiden, Fuhrmannsherbergen aufsuchen und da wie Dienstboten verpflegt oder wie Herren besteuert werden. Viele verlassen sich auf ihr Reisehandbuch und dessen Sterne, wieder Andere bevorzugen dort nicht empfohlene Wirtschaften und versichern, daß das von solchen Himmelskörpern ausgestrahlte Licht oft ein trügerisches sei, weil das Lob auf früheren Verhältnissen beruhe, die mittlerweile anderen Platz gemacht, und zwar dies nicht selten eben infolge der Anpreisung und des dadurch herbeigeführten Andrangs, während die mangelnde Empfehlung auf andere

Wirte als Correctiv gewirkt habe. — Also immer einen der in Reisebüchern nicht empfohlenen Gasthofe wählen? — Das ebensowenig. — Nun was denn? —

Die Praxis, die ich seit Jahren festhalte, ist die. Zuvörderst meide ich Häuser, die mir, ohne daß ich danach gefragt, dringend empfohlen werden, mündlich oder von eigens dafür angestellten Agenten, sogenannten »Engageurs,« die auf Dampfschiffen, Eisenbahnwagen u. a. O. ihr seelenverkäuferisches Wesen treiben (nicht selten sind die Wirte selbst ihre eigenen Geschäftsreisenden) oder von Kutschern, Führern, Eisenbahnschaffnern, durch gedruckte Zettel, die auf Straßen, Bahnhöfen vertheilt oder in Waggons geworfen werden. Ebenso kehre ich nicht gern in Häuser ein, deren Omnibuskutscher und Hausknechte auf dem Bahnhofe sich durch Zudringlichkeit auszeichnen: fast stets Frucht des Prämien- und Antheilsystems. Umgekehrt ist auch auf Warnungen solcher Leute nichts zu geben. Hie und da pflegen zwar sonst lobenswerte Wirte zu derlei Mitteln zu greifen oder sie von Untergebenen zu dulden, wie es auch in Kunst und Wissenschaft Männer von Verdienst gibt, die trotzdem sich der Marktschreierei nicht enthalten können; diese Ausnahmen sind aber doch nicht häufig: unter 10 gehören 9 in die Classe der gewöhnlichen Stockfischfänger, einige sind auch für gelegentliche Piraterie in großem Stile ausgerüstet."

An den Wirten, Gasthäusern, Table d'hôtes wird Manches getadelt, von letzteren sagt der Verfasser unter Anderem: „Wasser und Brot nebst Salz sind Lebensbedürfnisse, die auch Strafgefangenen in vollem Maße gewährt werden, und doch pflegen viele Wirte so karg damit zu sein, daß an einer langen Tafel oft nur eine oder zwei Wasser- und ebenso viel Salzquellen vorhanden sind, der Brotkorb am Saume des Horizonts hängt und jeder Gast auf die in der Serviettennische verkrochene, ameiseneiförmige Semmel und die Gefälligkeit einer Kette von Nachbarsnachbarn angewiesen ist, denn die Kellner gehen meistens in der Sorge fürs Allgemeine so völlig auf, daß sie für das besondere und seine Anliegen keinen Sinn, überhaupt wie gewisse Verba kein Präsens, sondern nur ein Imperfectum und Futurum haben. Glauben die Herren vielleicht, daß der Schmachtende um so mehr Wein trinken werde? — Warum ist ferner nicht stets für zweierlei Brot, schwarzes und weißes und Grahambrot gesorgt? Auch Goethe — er war zwar nur Dichter, gehörte aber als Minister doch unter die Vornehmen — aß selbst Mittags Roggenbrot, ließ jedoch seinen Gästen stets gleichzeitig Weizengebäck vorsetzen, wie seine Lebensbeschreiber getreulich berichten.

Wenig verstehen auch Hoteliers ihren Vortheil, die das immer fashionabler und kosmopolitischer werdende germanische Lieblingsgetränk grundsätzlich von ihren Tafeln ausschließen, theils weil sie fürchten, eine unerwünschte Sorte von Gästen anzuziehen, theils weil ihre Rechnung auf Weinzwang fußt. Auch diese Wirtsrechnung ist ohne Wirt gemacht, aus Gründen, die Jedem einleuchten, der einigen Geschäftsblick hat."

Ein trefflicher Rath wird gegen Uebervortheilung im Preise gegeben: „Der Gast macht selbst und nennt ausdrücklich bei Bestellung den Preis, natürlich mit Rücksicht auf die Oertlichkeit. Zumal wenn man in Gesellschaft reist, schlägt das Mittel schwerlich fehl; aber auch allein hat es mir oft Dienste geleistet. »Wir sind ... Personen und wünschen ein Frühstück, ein Mittagessen zu .. Franken für die Person, einschließlich Wein.« Diese Worte, nicht an einen dienenden Geist, welchen sie wie alles Außergewöhnliche verwirren und veranlassen würden, das allereinfältigste der ihm möglichen Ge-

sichter zu machen, sondern an den obersten Machthaber mit richtiger Betonung gesprochen, thun Wunder. Zu letzterer gehört, daß jeder Schimmer von Frage, also von Unsicherheit, vermieden wird. Der Instinkt sagt dann dem Manne: Der da ist kein Neuling, der ist imstande und geht mit den Andern weiter, oder bestellt nur Wein und Brot, woran ich weniger verdiente; da will ich doch lieber das Gebotene annehmen. Nicht selten schüsselt er dasselbe auf, wofür er sonst das Doppelte zahlen läßt, auf alle Fälle bleibt der Kreide kein verführerischer Spielraum. Dies Preismachen von Seite des Reisenden, ehe noch bestellt ist, hat übrigens nicht bloß seine Vortheile bei Gasthaltern von Fach, sondern mehr noch bei Leuten, welche Bewirtung als Nebengeschäft betreiben. So begegnete es einem meiner Gefährten in einer schmutzigen Sennhütte des Berner Oberlandes, daß ihm ein Franken abgefordert wurde für einen Trunk Milch, während wir Anderen vom Senner unbemerkt hinter einem Hügel botanisierten. Als der Geprellte wieder zu uns gestoßen war und seinem Unwillen Luft machte, schlug ich den Beweis vor, daß während er in einiger Entfernung auf uns wartete, wir anderen in derselben Hütte für 20 Cents Milch für uns Beide verlangen und erhalten würden. Und so geschah es."

Natürlich wird auch das Trinkgelderwesen berührt. „Jeder Reisende," heißt es unter Anderem, „weiß, daß es wohlgethan ist, schriftliche Rechnung Abends vor der Abreise zu verlangen und nachzurechnen. Der Kellner erwidert zwar stets, es sei am nächsten Morgen noch vollauf Zeit — er hält es für Pflicht, den Argwohn nicht aufkommen zu lassen, daß sein Herr des Geldes so eilig bedürfe — bringt das Begehrte jedoch, wenn die Aufforderung mit Nachdruck wiederholt wird. Bei der Zahlung ist es einzurichten, daß reichlich Kleingeld zurückerfolgt. Hat das der Kellner nicht, so streichen wir was er zurückgibt ein und bemerken, daß er morgen seinen Tribut empfangen werde, sobald er Münze bringe. Im Uebrigen beschränke ich den Verkehr mit Kellnern auf das Nothwendige, denn er ist durch die Bank unergiebig; ohne Unfreundlichkeit begegne ich ihnen kurz, ernst und ermuntere sie nie zu Plaudereien. Ein Unrecht ist es aber, dem Kellner, wenn nicht „service" berechnet, ein Trinkgeld vorzuenthalten, denn er ist oft theilweise, zuweilen ganz darauf angewiesen und in seinen Einnahmen vielfach schlechter gestellt als Hausknechte.

Zu den Amtspflichten einer Reiseschule, nicht zu den angenehmen, gehört es, den aus Frankreich und Oesterreich nach Deutschland eingedrungenen Trinkgelder-Mißbrauch abzuhandeln.

Ist »service« in die Rechnung aufgenommen, so gebührt Trinkgeld nur noch dem, der Kleider gereinigt oder Gepäck getragen hat, und dem Portier. Es ist nicht räthlich, diesen letzteren, auskunftsbereiten, ortskundigen, gewaltigen Menschen bei den Dotationen zu übergehen.

Am höchsten verhältnismäßig stellen sich die Trinkgelder stets bei eintägigem Aufenthalt, weshalb die »Passage-Hotels« für Oberkellner, Portiers und Hausknechte Goldgruben sind. Für 3—4 tägigen Aufenthalt pflegt das doppelte des eintägigen, für mehrwöchentlichen das 3- oder 4 fache gespendet zu werden, von Familien nicht nach der Kopfzahl, sondern das 1 ½ fache oder doppelte. Bei größerer Zeche sollte das Geschenk nie $^1/_{10}$ derselben übersteigen.

Eine Sorte von Dienstleistungen gibt es, von der man nicht recht weiß, ob und wie sie zu belohnen sei; in solchen Fällen dient oft eine Cigarre. Sie läßt sich ohne weiteres darbieten und annehmen, macht nicht gleich aus Geber und Nehmer Herrn und Knecht,

wie eine Geldbelohnung, kann sogar in verbindlicher Weise Gleichgestellten gereicht werden, schließt ein nachträgliches Geschenk im Barem nicht aus, bedingt es aber auch nicht. —"

Schon aus diesen wenigen Auszügen kann man lernen; um so empfehlenswerter ist es für Leute, die öfters reisen, sich die ganze Reiseschule zu gönnen. Freilich kommt trotzdem Glück und Geschick vor Allem auf den Charakter des Reisenden an. Wer es selbst in sich trägt, in dem ist's leicht geweckt, einem Andern kann man weder Klugheit noch Freude eingießen.

Es bleibt immer die alte Geschichte von den zwei Wanderern, die vom Gebirge zurückkehren und von denen Anastasius Grün singt:

Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
Was habt Ihr gesehen? Erzählt einmal!

Der Eine drauf mit Gleichmuth spricht:
Was wir gesehen? Viel Rares nicht;
Nur Berge, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein.

Der Andre lächelnd dasselbe spricht,
Doch blitzenden Aug's, mit verklärtem Gesicht:
Ach, Berge, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!

Die Zauber von Abbazia.

„Wunderbares Oesterreich!" hatte jener Engländer ausgerufen, als er, von der Eiswelt des Großglockner niedergestiegen, in den paradiesischen Gefilden von Abbazia wandelte. — Wenn der Oesterreicher immer wüßte, mit welcher Begeisterung im Auslande von seinem Vaterlande gesprochen wird! — In Hamburg hörte ich einst folgenden Ausspruch: „Oesterreich hat in seinen Donaugeländen eine Rheingegend, in seiner Steiermark einen Thüringerwald, in seinem Salzburg und Tirol eine Schweiz, in seinem Quarnero ein Italien!"

Wir haben es lange nicht gesehen und die schönen Dinge draußen gesucht hinter den Grenzen. Endlich aber geht uns Auge und Herz auf für die Naturschönheiten der Heimat.

Im „Heimgarten," XI. Jahrgang, Seite 626, steht eine kleine Schilderung des gesegneten Stückchen lorbeerbekränzten Meerstrandes, das man Abbazia nennt. Seither ist der Fleck an Glanz und Ruhm noch höher gestiegen, ist ein Curort geworden, der weit über Oesterreich hinaus genannt wird. Wem im nördlichen Winter zu kalt ist, der geht in die immergrünen Haine von Abbazia. Und wem im Sommer in seiner Stadt zu heiß ist, der geht an die kühlenden Meereswellen von Abbazia. Wer nervös und krank geworden ist, der geht nach Abbazia, und wer von einer Krankheit aufgestanden ist, der geht erst recht nach Abbazia, um sich an der südlichen Luft neue Gesundheit in die Brust zu athmen, um sich in der salzigen Woge Frische und Kraft anzubaden. Wer weltfreudig ist, der findet in Abbazia viel Lust und Leben, und wer weltmüde ist, nach Einsamkeit und träumerischer Verlorenheit sich sehnt, der findet am Strande des Quarnero eine Ruhe, einen Frieden, wie ihn die Welt eines anderen großen Curortes nicht wiedergeben kann, der wird erfahren, was das heißt: Die Zauber von Abbazia.

Schöner ist dieser Zauber kaum

noch geschildert worden, als es Schweiger-Lerchenfeld in seinem Büchlein „Abbazia, Idylle von der Adria" (Wien, A. Hartleben) gethan hat. Dem Preise des Vaterlandes stets unser Echo leihend, entnehmen wir der Stimmungsstudie, die ihres Gleichen sucht, Folgendes:

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht.

In solcher Mignon-Stimmung muß man den Göttergarten der Villa Angiolina, den Glanzpunkt Abbazias, betreten. Wenn es Abend ist und Purpurstreifen durch das tiefe Blau des Firmaments irren: dann umso besser. Die Luft ist weich, als wehte sie über die Fabelinsel der Kalypso, und geradeso einschmeichelnd wie die Stimme der Göttin auf Ogygia, ist das Säuseln des Meeres-Athems im Gezweig. Die linde Brandung des Meeres, dort unten am Geklipp der schönen Aussichts-Terrasse, wird zum Harfenspiel im Goethe'schen Liede.

So löst sich die Seele gleich zu Beginn in unendliche Sehnsucht auf. Man ist gewillt in die Ferne zu schweifen, um Gedankenwallungen zu befriedigen, dem Herzschlage Rechnung zu tragen. Aber dieses selige Abschweifen ist nur die Folge der starken Eindrucksfähigkeit dieses Landschaftsbildes. Man meint zu träumen und achtet der realen Wirklichkeit nicht... Erst dann, wenn wir über den Kiesweg den Abhang hinabschreiten und zum ersten Male in den Lorbeerschatten treten, empfinden wir keine Täuschung mehr. Wir sind uns zurückgegeben, umfassen mit einem Blick schattiges Dickicht, Wolkenzug und Wellenspiel, immer neu berückt von der Mannigfaltigkeit des Zaubers, der uns umwebt . Im Frühling, wenn das ganze Parkgefild in Duftwogen liegt, die weiße Glockenblüte der Magnolie leuchtet, und rothe Camelien zwischen den Zweigen glühen, heller Blütenschimmer auf den verlassenen Pfad niederrieselt, und das letzte Abendroth wie ein Flammenkuß auf den dunklen Wipfeln liegt, wird dieses Bild zur reizendsten Idylle. Solche Luft athmet man sonst nur im Golfe von Neapel, wenn die Brise durch die Orangengärten von Sorrent zum blauen Golfe hinüberstreicht und den Blütengruß bis in die Stadt hineinsendet. Wo die Kronen Durchblicke gestatten, sieht man weit auf dem Meere draußen schwefelhafte Streifen durch das helle Blau gefurcht. Dahinter kriechen blaßrothe Nebel. Das lange lateinische Spitzsegel einer Fischerbarke fängt das letzte Licht wie ein Reflector auf und leuchtet magisch durch die Wetterschwüle. Noch tief unter dem Wasserspiegel zittert dieser Reflex nach, verschwommen, schemenhaft.

Noch stimmungsvoller gibt sich diese kleine Welt in den ersten Morgenstunden. Auf der Terrasse der Villa, wo das Meer wie eine Lichtinsel aufleuchtet, und im Eichenlaub die Morgenbrise flüstert, muß die kranke Seele gesunden. Es ist das plötzliche Erwachen eines verlorenen Lebens. Alles ist Bewegung, Alles ist Regung — im immergrünen Laub, in luftiger Höhe, wo die schneeweißen Wolkenballen stetem Formenwechsel unterliegen, auf der weiten Spiegelfläche des Meeres, deren Wellenkräusel die Formenharmonie einer phantastischen Linien-Ornamentik offenbaren, wie sie auf dieser Welt sonst nur in den Köpfen arabischer oder maurischer Baumeister schlummerte.

Aber wenn hier die kunstfertige Hand das lebendige Stylgefühl in conventionelle Formen erstarrt hat, liegt dort der Zauber in dem ewigen Wechsel, in der unerschöpflichen Wandelbarkeit des Grundmotives, in der reichen Folge der Formendetails und der Farbennuancen ... Meister dieser seltenen Kunst ist der frische Landwind, der im leichten Fluge die glatte See küßt und sie erbeben macht. Nicht immer sind es Kreis- oder Wellen-

linien; mitunter sieht sich die Meeresflut schuppig an, wie der Leib eines silbernen Riesenfisches, der aus der Meerestiefe auftaucht, um sich zu sonnen.

Das schönste Schauspiel aber ist Sonnenaufgang... Solche Licht- und Farben-Effecte findet man sonst nur an den Küsten des Mittelmeeres, zumal im Inselgewirre der Aegäischen See, wenn die Lichtflut des jungen Tages über dem „heiligen Delos" — wo die weißen Trümmer des Apollo-Tempels im Laubdickichte verborgen liegen — hervorbricht, und purpurhelle Streifen zwischen die dunklen Eilande legt, die weite Meeresfläche in eine riesige Farbenschale verwandelnd; oder am Gestade des Eleusinischen Golfes, wo der Morgenzauber die Geheimnisse des Demeter-Cultes entschleiert, und das ewige Vergehen und Werden im Naturleben uns zu einer untrügerischen Offenbarung wird.

Geradeso wie am Quarnerischen Golfe, am Pontos der Liburnier, strömt das Frühlicht in Feuercascaden über die Randhöhen der Bucht von Navarino in das perlmutterfarbige Meer hinaus. Die topographische Situation ist fast dieselbe, nur ist im Quarnero der Rahmen bedeutender, wie von Künstlerhand gezogen, weitläufig, ohne aufdringlich zu sein, ernst und gemessen in der Linienführung, discret in den Farbentönen. Das ganze Bild nimmt sich wie eine freundliche Illusion aus einer unerreichbaren Feenwelt aus. Wir haben linker Hand jene blaßblauen Höhen, welche den herrlichen Fjord von Buccari umschließen, und sehen darüber die fahle Wand des Capella-Gebirges, die im Duft verschwimmenden Felszinnen mit einigen Schneeflecken darauf.

Ueber diese, fast in den Wolken sich verlierende Schranke steigt die Morgensonne empor. Die erste Feuergarbe trifft die Höhe von Buccari und die Gipfelzinne von Tersato, wo die braunen Trümmerreste der Burg der Frangipany in einer Lichtgloriole verschwimmen. Es ist nur eine Spanne Zeit, die wenige Secunden umfaßt; denn wenn das Tageslicht dort oben einmal geboren, kennt es kein Zögern mehr. Eine intensive Helle erfüllt mit Einemmale den ganzen weiten Horizont, vom Wasserthore bei Porto Rè bis zum hohen Syss auf der Insel Cherso drüben im Südwesten, vom immergrünen Gelände von Volosca bis zur langgestreckten blassen Silhouette der Insel Veglia. Der eigentliche Tummelplatz des Sonnenlichtes ist aber das Meer selber, jene herrliche blaue Tapete, auf die Phöbos seine Wunder malt.

Wenn das Frühlicht durch die Zweige des hochstämmigen Lorbeers bricht, schluchzen die Nachtigallen noch einmal auf, als wäre diese weite Welt ein einziger Freudentempel. Und Philomele hat hier ein trauliches Heim. Nur einige Tempeltrümmer fehlen — ein rostbrauner Marmorschaft unter duftendem Mispelus japonicus mit großblättrigem Geäst, oder überwucherte Säulencapitäle — um uns nach dem phokischen Daulis, der Geburtsstätte der Nachtigall, versetzt zu fühlen. Dort hatte Tereus, der Thrakerkönig, Philomela, die Schwester seiner Gattin Prokne, verführt, und als das Mädchen Rache nehmen wollte, schnitt der Unhold dem armen Geschöpf die Zunge ab; dann verbarg er sein Opfer in der Gegend von Daulis. Die Rache blieb gleichwohl nicht aus. Als sie befriedigt war, und Tereus die Schwestern tödten wollte, wurden sie in Vögel verwandelt, Prokne in eine Schwalbe, Philomela in eine Nachtigall.

Als schöne Sinnbilder sind uns diese Segler der Lüfte Boten aus den ewigen Frühlingsgefilden des Südens. Die Anknüpfungen und Erinnerungen gehen immer wieder dort hinab, von wo einst das geistige Leben als unendliche Lichtflut über Länder und Meere sich ergoß und heute wandernde Singvögel und schwüle Südwinde uns

Grüße aus dem Irrgarten der Phantasie bringen.

Die kurze Zeit, welche behufs Zurücklegung der kaum fünfzig Schritte langen Wegstrecke nöthig war, hat das ganze Seebild verändert. Der Meeresspiegel ist in goldigem Hauche verklärt, die Insel Veglia selber ein „dunkler Schild," mit welchem Homer das Fabeleiland Scheria vergleicht. An die Goldfluth schließt ein fahlblauer Streifen, dann ein blaugrüner, der bis zu den Klippen der Terrassenmauer heranwallt. Der Himmel über uns ist wie von Silberfäden durchrissen, denn das ballige Gewölk hat sich in der Lichtflut aufgelöst wie Schneemassen im Föhn.

Das Schönste an diesem Bilde ist der Rahmen selber: rechts und links je eine hochstämmige Eiche, deren Kronen einander so nahe zuneigen, daß es nur eines weitspannenden Lianengerankes bedürfte, um den Ausblick wie durch ein Laubthor zu genießen

Die feierliche Stille an diesem Paradiesesgestade ist überhaupt dessen größter Vorzug. Zu solch' weitem Ausblicke bedarf es, um ihn voll und ganz zu genießen, der seeligen Vereinsamung. Nur so bereitet das Bild ungetrübten Genuß.

Wir treten um die Ecke des Terrassengeländers mit seinen aufgesetzten Aloetöpfen herum, so daß wir nun von der Seite in die Felsbucht hinabblicken. Die Blöcke sind scharf silhouettiert, fast schwarzblau in der Farbe, und werfen dunklere Schatten auf die blaugrüne Flut. Der gurgelnde Ton im Geklipp ist der leichte Athem der See, die weiter draußen regungslos, wie geschmolzenes Erz ausgebreitet liegt. Die Inseln Veglia und Cherso schließen so hart an einander, daß nur ein ganz schmaler Canal übrig bleibt. Durch die Existenz dieses Thores und jenes größeren zwischen Cherso und dem istrischen Festlande (dem Canale von Farasina) wird man inne, daß dieses zaubervolle Wasserbecken kein geschlossener Binnensee, sondern ein Abschnitt des weiten Meeres ist.

So läuft hier Alles auf entzückende Illusionen hinaus und die Phantasie wird nicht müde, zurück- oder voraushaschend, die unendliche Welt in diesen Zauberring einzufügen. Was darüber hinausragt, wird zu schemenhafter Nebensächlichkeit. Nur ab und zu dringen verblaßte Erinnerungen herein, die an Erdenwinkeln haften, welche so schön wie dieser ist... Wenn die Sonne hoch oben im dunstigen Luftoceane schwimmt, und der Rosmarinbusch im Glutenbade knistert, gedenken wir eines stillen Plätzchens auf der Insel Lacroma, wo ähnliche Zauber auf uns einwirken; die blaugrüne Färbung der immergrünen Vegetation um uns erinnert an Korfu, wo die Durchblicke aufs blaue Meer wie hier, aber in vergrößertem Maßstabe zur Geltung kommen; zuletzt erscheint uns diese Farbenstimmung, diese Fülle des Lichtes, bei tiefem Schatten im Pflanzendickicht, ganz und gar aus Griechenland bezogen, etwa aus dem königlichen Garten von Athen, wo gleichfalls die Nachtigallen so einschmeichelnd klagen und die ganze weite Welt zum Tempel innerster, spontaner Andacht wird... Dagegen passen die italienischen Landschaften kaum in diesen Rahmen. Die „Riviera" ist entschieden anspruchsvoller; aber ein geschlossenes seeartiges Becken mit leichtbeschwingten Fischerbarken darauf, mit einer unvergleichlichen Sommerstille und wildem sciroccalen Sturmwetter in schwülen Wintertagen — Alles eng beisammen, ein Bild in festgefügtem Rahmen: derlei kennt man dort nicht.

Wer nie die göttliche Pracht eines in der Meeresflut sich spiegelnden Blütengestades am warmen Frühlingsabend gesehen, und wer nie den „Gesang über dem Wasser" vernommen, wie ihn beispielsweise die capresischen Fischermädchen anstimmen, wenn sie im Blumenboote die stille See queren, nie den Schall des Abendgeläutes von

vereinsamten Strandkirchlein vernommen, der in dumpfen Wellen durch das Lorberdickicht sich bricht: der ist und bleibt ein schmal bedachter Kostgänger am Tische des Herrn.

Und nun erst der unbeschreibliche balsamische Athem, wenn dieses liburnische Gestade im Blütenschmucke des Frühlenzes prangt!. . Die ätherischen Düfte der Kinder Florens mögen in den Salons und Boudoirs für uns ihren unleugbaren Reiz haben; balsamischer, die Sinne erquickender sind diese Wohlgerüche jedenfalls in der freien Natur. Ein schönes Weib, dessen Reize im magischen Halbdunkel des Boudoirs so sinnbestrickend aufblühen, schlägt mit Hilfe des koketten Toiletten-Apparates in alle Formen und Gestalten Fesseln. Die Schönheit der Natur aber bricht diese Fesseln, welche Geist und Seele an das Alltägliche ketten.

Dieser Blütenduft zu Abbazia ist ein einziger langwährender Athemzug, den der Süden über Meere und Länder haucht. Auch in dieser Richtung schweift die Erinnerung gerne aus und schließt den Zauberring, der um das Mittelmeer und seinen schönsten Golf — die Adria — herumläuft. So ein duftumhauchtes Lauschplätzchen am Gestade von Abbazia streicht Raum und Zeit aus ihrem Zusammenhange.

Man hat hier Alles zur Hand, und keinen schöneren Märchengarten gibt's, als den, welchen wir hier durchwandern. Es ist die Einsamkeit selber. Und in solcher Vereinsamung, wo das Leben in Duft und Wonne sich auflöst, fühlt man den Herzschlag der Natur, den Hauch des Blütendickichts als beglückende Manifestationen des urewigen Lebens . .

Man braucht nicht gerade gemüthsleidend zu sein, um an solche Asyle sich gebannt zu fühlen. Die größten und gesündesten Geister haben sich von derlei Zauber gefangen nehmen lassen. Bei Wieland findet man eine Stelle, in der es heißt:

Nicht im Getümmel, nein, im Schoße der Natur,
Am Silberbach, im unbelauschten Schatten,
Besuchet uns die holde Freude nur,
Und überrascht uns oft auf einer Spur,
Wo wir sie nicht vermuthet hatten.

Man begreift eine solche Auffassung um so nachdrücklicher, wenn man daran festhält, daß das Denkvermögen mit der Erquickung der Sinne wächst. Die unendliche Tiefe der Ahnungen, welche der Naturgenuß in uns erweckt, öffnen den geistigen Horizont bis auf Sonnenweiten. Die Kindlichkeit des Gemüthes ist hierbei unerläßlich, weil nur die lebendige Anschauung und die Freude daran den Sinnen jene Spannkraft verleiht, die zuletzt alles Empfundene und Gedachte zu wahren Offenbarungen gestaltet...

Im Gezweig flüstert die Abendbrise, der würzige Hauch, der uns schönes Fahrwetter für den nächsten Tag verkündet . Denn der Landzauber allein thut es nicht, und wer den Wasserzauber voll und ganz genießen will, muß in „heiliger Frühe“ auf die stille See hinaus, um unbeirrt durch Nebensächlichkeiten das Gesammtbild dieses Gestades in sich aufzunehmen.

Aus einer sibirischen Strafanstalt.

Es gibt Novellisten, die nichts gesehen, nichts gehört und nichts erfahren haben und doch immerfort erzählen wollen. Weil sie aus dem Leben nichts wissen, so müssen sie aus der Phantasie etwas zusammenstellen. Ein Genie könnte auch auf diese Weise Manches schaffen, besonders wenn es gilt, bestimmte bedeutende Gedanken gestaltlich darzustellen — allein bloß erdichtete Sachen und erklügelte Einfälle dieserwegen in einer ernsthaften Weise erzählen, als ob sie wahr wären, solches steht doch nicht viel höher als das, was man „plauschen" heißt. Ist ein solches Erzeugnis beziehungsweise gelungen, so kann man es einen Plausch-Trumpf nennen, wovon die Bezeichnung „Blaustrumpf" kommt.

Die Deutschen mißverstehen das Wort „dichten" und klagen über die Realisten in der Literatur, welche die Parole ausgegeben hätten, daß die Dichter nicht mehr dichten dürften, daß sie nur mehr aus dem Realen schöpfen sollten. Dichten heißt nun nicht aber etwas erdichten, ersinnen, lediglich aus der Phantasie schöpfen, sondern dichten heißt verdichten, Leben, Thaten und Wesen, die materiellen Dinge, wie sie in Raum und Zeit verflacht sind, in ein künstlerisch gerundetes Bild zusammenzuziehen, zu kristallisieren. Eine Dichtung ist also nicht bloß reale Welt, sondern verdichtete reale Welt. Dabei steht es dem Dichter frei, je nach Erfahrung und Neigung schöne oder häßliche Wirklichkeit (es ist beides zu Genüge da) zu verdichten. Wenn Zolas Schule die häßliche Wirklichkeit in eine Gestalt verdichtet, so nennt man das Naturalismus; wenn Andere die anmuthige Wirklichkeit künstlerisch verdichten, so kann man es mit demselben Rechte Naturalismus nennen. Der richtigste Naturalist aber ist nach meiner Meinung jener Dichter, welcher weder das ausgesuchte Häßliche, noch das ausgesuchte Schöne und Gute kristallisiert, sondern alles durcheinander ohne Vorurtheil behandelt, ganz wie die Natur selbst spielt.

Einen solchen Naturalisten fand ich an dem russischen Dichter Theodor Dostojewski, von welchem ich vor einiger Zeit das Werk „Aus dem todten Hause. Denkwürdigkeiten eines nach Sibirien Verbannten" (deutsch in Dresden, Heinrich Minden) las. So wie es für jene Blaustrümpfe weiblichen und männlichen Geschlechtes, die nichts zu erzählen haben, Tact wäre, nichts zu erzählen, so ist es für Menschen, wie für Dostojewski, heilige Pflicht, zu erzählen, ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen Anderen mitzutheilen. Graf Dostojewski war eines politischen Verbrechen wegen auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt worden. Man hört in unseren Ländern oft von Verbannungen nach Sibirien, ohne daß man sich die Schicksale eines Verbannten recht vorstellen kann. Also griff ich zum Buche und muß gestehen, daß es auf mich einen tiefen, nachhaltigen Eindruck gemacht hat, fast nicht wie ein Literaturwerk, sondern wie nacktes Leben. Dem Erzähler war es auch durchaus nicht darum zu thun, einen Roman zu schreiben, sondern er wollte ein wahrheitsgetreues Bild geben des Lebens jener schuldigen und unschuldigen Unglücklichen, die dem schrecklichen Schicksale anheimgefallen sind. Und das geschah. Außer den persönlichen Erlebnissen, Leiden und Stimmungen erzählt er von zahl-

losen Unglücksgenossen, man kann sich denken, welche Fülle von Unerhörtem, Grauenhaftem, Abenteuerlichem und Trostlosem! Aber der Erzähler hat ein warmes Menschenherz und weiß inmitten unbeschreiblichen Elendes das Versöhnende, Erfreuliche zu finden und damit sich und die Leser zu läutern und zu erheben.

Man kann nicht weinen, wenn man von der beispiellosen Verworfenheit, den qualvollsten Leiden, der dumpfesten Trostlosigkeit liest, es krampft einem das Herz zusammen. Doch wenn man von heldenhafter Hochherzigkeit, von stillergebener Duldung, von Menschenliebe vernimmt, die — wenn zwar selten! — auch in jener irdischen Hölle hie und da lebt und webt, da werden dem Leser die Augen feucht.

Wenn mancher unserer modernen Naturalisten einen Menschen in seiner ganzen Niederträchtigkeit geschildert hat, dann versetzt er ihm erst den Fußtritt und läßt ihn liegen im Kothe. Anders hält es unser russischer Dichter, auch er beschreibt den Verbrecher wie er ist, in seiner vollen Verderbtheit und Abscheulichkeit; aber er ist nicht bloß sein Ankläger, sondern auch sein Vertheidiger, er vergißt keinen Augenblick, daß der Gefallene ein Unglücklicher ist, er reicht ihm die Hand und weiß beim Leser Theilnahme für ihn zu erwecken. Nebst edlen Naturen sind thatsächlich auch die ruchlosesten Bösewichter in den sibirischen Zwangsanstalten und Gefängnissen; da finden sich, im Gegensatz zur brutalen Willkür der Mächtigen, unter den Freien des Landes immer Leute, oft selbst geringe und arme, welche es sich zur Hauptaufgabe ihres Lebens machen, den „Unglücklichen," wie sie die Verbannten ohne Ausnahme nennen, ihr Los zu mildern. In dieser Auffassung des niedrigen russischen Volkes ist Dostojewskis Buch gehalten.

Ebensowenig als gegen die Gefangenen zeigt der Dichter eine Erbitterung gegen die Mächtigen Rußlands, die an manchem dieser Gefangenen so viel Unrecht thun und deren Opfer er selbst geworden war. Ein Hauch christlicher Liebe weht durch das Buch, welches sonst allzu trostlos wäre. Vieles ist sogar mit frohem Humor geschildert. — Ein Wunsch bleibe nur übrig in Bezug auf die Form, die manchmal ein wenig unordentlich ist. Aber das will ja kein Kunstwerk sein, sondern nur die wahrhaftige, tagebuchmäßige Aufzeichnung eines Gefangenen, der die Minuten zum Aufschreiben sich wahrscheinlich erschleichen mußte.

Aus den Verbrechergeschichten vieler Gefangener und Verbannter, die in dem Buche erzählt werden, soll hier nur ein einziges Bild mitgetheilt werden, es ist das Schicksal des Mörders Bakluschins. Der Schilderer, welcher unter dem Namen Alexander Petrowitsch in der Strafanstalt lebt, erzählt von Bakluschin Folgendes:

Unter Anderem theilte er mir mit, daß er nicht immer in Petersburg gedient habe, daß er sich dort etwas habe zu schulden kommen lassen und daß man ihn, übrigens als Unterofficier, nach R. in ein Garnisonbataillon geschickt habe.

„Und von dort bin ich hierher geschickt worden," bemerkte Bakluschin.

„Und weshalb denn?" fragte ich ihn.

„Weshalb? Nun weshalb denken Sie, Alexander Petrowitsch? Weil ich mich verliebt hatte."

„Nun, dafür schickt man Sie noch nicht her," entgegnete ich lachend.

„Allerdings," fügte Bakluschin hinzu, „allerdings habe ich bei dieser Gelegenheit einen dortigen Deutschen mit der Pistole erschossen. Aber lohnt es sich denn, wegen eines Deutschen Jemanden zu verbannen? Urtheilen Sie selber!"

„Aber wie war das? Erzählen Sie, dies ist interessant."

„Eine sehr komische Geschichte, Alexander Petrowitsch."

„Um so besser. Erzählen Sie!"

„Soll ich erzählen? Nun, so hören Sie zu. . “

Ich hörte eine, wenn auch nicht komische, aber dafür ziemlich seltsame Geschichte eines Mordes...

„Die Sache geschah so," begann Bakluschin. „Als man mich nach R. geschickt hatte, sehe ich eine hübsche, große Stadt, nur viele Deutsche sind da. Nun, ich war, versteht sich, noch ein junger Mensch, bei den Vorgesetzten gut angeschrieben, gieng, die Mütze schief aufs Ohr gesetzt, einher, vertrieb mir eben die Zeit. Den deutschen Mädchen winkte ich mit den Augen zu. Und dort gefiel mir ein deutsches Mädchen, Luise. Sie und ihre Tante waren Wäscherinnen für die feinste Wäsche. Die Tante war eine launische Alte. Beide lebten in guten Verhältnissen. Ich knüpfte zunächst vor den Fenstern mit Luise an, aber später schloß ich wirkliche Freundschaft mit ihr. Luise sprach gut russisch, aber schnarrte etwas, sie war ein so liebes Mädchen, wie ich es noch niemals getroffen habe. Anfänglich wollte ich von ihr etwas haben, aber sie sprach zu mir: »Nein, das darfst Du nicht Alexanderchen, weil ich meine ganze Unschuld bewahren will, um Dir ein würdiges Weib zu sein,« und sie herzte mich nur und lachte so hell... ja, rein war sie, ich habe nie eine solche gesehen. Sie erregte in mir das Verlangen, sie zu heiraten. Nun, warum sollte ich sie nicht heiraten, nicht wahr? So mache ich mich denn fertig, mit der Bitte zum Obersten zu gehen... Plötzlich sehe ich — Luise kommt einmal nicht zur Zusammenkunft, sie kommt ein zweitesmal nicht, bleibt ein drittesmal aus.. Ich schicke einen Brief ab; auf den Brief giebt's keine Antwort. Was ist das? denke ich. Wenn sie mich hätte täuschen wollen, so hätte sie es listig angestellt und hätte den Brief beantwortet und wäre zur Zusammenkunft gekommen. Aber sie verstand nicht, zu lügen, und hatte ganz einfach mit mir gebrochen. Die Tante ist schuld daran, denke ich. Zur Tante wagte ich nicht zu gehen; sie wußte zwar von unserem Verhältnisse, doch hielten wir dasselbe vor ihr geheim. Ich renne wie wahnsinnig umher, schreibe den letzten Brief und sage: wenn Du nicht kommst, gehe ich selber zur Tante. — Sie erschrak und kam. Sie weinte, sie erzählte, daß ein Deutscher, namens Schultz, ein entfernter Verwandter von ihnen, ein Uhrmacher, reich und schon bei Jahren, den Wunsch erklärt habe, sie zu heiraten, um — so sprach sie — mich glücklich zu machen und um selbst im Alter nicht ohne Frau zu bleiben; ja, er liebt mich, er hat schon längst diese Absicht gehabt, hat aber immer geschwiegen und es sich nur vorgenommen. Siehst Du, lieber Alexander, meint sie, er ist reich, und dies ist für mich ein Glück; willst Du mich denn meines Glückes berauben?“ Ich sehe, sie weint; sie umarmt mich... Ei, denke ich, sie spricht ganz vernünftig! Was hat das für einen Sinn, einen Soldaten zu heiraten, wenn ich auch Unterofficier bin? — Nun, spreche ich, Luise, lebe wohl, Gott sei mit Dir, ich will Dich Deines Glücks nicht berauben. Aber wie, ist er hübsch? — Nein, entgegnete sie, bei Jahren, mit einer langen Nase, . . sie lachte sogar selber. Ich gieng von ihr fort; was macht nicht Alles, denke ich, das Schicksal! Am anderen Morgen gieng ich nach seinem Laden, die Straße hatte sie mir gezeigt. Ich sehe durchs Fenster; der Deutsche sitzt da, macht Uhren; er ist so ungefähr fünfundvierzig Jahr alt, hat eine krumme Nase, hervortretende Augen, trägt einen Frack und einen langen Stehkragen, er ist so ein Wichtigthuer. Da spuckte ich aus! ich wollte ihm schon das Fenster zerschlagen... aber was! denke ich, es lohnt sich nicht, etwas anzurühren; was geschehen ist, ist geschehen! Ich gieng in der Dämmerung in die Kaserne, legte mich auf die Pritsche, und Sie glauben es nicht,

Alexander Petrowitsch, wie ich geweint habe . . .

Nun, es vergeht dieser Tag, der folgende, der dritte. Luise sehe ich nicht. Inzwischen hörte ich von einer Gevatterin (sie war alt, ebenfalls eine Wäscherin, zu welcher Luise bisweilen zu gehen pflegte), daß der Deutsche von unserer Liebe wisse, daher auch entschlossen sei, bald zu freien. Sonst würde er noch an zwei Jahre gewartet haben. Luisen habe er einen Eid abgenommen, mich nicht mehr zu kennen, und daß er sie, die Tante und Luise, bis jetzt noch knapp hielte; daß er vielleicht noch Bedenken habe und jetzt noch nicht völlig entschlossen sei. Sie sagte mir auch, daß er sie Beide übermorgen früh, am Sonntage, zum Kaffee geladen habe, und daß noch ein Verwandter da sein werde, ein Alter, der früher Kaufmann gewesen sei, aber jetzt ganz verarmt irgendwo in einem Kellergewölbe als Aufseher diene. Als ich erfahren hatte, daß man am Sonntage vielleicht die ganze Sache entscheiden werde, ergriff mich eine solche Wuth, daß ich mich nicht beherrschen konnte. Diesen ganzen Tag und den folgenden that ich weiter nichts, als nur darüber nachzudenken. Wenn ich diesen Deutschen nur auffressen könnte, dachte ich. —

Am Sonntag Morgen wußte ich noch nicht, was ich machen sollte, aber als der Gottesdienst zu Ende war, springe ich auf, ziehe mir den Mantel an und gehe zum Deutschen. Ich dachte, Alle zu treffen. Aber weshalb ich zum Deutschen gieng, und was ich ihm sagen wollte, das weiß ich selber nicht. Für jeden Fall hatte ich eine Pistole in die Tasche gesteckt. Ich hatte eine schlechte Pistole mit veraltetem Hahn, noch als Kind hatte ich aus ihr geschossen. Man konnte aus ihr fast nicht mehr schießen. Aber ich hatte sie mit einer Kugel geladen; ich dachte mir, man wird dich fortjagen, und schlecht behandeln; ich werde die Pistole hervorziehen und sie Alle in Furcht setzen. Ich komme ins Haus. In der Werkstatt ist Niemand, sie sitzen Alle im Hinterzimmer. Außer ihnen ist keine Seele da, keine Bedienung. Ich gehe durch den Laden hindurch; ich sehe, da ist eine zugemachte Thür, eine recht alte, eine Thür mit Haken. Das Herz klopfte mir, ich blieb stehen, ich horche: Man spricht deutsch. Wie ich mit dem Fuße mit Kraft gegen die Thür stoße, öffnete sie sich auch sogleich. Ich sehe, der Tisch ist gedeckt. Auf dem Tische steht eine große Kaffeekanne und Kaffee kocht auf Spiritus. Zwiebacke stehen da; auf einem anderen Teller ist eine Flasche Branntwein, ein Häring und Wurst; auch ist eine Flasche Wein noch da. Luise und die Tante sitzen festlich gekleidet auf dem Sopha. Ihnen gegenüber sitzt der Deutsche, der Bräutigam, glatt gekämmt, im Fracke und mit hervorstehenden Vatermördern. Neben ihm, auf dem Stuhle, saß noch ein Deutscher, ein alter, dicker, grauhaariger Mann, er schweigt. Wie ich eintrat, erbleichte Luise. Die Tante sprang auf und setzte sich wieder; aber der Deutsche runzelte die Stirn.

Er war sehr zornig und trat mir entgegen:

„Was ist Ihnen gefällig?"

Ich wäre beinahe verwirrt geworden, aber Wuth hatte sich meiner bemächtigt.

„Was gefällig ist!" spreche ich. „Nimm Deine Gäste ordentlich auf, bewirte sie mit Branntwein. Ich bin als Gast zu Dir gekommen."

Der Deutsche dachte nach und sagte: „Setzen Sie sich."

Ich setzte mich. „Gib Branntwein," sprach ich.

„Dort ist Branntwein; trinken Sie meinetwegen."

„Aber gib mir guten Branntwein," sagte ich. — Wuth hatte mich eben erfaßt.

„Das ist guter Branntwein."

Es war für mich beleidigend, daß er mich so geringschätzig behandelte,

aber am meisten, daß es Luise sah. Ich trank Branntwein und sprach:

„Was wirst Du so grob, Deutscher? Schließ' mit mir Freundschaft, ich bin in Freundschaft zu Dir gekommen."

„Ich kann nicht Ihr Freund sein, Sie sind ein gewöhnlicher Soldat."

Nun, da wurde ich teufelswild.

„Ach, Du Popanz," sprach ich, „Du Wursthändler!*) Weißt Du, daß ich von diesem Augenblicke ab Alles mit Dir machen kann, was ich will? Weißt Du, daß ich Dich mit der Pistole erschieße?"

Ich zog die Pistole heraus, trat vor ihn hin und setzte ihm die Mündung direct und fest an den Kopf. Jene saßen, nicht lebendig, nicht todt, da; sie wagten nicht zu mucksen: aber der Alte zitterte wie ein Blatt, schwieg und war ganz bleich.

Der Deutsche gerieth in Staunen, aber er faßte sich.

„Ich fürchte Sie nicht," sprach er, „und als anständigen Menschen bitte ich Sie, sogleich Ihren Scherz zu lassen; ich fürchte Sie durchaus nicht."

„Ach, Du lügst, Du fürchtest Dich. Und wie! Er wagt nicht den Kopf unter der Pistole zu bewegen; und bleibt so sitzen."

„Nein, das wagen Sie nicht zu thun."

„Und weshalb," spreche ich, „soll ich es nicht wagen?"

„Weil es Ihnen streng verboten ist und weil man Sie streng bestrafen würde."

Der Teufel weiß, was mit dem deutschen Narren war. Hätte er nicht selber mich angetrieben, er lebte noch heutigen Tages; es wäre beim bloßen Streite geblieben.

„Ich wage es also nicht, Deiner Meinung nach?"

„Nein!"

„Ich wage es nicht?"

„Sie wagen es durchaus nicht!"

„Nun, da hast Du's!" Und wie ich's ihm gegeben hatte, da zuckte er nur noch auf dem Stuhle. Die Anderen schrien auf.

Ich steckte die Pistole in die Tasche und eilte schnell fort; als ich nach der Festung kam, warf ich die Pistole am Festungsthor in die Nesseln.

Ich gieng nach Hause, legte mich auf die Pritsche und dachte: Augenblicklich wird man dich holen. Eine Stunde vergeht, eine zweite; man holt mich nicht. Vor der Dämmerung überkam mich ein rechter Kummer; ich gieng fort, ich wollte durchaus Luise sehen. Ich gieng bei dem Uhrmacher vorbei. Ich sehe, dort ist Volk und Polizei. Ich sagte zur Gevatterin: rufe Luise! Ich wartete nur wenig, da sehe ich, wie Luise gelaufen kommt; sie warf sich mir an den Hals, sie weinte. „Ich bin an Allem schuld," spricht sie, „weil ich auf die Tante gehört habe." Sie sagte mir auch, daß die Tante sogleich nach Hause gegangen sei und sich so gefürchtet habe, daß sie krank geworden und still sei; sie habe Niemandem etwas gesagt; „und sie hat," so sagte Luise, „auch mir verboten zu sprechen; sie fürchtet sich. Mag man dort machen, was man will," so spricht sie, „uns, Luise, hat Niemand dort gesehen." Er hatte auch seine Dienerin fortgeschickt, weil er sich fürchtete. Sie würde ihm die Augen ausgekratzt haben, wenn sie erfahren hätte, daß er sich verheirathen wolle. Auch keiner der Gesellen war im Hause gewesen, er hatte sie Alle fortgeschickt. Er hatte selbst den Kaffee gekocht und den Imbiß zurecht gemacht. Und der Verwandte, der hatte schon früher sein ganzes Leben geschwiegen und nichts gesagt; nach dem Ereignisse hatte er seine Mütze genommen und war als der Erste fortgegangen. Und der wird sicherlich schweigen, meinte Luise. Und so geschah es auch. Vierzehn Tage lang holte man mich nicht und kein

*) Spitzname der Deutschen bei den Russen.

Verdacht war gegen mich vorhanden. Diese ganzen vierzehn Tage über habe ich, glauben Sie es oder nicht, Alexander Petrowitsch, mein ganzes Glück erlebt. Jeden Tag bin ich mit Luise zusammen gekommen; und so sehr, ach so sehr, war sie mir ergeben! Sie weinte; »ich,« sprach sie, »gehe Dir nach, wohin Du auch immer verbannt wirst; für Dich lasse ich Alles!« Ich dachte schon daran über mein ganzes Leben zu entscheiden, so rührte sie mich damals. Aber nach Verlauf der vierzehn Tage holten sie mich doch ab. Der Alte und die Tante waren übereingekommen, sie hatten mich angezeigt ..."

„Aber halt," unterbrach ich Bakluschin, „dafür konnte man Sie nur im Ganzen auf zehn Jahre, auch auf zwanzig Jahre, auf die volle Zeit in die bürgerliche Abtheilung schicken; aber Sie sind ja in der besonderen Abtheilung. Wie ist dies möglich?"

„Nun, hier ist noch eine andere Sache hinzugekommen," sagte Bakluschin. „Wie man mich vor die Gerichtscommission geführt hat, da schimpfte mich ein Hauptmann vor Gericht mit schmutzigen Worten. Ich ertrug es nicht und ich sagte ihm: »Was schimpfst Du? Siehst Du denn nicht, Niederträchtiger, daß Du vor Deinem Spiegel sitzest?« Nun, da gieng's auch wegen des Zweiten los; von neuem fieng man mich zu richten an, und man verurtheilte mich für Alles zusammen zu Viertausend, und hierher in die besondere Abtheilung. Aber als man mich zur Bestrafung führte, da führte man auch den Hauptmann hinaus; mich zur grünen Gasse und ihn, degradiert zum gemeinen Soldaten, nach dem Kaukasus."

Gräuelthaten der Gewaltherrscher.

Von J. Wenger.

Ein ganz entsetzliches Buch ist vor Kurzem in Bern erschienen. Es nennt sich „Unglücks-Chronik oder die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen im Natur- und Culturleben aller Zeiten." Zusammengestellt hat es J. Wenger. Das Buch führt an: alle außerordentlichen Erdbeben, Ueberschwemmungen, Orkane, Bergstürze, Seuchen, Hungersnöthen, Feuersbrünste, Kriege, Kanibalismus, Massenmorde, Raubwesen u. s. w.

Besonders betrübend, aber auch lehrreich sind jene Capitel, in welchen das Unheil gezeigt wird, das durch Leidenschaften und Verblendung der Menschen angerichtet worden ist, als religiöse Verfolgungen, Wahnthaten des Aberglaubens, Hexenprocesse und die Gräuel der Gewaltherrscher.

Die Angaben der letzteren sollen hier folgen. Sie zeigen, wie weit es kommen kann, wenn Völker der unbeschränkten Macht eines Gewaltigen anheimgegeben sind.

In allen bedeutenden Herrscherfamilien ist die psychische Entartung und der Wahnsinn zutage getreten, und zwar hauptsächlich infolge der maßlosen Versuchungen und des verderblichen Einflusses unbeschränkter Machtfülle. Sowohl die frühesten Zeiten als die Gegenwart weisen uns Beispiele

genug auf, so die babylonischen und persischen Herrscherhäuser, die julische Familie, die Merovinger und Karolinger, das spanische Königshaus, die russische Czarenfamilie wie die türkischen Sultane; unter den indischen Fürsten ist Wahnsinn und Blödsinn etwas ganz Gewöhnliches. Der despotische Mißbrauch der Gewalt tritt aber nicht nur als Familien-Vererbung schrankenloser Willkürherrschaft auf, sondern auch selbständig bei aus dem Volke plötzlich emporgestiegenen Machthabern, wie dies mehrere byzantinische und römische Soldatenkaiser zur Genüge beweisen. Unbeschränkte Macht drängt stets dem Mißbrauch zu.

Nur wenige Beispiele.

(570—551 v. Chr.) Aus dem frühesten Alterthum sei hier originalitätshalber, der durch seine Grausamkeit berüchtigte Tyrann Phalaris zu Agrigent (Sicilien) erwähnt. Unter den Marterwerkzeugen, deren sich Phalaris zur Bestrafung der Empörer, ja selbst der einer Verschwörung Verdächtigen bediente, war auch ein von dem Künstler Perrillos aus Erz gefertigter Stier, in dessen Bauche die Unglücklichen mittelst eines darunter angeschürten Feuers lebendig gebraten wurden. Dieses Marterwerkzeug war so eingerichtet, daß das Todesgeschrei der Bratenden wie das Brüllen eines Stieres klang. Trotz dieses Schreckenswerkzeuges und vielleicht eben wegen desselben wurde der Tyrann das Opfer eines Aufstandes, infolge dessen das erbitterte Volk ihn zu Tode steinigte.

(406—367.) Phalaris wurde jedoch noch übertroffen vom Tyrannen Dionysios zu Syrakus. Seine Regierung bietet das abschreckendste Bild einer Tyrannenherrschaft. Während seiner Regierung sind gegen 10.000 Bürger diesem Mißtrauen zum Opfer gefallen.

(145—117.) Ptolomäus VII. Physkon, König von Egypten, begieng eine Menge unglaublicher Schandthaten, denn nicht nur seine ganze Familie fiel dem Blutdurst des Tyrannen zum Opfer, sondern auch ein großer Theil seiner Unterthanen. Seine Regierung war eine fortlaufende Kette von Mordthaten und ward er deshalb von seinen Unterthanen Kakergetes (Uebelthäter) genannt.

(82.) Sullas Schreckensherrschaft in Rom gebrandmarkt durch blutige Executionen und die Proscriptionen. 3—4000 gefangene Samniter und Lucaner ließ er auf dem Marsfelde zusammenhauen. Ueberdies ließ er 4700 geächtete Anhänger des Marius ermorden und deren Vermögen confiscieren.

(46) gab Julius Cäsar die erste Naumachie in einem hiezu gegrabenen Bassin beim Marsfelde; 10.000 Streiter kämpften mit erschreckender Wahrheit bis aufs Messer und nur wenige Theilnehmer entkamen lebend diesem Gemetzel.

(43.) Blutschacher und Proscriptionen der Triumvirn Antonius, Octavianus und Lepidus. 300 Senatoren und gegen 2000 Ritter wurden abgeschlachtet, zugleich deren Vermögen confisciert.

(Zwischen 30—20.) Unter dem Judenkönig Herodes Agrippa mußten 1400 bewaffnete Gladiatoren bis auf den Tod miteinander kämpfen.

Zur römischen Kaiserzeit zeichneten sich als Scheusale, moralische Ungeheuer und Menschenschlächter aus die Imperatoren Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian, Caracalla und Commodus. Im alten Rom und den größeren Städten fanden häufig genug empörende Massen-Abschlachtungen in den Arenen statt in der Form von Thierhetzen, Gladiatorenkämpfen und den noch großartigeren Schauspielen der Naumachien (Seegefechte), bei welchen oft viele Tausende von Kriegsgefangenen, gepreßter Soldaten und Verbrecher sich gegenseitig zum Ergötzen des schaulustigen Publicums niedermetzelten. Schon während der Republik wurden oft genug und in großem Maßstabe Unschuldige oder ungerecht Ver-

urtheilte, wenn es an Menschen für die Arena fehlte, zum Schwerte der Gladiatoren und zu den reißenden Thieren verurtheilt oder mit Gewalt dazu gezwungen, obschon eigentlich diese verschärften Todesurtheile nur auf schwere Verbrecher Anwendung finden sollten. Das Vorwerfen unter die wilden Thiere fand besonders unter den Regierungen des Caligula und Claudius in Rom statt, dann zu Cäsarea, Philippi, Berytus, in Spanien, überhaupt in allen größeren Städten des römischen Weltreichs. Nach der Eroberung Jerusalems unter Titus wurde ein großer Theil von den 97.000 gefangenen Juden zu Fechterspielen und Thierhetzen in den Provinzial-Arenen bestimmt und fand in denselben seinen Tod. Unter Augustus fochten 10.000 Mann zusammen in acht Schauspielen, unter Trajan im Jahre 107 eben so viel, worunter manchmal alle möglichen fremden Kriegsgefangenen und gezwungene Gladiatoren, wie Germanen, Gothen, Vandalen, Bructerer, Britannier ꝛc. Noch im Jahre 306 ließ Kaiser Constantinus, nachdem er die Franken besiegt hatte, viele Tausende derselben im Amphitheater in Trier zum Ergötzen seiner Unterthanen und Soldaten den wilden Thieren vorwerfen. In gleicher Weise wurden in demselben Jahre auch Tausende von besiegten Bructeren der Schaulust geopfert. Kriegsgefangene opferte man manchmal so viel, daß die Thiere davon ermüdeten und sich zu weiteren Zerfleischungen weigerten. Die Circuskämpfe und Thierhetzen dauerten im römischen Reiche bis gegen das Jahr 400 nach Christi und zählte man wenigstens 70 Arenen oder Amphitheater.

Ums Jahr 50 n. Chr. ließ Kaiser Claudius auf dem Fuscinersee einen Schiffskampf veranstalten, in welchem zwei Flotten mit zusammen 19.000 Mann sich einander bekämpften und fast sämmtliche Mannschaft den Tod fand.

(37—41.) Caligula erpreßte über 190 Millionen Sesterzen aus dem Vermögen unschuldig Hingerichteter, indem er die reichsten Gallier nach den Censuslisten als Opfer bestimmte.

(394.) Kaiser Theodosius der Große ließ in Thessalonich 7000 Einwohner tödten, einzig deshalb, weil sie seinen Statthalter erschlagen hatten.

(511—567.) Im Frankenreich bildet die Geschichte des merovingischen Königshauses ein grauenvolles Bild menschlicher Verworfenheit dar. Dieses barbarische Herrschergeschlecht trieft von Blut und Gräueln aller Art.

(532) wurden anläßlich des Nika-Aufstandes in Byzanz 30.000 Parteigenossen der sogenannten Grünen im Circus zusammengedrängt und unter Belisars Anführung bis auf den letzten Mann getödtet.

(8.—10. Jahrh.) Unter den vielen arabischen beziehungsweise morgenländischen Khalifen sind durch ihre Blutgier viele berüchtigt.

(634—644.) Der sonst als ein Muster von unbeugsamer Rechtlichkeit gepriesene Khalife und Eroberer Omar I. hat eines Tages mit der größten Kaltblütigkeit 14 seiner Sclaven den Leib aufschlitzen lassen, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, welcher von diesen ihm eine Melone gestohlen habe.

Der türkische Sultan trägt auch den Titel „Hunkiar," d. h. Todtschläger, weil ihm Gewalt über Leben und Tod all seiner Unterthanen verliehen ist. Nach der mohamedanischen Casuistik kann nämlich der Sultan täglich vierzehn Menschen umbringen lassen, ohne daß er deshalb für einen Tyrannen gehalten werden darf.

(785—786.) Vom Khalifen Al-Hadi wird erzählt, er habe in Bagdad und anderen Städten seines Reiches viele Hunderte — man erzählt sogar von 5000 — Gelehrte und Philosophen einfach abschlachten lassen, um die Wissenschaften in muselmännischen

Ländern bis auf die Wurzel auszurotten.

(750—754.) Abdallah Abu, Abbas, Stifter der abbassidischen Dynastie, ließ das ganze Geschlecht der Omejaden bis auf einen einzigen Sprößling ausrotten. Entledigte sich auch sonsthin durch Mord aller Derjenigen, die ihm bei seinen ehrgeizigen Plänen im Wege standen.

(796—822.) Hakam hat sich durch Grausamkeit der Mordscenen von Toledo und Cordova als Menschenwürger bekannt gemacht. Ueber 1000 der Vornehmsten dieser Städte fielen als auserlesene Opfer seiner Blutgier.

(1025—1057.) Im 11. und 12. Jahrhundert herrschten meist gemeine und elende Creaturen auf dem byzantinischen Kaiserthron. Sonst würdige Regenten begiengen Acte beispielloser Barbarei; so ließ Johannes Tzimisces (969—976) 15.000 gefangenen Bulgaren die Augen ausstechen und derart verstümmelt in die Heimat zurückführen.

Ohne uns weiter in ermüdende Details der morgenländischen Barbareien in ihrer Allgemeinheit zu verlieren, gedenken wir flüchtig der allbekannten mongolischen Eroberer und Menschenwürger en gros, wie Attila, Dschingiskhan, unter dessen Kriegsgräueln 5—6 Millionen Menschen den Tod fanden, ferner eines Tamerlan (bekannt sind seine Pyramiden von Menschenschädeln, aus zusammen über 200.000 abgeschlagenen Köpfen; über 100.000 indische Gefangene ließ er einfach deshalb abschlachten, weil sie seinem raschen Vormarsch hinderlich waren) und ihrer Nachfolger, und gehen nun zu analogen Erscheinungen bei europäischen Machthabern über, wo sie erfreulicherweise viel seltener auftreten.

(11. Jahrh.) Der finstere und gewaltthätige Erzbischof Hanno zu Köln ließ im Jahre 1063 mehrere Hunderte Handelsleute von Köln, die wegen dessen Beraubung eines Handelsschiffes protestierten, im Hemde an Pfähle binden, blutig geißeln und schließlich allen die Augen ausstechen.

(1236—1259.) Als ein wahrer Teufel in Menschengestalt erscheint der ghibellinische Markgraf Ezzelino de Romano von Treviso. Ueber 50.000 Menschen sind auf seinen Befehl durch unmenschliche Behandlung im Gefängnis umgekommen; allein aus Padua hatte er gegen 11.000 Personen unter ungerechter Anklage hinter Kerkersmauern bei lebendigem Leib hinsiechen und vermodern lassen.

(1325—1352.) Der indische Sultan Mohammed Toghlak, ein halb wahnsinniges Scheusal, verschuldete durch seine extravaganten Kriegsunternehmungen gegen China und Khorossan den Tod von annähernd 200.000 Menschen.

(1282.) Unter die Massenniedermetzelungen gehört auch die unter dem Namen der „Sicilianischen Vesper" bekannte Ausrottung aller Franzosen auf der Insel Sicilien. Diesem Blutbad fielen im Ganzen über 20.000 Franzosen zum Opfer.

Aehnliche nationale Vespern oder Vernichtung aller Fremden fanden übrigens früher schon mehrmals statt, so 88 v. Chr. König Mithridates ließ sämmtliche römische Bürger (Italiker) in Kleinasien ermorden, 80.000 oder sogar noch weit mehr. Einzig auf der Insel Delos fielen 20.000 Italiker dem Racheact zum Opfer.

(61 n. Chr.) Im Aufstande der Britten erschlugen dieselben sämmtliche 70.000 Römer und Bundesgenossen.

(116 n. Chr.) Die aufständischen Juden brachten auf den Inseln Kyrene 220.000 und auf Kypros 240.000 Fremde und römische Angehörige ums Leben.

(1350—1369.) Pedro der Grausame von Kastilien zeigte sich als einer der blutgierigsten und grausamsten Herrscher. Fast alle seine näheren und entfernteren Verwandten ermordete er mit

eigener Hand, so daß der Familienkreis um ihn herum völlig verödete. Seine vielen Schandthaten hatten einen Aufstand und längeren Bürgerkrieg zur Folge.

(1378—1400.) Von allen deutschen Fürsten und Despoten hat keiner in der Geschichte einen so berüchtigten Namen hinterlassen als der Kaiser Wenzel (König Wenzeslaus von Böhmen); er war ein höchst ausgelassener, grausamer Regent und Trunkenbold. Hieb höchst eigenhändig aus satanischer Lust auf den Straßen vielen Personen den Kopf ab, oder ließ sie köpfen. Andere wurden durch sein Machtwort schuldlos ertränkt und verbrannt. Seiner Schandthaten wegen wurde er zweimal längere Zeit eingekerkert und schließlich im Jahre 1400 als deutscher Kaiser abgesetzt, nachdem er das Herzogthum Mailand verkauft und vertrunken hatte.

(1556—1598.) Philipp II. von Spanien, ein finsterer Despot und einer der größten Menschenwürger, hatte sich drei Dinge als Ziel des Lebens gesetzt: Vergrößerung seiner Macht, Vertilgung des Protestantismus und Vernichtung aller Freiheiten und Volksrechte. In seinem Edict von 1568 verurtheilte er jeden Protestanten in den Niederlanden zum Tode. Zum Glück gebrach es an den Mitteln, dieses teuflische Decret völlig und ganz zur Ausführung zu bringen. Mit Hilfe seines Blutgerichts, der Inquisition, gelang es ihm bisweilen, in einer Woche 800 Protestanten zu Tode zu foltern.

(1793.) Die Schreckensherrschaft der Jacobiner, unter der Führerschaft von Marat, Robespierre, Danton u. A. rief den Bürgerkrieg im ganzen Westen und Süden Frankreichs hervor. Furchtbarer Terrorismus gegen die Aufständischen in der Bretagne, Vendée, Lyon, Nantes 2c. Bestialische Roheit und bluttriefender Henkersinn feierten ihre Orgien in der Vernichtung von über 40.000 Menschenleben. Die Guillotine arbeitete stets ohne Unterbrechung, den Wütherichen gieng jedoch die Blutarbeit dieser Maschine viel zu langsam; über 10.000 Menschen wurden daher erschossen und massenhafte Ersäufungen jeden Tag vorgenommen, der Rest verkam durch die elende Behandlung hinter Kerkermauern und daselbst herrschenden pestartigen Krankheiten. 18.603 Personen fielen unter der Guillotine.

Zum Schlusse folgen noch die bemerkenswertesten außer-europäischen Menschenschlächtereien aus der neuesten Zeitgeschichte:

(1854—1868.) Theodorus II. König von Abessinien, ein Ungeheuer von seltener Grausamkeit. Sein größtes Vergnügen bestand darin, seine vielen Opfer sorgfältig in Kleider von Wachs einnähen und sie wie Lichter verbrennen zu lassen. Innerhalb sechs Wochen ließ dieser halb wahnsinnige Despot bei 4000 Menschen ohne hinlänglichen Grund zum Tode verurtheilen.

(1855.) Mit blutiger Strenge gieng die kaiserliche Regierung von China gegen die aufständischen Taipings (politisch-nationale und religiöse Erhebung) vor. Innerhalb sieben Monaten wurden in Kanton 70.000 Anhänger der Taipings ermordet und hingerichtet. Im folgenden Jahre ließ der siegreiche Prophet der Taipings in Nanking, in einer Nacht, gegen 30.000 Verwandte und Gesinnungsgenossen des sich gegen ihn auflehnenden und von ihm eingesetzten Königs des Ostens (1860 bis 1864) ohne Gnade niedermachen. 1860 wurde die Stadt Hongchow von den Insurgenten gänzlich zerstört, wobei ungefähr 50.000 Einwohner ums Leben kamen.

(1880.) Auf Befehl des Königs von Birma sind in Mandalay circa 700 Personen lebendig begraben worden. Mit diesen Menschenopfern wollte der König die bösen Geister besänftigen, welche die Stadt mit einer Pockenepidemie heimgesucht hatten. Zwei Jahre vorher hatte sein Vorgänger Thibo aus reiner Mordmanie analog derjenigen seines Großvaters Tharra=

wadi mehrere hundert Personen — Glieder des königlichen Hauses und des Hofstaats, hochgestellte Persönlichkeiten — tödten lassen.

Das genügt. Die Schuld an solchen Gräueln liegt aber nicht allein an den mächtigen Wütherigen. Wo Völker besser geartet sind, wäre ein derartiger Despot einfach nicht möglich. Ein tüchtiges Volk würde sagen, Besser Einer, als Viele! Es wird wohl auch hier zutreffen, daß jedes Volk den König hat, den es verdient.

Das Mitgefühl.

Eine Betrachtung von Joh. Peter.

„Mitleid! Heil dir! du Geweihte!
Weichen Herzens, milder Hand
Wall'st du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land.
Thau'st, wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius' Altären
Blickt die Noth zu dir empor!"

J. G. v. Salis.

Das Gefühl ist eine Selbsterregung, eine Schwankung der Seele durch Vorstellungen, ein passiver, unklarer Seelenzustand, das unmittelbare Bewußtwerden der Hemmung oder Förderung der im Bewußtsein zusammentreffenden Vorstellungen. Die Gesammtheit dieser Erregungen, die Regungsfähigkeit der Seele, heißt Gemüth. Mit den Gefühlen dürfen die Empfindungen nicht verwechselt werden. Beide sind eine Erregung der Seele, die Erregungsmittel jedoch sind verschiedenartig. Die Empfindung ist ein Erregtsein der Seele durch leibliche Zustände, das Gefühl ein Erregtsein der Seele durch Vorstellungen. Es ist gleichsam das Echo der hin- und herschwebenden Vorstellungskreise.

Eines der edelsten und schönsten Gefühle ist das den höheren oder qualitativen Gefühlen angehörige Mitgefühl. Nichts kann des Menschen Seele mehr veredeln, als das Vorhandensein eines innig-wahren Mitgefühles für seine Mitmenschen. Die Worte des Heilands: „Liebet Euch unter einander!" können nie und nimmer in Erfüllung gehen, wenn der Seele der Gefühle edelstes — das Mitgefühl — mangelt. Ohne Mitgefühl kann wahre und warme Nächstenliebe nicht bestehen und die Selbstliebe findet in der Seele keinen fruchtbaren Boden.

Weil nun das Mitgefühl in der menschlichen Gesellschaft eine so wichtige Rolle spielt, weil seine Wirkungen von so unvergleichlichem Segen und Nutzen sind, so ist es wohl selbstverständlich, daß seine Weckung und Pflege zu einer der ersten Aufgaben des Erziehers wird. Will er diese hohe Aufgabe lösen, so muß er mit dem Wesen des Mitgefühls selbst innig vertraut sein, muß selbst im Vollbesitze dieses heiligen Gefühles sein und muß schließlich von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt sein, dieses göttliche Gefühl auch in den Seelen seiner Zöglinge zu wecken und zu veredeln.

Das Mitgefühl beruht auf der Selbstvorstellung fremder Zustände. Je nachdem diese Zustände ins Bereich der Freude oder des Leides gehören, gliedert sich das Mitgefühl in die Einzelbegriffe: Mitfreude und Mitleid. Mitfreude ist also die Selbst-

vorstellung freudiger Zustände Fremder, Mitleid die Selbstvorstellung schmerzlicher Zustände Fremder.

Daß in unserer Seele das Mitgefühl, oder wie es noch anders heißt, das sympathetische Gefühl überhaupt entstehen kann, ist es nothwendig, daß wir Anderer Zustände richtig auffassen und verstehen und daß die sich in unserem Bewußtsein regenden Vorstellungen identisch sind mit den fremden. Häufig gehen diese Bedingungen nicht in Erfüllung: Einestheils fehlt es am richtigen Verständnisse, anderntheils und meistens aber am guten Willen. So geschieht es sehr oft, daß uns die Freude oder das Glück Anderer kränkt, weil wir sie selbst nicht genießen können — das Gefühl nimmt den Charakter des Strebens an: es wird zum Neid.

Bezeigt man dabei dennoch Mitfreude, so ist dieselbe nur eine geheuchelte, eine falsche Dieser Zustand selbst ist Heuchelei, eine der giftigsten und schlechtesten Eigenschaften der Seele. Hinter dem Schleier der Heuchelei steckt wiederum der Neid, der Bruder des Uebelwollens. Er betrachtet das eigene Ich als den alleinigen Zweck und das Fremde als Mittel zur Erlangung desselben. Neid ist somit eine Betrübnis der Seele über das Glück Anderer, verbunden mit dem Bestreben, dasselbe zu zerstören. Er ist aller Untugenden Urquell, der dunkelste Fleck einer verdorbenen Seele, der teuflische Zerstörer aller Liebe und Gesellschaft, alles Friedens und aller Seligkeit.

Freude über den Schaden Anderer heißt Schadenfreude. Diese ist zwar auch ein Mitgefühl, jedoch ein schlechtes, negatives. Zur Mitfreude tritt sehr oft das Leid über den eigenen, minder glücklichen Zustand, und zum Mitleide wiederum die Freude über den eigenen glücklichen Zustand. Somit wird das Mitgefühl sehr leicht ein gemischtes Gefühl, das dann in seinem Inhalte sehr unbestimmt ist. — Dem Mitleide begegnen wir häufiger als der Mitfreude, weil diese seltener so innig ist, als jenes. Sowohl Mitfreude als auch Mitleid können entweder wahr und innig, sinnlich oder auch falsch: geheuchelt sein. Wahr und innig sind sie, wenn man wirklich so handelt, wie man in den verborgensten Tiefen der Seele fühlt. Sinnlich sind sie, wenn man zwar handelt, aber nicht vollends fühlt. Falsch sind sie endlich, wenn man anders handelt als man fühlt. Der vollkommenste Grad des Mitgefühles heißt Wohlwollen. Dieses geht aus jenem hervor und bedeutet ein Streben der Seele, dem Nächsten Gutes thun zu wollen. So kann man das Mitgefühl als „die Brücke zum Wohlwollen," diesen gewichtigen Grundstein des sittlichen Charakters, ansehen. Der höchste Grad des Mitgefühls ist die selbstlose Liebe, jenes allmächtige Zauberband, das alle Menschen zu Brüdern und Schwestern macht, respective machen soll. Die ist der Gefühle schönstes und göttlichstes, die Zierde und Königin aller Tugenden.

Es fragt sich nun, wie das Mitgefühl geweckt und gebildet werden soll? Bei Beantwortung dieser Frage sind Erzieher und Zögling in gleichem Grade ins Auge zu fassen. Der Erzieher muß selbst ein edles Beispiel sein, das der Nachahmung ganz und gar würdig ist. Liebe und Wohlwollen müssen ihm heilig und theuer, Haß und Neid aber in tiefster Seele zuwider und abscheulich sein. Rede und Handlung müssen im harmonischesten Einklange stehen, das Mitgefühl muß gleichsam aus seinem Auge sprechen.

Anders verhält es sich beim Kinde. Der Zerstörungstrieb herrscht in der Kindesseele allgewaltig vor. Wehe dem Käferlein, der Fliege, dem Schmetterling und dem Vogel, wenn dieselben in die Hände dieses kleinen Tyrannen kommen! Beinchen und Flügel werden

dem armen Thierchen erbarmungslos ausgerissen, jubelnd werden sie an Fäden gebunden und hin- und hergezerrt, gequält und gefoltert, und das Kind hat eben seine Freude daran, wenn das unschuldige, hilflose Thierchen ein so grausam-schmerzliches Ende findet. Die Fortsetzung dieser Thierquälerei wird schließlich zur bleibenden Gewohnheit, ja selbst zur Leidenschaft, so daß nach und nach jede edle Seite der Kindesseele derart abstumpft, daß das Mitgefühl in der Folgezeit im kindlichen Bewußtsein gar keinen Anklang mehr findet. Wie der Junge an dem schwachen Thiere handelt, so versündigt er sich auch später an Seinesgleichen, ja er geht noch weiter und immer weiter, — bis er endlich die „rühmlichen" Namen „Räuber" und „Mörder" erworben hat. Daß es selten so weit kommt, ist wohl selbstverständlich — aber es ist der Weg, den jeder der schlechten Menschen durchwandelt, und die Tagesgeschichte liefert uns die grellsten Beweise.

Betrachten wir die Jugend unter einander, sei es in der Schule oder außerhalb derselben, beim Spiele. Ein Rippenstoß, eine Ohrfeige, ein Fußunterhalten, Kleiderbeflecken, Verdächtigmachen, Klatscherei, Schadenfreude über erlittene Unbill oder Strafe: das sind die alltäglichen Erscheinungen, die sich dem beobachtenden Auge des Erziehers aufschließen und ihn strenge mahnen, seiner Pflicht gerecht zu werden, die edelste Seite des Gefühlsvermögens, das Mitgefühl nämlich, zu wecken und zu bilden.

Hier beim günstigen Momente nun, bei der lebendigen That, muß der Erzieher die Bildungsfactoren aufs Gefühlsvermögen einwirken lassen und dem Zöglinge in warmen und väterlichen Worten klar machen, wie unedel und verwerflich seine Handlungsweise sei, welch' verderbliche Folgen daraus entspringen können.

Durch stete Hinweisung auf den eigenen Schmerz, den er empfinden würde, wenn ein Stärkerer an ihm ebenso handeln würde, muß er die bessere Seite der Kindesseele berühren, muß das Mitgefühl mit innigen Worten gleichsam aus dem Chaos der anderen Gefühle hervorzaubern, und ist ihm das gelungen, so hat er bereits den halben Erfolg errungen.

Der Erzieher vergegenwärtige dem Zöglinge dessen einst erlebten Schmerz und Jubel, stelle ihm vor, wie er da traurig oder fröhlich war und weise sogleich auf den schmerzlichen oder freudigen Zustand seines Mitmenschen hin, verbunden mit der Aufforderung zum Mitleide oder zur Mitfreude. Dabei hat er sich eines wirksamen Erziehungsmittels bedient: der Vergleichung, die, je lebendiger sie auftritt, desto folgenschwerere Wirkungen bewerkstelligt. Aus diesem Grunde ist die Schilderung das wirksamste Mittel zur Bildung des Mitgefühls.

Die Zustände des Schmerzes oder der Freude können nicht nur allein Einige, sondern ganze Gemeinden, ja Völker treffen. War das Erdbeben von Lissabon nicht einer der mächtigsten Schicksalsschläge einer blühenden Stadt? Verdient das harte Los der Städte Pompeji und Herculanum nicht unser innigstes Mitleid? Die Feuersbrunst, Ueberschwemmung, Hungersnoth und Pest: sind sie nicht Erscheinungen, die das Wohl so Vieler im höchsten Grade gefährden? Verdient auf anderer Seite das beseligende Glück, die Harmonie in Liebe und Eintracht, die in unserer erlauchten Kaiserfamilie walten, nicht die innigste, glühendste Mitfreude jedes Patrioten? Verdienen die allerorten veranstalteten Erinnerungsfeierlichkeiten an den großen unsterblichen Volkskaiser Josef nicht unsere tiefempfundenste Mitfreude? O ja, im höchsten Grade! Da kannst Du, Erzieher, allgewaltig eingreifen, Deine glühende Liebe in der zündendsten Schilderung verkörpern, und wenn Du dann bemerkst, daß dem Auge Deines Kindes die Thräne

des Mitleids entperlt, wenn auf anderer Seite seinem Munde das süße Lächeln der Mitfreude entschwebt — dann hast Du sichere Beweise, daß in der Seele Deines Zöglings die Blume der Gefühle lebt und waltet — das **Mitgefühl**, dessen höchster Grad identisch ist mit Liebe, von welcher der Meister des Sinngedichtes, Fr. v. Logau, sagt:

„Nenne mir den weiten Mantel,
Drunter Alles sich versteckt?
Liebe thut's, die alle Mängel
Gerne hüllt und fleißig deckt."

Der Volksdichter.

Eine Reiseunterhaltung im Waggon.

Das war im Sommer des Jahres 1872, einige Zeit nach dem Erscheinen meines „Volkslebens in Steiermark" und der ersten Dorfgeschichten. Ich fuhr von Gmunden auf der kleinen Eisenbahn nach Lambach. Im Wagengelaß war außer mir ein freundlicher Landgeistlicher und ein alter Mann in schlechtem Bauerngewand und mit verwildertem Bart. Der Priester und ich hatten ein Gespräch angefangen, welches sich anfangs mit den guten Einkehrhäusern in Gmunden, dann mit dem Traunfall und endlich mit dem schönen Traunflusse selbst beschäftigte.

Der Priester that unter Anderem die Bemerkung, daß er erst vor Kurzem ein Büchlein gelesen habe, in welchem die Traun geschildert sei, die in dem Aufsatze recht possierlich in steirischer Mundart spreche. Sie erzähle ihren Lebenslauf, wie sie ihre Kindheit auf den hohen Bergen zugebracht habe, dann herabgesprungen sei als munteres Dirndl ins Thal und von einem See zum andern, immer koketter und kecker werdend, bis sie endlich hinter Gmunden zum Falle gekommen. — Ich kannte das Stückchen gar wohl, kannte auch dessen Verfasser sehr genau und hörte es als junger Poet nicht ungern, wie der Geistliche diese Traungeschichte als „gar zu nett" bezeichnete.

„Der Verfasser des Büchleins soll ein steierischer Bauernbursche sein," sprach der Priester weiter, „der nicht ohne Talent ist, wie auch andere Stücke seines Buches beweisen, der aber auf Abwege zu gerathen scheint."

Da ich dem Sprecher etwas befremdet ins Gesicht schaute, so fuhr er fort: „Man hätte ihn auf seinem Bauernhofe lassen sollen, unter der Anleitung seines Pfarrers würde er besser gefahren sein. Er ist von Haus aus ein christliches Gemüth, man sieht es an vielen seiner Gedichtchen. Er kennt das Landvolk ziemlich genau; ich höre, er soll das Schneiderhandwerk gelernt haben und als Handwerker viel in der Bauernschaft herumgekommen sein. Er hätte also das Zeug, wohlthätig auf das Volk einzuwirken."

„Nun?" fragte ich.

„Leider," fuhr der Sprecher fort, „ist er in die Hände der Liberalen gefallen. Man hat ihn nach Graz gelockt, wo sie ihn zum Zeitungsschreiber herrichten wollen. Da beginnt er nun bereits von Toleranz und Menschenliebe zu faseln, schwärmt für Josef den Zweiten und was das Schlimmste ist, macht sich lustig über katholische

Gebräuche, die, wenn auch von der Kirche nicht immer vorgeschrieben, doch dem Volke heilig sind. Lesen Sie seine Sittenbilder aus dem steirischen Volksleben, Sie werden Ihre blauen Wunder sehen, wie wohl es der junge Mann bereits versteht, ins Horn des Zeitgeistes zu blasen."

Hierauf war meine Entgegnung: „Ich kenne den jungen Menschen zufällig persönlich und kann versichern, daß er sein Liedchen keinem Zeitgeist zuliebe bläst. Wenn Sie die Schriften gelesen hätten, die er schon als fünfzehnjähriger Knabe auf seinem entlegenen Bauernhofe geschrieben hat, so würden Sie sehen, daß das Uebel schon von Natur aus in ihm steckt und daß, was seine Gesinnung anbelangt, er bisher in der Stadt weder viel gelernt noch vergessen hat."

„Mag sein, daß er schon von Haus aus verdorben ist," entgegnete mein Reisegenosse, „er witzelt zum Beispiel über das Weihwasser, über das Wallfahrten, über die Pfarrersköchinnen, ja sogar über das heilige Rosenkranzgebet."

„Ich möchte darauf aufmerksam machen," war mein Einwand, „daß auch das Volk, selbst unsere durch und durch gläubigen Gebirgsbauern über solche Dinge ihre Witze machen. Ich kenne Bauernbursche, welche am Sonntags Vormittag fromm dem Gottesdienste beiwohnen, und Nachmittags im Wirtshause oder in anderer Gesellschaft die Predigt, die Beichte, die Sprengung und Anderes parodieren. Wie oft kann man es bei Volksbelustigungen sehen, daß komische Wallfahrtszüge veranstaltet werden, bei welchen eine kirchliche Litanei oder ein frommer Gesang auf die lächerlichste Weise zum Vortrage kommen!" —

„Mag sein, mag sein!" unterbrach der Priester. „Soll aber ein Mann, der sich Volksdichter nennen läßt, derlei Verirrungen wieder auftischen? Nein, ein Schriftsteller seiner Art soll die Fehler und Verdorbenheiten des Volkes ignorieren oder tadeln, die Vorzüge und Tugenden desselben zeigen, verherrlichen und so ein Vorbild und Führer seines Volkes werden."

Ich schwieg auf diese Worte, denn es scheint, daß sich nichts dagegen einwenden läßt. Der alte Mann in der Ecke, welcher, Hände und Kinn auf den Knorpelstock gestützt, anfangs wie stumpfsinnig vor sich hingebrütet hatte, regte sich nun und pfusterte aus seiner großen, starkgerötheten Nase. Dann schüttelte er seinen weißen Bart und seine Lockenmähnen, die ihm wirr über die Schulter hiengen, und brütete wieder dahin.

„Sehen Sie, und das ist der Fehler!" fuhr der Priester zu mir gewendet fort, über den Verfasser des Traumgeschichtchens zu sprechen. „Und in diesem Fehler wird der Mann — wenn er sich nicht etwa bald ausschreibt — tiefer und tiefer versinken. Man sieht es ja, wie mit jedem neuen Bändchen, das er schreibt, die bösen Leidenschaften immer mehr hervortreten. Vor Allem ist es die freie Liebe, die geschildert wird mit ihren lüsternen Anfängen und verderblichen Folgen. Bauerntrotz und Haß und Empörungsgelüste werden vorgeführt und andererseits wieder träge Gleichgiltigkeit, Spottsucht und Tücke. Neben diesen Dingen nimmt es sich geradezu lächerlich aus, wenn auch allerlei Treuherzigkeit und Seelengröße aufmarschiert, die — weil der Verfasser sie allzuselten von der Religion ableitet — nicht glaubhaft erscheinen können. Und so wird aus dem verketzerten Volksdichter nicht ein Volksführer, wohl aber ein Volksverführer werden."

Der alte Mann in der Ecke räusperte sich sehr stark. Dann wendete er sein Haupt zu uns und stieß mit rauher, heiserer Stimme die Worte hervor: „Mit Verlaub, meine Herren!"

„Bitte!" nickte der Priester dem alten, stark zerfahrenen Manne zu, ihn zu unserem Gespräche einladend.

„Da wird vom Volksdichter ge-

sprochen," sagte der Alte. „Ihr versteht aber nichts davon. Ihr meint, der Gärber soll auch die Stiefel machen. Nein, meine Herren, die Stiefel macht der Schuster, der Gärber liefert dazu nur das Leder. — Von dem Manne, den Ihr da in der Arbeit habt, kenne ich nichts. Von einem anderen Volksschriftsteller kenne ich zwei Bücher, in dem einen beschreibt er das Pack und in dem andern erzählt er aus ihm Geschichten und macht Lieder. In dem einen ist er Volksschilderer, in dem andern Volksdichter. Wie macht er das als Schilderer? Schildert er das Volk wie es ist, oder wie es sein soll? Wenn ich eine alte Mutter habe, und ich will sie malen lassen, bevor sie heimgeht, und der Maler malt mir sie nicht mit ihren Runzeln und guten blöden Augen und nicht mit ihren Wärzlein auf der Wange, mit ihrem groben zerflickten Jöppel, sondern als eine Rafaelische Madonna, so werde ich zu ihm sagen: Freund, verkaufe das schöne Bild an einen reichen Juden, ich mag es nicht, ich wollte mein altes Mütterlein haben. — Für einen solchen Maler bedanke ich mich. Und das Landvolk ist auch ein Mütterlein, welches der Schilderer geben muß wie es ist, und nicht wie es sein sollte, sein könnte, sein müßte, wäre es unnatürlich. — Jetzt kommen wir vom Volksschilderer zum Volksdichter, mit Verstattung. Der Schilderer gibt vom Volk das Auswendige, der Dichter bringt sein Inwendiges zu Tage. Der Schilderer mag außerhalb des Volkes stehen, er kann sogar ein gelehrter Mann sein und braucht gar nichts mit dem Volke gemein zu haben. Nur ein gutes Auge ist vonnöthen, daß er die Eigenheiten sieht. Seine Kunst liegt im Auge. Der Volksdichter muß ganz mitten drin im Volke stehen, muß selber Volk sein. Seine Kunst liegt im Herzen. Das Volk ist unbeholfen im Gefühlsausdruck, der Dichter ist sein Mund, durch den es flucht oder betet, oder lehrt oder spottet. Das Volk ist ein Baum, der Dichter ist seine Blüte. Verlangt Ihr, daß auf einem oberösterreichischen Apfelbaum eine Ananas blühen soll? Ein Büchermachergeselle, der aus dem Volke einen Stoff nimmt, um ihn für Herrenleute und Salonfrauen zurecht zu richten, ist kein Volksdichter. Der Volksdichter muß seine Sach' aus der Natur schöpfen ohne zu fragen, wozu? für wen? Er ist eine Naturnothwendigkeit, die es gar nicht zu wissen braucht, daß man sie Dichter nennt. Auch die Druckerschwärze hat sie nicht nöthig, das echte Lied fliegt wie Blütenstaub im Mai. Der Volksdichter muß vor Allem ein guter Kamerad seines Volkes sein, er muß mit den Fröhlichen jauchzen, mit den Betrübten weinen, mit den Zornigen grollen, mit den Schaffenden arbeiten, mit den Müßigen träumen, mit den Denkenden grübeln, mit den Frommen beten, mit den Sündern sündigen. — Er muß naturgemäß Alles, was das Volksherz bewegt, drückt, erhebt, vergiftet, befreit, in Form und Lied bringen, in welches die Volksseele sich dann ausleben kann. — Was nun der Volksschilderer und der Dichter auf solche Weise hervorbringt, das — wenn Ihr wollt — ist das Leder, ist der Stoff, die Thatsache. Jetzt mag der Lehrer kommen, um das Volksbewußtsein zu corrigieren, oder der Priester, um das Volksherz zu veredeln, oder der literarische Ethiker, um die Volkskräfte zweckmäßig zu leiten — das sind die Schuster. — Bin ich verstanden?"

Ein paar flüchtige Einwände wurden gemacht, die der Alte rasch niederschlug. In seinem grauen Auge glühte ein lebhaftes Feuer. „Nicht Ihr allein," fuhr er fort, „im ganzen Lande und jenseits der Donau, und gestern wie morgen, und auf den Kanzeln und in den Literaturkritiken, und die Gescheiten wie die Dummen verwechseln den Dichter mit dem Sittenlehrer."

„Muß mir aber die Bemerkung erlauben," sagte nun der Priester

„daß die großen Dichter doch auch veredelnd auf ihr Volk einzuwirken suchten und eingewirkt haben."

„Ich weiß das wohl," versetzte der alte Mann. „Doch Ihr Herren, der Dichter wirkt anders auf sein Volk, als Ihr Euch vorstellt. Wenn er seinem Volke einen Spiegel vorhält, in welchem es die Schönheit seiner Vorzüge und die Häßlichkeit seiner Laster sieht, so wirkt er. Wenn er in seinen Gestalten die Thatsache zeigt, daß jedem Schlechten, in welcher Gestalt immer, das Unangenehme folgt, so hat er mehr als eine Predigt gehalten. Wenn er darstellt, wie die Leidenschaften erwachen, das Herz verzehren und tragisch enden können, so wirkt er läuternd. Wenn er die gesunde Lebensfreude feiert, den kindlichen Humor vorführt, so wirkt er erfrischend. Er wirkt, ohne es zu beabsichtigen, und er wirkt um so tiefer."

„So soll er die Sünden, müssen sie schon kommen, wenigstens in züchtig verhülltem Zustande aufmarschieren lassen," meinte der Gegner.

„Natürlich, im Köder soll man das Gift nicht merken," hierauf der Alte. „So fängt man Vögel! Herr, ich sage Euch, was Ihr schon wisset: das Verhüllte reizt, das Nackte schreckt ab. Unbefangenheit, Treuherzigkeit, das sind die Flügel des Dichters, die ihn über jeden Sumpf hinaustragen. Die menschliche Wahrheit darf er nicht fälschen. Er kann nach Belieben und Eignung eine Auswahl treffen, kann das Häßliche bei Seite liegen lassen, kann das Leben in seinen schöneren Formen anpacken, aber er darf bei dem, was er einmal gefaßt hat, absichtlich nichts dazu thun und nichts hinwegnehmen. Der Stempel seines eigenen Wesens wird ja freilich in allen seinen Schöpfungen eingeprägt sein, und schon darum muß der Volksdichter selbst ein Stück desselben Volkes sein, aus dem und für das er dichtet. Ich habe es stets am schlechtesten gemacht, wenn ich mich auf die Zehen stellte, um über das Volk hinaus zu ragen. Und ich bin stets am langweiligsten geworden, wenn ich ins Moralisieren hinein gerieth. Das Moralisieren ist das Wasser, in welchem jede Poesie ertrinkt, denn der Dichter muß fliegen, aber nicht schwimmen können. Endlich, wie der Pfarrer kein Dichter ist, so ist der Dichter kein Pfarrer. Daß ich eine Predigt halte, ist jetzt das erste- und das letztemal gewesen. Guten Tag!"

Damit erhob sich der alte Mann, denn der Zug stand still und er stieg aus. Der Landgeistliche sowohl als ich waren ein wenig überrascht von dem, was dieser verlotterte Mensch gesprochen. Auf dem Perron standen mehrere Herren geistlichen wie weltlichen Standes, hutschwenkend grüßten sie dem Ankömmling entgegen, der, auf seinem Stocke gestützt, ihnen zutorkelte, ohne seinen Hut auch nur im Geringsten zu lüften. Ueber dem Ausgange standen in einem grünen Kranz die Worte: „Gottswillkommen, Piesenhamerl Franzel!"

Wir im Waggon blickten uns an: Franz Stelzhamer war das?!

„Der Mann ist arg heruntergekommen," sagte der Geistliche kopfschüttelnd.

„Ich glaube, er steht noch immer höher als manch Anderer," war meine Meinung.

R.

Kleine Laube.

Meine Lehrer.

Von Robert Hamerling.

O scheltet nicht das Kind, wenn es noch schwach,
Wenn es noch böse fast, selbstsüchtig ist
Und mitleidlos, und wenn es lügt und leugnet!
Aus meiner Jugendzeit so manchen Worts,
So manches schnöden Thuns gedenk' ich jetzo
Mit Scham und um Vergebung bät' ich gerne
In seinem Grabe manchen längst Begrab'nen
Für manchen Streich, womit ich ihn gekränkt.
Die allerschönste Lehre ließ mich kühl,
Kühl ließ mich selbst das schönste Tugendmuster.
So wär' ich wohl geblieben, der ich war,
Hätt' ich im Leben anderweitige
Lehrmeister nicht gefunden, die mich hetzten
Zum Haß des Schlechten mit besondren Stacheln,
Die Scham und Zartgefühl in mir erweckten,
Bis aus mir ward ein leidlich Menschenkind.

Soll ich sie nennen, diese meine Lehrer?
Nun wohl, vernehmt! Wollt Ihr zum Beispiel wissen,
Von wem ich wahr sein lernte? — Von den Lügnern
Den Heuchlern, Schmeichlern, Doppelzüngigen —
Klatschbrüdern und Scandalgeschichtenjägern —
Nicht minder von Phantasten, Phrasendrechslern,
Schönfärbern, geckenhaften Faselhänsen.
Bis in den Grund der Seele so verleidet
Ward Unwahrheit durch alle diese mir,
Selbst die geringste, daß ich hassen sie
Und meiden lernte für mein ganzes Leben.

Von wem ich Milde lernt'? — Von Splitterrichtern,
Von rücksichtslosen Spöttern, bösen Zungen,
Verleumdern, Lästermäulern — von Zeloten,
Fanatikern — von menschenfresserischen
Meinungstyrannen und Parteiwütrichen! —

Von wem ich lieben lernte? Von den Hassern,
Von Egoisten, Menschenfeinden, Neidern,
Von Seelenmäklern, Thier- und Menschenquälern,
Vivisectoren — seelenlosen Weibern!
Traun, erst als ich erfahren an mir selbst,
Wie weh' Lieblosigkeit, Herzlosigkeit,
Wie weh' die Bosheit thut, begann im Tiefsten
Zu dauern mich jedwede Menschenseele,
Die Solches dulden muß, und übers Herz nicht
Bracht' ich es mehr, so weh' zu thun den Andern.

Von wem ich schweigen lernte? Von den Schwätzern!
Von wem ich treu sein lernt'? Von Flatterseelen!
Charakterfest? Von Wind- und Wetterfahnen!
Pünktlich? Von Wortbruchshelden, Schwindelköpfen!
Gehetzt, Leichtsinn, von deinen Ekelbildern,
Ward ich Pedant beinah' der Ordnungsliebe ...

Habt Dank, ihr meine Lehrer! Was als Lehrgeld
Ich euch entrichtet, nicht zu theuer acht' ich's.
Und traf auf euren Bahnen mich so manch'
Unsanfter Schlag und Stoß — Zuchtruthenstreich
Der Lebensschule war's, den ich zuletzt
Dankbar verschmerzte; hat er doch gefruchtet.

Ein prophetischer Sänger.

Die Wacht am Rhein! Was dieses Lied für das deutsche Volk bedeutet, was es besonders im Jahre 1870 gethan hat, ist in Aller lebendigem Gedächtnisse. Damals, als es gegen das rheinlüsterne Frankreich gieng zum heiligen Krieg, war das Lied plötzlich allgegenwärtig, der Soldat sang es, der Zuhausebleibende sang es; ja selbst im Auslande, überall, wo es Deutsche gab, klang es in zuversichtlichster Begeisterung: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“

Wer hatte das Lied erdacht? — Man wußte es nicht, man hatte auch nicht Zeit, danach zu fragen. Es war wie aus der Zeit selbst hervorgesprungen, eigens entstanden als Kampf- und Trostgesang jenes Krieges. Und doch war dem nicht so. Das Lied „Die Wacht am Rhein“ ist dreißig Jahre früher entstanden, im Jahre 1840, drin in der Schweiz.

Es ist nachher Alles klargestellt worden und erst vor Kurzem hat W. Lang in der „Deutschen Rundschau“ einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem die Entstehung des Liedes, sowie die Biographie des Dichters genau ausgeführt erscheint.

Der Mann, der das Lied gedichtet, ist 1819 in dem württembergischen Dorfe Thalheim als Sohn eines Landmanns geboren worden, zog dann in die Schweiz, wo er zu Burgdorf eine kaufmännische Stellung einnahm, starb dort schon 1849 als dreißigjähriger Mann. Sein Name ist Max Schneckenburger.

Der Mann hatte auch andere Gedichte verfaßt, wovon die der patriotischen Art weitaus die hervorragendsten sind. Dieser Dichter ist aber merkwürdig, er war ein patriotischer Seher, er hat es Jahrzehnte lang vorausgefühlt und vorausgesagt, was geschehen mußte, er hat die herrlichen Tage des deutschen Volkes vorausgelebt. In seinem Tagebuche finden sich unter Anderem folgende Aussprüche:

„Ein schlechter Hund, ein bejammernswürdiger Mensch, dem nicht nach dem Herrgott sein Vaterland das Höchste ist.“

Im Jahre 1835 schrieb er: „Deutschlands schöner Zukunft meine beständigen Träume! An geistiger Kraft fehlt es den Deutschen nicht, und physische Kräfte liegen genug in meinem herrlichen Volke. Gebt eine Kraft, die es leitet und eint, und Deutschland herrscht über Europa.“

Im Jahre 1841 schrieb er: „Durch seinen Handelsverein muß Deutschland alle ihm politisch entfremdeten und alle noch nicht in jener Einigung mitbegriffenen Provinzen in friedlicher Eroberung sich erwerben. In erster Linie stellen sich da die Nordseestaaten und Hansastädte, Holland, Belgien, die Schweiz und Dänemark dar; in zweiter und wohl noch etwas entfernter, jedenfalls nur infolge eines europäischen Krieges, das Elsaß, die Lande des österreichischen Kaiserstaates und Rußlands deutsche Ostseeprovinzen.“

— „Einheit Deutschlands, so weit die deutsche Zunge klingt.“ — Preußens Hegemonie, Oesterreichs Austritt aus dem deutschen Bunde, seine Ausdehnung gegen die Donaustaaten hin nach Osten, waren auch Weissagungen Schneckenburgers.

„Hätte ich,“ schrieb er 1841, „eine Stimme wie Donner, und Blitzesstrahlen zu Blicken, ich würde unaufhörlich donnern und blitzen: daß die Nordseestaaten zum Zollverein treten, daß Oesterreich sich ihm aufs Engste eint ... aber schnell! schnell! Und Landwehren — und allgemeine Wehrpflicht und Freiheit der Presse und ständische Freiheit würde ich predigen mit Sturmeslaut, und den Eisenbahnerbauern zujauchzen und: Vorwärts! Vorwärts! mahnen, denn mir schwant, es werde keine große Reihe von Jahren mehr gehen, so tritt unsere große Feuerprobe und Bluttaufe ein, und da müssen wir einig, einig, einig sein.“

Noch einige Jahre früher verfaßte Schneckenburger ein Gedicht, in welchem er den Traum eines bekümmerten Patrioten am Rhein beschreibt. Da taucht der Stromgott aus den Fluten und sagt folgende Worte:

„... Einst geht die Sonne auf im Frühlingsglanz,
Mein Volk steht da im hellsten Siegeskranz,
Geschütz erkracht, die Glocken alle schallen,
Zu diesen Fluten sieht man Deutsche wallen;
Ein herrlich Volk, es blitzt das Auge kühn,
Der Arm ist kräftig, bieder ist der Sinn.
Ein Mann, ein edler, starker, frommer, weiser,
In ihrer Mitte geht, es ist der Kaiser.
Dann steig' ich aus des Wassers Fluten nieder
Und segne sie: das Volk der deutschen Brüder,
An jenem Tag voll Herrlichkeit und Pracht,
Am deutschen Tag — nun, Lieber, gute Nacht!
Da taucht er wieder in die Fluten nieder.
An Schwarzwalds Hügeln glüht die Morgenröthe,
Ich sinke auf die Kniee hin und bete,
Und bete für mein Volk, die deutschen Brüder.“

Das wurde geschrieben 1834, sechsunddreißig Jahre vor den großen Ereignissen. Und da sage man noch, daß Poeten nicht Propheten wären!

Im November 1840 war hernach die Rheinwacht entstanden. Weil die Schlußzeilen: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein,“ gar so sanglich waren, so wurde das Lied zuerst in Schneckenburgers kleiner Tischgesellschaft, im Kreise von Lehrern und gleichgesinnten Deutschen in Burgdorf gesungen; ein Herr Spieß setzte es in Musik und bald zog es hinaus in die Lande. In die gegenwärtige weltbekannte Sangweise wurde das Lied erst später durch Karl Wilhelm in Crefeld gebracht.

Max Schneckenburger litt in der Schweiz an beständigem Heimweh nach Deutschland, allein seine geschäftlichen Verhältnisse machten ihm die Rückkehr in die Heimat nicht möglich. Einst schrieb er die folgenden Zeilen:

„Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heimischen Strand.“

Dieser Wunsch ist ihm 1886 erfüllt worden. In feierlicher Weise wurden die Ueberreste des prophetischen Sängers der „Wacht am Rhein“ nach dem württembergischen Bergdorf Thalheim gebracht, wo sie nun auf dem Ortsfriedhof ruhen.

M.

Ein Geistlicher an einen Weltlichen.

„Lieber Landsmann!

Vorauszuschicken ist, daß ich mich über Ihren „Heimgarten“ oft schon erklecklich geärgert habe. Er ist manchmal gar zu freimüthig, auch in Gegenständen, in welchen ihm die Einsicht und Erfahrung mangeln muß. Weil er mir aber den Eindruck von Redlichkeit macht, so kann ich ihm nicht gram sein. Wenn er in Wahrheit ein tolerantes Blatt ist, welches Jedermanns Ansicht und ehrliches Streben achtet, so wird sein Herausgeber diese Epistel annehmen, sollte sie ihm auch gegen den Strich gehen.

Verfasser derselben ist auch ein Bauernsohn, also werden die Beiden sich, wenn auch nicht gegenseitig bekehren, was wohl schwerlich anzunehmen, so doch verständigen.

Verfasser dieser Epistel ist ein Weltpriester in einem Orte, wo sogenannte Ungebildete und Gebildete durcheinander wohnen. Das Verhältnis der sogenannten Ungebildeten zur Geistlichkeit ist Ihnen bekannt. Ueber das Verhältnis der Aufgeklärten zu ihr möchte ich mein Herz ausleeren. Wenn man darüber nachdenkt, es ist empörend, was solche Leute uns zumuthen. Ließ ich mich vor einiger Zeit leider in einen religiösen Discurs ein mit einem Advocaten. Dieser Herr sagte mir Folgendes ins Gesicht: Er begreife, daß für das gemeine Volk ein Gott und ein Teufel aufgerichtet sein müsse, und auch, daß der Priester dem gemeinen Volke gegenüber sich so stellen müsse, als glaube er selber daran. Allein bei den Gebildeten sollte er — der Priester — doch Farbe bekennen, den liberalen Ansichten Rechnung tragen.... Noch weiter hin ließ er sich aus. Ich war völlig starr und wußte nicht, ob ich's da mit einer namenlosen Frechheit oder mit einer unglaublichen Naivetät zu thun hätte. Hernach sagte ich ihm meine Meinung: Herr, wenn Sie das nicht verstehen, was ein Priester ist, so sollten Sie doch wissen, was ein Mann ist. Der Mann muß die Ehrlichkeit und den Muth haben, seine Ueberzeugung offen zu bekennen und zu vertheidigen. Habt Ihr nicht von den Jesuiten erzählt, welche angeblich die Leute herumkriegten, indem sie jeden nach seiner Art behandelten, bei seinen Schwächen gängelten und sich so in alle Stände einzuschmuggeln verstünden? Und von uns verlangt Ihr, daß wir wie diese von Euch so sehr verabscheuten Jesuiten sein sollten? Wir gewissenhafte Priester kennen keinen Unterschied, sei es das Schulkind, sei es der bigotte Bauer, sei es der liberale Bürger, sei es der Gelehrte, sei es der Soldat, sei es der König und Kaiser, wir haben für Alle den gleichen Gott und den gleichen Teufel, das heißt, wir bekennen und vertreten vor Allen und Jedem dieselbe uns von Christus durch die katholische Kirche geoffenbarte Religion. Wir thun das nicht etwa aus dem Grunde, weil wir müssen, oder weil es zweckmäßig ist, oder weil es überhaupt Sache unseres Berufes ist, sondern wir bekennen und verbreiten einfach darum die religiösen Wahrheiten, weil wir daran glauben, weil wir felsenfest davon überzeugt sind. Und wer Anderes von uns denkt, Anderes uns zumuthet, der beschimpft uns auf die niederträchtigste Art.

Ob wir unseren Glauben als Naturanlage haben, oder von unserer Erziehung und katholischen Schulung, oder von der Gnade Gottes, das zu besprechen ist hier nicht am Platze — Thatsache ist, daß wir ihn haben und daß uns keine Macht der Welt davon abbringen kann. Und wir fürchten uns nicht. Den unbußfertigen König strafen wir, wie den armen Sünder im Bettlergewande, und die kirchlichen Segnungen geben wir nicht den Mächtigen, sondern den Gläubigen.

Oft wird behauptet, daß wir Priester keinen weltlichen Herrn über uns anerkennen wollten, sondern nur den Papst in Rom, weßwegen man uns die „Römlinge" nennt. Nun versichere ich Sie Eines: Wenn es Gott der Allmächtige zuließe, daß der Papst auf einmal eine neue Lehre predigte, so würde von diesem Augenblick an der Clerus nicht mit ihm gehen, sondern unentwegt an den heiligen Traditionen der katholischen Kirche festhalten. Wir halten also nicht an dem Papst als solchen fest, sondern an der katholischen Kirche. Es mag wohl auch schon mancher untergeordnete Geistliche einer päpstlichen Verordnung entgegengehandelt haben, wenn sie seiner strengen Ueberzeugung nicht entsprach; Beispiele davon konnten Sie in jüngster Zeit sehen und daraus die Lehre ziehen, wie unumstößlich fest die Kirche steht, unbekümmert um weltliche Interessen, ja selbst unberührt von menschlichen Regungen.

Ich gebe zu, daß unser irdisches

Herz, eben weil es irdisch ist, sich manchmal dem niedrig Menschlichen zuzuneigen droht, dem Mitleide auch für Ungläubige; allein die Stärke unseres Glaubens muß die menschliche Regung besiegen und unser Mitleid hat sich nur dahin zu bethätigen, daß es die Ungläubigen und Zweifler bekehre zu dem heiligen Glauben. Wie will Der, welcher verstockt bleibt gegen die kostbaren Gnadenquellen der Religion, Mitleid und Rücksicht fordern von uns!

Wer uns also zumuthet, daß wir etwa aus landläufiger Bonhomie oder gesellschaftlichen Rücksichten den heiligen Geboten zuwider handeln sollen, der wird zwar mancher Willfährigkeit begegnen — denn wir Alle sind schwache Menschen — allein die Satzungen mißkennt er. Und wer sich einbildet, daß die Kirche etwa dem Zeitgeiste einige Schritte entgegen kommen würde, der mißkennt und erniedrigt sie. Sie ist stark in Gott und durch ihre Unbeugsamkeit imponiert sie, während sie durch Nachgiebigkeit ihr Ansehen alsbald schädigen würde. Ich sage das: Welt und Kirche werden sich nie einigen, trotzdem der „Heimgarten" in seinem zwölften Jahrgange, Seite 513, über den Frieden zwischen Kirche und Gesellschaft recht rührend geschrieben hat. Jener Glaube, welcher in den Augen der Welt als der rechte gilt, wird und muß in denen der Kirche der falsche sein. Und ein Geistlicher, den die Welt einen Priester der Religion der Liebe, einen freisinnigen Geistlichen, einen toleranten Seelsorger nennt, ein solcher ist vor der Kirche ein schlechter Priester. So ist es und so muß es sein. Duldsamkeit, sogenannte Menschenliebe ist nicht Religion, hat mit der Religion nichts zu schaffen. Die Duldsamkeit in religiösen Dingen ist das sicherste Zeichen von Gleichgiltigkeit im Glauben. Alle guten Werke zusammen, die auf der Welt geübt werden können, auch der Heide kann sie üben! sind noch nicht so viel Religion, als das andächtige Beiwohnen einer einzigen heiligen Messe. Denn Religion ist glauben! Hätte man sich nur das erst einmal gemerkt, wie viele Begriffsverwirrungen würden ausbleiben! Freilich ist nach den Worten des Apostels der Glaube ohne die Werke todt; aber die Werke sind ohne den Glauben ebenfalls todt, was aus vielen Stellen der heiligen Kirchenväter hervorgeht.

Dem „Heimgarten" glaube ich es, daß es ihm mit seinem weltverbesserungs- und Versöhnungsplänen Ernst ist, aber er wird damit nichts ausrichten. Es haben's schon Stärkere versucht und auch nichts ausgerichtet. Die Kirche steht auf einem Fels und sie kennt kein Compromiß; wer nicht für sie ist, der ist wider sie. So ist es und so wird es bleiben. Genehmigen Sie, lieber Heimgärtner, diese freimüthigen Zeilen eines

Landsmannes."

Vorstehendes Schreiben hat auf mich Eindruck gemacht. Ich wußte es zwar schon lange, daß es so steht, und wir Alle wissen es, und doch berührt uns dieses klare, stolze Bekenntnis eigenthümlich. Den ersten Theil des Schreibens, welcher von der durch keine Macht zu wendenden religiösen Ueberzeugungstreue spricht, verstehe und würdige ich vollkommen und sage ebenfalls: so ist es und so muß es sein. Ehre dem Priester, der unbekümmert um die Welt seiner Ueberzeugung nachlebt. Und doch überrascht die daraus entspringende Folgerung, die im zweiten Theil des Schreibens angedeutet wird. Sogenannte Menschenliebe und gute Werke, sie haben mit Religion nichts zu schaffen, — auch der Heide kann sie üben ... Und die zuversichtliche Versicherung: die Versöhnung, der Friede zwischen Kirche und Welt wird nicht gelingen ...

Wem ist es möglich, da mitzuthun?

Wie das tägliche Brot, so nothwendig brauchen die Menschen eine sittlich-religiöse Erziehung. Statt einer solchen nur Hader um Dogmen und Principien! — Clerical, liberal. In beiden Lagern sündigt man schwer. Die Herren betreiben ihren Wortstreit — sei es mündlich oder schriftlich, in widerlichen Zeitungshetzereien — wie

ein Geschäft, oder wie Spiel und Sport, oder aus Zanksucht. — Es drängt sich einem der Zweifel auf, ob ihnen wirklich zu thun ist um die Sache, um das sittliche Wohl der Menschen?! R.

Beschwörungsformeln.

Zur Geschichte deutschen Volksglaubens.

Jacob Grimm erhofft aus einer umsichtigen Sammlung der Beschwörungsformeln mannigfache Aufschlüsse für die Geschichte unserer Mythologie. Seine Anregung hat im Laufe der Jahre ihre Früchte getragen. Auch der Unterzeichnete hat sich seit einer Reihe von Jahren bemüht, dergleichen Formeln zu sammeln. Hier sollen zunächst einige Segen mitgetheilt werden, welche aus den Provinzen Pommern, Sachsen und Westfalen, sowie aus der deutschen Gegend Böhmens stammen.

1. Gegen Auszehrung.

Man geht einmal, wenn der Mond neu, und einmal, wenn er alt ist, vor die Stadt an einen Ort, wo man wenigstens drei Kirchspitzen übersieht, blickt in den Mond und spricht, indem man drei Kreuze macht: O, Herr Jesu Christ, ich bitte dich durch deine fünf Wunden, gib mir wieder Mark und Bein, Fleisch und Blut. (Fehlt der Fundort.)

2. Gegen die Blatter im Auge.

a) Blatter, flieg' aus meinem Aug', flieg übers Haus, flieg' übers höchste Firmament.
Helf' mir die heilige Dreifaltigkeit, Gott, Vater, Sohn u. s. w. Dann bete drei Vaterunser und den Glauben.
(Fundort: Engelhaus bei Karlsbad i. B.)

b) Die zwei Daumen werden auf das Auge über Kreuz gelegt und gesprochen:
Die heilige Barbara geht über das heilige Land;
Sie trägt nicht neun Blattern in ihrer Hand.
Sie trägt nicht neun, sie trägt nicht acht u. s. w.; sie trägt nicht eine, sie trägt gar keine.
Dazu helfe die allerheiligste Dreifaltigkeit, Gott Vater u. s. w.
Darauf bete drei Vaterunser zur heil. Barbara. — Der Spruch wird dreimal gesprochen. (Fundort Karlsbad.)

3. Blut stillen.

a) Blut, stehe stille, wie das Lamm am Kreuze Christi stand. Im Namen Gottes u. s. w.
(Fundort: Bleicherode bei Nordhausen.)

b) Frisches Blut, stehe still, wie das heilige Firmament. Helf's Dir Gott u. s. w. ††† (Fundort: Teplitz.)

c) Blut, bist gesprungen, spring' nimmer. Gott Vater ist gestorben, stirbt nimmer. Dazu helfe Gott u. s. w. †††
Dreimal zu sprechen.
(Fundort: Liboch bei Melnik i. B.)

d) Ich habe mir geschnitten eine Wund'
In einer unglückseligen Stund'.
Die Wund' soll nicht schwären, nicht reißen, nicht schmerzen,
So wie unsere liebe Frau ihr Söhnlein geboren hat.
Dazu helfe Gott Vater u. s. w. †††
Dreimal zu sprechen.
(Fundort Teplitz.)

e) Die zwei Daumen werden über die Wunde übers Kreuz gelegt und gesprochen:
Glückselig ist der Tag, glückselig ist die Stund',
Da geschehen ist die Wund'.
Wund' du sollst nicht hitzen und nicht schwitzen, nicht bluten und nicht schwären,
Bis die heilige Mutter Gottes thut wieder einen Sohn gebären.
Dazu helfe Dir Gott u. s. w. — Dreimal zu sprechen. (Fundort Karlsbad.)

f) Ein Mittel, um das spritzende oder strömende Blut zu besprechen oder um einen Dieb auf den Platz zu bannen:

Petrus gieng über Land,
Er hatte das Jesuskindlein an der Hand;
Da kamen die Jesuiter und wollten das Kindlein stehlen.
Da sprach Petrus: Du sollst springen wie ein Bock,
Du sollst stehen wie ein Stock. Im Namen Gottes u. s. w.
(Fundort: Colberg.)

g) Ich stand in einer Oberthür
Und sah in eine Unterthür.
Das Wasser laß ich fließen,
Das Blut, das thu' ich schließen. Im Namen u. s. w. Amen.
(Fundort: Kreis Wittgenstein, Westfalen.)

„Amen," welches hier am Schlusse der Formel erscheint, fehlt sonst fast regelmäßig.

4. Gegen den Brand.

a) Brand, werde kalt, wie der Kelch in des Priesters Hand. Im Namen u. s. w.
(Fundort Karlsbad.)

b) Gott Vater reiset über das Land;
Er trägt den Brand in seiner Hand.
Brand, du sollst erlöschen
Und nicht weiter fressen. Das helfe Dir Gott u. s. w. Dreimal zu sprechen.
(Fundort Karlsbad.)

5. Gegen die Flechten.

Schwinden, schwinden, schwinden;
Laß dich binden, binden, binden,
Wie unsern Herrgott seine rinden, rinden, rinden. (?)
Im Namen der heil. Dreifaltigkeit. Dazu helfe mir Gott Vater u. s. w. Amen.
(Fundort Teplitz.)

6. Gegen Herzspann.

Was ich suche, werde ich finden,
Gott gebe, daß es verschwinde. Im Namen u. s. w. (Fundort Karlsbad.)

7. Gegen Rose und Geschwulst.

a) Unser Herr Christus ward auf Erden verwund't,
Das ward im Himmel kund
Daß er nicht kellt und nicht schwellt.
Da kam auch keine Unsucht zu.
Das sollst Du auch thun. Im Namen des Vaters u. s. w. Dreimal zu sprechen. (Fundort Teplitz.)

Gegen die Rose.

b) Mutter Maria gieng über das Land,
Sie trug eine Rose in ihrer Hand;
Sie trug sie aus, nicht wieder ein.
Weg soll die, die Rose sein. Im Namen der heil. Dreifaltigkeit. Dazu helfe mir Gott u. s. w.
(Fundort Teplitz.)

8. Gegen Reißen und Rothlauf.

a) Unserer lieben Frau ihr heiliges Buch,
Das heilige Altartuch,
Unserer lieben Frau ihr' süße Milch,
N., für eine Buß' sei Dir dies Reißen und Rothlaufe gut.
Dies helfe Dir die heiligste Dreifaltigkeit, Gott Vater u. s. w.
(Fundort Karlsbad.)

Gebet für den Rothlauf.

b) Unsern Herrn Jesu sein allerheiligstes Altartuch,
Da wird verwandelt sein Fleisch und Blut,
Und unser lieben Frau ihr Gebetbuch
Ist vor das Rothlauf gut. —

Und das drittemal sagt man Schweißtuch; dann betet man drei Vaterunser zu unser lieben Frau ihren Thränentuch. (Fundort Teplitz.)

c) Da legt man die Hand darauf und spricht:

Unserer lieben Frau ihr Gebetbuch, und das Altartuch unserer lieben Frau, unseres Herrgott sein heiliges Blut ist für das Rothlauf gut. — Dreimal sprechen. (Fundort Teplitz.)

9. Gegen die Schwämme.

Was ich seh', das wächst, (da ist der Mond damit gemeint),
Was ich hab', ist nichts,
Das werf' ich weg. — Dreimal zu sprechen.
(Fundort Teplitz.)

10. Gegen den Wurm am Finger.

Heiliger Ritter Sanct Georg.

Er ackert drei Furchen: in der ersten Furche einen weißen Wurm, in der zweiten einen rothen Wurm, in der dritten einen schwarzen Wurm; die drei und alle siebenundsiebenzig seid todt. — Dann macht man das Kreuz mit dem Daumen dreimal.

(Fundort Teplitz.)

11. Zahnschmerzen verbohren.

Man läßt sich am Tage von dem „Verbohrer" einen Zahnstocher geben, geht gegen Abend zu demselben hin und bohrt auf dem Wege mit diesem Holze so lange in dem hohlen Zahne, bis Blut kommt. Darauf ruft man den Verbohrer mittelst Anklopfens an Thür oder Fenster heraus, überreicht ihm das Holz und „betet" still vor sich hin den Spruch:

Was ich hier in diesem Fleische finde,
Das verschwinde,
Wie der Mann verschwand,
Der die Weide wand.

Der Verbohrer nimmt schweigend den Zahnstocher, bohrt ein Loch in einen Baum und verbirgt ihn in demselben, indem er ebenfalls einen Spruch (ob denselben?) still vor sich hinbetet. Beide müssen auf dem Wege und bei dem Verbohren das größte Stillschweigen beobachten, dürfen auch nicht grüßen. Der Kranke darf den Ort, an dem das Holz verbohrt ist, nie wieder betreten, wenn die Schmerzen nicht zurückkehren sollen.

(Fundort: Ostrau, Kreis Bitterfeld.)

12. Kugelsegen.

Gott der Vater soll mein Ein- und Ausgang sein; derselbe wolle mein Beschützer sein vor Stahl und Eisen, vor Kugel und Blei. Wer mehr ist als Gott und die heilige Dreifaltigkeit, der verwunde mich. Im Namen u. s. w. ××××

(Fundort Nordhausen.)

Daß die Kreuze schräg gemacht werden, wird bei einigen Sprüchen ausdrücklich vorgeschrieben. Ed. Haase, Neu-Ruppin.*)

*) Aus „Am Urds-Brunnen." Mittheilungen für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde. (Dahrenwurth.)

Gedanken in der Einsamkeit.

Von Max Karpa.

Die Künste sind der Traum der ewigen Wahrheit!

* * *

Hoffe nichts — so kann die Freude Dich überraschen!

* * *

Die Beleuchtung ändert die Farben, nicht die Umrisse! Daher streitet nur fort — Ihr werdet nicht einig!

* * *

Der Mensch soll sich bescheiden — sich noch immer etwas vorenthalten.

* * *

Die Natur duldet nicht lange Vollkommenes! Sie theilt, sprengt oder spaltet es unbarmherzig — um damit das Unvollkommene zu vervollkommnen.

* * *

So lange Du einsam bist — Du sündigst nicht! Du wirst Dich geben, wie Du bist. Komme aber mit auch nur Einem zusammen! ob Du schweigst — ob Du sprichst — Du bist ein Lumpe.

* * *

Die Welt ist eine Zaubervorstellung. Es geschieht Alles auf die natürlichste Weise und Niemand, außer dem Künstler, weiß: „wie."

Ich lieb' an einem Weib...

Ich lieb' an einem Weib
Nicht bloß den feinen Leib,
Noch mehr die reine Seele.
Ist ihre Seel' nicht mein,
Auf ihren Leib allein
Verzicht' ich leicht und schnelle.

Als ich um sie gefreit,
War's für die Ewigkeit,
Und nicht für kurze Blüte;
Die wahre Liebe keusch
Plangt nicht so sehr nach Fleisch,
Vielmehr nach Herz und Güte.

Wer für Gestalt nur Sinn,
Für Den sind bald dahin
Des süßen Glückes Triebe.
Doch auf der Jahre Höh'n
Wird erst die Seele schön
In Ahnung ewiger Liebe.

L. Holm.

Die Furcht vor dem Tode.

Die Frage, ob Kranke Furcht vor dem Tode empfinden, ist wohl im Allgemeinen schwer auf bestimmte Weise zu beantworten. Ein englischer Arzt hatte, um zu einem bestimmten Ergebnis zu gelangen, eine große Anzahl seiner hervorragendsten Collegen aufgefordert, in ihrem Wirkungskreise nachzuforschen, wie viel Kranke sie hätten, die sich davor fürchteten, sterben zu müssen. Das überraschende Ergebnis war, daß von allen befragten Aerzten es nur zwei waren, welche ein Jeder je einmal einen Kranken gesehen hatten, der Furcht vor dem Tode empfunden hatte; allen Uebrigen war dies nie vorgekommen. Das wird man nun schwerlich schon für beweiskräftig halten. Von unheilbaren Kranken läßt sich wohl ohneweiters behaupten und wird durch Erfahrung oft genug bestätigt, daß sie — namentlich, wenn sie stete Qualen erdulden müssen — nicht Furcht, wohl aber Sehnsucht nach dem Tode empfinden.

Interessant aber ist, an einzelnen Fällen bewiesen zu finden, daß auch bei solchen Leuten, die unmittelbar aus Gesundheit und frischem Leben in dringende Todesgefahr geriethen, die Furcht vor dem Tode ihre letzten Gedanken nicht beschäftigt hat.

Der berühmte Afrikareisende Livingstone wurde von einem Löwen im Rücken gefaßt, der anfieng, seinen Arm aufzufressen. Das Thier wurde jedoch noch rechtzeitig durch unerwartete Hilfe erlegt. Livingstone versicherte mit aller Bestimmtheit, keine Spur von Furcht empfunden und ebensowenig Schmerz verspürt zu haben; nur außerordentlich neugierig war er, welchen Körpertheil der Löwe wohl weiter auffressen würde, wenn er den Arm verzehrt hätte.

Etwas Aehnliches begegnete dem jetzigen türkischen Gesandten in London, Rustem Pascha. Derselbe wurde von einem Bären angegriffen, der ihm Stücke von der Hand, dem Arm und der Schulter abriß. Auch der Pascha empfand keine Furcht und keinen Schmerz; dagegen ärgerte es ihn furchtbar, daß der Bär vor Vergnügen und Wohlbehagen brummte, während er ihn verzehrte.

Ein drittes Erlebnis dieser Art hatte ein indischer Officier, Sir Edward Bradford, den an einem einsamen Orte ein Tiger anfiel. Derselbe hielt ihn mit einer Tatze fest an der Schulter und verzehrte nun mit großem Wohlbehagen und in aller Muße seinen ganzen Arm, von unten herauf, zuerst die Hand und dann immer weiter herauf bis zur Schulter. Hier hörte er auf und ließ ihn liegen. Auch dieser versichert, durchaus kein Gefühl von Furcht empfunden zu haben; nur als die Zähne des Tigers zum erstenmale durch seine Hand giengen, that es ihm weh, doch nachher spürte er auch keinen Schmerz.

Ein Berliner Gelehrter stürzte mit seiner ganzen Gesellschaft bei einer Bergbesteigung in der Schweiz vor einigen Jahren von einem hohen Gipfel ab in die bodenlose Tiefe, wobei alle anderen Theilnehmer an der Partie zerschmettert wurden, er selber jedoch nur durch einen glücklichen Zufall mit dem Leben davonkam; während des Fallens, in der immerhin nur kurzen, ihm jedoch zur Ewigkeit gewordenen Zeit, hatte er nur durchaus gleichgiltige Gedanken: „Wie dumm, daß wir nun das ganze Ende noch einmal hinaufklettern müssen; und den Sonnenaufgang morgen Früh versäumen wir doch!"

Ein Bürger in München saß mit seiner Familie gemüthlich in einem Brauhause und verzehrte Bier und Rettiche. Plötzlich wurde es vor seinen Augen dunkel, so daß er dachte: Was? Ein Schlaganfall! Bin doch neugierig, wie — dann konnte er nichts mehr denken und nichts mehr fühlen. Als er wieder zu

sich kam, fand er sich in einer völlig ungewohnten Lage, er lag ausgestreckt auf einer Bank, und obzwar es lichter Tag war, brannten im Zimmer Kerzen. Noch schlaftrunken und ziemlich schwerfällig erhob er sich, stieg auf den Boden und gieng hinaus ins Nebenzimmer, wo die Anwesenden in ein Angstgeschrei ausbrachen und fliehen wollten. Nun erst kam er zum klaren Bewußtsein, daß er ja auf einer Bahre gelegen war, daß er also gestorben sein müsse und daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, wenn er lebe und wandle. Er vermeinte jeden Augenblick todt zusammenzubrechen, und es befiel ihn eine solche Todesangst, daß er, einer Ohnmacht nahe, in den Sessel sank und der kalte Schweiß auf seine Stirne trat. Erst der herbeigeholte Arzt vermochte ihn zu beruhigen, ihm klar zu machen, daß er nur in einem Starrkrampf gelegen und irrthümlich als todt aufgebahrt gewesen war.

Später hat der Mann wiederholt geäußert, wie es ihm leid thue, daß der Himmel ihm den süßen plötzlichen Tod nicht als giltig genommen hatte. Von einer Angst, Furcht oder Abschiedstrauer war nicht die geringste Spur gewesen. — Es ist ja wirklich so, wie jener Weise gesagt hat: Was soll ich mich des Todes wegen grämen! Der Tod geht mich nichts an. Wo ich bin, ist der Tod nicht, und wo der Tod ist, bin ich nicht mehr. S.

Am Kleefeld.

Im grünen Klee
Maßliebchenschnee,
Ranunkelgold...
Wie wunderhold
Ist solche Pracht,
Die Gott in seiner Huld gemacht!

Ein luftig Ding,
Der Schmetterling,
Schwebt drüber hin
Mit leichtem Sinn;
Und hell und traut
Der heit're Sonnenhimmel blaut.

Und ringsherum
Das froh' Gesumm
Der Bienlein klein
Im Sonnenschein,
Und Wachtelschlag
Den ganzen langen Sommertag!

O Sommerszeit!
Wie voll und weit
Wird meine Brust,
Wenn Duft und Lust
Das All erfüllt
Und allerorts die Freude quillt!

Da strömt hinauf
Zum Sonnenlauf
Des Dankes Zoll...
Bewunderungsvoll
Preis' ich die Macht,
Die Rosen schuf nach Wintersnacht!

Joh. Peter.

Ein Verehrer.

Auch ein kleines lustiges und zugleich lehrreiches Erlebnis. Auf dem Bahnhofe zu M. war's. Ich erwartete den Zug, der mir meinen ältesten Knaben aus der Stadt bringen sollte. Der Zug fuhr ein, der Knabe stieg aus und mit ihm ein Handelsmann. Kaum ich Ersteren flüchtig begrüßen konnte, stürzte Letzterer auf mich zu, schüttelte mit beiden Händen lebhaft die meine und rief freudestrahlend: „Ah, Herr, das freut mich, Sie als den Ersten hier zu sehen. Das bedeutet Gutes. Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie verehre! Ja, wahrhaftig! Ihr schönes, schönes Werk soll mir ein ewiges Andenken sein. Ich gedenke einige Tage in Ihrem schönen M. zu bleiben. Sie haben es berühmt gemacht. Ja, wahrhaftig! Es ist wirklich sehr schön hier. Wie geht's Ihrer werthen Familie? Alles gesund? Ja? Kinderln auch? Ja? Sehr erfreut. Sie kommen wohl auch manchmal ins Gasthaus, nicht wahr? Na, da werden wir uns hoffentlich recht oft sehen. Ich will gar nicht verzichten auf das Vergnügen, Sie hier auszunützen. Es freut mich sehr! Sie wissen nicht . . . wahrhaftig!"

Mehrmals wiederholte er die freundlichen Redensarten, ohne daß ich im

Stande war, auch nur ein Wörtchen Abwehr dazwischen zu schieben; nur mit Mühe gelang es mir, meine Hand von der seinen frei zu machen, um sie endlich meinem Kinde zu reichen.

„Entschuldigen Sie," sagte ich, „mein Sohn! Er kommt eben nach längerer Abwesenheit . . ."

„Das — das — Ihr Sohn? — Ihr Sohn?" fragte er stotternd und erblaßte, „schon so — so groß! — Na. — Ich empfehle mich Ihnen."

Hastig eilte er davon und ich wußte nicht, was ich mir von seiner plötzlichen Verlegenheit denken sollte.

Mein Knabe klärte mich bald auf.

„Kennst Du diesen Herrn, Vater?" fragte er.

„Ganz flüchtig. Er schickte mir einmal seine Photographie und bat mich um ein Freiexemplar eines meiner Bücher, das ich ihm auch geschickt habe."

„Wenn er noch dastünde, müßte ich ihm ins Gesicht spucken," sagte der Knabe mit einer Leidenschaft, die ich sonst an ihm nicht kannte.

„Du scheinst nicht sehr feine Manieren mitzubringen, aus der Stadt!" verwies ich ihn. „Welchen Grund hast Du, so zu sprechen?"

„Ich sollte schweigen. Du wirst staunen, Vater. Du mußt wissen, was Du für Freunde hast."

„Also komm. Das Gepäck wird schon nachgeschafft. Dein Fahrbillet mußt Du abgeben. So. Nun, wie geht's Dir, Junge."

„Ich hatte eine interessante Reisegesellschaft," sagte er. In meinem Coupé saßen zwei Geistliche und der Herr, der Dich eben begrüßt hat. Ich hörte zu, was sie redeten und mußte heimlich lachen. Sie sprachen über Dich."

„Ei. Hoffentlich hast Du Dich dabei recht erbaut."

„Sehr. Die Geistlichen waren Dreiviertel gegen, ein Viertel für Dich. Aber dieser Herr, Dein großer Verehrer, war vier Viertel, ja fünf Viertel gegen Dich, Du hättest ihm Dein Machwerk aufgedrängt, sagte er, er habe es versucht, zu lesen, sei aber mit größter Anstrengung nicht zu Ende gekommen. Ein läppisches Zeug. Sich in Alles dreinmischen. Auch den Lieutenants hättest Du einmal Eins versetzt. Der Mann, sagte er, hätte lieber Schuster werden sollen, als Dichter. Fast wüthend ward er, — ich wollt' ihm schon meine Meinung sagen — da thaten es die Geistlichen: ganz so schlimm sei es vielleicht doch nicht. — So, jetzt weißt Du es."

„Gelacht, sagst Du? — Na, da hast Du recht gethan."

„Aber jetzt, wie er Dich so anfällt, ist mir nicht mehr ums Lachen," sagte der Knabe.

Mir war die Sache einen Moment peinlich. Bald verwand ich's. „Lachen wir aber doch," lachte ich. „Und dann Folgendes: Wenn es seine Meinung war, so that er nicht unrecht, sie auszusprechen. Ob sie die richtige ist, das zu beurtheilen sollst Du später selbst einmal in der Lage sein. Die Art, wie er nach seinem Aussteigen mich begrüßt hat, war mir an und für sich widerlich, sie war tactlos, doch nicht schlecht. Elend und abschreckend aber ist die Doppelzüngigkeit. Und wie erbärmlich und unvergänglich sich ein Mann mit solcher Doppelzüngigkeit blamieren kann, davon hattest Du hier ein lebendiges Beispiel. Und nun genug davon, nun freue Dich, daß Du daheim bist."

Mein Verehrer, der Handelsmann, ist in M. nicht lange verblieben, schon mit dem nächsten Zuge soll er weitergereist sein. H. M.

Wia da Rumpelbocher sein Feind verzeicht.

In steirischer Mundart.

D Welt war hasn hisch weit und broat, moant ma. Nit wohr is s. Wo a zwen Großbaurnhöff nebnanonda stehn, do wird s gwiß ollamol z eng.

Ah ban Bamelberger und ban Rumpel-

bocher is s nit onderfta. Um an iadn Kletzn streiten s und raffen s, de zwen Großbaurn, und kleba, daß oa Feindsaligkeit aus is, hebb a nengi on. A so kemmen s eahna leppa nit ausser aus Gift und Goll und wan Oaner in Ondern wos Unguats onthoan kon, sa thuat er s, und wan Oaner an schlechtn Tog hot, so hot der Ondri an guatn.

Hiaz gach wird da Rumpelbocher schwar krouk. Da Boda muaß her. Da Boda kimpp und schofft in Geistler on; do woaß ma s eh scha: Da Boda, da Geistler — und da Dritt is da Todtngroba.

„In Gottsnom!" sogg da krouk Rumpelbocher, „wan s nit onderster is, ih gib mih drein!" Und legg sei Beicht oh, wia s as sih ghört.

Ober in Geistla, den is gor nit um an Brauch z thoan, der will wos Guats wirkn und in Sterbendn an christlichn Eingong in Himel vaschoffn.

„Noh a por Wörtl hätt ih z redn mit Dir," sogg er zan Baurn. „Waust eppa gegn wen a Feindschoft sullst hobn, sa denk za der Stund an unsern Herrgottn, der afn Kreuz sein Feindn vaziechn hot!"

„Wul, wul!" moant da Baur. „Gern will ich s thoan. Is jo mei Schuldigkeit, daß ih mein Feindn vazeich. Holt bis af oan. Mein Nochbarn, in Bamelberger, den kon ih nit vazeihn, er hot mar olls zviel Gift und Irger onthon, mir und mein Bodern."

„Jo, mein liaber Rumpelbocher, dos geht nit!" sogg da Geistla, „do därfst koan Ausnohm mochn. Olln muaßt vazeihn, und wia größer da Feind is, um sa herzlicher muaßtn vazeihn. — Dei Nochbar, da Bamelberger! Schau, wanst hiaz vors Gricht Gottes müassast, der Feindschoft wegn mit Dein Nochbarn wurd s da schlecht gehn! Denk af s Sterbn, Baur, und vazeich eahm!"

„Won s scha nit onderster is," moant hiaz da Rumpelbocher, „in Gottsnom! Wan ih sterbn sult, sa sul n verziechn sein, mein Nochbarn; wan ih oba wieder auf kim, nochba — nochba bleibb s ban Oltn."

D Moasnfanga.

Von Eduard Brunner.

„Paß auf, mei liaba Natzl," so sagt zu mir der Sepp,
Versteck Dih auf Dein Platzl und sei mir ja koa Tepp;
Mir fangan jetz a Moasn im Häusl dort am Bam,
Der Vota hat s verhoaßn der alten Jungfrau Mahm.
Dö Hetz, wann wir ihr s bringan, wia wird sie sih nit gfreun,
Wia wird sie nit gleih springan und spirrt dos Vogerl ein!
Drauf gibt sie eham an Guglhupf, a recht a tüchtis Trumm,
So groß, als wia der Muglgupf*) voll Zucka umundum.

Und nix kriagt unsa Bruada von unsern guatn Schmaus.
Das is für eahm koa Fuada, den lach ma aft recht aus;
Er hat uns oft schon angführt und is a schlauer Lux,
Doh dösmal wird er angschmiert, uns macht das damisch Jux."
So paß ma halt auf d Moasn schön still und mit Geduld,
Da kimmt a ganze Schnoasn, das Glück nur is dran Schuld!
Und glei drauf is ban Fallhaus a so a keder Wicht,
Geht ein, und ih ruaf laut aus: „Jetz is die Arbeit gricht!"

---

*) Eine Bergkuppe bei Bruck in Obersteiermark.

Juchhe! Jetzt hab ma s gfangen, letzt steig ma auf n Bam
Und nehmen voll Verlangen die Moasn mit uns ham.
Der Bruada sicht uns rennen und frogt uns, was das war;
„A Frosch, das wirst doch kennen," sag ih, „er is tull schwar."
Und flugs geht s hin zur Mirl — so hoaßt die Jungfrau Mahm —
Doch zuagspirrt is ihr Thürl, sie is grad nit dahoam.
„A was," sag ich, „wir wartn, stelln s Häusl auf a Bank
Und gehn derweil in Gartn, holn Aepfel uns zan Dank."

Da kimmt der Bruada gschlichn, nimmt d Moasn aus n Haus,
Denkt: „Buabn, ihr werd's heunt gstrichen und ih, ih lach enk aus."
Er fangt drauf aus n Bachl an Frosch, a Eselstrumm,
Aft tauscht der Dunnersklachl dös Viech für d Moasn um.
Jetz kimmt die Jungfrau Mirl und schaut ins Häusl nein,
Sie draht sih wia a Wirl und fangt an damisch z grein'n;
Mi n Vota war s nit z gspoasn, wir kriagn glei unsre Schläg;
Der Bruada mit der Moasn frißt unsern Guglhupf weg.

Bücher.

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Von Robert Hamerling. (Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter.)

Ueber dieses Werk, welches zuerst in unserem „Heimgarten" abgedruckt worden ist, schreibt der „Kunstwart" in Dresden: Aus den deutschen Schriftstellern der Gegenwart ragt Robert Hamerling groß und vornehm hervor als einer der Wenigen, die ihr Leben lang Dichter gewesen sind, Dichter im ernsten, priesterlichen Sinne. Stellt er uns nun sein Leben dar, wie es sich in der Erinnerung des älteren Mannes spiegelt, so ist das schon dankenswert, weil so für genaue Zuverlässigkeit aller Angaben über sein Leben gesorgt ist. Ein Hamerling konnte aber gar nicht nichts weiter geben als Daten, hätte er's auch gewollt. Wo uns ein trockener Lebensbeschreiber trockene Schilderungen geboten hätte, da schließt sich für Hamerling Anschaunng an Anschauung zum Bilde zusammen; wo uns ein fremder Biograph vielleicht kühl psychologisch die Entschlüsse und Entwürfe seines „Gegenstandes" erläutert hätte, da gibt uns Hamerling den unmittelbaren Einblick in eine reiche, kraftvolle, kämpfende Seele, und weit über die Betrachtung seiner einzelnen Person hinaus breitet sich sein Gedanke. So findet nicht nur der Literaturhistoriker, nicht nur der Kritiker, ja, nicht nur der Freund der Dichtung überhaupt reiche Anregungen in Hamerlings neuestem Werk: ein jeder Gebildete, der warmen Herzens ist, wird es lesen mit Gefühlen aufrichtigen Dankes gegen den Mann, dem auch unter den bittersten Körperleiden das Schaffen und Sinnen des Geistes nicht müde wurde.

Vom deutschen Stamme. Roman von Ferdinand Schifkorn. (Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. 1889.)

Wenn wir diese Besprechung mit einem Zeitungscitat beginnen, so wollen wir dadurch jenes Maß von Anerkennung constatieren, welches sich unser Autor in Deutschland bereits erworben hat. Das deutsche Urtheil wird für den deutsch-österreichischen Schriftsteller immer von hohem Werte sein. Das „Neue Dresdner Tagblatt" sagt von dem Romane: „Er ist aus vollem, bewegten Herzen geschrieben, er ist nicht nur ein dichterisches Meisterwerk, sondern eine culturhistorische, ja, eine sittliche That von höchster Bedeutung, berufen, in allen Gauen, wo die deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen schlagen, tiefbewegten, begeisterten Widerhall zu finden." — Keinem Leser wird unbekannt geblieben sein, daß das Magyarenthum seit Jahrzehnten mit großen und mit kleinen Mitteln dahin strebt, die Sachsen Siebenbürgens zu magyarisieren, oder, was dasselbe ist, zu entnationalisieren. Neid und Größenwahn sind die Beweggründe zu diesem stetigen, ungleichartigen Kampfe; dazu kam vor dem Jahre 1870 keine geringe Dosis Mißachtung. Dank den Erfolgen der deutschen Waffen im genannten Jahre hat diese Mißachtung auch den Schein einer Berechtigung eingebüßt und es war ein glücklicher Gedanke Schifkorns, diese große Zeit, deren Erfolge ja allen Deutschen zugute kamen, zur Folie seiner Erzählung zu wählen. Wer kann es nun dem Dichter verargen, daß er, eingedenk seines Stammes, sich der unterdrückten Brüder in Siebenbürgen annimmt und den Unterdrückern die Biedermannsmaske vom Antlitze zieht. Dabei kommt ihm seine vorzügliche Kenntnis des

Landes und seiner Bewohner sehr zu statten, so daß seine Schilderungen von vornherein den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich tragen. Er erkennt aber auch das Gute am politischen Gegner an und malt Gut und Schlecht in gleich kräftigen, naturgetreuen Farbentönen. Ebenso leistet er in idealistischer Malerei Treffliches, das beweist der Held des Romans. Ein deutscher Pastorssohn nimmt, durch ungünstige Verhältnisse genöthigt, in einem ungarischen Hause die Stelle eines Hauslehrers und später Verwalters an und läßt seine Braut in der Heimat zurück. Aus Schurkerei wird ihm und Ilka, der Tochter des Hauses, eine Falle gestellt, so daß der Schein gegen Beide spricht. Als sich die Mutter rasch entschlossen an die Stelle der Tochter schiebt, so zögert der Held nicht, um die Ehre Ilkas zu retten — aus Ueberschwang an Großherzigkeit und Opfermut — der Mutter dargebotene Hand zu ergreifen. Hier erhebt sich der Dichter vom realen Boden — man müßte denn annehmen, daß auch im wirklichen Leben die Tugend excedieren und zur Schwäche werden kann. Die reale Welt, die den gesunden Egoismus wohl gelten läßt, nimmt sofort Rache an diesem Tugendüberschwange und erst nach langen Leiden und sehr spät, nachdem der Tod seine Ernte gehalten hat, erreichen der Held und seine verlassene Braut das höchste Ziel, das es im Roman und in der Komödie zu erreichen gibt, den — Hafen der Ehe.

Wir haben nur so viel vom Inhalte verrathen, als in den Rahmen unserer Besprechung gehörte; es wird vielleicht keinen Leser dieser Zeilen geben, der den künstlerisch abgerundeten, mit Wärme und Freimuth geschriebenen Roman, der überraschender Wendungen und stellenweis dramatischer Spannung nicht entrathet, noch nicht gelesen hat oder nicht noch zur Hand nehmen wird. Dem Letzteren könnnen wir einige köstliche Stunden nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Belehrung und Erhebung versprechen. —tt—

Scheinehre. Ein Lustspiel in vier Acten von E. Salburg.

In der Welt lebt eine mächtige Gesellschaftsclasse mit folgenden Grundsätzen und Ansichten: Die Hauptsache, den Schein wahren. — Leute anderer Stände sind eigentlich so viel als gar nicht geboren, wenigstens unmöglich in jener Classe. — Man hat zwar mit vierundzwanzig Jahren noch kaum das Wissen eines Schuljungen, aber man hat schöne Pferde, Maitressen und viele Schulden. — Arbeit ist entehrend, das Geld hat man eben, nimmt man eben, leiht man eben aus und spricht nicht davon. — Heiraten ist plebejisch, man macht Häuslichkeit bei guten Freunden. — Heiraten ist nur entschuldigt, wenn man sich „rangieren" will. — Für Mädchen, und wären sie auch schon dreißig Jahre alt, sind leichte Conversationsstücke oder realistische Dichtungen unmöglich, eine Frau oder Stiftsdame darf Alles hören, Alles wissen, von Allem sprechen. — Die Kleider brauchen nicht zu passen, nicht Geschmack zu haben, müssen aber von der ersten Schneiderin gemacht sein, sonst sind sie nicht salonfähig. -- Jedes Laster kann begangen werden, nur der Schein ist zu wahren. — Verlorene Ehre kann nicht durch Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und möglichste Genugthuung gesühnt werden, sondern nur durch Zweikampf. u. s. w.

Ich habe mich um den Adel nie viel gekümmert, nur daß manchmal die gigerlhafte Aufgeblasenheit einzelner seiner modernen Vertreter etwas zu lachen gibt; nun las ich das neue Lustspiel einer jungen Gräfin, das zum Nachdenken veranlaßt. Ueber den künstlerischen Wert des Stückes und seine Bühnenfähigkeit will ich hier nicht reden, ich glaube nur, daß die Aufführung unmöglich sein wird, weil in dem Stücke zu rücksichtslos die Wahrheit herrscht. Es wird in der Aristokratie Ausnahmen geben, wie Graf Eckbert von Sarnstein, welcher der Meinung ist, daß ein Titel nicht ein Privilegium sei, worauf man sündigen könne und müssig gehen dürfe; ein solcher Kauz mit Charakter und wirklicher Ehre ist aber in der „Gesellschaft" ungern gesehen, er ist zu eintönig in seinen Ansichten, sagt und denkt immer dasselbe, bleibt sich gleich, ist langweilig, hat die Grundsätze eines Philisters. Denn im Allgemeinen wird es in der sogenannten „Gesellschaft" da oben nicht viel anders zugehen, als es Gräfin Edith Salburg in ihrem neuesten Stücke „Scheinehre" (Graz, Franz Pechel) darstellt. Ist schon die Lebenserfahrung und die Gereiftheit der Weltanschauung bei der jungen Verfasserin zu bewundern, so flößt uns ihre Vorurtheilslosigkeit und ihr Muth nachgerade tiefen Respect ein.

Die Handlung des Stückes soll hier nicht verrathen werden, sie wird am wirksamsten in ihrem Gefüge genossen. Da das Stück nicht aufgeführt werden kann, so wird es gelesen werden müssen. Im blauen Blut wird es böses Blut machen; den Plebejer mag es belehren, wie's mit einer Gesellschaftsclasse eigentlich beschaffen ist, vor welcher er in tiefster Unterthänigkeit zu ersterben pflegt. M.

Weltuntergang. Volksschauspiel in fünf Acten von Paul Heyse.

Bald nach dem dreißigjährigen Kriege, in einem westphälischen Dorfe, in welchem

eine katholische und eine lutherische Gemeinde nebeneinander bestehen, veranlaßt ein Komet das Gerücht vom Weltuntergang. Dasselbe wird von dem vertrauenswürdigen Arzte bestätigt in der heimlichen Absicht, damit die religiösen Zwistigkeiten zu schlichten. Denn „sie lebten dumpf, unselig fort, und wie um taube Nüsse die Knaben, balgten sie sich um das Gotteswort, daraus sie den Kern verloren haben." Was bei dieser Erwartung des Weltunterganges herauskommt, besonders wie die Erwartung des jüngsten Tages einem Liebespaare zu statten kommt (denn „wenn es wahr ist, daß die Welt schon übermorgen in Trümmer fällt, darf man nicht lange sich besinnen"), das bildet den Stoff der Handlung. Die Komödie ist in flotten faustischen Knittelverslein geschrieben und liest sich auf das Anmuthigste. M.

Neue Gedichte.

So lange die Dichter den Frühling und die erste Liebe besingen, sind sie harmlos wie Kinder; wenn sie aber blasiert werden und der Weltschmerz an ihrer Leber nagt, dann wird das Ding bedenklich. Das letztere gilt von Karl Henckell, dessen „Amselrufe. Neue Strophen." (Zürich, Verlags-Magazin) heute vorliegen. Ihm scheint die Poesie ein Irrwisch geworden zu sein, der das Talent des Poeten in Sümpfe leitet. Wenn er auch scheinbar gegen die Naturalisten Stellung nimmt,

„Mit dem Dünger der Naturalisten
Läßt sich der Acker der Dichtung misten." —

so halten wir ihn doch für einen heimlichen Anhänger Zolas. Wir finden bei ihm genug Proben unsaubersten Naturalismus', die durchaus nicht nach Idealismus duften. Seine kraftgenialen Wortspielereien entbehren der inneren Wahrheit:

„Das Sein ist Nichts und Alles — Alles Lüge."

Zuweilen wird er widerwärtig, geschmacklos:

„Der Kronprinz hat den Kehlenkrebs,
Er thut mir leid, der arme Mann!
Die Menschheit hat den Seelenkrebs —
Ein Heiland, der ihn heilen kann."

Doch hat Karl Henckell Augenblicke, in denen der wahre Dichter aus ihm spricht — möchte dieser doch immer das Wort haben — und er könnte es haben, denn Henckell ist ohne Zweifel außergewöhnlich begabt. —

Einen angenehmeren Eindruck lassen Max Heinzels Dichtungen „**In Sturm und Wetter**" (Breslau, J. Max & Comp.) zurück, die, allerdings mehr reflectierend als lyrisch, oft gedankentief und größtentheils von tadelloser Form sind. Wenn aber der Dichter sagt:

„Hat Einer kein Talent
Und ärgert er sich,
So wird er Recensent
Und ärgert Dich!"

so glauben wir, daß ihm dieser Aerger erspart bleiben wird.

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage ganz reizende „Dichtungen in schlesischer Mundart: **Maiglöckel**" erschienen, in denen er den Volkston wohl zu treffen, den Dialect sicher zu beherrschen und beide in richtigen Einklang zu bringen versteht.

An dieser Stelle wollen wir auch der Dialectgedichte „**Ues'm Oberland**" von Marie Margarete (Leipzig, Wilh. Friedrich) gedenken, die nach Inhalt und Form als gelungen bezeichnet werden können, auch einige hübsche Einfälle bringen; nur treffen sie nicht immer so sicher den Volkston, wie sie es als Dialectgedichte sollten. Ueberhaupt die Berechtigung und Richtigkeit irgend eines Dialectes gewissenhaft beurtheilen zu können, wird Sache eines Special-Sprachgelehrten, hier „Ues'm Oberland" sein. Auch sind wir nicht einverstanden mit den Versen:

„Seid Ihr zufriede net mit mi. —
Straft die Jungfrau Poesie."

Die Verfasserin möchte die Poesie zum Prügelknaben machen, als ob die Poesie nicht schon durch die Dichter selbst genugsam gestraft würde. —

„Da auf dem Gang zur Schule
In Maienmorgenpracht,
Hab' ich den allerersten
Schlechten Vers gemacht."

singt Ernst Röder in seinen **Gedichten** (Leipzig, E. Pierson), die er — von vornherein ein guter Geleitsbrief — seiner Mutter widmet. Seitdem hat er schon gute Verse gemacht, wir verweisen nur auf das hübsche Gedicht „Verritten und verfahren." Freilich ist auch seine Stärke nicht die Lyrik, sein Talent scheint ihn vielmehr auf die erzählende Dichtung zu verweisen. —

Nicht neu, bereits in dritter Auflage, liegen die Gedichte **Gegen den Strom** von Hartwig Köhler vor (Leipzig, Alfred Krüger). Tüchtige Gesinnung, Drang nach Freiheit und Mannesmuth zeichnen diese Gedichte aus. Der dichterische Ausdruck ist, wenn auch nicht immer schwungvoll, doch correct. —

Die Gedichte: **Eigenes und Fremdes** von Georg Schulpe (Leipzig, Druck von Osk. Leiner) haben wir nicht ganz ohne Vergnügen gelesen. Wir glaubten einige dichterische Begabung gefunden zu haben, und das ist schon ein erfreulicher Fund auf den ausgefahrenen Wegen der Lyrik. Nicht überall leeres Reimgeklingel, hie und da — wie in der „Abendröthe," im „Schmetterling" — sinnige Gedanken, so daß wir

desselben Verfassers später erschienene „**Nordische Klänge.**“ ein Cyclus erzählender Dichtungen und historische Romanzen aus der germanischen Göttersage und Geschichte“ (Leipzig, Wilh. Friedrich) mit so viel Spannung zur Hand nahmen, als wir nach dem ersteren Gedichtenbuche aufbringen konnten. Aber es folgte zu bald die Enttäuschung. Wir möchten nicht, daß unsere Kinder sich die alten germanischen Götter und Helden so larmoyant vorstellen wie Herr Schulpe. — Die Götter und Helden haben diese Auffassung weder verschuldet, noch diese Behandlung verdient. Der Dichter der nordischen Klänge hat für seine Jugend schon viel, wir glauben zu viel, geschrieben — weniger wäre mehr gewesen. —

„Mit Sonn' und Sternen, Blum' und Blüten
Hat mancher Dichter Unfug getrieben.“ —

Wenn's nur das wäre, aber Viele treiben mit dem reichen Schatze der deutschen Sprache Unfug, indem sie das, was sie in Prosa nicht sagen können, weil ein Prosaist doch etwas sagen muß, in gereimte Strophen zwängen. Obige Verse entlehnten wir den **Gedichten** von Paul de Lagarde (Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung); sie gehören noch zu den besseren der Sammlung, denn was soll man zu folgenden sagen:

„Denke Dir sehr viel Getrümmertes,
An Palmen ein Dutzend, doch ein Verkümmertes,
Unweibliche Weiber und spuckende Männer,
Elende Künstler, elendere Kenner“ — u. dgl.

„Das ist Rom, die ewige Stadt,
Die noch keinem Gesunden gefallen hat“ —

und wenn es dann weiter beim Lobe der Campagne heißt:

„Da wächst die Zukunft hell und jung. —
Nicht auf dem Miste der Erinnerung.“

Die Kunstdenkmäler Roms „Mist der Erinnerung!“ — Etwas besser nach Inhalt und Form, wenn auch noch im Ausdrucke unsicher, sind desselben Autors Gedichte „**Am Strande**“ (Göttingen, Dietrich). Wir haben darunter doch einige gute Gedanken gefunden. —

Nichts Günstigeres können wir über „**Das Buch der Liebe**“ von M. Stona sagen (Wien, Konegen), das viel Nichtssagendes und ein wenig — Geschmackloses enthält. Die Erde ist dem Verfasser ein liebekrankes Weib und

„Liebster ist der blaue Himmel,
Sieht sie an mit Liebesglüh'n,
Doch es fehlt ihm die Courage,
Sie an seine Brust zu zieh'n.“ —

Ist doch ein blöder Junge, dieser blaue Himmel! —

Bald lyrisch, bald betrachtend — immer dichterisch im Ausdrucke — so stellt sich Gustav Kastropp mit seiner „lyrischen Rhapsodie „**König Elfs Lieder**“ (dritte Auflage, Bonz & Comp) ein, die wir an dieser Stelle als Uebergang von der lyrischen zur epischen Poesie anführen.

„Mein Lied, du sollst durch die wogende See
Nach Harolds Heimat uns tragen,
Es soll sich von Liebe, von Wonne und Weh'
Erheben ein Singen und Sagen.“ — — —

„Welch' seltsame Weise, Großmütterlein!“ — — —

„Mein Kind, ich singe das schreckliche Lied
Vom gewaltigen Geist, der die Wellen durchzieht,
Vom König Elf, der den Vater Dein
Durch sein Singen lockte ins Meer hinein.“

Aber auch Harold und sein Lieb

„Sie sanken hinab — ein letzter Schrei! —
Es hat sie zur Tiefe gezogen.“ — — —

Schrecklich! — Gustav Kastropp muß immer auch pessimistisch sein. —

Zu den besseren der uns heute vorliegenden Bücher gehören unstreitig: **Zwei epische Gedichte** von Carl Graf Coronini (Görz, Wokulat). — „Beatrice und Angoletto“ und „Le sorelle“ heißen die beiden Gedichte, von welchen uns das erste nach Venedig, das andere nach Duino bei Triest führt. Abgesehen von den durchaus guten, stellenweis schönen Versen, die beiden gemeinsam sind, räumen wir dem ersteren, das wahrhaft spannend und dramatisch bewegt ist, als Unterhaltungslectüre den Vorzug ein. —

Wir kommen nun zu einem Dichter, der uns bis zur Stunde unbekannt war, dessen Buch uns aber wünschen läßt, ihn bald wieder am Büchermarkte anzutreffen. „**Adalgunde.**“ Ein Sang aus Schwabens Vergangenheit von Fritz Maser (Stuttgart, A. Jung). Maser greift in seinem Heldengedichte, das in fünffüßigen fließenden Jamben geschrieben ist, mit viel Begeisterung und Geschick in die Zeit der Kämpfe der Allemanen gegen die übermüthigen Römer zurück. Wenn er in seiner Widmung sagt:

„Jetzt ist mir fast, als hätt' ich schweigen sollen
Von meines Busens übermächt'gem Drang,
Wer wird, so fragt mein Herze, zag und bang',
Die Helden Deiner Träume lieben wollen“ —

so bewundern wir seine Bescheidenheit und prophezeien ihm, daß der für den echt deutschen Geist empfängliche Leser „Die Helden Deiner Träume“ lieben wird. —

Von geringerem Werte ist die „rheinische Geschichte **Im Zaubers Bann**“ von Gustav Arndt (Leipzig, W. Friedrich). Auf 280 Seiten wird aus diversen deutschen Sagen mit Zuhilfenahme von Nixen, Elfen, Spielgesellen und des Gottseibeiuns eine romantische Geschichte gebraut, die sich immerhin lesen ließe, wenn der Verfasser die gebundene Rede sicherer beherrschte. Nicht einmal seine Prosa ist ganz tadellos, so weit wir das dem Zueignungsschreiben an

die Fürstin Bismarck entnehmen. Ueberdies ist nicht alles Wahrheit, was er in diesem Schreiben von seinem Helden behauptet, wir vermochten keine andere hervorstechende Tugend an demselben zu entdecken, als die Liebe zu den Weibern; dem gleichen guten Geschmack scheint übrigens auch sein Gottseibeiuns zu huldigen. Wir finden im Gedichte viel Phantasie, die der Dichter, wie viele seiner Collegen, für einen hinreichenden Befähigungsnachweis hält. Was nützt der Thon, wenn der göttliche Hauch fehlt, der ihn beleben soll, und wenn sogar das gewöhnliche Handwerkszeug nicht zur Stelle ist? Einige Begabung wollen wir dem Verfasser nicht absprechen. —

Eigengeartete Leute sind doch diese Poeten! Da schreibt Einer sogar einen „Biermythos **Ger und Howa.**" Engelbert Albrecht heißt der Bierschwärmer, und sein Buch ließ er in Regensburg bei A. Coppenrath erscheinen. Auf 73 Seiten und in mitunter recht hübschen Versen bringt er mit Liebe und Lust am Stoffe und mit nicht minderer Phantasie eine Allegorie des Bieres und eine Metamorphose der Gerste und des Hopfens, „Ger und Howa." Das Gedicht ist wohl vom ästhetischen Standpunkte aus nicht sehr ernst zu nehmen und wir halten dafür, daß der Dichter mit seinen guten Versen, wenn er diese in den Dienst eines anderen Stoffes gestellt hatte, mehr Ruhm erworben haben würde. Wir stimmen ihm aber bei, wenn er singt:

„O Silberschaum auf gold'nem Grund
O Wonnekuß von Elfenmund!" — — —

„Doch wer dies himmlische Legat
Verfälscht und Eisen will taufen,
Der sei verdammt, für die Missethat
Nur Wasser, nur Wasser zu saufen!"

Es liegt im Geiste der Zeit, den olympischen Göttern Bier statt Nektar zu credenzen, und in diesem Geiste wollen wir auch heute mit dem „Biermythos" schließen. —tt—

Meine Jugend. Gedichte von J. M. Toscalio (Großenhain, Baumert & Ronge).

Wenn ich ein junges Mädchen wäre, nach dem Verfasser dieser Gedichte hielte ich Suche. Das muß ein ganz liebenswürdiger Junge sein. Zwar war er — den Poesien nach zu schließen — schon einmal verliebt, sterblich verliebt, unglücklich verliebt, doch scheint ihm darob — wieder den Poesien nach zu schließen — der Humor nicht vergangen zu sein. Ein bißchen nachdenklich, ein bißchen hitzig, ein bißchen sentimental und ein bißchen bummelwitzig — so dächte ich mir den Meinigen. Und wenn nicht Alles täuscht, der Dichter dieses Büchelchens ist so. Jedoch, der Dichter existiert nur in einer Person und dürfte, fürchte ich, schon vergriffen sein; daher will ich mich an die Dichtungen halten, welche wahrscheinlich in tausend Exemplaren — einstweilen — vorhanden sind und sonach für eine größere Anzahl schwärmerischer Frauenherzen ausreichen. Der Heimgärtner könnte auch noch die Güte haben, durch Abdruck einiger der hübschesten Liedchen einer weiteren Vervielfältigung Vorschub zu leisten. S.

Von den besten Büchern. Auch ein Gutachten. Von Friedrich Schlögl (Wien, A. Hartleben).

Der vor einiger Zeit in Deutschland aufgeworfenen ziemlich müssigen Frage nach den hundert besten Büchern ist hier eine Antwort gegeben. Diese Plauderei eines alten Bücherfreundes dürfte für Viele anregend und fruchtbringend sein. Jede Zeit hat für sich ihre besten Bücher, jedes Menschenalter, jeder Stand hat für sich seine besten Bücher. Und jene, die man etwa vor fünfzig Jahren als die besten Bücher gepriesen hat, sind heute vergessen oder mit achtungsvoller Geringschätzung beiseite geschoben. Dasselbe Schicksal steht auch den „besten Büchern" von heute bevor, und vielleicht in kürzerer Zeit als jenen. Fast wehmüthig wird man gestimmt, wenn man hier sieht, wie viele literarische Geschmacksrichtungen ein einziges Menschenleben überdauern kann. Schlögl kennt die literarische Zeit von Christof Schmid, Campe; dann die von Schiller, Kosegarten, Klopstock; dann die von Walter Scott, Hölty; dann die von Arndt, Uhland, Rückert; dann die von Heine, Anastasius Grün, Meißner, Geibel; dann die von Scheffel, Baumbach, Hamerling; endlich die von Zola und seinen unappetitlichen Copisten. — Welche sind die hundert besten Bücher? Schlögl macht einen Flug durch die Literatur und sagt: Für mich waren und sind es die und die; für Andere werden es wieder andere sein. M.

Geschichten aus dem Leben von Josef F. Stolz. Zweites Bändchen (Graz, F. Pechel, 1889).

Eine Reihe kleiner harmloser Erzählungen älteren Schlages. Obwohl häufig an bestimmte Oertlichkeiten anknüpfend, erheben sie sich bald vom Erdboden, um in romantischem Idealismus noch immerhin manchen Leser zu ergötzen. Jener Erdgeruch fehlt den Geschichten, den man heute für die Würze der Novelle hält. Indes finden sich in der Sammlung ein paar Stückchen, welche auch strengerer Anforderung zur Noth fast genügen. M.

Graz und Umgebung. Von Dr. Anton Schlossar. Mit 32 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Josef Oberbauer. (Zürich. Caesar Schmidt.)

Einiger Unrichtigkeiten wegen, die in diesem Werkchen vorkommen, hat sich in Graz eine unerquickliche Polemik entwickelt. Wir glauben, daß selbst in den besten touristischen Fremdenführern sich Unrichtigkeiten nicht ganz vermeiden lassen, daß es aber doch immerhin verdienstlich ist, in warmer Weise, unterstützt von hübschen Bildern, den Blick des Fremden auf eine schöne Stadt zu lenken, wie es hier geschehen. Wie könnte Einer noch Lust haben, sein Vaterland in Wort und Schrift zu erheben, wenn bei irgend einem Verstoß oder Druckfehler, der ihm passieren kann, seine Landsleute die ganze Wucht ihres Zornes und Spottes über ihn loslassen wollten! Auch persönliche Eitelkeiten und Eifersüchteleien sollten schweigen, wo es sich im Ganzen um eine gute Sache handelt. Die Schönheiten und Annehmlichkeiten einer Stadt, wie Graz, der Welt mundgerecht zu machen, ist eine gute Sache, und solche hat das Büchlein in bester Absicht angestrebt.

M.

Stoansteirisch. Vorlesungen in steirischer Mundart von P. K. Rosegger. Neue Folge. (Graz. Leykam. 1889.)

Das Bändchen enthält größtentheils Sachen, die der Verfasser vorzulesen pflegt. So haben wir im Buche die kreuzlustigen Stückchen: „Ein wissenschäftliches Gespräch,“ „Wo is die Katz?“ „Wia da Richter an folschn Zeugn dawischt hot,“ „'s Wixerl,“ „Die Brautprüasung,“ „Da Schulmoasta vor da Himelsthür,“ „Da fürsichtigi Schofholta,“ „A vasluachta Kerl,“ „Die Entdeckung von Amerika,“ das dramatische Dingelchen „Verliabti Leut“ u. s. w. Unter den ernsten Stücken finden wir z. B. „Die Gschicht vom trutzign Bauern,“ „Die Wulfbaurnkinder,“ „Da Eimer in Kreuz,“ „Anna von Aussee.“ Diesen schließt sich eine Reihe ernster und heiterer Gedichtchen an. — Wer einige Stunden im Geiste in den herrlichen Alpen der grünen Steiermark und bei ihren biederen Bewohnern weilen und an den großen und kleinen Ereignissen ihres Daseins theilnehmen will, der lese das Buch und er wird dem Verfasser, welcher in jeder deutschen Familie als unübertrefflicher Schilderer des steirischen Volkslebens bekannt und beliebt ist, für den Genuß dankbar sein.

V.

Von dem Wunsche beseelt, seinem Wahlspruche: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!“ — in den weitesten Schichten des Volkes Anerkennung zu verschaffen, hat der **allgemeine deutsche Sprachverein** es unternommen, für die einzelnen Gebiete des Lebens Verdeutschungen der gebräuchlichsten entbehrlichen Fremdwörter aufzustellen.

Dem vor kurzem erschienenen ersten Hefte, welches die Verdeutschung der Küchensprache enthält, schließt sich das der Handelssprache an. (Leipzig. Ferd. Hirt.)

Daß die Sprache des deutschen Kaufmanns durch eine Unzahl von Fremdwörtern verunziert wird, ist eine oft beklagte Thatsache, die sich zum Theil allerdings aus der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Handels erklärt. Aber wenn auch viele Fremdwörter der Handelssprache als Kunstausdrücke nicht zu ersetzen sind, so ist doch anderseits eine weit größere Anzahl völlig entbehrlich. Diese gilt es, allmählich aus dem Verkehr zu verdrängen, wie es auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens mit bestem Erfolge bereits geschehen ist. Dazu bietet das vorliegende, auf der Arbeit von Sachverständigen aus ganz Deutschland beruhende Schriftchen ein Hilfsmittel. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charakterbilder von Lina Morgenstern. Zweite Folge. 18. Heft. (Berlin. Deutsche Hausfrauenzeitung. 1889.)

Die Frau in Haus und Welt. Ein praktischer und moralischer Führer für Frauen und Jungfrauen von Baronin Carola Eynäthan. Zweite Auflage. (Leipzig. E. A. Koch. 1888.)

Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. I. Band. Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1889.)

Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff: **Richard Wagner** und die deutsche Sage, von Dr. J. Rover. **Die Auflösung des Karolingischen Reiches** und die Gründung dreier selbständiger Staaten, von Dr. W. Richter. **Das hellenische Land als Schauplatz** der althellenischen Geschichte. Von Dr. Dondorff. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Joseph und Arvid. Gedichte von Friedrich Dulmeyer. — **Pietro Aretino.** Drama in fünf Acten von demselben. **Spurius Carvilius Ruga.** Drama in fünf Acten von demselben. (Cöthen, Paul Schettlers Erben.)

Isa. Eine epische Dichtung von Joh. Bapt. Degn. (Graz. Franz Pechel. 1889.)

Lothar. Ein modernes Epos in zehn Gesängen von Friedrich Lange. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.) 1889.)

Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barsch. Zweite Auflage. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Gedichte von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. (Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1888.)

Gedichte von Dr. Fr. Boyes. (Linz. A. Eurich. 1889.)

Im Heim des Lehrers. Von Franz Kriso. (Graz. Im Verlage des Verfassers. 1889.)

Sommerleben der Vögel. Ein Bild aus dem Vogelleben in Mariahof. Von Franz Kriso. Von demselben Verfasser auch erschienen „Herbstwanderungen der Vögel," „Winterleben der Vögel," „Das Präparieren und Conservieren der Vögel und ihrer Eier." (Graz. Druck von Leykam-Josefsthal. Verlag des Verfassers. 1882)

Plaudereien und Nörgeleien in musicis. Gesammelte Feuilletons von Max Loewengard. I. Bändchen. (Leipzig. Th. Grandpierre.)

Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von Ph. Kniest. (Oldenburg. Gerhard Stalling. 1889.)

Die Urwelt und ihre Bewohner. Eine Volksschrift zur Unterhaltung und Belehrung von Heinrich Geyer. (Hamburg. H. W. Lehsten. 1889.)

Goethe als Vater einer neuen Aesthetik. Vortrag gehalten im Wiener Goethe-Verein von Rudolf Steiner. (Wien. Verlag der „Deutschen Worte" von E. Pernerstorfer.)

Die deutsche Lyrik. Nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Hermann Kiehne. (Hausbuch-Verlag. Nordhausen a. H.)

Ueber die Fälle, in welchen der Notar berechtigt ist, seine Dienste zu versagen. Bemerkungen von Dr. Vladiir Pappafava. (Innsbruck. Wagners Universitätsbuchhandlung. 1889.)

Deutsche Blätter. Monatshefte für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. III. Jahrgang (Eger, Hans N. Krauß.)

An die Herren Professoren und Docenten der Medicin und Naturwissenschaften auf den deutschen Hochschulen. (Dresden. Verein zur Bekämpfung der Thierfolter.) **Flugblatt** des internationalen Vereines zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter. (Dresden.) **„Illustriertes Centralblatt für Gesundheitspflege." „Allgemeine Humanitäts-Zeitung," „Oesterreichische Zeitschrift für Geburtshilfe und Frauenheilkunde, Kinder- und Krankenpflege."** Herausgeber Dr. M. E. Weiser in Wien.

Leitfaden der Gedächtniskunst von Alexander Wehrmann. (Oppeln. Georg Maske. 1889.)

Die Verpachtung der Zuckerfabrication Swoleurwes und Smiřitz und ihre Folgen. (J. B. Hirschfeld. Leipzig.)

Postkarten des Heimgarten.

× **Robert Hamerling,** der seit Jahren kranke Dichter, unser hochverehrter Mitarbeiter, schreibt uns: „Es scheint nur wenigen Personen bekannt, daß ich krank, schwer krank bin, und mein Leidenszustand, wie ich ihn im „Heimgarten" und in der jetzt vorliegenden Buchausgabe der „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" geschildert, seither sich ungemein verschlimmert hat. Ich bitte Sie deshalb, verehrter Freund, Ihrem Leserkreise gütigst mitzutheilen, daß ich für die brieflichen Bezeugungen edelster Sympathie mit innigster Rührung dankbar bin, daß aber die Möglichkeit persönlicher Begegnungen und Unterredungen bei meinem gegenwärtigen Zustande völlig ausgeschlossen ist. Es sei mir erlaubt, noch beizufügen, daß ich die noch fortwährend an mich gerichteten Fragen, warum ich in meiner Krankheit Dies und Jenes nicht gethan habe oder thue, warum ich gerade so verfahre, wie ich verfahre, in den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" aufs Eingehendste und Klarste beantwortet habe."

Dr. **H. Graz:** Jenes Zeitungstelegramm war gründlich verstümmelt. Das Schreiben, dessen Inhalt es mittheilen wollte, lautete dahin, daß, trotzdem die Ausschreitungen des Liberalismus Menschen verdorben und Stände zu Grunde gerichtet haben, der Verfasser den Ideen der Freiheit treu bleibt; daß Freiheit und Brüderlichkeit nicht Phrasen sind für Den, der sie ernst nimmt, sondern Leitsterne, nach denen die Menschheit sich entwickelt, und Grundfesten, auf welchen allein ein geselliges Zusammenleben auf dieser Erde möglich ist. Endlich, daß der Verfasser in Ausübung menschlichen Wohlwollens nicht viel Unterschied macht zwischen den verschiedenen Nationen, Confessionen und Rassen. — Das sind selbstverständliche Sachen, aber heute, wo Alles wankt und schwankt, ist es nöthig, sehr oft auf diese beständigen Träger der Cultur und des gesunden Fortschrittes hinzuweisen.

Dr. H. G., Oppeln: Die Bemerkung, daß man im Deutschen bei dem Hexameter den Trochäus nicht entrathen könne, weil sonst das Wort „Vaterland" nicht in den Vers gienge, hat Paul Heyse gethan. Dagegen meint Hamerling, daß man auch aus Patriotismus keine schlechten Verse machen dürfe.

G. M., München: Die Enthüllung des Denkmals für Walter von der Vogelweide in Bozen ist auf den 15. September d. J. festgesetzt.

A. A. J., Wiener-Neustadt: Warum so unduldsam, junger Freund? Wenn wir für unser eigenes Denken, Wort und Handeln sittliche Freiheit beanspruchen, so müssen wir solche auch Anderen zugestehen, selbst wenn wir mit ihrer Richtung nicht einverstanden sind. Freisinn für sich selbst und Intoleranz für Andere — das wäre ein sauberer Liberalismus!

S. S., Brünn: Das Schminken nützt nicht viel. Wer oft und viel Böses denkt, der bekommt allmählich einen häßlichen Gesichtsausdruck.

W. A., Heilbronn: Im Gegentheile. „Stief" wird aus dem angelsächsischen „steáp" abgeleitet, und heißt ehrwürdig, Ehre, also Stiefmutter: Ehrenmutter.

A. R., Graz: Nicht übel das folgende Wortspiel:

Wer Liebe leicht und gern gewährt
Heißt liebenswert,
Und doch ist der nur Liebe wert,
Deß' Liebe — währt.

K. Kl., Wiesbaden: Ihr Aufsatz sagt etwas Altes, das gleichzeitig auch etwas Unrichtiges ist. Wir verstehen unter Sonntagskind nicht sowohl ein Kind, das an einem Sonntage geboren worden ist, als vielmehr Jemanden, der ein sonntägiges, d. i. kindlich frommes, heiteres Gemüth hat, einen Menschen, in dessen Herzen gleichsam immer Sonntag ist. Der allein ist ein Glückskind.

K. R., Pillichsdorf: Zum Theile benützt. Ihre Vorschläge tüchtig, wenn auch nicht leicht durchführbar. Genannter Dichter ist schwer krank. Der Bilder wegen kommt vielleicht die günstige Zeit.

J. A. S., Wien: Daß der freisinnige Grundsatz: Gleiches Recht für Alle! so viel heiße, als: Jedem das Gleiche! ist nicht richtig. Wenn Jedem, dem Faulen wie dem Tüchtigen, dem Lumpen wie dem braven Mann das Gleiche würde, das wäre ungleiches Recht, wobei der Tüchtige und Brave vor dem Schelm im Nachtheil stünde. Gleiches Recht für Alle heißt nach unserer Auffassung: Gerechtigkeit für Alle, Jedem nach seinem Verdienste, Jedem das Seine.

× Bei dem vor Kurzem in Wien stattgefundenen Proceß Siegmund contra Bailer ist der Name des Herausgebers dieser Zeitschrift wiederholt und auf Gefahr von Mißdeutungen genannt worden. Es sei hier constatiert, daß dem Schriftsteller Rosegger die Familie Bailer vollkommen fremd ist, daß er an dem betreffenden Tage allerdings auf dringenden Wunsch seines Freundes Schruf diesen in das Haus Bailer begleitete, dort aber weder bei der Verlobung selbst anwesend war, noch dort humoristische Vorlesungen hielt, sich überhaupt an der Angelegenheit nicht betheiligte, also die Miteinbeziehung seines Namens in diese Sache gegenstandslos ist.

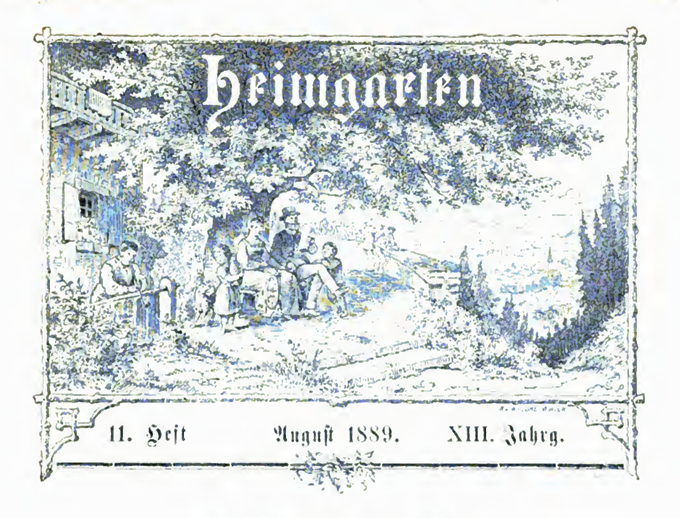
W. H., Graz: Das beständige Anstoßen mit Trinkgläsern, wie es bei manchen Tischgesellschaften üblich, ist eine Unsitte. Wozu die ganze Gesellschaft alarmieren, ihre Gespräche unterbrechen, wenn es Einem beliebt zu trinken? Zudem splittert sich am Rande der Gläser durch Anstoßen häufig der Rand ab, wie man an schartigen Trinkgläsern oft bemerken kann, der Splitter kann in den Trunk fallen und mit diesem mitgetrunken werden, so daß das Gesundheittrinken zu einem Krankheittrinken werden kann. Ein einmaliges Erheben der Gläser ohne anzustoßen, ein freundlicher Blick der Zutrinkenden ist genug, schont die Gläser und die Mägen. Prosit!

× Der unerlaubte Nachdruck von Rosegger'schen Aufsätzen aus dem Heimgarten ohne Quellenangabe und ohne Vereinbarung mit unserem Herausgeber steigert sich derart, daß wir von nun an gegen derlei Freibeutereien unnachsichtlich den Schutz des Gesetzes in Anspruch nehmen müssen. Wem etwas gefällt, der soll darum anfragen, er weiß ja, wo wir zu finden sind.

×× Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

× Der Herausgeber dieser Zeitschrift wohnt den Sommer über in Krieglach. Briefe an die Verwaltung des Heimgarten sind wie bisher nach Graz, „Leykam," zu richten.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Edi und seine Nessel.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von P. K. Rosegger.

„Gott gesegne den Ein- und Ausgang!"

Der schöne Spruch stand über dem Thore des Hochsteiningerhofes, damit dieses große, an Reichthum und Ehrenhaftigkeit weitberufene Haus an der Stirn einen christlichen Gedanken trage.

Heute, zur Sonntagsmorgenfrühe, während sonst Alles im Hofe sich noch der weichen Bettrast erfreute, gieng aus diesem Thore — dessen Ausgang Gott gesegne! — ein junger, schlanker, bildhübscher Mann. Er war in Großbauern-Sonntagstracht, graues Tuch mit grünen Aufschlägen. Auf dem weichen, waldgrünen Filzhut stand eine krumme Hahnenfeder, aber die Krempe dieses Hutes war so tief in die Stirn gedrückt, daß vom Gesichte nur der zusammengepreßte Mund und das braune Schnurrbärtchen darüber zu sehen war. Es möchte uns Wunder nehmen, wenn das scharfe Auge des Burschen dem jungen Glanze der aufgehenden Sonne nicht sollte Stand halten können. Unter dem Arm hatte er ein blaues Bündel und die Hände staken in den Rocktaschen.

Rasch schritt er zwischen den Gartenplanken voran und als er die Bachbrücke hinter sich hatte, verließ er den Weg und bog über ein grünendes Kornfeld gegen den Wald hin. Es wurde ihm übel, wenn er dieses üppig aufsprossende Feld ansah, es wurde ihm weh, wenn er dachte, daß jetzt der holde Mai ist. Alles im weiten Thale ackert und säet; wo soll er ackern und säen? Fremde Leute werden morgen den Pflug und die Egge führen über die Schollen des Hochsteiningergrundes, fremde Leute werden den Samen streuen über das Erdreich, und das Korn wird wachsen und reifen und die Schnitter werden munter sein und der Hochsteiningerleute spotten, mit denen es ein so trauriges Ende genommen.

Am Waldrande, aber so hinter einer Lärche, daß er nicht gesehen werden konnte, warf der junge Mann das Bündel zu Boden, setzte sich darauf, stützte sein Haupt auf die Hand und schaute zurück auf den Hof, der so stattlich und behäbig dalag jenseits des Baches. In seinem von langen schwarzen Wimpern beschatteten Auge war Trauer und Unmuth.

Wer hätte das vor einem Monate noch gedacht! Der reiche Hof! überall frohe, emsige Menschen, wohlgepflegte Hausthiere, Wohlstand in allen Ecken. Der Großbauer, zwar schon grau an Haaren, aber jung am Herzen, immer heiter, immer lebenslustig! Mit zwei flinken Rößlein fuhr er in die Kirche, ins Wirtshaus, ins Steueramt, zum Notar, zu anderen Höfen auf Besuch, je wie sich's fügte, und Alles gieng glatt und Alles war ihm recht, wie auch er Allen recht war, er lebte und ließ leben und in der weiten Gegend gab es keinen Menschen, der ehrengeachteter dastand als der Großsteininger. Vor Jahren war ihm seine Frau und eine Tochter gestorben, das hatte ihn damals heftig zu Boden gerissen, dann baute er den Todten auf dem Kirchhofe ein schönes Denkmal und wurde wieder fröhlich. Seinen einzigen Sohn hatte er mit vielen Opfern vom Soldatendienste befreit und auf eine landwirtschaftliche Schule geschickt, „denn," sagte der Großbauer, „habe schon ich zu meiner Zeit nichts lernen können, so soll's wenigstens mein Junge besser haben."

Erst vor kurzem war Edi von der absolvierten Schule heimgekommen, um sich nun in die Wirtschaft einzuleben und dieselbe dem Vater führen zu helfen.

Da war es eines Abends, daß der Großbauer unter dem Hausthore stand, die Tabakspfeife aus dem Munde nahm und unsicher sagte: „Nau — was ist denn das?" dann mit der Hand nach dem Thürpfosten tastete und zu Boden fiel. Die herbeigeeilten Leute begossen sein Gesicht mit kaltem Wasser, es rührte keine Miene mehr, sie wuschen seine Schläfe mit Essig, sie schüttelten ihn, sie riefen ihn laut beim Namen; er blieb vollkommen ruhig und hub sachte an zu erkalten.

So war der Großbauer plötzlich gestorben.

Edi war anfangs betäubt. Wie sehr er seinen Vater geliebt, das kam ihm erst jetzt allmählich zum Bewußtsein. Als aber die Zeit des herbsten Schmerzes und der tiefsten Trauer vorüber war, kam etwas Anderes. Die liebe Menschheit wollte Ersatz bieten für den Vater, das heiratslustige Weibervolk der Gegend stand gleichsam in einem weiten Kreise um den schönen, jungen Großbauer und blickte ihn erwartend an. Allein es kam etwas Anderes. Als die Behörde der Verlaßabhandlung wegen an dem Hochsteiningerhof rüttelte, brach er zusammen. Auf die Besitzung waren im Grundbuche Schulden über Schulden eingetafelt; außerdem meldeten sich Gläubiger von Oben und Unten und wiesen ihre Schuldbriefe vor für Getreide, für Pferde, für Wein, für Tischler- und Steinmetzarbeiten, für Baranlehen, für alles Mögliche. Die nicht ins Grundbuch Getafelten huben an zu fluchen, denn es wurde ihnen gesagt, für sie reiche es nicht aus, auf der Realität am breitesten säße die Sparcasse und lasse daneben Niemandem Platz. An dem Sohne wollten sie jetzt ihre Wuth auslassen und stellten ihm in lebhaften Ausdrücken vor, wie der Alte ein Lump und Betrüger gewesen sei und der Apfel nicht weit vom Stamme falle.

Edi konnte solche Verleumdungen nicht einmal gerichtlich belangen, aber das wollte er den Leuten zeigen, daß der Apfel manchmal auch sehr weit vom Stamme fallen könne. Sein Vater war nicht schlecht, nur leichtsinnig gewesen, freilich hatte er in seiner unbändigen Weltfreude das Ansehen des großen, als reich bekannten Hofes ausgenützt. Der Sohn, obwohl an alle Annehm-

lichkeiten der Wohlhabenheit gewohnt, hatte nichts mehr auszunützen; fort wollte er, in die weite Welt — so weit als möglich vom Stamme fallen. Dann wollte er sein Wesen durchsuchen nach einer väterlichen Erbschaft. Vielleicht hatte er doch ein Stückchen Leichtsinn geerbt, wie gut käme es ihm zu statten!

Während der junge Mann hier am Waldrande das Alles noch einmal bedacht hatte, saß er sein Eigenthum platt. Im Bündel waren ja nur einige Kleidungsstücke, sonst hatte er nichts; hatte nichts mit sich nehmen wollen. Werkzeuge zum Broterwerbe: einen Spaten, eine Holzaxt — wer hätte sie ihm denn wehren können? Doch, das Bewußtsein des bisher in Glück und Sorglosigkeit Geschaukelten, jetzt gar nichts mehr zu besitzen, sein junges Leben plötzlich auf nichts gestellt zu sehen, war ihm ein fast wollüstiger Gedanke. Keinen Vater, keine Heimat, keinen Freund, keine Ehre, keine Habe mehr, keine Rücksicht, keine Pflicht mehr, an nichts mehr gebunden, von nichts gehemmt — frei! Frei wie der Falter dort über dem blühenden Heidekraut! Am Ende war es ein ganz ungeheueres Glück, was ihm bisher wie Elend und Jammer geschienen. — Jetzt werden sie aufstehen im Hofe und nach der gestrigen Vergantung in heuchlerischer Gutherzigkeit zeigen wollen, daß sie es ihm — dem Abgestifteten — nicht nachtragen, daß sie ihm noch das Frühstück schenken und das Dach gewähren wollen im Hause — und er ist nicht mehr zu finden, ist davongezogen, hat nichts zurückgelassen, als seine Verachtung für sie. — Solche Gedanken waren ihm eine rechte Labe. Er stand auf, nahm sein plattgedrücktes Bündel unter den Arm und schlenderte waldeinwärts.

Er hat die Feldarbeit gelernt, hat die Baumzucht gelernt, aber zumeist in Büchern, die Hand weiß nicht viel davon. Jetzt knechtliche Arbeit verrichten? Dafür ist die gewonnene unbegrenzte Freiheit doch zu gut. — Weiter in den grünen Wald hinein!

Von Ferne hörte er Kirchenglocken summen. Rufen sie ihn? Hat er dort noch ein Haus, ein gemeinsames mit allen Anderen? Nein, er mag sich heute nicht ansehen, nicht bedauern, nicht höhnen lassen. Die Gemeinde soll nicht den Spaß haben, den Hochsteiningersohn als armen Schlucker zu sehen. Es wäre für Manchen eine große Unterhaltung gewesen.

Nach einer Weile kam er zum Grenzzaun, wo der Hochsteininger Boden zu Rande gieng. Edi setzte sich auf die Zaunstange wie auf ein Pferd und rief: „Hi, Schimmel!“ Weil jedoch der Schimmel nicht weiter trabte, sondern dastand, als wären seine Füße in die Erde hineingebohrt, so sprang der Reiter auf den fremden Rasen und wanderte zu Fuß weiter. Diesseits der Grenze fühlte er sich heimischer als jenseits derselben auf dem Hochsteiningergrund. Er kam zu einer Straße und auf derselben nach langem Gange zu einem einschichtigen Fuhrmannswirtshause. In dasselbe kehrte er ein und trank Wein. Die Wirtin betrachtete ihn so von der Seite, sie wußte nicht, war er's, oder war er's nicht. Er begehrte, daß sie ihm ein Huhn schlachten und backen solle; da wußte sie es, er war's. Wo ein Hochsteininger einkehrt, da geht's allemal einem Huhn ans Leben, es war sprichwörtlich. Der Junge war aber lange nicht so gesprächig, als es der Alte gewesen.

Edi ließ sich's schmecken, dann zahlte er mit Silbergeld, sagte, sie sollten gesund bleiben beisammen und gieng davon.

„He, Hochsteininger!“ rief ihm die Wirtin nach, „dieses Bündel, gehört's nicht Euch?“

Er hatte es auf der Bank vergessen, war es nicht gewohnt, an Handbündel zu denken, wenn er vom Essen aufstand.

Das Wandern gieng jetzt nicht so

gut, als am frischen Vormittag. Es war heiß, der Bursche schlenderte noch eine Weile halbträge dahin und legte sich dann unter einen Baum. Ringsum war es still, nur von der Ferne war eine Blechschelle zu hören, wie sie Ziegen oder Schafe am Halse zu tragen pflegen. Edi wollte schlafen, er träumte auch schon ein wenig, aber in den Traum hinein klang die Schelle. Die Beine ausgespreitet lag er auf dem Rücken, schaute in den blauen Himmel hinein, unter welchem das Baumgeäste ein kunstreiches Gitter flocht und dachte: Also Edi! Junger Großsteininger Edi! Was wird jetzt aus dir werden?

Die Blechschelle klang.

Der Bursche stand auf. Jetzt möchte er doch wissen, was das für ein Geklimper ist im Walde! — Er gieng dem Klange zu, sah auf dem Heidegrunde, auf welchem Weißbirken standen, zwei gesprenkelte Ziegen grasen, und ein Junges dabei, welches ebenfalls gesprenkelt war. Ein bißchen abseits, hinter einem Baumstrunke, sah er die Hirtin, welche ebenfalls gesprenkelt war. Sie hatte ein gelbes Tuch um das Haupt geschlungen, ein rothes Jöppel und ein blaues Kittelchen an. Sie hockte auf dem Rasen, saß auf ihren eigenen Beinen wie ein Türke und guckte vorgebeugt auf den Boden hin. Edi schlich unbemerkt an, duckte sich hinter den Baumstrunk und beobachtete sie. — Tausend Wochen ist sie alt, das wäre eins! dachte er bei sich; bald aber gieng sein Denken in Empfinden über. Denn so häßlich auch das Farbengemenge an ihrem Leibe war, und so abgenützt und schlaff die Kleider an demselben, so schön war die Hirtin selbst. Edi hatte in der Lehranstalt ein Bild gesehen, welches die Mutter Gottes darstellte, vor der das Christkind und der kleine Johannes spielten. Das Bild war nach dem italienischen Maler Rafael. Wenn an der Hirtin das etwas zu kurze Stumpfnäschen und die nach oben und unten knospenartig aufschwellenden Lippen nicht gewesen wären, sie hätte jener Mutter Gottes aufs Haar ähnlich gesehen. Waren doch auch die Haare schier so goldfarbig und so geflochten, und das Gesichtchen so länglich gewachsen, und die Augen so groß und lieblich und fromm. Die Wänglein roth wie zwei Aepfelchen, die schon reif werden, der Hals, so weit man ihn sehen konnte, war glatt und weiß und von ihm aus quollen nach unten hin zwei zarte Rundungen auf, die aber von dem zugeknöpften rothen Röcklein eingefangen wurden. Hinter einem der kleinen, fast anliegenden Ohren stak ein Vergißmeinnichtstämmchen. Sie schaute einem Goldkäfer zu, der im Moose hastig hin- und herlief, als hätte er seinen Weg verloren und als hätte er Angst vor dem Ungeheuer über ihm, das ihn mit zwei leuchtenden Augen verfolgte.

„Käfer, du bist ein Narr!“ rief auf einmal die Hirtin mit kindlich heller Stimme dem Thierchen zu. „Glaubst du denn, daß ich dir was thue? Eselein, dummes, bin froh, wenn mir Niemand was thut. Da, da ist dein Loch, siehst es denn nicht! Da bist du daheim drinnen. Hast gewiß Kindlein im Nest, gelt? Wenn ich das nur weiß, dann will ich ein paar Steine herumlegen und ein Brettel darüber, daß die Gaisen nicht darauftreten können. Na endlich, jetzt hast es — jetzt ist er drinnen.“

Der Bursche hatte sich bei seiner Beobachtung vortrefflich unterhalten. Es war ihm eingefallen, ihr von rückwärts plötzlich die Hände vor die Augen zu legen und zu fragen, wer es sei. Mittlerweile war eine Art Achtung für sie in ihm wach geworden und da er ihre nähere Bekanntschaft machen wollte, so bog er artig den Finger ein und klopfte hinten am Baumstrunk.

„Herein!“ rief sie rasch gefaßt und wendete ihr Köpfchen.

Als sie den hübschen jungen Mann

sah, stand sie rasch auf und wollte davonlaufen.

„Oh!" rief der Bursche und suchte ihr den Weg abzuschneiden. „Eselein, dummes! Glaubst Du denn, daß ich Dir etwas thue?"

Jetzt mußte sie lachen, daß er das Wort, welches sie zum Käfer gesprochen, auf sie selber anwendete. Dann betrachtete sie ihn aufmerksam und sprach: „Dich soll ich ja kennen. Bist Du nicht der junge Hochsteininger?"

„Der bin ich freilich," antwortete der Bursche, „das macht aber nichts."

„Dir ist ja Dein Vater gestorben," sagte sie. „Da gehst halt jetzt in der Verzagtheit um, gelt?"

„Wirst schon recht haben," antwortete er.

„Ja, kannst denn gleich so fort von der großen Wirtschaft? Da möchte ich an Deiner Stelle daheimbleiben und brav arbeiten, ist das allerbest' Mittel, wenn man traurig ist."

Sie weiß von nichts, dachte Edi; es war ihm fast lieb, daß doch ein Mensch lebte, vor dem er den ehrenreichen Großbauern spielen konnte.

Er stellte sich Aug um Auge vor das Dirndl hin und fragte mit weicher Stimme: „Weißt denn Du auch was vom Traurigsein?"

Sie lachte hell auf, und das war Antwort genug. Ihr Lachen klang so bitter lustig, und daß sie bei seiner Frage dieses Lachen ausstieß, war ein Zeichen, wie nahe sie mit der Traurigkeit vertraut war.

„Du bist gewiß von einem Bauern da herum das Töchterl?" fragte er.

„Mein Vater ist ein Taglöhner," antwortete sie.

„Und wo wohnst Du denn mit Deinen Ziegen?"

Das Dirndl schlenkerte mit dem Arm gegen den Abhang der Waldhöhung hin: „Dort."

„Wie heißt Du denn?" fragte Edi.

„Was hast Du davon, wenn Du meinen Namen weißt? Mein Name, der ist wohl lang' nicht so angesehen, wie der Deinige."

„Wozu sollen wir denn stehen, wenn wir uns setzen können!" schlug er vor, „die Ziegen setzen sich auch."

Die Ziegen schäkerten miteinander, der Bursche setzte sich, das Dirndl aber stand aufrecht und sagte, nun werde es die Ziegen weiter treiben müssen. Da hatte er mit der Hand an einem ihrer kleinen Barfüße getastet.

Sie zog den Fuß rasch zurück.

„Eine große Fliege war darauf, ich habe sie verscheuchen wollen." So entschuldigte er sich, sie aber antwortete: „Die Fliege wird mich nicht fressen. Und wenn auch, so geht's keinen Menschen nichts an."

Auf solche Abweisung wurde er kühner, drehte ein wenig an seinem Schnurrbärtchen und sagte: „Dirndl, Du könntest meine Herzliebste werden."

Hierauf entgegnete sie: „Wenn Du heut' umgehst, Leut' foppen, so mußt Du Dir solche suchen, die sich nicht auskennen."

„Kann ein Hochsteininger nicht auch ehrliche Absicht haben?" fragte er.

„Glaub kaum, daß er's zusammbrächt," antwortete sie. „Für die reichen Leut' ist es viel schwerer, in solchen Stücken ehrlich zu sein, wie für Andere, sie haben halt zu viel Anreizung."

„Da magst ja recht haben," sagte er mit einem sauren Lächeln. „Wenn ich jetzt aber als armer Bursch vor Dir stünd', als blutarmer Bursch, der nichts hätt' als seinen gesunden Leib, und der wollte Dich fragen, ob Du seine Herzliebste sein möchtest. Was hättest ihm für Antwort? Das möchte ich wissen."

„Sicherer wär' Eine d'ran beim armen Burschen, als wie beim reichen," meinte sie. „Denn das sag' ich resch: mit Geld laß ich mir nichts abkaufen. Was ich geb', das geb' ich geschenkt, und keinem Andern als Dem, der mich heiratet."

Als sie so sprach, da lohte in seiner

Brust eine höllische Glut an und er rief: „Ich heirate Dich! Du sollst mein Weib sein!"

„Wie lang?" fragte sie schnippisch.

„So lang wir leben!"

„Dann sind wir handelseins," war ihre Antwort, denn ihr ergieng es inwendig nicht besser als ihm.

Von nun an plauderten sie nicht mehr viel. Auf dem Moosboden saßen sie nebeneinander, er legte seinen Arm um ihren Nacken und wußte es mit dem ihren so zu machen, daß dieser ihn umfieng. Dabei schaute er ihr keck munter in's Auge, sie hielt seinen Blick trotzig aus und mit halb gesenkten Lidern schaute sie in das seine. Dann nahte er seine Lippen den ihren, aber nur so weit, daß die Spitzen seines Bärtchens leise prickelnd an ihr Gesicht strichen. Dann gab er ihr ein kleines Küßchen — ein ganz kleines. Und schauten sich wieder fest und ernsthaft an wie zwei Ringer, bevor sie den Kampf beginnen.

Jetzt fragte das Dirndl: „Ist das die Liebe, von der man so viel hört?"

„Das wird sie schier sein," antwortete der Bursche und gab ihr mit großer Heftigkeit einen langen Kuß. — Wenn sich nur die Ziegen nicht verlaufen! Die eine ist äußerst leckerig, hebt ihren Kopf zu den Birkenzweigen und will gerade jene Blätter haben, die am schwersten zu erlangen sind. Das Kleine hüpft und springt, wirft den Hintertheil manchmal so frisch in die Luft, daß man sich wundert, wenn er nicht darin hängen bleibt. Gott, es ist lustig auf der Welt! gar das Zicklein fühlt es. Aber Abend wird's und von dem Graben herauf ruft eine Weiberstimme: „Nessel!" — Zwei-, dreimal ruft sie, bis das Dirndl endlich antwortet: „Ja, ich hab's schon gehört!"

„Geht das Dich an?" fragte der Hochsteininger.

„Die Mutter ruft mich," sagte das Dirndl.

„Du bist ja doch keine Nessel!" flüsterte er, „schon eher ein Röserl!"

„Ich heiße Agnes," belehrte sie, „und deswegen haben sie mich zuerst das Neserl geheißen, daraus ist nachher ein Nesserl geworden, und wie ich groß bin, gar eine Nessel. Mußt halt nicht gleich an die Brennessel denken. Aber, jetzt heißt's heimtreiben. Du hast auch die höchste Zeit, Edi, wenn Du heute noch in Deinen Hochsteiningerhof kommen willst."

„Das will ich gar nicht," sagte er. „Ich möchte lieber in Deiner Hütte über Nacht schlafen."

„Wird uns eine hohe Ehr' sein!" antwortete sie mit einem possierlichen Knix. Sie waren in diesem Augenblicke aber schon so weit, daß es der Höflichkeit nicht mehr bedurft hätte.

Das kleine Zudel-Haus duckte sich unten in der Schlucht an eine Felswand. Unter einer Ecke des Häuschens rann der Bach durch, was für die Bewohner in einer Beziehung etwas Bequemes hatte. Aber auch nach oben hin waren sie vom Wasser nicht geschützt und wenn es regnete, versammelten die Insassen sich in der Küche um den Herd herum; das war die einzige Stelle, die noch ein schadloses Bretterdach hatte. Auch die Ziegen waren in der Küche untergebracht. Weil heute das Wetter sehr schön war, so führte die Nessel ihren werten Gast in die Stube, wo sie ihn am Tische niedersitzen hieß. Er that's, und als er seinen Ellbogen an die Tischecke stützen wollte, schnappte die Platte über. Ja, mein Lieber, so fest steht der Tisch nicht überall, als er im Hochsteiningerhof gestanden! Die paar Fensterchen der Stube waren so niedrig, daß der Bursche — wenn er aufrechtstehend hätte hinausschauen wollen — seine Augen im Magen hätte haben müssen. Jetzt war's aber schon dunkel draußen und in der Stube fast finster. Polternd und hastig trat nun der Zudel ein, ein kleiner, behender Mann; der schrie mit einer dünnen, hellen

Stimme: „Weiberleut'! Seids da? Eine große Neuigkeit weiß ich. Gestern bei der Nacht ist der Hochsteiningerhof niedergebrannt!"

Die Mutter und die Tochter thaten einen Ausruf der Ueberraschung.

„Bei Putz und Stingel niedergebrannt!" fuhr der Zudel lärmend fort. „Auch Leut' sind verbrannt! Der jung' Hochsteininger selber ist mitverbrannt! Meiner Seel', wahr ist's! Heut' haben sie die Knochen herfürgestiert, hab's selber gesehen!"

„Aber Vaterle!" rief die Nessel, „das ist ja wieder nicht. Der Edi sitzt doch da in der Stuben und ganz lebendig!"

„Wer sitzt da in der Stuben?" schmetterte der Zudel.

„Der Edi, der junge Hochsteininger."

Jetzt sah der Alte den Burschen auch, weil dieser durch die Küchenthür vom Herdfeuer beleuchtet wurde.

„Meiner Seel', er ist's!" schrie der Zudel und klatschte die Hände zusammen, „was aber doch zusammengelogen wird auf der Welt. Ich habe gehört, er ist mitverbrannt."

„Vaterle, Du hast sogar seine verbrannten Knochen gesehen!" lachte das Dirndel.

Der Zudel schüttelte das Haupt. „Wenn ich mir!" rief er aus, „nur dieses verdammte Lügen kunnt abgewöhnen! Das ist ein Höllenlaster! Ich sag' Dir, Tochter, heb' Du mit dem Lügen nicht an! Es geht nicht gut aus damit. Du hast ja den Mariathaler Kirchenwirt gekannt. Das größte Lugenmaul auf Gottes Erdboden!"

„Na, schrei nur nicht so, Alter," mahnte ihn nun sein Weib, „wir sind ja Keines taub. Was ist's denn mit dem Kirchenwirt?"

„Der Blitz hat ihn derschlagen!" schrie der Zudel, „nicht ein Beindel ist ganz an ihm und die Zungen, mit der er so viel Lugen hat gesagt, ist höllenschwarz verkohlt über und über. Auch die drei Finger der rechten Hand, mit denen er die vielen falschen Eid' hat geschworen sein Lebtag, dieser Erzschelm, dieser verdächtige!"

„Vaterl, Du wirst wieder eingesperrt werden, wenn Du so schimpfst!" gab ihm die Tochter zu bedenken.

„Um Gotteswillen, nur nicht einsperren!" rief er. „Die Langweil im Arrest, Du glaubst es nicht! Keine Arbeit, zu wenig zu essen — mir graust! meiner Seel', mir graust! — Kind, darum sag' ich, gewöhn' Dir nur das Ehrabschneiden nicht an! — Schau Du, Alte, da hab' ich Dir was mitgebracht."

Er zog ein Instrument aus glänzendem Stahl hervor.

„Was ist denn das wieder?" fragte das Weib scharf. „Woher hast Du denn das Ding?"

Der Zudel zwinkerte mit den Aeuglein. „Vom Hammerherrn zu Leinbach, wo ich die Wochen gearbeitet hab'," sagte er, „wird's eh nicht brauchen. Ist auf dem Tisch gelegen, da hab' ich's eingesteckt."

„'s ist aus aller Weise!" jammerte das Weib und raunte dem Dirndl zu: „Stiehlt er einen Nußknacker. Wann wir Nussen aufzuknacken hätten, möcht' ich wissen!"

„Weiberleut'!" schrie der Alte etwas ungleich, „was truschelt Ihr denn, allzwei? Gewiß wieder geht's über mich los. Rabenbänder seid's!"

Sein Weib sprang an ihn herbei, schob ihm den Nußknacker in den Sack und rief: „Jetzt gehst aber gleich, trutz Nacht und Nebel gehst und tragst dem Hammerherrn den Nußzwicker zurück!"

„Ich!" schrie der Zudel aufgeregt, „ich soll jetzt zum Hammerherrn gehen? Nicht einmal bei der Nacht hat man eine Ruh', meiner Seel'! Wenn ich mir nur dieses höllische Stehlen kunnt abgewöhnen. — Mein Kind, ich sage Dir —"

„Marsch!" rief das Weib und schob den Alten zur niedrigen Thür hinaus.

Das Alles spielte sich vor dem

jungen Hochsteininger ab, ohne daß dieser weiters beachtet wurde.

Nun die Mutter in der Küche mit dem Melken der Ziegen zu schaffen hatte, setzte sich die Nessel im Dunkeln auf die Bank zum Burschen und sagte leise und bekümmert: „Du wirst Dir etwas Sauberes denken über meinen Vater. Aber so ist er und so ist er. Der beste Mensch auf der Welt, aber diese schreckbaren Angewohnheiten! Alle Tag zehnmal wird er lugengestraft und kein Mensch glaubt ihm etwas, aber er lugt lustig drauf los, daß die Weltkugel blau anlaufen kunnt über und über. Was er sonst genügsam ist, schier nichts braucht er für sich selber, Alles schenkt er her, aber gestohlen muß sein. Sieben Jahr klecken nicht, wenn ich sag', wie viel er schon eingesperrt ist gewesen. Aber es ist all' umsonst, kommt er heraus, so treibt er's wie vor und eh. Letztens bringt er vom Arrest ein paar eiserne Nägel mit heim, die sie ihm gewiß nicht mitgegeben haben werden; mit den Zähnen hat er sie aus dem Fußboden gezogen. — Wahrlich, es ist ein rechtes Anliegen mit so einem Menschen!" Das Dirndl hob die Schürze ans Gesicht und schluchzte hinein.

Dem Burschen war die Sache nicht mehr ganz neu, der Zudel hatte in der Gegend schon seinen Ruf. Er war der berüchtigteste Lügner, Verleumder und Dieb, allein man nahm ihn nicht mehr ganz ernst. Er war zu leicht überwiesen, zu rasch bereit, den guten Namen wieder herzustellen und ließ sich zu leicht erwischen. Dann war er allemal empört über sich selber oder beklagte sich bitter über seine Niederträchtigkeit, etwa so, wie ein Anderer seinen Zahnschmerz, seine Gicht beklagt, um sich hernach wie in ein Unabänderliches dreinzugeben und in nächster Stunde wieder gichtisch oder niederträchtig zu sein. Possierlich war es, wenn er Andere warnte vor dem Verbrechen und sich als abschreckendes Beispiel aufstellte, sofort aber hingieng und dem Nachbar die Kette vom Wagen stahl. Man bedauerte nur sein Weib, die Zudelin, welche sich oft aufs Krankenbett geärgert und gekümmert hatte, wenn er gefänglich eingezogen wurde. Sie war ein braves, arbeitsames und sparsames Weib, und die Tochter schien ihr nachzugerathen. Sie belehrte das Dirndl nie auch nur mit einem einzigen Worte, warnte nicht vor Sünden und redete nicht von Tugenden, sie war brav und tüchtig und schwieg. Und die Agnesel war gewohnt worden, die Mutter anzusehen und es wie sie zu machen; ob's gut oder schlecht sei, danach fragte sie nicht und daß Niemand Ursache fand, das Dirndl seines Thun und Lassens wegen zu meistern, war eben ein gutes Zeichen.

Das wußte Edi zum Theile, zum Theile wußte er es nicht. Und wie es nun schon eine Weile finster war, fragte er die Nessel, was es mit dem Schlafen sein werde.

Er wurde an den Herd hinausgeladen, um beim Scheine der Glut mit den beiden Weibern eine Pilzbrühe zu genießen. Nach diesem Abendbrote fragte die Zudelin den jungen Hochsteininger, ob es denn wirklich sein Ernst sei, in ihrer Hütte zu übernachten?

Er sei auf einer Reise, entgegnete Edi, wolle freilich ein paar Stunden schlafen, um dann früh morgens weiter zu ziehen.

Auf dem Dachboden über der Stube war frisches Heu, da hinauf wurde er gewiesen. Nachdem er ihnen aus den Augen war, vertraute die Tochter der Mutter das Geheimnis. Ihre Wänglein glühten, ihre Aeuglein leuchteten, als sie der Mutter zuflüsterte: „Weißt Du, warum er da ist? Er heiratet mich!"

Die Zudelin wendete sich behäbig dem Dirndl zu und schaute es an.

„Ich habe mir's gedacht," murmelte sie dann.

„Er nimmt mich gewiß, er hat mir's versprochen!" jubelte die Junge

flüsternd und rieb sich die Hände. „Ich bin Hochsteiningerin."

„Nessel!" sagte die Mutter mit gottlos gleichgiltiger Geberde, „versprochen kann er Dir's haben. Heiraten thut er Dich nicht. — Still sei! Was geschehen ist, das weiß ich nicht. Was ich Dir gesagt hab', das ist wahr wie das heilig' Evangeli. Jetzt geh' schlafen."

Das Bett der Eheleute stand in der Stube. Das Lager der Nessel war in der Küche neben den Ziegen. Darauf lag sie nun und konnte Alles: Sinnen, Beten, Weinen — nur nicht schlafen. Sie horchte nach jedem Laut, der oben im Dachboden etwa vorkommen mochte. — Ob er gut liegen wird? ob er sich nicht in den Kopf stoßen wird am Dachbalken, wenn er sich plötzlich aufrichtet? Ob ihm sein Rock wohl genug Decke sein wird? Jesses, Wasser hat er keins oben! Wenn er Durst bekommt in der Nacht! Wenn er zum Bach will und über die Leiter herabfällt! — Es waren quälende Gedanken. Sie wäre am liebsten aufgestanden und hätte ihn begutet und hätte ihn gewarnt vor Unfällen, aber der Mutter Worte lagen wie große Steine auf dem Wege zu ihm.

Lange nach Mitternacht war's, die Mutter schlief fest, der Vater war auch schon nach Hause gekommen von seinem Bußgange und schnarchte nun. Das Wasser unter dem Hause rauschte fast leidenschaftlich, die Ziegen scharrten manchmal mit den Zähnen, und die Nessel wachte. Da gieng von dem Vorraume herein die Thür auf — aber auch sofort wieder zu. Edi wollte das Haus verlassen, hatte aber anstatt der Ausgangsthür die Küchenthür erwischt.

„Wer ist es denn?" flüsterte die Nessel. „Bist Du's, Edi? Ist Dir etwas?"

Dabei hatte sie schon den Rock umgeworfen und stand draußen im Vorgelaß neben ihm.

„Ich hätte Dich nicht wecken mögen," sagte der Bursche, „aber mir ist es recht, daß ich Dich noch einmal sehen kann."

Das Dirndl kicherte. „Sehen!" in rabenfinsterer Nacht.

„Es wird Dir kalt werden, Nessel!" Er schlug seinen Rock auseinander, suchte sie an seiner warmen Brust zu bergen und den Rock über sie zu legen.

„Das machen wir noch gescheiter," meinte sie und zog von der Hängstange einen Pferdehaar-Kotzen herab. Sie setzten sich an die Thürschwelle ganz eng zusammen und schlugen das grobe Tuch fest um sich.

„Ich habe ja was zu reden mit Dir," sagte die Nessel. „Wann willst denn kommen um mich?"

„Um Dich?"

„Ja, um mich."

„Ja so. Weißt, Nessel, ich gehe jetzt einen guten Platz suchen und wenn ich bereit bin, dann hole ich Dich ab."

„Meine Mutter sagt" — sprach das Dirndl und blieb stecken.

„Was meinst, Nessel?"

„Meine Mutter sagt, Du wolltest mich anschmieren, aber nicht heiraten!"

Der Bursche schwieg.

„Ist das wahr, Edi?"

Da sprach er: „Am Ende hättest keine große Freude mit mir. Ich muß Dir nur was sagen. Gestern hat Dein Vater erzählt, daß der Hochsteiningerhof abgebrannt wär', und der junge Hochsteininger mit verbrannt. Es ist was Wahres dran. Für mich ist der Hof dahin und der Jungbauer bin ich auch nicht mehr. Sie haben mir Alles weggenommen. Ich bin ein armer Teufel geworden und muß mein Brot, wenn ich eins haben will, im Taglohn verdienen. Ja, meine liebe Agnesel, so steht's mit mir."

„Warum hast denn das gestern nicht gesagt?" war ihr Einwand.

„Ich war sehr betrübt."

„So? Das habe ich Dir nicht angemerkt."

„Und da — bist Du mein Trost gewesen."

„So ist's doch, wie meine Mutter gesagt hat!" versetzte sie bitter und wollte sich wegwenden.

„Nein, so ist es nicht," antwortete er und hielt sie an sich. Hielt sie so fest, daß ihr fast der Athem versagte unter dem Tuche.

„Aber Du kannst ja gar nicht heiraten!" sprach sie.

„Heiraten kann ich schon. Das wehrt mir Niemand. Es ist nur die Frage, ob Du mit einem armen Mann zufrieden bist."

Nun hob sich ihr Muth. „Wenn es nur darauf ankommt," sagte sie, „dann ist es recht."

„Es kommt nur darauf an."

„Gut ist's. Und wenn ich's bedenk', es ist mir jetzt lieber, daß Du der reiche Bauer nicht mehr bist; den armen hab' ich viel sicherer und jetzt hab' ich keine Angst mehr, daß Du falsch könntest sein. Gelt nein, ich brauch' keine zu haben, gelt — Edi!"

„Dirndl, ob reich oder arm, Spitzbub bin ich keiner."

„Nachher ist Alles gut. Komm nur fein bald, ich halt schon mit Dir; Du bist arm dran, jetzt erbarmst mir erst, schau. Weggenommen haben sie Dir Alles. Der Schulden wegen. Geh', laß ihnen den Krempel. Wir stehen drauf nicht an. Wir sind zum Arbeiten stark, allzwei. Und gern haben wir uns auch. Da fehlt uns nichts mehr. Nur herzhaft sein, Edi! Jetzt bist erst ganz mein." Sie küßte sein Haupt, seinen Mund und wollte gar nicht ablassen, ihn zu herzen.

Als er endlich davon war und sie wieder in ihrem Neste lag neben den Ziegen, da sank sie in einen gesunden Schlaf.

Geweckt wurde sie am Morgen durch das Geschrei des Vaters. „Heimlich davon ist er, der Lump, bei der Nacht!" lärmte der alte Zudel, während er hastig die Säcke seines Rockes durchsuchte, „und hat mir meinen Taschenfeitel gestohlen, der verdächtige Gauner, der hochsteiningerische!"

„Nau, nau!" beruhigte sein Weib, „der Großbauer wird Dir den Taschenfeitel haben gestohlen! In allen Stücken möchte ich ihm nicht trauen, dem Hochsteininger, dem jungen, aber Taschenfeitel stehlen thut er nicht."

„Glaubst!" rief der Alte. „Glaubst! Oh, diese Hochsteiningerleut' muß man kennen! Wundern sich die Leut' über ihren großen Reichthum! Ich wundere mich nicht, ich weiß, was ich weiß! Meiner Seel'! Die Hochsteiningerleut', die sind öfter als einmal an der Arresthür vorbei geschlichen, meine Liebe! Vielleicht auch am Galgen! Ehrengeachtete Leut'! Natürlich, weil sie Geld haben! Ich möcht' nicht in ihrer Haut stecken, das sag' ich! Haben noch nicht genug daran, daß sie Kirchen ausrauben, müssen arme Taglöhnerleut' auch noch um den Taschenfeitel bringen!"

„Was hast denn da drinnen?" fragte sein Weib und tastete an einen harten Gegenstand in der Hosentasche.

Er langte hinein und zog höchst überrascht den Taschenfeitel heraus.

„Da ist das Rabenvieh, das vermaledeite!" schrie er. „Meiner Seel'! Just in der Hosentasche hab' ich nicht gesucht und gerade da drin hat sich das Beest vergraben. Deswegen sag' ich, liebe Kinder, soll man Niemandem Schlechtes zeihen. Abgeschnitten ist die Ehr' bald! Aber wieder zusammengeknüpft, das ist eine andere Sach!"

„Ja ja, laß es nur gut sein," sagte sein Weib, „und geh' jetzt Deine Suppen essen; heut hast im Holzschlag zu thun."

Auch die Nessel aß ihre Suppe und gieng dann in den Wald mit ihren Ziegen. Gerade jene Stelle suchte sie auf, wo sie gestern mit dem Edi gesessen. Es war das Gras und das Moos noch nicht aufgestanden. Sie setzte sich wieder hin auf den Platz und schaute in die Welt hinaus. Sie sah aber keine Welt, sondern lauter graue Wolken am Himmel und lauter

Edi's drinnen. Finken und Amseln hörte sie singen; sie sangen anders wie sonst. Sonst war es nur lustig gesungen gewesen, jetzt führten sie miteinander geheimnisvolle Gespräche, spotteten und lachten. Die Vögel lachten! — Dem Dirndl kam das unheimlich vor.

So saß die Nessel Tag für Tag auf der Anhöhe, schaute halb verloren in die Weite hinaus, und manchmal seufzte sie ein wenig.

Als drei und vier und fünf Wochen vergangen waren, hätte sie gerne die Mutter gefragt, was sie meine? Aber sie hatte den Muth nicht dazu. — — Vom Hochsteiningerhof hörte man, daß ganz fremde Leute in demselben hausten. Der junge Hochsteininger war verschollen. Es hieß, er wäre zu den Soldaten gegangen. Es hieß auch, er wolle ein Freicorps bilden, um die Türkei zu erobern. Das Gerücht war leicht auf seine Quelle zurückzuführen, doch der Zudel deutete geheimnisvoll an, man würde von dem jungen Manne noch ganz andere Dinge zu hören bekommen. Für nichts und wieder nichts habe der seinen schönen Hof nicht verschenkt!

So war der Frühsommer und so war der Hochsommer vergangen. Da war es eines Sonntags im August, daß die Nessel allein in ihrem Häuslein wirtete und ihr über die Wangen helle Thränen rannen. Der Vater saß wieder einmal im Arrest, die Mutter war in ein entferntes Dorf zur Kirche gegangen. Am Morgen, ehe sie fortgieng, hatte es einen bitteren Auftritt gegeben. Die Nessel hatte ihr eine Bedrängnis eingestanden und die Alte hatte nichts darauf gesagt als: „Siehe zu. Selber gethan, selber gelitten!" So kalt und so hart. Dann war sie fortgegangen.

Nun saß die Nessel auf einem niedrigen Stühlchen und molk die Ziege. Den Melkzuber hielt sie zwischen den Knien, und während das weiße Brünnlein hineinstrahlte, rannen über ihr Gesicht immer noch die Thränen. Da stand er plötzlich vor ihr. Der Edi. Aber nicht erfreulich. Das schmucke Sonntagskleid, welches er im Mai getragen, war verblaßt, ja hatte sogar einige nothdürftig zusammengeheftete Risse. Die Stiefel waren verwaschen und etwas schief getreten. Sein Gesicht hatte eine braun-gelbliche Farbe und war eckiger geworden; der Schnurrbart buschiger, aber ungepflegt.

Er sagte nichts, als er eintrat, gab ihr nur die Hand.

Sie that einen Schrei und sagte: „Aber so erschrecken!" Dann sahen sie sich schweigend und unsicher an.

„Wirst Dich wundern, daß ich da bin," sagte er endlich.

„Ich hätt' Dich eher verhofft und jetzt nicht mehr erwartet," war ihre Entgegnung. Daß Du schon gar nichts von Dir hast hören lassen!"

Er antwortete: „Gutes hätte ich nichts können vermelden, und das Schlechte, habe ich gemeint, kriegst immer noch früh genug zu wissen."

„Geh', wirst eine Weil' stehen! Setz' Dich nieder. Bist doch nicht krank gewesen?"

Er setzte sich schwerfällig an den Herdrand. „Ja mein Gott!" seufzte er. „Wie ich vom Heimatshaus fort bin damals, hab' ich wohl gewußt, daß meine schönen Zeiten vorbei sind. Aber daß es mir so schlecht sollt' gehen, hätt' ich mir nicht gedacht. Zuerst eine Weil' keine Arbeit gefunden, umgestromert wie ein Vagabund. Endlich ein Bauerndienst. Oh, das Dienen ist hart! Das freie Leben kennen gelernt haben und in den Dienst müssen — das ist ein Unglück! Wer nie sein eigener Herr gewesen, der weiß nicht, wie hart es ist. Der harten Arbeit wegen nicht so sehr, die wird man gewohnt. Aber von dummen, rohen Leuten hin- und hergeschoben, gestoßen werden, das wird man nicht gewohnt. Keine freie Stunde für sich haben,

Kost und Pflege wie für einen Hund. Bei einem Pächter war ich über den Sommer im Dienst. Oft zum Verzweifeln, wenn ich denk, das soll jetzt immer so fortgehen! Weil er gehört, daß ich Landwirtschaft studiert hätte, hat er mich gehänselt, und aus Galle darüber, daß ich doch Einiges besser verstanden wie er, hat er mich so grob und entwürdigend behandelt, daß ich mich schon selber zu verachten angefangen. Eines Tages, auf eine schmähliche Beleidigung, habe ich ihm ins Gesicht geschlagen. Er geht zu Gericht, aber ich habe auf das Eingesperrtwerden nicht warten wollen, bin davon. Mein erster Gedanke: nach Hause in den Hochsteiningerhof. Ich vermag's aber nicht. Mitleid suchen? lieber ein Schuß Pulver. So hab' ich gedacht: Die Nessel möchte ich noch einmal sehen. — Nun, gesehen hätt' ich Dich, und wie es Dir geht, braucht man wohl nicht zu fragen."

„Oh gewiß nicht," antwortete sie bitter, „mir geht's aufs Allerbest. Ich hätte zwar auch abzuladen von meiner Kümmernis und hab' damit gewartet auf Dich mit Schmerzen. Jetzt hast aber selber schon so viel auf dem Buckel, daß Du Dir nichts mehr verlangen wirst. — Wenn Du ein Töpfel Milch magst, sie ist ganz frisch."

Als das Dirndl jetzt sah, wie gierig er die Milch trank, hub er an, ihr bis ins Herz hinein zu erbarmen. Sie legte ihm auch Brot und Butter vor, und während er aß, plauderte sie mit ihm über gleichgiltige Dinge. Sie wollte seinen Appetit nicht stören. Dann aber war doch die Zeit zu nützen, so lange kein fremdes Wesen zugegen als die meckernden Ziegen und die tauben Forellen im Bache.

„Edi," sagte sie. „Noch eine Neuigkeit habe ich Dir zu erzählen. Im Frühjahr hat mir was geschadet."

Er sprang auf und murmelte: „Das auch noch!"

Sie sprach von der Schande und dem Elende, das ihr bevorstehe, und weinte. Er stand lange Zeit unbeweglich da wie ein Holzkloß. Endlich, als sie ihn fragte, was er zu thun gedenke, antwortete er sehr gedämpft: „Ein Mittel wüßte ich schon."

„Gott Lob und Dank!" athmete sie auf.

„Eins wüßte ich, daß uns Beiden geholfen wäre," fuhr der Bursche fort und setzte bei: „Für mich selber habe ich schon öfter daran gedacht. Es kommt nur darauf an, ob Du mithalten willst."

„Mir ist Alles recht, nur so nicht, wie es jetzt ist," war ihre Antwort.

„Auf dieser Welt hat auch Keines von uns mehr etwas zu erwarten," sagte er. „Wenn's Armut allein wäre! Aber Unehr' und Schmach. Dir wie mir — Agnes," setzte er bei, hob mit seiner Hand ihre Rechte auf und preßte sie an seine Brust: „Wenn man's beim richtigen Zipfel anfaßt, ist's bald überstanden. Thun's auch Andere, denen es besser geht als uns. Bevor wir noch tiefer ins Elend hineingerathen, Anderen zu Last und Aergernis werden — machen wir Schlußpunkt."

Sie schaute ihn befremdet an.

„Machen wir Schlußpunkt!" wiederholte er.

„Du meinst," sprach nun das Dirndl ganz ruhig, „daß wir uns umbringen sollen?"

„Siehst, Nessel, daß Du mich verstanden hast!" rief er fast fröhlich. „Ich mit mir selber bin fertig. Und ich denk', Du laßt mich nicht allein gehen, Du gehst mit mir."

Jetzt hub das Dirndl an zu zittern am ganzen Leib. „Wenn man so im Elend ist und oft nicht schlafen kann," sagte sie, „da kann Einen der Schutzengel verlassen und es kommen solche Gedanken. Ich weiß es wohl."

„So komm mit mir in den Wald. Komm!"

Sie wehrte mit der Hand ab.

„So muß ich wohl allein wieder fort."

Schon früher hatte sie im Futter seines Rockes einen eckigen Gegenstand bemerkt, der den Sack schwer hinabzerrte. Nun sah sie etwas hervorstehen wie einen Revolverlauf.

„Edi, gib her das!“ sagte das Dirndl und langte drauf hin.

Er schob ihre Hand zurück: „Nessel, das geht Dich derweil nichts an. — Wenn Du mit mir gehst, im Wald wollen wir ihn probieren.“

Sie senkte das Köpfchen und schüttelte es.

„Weiter zureden will ich Dir nicht,“ sagte er, „es muß Dein freier Wille sein. Bedenkts. Wenn Du mich noch einmal sehen willst, heute Abend um Sonnenuntergang oben bei den Birken. — Lebewohl!“

Mit eiligen Schritten trat er zur Thür hinaus. Sie — todtenblaß im Gesicht — starrte ihm nach.

(Schluß folgt.)

Der alte Adam und noch Einer.

Zwei aus einem Buch entkommene räthselhafte Burschen.

Vor Jahren hat der Herausgeber dieses Blattes ein Werk geschrieben, welches vor Kurzem in vermehrter fünfter Auflage bei A. Hartleben in Wien erschienen ist. Es benennt sich: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.“ Wenn uns der Verfasser in manchen seiner Schriften etwas räthselhaft ist, in diesem Buche ist er es am meisten. Es sind Beschreibungen von Sonderlingen, Lebensgeschichten von wunderlichen Menschen mit seltsamen Schicksalen ernster und heiterer Natur. Es gibt Stücke in dem Buche, nach deren Durchlesung man den Band zumacht, die Augen zumacht und sich fragt: Wieso? Ist dieses denn wirklich geschehen? Oder kann es überhaupt geschehen sein? Wahrheit? Dichtung? Beides? Novelle? Märchen? Schwank? Parabel? — Wie? Wenn man den Dichter zur Rede stellt darüber, wie ich es einmal gethan, so schmunzelt er nur und schweigt. Ich werde demnächst natürlich eine Literaturgeschichte schreiben, aber ich werde nicht wissen, in welches Fach mit diesen „Sonderlingen!“ Ich bin schon auf die Vermuthung gekommen, daß der Dichter bei vielen dieser Sonderlinge Symbolik treibt. — Manchem Literaten ist kein Mittel zu schlecht und keines zu gut, um irgend einen besonderen Gedanken, eine Idee unter die Leute zu bringen. Wenn der Schöpfer aus der Idee einen Menschen gemacht hat, so glaubt ein solcher Poet aus dem Menschen eine Idee machen zu dürfen. Wir wollen sehen, wie unser Dichter mit den Menschen von Fleisch und Blut umspringt, wie er sie durch Realismus und Romantik jagt, wie er mit ihnen im Schwanke schalkt und im Märchen reigt, bis sie es zugeben, was er meint. Zwei solche Gesellen, die ihrer zweifelhaften Umgebung im Buche ohnehin gern ledig wären, lassen wir hier laufen.

Der alte Adam.

Mit vernünftigen Gründen vermag die Weiserin Natur bei uns vernünftigen Leuten selten was auszurichten,

und so steckt sie sich zuweilen hinter Sonderlinge und Narren; denn nur den Unverständigen belehrt der Vernünftige, des Weisen Lehrmeister aber ist und bleibt in aller Ewigkeit der Narr.

Allerdings scheint es, als hätten die Strubacher-Leut' vom Lehm-Lamel nicht viel gelernt; der Lamel war gerade noch um ein halb Köpflein zu vernünftig für sie.

In vergangenen Jahren war er eigentlich gar sehr vernünftig und tüchtig gewesen, der Lamel. Er besaß eine Lehmgrube, die ihm guter Gewinn und den Namen Lehm-Lamel eintrug; zu Recht aber war er Wegwart an der Reichsstraße, die damals in weißen staubigen Bändern mit Wagengeknarre, Rossegewieher, Fuhrmannsgeschrei, Peitschengeknatter und Handwerksburschengetriller durch die Länder schlängelte. Damals war noch die Zeit, in der die Dörfer und Flecken groß, die Postmeister reich, die Wirte dick wurden, die Städte aber, durch steinerne Gürtel zusammengeschnürt, an Engbrüstigkeit litten. Jener, der heute von der guten alten Zeit spricht, hat sein Haus nicht in der Stadt stehen, oder er hat es zum mindesten auf dem Lande erworben.

Damals sind Wegwarte bedeutende Leute gewesen, ohne sie hätte das Räderwerk der Straße und des Landes, ja des Reichsverkehrs gestockt, wäre versunken in Schlamm. Der Lamel hatte seine Pflicht wohl erfüllt, seine Strecke war stets die bestgeschotterte, auch hatte er an derselben eine Allee von Obstbäumen gepflanzt, wofür er anfangs gerügt, später aber, als sie zwar nur wenig Schatten, aber umsomehr Obst gaben, belobt wurde. Und er freute sich baß, wenn ihm Handwerksburschen Aepfel und Zwetschken stahlen, weil er wohl wußte, daß verbotene Früchte süß munden. So war er stolz auf sein süßes Obst, das, geschenkt oder selbst gegessen, schier ein wenig säuerlich schmecken wollte.

Auch um sein Haus hatte der Lamel einen freundlichen Garten von Obstbäumen, der war seine Erquickung, denn die Bäume trugen Aepfel, die ließ er pressen, den Most wahren und gähren, und wenn das Getränke klar und herbe geworden, so trank er es als echten Wein. Und der Apfelwein — dem Vater Noah zu Trutz sei's gesagt! — gab dem Traubenwein nichts nach, hingegen gab der Lamel dem Apfelwein nach, und zwar nicht selten auf Kosten seiner Selbständigkeit.

Auf die kleine Schwäche müssen wir einen großen Vorzug erwähnen. Der Lamel war schriftgelehrt und gieng in den Feierstunden daran, die sieben Siegel der Bibel zu lösen, wobei ihm der Apfelwein stets behilflich war, so daß er schließlich die Offenbarungen des heiligen Johannes leibhaftig um sich herumtanzen sah, mitsammt den vier Aeltesten und dem Lamel.

Eines Abends sprach ein alter hinkender und schielender Handwerksbursche im Hause des Wegwarts zu, nahm am Brunnen einen Trunk und wusch sich hierauf den Staub von den Füßen. Weil der Wegwart nicht weit davon stand und dem Alten lächelnd zusah, so wurde dieser dreist und bat um Nachtherberge. Bei Wegwächtern kehrt man sonst nicht zu, aber der Lamel wollte auch einmal ein wohlthätiger Hausvater sein und sagte: „Hat Er ein Wanderbuch?“

„Ein Wanderbuch?“ fragte der Geselle schielend entgegen, „— ein Wander — — das heißt — ja freilich, freilich hab' ich ein Wanderbuch.“

Der Lamel nahm das blau eingebundene Ding in Empfang, wahrte es in seinem Schrank und ließ dem Fremden Nachtmahl und Nachtlager geben.

Am anderen Morgen, noch ehe die Sonne und der Lamel aufgiengen, war der alte Wanderbursche davon und mit ihm das neue Paar Juchtenstiefel des Wegwart. — Fand es eigentlich soweit in Ordnung, der Lamel, denn

gute Stiefel müssen wandern und ein echter Haderlump muß stehlen. Aber wie ein Mensch so leichtfertig sein kann, sein Wanderbuch im Stiche zu lassen! — Das blaue Buch lag noch im Schranke, der Lamel öffnete, durchblätterte es — ja, was ist denn das für ein wunderlich Wesen? Ein Wanderbuch allerdings, aber ein gedrucktes. „Das Buch über die Seelenwanderung" war es benamset, und bei näherer Untersuchung enthielt es große Abhandlungen in langen Capiteln mit geheimnisvollem Dunkel und tiefer Weihe geschrieben. Der Verfasser war nicht genannt — so konnte es auch der heilige Geist selber dictiert haben.

Und als wieder die Feierstunden kamen, da schaffte sich der Lamel einen Krug Weines ins Stübchen und begann das Buch von der Seelenwanderung zu lesen. Das erzählte fürs Erste die Geschichte und Mythen des Glaubens an die Seelenwanderung, wobei natürlich viel von den alten Egyptern die Rede war, und kam später auf das Feld der Spiritisten. Und schließlich verharrte das Buch gläubig bei folgender Lehre:

„Im Anfange schuf Gott die Himmel und die Engel als Einwohner der Himmel. Ein Theil der Engel wurde hoffärtig und empörte sich gegen Gott. Insoweit mit der Bibel vollständig im Einklang, aber da verstieß Gott die Hoffärtigen, die bösen Geister in eine Oednis, so die Erde heißet. Auf der Erde lebten die Verstoßenen in Leibern aus Lehm und waren anheimgestellt der Drangsal und den Schmerzen und sollten nun durch Demuth und Selbstverleugnung ihren Fehltritt sühnen, bevor ihr Leib wieder zu Lehm sich lösete. Wenigen gelang es, in ihrer irdischen Natur, sozusagen in einer Hülle von Koth, sich zu reinigen; denen es gelang, die wurden wieder in die ewigen Himmel aufgenommen; denen es nicht gelang, die mußten von Neuem in irdische Leibe zurückkehren, und dies immer wieder und so lange, bis sie durch Noth und Trübsal genugsam rein geworden, etwas Großes hier gewirkt hätten und endlich dereinst in die Himmel aufgenommen würden. So ist das Menschengeschlecht entstanden und so muß es fortbestehen so lange, bis der letzte Engel seinen letzten Fehl, er rühre noch vom himmlischen Reiche oder von seinem nachherigen Erdenleben her, gesühnt hat. Zum Beispiele Abraham, Moses, Paulus, Mohammed, Karl der Große, Columbus, Schiller u. s. w. gehören nun zu den Erlöseten, die, wie oft sie auch früherhin in Erdenleibern gewesen sein mögen, ihre Büßerbahn erst mit dem Dasein, in welchem sie das Große gewirkt, beschlossen haben. Hingegen, um nur weltberühmte Uebelthäter zu nennen, zum Beispiele Pharao, Herodes, Nero, Alexander V., Napoleon und Andere haben mit diesen ihren Existenzen nicht abgeschlossen, müssen so oft und so lange wieder in menschliche Leiber zurückkehren, bis nicht allein ihre Verbrechen in den Himmeln, sondern auch ihre bösen Thaten auf Erden gesühnt sind. Wie oft, Leser — so schaltete das Buch packend ein — magst Du schon auf Erden gewesen sein? Wer weiß es denn, ob Du nicht der Kain warst, oder Alexander der Große geheißen, oder Pontius Pilatus, der unsern Herrn ans Kreuz schlagen ließ, oder Robespierre, der Wütherich von Paris? Der Urvater Adam selbst kann heute noch auf Erden wandern, etwa in Deinem Gebietiger (genau so zu lesen), der Dich schützt und schlägt, etwa in dem Bettelmann, der Dich um Almosen anfleht, etwa in Dir, etwa in Deinem Sohne!" —

Fast hätte der Lehm-Lamel über das merkwürdige Buch des Apfelweines vergessen. Das ist ein Buch! Groß und prophetisch! Das leuchtet ein. Ja, jetzt ist das Räthsel gelöst. Darum die Welt, darum die vielen armseligen Menschen, darum die wenigen großen Thaten und darum das Sprichwort von einem großen Wohlthäter: „So

Einer kommt nicht wieder!“ Und das Böse wird bestraft und das Gute belohnt und die Erde ist eigentlich das Fegefeuer. Wie das stimmt! — Und ein solches Licht für ein paar Juchtenstiefel! Wer weiß! Der alte Handwerksbursche kann ein guter Engel gewesen sein; man kann's nicht wissen — gar nichts kann man wissen auf der Welt, als was in diesem Buche steht.

Und wieder und immer wieder las der Wegwart in der wunderlichen Schrift. Oft sann er lange und ernstlich über sich selbst. — „Jetzt steht die Welt sechstausend Jahr', und du bist noch nicht fertig, Lehm-Lahmel, gefallener Engel, bist noch immer da? An die neunzig Menschenalter sind seit der Erschaffung der Welt, hast sie alle durchgemacht und bist erst noch der dumme Wegwächter, dem alle Rösser der Welt auf die Arbeit pissen. Was hast denn immer getrieben, du Haderlump? Viel mag ich nicht wetten, du bist bei den Zigeunern gewesen....“

Er las sich streng die Leviten und trank Apfelwein dabei, und thatsächlich, es war ihm zu Muthe, als hätte er auch vor mehreren tausend Jahren schon aus dem Kruge getrunken — zu Noahs Zeiten — nur bedünkte ihn, der Wein wäre damals nicht ganz so sauer gewesen als heute. — Der Wein hat auch seinen Geist, seine Seele demnach, wie, wenn auch diese wanderte? Der Saure, der Gewässerte, der künstlich Gezuckerte und Durchgeistigte — nimmer erfüllt er seinen Beruf, er muß noch einmal in die Kelter. Aber der Apfelwein ist naiv und ohne Falsch und vermag thatsächlich auch — wenn man betrachtet, wie der kräftige Lamel zuweilen auf dem Boden liegt — Großes zu vollbringen. — So wird der Apfelwein über kurz den reinen Geistern beigesellt sein...

Lamel war bisher Junggeselle geblieben, so war fürs Erste Niemand da, der zu seiner seelischen Reinigung beitrug, und der ihn fürs Zweite in seinen Grübeleien und Phantastereien zerstreut hätte. So verbiß er sich immer mehr in das Buch von der Seelenwanderung, und so wurde er allmählich ein Narr. Die Idee, ob er nicht etwa doch Einer aus dem alten Testamente sei — er las nebenbei auch immer die Bibel — und ob nicht gar die Seele des unerlösten Adam in ihm stecke, trug er lange mit sich herum. Und in seiner Vermuthung wurde er bestärkt, als er sich jählings in ein junges Weib verliebte. Er war noch lange nicht zweimal zwanzig Jahre alt und durchaus, vom Fuß bis zum Kopf ein Wegwart, der sich sehen lassen durfte. Sie war eine Kalkbrennerin in der Gegend; die schöne Strinerl war sie geheißen; ihre Haare waren so gelb wie das Korngehalme auf dem Felde zur Zeit, wenn der Schnitter kommt. Gieng der Lamel zur Schnittzeit über die Felder, so las er nicht ungern die bauchigen Körnlein aus den Aehren und zermalmte sie mit seinen urtüchtigen Zähnen und dachte dabei an den Schatz.

Aber — Lehm-Lamel-Adam, kannst du dich denn nicht mehr erinnern, daß voreinstmalen die goldhaarige Eva schuld war an deinem Falle, an deiner Austreibung aus dem Paradiese und an deiner ruhelosen Seelenwanderung durch die Geschlechter der Menschen? — Der Apfelbiß in der Bibel! nichts als Blumensprache, du weißt es recht gut. Lehm-Lamel-Adam! Was zieht doch täglich für ein Volk die Straße entlang, an dir vorbei? Ein unselig Volk von Glücklosen, Bettlern, Vagabunden, Tagedieben! Dort wankt ein Blinder, geführt von seinem halbnackten Kinde; dort schleppt ein kraftloses Maulthier einen lahmen Mann; dort geleiten Schergen einen Uebelthäter heran und drüber hin flattern und krächzen die Raben. Hier sprengt mit Roß und Wagen ein anderer Uebelthäter vorüber; dort liegt ein Waisenknabe im Straßengraben und ächzt. Sechs schwarze Hengste führen

die Leiche eines reichen Selbstmörders ihrer goldenen Gruft zu. Dort am Steinhaufen kauern Mann und Weib und Kinder in Lumpen; die Kinder schreien nach Brot, der Mann verflucht sein Geschick. Und hier wankt ein Enttäuschter, Vernichteter des Weges zurück, den er vor kurzer Zeit erst mit fliegenden Plänen und flatternden Hoffnungen gezogen — Und so zieht's Tag für Tag und Jahr für Jahr die breite Straße entlang; ganze Kriegsheere dazwischen, ausfahrend, um zu morden und zu rauben. Und das — all das ist das Menschengeschlecht. Adam, das ist deine saubere Sippe! — Und wiederum gehst du auf Freiersfüßen, anstatt anzupacken, daß die ganze mißrathene Brut vertilgt werde!

So schrie das Gewissen dem Wegwart in die Ohren.

Es war nur ein alter Eseltreiber, der eines Tages beim Wegwart zusprach.

„Lehm-Lamel!“ rief er durchs Fenster hinein, „weißt Du schon, daß die Strubacher-Leut nicht mehr sprechen können? Sie heißen Dich den Lahm-Limmel.“

„Treib Deine Esel in meinen Obstgarten,“ sagte der Lamel, „und setz Dich zu mir, ich muß Dir doch etwas aus diesem merkwürdigen Buche vorlesen.“ Dann hub er an und theilte dem Treiber die Lehre von der Seelenwanderung mit. — „Und für ein Paar Stiefel hat mir so ein Landstreicher dieses Werk im Haus gelassen!“

„Der hat gewußt, was er gethan hat,“ rief der Eseltreiber und schlug mit der flachen Hand aufs Buch, „aber Leder ist hier mehr d'rin.“

Als sie tiefer in das Gespräch kamen und der Lamel mitgetheilt hatte, daß muthmaßlich die Seele des Adam aus dem Paradiese in ihm stecke, neigte der Treiber zustimmend den Kopf. Und als sich Jener Raths erholte, was er denn eigentlich werde thun müssen, um sich zu erlösen, sagte dieser: „Luderleben sollst keins führen, das ist die verbotene Frucht. Selbst meine Esel möchten Heu haben und müssen Stroh fressen. Wer's freiwillig thut, dem ist's ein Verdienst.“

„Ich hüte mich wohl,“ sagte der Lamel, „da schau meine Obstbäume an, die schönsten Aepfel, die prächtigsten Aepfel! Du, ich sag Dir, nicht einen einzigen ess' ich im Jahr. Gott hat schon im Paradiese den Apfel verboten.“

„Geh,“ lachte der Eseltreiber, „Du bist schlau, die Aepfel ißt Du nicht, aber ihren Saft pressest Du heraus und damit trinkest Du Dir die Räusche!“

Schier zu Tode erschrak der Lamel über diesen Vorwurf; er sah es plötzlich ein, der Eselmann hatte Recht, im Apfelwein genoß er die verbotene Frucht.

Und von dieser Zeit an hatte sich der Wegwart fest vorgenommen, nicht einen Tropfen des falschen Getränkes mehr zu trinken, als bis er im Reiche Gottes zur „Rechten“ säße. Es gelang ihm eine erkleckliche Weile, seine argen Gelüste zu zähmen und seinen sündigen Menschen zu verleugnen, und er hatte schon gegründete Hoffnung, daß Adams langwierige Seelenwanderung in dem schlichten Wegwart endlich ihren guten Abschluß finden würde.

Da war einmal ein heißer Sommertag und da kam die schöne Strinerl die staubige Straße gegangen. Sie sah den Schatten in des Wegwarts Obstgarten, sie hörte den Brunnen rieseln; so trat sie in den kleinen Hof, um zu trinken.

Schon hielt sie die braune hohle Hand unter den klaren Strahl, als sie der Lamel vom Fenster aus bemerkte.

„Närrchen, Närrchen!“ rief er, „was wirst Wasser trinken! Ich habe einen guten Apfelwein im Keller, ich selber brauch ihn nicht; für wen hätt ich ihn, lieb Dirndl, als für Dich?“

Er eilte in den Keller, entspundete ein Fäßchen und steckte einen Schlauch hinein, um die Gottesgabe in den

bereiteten Krug herauszuheben. Doch, als er mit dem Athem hob und als es kühl und feucht wurde unter seinem lechzenden Gaumen, da kam er ins Saugen und der Wein gieng durch den Schlauch geradewegs in seine Gurgel. Er trank herzhaft drauf los, vergaß auf die gelblockige Strinerl, vergaß auf den Adam, trank und trank die lang entbehrte Labe — trank und sank endlich auf den kühlen Lehm des Kellers hin.

„Lamel! lallte er schläfrig, „war das ein Durst! Und er ist noch — nicht gelöscht. Will ihn doch wieder einmal — gründlich löschen — den Durst — weil ich schon — dabei bin. — 's hilft nichts dafür, der Mensch ist, wie er ist. Er mag sich drehen und spreizen wie er will, er mag ein Röcklein tragen blau oder roth. Oder gar keins. Er mag sich die Haut umwenden. Mag auf dem Fuß stehen oder auf dem Kopf. 's ist Alles eins. 's ist und bleibt der alte Adam . . . .“

Der Zillacher-Anderl.

Samstag war's. Der Anderl saß in der Flachsdörrkammer, wo er auch sein Bett hatte, und that sich den Bart rasieren.

Die Stadtherrchen kratzen mit dem Scheermesser zumeist just dort herum, wo sie gerne einen Bart haben möchten. Der Bauernbursch rasiert sich, wo ein Bart steht. Freilich war der Anderl schon fünfunddreißig Jahre alt und sein Bart so steif, daß man nach der Bauern Sprichwort den Dreschflegel daran hätte hängen können. Trotzdem ließ der Anderl vor dem Scheeren die Seife ordentlich in die Borsten trocknen und kramte, mittlerweile seine grauen Backen vollblasend, in den Hosentaschen herum. Da drin hatte er einen alten Taschenfeitel, ein Stück Zunder und einige Kreuzer, die sich aber bei näherer Untersuchung in der Mehrzahl als Messingknöpfe herausstellten. Der Anderl blies die Backen noch bauchiger. Messingknöpfe! Für den morgigen Sonntag Messingknöpfe? Mit derlei hatte der Hirschenwirt seine Hosen und Wämser sicherlich versehen. Heute schon hätte der Anderl Durst.

Jetzt trat eine alte Magd in die Flachsdörrkammer: Der Anderl möge eilends in die Stube zum kranken Vater kommen. Und als der Bursche bei dessen Bette stand, sagte der alte Zillacher: „Anderl, nimm Deine Zipfelmütze ab. Anderl, paß auf, Dein Vater macht's Testament. — Aha! gelt, jetzt kannst losen! Hast gleichwohl nicht immer so auf mich hören wollen; soll Dir aber geschenkt sein, will Dich nicht verkürzen. Deine Brüder und Schwestern, die haben das Ihrige. Wenn ich die Augen zugemacht hab, Anderl, so weißt es, die braune Kuh ist Deine Erbschaft.“

„Vergelt's Gott zu tausendmal,“ rief der Anderl

„Aber sei brav und thu Dir das Trinken ab, und der himmlisch' Vater soll Dich beschützen und bewahren.“

Der Alte schwieg. „Kann ich jetzt die Zipfelmütze wieder aufsetzen?“ fragte der Anderl.

„Jetzt kannst Du machen, was Du willst,“ sagte der Zillacher.

Als nach einigen Tagen der Alte todt und begraben war, führte der Anderl die braune Kuh aus dem Stall. Er trieb sie die Straße entlang, und da er so hinter dem Thiere dahertrottete, führte er mit diesem folgendes Gespräch: „Du alte Kuh, du bist ein zaunmarterdürres Vieh. Ich möcht meine Joppe an deinen Hüftknochen hängen.“ Und als sie zu einem Wassertrog kamen und das Rind stehen blieb und trank, sagte der Anderl: „Ja, meine liebe Kuh, ich hätte auch Durst!“ Er trank aber doch nicht.

Da kam ein Bauer des Weges, der fragte: „Wo treibst Du Deine Haut hin?“ Der Bursche knirschte die Zähne und schritt fürbaß. Mittlerweile war das Euter voll geworden,

und als sie zu einer Schenke kamen, unterhandelte der Anderl mit der Wirtin, ob sie nicht seine braune Kuh melken und ihm dafür ein Krüglein Wein geben wolle. Das Geschäft war abgemacht. Und so trieb der Zillacher-Anderl seine Erbschaft viele Stunden weit fort, weidete sie an guten Rasenplätzen, tränkte sie an den Brunnen, und wenn das Euter voll war, vertauschte er die Milch gegen Wein. Für die Länge aber blieb das Euter der braunen Kuh immer kleiner, während der Durst des Burschen größer wurde. Da dachte der Anderl, das muß anders gemacht werden und verkaufte das Rind an einen Wegmacher. Der Wegmacher vermied die Frage, ob die Kuh nicht etwa gestohlen sei, bot hingegen nur fünfunddreißig Gulden Kaufpreis. „In Gottesnamen!“ sagte der Bursche, und als er das Geld in die Tasche schob: „Hab ich noch weit zu einem Wirtshaus?“

Fünfunddreißig Gulden, das ist meine Erbschaft, dachte er dann, mit dieser will ich recht wirtschaftlich umgehen. Mit dreißig Gulden läßt sich schon was anfangen; die fünf Gulden aber — damit will ich jetzt gründlich meinen Durst löschen. Einmal im Leben muß der Mensch seinen guten Tag haben; — dann heißt's arbeiten und fleißig sein.

Als er zum nächsten Wirtshaus kam, suchte er sich den bequemsten Tischwinkel aus und hub an zu trinken. Die Wirtin setzte sich zu ihm und schwätzte und sagte, sie hätte frische Butterkrapfen in der Küche, die seien ihr diesmal vortrefflich gerathen; ob er — der Anderl — denn nicht ein paar verkosten wolle. Ihm wars recht, und die umsichtige Frau Wirtin wußte wohl, daß nach den Butterkrapfen wieder neuer Durst kommen müsse. Der Wirt jedoch hatte sich seinem Gaste gegenüber so verhalten: in das erste und das zweite Glas schenkte er reinen Wein; in das dritte und vierte that er ein wenig Obstmost dazu; dann that er zur Hälfte Wein und zur Hälfte Most in den Becher; später goß er die Hälfte Obstmost, ein Viertel Wein und ein Viertel Wasser zusammen. Als endlich dem Anderl auf seiner Bank einmal ordentlich warm geworden, sein Durst jedoch immer noch nicht gelöscht war, da schüttete der Wirt im Keller bloß Obstmost mit ein wenig Zwetschkenbranntwein vermischt in das Weinglas, hernach nur mehr Most allein, und endlich, wer am dritten Tage den Wein des Anderl untersucht hätte, der würde gefunden haben, daß der Bursche gut gegohrenen Apfelmost mit frischem Wasser trinke.

Natürlich that dies der Rechnung keinen Eintrag, und am dritten Tage waren fünf Gulden vertrunken. Zu dieser Zeit hatte die Wirtin jedoch bereits für frischen Durst gesorgt. Da sagte sich der Anderl: Im Grunde ist es eine Narrheit, wenn ich mir jetzt einen Abbruch thue, der leicht der Gesundheit schaden könnte. Der Fieberdurst muß gelöscht, durch und durch gelöscht werden. — Dasselbe sagt auch der Bader daheim. Zwei Gulden spendier ich noch.

Er blieb wieder ein paar Tage sitzen; dann aber brach er auf, um mit seinen achtundzwanzig Gulden ein nutzbares Geschäft zu beginnen. Als jedoch der gute Zillacher-Anderl im heißen Tage auf der staubigen Straße so wanderte, da kam er mit sich überein, daß er seine Erbschaft auf ein viertelhundert Gulden abrunden wolle! Blieben ihm drei Gulden gut, die er in der nächsten Schenke vertrank.

Da war aber in demselben Jahre ein sehr heißer Sommer; entweder es war die Hitze oder es waren die heftigen Gewitterregen unerträglich, in beiden Fällen muß der Mensch ein Dach haben, und dazu hat Gott die Wirtshäuser erschaffen. Als die Barschaft des jungen Zillacher auf beiläufig zwanzig Gulden herabgesunken war, da sagte er: „Jetzt, Anderl, ist's g'nug!“ Da er nun die Zeche gezahlt

hatte, blieben ihm bloß neunzehn Gulden und fünfundneunzig Kreuzer in der Tasche. Ei, dachte er sich, der Gulden ist angezwickt, weg damit! — Und in ähnlicher Weise gieng's auf fünfzehn, auf zwölf, auf zehn herab. Und nun sagte der Zillacher-Anderl das denkwürdige Wort: „Mit zehn Gulden richtet Einer heutzutage nicht viel mehr aus. Der Mensch, der auf eine Erbschaft baut, ist schlecht daran; mit eigener Kraft muß der Mann das Seine erwerben."

Er gieng von einem Wirtshaus ins andere, und trank und trank. Und endlich war nichts mehr in seiner Tasche als die Messingknöpfe. Da haben aber die Wirte neben der Wanduhr oder neben der Stubenthür so schwarze Tafeln hängen, auf welchen mit der Kreide allerhand Buchstaben und Ziffern geschrieben werden können. Sagte eines Tages der Anderl: „Herr Wirt! Meines Vaters Sohn trägt einen ehrlichen Namen; thät Euch keine Schand machen auf der Tafel."

„Das nicht," antwortete der Wirt, „aber die Tafel könnte leicht dem ehrlichen Namen was herabzwicken. Trau dieser schwarzen Tafel nicht, mein Freund!"

Der Anderl stutzte und war trübsinnig. Endlich sagte er zu sich: Was braucht man auch so einen dicken Brustfleck in der heißen Zeit? — Er verkaufte seine Tuchweste und vertrank das Geld. Dann vertauschte er seine Ochsenlederstiefel gegen ein paar leichte Schuhe, sein Lodenwams gegen ein kühles Leinwandröcklein; das dadurch gewonnene Geld vertrank er.

Wohl hatte er sich mittlerweile auch ein paar Groschen Taglohn erworben; aber das liebe Wirtshaus hatte ihm's angethan, und ehe noch zwei Monde nach seines Vaters Tod verflossen waren, saß der Anderl da, arm wie eine Kirchenmaus, bärtig wie ein Waldteufel; auch sein Scheermesser hatte er vertrunken.

Jetzt war er tief verzagt. — Wenn Einer nichts mehr hinabzugießen hat, so muß man die Gurgel zubinden, hat einmal Einer gesagt — das leuchtete dem Zillacher-Anderl wohl ein. Wenn der Fisch nicht mehr trinken kann, was hat er sonst auf dieser Welt? — 's ist gar grausam bitter! — Aber was kannst machen?

Der Anderl wußte draußen in der Dorfau einen alten Birnbaum. Zu dem gieng er hinaus, an dem kletterte er empor mit harter Mühe bis zum Wipfel, von welchem aus er das Dorf sehen konnte mit seiner Kirche und mit seinem Wirtshaus. Hierauf machte er Reue und Leid, wie es einem guten Christen geziemt, nestelte dann sein Hosenband los und schlang es um den Hals.

Zur selben Stunde gieng der Pfarrer am Birnbaum vorüber, er erschrak höchlich, als er das Beginnen des Mannes da oben bemerkte. — Zachäus, steig eilends vom Baum herab! heißt's in der Bibel; wäre hier gut angewendet. „Anderl," rief der Pfarrer, „thu Dir das nicht an! Aufknüpfen, na, das wär doch eine Dummheit, die Dich Dein Lebtag reuen würde!" Vergebens, der Anderl wand bereits das Hosenband um den Ast. Der Pfarrer versuchte vergebens auf den Baum zu klettern, um die That zu verhindern, und der Selbstmörder kam mit seinen Vorbereitungen schon zu Rande. Da fiel dem Priester was ein. „Anderl!" rief er auf den Baum, „Du mußt herabsteigen, ich such Dich schon seit einer Stunde, ich habe just ein frisches Faß angezapft."

„So!" sagte der Anderl, „ja das ist schon wieder ganz was Anderes," und sogleich kletterte er dem Erdboden zu. Sie giengen mitsammen in den Pfarrhof. Der Pfarrer schoß eine Weile im Hause herum, dann kam er zurück. Das ist schon eine verzwickte Sach', Anderl, jetzt haben wir den Kellerschlüssel verthan. Die Köchin war

beim Teich unten, hat Karpfen ausgeweidet, da ist ihr der Schlüsselbund ins Wasser gefallen. Was wir nur anfangen?"

Der Anderl rieth den Schlosser an, allein der Pfarrer versicherte, das Kellerschloß sei so gar heiklich bestellt, und ein hiesiger Schlosser könne es justament nicht aufsperren. — Die Thür erbrechen schlug der Durstige vor; nicht möglich, meinte der Pfarrer, sie sei mit eitel Eisen beschlagen über und über. Das einzige Mittel: der Schlüssel müsse aus dem Wasser hervorgeholt werden — ob der Anderl dazu behilflich sein wolle? — Das versteht sich. — Wurde denn fürs Erste der Teich abgelassen, der da war, um des Pfarrers Kornmühle zu treiben; und als das Wasser verflossen war, machte sich der Anderl an den Schlamm, hub ihn schaufelvoll um schaufelvoll an das Ufer, arbeitete bis spät in den Abend und suchte den Schlüsselbund.

Und als es finster geworden war, rief ihn der Pfarrer ins Haus und sagte: „So, mein lieber Zillacher-Anderl, jetzt hast Du mir ein gut Theil Schlamm aus dem Teich gefaßt, dafür sollst heut fünf Groschen haben und das Nachtmahl und ein Krügelchen Wein — der Kellerschlüssel hat sich vorgefunden."

Glotzte der Anderl verwunderlich drein.

„Und wenn Du mir den ganzen Teich ausschaufelst," fuhr der Pfarrer fort, „so sollst Du für das Tagwerk zwölf Groschen haben und die Köstigung und Dein Krügelchen Wein."

So wurde es abgemacht. Und als der Teich in Ordnung und wieder mit Wasser gefüllt war, da bekam der Anderl Geschäfte in der Mühle. Nur immer hübsch beim Wasser, daß der Durst nicht zu stark wird. — Es ist gar nicht zu glauben, wie ein Mensch sich ändern kann, wenn er danach geleitet wird. Der Pfarrer wußte den Zillacher wohl zu behandeln, und der Anderl wurde sein bester Arbeiter, den er je noch gehabt hatte.

Wenn sie dann Abends beim Krügelchen Wein saßen, das dem braven Hausgenossen niemals vorenthalten wurde, und es anmuthig zu sehen war, wie glatt und lind die lieben Tropfen ihrer Wege giengen, so sagte der Herr Pfarrer, dem Anderl auf die Achsel klopfend: „Wär' doch jammerschade um Deine Gurgel, wenn Du sie dazumal zugeschnürt hättest!"

Wie Einer Branntwein-Essenz kauft.

Eins von heute.

Wenn Ihr, etwa um eine neue Feder zu versuchen, oder sonstwie zur Uebung oder zum Spaße Eueren Namen auf irgend ein Stück Papier schreibt, ohne Euch ums Papier weiter zu kümmern, so thut Ihr etwas Gefährliches. Das Papier liegt im Hause herum, fliegt auf die Gasse, ein fremder Mensch hebt es auf und macht, wenn er schlecht und schlau ist, ein Wertpapier draus; aber nicht für Euch, sondern für sich selbst. Es gibt keinen gefährlicheren Feind als den eigenen Namen, ein solcher hat schon oft den eigenen Träger zu Grunde gerichtet. Die fol-

gende Geschichte soll zeigen, wie das gemeint ist.

In einem steirischen Bauernwirtshause saßen zwei Bauersleute beisammen und redeten über dies und das. Sie redeten von der Viehzucht und vom Holzhandel und vom Eisengeschäft, denn der Eine war Besitzer einer kleinen Schmiede, und sie redeten von der Straßenbeschotterung und von einem aufgelassenen Steinbruch, der dem Schmied gehörte und von welchem der Schotter zu nehmen wäre.

Jetzt mischte sich ein fremder Herr ins Gespräch, der allein beim nächsten Tische saß und den beiden Männern bisher aufmerksam zugehört hatte.

„Sie erlauben," sagte der fremde, höchst anständig gekleidete Herr, „die beiden guten Freunde sprachen hier von einem Steinbruch. Was ist das für ein Steinbruch?"

„Ah, weiter nichts," antwortete der Schmied, „ich habe in meinem Wald einen alten Steinbruch, so ein weißer Stein ist's, früher einmal hat man gebrochen. Jetzt schon lang nicht mehr. Zum Straßenschotter wäre er gut."

„Ein weißer Stein, sagen Sie," bemerkte der Fremde angelegentlich. „Das ist am Ende Quarz!"

„Mag schon sein," sagte der Schmied, „wie er heißt, weiß ich nicht."

„Wenn es Quarz ist," versetzte der Fremde, „dann gratuliere ich Ihnen. Das ist ein gesuchter Stein für Glasfabrication. Ist er entlegen, der Steinbruch?"

„Gar nicht," berichtete der Dorfschmied, „ganz neben der Straße; drum sag ich, für Schotter."

Der fremde Herr hatte sich an den Tisch zu den Bauern gesetzt. „Vielleicht machen wir ein Geschäft miteinander," sagte er zum Schmied.

„Wäre schon recht," meinte der Schmied.

„Quarz! Quarz!" wiederholte der Fremde. „Das wäre etwas! Ich werde Ihnen gelegentlich schreiben. Darf ich um Ihren geschätzten Namen bitten?"

„Sebastian Rüdnitzer."

„Rüdnitzer, Sebastian Rüdnitzer."

„Grundbesitzer in Stachau," vervollständigte der Schmied. „Da findet mich jeder Brief."

„Wollten Sie mir Ihren Namen gütigst aufschreiben?" ersuchte der Fremde. „Warten Sie, vielleicht habe ich ein Stück Papier." Er kramte in seiner Brusttasche um, zog verschiedene Briefschaften hervor. „Richtig, das thut's schon." Er warf ein zusammengelegtes Stückchen Papier hin. Jetzt hatte aber Keiner einen Bleistift. Am Fenster stand Tintenzeug. „Das thut's auch," sagte der Fremde, tauchte die Feder ein, gab sie dem Schmied in die Hand: „Hier, bitte. Bloß den Namen, ist genug. Nur gleich hierher — So, danke!"

Dann steckte er die Papiere wieder in die Tasche und plauderte noch eine Weile gemüthlich mit den beiden Dorfleuten.

Nach diesem Tage vergieng die Zeit wie immer. Der Bauer ackerte, der Schmied hämmerte, der Steinbruch lag öde an der Straße und Niemand kümmerte sich um ihn. Der Schmied hatte auch schon wieder vergessen, daß mit den weißen Steinen möglicherweise ein Geschäft zu machen wäre; er dachte höchstens nur an Verwertung für Straßenschotter.

Eines Tages kam ein Brief von der Eisenbahn. Für Sebastian Rüdnitzer ist eine Kiste mit fünfundzwanzig Branntwein-Essenz-Flaschen angekommen, welche gegen Nachnahme von 260 Gulden zu beheben ist.

Der Schmied beschaut sich das Ding, liest: Fünfundzwanzig Branntwein-Essenz-Flaschen! 260 Gulden! — schüttelt den Kopf. Er weiß von nichts. Er hat nichts bestellt und nichts zu bekommen, er braucht keine Branntwein-Essenz. Es muß ein Irrthum sein. — Legt den Schein in das Wandkastel und denkt nicht mehr

weiter dran. Er hat sein Feld, seinen Wald, seine Schmiede, sonst kümmert ihn nichts.

Halt! Auf einmal kümmerte ihn auch sonst etwas. Vom Gerichte in Olmütz kam auf Grund einer Klage an Sebastian Rüdnitzer die Aufforderung, binnen acht Tagen den Betrag von 260 Gulden einzuschicken für gelieferte Essenz. — Olmütz? Wo liegt denn das? Gott, in Mähren drin. Wie kommt der Sebastian nach Mähren? was geht ihn Mähren an? Was geht ihn die Essenz an? Er braucht nichts, er zahlt nichts. Also schreibt er an das Gericht in Olmütz: „Löbliches Gericht! Es muß ein Irrthum sein. Ich habe keine Essenz bestellt und wenn eine gekommen ist, so liegt sie noch auf der Bahn oder wo. Ich habe sie nicht abgeholt und mich geht sie nichts an und ich zahle nichts. Sebastian Rüdnitzer."

So! dachte er bei sich zufrieden, das ist klar, jetzt wissen sie es und jetzt werd' ich Ruh' haben.

Er hatte thatsächlich Ruh', aber nur auf vierzehn Tage. Da kam an das heimische Gericht der Pfändungsauftrag, wenn der Sebastian Rüdnitzer nicht postwendend den Betrag von 260 Gulden für gelieferte Essenz und 65 Gulden 37 Kreuzer Gerichtskosten zahle.

Jetzt begannen dem Dorfschmied die Haare zu Berge zu steigen, ganz langsam stiegen sie, aber sicher und starr gegen Himmel. „Wegnehmen wollen sie mir das Geld!" rief er, „Wer kann mir das Geld aus dem Sack reißen für nichts? Ich brauch' keine Essenz, ich weiß von nichts. Was ist da zu machen?"

Ja, das muß man einem Advocaten in die Hand geben. Er machte ein saures Gesicht, der Dorfschmied, ein sehr saures — einen Advocaten! — Das erste Wort, so der Advocat sagte, war: „Zahlen, mein lieber Rüdnitzer! sofort zahlen, ohne Aufschub zahlen, 325 Gulden 37 Kreuzer ans Gericht nach Olmütz schicken, heute besser als morgen."

„Zahlen, dazu brauch ich keinen Advocaten!" rief der empörte Schmied.

„Nur Geduld, wir bekommen Alles wieder zurück. Denn jetzt beginnen wir erst den Proceß." Der Advocat sagte das mit schmatzendem Mund, als ob er Butterbrot esse.

Dann besichtigte er die Kiste mit den Branntwein-Essenz-Flaschen, die im Dorfmagazin unberührt aufgehoben stand, und dann reiste er nach Olmütz.

Nicht lange, so erhielt der Schmied von seinem Advocaten ein Schreiben: „Ja, lieber Freund, wie die Sache steht, da kann ich nicht helfen. Sie haben bei dem Agenten der Essenzfabrik Samuel & Herschel die fünfundzwanzig Flaschen Branntwein-Essenz selbst bestellt, contractlich den Kauf abgeschlossen, mit Ihrer Namensunterschrift. Das Bestellte müssen Sie bezahlen, da hilft nichts."

Der Schmied griff sich mit beiden Händen an den Kopf, ob er noch da sei. Da war er noch, aber ganz dumm. „Ich, oder der Doctor, oder der Essenz-Fabrikant, oder das Gericht sind närrisch geworden! Ich fünfundzwanzig Flaschen Branntwein-Essenz bestellen! Es ist doch zum Lachen!"

Plötzlich fiel ihm der kleine Zwischenfall im Wirtshause ein. Jener fremde Herr, der des Steinbruches wegen sich den Namen aufschreiben ließ! Ob nicht da die Spitzbüberei steckt? — Und dem war so. Er hatte seinen Namen unter einen fertigen Vertrag geschrieben, ohne es zu wissen.

In der Klageschrift der Firma Samuel & Herschel hieß es unter Anderem: In einem Dorfwirtshause jener Gegend kam an unseren dort eingekehrten Agenten ein Mann heran, der vorgab, nebst seinem Schmiedehandwerk auch die Krämerei auszuüben und ein kleines Schnapsgeschäft zu betreiben. Er bestellte das genannte Quantum der Essenz und unterschrieb den von unserem Agenten stipulierten

Vertrag eigenhändig, wie zu jeder Zeit bewiesen und beeidet werden kann. Wir standen nicht an, die Waare zu schicken und bestehen demnach auf unserem Rechte."

Der Nachbar wurde hervorgeholt, mit welchem der Schmied an jenem Tage im Wirtshause geplaudert hatte; er sollte Zeugenschaft ablegen, daß von keinem Essenz-Vertrag die Rede gewesen. Der gute Nachbar erinnerte sich nicht mehr recht an die Sache, ihm dämmerte nur, daß der Schmied auf ein Papier des fremden Herrn seinen Namen geschrieben habe. — Eine solche Zeugenschaft lehnte der Advocat ab. Nun wurde von der Gemeinde Sebastian Rüdnitzers Leumund bestätigt, der war ein schlichter, braver Mann, hatte sich sein Lebtag nicht mit Branntwein, noch viel weniger mit Branntweinerzeugung abgegeben, konnte also die Essenz unmöglich brauchen und bestellt haben. Im Rausche war er auch nicht gewesen, für einen Anderen konnte er es auch nicht gethan haben, also sei es wahrscheinlich bis zur Gewißheit, daß seine Aussage richtig und er den Namen auf Wunsch des fremden Herrn nur zum Behufe der Adresse auf das Papier geschrieben.

Alles das wurde dem Gericht unterbreitet; es half nichts; das Gericht kann nur nach vorliegender Thatsache urtheilen, welche hier die Unterschrift war, hat sich nach Form und Gesetz zu halten und Sebastian Rüdnitzer wurde verurtheilt, die Essenz und das Verfahren zu bezahlen. Der Advocat drehte nun den Spieß um und klagte die Firma Samuel & Herschel; der Agent sollte erscheinen und auf seine Aussage einen Eid ablegen.

„Einen Eid!" rief der Schmied, „ein Lump, der lügt und betrügt, legt auch einen falschen Eid ab, ohne daß er mit den Augen zuckt."

Allein der Agent legte den Eid nicht ab, denn er war nicht mehr vorhanden, die Firma gab an, ihn schon vor einiger Zeit entlassen zu haben. Jetzt wurde von Sachverständigen und vor Amtspersonen die Branntwein-Essenz geprüft. Schwach war das Gebräu, allein nach Branntwein roch es doch.

Man durchschaute allerdings den Schwindel, der hier an dem armen Dorfschmied verübt worden, allein die Unterschrift lag vor, sie war echt und der Essenz-Vertrag unanfechtbar. — Es ist an ein höheres Gericht appelliert worden. Wir wollen sehen. Ich fürchte aber, der gute Sebastian Rüdnitzer wird sein Geld nicht mehr zurückbekommen.

So verhält sich's mit dem geschriebenen Namen, der seinen Träger schädigen, ja zu Grunde richten kann.

Das Blatt, auf welchem dieses wahre Geschichtlein steht, dringt nicht so weit, als es überall unwissende und sorglose Menschen gibt. Ich möchte mich bittweise an die Weltgeistlichen wenden, welche gelegentlich die Leute ihres Sprengels aufmerksam machen wollten auf die Gefahr leichtsinniger Namensunterschriften, die in hundert verschiedenen Fällen verderblich werden können. Und wenn es der Geistliche schon verschmäht, die Leute in weltlichen Dingen aufzuklären, so sei der Schullehrer auf das Allerdringendste ersucht, in dieser Sache zu belehren und zu warnen. Täglich gehen in unserem Landvolke Individuen um, die Aehnliches im Sinne führen, wie jener höchst anständig gekleidete Herr. Ich wüßte noch mehr solcher Geschichten und werde gelegentlich wieder erzählen. Es steht aber Jedem frei, sich die Geschichten zu Gemüthe zu führen, oder aus eigener Erfahrung klug zu werden. Letzteres ist sehr bitter, wirkt aber am nachhaltigsten. Der Sebastian Rüdnitzer schreibt seinen Namen weder auf ein leeres Papier, noch unter eine Schrift, die er nicht genau gelesen hat. Das Lehrgeld für diese Erfahrung betrug 325 fl. 37 kr.

R.

Im Bauerntheater.

Von Arthur Achleitner.

Zu Füßen mächtiger Gebirgsstöcke, der zerrissenen und zerklüfteten Felsencolosse des „Wilden Kaisers," die jäh zum Himmel emporsteigen und das Thal gegen Osten und Südosten scheinbar abschließen, breitet sich ein allerliebstes Fleckchen Erde aus, das der die Firnenwelt verlassende Inn in raschem Laufe durcheilt. Dieses Thal beherbergt ein Volk, das überraschendes Talent zum „Theaterspielen" hat. Alljährlich ist es ein anderer Ort des Innthales von Kufstein bis Brannenburg, bald auf tirolischer, bald auf bairischer Seite, in welchem während des Sommers an Sonntagen von unverfälschten Bauern, Buam und Madeln, Flößern, Tagelöhnern, Knechten und Handwerksleuten „Kamedie" gespielt wird mit einem Ernst und Eifer und einer Präcision, die für den verwöhnten Städter in Bezug auf die Sujets der Stücke lachmuskelreizend, aber sonst hochanerkennenswert sind.

Die Saison pro 1888 traf diesmal das Dörflein Kiefersfelden, ein reizendes, etwa eine Stunde von Kufstein noch auf baierischem Boden gelegenes Fleckchen Erde. Auf einem Hügel, von dem man einen entzückenden Ausblick auf das Innthal und den „Wilden Kaiser" genießt, steht eine Holzschenne; durch nichts ist kenntlich, daß die Bretterbude ein Schauspielhaus ist. Erst bei näherer Besichtigung läßt die Bezeichnung der Plätze, mit ungelenker Bauernhand geschrieben, den Zweck des Hauses erkennen. Am Sonntag, den 6. Mai, um 2 Uhr Nachmittags, bei herrlichstem Sonnenschein ward die Saison eröffnet. Um das „Haus" herum standen und lagerten die kräftigen Burschen und überraschend hübsche Madeln mit ihren schmucken Tirolerhüten; vor einer fliegenden Schenke wurde wacker gezecht, bis der kräftige Marsch eines Blechmusikchors von der Bühne aus das Zeichen zum Anfang gab. Für eine Reichsmark sicherten wir uns, ich und ein neugieriger Herr aus der Provinz Sachsen, den der junge Mai in die Innthaler Berge gelockt, numerierte Sitze nächst der Bühne. Auf den minderen Plätzen saß das Landvolk dicht gedrängt wie die Pöckelhäringe im Faß, rauchend aus Pfeifen und Cigarren, ohne jede Rücksicht auf Feuersgefahr in dem hölzernen Hause. Beleuchtung fehlt; erst wenn die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt, ist es möglich, den menschlichen Bienenschwarm näher zu betrachten. Die erwartungsvolle Stimmung ist den Leuten vom Gesicht abzulesen, der Titel des Stückes ist aber auch danach: „Der Geisterspuk auf dem Schlosse Steineck, oder das Wiederfinden bei der Waldhütte." Großes, neubearbeitetes Ritterschauspiel aus der Zeit des Faustrechts in fünf Aufzügen mit Musik und Gesang. Na, wer da nicht neugierig wäre? Mein Provinzsachse war es nicht minder, nur dämpfte seine Freude die Furcht vor einer nicht unmöglichen Brandkatastrophe. Während er mir gegenüber dieser Befürchtung Ausdruck gab, gieng der Vorhang auf. Das ländliche Auditorium verstand nun keinen Spaß mehr und unterbrach unser Geflüster mit dem energischen Ruf: „'s Maul halten da vorn!"

Harmoniumtöne quellen aus einer

Coulisse, Graf Alfons, der Bruder des Burgherrn von Steineck, tritt auf und singt mit rauher, ungeübter Kehle mehrere Strophen. Der ländliche Regisseur hat, um den Obstbaumgarten bühnenpraktisch herzustellen, Löcher in die Bühne gebohrt und ein Halbdutzend Weidengerten hineingesteckt. Alfons ist gutmüthiger Natur, liebt nur seine Frau und die Bäume und hat auf seine Rechte auf Steineck freiwillig verzichtet, um beschaulich weiterleben zu können. Seinen lamentablen Gesang unterbricht Ritter Ottmar, der Intriguant der „Kamedie.“ Er ist prächtig gekleidet, ein baumlanger Bursche, der gebührend bewundert wird, was mit verschiedenen „Ah! Sakra!“ und mit weit vorgestreckten Armen geschieht. Sein Wams weist mühsame Goldstickerei auf, von einer bäuerlichen Näherin in Kiefersfelden den Winter über verfertigt, dazu trägt der Ritter Stulpstiefel und einen höchst modernen Infanterieschleppsäbel, der sein Kommen pünktlichst eine Viertelstunde vorher anzeigt. Die vier Oellampen der Soffiten werfen auf ihn „das beste Licht,“ trotzdem „sieht er ab und zu nicht, was er spricht“ und der Souffleur muß mit Stentorstimme aushelfen, was das Publicum aber nicht im geringsten geniert. Wie aber im Auditorium selbst ein Geflüster anhebt, flugs wird man eingeladen, das Gehege der Zähne baldgefälligst zu schließen. Ritter Ottmar möchte den Grafen Alfons überreden, seine Ansprüche auf Steineck geltend zu machen, was ihm aber nicht gelingt. Er fabriciert daher ein Schreiben und fälscht Alfonsens Schriftzüge. Graf Ewald, der Schloßherr, findet den Brief, wird wüthend und jagt den Bruder sammt dessen Gattin aus dem Schlosse.

Jetzt wird's interessant. In das Publicum kommt sofort Leben, wie Landsknechte Ewalds, mit Pallaschen bewaffnet, die Verstoßenen herumzuzerren beginnen. Die Bauernweiber werden weich und von bärtigen Männerlippen kommt ein „Sakra, Sakra!“ nach dem andern. Hinter mir saß ein tiroler Pärchen, junge Schusterseheleute, die, wie aus dem Gespräch zu entnehmen war, der Theatergesellschaft in Thiersee angehören. Das Pärchen war ganz gerührt ob dieser Verstoßung und Hand in Hand saßen sie nebeneinander. Nur ein Maßkrug schäumenden Braunenburger Bieres stand trennend zwischen ihnen, wie überhaupt ein respectables Bierquantum (einige Hektoliter während dreier Stunden) vertilgt wird. Auch wir machten es den Leuten nach, ließen uns zwei Maß holen und begannen selbst zu rauchen, denn der Duft des bäuerlichen Knasters und der Qualm der Petroleumlampen fiengen an fürchterlich zu werden. Während der Verwandlung des ersten Actes vertauschten wir unsere Plätze mit den nahe an der Thür angebrachten, aus Vorsicht wegen der immer wahrscheinlicheren Brandkatastrophe. Aber der Innthaler Billeteur meinte in seinem rauhen Dialect: „Fürchten S eahna net, die Wänd druckn ma scho mit die Haxn außi.“ (Fürchten Sie sich nicht, diese [Holz-] Wände drücken wir schon rechtzeitig mit den Füßen hinaus.) Das leuchtete mir, der ich selbst schwergenagelte Bergschuhe trug, ein, und deswegen kehrten wir auf unsere Plätze zurück, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie der tiroler Schuster seiner Schusterin, einem mudelsauberen Weiberl, einen herzhaften Schmatz auf die Lippen drückte.

Wieder geht der Vorhang auf: Ein Köhler mit pechschwarzem Bart flicht mit seinem Jungen singend Körbe und zwar so realistisch natürlich, daß man über den Lebensberuf des Mannes nicht gut im Zweifel sein konnte. Das war nun allerdings nicht ganz richtig, denn dieser „Kamediespüller“ ist seines Zeichens Schuhmachermeister von Kiefersfelden, namens Greiderer, zugleich „Chef von det Janze,“ nämlich Theaterdirector auf eigenes Risico, Capellmeister, er ist die Seele des ge-

sammten Unternehmens und ein wirklich trefflicher Schauspieler. Sein Personal spielt bei Gratislieferung der Garderobe auf Spielhonorar und Tantième. — Die Burgknechte schleppen Alfons und seine Gräfin durch den Wald, der treue Köhler sieht das, packt seine alte Lanze und haut auf die Schergen ein, was das Zeug hält. Wie der erste Knecht zu Boden stürzt und dabei einen Coulissenflügel mitnimmt, geht der Jubel im Publicum los. Man schreit, stampft, applaudiert, ja vom letzten Platz her ertönt ein frischer fröhlicher Juhschrei. Der Spectakel erhöht sich, wie der zweite Knecht zu Boden kommt, man hört keinen Dialog mehr, die Freude der naiven Zuschauer kennt keine Grenze. Köstlich sieht die Gräfin Hildegard aus, eine dralle Bauerndirne in städtischem modern-weißen Kleide, vorn zu kurz, hinten zu lang, krampfhaft die mit weißen Baumwollhandschuhen bewaffneten Finger auseinanderspreizend. Was sie sprach, war unverständlich; dies reizte meinen Nachbar zum Witzeln, er meinte: die Gräfin spräche Volapük. Der Schuster aber hinter uns nahm den „Witz“ übel und brummte uns in die Ohren: „Kann scho(n) sein, daß i Di anhipick!“ (Kann schon sein, daß ich Dich an die Wand werfe, daß Du daran kleben bleibst.) Etwas eingeschüchtert verhielt sich mein Nachbar eine zeitlang ruhig, allein zum Nichtmucksen war das Stück zu schön. Ein Diener, namens Kilian, der Komiker der Gesellschaft, spielte überaus gelungen derbkomisch, der ihm gespendete Beifall glich dem Donner, der brausend durch die Felsen rollt. Ich glaube, wir Städter können gar nicht so applaudieren und Beifall spenden, wie die kernigen Kiefersfelderer. Merkwürdigerweise wurde der Gesang nie applaudiert, nur ein einzigesmal, als die Tochter des Burggrafen Steineck, Bertha (ein bildhübsches Dirndl) „herzbrecherisch“ in Tönen der Blumen Lieblichkeit besang, rührte sich „eine Hand,“ vermuthlich die des Liebhabers, den man aber mit einem urkräftigen „Pscht“ zur Ruhe verwies. Die Gräfinnen des Stückes tragen krampfhaft weiße Baumwollhandschuhe, gleichviel, ob im Zimmer oder auf der Flucht im Walde, und thun ungemein zimperlich. Der Theaterdirector meinte, es wäre „höllisch schwar, die Dirndl zum Kamedispülln z bringa, sie san viel z gschami dazua, die Sakra!“ — In der That gewann man den Eindruck, als wäre jede Darstellerin, auch die hübsche Comtesse Bertha inbegriffen, froh, wenn sie ihren Dialog abgehaspelt hat und den Leuten aus den Augen kommt. Etwas mehr „Schneid“ hat die Gräfin Adelheid, eine etwas gesetztere Bahnwärterstochter, die bereits über eine längere Bühnenroutine verfügt. Im Vergleich zum Theaterwesen überhaupt nicht uninteressant. Beim wirklichen Theater zeigt sich das „ewig Weibliche“ förmlich wüthend zur Bühne zu kommen, auf dem Lande hingegen meidet das schönere Geschlecht den Weg zur Oeffentlichkeit.

Der Intriguant arbeitet unterdessen flott weiter, ein zweiter Jago (das „Stück“ ist überhaupt aus mehreren alten Komödien von einem bühnenkundigen tirolischen Holzknechte „bearbeitet“), führt er auch den Steinecker auf Othellos Pfade und bringt den eifersüchtigen Grafen, der steif wie ein Bock auf der Bühne herumspringt, soweit, daß er einen Freund umbringt und Weib und Kind verstößt. Die hübsche Schusterin äußerte hinzu: „Pfui Toifel (Teufel), hiazt jagt der Loder (Nichtsnutz) gar s Wei(b) a no furt!“ Ich drehte mich natürlich vergnügt augenblicklich nach der Kritikerin um, die mich scharf anblickend sagte: „Ja, ja, a so san s, d Mannsleut!“ Lachend entgegnete ich: „Moanst wirkli, Schnasterin?“ worauf die ländliche Schöne gereizt auffuhr: „Schtriksen (Schläge) ghöreten eahm, dem sakrischen Grafen, s is eh Oana wiea da Anda“ — und mit einer nicht

mißzuverstehenden Geberde guckte sie dabei ihren feschen Gatten an. Ich blinzelte dem Schuster zu, der sofort verstehend sagte: „Oha, Herr, mei(n) Wei(b) hat d Hosen fei(n) net, dahoam san mir (bin ich) da Herr!" Dabei steckte mir der Schuster zwei äußerst respectable Fäuste unter die Nase.

Die Verstoßenen der verschiedenen Acte treffen sich, von Getreuen geführt, beim „Oasigl" (Einsiedler), der Allen Unterkunft gibt in seiner stillen Klause und schließlich zum Schwert greift, als Ritter Ottmars Knechte die Gräfin Adelheid rauben wollen, nach deren Besitz der Ritter (unbegreiflicherweise) lüstern ist. Schon wie der drollig genug seine Kapuzinade verzapfende Einsiedler das Schwert zog, gieng im Hause der Jubel los. Unseren Bauern imponiert die „Schlagfertigkeit," rasch ist im Leben das Messer in der Faust, ihnen gewinnt es Achtung ab, wenn auch der Mann im frommen Gewand eintritt für den Schutz edler Frauen mit der Waffe in der Faust. Betäubend ward dann der Lärm, als die Schergen anrückten und die Getreuen mit dem „Oasigl" an der Spitze die Einsiedelei vertheidigten. Ich vergesse diesen Höllenspectakel in meinem Leben sicher nicht. Das Publicum schien ganz rasend geworden zu sein, unwillkürlich machte ich nach Landesbrauch meinen „Knicker" (das im Griff feststehende Messer) in der Scheide locker, ein Gewohnheitsgriff, wenn Gefahr droht. Die „Kamediespüller" entwickelten eine Bravour und Verve im „Hinausschmeißen," die geradezu verblüffend genannt werden muß. Die Kerle flogen nur so 'rum, ihre Köpfe mußten von Eisen sein, daß sie dieses vehemente Hinfallen an den Coulissenkanten nicht weiter beachteten. Nur einmal war zu merken, daß einer der Schergen den askalonisch-oberbairischen Wurf ernst nahm und ausrief: „Dös war ma scho(n) z dumm!" mit der linken Hand die schmerzende Stelle am Kopfe haltend, mit der rechten Faust aber dreinschlug, als gelte es den Zuaven bei Weißenburg. Die schlagkräftige Männerwelt verstand diesen Vorgang sehr rasch, und mit großer Aufmerksamkeit verfolgte man den Verlauf der urwüchsigen Scene. Als der „Geworfene" richtig an seinen „Werfer" kam und diesen gehörig trischakte, da lohnte vielstimmiger Zuruf den Fausthelden und aus manchem Maßkrug wurde ihm zugetrunken.

Der „Geisterspuk" allerdings ist das Einzige, was selbst die ländlichen naiven Erwartungen enttäuscht zu haben scheint; drei bis vier mit Leintüchern verhüllte Gestalten, die der gewaltige schwarze Ritter von Drachenfels im letzten Act zu Boden schlägt, das ist der ganze Geisterspuk. Weil aber unter den Erstochenen auch der Intriguant Ritter Ottmar sich befand, der vor dem Tode noch ein renig Bekenntnis ablegte, Graf Ewald schließlich die Verbannten zurückholte und das väterliche Erbe brüderlich theilte, so war man dessen zufrieden und vergnügt verließ man die von Rauch und Qualm erfüllte heiße Bretterbude, geblendet von der Tagessonne, die schon recht anständig warm herunterbrannte.

Totaliter bekundete diese dreistündige Vorstellung das Vorhandensein wirklichen Theatertalentes in den unteren Schichten unseres Landvolkes, eine Freude am Theaterwesen, die den Leuten das Rollenstudium bei schwerer körperlicher Arbeit geringfügig erscheinen läßt. Durchweg waren die Rollen gut memoriert und flott gesprochen, eine nicht gering anzuschlagende Leistung, wenn man bedenkt, daß die männlichen Acteure zugleich auch Musiker sind und in den Zwischenpausen die Bühnenmusik zu spielen haben. Ein prächtiger Anblick, die Ritter, Knechte, Schloßdiener u. s. w. mit ihren Instrumenten auf der Bühne sitzen zu sehen. Aber den Leuten ist

es Ernst mit ihrer Kunst, und da vergeht Einem das Lachen. Der Theaterzettel weist 23 Acteure (ohne Namen) auf, ein Personal, das manches Stadttheater nicht zu verzeichnen hat.

Pikant war die Kritik nach der Vorstellung unter den um das Gebäude herumstehenden, sich sonnenden, das genossene Ritterstück verdauenden Bauern. „Guat hat er sei Sach gmacht, der Ritter Schteineck!" hieß es bei dem Einen, während ein Anderer auf den „Loder (Nichtsnutz), miserabligen Ritter Ottmar" schimpfte, der dem Grafen nicht nur sein Schloß, sondern gar noch sein Weib nehmen wollte. „Kreuz sakra, da sullt mir Oana kemma!" rief einer. Sie verstehen hierin keinen Spaß, die theaterspielenden Innthaler Bauern. Stücke eines Dumas, Sardou u. s. w. dürften hier keinen Anklang finden. Auffallend reserviert verhielt sich die „Kritik" den „Damen" gegenüber; ich hörte wenigstens kein hartes tadelndes Wort von Männerlippen, vielleicht will man die wenigen „Kuraschierten" nicht verscheuchen. Die junge Schusterin freilich, die ließ an ihren Colleginnen, vermuthlich aus Concurrenzneid, kein gutes Haar (tout comme chez nous) und hatte an jeder „Spüllerin" etwas auszusetzen, nur nicht an den Küssen ihres Schusters, der sich wirklich keinerlei Zwang auferlegte. Der Glückliche! Für die Urwüchsigkeit übrigens noch ein Beispiel. Der „Schatz" der Gräfin Bertha, welcher ihr einen Applaus zusenden wollte (ein Claqueur aus Liebe), aber niedergezischt worden war, wartete am Garderobeausgang und pfiff mit den Fingern im Munde markerschütternde Töne, als seine Schöne so lange ausblieb. Comtesse Bertha erschien auf das Signal hin am Ausgang im reizendsten Negligée und versicherte treuherzig, sie hätte den Unterrock vergessen und müsse sich daher noch einmal anziehen. Die herumstehenden Burschen schmunzelten, sahen aber mit neidvollen Blicken den legitimen Liebhaber an, der wirklich ein Prachtmädel zum Schatz hat. Mein Provinz-Sachse mochte wohl etwas lange dem Unterrock nachgesehen haben, denn der Bursche schob ihm die Faust unter die Nase und fragte den Sachsen: „Geiht's Di 'leicht wos an?" worauf der erschrockene Sachse mit einem entschuldigenden „Ach nee!" flüchtig zu meiner schutzbietenden baumlangen Wenigkeit herübersprang. Mit einem kecken Juhschrei zogen wir ab vom Bauerntheater, in dem wir wahrhaft köstliche Stunden verlebten. Ich wenigstens habe wirkliche Thränen gelacht.

Der Schulkampf und die Phrase.

Eine Betrachtung von P. K. Rosegger.

Gute, edle Dinge, die dem Idealen nahe sind, haben einen besonderen Feind: die Phrase. Dieser Schein der Wahrheit, ohne die Wahrheit selbst zu sein, kann eine gute Sache in ein schiefes Licht stellen und sie allmählich ganz discreditieren. Wenn ich sage: die Phrase ist die Tochter der Begeisterung und die Mutter der Lüge, so spreche ich keine Phrase, sondern ein treffendes Gleichnis. Wenn ich sage: der Frühling ist ein Abglanz des Paradieses, so ist das keine Phrase, sondern eine Uebertreibung,

oder auch eine persönliche Ansichtssache, die sich weder begründen, noch widerlegen läßt. Wenn ich sage: Freiheit und Liebe werden die Erde zu einem Himmel machen! so gebrauche ich eine Phrase. Freiheit und Liebe sind sehr schöne, edle Dinge, sie vermögen das irdische Leben für den Einzelnen wie für die Gesammtheit angenehmer und wertvoller zu machen als es sonst wäre, aber zum Himmel können sie die Erde nie gestalten. Weil diese Phrase durch praktische Beweise leicht widerlegt werden kann, oder weil sie sich selbst widerlegt, also in letzter Linie verwirrend und enttäuschend wirken muß, darum ist sie der Erkenntnis des Wertes der Freiheit und der Humanität nicht förderlich, sondern hinderlich, also eine Feindin derselben.

Wir sehen und hören es täglich, wie man gute Einrichtungen oder große Ideen durch Phrasen feiert, wie man also gegen sie eine Feindin zu Felde schickt, während man sie doch vertheitheidigen und ins beste Licht stellen will.

Ueberaus blühend sind die Phrasen, mit welchen man heutzutage in Nationalismus macht. Wenn Schiller sagt: „Ans Vaterland, ans theure schließ Dich an, dies halte fest mit Deinem ganzen Herzen!" so ist das keine Phrase, es ist der Rath eines Einsichtsvollen, ein Rath, der ausführbar ist und zum Guten führt. Wenn aber ein Redner begeistert ausruft: „O hehres Dreigestirn: Weisheit, Tapferkeit, Recht, dein Name ist Deutschland!" so gebraucht er eine für den Augenblick vielleicht wirksame Phrase. Das Dreigestirn Weisheit, Tapferkeit, Recht, heißt weder Deutschland, noch Frankreich, noch Rußland, noch Oesterreich, es sind einfach Dinge, die mit politischen Vorstellungen nichts zu schaffen haben.

Aeußerst beliebt ist die Phrase bei jener politischen Partei, welche man — vielleicht nicht immer mit Recht — die liberale nennt. Die Reden stehen nicht allemal im richtigen Verhältnis zur Sache, nicht als ob sie besser wären als diese, sondern weil sie schlechter sind. Obzwar nicht Alles an ihnen Phrase ist, was die Gegner als solche bezeichnen (denn diese belieben jede Behauptung, die ihnen unbequem ist, die sie nicht widerlegen können, als Phrase zu brandmarken), so muß man doch zugeben, daß sich die Liberalen in ihren für praktische Zwecke gehaltenen Reden häufiger der schönklingenden aber nichtssagenden Worte bedienen, als es zweckmäßig ist.

Der Liberalismus, der Freisinn ist, philosophisch und ethisch gewogen, eine tief edle, segensreiche Sache, ein ideales Gut von wahrem Werte. Doch eben das ideale Moment des Liberalismus kann blenden, so daß die praktischen Seiten desselben oft übersehen, nicht genug gewürdigt werden, sondern daß fast immer nur theoretisch, begriffsfindig, in Phrasen über ihn gesprochen wird. Die praktischen Vortheile und Erfolge des Freisinns sind überall vorhanden, wo Freisinn herrscht: Duldsamkeit, Wohlwollen, Geselligkeit, Friedfertigkeit, Gemeinsinn, frische Entfaltung der Kräfte zu einem Wettstreite, welcher der allgemeinen Entwickelung zu Nutzen kommt. Ob in Stadt oder Dorf, zahllose Beispiele gibt es, daß überall, wo Unduldsamkeit und scharfe Beschränkung herrscht, die Leute in Unfrieden leben, nicht viel leisten, geistig und sittlich verkommen; daß aber dort, wo freie Entfaltung und freie Meinung gelten, Intelligenz, Thatkraft, Fortschritt walten und in tausend Beispielen sich zeigen. Diese Beispiele, diese praktischen Früchte des Freisinnes müßten aber mit Verständnis zusammengetragen werden, und das macht Mühe; so hält sich der Redner lieber an die rein ideale Seite, die ihn ja begeistern kann, er findet zündende Worte, blendende Redebilder und spricht Phrasen. Anstatt das Fleisch des Opferstieres zu wägen, ziert er ihn mit Blumen, anstatt den erfahrenen praktischen Wert

in realen Beispielen darzulegen, treibt er nur einen Cultus.

Besonders auffallend ist diese Art, eine gute Sache zu vertheidigen, im gegenwärtigen Schulstreite. Zu den gewöhnlichsten Kampfreden liberaler Seite gehören folgende, in allen Blättern und Versammlungen vorkommenden Redeweisen: „Zum Schutz unserer Schule muß das Aeußerste aufgeboten werden, da müssen Alle zusammenstehen, die Mannesmuth in der Brust haben!" „Wir erheben lauten und feierlichen Protest gegen die finsteren Pläne einer Partei, welche die Nacht will! Wir wollen den Tag! Licht muß es werden, und die Sonne wird aufgehen trotz aller Dunkelmänner!"

Der Gebildete formt sich aus solchen Phrasen zur Noth seine Vorstellungen, bei ihm wirken sie momentan im ästhetischen Sinne begeisternd. Der gewöhnliche Mann aus dem Volke weiß aus solchen Worten nichts zu machen, er wird dadurch wohl vielleicht an den Wechsel von Tag und Nacht erinnert, vermag aber nicht recht, diese Bildlichkeit auf den Wert der Volksschule zu übertragen.

Weiter: „Wir wollen in der Schule einen Jungbrunnen erschließen für die geistige Kraft des Volkes! Wir müssen fest und mannhaft zusammenstehen zum Schutze der geistigen Güter!" Es sind gute Wünsche. Nun soll man Reden wohl mit guten Wünschen anfangen oder beschließen, allein der Kern der politischen Rede selbst muß praktisch sein, muß unterrichten, Feindseligkeiten und falsche Anschuldigungen mit bestimmten Beispielen aus dem Leben zurückschlagen, bestimmte Pläne entfalten, kurz, Thatsächliches vorbringen.

Weiter: „Die Hülle kann fallen, aber der Geist der Neuschule wird ewig leben! Die Zukunft gehört der Jugend!" „Wir müssen auf der Höhe der Zeit stehen! Wir müssen vorwärts, aufwärts, nicht rückwärts, abwärts!" — Auf der Höhe der Zeit stehen, das thun wir ja immer, denn die Höhe der Zeit ist der heutige Tag, die gegenwärtige Stunde; auch der Cretin steht auf der Höhe der Zeit. Nun will ich aber keine Wortjägerei halten, ich weiß recht gut, was man unter „der Höhe der Zeit," unter „Fortschritt und Aufwärtsstreben" zu verstehen hat, aber die Menge vermag sich darin nichts Bestimmtes zu denken, in ihr erzeugen die Worte nur verschwommene Vorstellungen, die nicht nachhaltig wirken können. Schon auch durch die Gewohnheit und Abgedroschenheit sind solche Phrasen wirkungslos und lächerlich.

Weiter: „Gewitterschwanger ist der Himmel! Mit Kutten verdeckt ist die Sonne! aber ein Blitzstrahl wird die Wolken zerreißen!" — Der Blitzstrahl zündet immer und gibt einen donnerähnlichen Applaus. Nur meine ich, daß bei der Rede der Applaus nicht die Hauptsache ist, daß er sogar schädigend wirkt, weil er die ernstesten Dinge ins Theatralische hinüberspielt.

Weiter: „Auf, zum Feldzuge gegen Rom! Blaset die Fanfaren, schwinget die Schwerter! Sieg oder Tod!" — Das kommt nahe der Grenze des Lächerlichen. Auf einen Kampf mit Schwertern kommt es nicht an, wenn ja, so würden in diesem Falle vielleicht Einige sein, die einer guten, sittlichenden Volksschule zu Lieb ihr Leben opfern wollten — aber nicht gar Viele! Im Reden und Schreiben ist es nicht schwer, ein großer Held zu sein, besonders wenn jeder „Schlager" mit rauschendem Beifall belohnt, jede Zeile Heldenthat mit fünf Kreuzern honoriert wird.

Je allgemeiner und je volltönender bei dem gegenwärtigen Schulkampfe die Phrasen sind, desto ferner steht der Sprecher der Schule im Leben. Lehrreich ist es hingegen, einen Fachmann zu hören, der die alte Schule kennen gelernt hat und in der neuen wirkt. Das wird vielleicht weniger hallen und schallen, jedoch gründlicher, packender, überzeugender sein.

Sätze wie: „Das Volk wird Schulter um Schulter mitkämpfen gegen die Schwarzen für das hohe Gut, die Freiheit des Geistes!“ oder: „Hütet die Blüten des Freiheitsbannes vor dem giftigen Hauch der Römlinge!“ sind geeignet zu schaden. Denn unsere Bevölkerung ist katholisch, man würde also mit den leidenschaftlichen Ausfällen gegen den Katholicismus bei der Bevölkerung die Neuschule wirklich discreditieren. Die Neuschule ist aber durchaus keine Feindin des Katholicismus, im Gegentheile, überall, wo es die Bevölkerung heischt, hat sie den katholischen Religionsunterricht vorgeschrieben und in sich einverleibt. Diese „confessionslose“ Schule ist gar nicht so confessionslos als man thut, sie hat sehr strengen dogmatischen Religionsunterricht, wie man in jedem Dorfe sehen kann. Man frage einmal Schulkinder, von zehn sind es gewiß acht, denen der Katechismus die meisten Sorgen macht. Wenn also der Clerus behauptet, die Neuschule wäre ihm feindlich, so thut er ihr Unrecht; und wenn die Liberalen sie als eine Schule feiern, die „das Volk von römischer Knechtschaft befreit,“ so thun sie ihr auch Unrecht.

Weiter: „Halten wir treu und fest zur Fahne des Fortschrittes und der Aufklärung! Beugen wir uns nicht unter das Joch des Krummstabes, streben wir den freien Höhen zu!“ „Es sei wie ein Schwur auf dem Rütli, daß wir unentwegt festhalten wollen an unserem Juwel, der Neuschule, die wie neuer Lebensodem, wie ein heiliger Geist das Volk durchdringt!“ Das ist gewiß schön gesagt und es kommt Letzteres im Principe der Wahrheit nahe; allein darauf gehören unbedingt einige praktische Beispiele, inwieferne die Schule ein Juwel, ein Lebensodem, ein heiliger Geist ist. Es mag ja wahr sein, daß die Beispiele im Leben vor Aller Augen daliegen, allein die Gegner bestreiten das, wissen nur von Unheil, das die Neuschule anrichten soll, und führen eine Menge praktischer oder scheinbar wahrer Einzelnheiten aus dem Leben für ihre Behauptung an.

Die Gegner der Neuschule, die Geistlichkeit, die clericale Presse, sind in ihrer Kampfweise weit volksthümlicher und schlagender, als ein großer Theil der Vertreter des Liberalismus, der gar so gerne mit Doctrinen, Theorien und Phrasen arbeitet. Die Clericalen schöpfen scheinbar immer aus dem Leben, gebrauchen volksthümliche Redewendungen, verschmähen den volksthümlichen Gedankengang nicht, wissen auch das, was an ihren Behauptungen hohl und nichtig ist, mit concreten Mittelchen aufzuputzen und erzielen damit ihre Erfolge.

Es gibt auch Phrasen, die eine reale Form haben. Wenn die Clericalen behaupten, die Neuschule entsittliche die Jugend, nehme ihnen die Religion, sei Ursache an der Verarmung des Volkes u. s. w., so sind das auch Phrasen, aber solche, die von der Wahrheit noch viel weiter entfernt sind, als die landläufigen Redebilder und dichterischen Satzfiguren, die jedoch in ihrer concreten Form den Schein eines Thatsächlichen an sich haben. — Freilich bedarf das Erhalten einer Sache scheinbar weniger realer Kraft, als das Niederreißen derselben, das Erhalten ist eine negative Arbeit, das Niederreißen aber eine positive. Aber das Erhalten bedarf einer moralischen Kraft, das Niederreißen bloß einer physischen. Für letzteres eignet sich am besten der Pöbel. Es gibt „Hetze“ dabei. Dieses Gleichnis lehrt, daß es heute viel leichter ist, gegen die Schule zu kämpfen als für dieselbe. Aber auch für dieselbe könnte besser gekämpft werden, als es im Allgemeinen geschieht.

Die zwanzigjährige Thätigkeit der Neuschule hat Erfolge aufzuweisen, die man ausnützen müßte. Freilich sind diese Erfolge in einzelnen praktischen Beispielen nicht zu erschöpfen, denn

dieselben sind zu groß und allgemein geworden. Die praktischen Erfolge findet man in der Industrie, im Handel und Fremdenverkehr, beim Militär und in der Bewegung des politischen Lebens. Sie gehen auf die Concurrenzfähigkeit mit anderen Ländern aus, auf Geldzufluß, auf gesündere und schönere Wohnstätten und Einrichtungen, auf größere Wehrtüchtigkeit, und schon nach der sittlichen Richtung hin auf Bewußtsein der Menschenrechte und Bürgerpflichten. Die sittlichen Erfolge der Neuschule schätze ich höher. Dieselben zeigen sich vor Allem auf dem Lande; sie bestehen in einem gleichmäßigeren, friedlicheren Lebenswandel, als er einst geherrscht, in Abnahme von Gewaltthätigkeiten, in Zunahme von Duldsamkeit und allgemeiner Menschenachtung, in einer gesitteteren Umgangsweise. Freilich wird es den Gegnern nicht schwer werden, durch Aufzählung einzelner Rohheiten, Sittenlosigkeiten u. s. w. scheinbare Gegenbeweise zu liefern, denn die Ausnahmen sind immer auffallender, aufzählbarer und leichter zu charakterisieren, als die Regel. Im Ganzen ist die Thatsache, daß unser Landvolk seit zwanzig Jahren gesitteter und auch intelligenter geworden für den, der Vergleiche zwischen Einst und Jetzt zu machen in der Lage ist, unmöglich zu leugnen.

Wenn der Landmann intelligenter wird, so erhebt sich nun aber die eine Gefahr, daß er nicht mehr Bauer bleiben, sondern etwas „Besseres“ werden will. Aber warum das? Nicht, weil er intelligenter ist, sondern, weil er durch seine Intelligenz einsieht, daß es mit dem Bauernstande im Vergleiche zu anderen Ständen schlecht bestellt ist. An dem letzteren ist aber nicht die Schule schuld, wie man machmal zu behaupten beliebt, sondern etwas ganz Anderes. Die Schule will den Bauer klüger und einsichtsvoller machen, damit er sich und seinen Stand wieder aufhelfen könne. Das sicherste Mittel, daß der Bauer von seiner Scholle nicht davonlaufen kann, wäre freilich, ihm die Augen zu verbinden. Allein sie ihm ganz zu öffnen, damit er allerlei Vortheile anwenden kann, um sich zu behaupten, das ist die Absicht unserer Schule. Bei Bauern, die nicht von Haus aus vernagelt, oder vom Schollenflüchtigkeitsfieber erfaßt sind, hat sie das auch erreicht. Weil der Bauer überhaupt schwerfälliger ist als der Bürger, so kann an ihm die Schule auch nur langsamer wirken. Da er aber von Natur aus bildungsfähig ist, wenn auch durch langsamen Proceß, so kommt die Zeit, in der er, wohlgeschult wie der sächsische, wie der schweizerische, wie der holländische Landmann sein Theil an der Welt noch einmal höflich zurücknehmen wird!

Wenn in der Neuschule ferner die Kraft liegt, in dem deutschen Kinde nebst der Liebe zum Vaterlande auch noch das Bewußtsein zu erwecken, daß es einem großen Volke angehört, so ist sie um eine unschätzbare Eigenschaft reicher als die alte Schule es gewesen. Die Liebe zu seinem Volke trägt mehr bei zu selbstloser Opferfreudigkeit und sittlicher Größe, als manche schöne und wohlgemeinte confessionelle Satzung.

Trotzdem die Neuschule in ihren ersten zwanzig Jahren viel Gutes und Tüchtiges gestiftet hat, hätte sie immerhin noch mehr leisten können, wenn die äußeren Verhältnisse ihr günstig gewesen wären. Sie war aber von Widersachern umgeben, man hat Mißtrauen gegen sie gestreut, man hat ihr Wirken zu untergraben gesucht, man hat einen fanatischen Haß gegen sie zu entfachen gestrebt. Und auf der andern Seite hat man sie als die Quelle der Freiheit, der Aufklärung im Sinne des Atheismus gepriesen, was sie eben gar nicht ist, und sie so gegenüber dem Volke in eine etwas schiefe Stellung gerückt. Unter solchen Hemmnissen hat die Neuschule sich bisher nicht so frei entwickeln können, als es kraft ihres gesunden Kernes,

unter freundlicheren Bedingungen hätte sein können. Als gehetztes Kampfobject, das sie war, hat sie genug geleistet.

Bringt nur erst ihre principiellen Gegner zum Schweigen, gebt ihr das volle Vertrauen des Volkes, das sie verdient, seht in ihr eine sittlich-religiöse Erziehungsanstalt, eine gewissenhafte Anleitung zur praktischen Tüchtigkeit im Leben, und die Neuschule wird sich entwickeln wie ein junger Baum nach überstandenen Maifrösten, und wird unserem Vaterlande zum wahren Segen sein — ohne Phrase!

Das heuchlerische Jahrhundert.

Die erste Heuchelei war das Feigenblatt der ersten Menschen. Seither hat es die Menschheit in der Heuchelei weit gebracht, besonders in unserem Jahrhundert zur höchsten Meisterschaft. Es ist nicht gestattet, eine Uhr zu stehlen, wohl aber eine Million, wenn es nur mit Anstand und Schicklichkeit, also mit der nöthigen Heuchelei geschieht. Wir sind zwar noch Kannibalen, aber es kam der Schneider mit dem Feigenblatt, welches nunmehr den ganzen Körper bedeckt, es kam der Handschuhmacher, der unsere Krallen verhüllt, es kamen die Wohlgerüche, die Salben und Glasuren, es kam das verlogene, höfliche Betragen, und so gelingt es uns, uns gegenseitig zu dulden und auszustehen.

Die Heuchelei kann auch eine Tugend werden, wenn wir aus Wohlwollen heucheln, nämlich um uns Anderen erträglich oder angenehm zu machen, oder wenn wir dadurch den Mitmenschen Leiden ersparen. Einen Wohlstand zu heucheln, um nicht Mitleid einzuflößen und Hilfeleistung hervorzurufen, ist eine schöne Tugend. Harte tägliche Opfer zu verbergen, damit die eigenen Lieben ohne Gewissensbisse den Wohlstand behaglich genießen können, der mit Schweiß und Blut erkauft wird, ist Heldenmuth. Schmerzen und Leiden zu verheimlichen, um Andere damit nicht zu beunruhigen, ist Heldenmuth. — Im Allgemeinen aber verdirbt unser Bestreben, das sein und zeigen zu wollen, was wir nicht sind, Alles in der Welt.

In solchen Gedanken ergeht sich das Werk des italienischen Schriftstellers Paul Mantegazza, „das heuchlerische Jahrhundert," welches, von Hulda Meister ins Deutsche übertragen, vor kurzem bei Hermann Costenoble in Jena erschienen ist. Max Nordau hat ein Buch geschrieben: „Conventionelle Lügen." An dieses Werk erinnert das „Heuchlerische Jahrhundert," welches zwar weniger ausführlich und einschneidend, aber um so liebenswürdiger ist. Nordau hat's durch seine rücksichtslose Giftigkeit und revolutionäre Leidenschaftlichkeit so weit gebracht, daß sein Buch verboten werden mußte. Mantegazza hat es schlauer gemacht. Mit feinem Humor hat er die bitteren Pillen verzuckert und preist als Sohn seines Jahrhunderts die Heuchelei, eben aus Heuchelei, die er — wo sein innerstes Wesen spricht — freilich herbe verurtheilt.

Es gelüstet uns, den Lesern das Buch näher zu bringen. Wir wollen einmal sehen, wie Mantegazza, der

lange Jahre im italienischen Parlamente saß und die Welt kennen gelernt hat, z. B. das Mäntelchen kennzeichnet, mit welchem man die Laster zuzudecken pflegt.

„Da der Mensch seine ehrlichen und halbehrlichen und manchmal auch seine unehrlichen Wünsche so gut er konnte befriedigen wollte, ohne jedoch auf den ehrenvollen Titel eines vernünftigen und moralischen Geschöpfes zu verzichten, so hat er ein Mittel gefunden, die beiden Dinge miteinander zu vereinigen. Er hat schreckliche, abscheuliche Wörter erfunden, um die Laster, die ihm doch so sehr gefallen, zu brandmarken, und hat sich artige, nachsichtige, wohlgefällige fabriciert, welche dieselbe Sünde bezeichnen, jedoch ohne bei irgend Jemand Entsetzen oder Verachtung hervorzurufen. Schon dieser philologische Kunstgriff würde genügend beweisen, daß er der heuchlerischeste aller Bewohner seines Planeten ist, der Tartuffe aller Tartuffes. Oeffnet das Wörterbuch und Ihr werdet unter dem Buchstaben V das schreckliche Wort Verrath finden. Und wer würde ein solches Verbrechen begehen wollen? Wer würde sich nicht schämen, ein Verräther zu sein? Aber unter dem Buchstaben B findet Ihr das Wort Betrügerei, unter dem Buchstaben K das Wort Klugheit, unter dem Buchstaben V das Wort Vorsicht; und täglich könnt Ihr wirklichen und wahrhaften Verrath begehen; aber Ihr könnt dabei Betrüger, klug, vorsichtig sein und doch nicht im mindesten ein Verräther. Was für ein häßliches Wort ist das Wort Unzucht! Und wer würde nicht ungehalten darüber sein, wollte man dieses Wort seinem eigenen Namen hinzufügen. Aber man kann galant sein, ein Anbeter, Verehrer des schönen Geschlechts, Epikuräer, sinnlich, Kunstkenner, ohne sich darüber beleidigt zu fühlen. Was für ein entsetzliches, abschreckendes Wort ist Ehebruch! Widerwärtig im Wörterbuch, infam im Gesetzbuch, das zuweilen sogar den Kerker oder die Todesstrafe hinzufügt. Aber laßt Euch nur nicht erschrecken! Man kann eine Caprice haben, eine Ueberrumpelung der Sinne, man kann ein wenig leicht in der Liebe sein, ohne jedoch die Hochachtung der Menschen zu verlieren, selbst nicht einmal die der Frauen. Die Schmeichelei ist ein ekelhaftes Wort, das eine ekelhafte Sache ausdrückt, und kein Mensch auf der Welt will Schmeicheleien hören, aber wir können ohne zu erröthen Complimente, allzu schmeichelhafte Worte entgegennehmen. Wir wollen nicht, daß man uns schmeichelt (Gott behüte uns davor!), aber wir können es immerhin zulassen, daß man ein sehr nachsichtiges, ein zu nachsichtiges Urtheil über uns fällt. Und wer wird jemals zugeben, daß er hassen kann? Aber man kann in edler Weise verachten; man kann nicht ohne eigene Schuld geizig sein, aber man kann sehr sparsam sein; man kann den Müssigang nicht lieben, aber man kann die Ruhe anbeten, und in dieser Weise immer weiter, immerfort. Wir können alle unsere Launen befriedigen, selbst die sündhaftesten, vorausgesetzt, daß sie nicht den schrecklichen Taufnamen des Lasters erhalten, sondern mit pikanten Wörtern umkleidet werden, die unsere Heuchelei wohl verstanden hat, zu erfinden."

Dann ist von den Widersprüchen die Rede, die zwischen der menschlichen Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung liegen.

„Wir Christen und civilisierten Menschen werden von drei verschiedenen Codices regiert, während wir eigentlich nur einen haben sollten. Darum ist auch das geschriebene Gesetz heuchlerisch und säet Falschheit auf die Pfade und Bahnen der Gerechtigkeit; denn diese drei Codices sagen nicht immer dasselbe, oft genug widersprechen sie sich ganz klar und offen. In der Schrift steht geschrieben, daß, wenn Dich Jemand auf die Wange schlägt, Du ihm die andere darbieten sollst,

damit das Gesetz der Symmetrie nicht verletzt wird. Im Strafgesetzbuch steht, daß, wenn Du geschlagen wirst, Du den Beleidiger anklagen sollst, der dem Gesetz gemäß bestraft werden wird. Im Codex der öffentlichen Meinung, der weder gedruckt noch geschrieben ist, der aber stärker ist als die beiden Erstgenannten, heißt es, daß, wenn Du eine Ohrfeige bekommst, Du dem beleidigenden Theile Deine Zeugen schicken sollst, daß Du Dich mit ihm duellieren, entweder selbst tödten oder getödtet werden mußt, je nach dem Wechsel des Glücks. Welcher dieser drei Gesetzgebungen mußt Du gehorchen, um als moralischer Mensch zu gelten? Welchem dieser drei Gesetze mußt Du Gehorsam leisten, um den Ruf als Ehrenmann zu bekommen und zu bewahren? In Gottes Gebot steht geschrieben, daß der Wunsch nach dem Besitz der Frau eines Anderen schon Todsünde ist. Im bürgerlichen Gesetzbuch steht, daß der Ehebruch mit sehr schweren Strafen geahnt wird. Im Codex der öffentlichen Meinung bestraft ein artiger Scherz oder ein Compliment die Untreue des Mannes oder der Frau und Niemand wird dem galanten Ehemanne seine Achtung versagen. Aber welchem dieser drei Gesetze soll ich folgen? Warum besteht in einer so delicaten Sache eine so große Verschiedenheit in den Urtheilen? Warum? Ja, der Mensch ist ein im höchsten Grade komisches Thier."

Die Heuchelei, welche in der modernen Sucht liegt, Monumente zu errichten, wird folgenderweise gebrandmarkt:

„So lange die großen Männer leben, demüthigen sie unsere Kleinheit, und es gibt wohl keinen Mangel, keinen Fehler, den wir nicht mit den Gläsern des Mikroskops zu entdecken wüßten. Sobald sie aber todt sind, müssen wir sie beweinen, um uns selbst zu ehren, und der Ewigkeit unserer Trauer, der Bitterkeit unseres Schmerzes können nur der Marmor und die Bronze entsprechen, die soviel länger dauern, als wir und den kommenden Jahrhunderten die Lügen der Zeitgenossen unverändert übermitteln. So lange die Großen noch am Leben sind, wird ihnen Gerechtigkeit, ja sogar noch viel weniger, partielle Kritik zutheil, welche die Flecken ins Riesenhafte vergrößert und die Sonne verdunkelt. Man ist nur unter der Bedingung groß, wenn man dem niedersten Paria des Gedankens das Recht gibt, Einen auf öffentlichem Platze zu entblößen, Einem jede Falte zu sondieren, jedes Haar zu messen. Aber sind sie einmal todt und der Neid der Mittelmäßigen durch die Gleichheit der Fäulnis und das Niveau der Grube gerächt, so gibt es keine Hyperbel, keinen Superlativ, der hinreichen würde, sie zu erhöhen. Ihre Augen sind erloschen und ihr Licht kann Niemand mehr blenden. Ihre Faust ist geöffnet und kann auf keine lebende Seele mehr kraftvoll niederfallen. Ihre Stimme ist todt und kann weder Uhus noch Fledermäuse erschrecken. Sind sie todt, so wird ihre Größe das Erbtheil Aller, und Alle sind Erben ihres Ruhmes. Und indem die Erben weinen, frohlocken sie, und die Erben vergessen den langjährigen Neid, den bitteren Groll, den täglichen Geiz und werden auf eine Stunde zu Verschwendern und decretieren ihnen eine Statue, einen Marmor oder eine Bronze, die der Nachwelt erzählt, in wie hohem Grade unsere Zeit es verstanden hat, die großen Männer zu ehren, und Allen sagt, wie sehr und in welcher Weise sie groß waren."

Schlimm verfährt der italienische Denker besonders mit den Advocaten. Er sagt:

„Es gibt eine Profession, die von Vielen erwählt wird und wie geschaffen ist, um sich in den feinsten und schwierigsten Heucheleien des Gedankens zu vervollkommnen, diese Profession ist die des Advocaten. Zu beweisen, daß der Verbrecher unschuldig ist, ist das Ideal des Advocaten, und je schwerer

das Verbrechen ist, je überzeugender die Beweise, umsomehr bietet der Vertheidiger all' seinen Scharfsinn auf, um zu beweisen, daß der Angeklagte der vollkommenste Ehrenmann ist. Ich frage nur, was soll nach einigen Jahren dieser gymnastischen Logik aus einem menschlichen Gehirn werden? Wie soll der Cultus des Wahren und der Glaube daran in einem Publicum befestigt werden, das die Advocaten der verschiedenen Parteien sieht und hört, die sich in einem Zweikampf von Sophismen, Widersprüchen und Heucheleien gegenüberstehen? Und der Advocaten gibt es sehr viele und es wird als eine sociale Pflicht angesehen, für einen Act der höchsten Menschlichkeit, daß der Vatermörder, der Vaterlandsverräther, der Verbrecher, der seine eigene Schuld bekannt hat, vertheidigt werden, denn wir sind wachsame, zärtliche Hüter der Gerechtigkeit. Die Advocaten sind heute die mächtigsten Bürger unseres socialen Organismus, weil sie von der einen Seite die Schlüssel zum Kerker, zum Zuchthaus, zur Galeere in der Hand haben, von der anderen Seite über das Vermögen und die Ehre Aller entscheiden, wenn es sich um Civilsachen handelt."

In Weiterem fährt Mantegazza fort, seine Ansichten zu entwickeln:

„Die neue Gesellschaft, eine Tochter des Jahres 1789 und der Wissenschaft, nach so vielen Jahrhunderten einer schmählichen, feigen Sclaverei endlich erlöst, hat sich in ihren eigenen Erlöser verliebt, hat ihn auf den Thron und den Altar erhoben und ihm weltliche und religiöse Ehren verliehen. Und darum ist einer der hervorragendsten Charakterzüge unseres Jahrhunderts der, die menschliche Vernunft über Alles gestellt zu haben, ohne Erörterung und ohne Hintergedanken. Die Wenigen, welche sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben und Ach und Weh schreien gegen die Invasion, widerstehen dem heftigen, unwiderstehlichen Strome, der sie fortreißt und überschwemmt, in der Regel nur schwach. Wir beten die Göttin Vernunft unter der nackten, rohen Form unserer Vorfahren aus der französischen Revolution nicht mehr an, wir haben sie aber in mancher Schule, unsichtbar und allmächtig wie Gott, aufgestellt, ihr allein opfern wir jedes Bedürfnis des menschlichen Herzens, jedes Gefühl, jeden geheimen Schauer, jede Regung. Wissen ist Können, Wissen ist Wollen, Wissen ist Reichthum, ist Glückseligkeit; es ist das einzige genaue Maß jedes menschlichen Wertes."

„Alles für die Wissenschaft, nichts für das Gefühl, und dennoch ist es der erste Factor der Glückseligkeit, der Moralität und gestehen wir es nur, auch des Fortschritts."

Ueber religiöse Heuchelei sagt unser Denker Folgendes:

„Stellt Euch einmal Sonntags an die Thür einer Kirche, wenn die Hochmesse celebriert werden soll, die Messe der Herrschaften, die ihnen gestattet, sich erst kurz vor Mittag vom weichen Pfühl zu erheben. Stellt Euch in einen Winkel und beobachtet einmal alle Gesichter, deren Eigenthümer sich in den Gottestempel begeben. So viele Gesichter, so vielfach verschiedener Ausdruck, so vielfältig die Gefühle, welche sie bewegen. Ich wage ruhig zu behaupten, daß nicht zwei Personen aus der ganzen Menge dieselben Empfindungen haben, mit derselben Absicht zur Kirche gehen. Und doch theilt das Volk die Menschen in ganz roher Weise und aus Achtung vor der Religion nur in zwei große Kategorien, in Gläubige und Ungläubige. Welche Dummheit und welche Rohheit! Zwischen der absoluten Verleugnung jeder religiösen Idealität bis zu dem blinden Glauben an jedes Dogma und an jede Cultusform gibt es eine unendlich lange Straße von tausenden und aber tausenden von Kilometern, die sich rings um die ganze menschliche Welt zieht und bei so vielen Stationen

anhält, daß der Katalog allein schon ein Coursbuch von vielen dicken Bänden geben würde. Ich will nur hinzufügen, daß sich auf der Hälfte des langen Weges eine Station befindet, bei der sehr Viele anhalten, weil sie nicht bis ans Ende gelangen können, und diese Station heißt: Die Station der Hoffnung. Wohl kein anderer Gegenstand eignet sich so sehr zur Heuchelei wie die Religion, sei es wegen der großen Anzahl der psychischen Elemente, die dabei mitwirken, sei es, weil die äußeren Kundgebungen so sehr verschiedenartige Gefühle bedecken können. Um dies zu beweisen, brauche ich nur zu sagen, daß es Ungläubige gibt, die man für Betbrüder hält, und überzeugte Gläubige, welche die vollständigste Gleichgiltigkeit und Ungläubigkeit heucheln oder uns öfter noch durch ein Lächeln, das halb ironisch, halb skeptisch ist, zu dem Glauben veranlassen, daß sie starke Geister sind, während sie eifrig die Kirche besuchen und den kleinsten Vorschriften des Ritus gehorchen. Was mich betrifft, so bin ich der Ansicht Friedrichs des Großen, der seine Unterthanen sich selbst den Weg wählen ließ, von dem sie glaubten, daß er sie am sichersten ins Paradies führen würde. Ich will und verlange nur Aufrichtigkeit. Ich verlange, daß die Gläubigen sich nicht schämen zu glauben, und daß Diejenigen, welche auf der einen oder anderen Station, welche den Glauben von der Ungläubigkeit trennen, angehalten haben, die Anderen, welchen es gelungen ist, bis ans Ende der großen, weltumfassenden Eisenbahn zu gelangen, nicht verlachen. Der Scheiterhaufen der Inquisition soll abgeschafft werden, selbst wenn er zum kleinen Flämmchen einer häuslichen, täglichen Intolleranz zusammengeschrumpft ist, die mit groben und dummen Bezeichnungen, wie Atheist, Jude und Betbruder, brennt. Duldsamkeit für alle ehrlichen Glaubensmeinungen, ich spreche Tadel nur aus über die Tartuffes der Ungläubigkeit, über die Tartuffes des Glaubens."

Die Schlußfolgerungen des Philosophen sind, die Gesellschaft wäre schon so alt geworden, daß sie stinke; daß es schwer halten werde, das morsche Gebäude mit Firnis und Vergoldung zu stützen, und daß es doch die einzige Rettung sein dürfte, zur Aufrichtigkeit zurückzukehren. Dann würde es vielleicht kommen, daß man das XX. Jahrhundert das aufrichtige und muthige Jahrhundert nennen werde.

Wir meinen indes, so lange der Mensch noch so sehr Kannibale, Affe, Bär, Esel und Schwein ist, wie der italienische Schriftsteller meint, soll er sein Mäntelchen lieber noch nicht abwerfen.

R.

Aussprüche des Kanzlers.*)

Ich hoffe es zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit am Felsen der christlichen Kirche scheitert.

* * *

Nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig.

* * *

Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!

* * *

Ein Apell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo.

* * *

Setzen wir Deutschland, so zu sagen, in den Sattel! reiten wird es schon können.

* * *

Landsleute sind wir Deutschen doch alle, und ich bekämpfe das Betonen der Scheidung zwischen deutsch und preußisch.

* * *

Jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und so viel Millionen Landsleute theilen, muß für seine Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein.

* * *

Ich huldige von Hause aus dem Grundsatz, daß jede Confession bei uns die volle Freiheit ihrer Bewegung, die volle Glaubensfreiheit haben muß.

Ein großer Staat regiert sich nicht nach Partei-Ansichten, man muß die Gesammtheit der Parteien, die im Lande vorhanden sind, in Abwägung bringen und aus dem Resultat dieser sich eine Linie ziehen, der eine Regierung als solche folgen kann.

* * *

Der Weg, auf dem eine Regierung zu Grunde geht, ist der, wenn sie bald dies, bald jenes thut; wenn sie heute etwas zusagt und dies morgen nicht mehr befolgt. Eine Regierung muß nicht schwanken; hat sie ihren Weg gewählt, so muß sie, ohne nach rechts oder links zu sehen, vorwärts gehen; kommt sie ins Schwanken, so wird sie schwach und darunter leidet das ganze Staatswesen.

* * *

Es wird bei uns Deutschen mit wenig so viel Zeit todtgeschlagen wie mit dem Biertrinken.

* * *

Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß.

* * *

Man kann sehr leicht die Linie überschreiten, wo die weitere Ausbeutung des Sieges in eine wilde Zuversicht ausartet, die Alles aufs Spiel setzt, und die dann kaum mehr Muth, sondern Waghalsigkeit genannt werden dürfte.

---

*) Vor kurzem erschien bei Carl Reißner in Leipzig ein Buch: „Fürst Bismarck und die Literatur." Eine politisch-literarische Studie von Adolf Kohut. Dieses interessante Werkchen behandelt Bismarck als Schriftsteller und Journalisten, sein Verhältnis zu Dichtern und zur schöngeistigen Literatur, zur Presse, und theilt eine Anzahl Aussprüche des Reichskanzlers mit, wovon hier mehrere Platz finden sollen. Das Büchlein ist ein wertvoller Beitrag zur Bismarck-Literatur. Die Red.

Gesetze sind wie Arzeneien, sie sind gewöhnlich nur Heilung einer Krankheit durch eine geringere oder vorübergehende Krankheit.

* * *

Was in den Zeitungen steht, das vergeht bald.

* * *

Wenn man nichts Besseres an die Stelle zu setzen weiß vor Etwas, was Einem nicht vollständig gefällt, so thut man immer, meiner Ueberzeugung nach, besser, der Schwerkraft der Ereignisse ihre Wirkung zu lassen und die Sache einstweilen so zu nehmen, wie sie liegt.

* * *

Ich bin kein Freund von statistischen Zahlen, weil ich den Glauben an sie bei näherem Studium verloren habe.

* * *

Es ist schwer, die Volksmeinung zu erkennen.

* * *

Ich halte es für männlich und offen, seinen Irrthum einzubekennen, aber nicht das halte ich für männlich, Dem einen Vorwurf zu machen, der von seinem Irrthum zurückgekommen ist.

* * *

Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager, und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter, als gegen Feinde.

* * *

Man kann Vorsicht Furcht, man kann Muth Leichtfertigkeit nennen.

* * *

Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen.

Es gibt viele Dinge, die ein Staat dulden kann — er kann sie ignorieren; aber etwas anderes ist es, sie gesetzlich zu sanctionieren.

* * *

Ich stelle stets das Vaterland über meine Person.

* * *

Ich für meinen Theil werde den Weg, den ich im Interesse des Vaterlandes für den rechten erkenne, unbedingt bis ans Ende gehen — mag ich Haß oder Liebe dafür ernten, das ist mir gleichgiltig.

Was Bismarcks Stellung zur deutschen Literatur betrifft, schließt A. Kohut sein Werkchen mit folgenden — wir glauben — treffenden Bemerkungen:

Man hat von gewisser Seite von dem Baumeister des Deutschen Reiches gefordert, daß er für die deutsche Literatur mehr thue, als dies bisher der Fall war, daß er die ästhetische Cultur in höherem Grade fördere, ja sogar ein besonderes Reichsamt für die Literatur creiere. Besonders trat die jungdeutsche Schule mit diesen ihren Forderungen hervor und zuweilen mit einer Heftigkeit und Maßlosigkeit, die in hohem Grade zu bedauern ist.

Ich kann mich diesem Wunsche nicht anschließen. Man kann von dem Gründer des Reiches, der die Fundamente und Mauern für die Ewigkeit gelegt, nicht auch verlangen, daß er das Gebäude durch Ornamente und zierliche Ausstattung im Innern und Aeußern verschöne. Die Kraft des Kanzlers ist ohnehin schon auf den verschiedensten Gebieten in einer Weise angespannt, daß es im Interesse der Gesundheit des Fürsten Bismarck sehr zu wünschen wäre, daß eine Entlastung seiner Dienst- und Amtspflichten eintrete; aber auch sonst sind wir gegen

eine Verstaatlichung der Literatur. Der Staat kann wohl durch Aussetzung von Preisen, durch pecuniäre oder sonstige Unterstützung den einzelnen Dichter und Schriftsteller, welcher bei der Theilung der Welt zu kurz kam, fördern — und es wäre sehr zu wünschen, wenn dies in reicherem und ergiebigerem Maße, als es bisher der Fall war, geschehe — aber eine Staatsliteratur einzuführen, halten wir für bedenklich. Ganz abgesehen von der Möglichkeit eines allzu starken Einflusses politischer Strömungen auf die Literatur — erscheint es uns am Vortheilhaftesten, wenn sich die Literatur frei entfaltet, ohne Rücksichten nach oben oder nach unten.

Daß die vielfach ausgesprochene Annahme: Der Reichskanzler stehe der Literatur gegenüber kühl da, nicht stichhältig ist, glauben wir genügend widerlegt zu haben. Man darf nur die Literatur nicht mit der Presse verwechseln! Die letztere ist ihm allerdings im Großen und Ganzen nicht sympathisch — ganz anders jedoch die erstere, welche die Blüte des geistigen Lebens eines Volkes enthält! Sie hat nicht unwesentlich zur Befruchtung seines Genius beigetragen, und vor bedeutenden literarischen Erscheinungen der alten und neuen Zeit lüftet er respectvoll den Hut.

Der Kanzler hat durch seine politischen und wirtschaftlichen Thaten nicht nur Deutschland, sondern auch die allgemeine Cultur gefördert und diese seine Wirksamkeit muß früher oder später auch der Literatur zu Gute kommen.

Daß unsere Zeit auf literarischem Gebiete so wenig hervorragende, wahrhaft große Männer zeitigt, ist nicht die Schuld des Reichskanzlers; die Genies entstehen eben nicht auf Commando oder durch künstliche Züchtung: poeta non fit, sed nascitur! Die herrlichsten Staatsanstalten würden nicht imstande sein, große Dichter und Schriftsteller zu fabricieren, gerade so wenig wie die Preisausschreiben bisher die Entwicklung der Dichtkunst beschleunigt haben — und wenn die Summen noch so verlockend hoch waren!

Ich bin trotz alledem fest davon überzeugt, daß Deutschland infolge der Bismarck'schen Thaten noch eine große Epoche einer nationalen Geistesblüte bevorsteht — nur muß das Wort Bismarcks auch hier erwogen werden: „Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten."

Schloß Miramar.

Von M. Grundschöttel.

Zum zweitenmale in diesem Jahrhundert lenkte das am Adriatischen Meere nahe bei Triest gelegene Felsenschloß Miramar die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich, indem abermals eine Tochter des belgischen Königshauses, die ein Habsburger als Gattin heimführte, dasselbe nach schweren Schicksalsschlägen zum Witwensitz erwählt hatte. Die Erste dieser beiden Fürstinnen war die später so namenlos unglückliche Charlotte, Gemahlin des Erzherzogs Maximilian, Kaisers von Mexiko, — die Zweite,

die jetzt in das seit zwanzig Jahren verödete Schloß einzieht, ist die junge Erzherzogin Stephanie, die Gattin des so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich.

Im Spätherbst des Jahres 1855 wurde Erzherzog Max, damals erster Commandant der österreichischen Marine, während einer Fahrt im Segelboote von einem Sturme überrascht und suchte mit seinem Begleiter Schutz in der kleinen Bucht der Punta von Grignano. Zu dieser Zeit stand dort nur ein schwarz-gelbes österreichisches Zollhäuschen, von üppig wucherndem Gebüsch umgeben, doch war der Erzherzog durch die prachtvolle Aussicht von dem etwa drei Meter hohen Plateau der Landzunge und die eigenthümlich geschützte Lage so überrascht, daß er sofort beschloß, sich an dieser Stelle ein Haus zu öfterem Verweilen zu bauen. Erst später, nachdem ein transportables amerikanisches Haus aus Eisen unterwegs sammt dem Schiffe gesunken, entstand der Plan zu einem Schlosse. In einem jungen Triestiner Baumeister, Carl Junker, fand sich dann auch die geeignete Persönlichkeit zur Ausführung desselben.

Eine feste Straße wurde am Ufer entlang angelegt, auf das nackte Gestein fruchtbare Erde getragen, auf der später die Pflanzen ferner Zonen in wahren Wundergärten wachsen und gedeihen sollten; Mauern stiegen auf, die sie einhegten, und bald wuchs, wie durch Zauberhände geschaffen, das unvergleichliche Schloß mit seinen weißen, schimmernden Mauern von edlem Gestein (einer Marmorart), seinen Thürmen, Säulengängen und Terrassen empor. Von den Klippen, welche die Brandung des Meeres umsprüht, zogen sich die Gärten und Parkanlagen am Meere entlang und auf kunstvollen Terrassen den Fuß der Berghänge hinan, Fernsichten bietend, wie sie entzückender kaum gedacht werden konnten, und ebenso überraschende Bilder im Einzelnen entfaltend. Im Herbst 1858 waren die Gärten angelegt und der kleine Garten-Pavillon am Westende derselben vollendet, in den Maximilian mit seiner jungen Gattin gleich einzog und dort wohnte, bis das Schloß vollendet war. Im Juli 1859 war der Bau fertig. Die innere Einrichtung desselben nahm aber noch ein volles Jahr in Anspruch.

Doch versuchen wir, ein umfassendes Bild von diesem Schlosse und seiner Umgebung zu entwerfen, welche die überraschendsten Gegensätze bietet.

Wer von Wien aus über den Semmering-Paß durch die Alpenwelt Steiermarks und Krains die Reise nach Triest macht, sieht sich wenige Stunden vor Erreichung seines Zieles plötzlich in eine öde Steinwüste versetzt, indem er einen der letzten Ausläufer der Julischen Alpen, den hohen Karst, passiert, ein felsiges Stufenland, übersäet mit riesigen Steinblöcken, zwischen denen nur hier und da kümmerliches Gras oder ein verkrüppelter Strauch emporsprießt.

Ungehemmt wüthet auf diesem weiten Hochplateau die wilde Bora, der Nordoststurm, deren furchtbare Gewalt selbst schwere Lastwagen mit sammt den Pferden umwirft. Die armseligen Hütten der Tschitschen, welche diese Wüste bewohnen, bestehen meist nur aus zusammengefügten Felsblöcken, über die ein rohes, durch Steine beschwertes Lattendach gelegt ist, oder sie sind in die zahllosen Höhlen des zerklüfteten Gesteins hineingebaut. In trichterförmigen Vertiefungen, den Dolinen, sammelt sich das Wasser, oder lagert sich lockere Erde ab, auf der der arme Tschitsche sein spärliches Korn zieht. Derselbe paßt in seiner ganzen Erscheinung in diese Umgebung und trägt noch die selbstverfertigten Schuhe aus Baumrinde, die mit kreuzweise über die Hose von Ziegenfell gewundenen Riemen befestigt sind.

Auf diese Einöde schauen im Norden die höchsten Züge der nackten

Gebirgskette mit dem Tabor und Janos herab.

Alles Schöne, alles Leben, selbst die jungen Gebirgsströme scheinen von der unwirtlichen Oberfläche dieses Plateaus in die Erde zu flüchten, wo die Natur wunderbare Grotten mit schimmernden Stalaktitgebilden schuf und Brücken über jene verschwundenen Flüsse baute, die nun mit leisem Rauschen meilenweit durch ein geheimnisvolles Höhlenreich ziehen, um in der Nähe des Meeres wieder hervorzubrechen. So durchzieht die Poik die Unterwelt der Adelsberger Grotten, die Recca die nach ihr benannten Höhlen und bricht nahe bei Miramar, unterhalb des Bergschlosses Duino, mit verdoppelter Wasserfülle wieder hervor, um sich als Timavo ins Meer zu ergießen. Und dort ist mit einem Schlage Alles verwandelt. Aller Reichthum, alle Schönheit des Südens ist über die südlichen und westlichen Abhänge des oben so öden Karst ausgegossen. Hier wechseln Oliven, Feigen und Lorbeer mit einander ab; der Wein bildet lange Laubengänge und umrankt die säulengetragenen Veranden kleiner Villen, und aus dem lichteren Laub steigen schlanke dunkle Cypressen empor. Weit schweift der Blick über das tiefblaue Meer, die herrliche Adria.

Diese Wandlung erlebt der Reisende theilweise schon, wenn er Nabresina erreichte, wo die Bahn nach Venedig abzweigt, dann geht's im Fluge an Prosecco vorüber, das unmittelbar am Abhange seinen Feuerwein zieht — und endlich ertönt der Ruf: „Grignano, Haltestelle für Miramar!"

Doch die Bahn ist tief in die Felsen eingehauen; nur ein halber Blick umfaßt die Bilder am Meere, und das Endziel der weiten rastlosen Fahrt, Triest, ist nah, wo Geist und Körper erst Rast und Erhohlung suchen müssen, ehe sie fähig sind, die Wunder Miramars zu würdigen. Der Zug selbst verschwindet jetzt in der Erde, d. h. er jagt durch mehrere Tunnels, als wolle er dem Beispiel der Flüsse folgen, und so erreicht er die Küste und die reiche Seestadt Triest, das Hamburg des Südens.

Nach dem stillen Schlosse, um das sich ein ganzer Legendenkranz wob, führt ihn der Weg zu Fuß oder zu Wagen auf schöner Straße am Meere entlang; am reizvollsten aber ist die Fahrt im offenen Boote, das der gewandte „Battellante" führt.

Da sieht er bald, rückwärts schauend, die Stadt an der halbmondförmigen Bucht des Golfes ausgebreitet; im Hintergrunde steigen amphitheatralisch die zartgefärbten Bergketten Istriens empor; diesem vorgelagert die mit Lustwäldchen, Gärten und Landhäusern reich geschmückten Berge, deren zwei höchste von dem Palazzo Rivoltella und dem Ferdinandeo, einem Vergnügungsort, gekrönt sind. Mitten aus der Altstadt steigt der steile Felsen mit dem Castell und der uralten Kathedrale San Giusto empor, während die breiteren und schönen Straßen der neueren Stadt mit ihren Palästen, Kirchen aller Confessionen und Obelisken nach dem Meere zu laufen. Weit hinaus in dasselbe strecken sich die Molen, am meisten der mit Fort und Leuchtthurm an seinem Ende geschmückte Molo San Carlo, hinter welchem sich die kleinere Bucht von Muggia mit den großartigen Werften und Arsenalen des Lloyd ausbreitet. Ein dichter Mastenwald aber drängt sich zwischen den Molen und tief in die Stadt hinein auf dem Canal grande. Nun aber heißt's, vor sich, um sich schauen. In der Ferne erscheint schon das Schloß auf der vorspringenden Landzunge; seitwärts aber, am Fuße der Felsenküste, fesseln uns immer neue Bilder. Hoch von den Bergen herab grüßt uns Opschina, dann Prosecco, dessen feuriger moussierender Wein schon manchem Triestiner verhängnisvoll wurde — unten lacht uns Barcola entgegen mit seinen Gärten und

reichen Sardellenfischereien. Dort schaut Contevelo mit der alten Piratenburg von steilem Abhang herab, und dahinter erhebt sich Castel Duino, das alte Schloß des Fürsten Hohenlohe, auf seinem Felsen, an dessen Fuß der Timavo wieder aus der Erde hervorbricht. Ehe man aber dort anlangt, hat man die Punta di Grignano erreicht, auf der Miramar wie hingezaubert liegt.

Gleich einer beweglichen Wolke umflattern es zahllose weiße Tauben, unter die sich die Möwen mischen. Erstere sind eine lebendige Erinnerung an die arme Kaiserin Charlotte, die einst hier diese ihre Lieblinge hegte. Doch das Boot legt an dicht vor dem Eingangsthore des Schloßgartens und wir steigen ans Land. Hier fällt uns gleich ein stilvolles kleineres Gebäude auf, das als Museum für die vom Kaiser gesammelten ägyptischen Alterthümer diente, bis sie 1883 nach Wien überführt wurden. Wir treten nun in den Schloßhof ein. Das vor uns liegende Schloß gliedert sich gleichsam in drei Theile, deren Schmalseite dem Meere zugewandt ist. Neben dem nach der Seeseite am meisten vorspringenden Hauptflügel mit Erker erhebt sich der viereckige Thurm, von vier kleinen flachen Eckthürmchen flankiert; der zweite Flügel schaut in die schattigen Laubgänge des Gartens und nach den Bergen, vom mittleren Theil aber, der etwas zurücktritt, steigt die breite, weiße Marmortreppe in mehreren Absätzen zum untersten Theile des Schlosses wie der prächtigen Gartenterrassen herab, während an der einen Seite ihrer Ballustrade weiße Statuen aus reichen exotischen Blumengruppen hervorschauen. Am Fuße der Marmortreppe führt eine weiße Säulenhalle am Vorderflügel entlang bis zum „Molino,“ dem kleinen Molo, der, weit ins Meer auf Klippen vorspringend, eine kleine besondere Bucht begrenzt. Zu dieser führen abermals weiße Marmorstufen, die bereits das Meer bespült. Diese kleine Felsenbai mit ihrem Wellenrauschen und Plätschern gehört zu den reizvollsten Plätzchen von Miramar und bietet die entzückendste Fernsicht.

Das Innere des Schlosses wird ohne Schwierigkeiten gezeigt, wenn man sich vorher bei dem Schloßverwalter anmeldet, jedoch nicht, wenn hoher Besuch anwesend ist. Es ist mit seltener Pracht, aber auch mit dem edelsten Geschmack ausgestattet, denn Maximilian sowohl als auch Charlotte waren reichbegabte, hochgebildete Menschen. Wände und Decken sind reich mit Stuckatur und Malerei geschmückt, die Fußböden in entsprechender Weise von edler Arbeit. Im Hochparterre lagen die Gemächer des kaiserlichen Paares, unter denen das interessanteste das Arbeitszimmer des Erzherzogs war, das ganz einer kleinen Kajüte ähnlich sieht und ganz wie eine solche auch kleine, aufs Meer blickende Fenster hat. Hier saß Maximilian an seinem Mahagonitischchen und arbeitete, umgeben von Allem, was zur Ausstattung des Seemanns und Marineofficiers gehört: den Karten, Atlanten, Bussolen und den verschiedensten Marine-Instrumenten in den Wandschränken. Selbst die Hängematte und die kleinen zerlegbaren Stühle fehlten nicht.

Seitwärts von dieser Kajüte liegt das prächtige Bibliothekzimmer mit seiner reichen Sammlung ethnographischer, geschichtlicher und belletristischer Werke, sowie den Büsten aller hervorragenden Dichter, unter denen Lenau und Freiligrath zu seinen Lieblingen gehörten. Aus der Bibliothek führt eine Thür direct auf die breite Terrasse, das eigentliche Belvedere von Miramar.

Von allen schönen Punkten bietet diese, außer dem Molino, die schönste Aussicht; sie ist wie das ganze Schloß aus marmorartigen Steinen gemauert und verdient besonders den Namen „Miramar“ (Bewundere das Meer!).

Rechts von der Bibliothek gelangt man zu den Zimmern der Kaiserin, den prachtvollsten des ganzen Schlosses.

die später von der Erzherzogin Stephanie bewohnt wurden.

Auch das Schlafzimmer Maximilians und Charlottens befindet sich im Erdgeschoß, sowie der gewöhnliche Speisesaal und die Hauscapelle in romanischem Stil.

Zum ersten Stock führt eine Wendeltreppe von fein getäfeltem Holz, deren kunstvolle Ballustrade mit Wappentrophäen geschmückt ist. Die meisten Räume sind hier Prunkgemächer, unter denen ein „chinesischer Salon“ — die höchste Pracht aber entfaltet der durch zwei Stockwerke hinauf reichende „Ceremonien“- oder Thronsaal mit seinen kostbaren Bronzearbeiten und Stuckaturen, seinen großen venetianischen Kronleuchtern. Auf erhöhter Estrade steht der Thronsessel, über dem sich ein Baldachin erhebt. Hier empfieng Charlotte in freudigem Stolz die mexikanischen, französischen und anderen Abgesandten, hier entsagte Maximilian feierlich allen Rechten auf die österreichische Thronfolge und nahm in aller Form die ihm gebotene mexikanische Kaiserwürde an. Doch es zieht uns noch einmal nach den unteren Räumen, wo wir mehr Erinnerungen an das hohe Paar finden. Obgleich nach der Katastrophe in Queretaro ein großer Theil der Gemäldegallerie verkauft wurde, so blieb doch noch Vieles, was für die seltene Begabung des Kaisers wie der Kaiserin sprach. In Zeichnung und Malerei waren Beide weit über den Dilettantismus hinaus, wie viele trefflich ausgeführte Gemälde des Kaisers und eine ganze Reihe schöner Aquarelle und Zeichnungen von ihm wie von der Kaiserin beweisen, die eine Schülerin des bedeutenden Orientmalers Bernhard Fiedler in Triest war. Auch im Modellieren und Bossieren hatte sich der Kaiser mit solchem Erfolg geübt, daß eine Anzahl von ihm modellierter Köpfe wirkliches Aufsehen erregte.

Viele Andenken an ihn, die nach seinem gewaltsamen Tode aus Mexiko hierher gebracht wurden, berühren in dieser Umgebung sehr wehmüthig. Auch als Dichter und Schriftsteller war Maximilian bekannt, namentlich verdienten seine tief empfundenen Naturschilderungen Beachtung, und manches seiner Gedichte lebt unvergessen hier fort. In der Musik leisteten Beide Hervorragendes. So verschlangen sich in dem glücklichen Stillleben des hohen Paares Poesie, Malerei und Musik zu einem schönen Ganzen.

Wenn wir noch einmal durch den Bibliotheksaal hinaus auf die Terrasse treten, liegt die ganze Pracht der Adria mit ihrem leuchtenden Blau und den schwellenden Segeln der Schiffe vor uns. In zartem Duft verschwimmen die Gestade von Capo d'Istria und Pirano, im Osten schimmern die Kuppeln und Thürme von Triest, dahinter erheben sich die der Bergketten Istriens, denen sich die Julischen Alpen anschließen. Die Sonne sinkt bereits wie ein riesiger Feuerball zwischen den fernen Landspitzen ins Meer und läßt alle Bergketten in rosigem Lichte erglühen, das, allmählich erblassend, in purpurne, violette und bläuliche Farbentöne übergeht, ein Farbenspiel, das diesen Bergen eigen ist wie denen Griechenlands. Wie gemeißelt heben sich vom blauen Himmel die nackten Zinken der nahen Uferfelsen.

Doch es wird Zeit, daß wir uns den Gärten zuwenden. Ob wir nun einen der schmaleren Wege wählen, der durch blühende Tamarisken mit dem federartig zarten Laub beschattet wird, oder durch einen der langen, doppelten Laubengänge, immer wieder gelangen wir zu reizenden Punkten, die uns bald anheimelnd berühren, bald durch imposante, fremdartige Bäume und Pflanzen überraschen. Hier heben Palmen die feingegliederten Wedel, dort bildet eine riesige Baumkrone mit herabhängendem Gezweig eine große, schattige Laube.

Rothstämmige Pinien mit breiten

Kronen und hohe Cypressen erheben sich über breitblätterigen Riesenpflanzen aus den Urwäldern Brasiliens, blühende Magnolien über sammetartigen Rasenflächen, Bambus, Zuckerrohr und das hohe lombardische Schilfrohr mit den langen Blütenwedeln bilden malerische Gruppen, während Camelien und Granatblüten aus dunklem Laube hervorleuchten. Dazwischen rieseln kleine Bäche und plätschern Fontainen.

An den Berghängen entlang ziehen sich weite Treibhäuser; Citronen-, Oliven- und Myrthenwäldchen wechseln ab mit hohem Lorbeergebüsch, das der Frühling mit goldenen Blüten schmückt. So gelangen wir zu dem halb versteckt liegenden „Pavillon," derselben kleinen Villa, in die Maximilian und Charlotte zuerst einzogen, ehe das Schloß vollendet war, an den sich jetzt die traurigste Erinnerung knüpft. Derselbe enthält nur ein paar kleine Zimmer im ersten Stock, ein Schlaf- und ein Arbeitszimmer im Erdgeschoß und eine Terrasse. Als die unglückliche Kaiserin verzweifelt nach Miramar zurückkehrte, nachdem ihre Versuche, dem fernen Gatten Hilfe zu bringen, gescheitert waren, umfieng sie mehr und mehr die Nacht des Wahnsinns; sie konnte das blaue Meer nicht mehr sehen, ohne von furchtbarer Aufregung ergriffen zu werden. Das hatte sie ja mit seinem Rauschen, seinem Syrenengesang in die Ferne gelockt! Um der Unglücklichen dessen Anblick zu entziehen, hatte man sie in dies verborgene Schlößchen gebracht, dessen Wände in den von ihr bewohnten Räumen ausgepolstert waren, weil sie im Paroxismus ihrer Verzweiflung oft mit dem Kopf dagegen rannte. In guten Tagen aber sah man sie hier zuweilen auch vor dem Hause auf- und abgehen. Sie trug dann ein mexikanisches Costüm, bestehend in einem kurzen Rock mit hohen Reiterstiefelchen, ein loses Jäckchen mit weiten Aermeln und einen breitrandigen, weißen, runden Hut. So sah man sie auf vielen Photographien, die Augen stets niedergeschlagen, im Gesicht den Ausdruck trostloser Trauer.

Die Gärten Miramars erzählen so viel von den Beiden, von den Tagen ihres Glückes; bei manchem trauten Plätzchen, das versteckt an einem höheren Seitenpfade liegt und plötzlich wieder die überraschendste Aussicht bietet, heißt es:

„Das hat der Kaiser selbst angelegt," „diesen Baum hat er selbst gepflanzt," „auf dieser Bank saß er so oft und so gern mit der Kaiserin."

Noch lieber aber spricht man vom „Erzherzog und der Erzherzogin," die glückliche Menschen waren, ehe die ferne Kaiserkrone lockte. Es ist bekannt, daß Maximilian lange widerstrebte, während Charlotte sich gern im Geist als Kaiserin sah. Ihrer Ueberredung schreibt man den für Beide so unseligen Entschluß zu, die Krone anzunehmen.

Der jungen, kaum zwanzigjährigen Fürstin war es zu still und einsam im schönen Miramar; sie sehnte sich nach einem bewegteren Leben, in dem ihnen Beiden eine bedeutendere Rolle zufiel. Sein inneres Widerstreben wie überhaupt seine ideale Richtung spricht am deutlichsten aus einem selbstverfaßten Gedichte, in dem er wie in banger Ahnung die Versuchung von sich zu weisen sucht, und dessen Schluß lautet:

„O laßt mir meine stillen ruh'gen Wege,
Den unbemerkten Pfad im Myrthenhain,
Der Wissenschaften und der Musen Pflege
Ist süßer, glaubt mir, als des Goldes Schein."

Und dennoch gieng er! Am 3. October 1863 empfieng Maximilian in Miramar die mexikanische Gesandtschaft, welche ihm seine Wahl zum Kaiser verkündigen sollte; am folgenden 10. April wurde ihm die begeisterte Zustimmung des mexikanischen Volkes mitgetheilt, und am selben Tage vollzog der neue Kaiser die ersten Regierungshandlungen.

Am 14. April war der Tag der Abreise; der Himmel war wolkenlos, und warm strahlte die Sonne hernieder. Im sonst so stillen Miramar herrschte reges Leben; im Golf von Triest wimmelte es von Schiffen aller Art; in geringer Entfernung vom Schlosse lag die Dampffregatte „Novara“ und harrte des Kaisers, in ihrer Nähe die von Napoleon III. zu seiner Begleitung bestimmte Fregatte „Themis.“

Kurz vor der Abfahrt überreichte eine Abordnung der Stadt Triest eine mit 10,000 Unterschriften bedeckte Abschiedsadresse, und als der Podestà (Bürgermeister) der Stadt im Namen aller Bürger dem Bedauern, ihn zu verlieren, Worte lieh, brach der Kaiser in Thränen aus. Es war allen Anwesenden ein unvergeßlich ergreifender Augenblick, bei dem kaum ein Auge trocken blieb. Als das Kaiserpaar in den Hof trat, wo sich eine große Menschenmenge eingefunden, äußerte sich bei dieser der Abschiedsschmerz in seiner ganzen Lebhaftigkeit. Dann bestiegen Beide das schön geschmückte Boot; doch noch einmal streckten sich ihm viele Hände entgegen, die er herzlich schüttelte.

Stolz aufgerichtet stand die Kaiserin im Boote und schaute mit leuchtenden Augen in die Ferne. Der Kaiser blickte mit Thränen im Auge noch einmal auf seine schöne Schöpfung, auf Schloß und Gärten, als sagte ihm eine Ahnung, daß er sie nie wiedersehen sollte. Ein Blumenregen folgte ihm, als auch er das Land verließ, dann donnerten die Geschütze den Abschiedssalut, und die Anker wurden gelichtet. —

Noch einmal sollte Charlotte ihr schönes Miramar wiedersehen, nachdem sie Mexiko und den Gatten verlassen, um in Europa Hilfe für ihn zu suchen. Wieder empfiengen die Triestiner sie jubelnd, und Mädchen streuten ihr Blumen, als sie ihr Schloß wieder betrat. Dann begab sie sich auf die Reise nach Rom, von der sie mit zerrüttetem Geiste am 27. September 1866 heimkehrte.

Am 16. Juni 1867 wurde Kaiser Maximilian in Queretaro erschossen, und als die Nachricht in Europa alle Gemüther erschütterte, drang kein Strahl des Lichtes mehr in die Seele der unglücklichen Fürstin.

Im Spätherbst des Jahres führte Admiral Tegetthoff die kaiserliche Leiche nach Europa zurück, und zwar auf derselben Fregatte „Novara,“ auf der Maximilian einst die Erde umsegelt und auf welcher er vor drei Jahren nach dem Lande gefahren war, das ihm seine Kaiserkrone zum Unheil geboten. Auf dem Thurme von Miramar wehte halbtopp die Trauerflagge, als das Schiff auf der Rhede von Triest Anker warf. Alle Schiffe im Hafen waren schwarz bewimpelt und geflaggt und machten Front gegen das Trauerschiff. Auf dem Molo San Carlo stand der Erzbischof von Malta, zu dessen Diöcese Triest gehört, mit den Brüdern des Kaisers und großem Gefolge und erwartete die schwarze Gondel mit Baldachin und Krone, die die Kaiserleiche vom Schiffe ans Land bringen sollte. Dann wurde der Sarg feierlich empfangen, eingesegnet und von den Brüdern des Todten mit Lorbeerkränzen von Miramar geschmückt.

Ein leichter Scirocco-Nebel lag auf dem Meere und verhüllte die Ferne. In diesem Augenblick aber, als der Donner der Geschütze ertönte, zog er sich plötzlich wie ein Vorhang auseinander, und in rosigem Licht trat Miramar wie eine Fata Morgana hervor, als wollte es noch einen Gruß hinübersenden.

Auf den mit Kränzen überladenen Wagen gehoben, durchzog Kaiser Maximilian noch einmal sein geliebtes Triest, dessen Häuser, Säulen und Obelisken von oben bis unten mit schwarzem Tuch und silbernen Wahrzeichen geschmückt waren. Dann gieng's nach der Bahn und über den Karst nach Wien.

Nach dieser Rückkehr des todten Kaisers sah man am Thore von Miramar oft einen Mohren, der ihn auf seinem letzten Gange in Queretaro als treu ergebener Diener begleitet hatte. Seine Augen füllten sich jedesmal mit Thränen, wenn man von seinem armen Herrn sprach, und er sah tief bekümmert aus. Auch die letzten zersprengten Glieder der „Fremdenlegion“ stiegen in Triest ans Land, in Lumpen gehüllt, mit den Fetzen der einst so schmucken Uniform, verkrüppelt, krank und hohlwangig. Und Mancher von ihnen schleppte sich nach Miramar, um noch einmal das schöne stolze Schloß seines Kaisers zu sehen, der so unglücklich in der Ferne geendet.

Wer diesen Ereignissen als Augenzeuge beigewohnt, der kann sie nimmer vergessen; sie umhüllen für ihn die einzig schönen Bilder von Miramar wie mit einem Trauerschleier.

Mit dem Frühling des Jahres 1889 zog auch die neue junge kaiserliche Witwe ins Schloß Miramar; diese Erinnerungen an das Schloß umschwebten sie wohl auf Tritt und Schritt. Doch blieb ihr ein Trost, der ihrer Vorgängerin fehlte: sie ist Mutter und kann als solche neues Glück aufblühen sehen!

(„Tägl. Rundschau.“)

Der Student.

Von **Adolf Pichler**.

Diese Reihe von Scenen, welche manchmal durch Erzählung ergänzt werden, stammt etwa aus dem Jahre 1843. Ist auch die Form zum Theil auf Goethes „Faust“ zurückzuführen, so wurde doch in diese Form der Ideengehalt einer neuen Welt gegossen von Hegel bis zu den Polen, welche allerdings die Sympathie, die man ihnen damals entgegenbrachte, längst verwirkt haben. Dieses Bruchstück hat wohl auch einiges historisches Interesse, es zeigt die brausende Gährung, die geistigen Strömungen unter den hervorragenden Studenten an der Universität Innsbruck. — Die Tage des Vormärz! Das heutige realistische Geschlecht hat keine Ahnung von den Idealen, welche jene Zeit bewegten, von dem Frühlingshauch, der trotz Metternich und Sedlnitzky über die Länder wehte, vor allem durch die Berge Tirols seit Herausgabe der „Alpenblumen“ zu Beginn der dreißiger Jahre und dem ersten Auftreten des Johann Senn, des düsteren Sängers des Tiroleradlers, der so vielfach anregte und im Elend verkam, von Alois Flir und Michael Stotter. Die Geschichte jener Zeit wird wohl noch von einem Treischke Oesterreichs geschrieben werden, Tirol kann dazu viel Beiträge geben.

* * *

Stille, einsame Gegend. Hohe Eiche, Wallfahrtsbild daran. Der Student langsamen Schrittes. Er freut sich der Naturschönheit und pflückt eine wilde Rose. Hier drängt sich in das unbestimmte Gefühl des Allgemeinen die Wissenschaft mit ihrer Sonderung. Was ist die Blume? Und so überall die gleiche Frage und aus der Natur keine Antwort, die entscheidet. Vielleicht das Gewissen und die Geschichte? — Ein Pilger wirft sich vor dem Bild nieder.

Pilger.

Befreie mich, Herr, von der Angst,
Aus der Tiefe schreie ich zu dir!

Student.

Den treibt ins Weite ein Verbrechen,
Durch Buße will er selbst es rächen.

Pilger.

Herr, laß mein Flehen zu dir kommen,
Von Mord und Schuld befreie mich.

Student.

Ein Kain! — er weint! — Ist's schweres Blut,
Ist's feiger Sinn nach Frevelmuth,
Steigt aus der Nacht der Rachegeist,
Der Herz und Gewissen ihm zerreißt
Und fängt ihn in dem finstern Bann,
Bis er dem Recht genug gethan?
Ein Gott der Rache hoch über uns,
Ein Gott der Rache zugleich in uns;
Im schwarzen Dunkel, am hellen Tag,
Wer ist, der ihm entrinnen mag?
Weh uns!

Pilger.

O Gott, erbarme dich!

(Schergen schleichen herbei.)

Scherge.

Nicht länger kann er bergen sich —
Faßt ihn!

Pilger.

O himmlische Gerechtigkeit!

Scherge.

Die richtet Dich auf Erden heut'.

(Schleppen ihn gebunden fort.)

* * *

Tiefe Nacht. Der Student in seinem Zimmer. Zerrissen von den Widersprüchen in Natur und Leben, wendet er sich wieder zur Philosophie. Er blättert in Hegels Logik.

Student.

Was ist das Sein? ich mag's nicht denken:
Da nimm den tollen Widerspruch! —
Das Nichts? Ja wohl, so sagt das Buch.
Wer kann das je zur Einheit lenken?
Nun da beginnt das Werden wohl —
Doch wie das Ganze werden soll?
Das Leben, das im Dasein blüht? —
Das ist Natur und ihr Gebiet.
Das für sich sein? — Es ist der Geist
Der muthig sich von Allem reißt! . . . .
Schon ist mein Denken nicht mehr rein,
Wie's passen soll zum reinen Sein.
Sei es denn Nichts? — So ist es ja —
Ich meine: wie der Globus da,
Den man aus Messingdraht gebaut,
Nur daß man in das Leere schaut. —
Ich wünschte ein Komet zu sein,
Excentrisch frei von dem Geleise;
Ich stürzte in der Sterne Kreise
Mit Weltenbrand durch ihre Reih'n.
Ich lehrt' sie lieben, lehrt' sie hassen,
Verschmelzend als ein Feuerball,
Ein Donnerkeil im Weltenall:
Das wär' das Sein; dann dunkle Nacht:
Das wär' das Nichts, die Weltennacht!

(Er tritt ans Fenster; unten ziehen Handwerker mit Sang und Klang vorbei.)

Wie wenig braucht's! ein Käfer lehrt,
Ein Handwerksbursch, was du entbehrt!
Ein Weib ist's, das sein Herz erfüllt,
Ein Weib ist's, das sein Sehnen stillt;
Rings um ihn feiert die Natur,
Es schmückt mit Blumen sich die Flur.
O hohes Fest, vom Kind zum Greise
Schließt Glied an Glied sich mild und weise!
Da sieh die Bürger! In den Falten
Der Stirn ist tiefe Spur erhalten,
Nur Handwerksgram und neue Sorgen
Bringt ihnen stets der neue Morgen.
Doch glücklich sie beim Tageswerke,
Denn dieses gibt zur Arbeit Stärke!
Für Weib und Kind! — so denkt der Mann; —
Es schießt der Hobel schneller vor
Und höher fliegt die Axt empor,
Und tröpfelt auch herab der Schweiß
Von seiner Stirne: nie zu heiß
Hat er, es kühlt ein Blick die Glut,
Ein Blick auf sie gibt neuen Muth, —
So bis ans Grab; sie schreiben dann:
Hier ruht in Gott ein wackrer Mann,
Bis einst ihn die Posaune ruft,
Zum Weltgericht aus seiner Gruft.

(Gerichtsdiener bringen eine Leiche.)

Gerichtsdiener.

Wir liefern hier auf Eu'r Verlangen
Den Mörder, den wir heut gefangen;
Ihr werdet ihn wohl gar tranchieren,
Um dran das Hängen zu studieren.

Der Student erkennt entsetzt den Pilger, der vor dem Wallfahrtsbilde gebetet. Er erfährt, daß er einen Grafen todtgeschlagen, der ihm sein Kind verführte und gegen den er vergebens Recht gesucht. Die Unglückliche ist in das Wasser gesprungen. Mit einem Fluch auf die menschliche Gesellschaft eilt der Student ins Freie.

* * *

(Waldige Gegend. An einem Bach eine gothische Kapelle, welche eine Zunft zu Ehren ihres Handwerkes erbaut hatte. Vorn die Landstraße. Der Morgen dämmert. Der Student dringt aus dem Gebüsche und setzt sich auf die Steintreppe. Ein Monolog spricht den Schmerz über die Erfahrungen in der Welt außer ihm und in ihm aus. Ein Fabriksherr mit Arbeitern; er befiehlt die Kapelle abzubrechen, um hier eine neue Fabrik zu bauen.)

Fabriksherr.

Nun greift nur an, mit frischer Kraft!
Was ist's mit euch? Ihr seid so faul,
Wenn man nicht stets befiehlt und schafft,
So steht ihr da mit offnem Maul.

Greift an, es ist schon lange Tag,
Beginnen sollt ihr sechs Uhr Schlag,
Und jetzt ist's schon bald sieben.

Erster Arbeiter.

So schlecht bezahlt und stets getrieben!

Zweiter Arbeiter.

Wo sollen wir die Steine häufen?

Fabriksherr.

Versteht sich, an der Straße hier.
Zerbrecht ihr ein Geräthe mir,
So wisset, ich bezahl' es nicht.

Student.

Du scheußliches Bilanzgesicht!

Der Student will fort. Der Fabriksherr hat ihn bemerkt und hält ihn auf. Er kennt ihn von früher, weil er ihm Maschinen berechnete. Er soll doch kommen, sich das Geld zu holen. Ob ihm dann das Studium so viel eintrage? Der Mondschein sei kein blankes Silber und die Spule werde hier viel schöner tönen, als der unnütze Chorgesang vordem in der Zunftkapelle, die nun der neuen Fabrik weichen muß. Man erkennt das Symbolische für den Geist der Zeit.

Student.

Sie thun daran sehr gut, fürwahr,
Das Kirchlein hier zu reparieren.

Fabriksherr.

Da wär' ich wohl der größte Narr!
Soll die Romantik mich genieren?

Student.

Selbst Kaiser Joseph ließ es stehn,
Es schonten selbst es die Lawinen,
Soll es durch Sie nun untergeh'n?

Fabriksherr.

Der Gegenwart muß alles dienen:
Ihr Knecht ist die Vergangenheit.
Was ist wohl an dem morschen Bau
Mit all den Schnörkeln wild und rauh?
Er gleicht der Zunft, die ihn geweiht.

Durch die Fortsetzung des Gespräches weht die schwüle Luft der socialen Frage von Capital und Arbeit. Der Fabriksherr will jenem auch den Geist und die Wissenschaft dienstbar machen; nur so dienen beide der Menschheit. Der Student soll ihm wieder Maschinen bauen, er will ihn in den Kreis seiner Familie ziehen: auch seine Tochter sei eine Gelehrte und lese in Büchern, die ihm freilich den Conto Current verdürben. Der Student will in einer Art Galgenhumor die Blüte, die solchem Holz entsprossen, kennen lernen und sagt zu.

* * *

(Ein Hügel mit der Aussicht auf die Kapelle. Der Student zeichnet, neben ihm sein Freund Wilhelm Meyer.)

Student.

„Der Zukunft dient Vergangenheit!“
Doch wem dient wohl die ganze Zeit?
Die trägt die buntbewegte Flut
In's stille Meer der Ewigkeit,
Wo ohne Irrung alles ruht.

Wilhelm.

Ein schönes Bild hast Du vollendet
Und Deine Mappe mag es zieren.
Wie rein die Striche sich verlieren;
Die Klippe, die im Himmel endet, —
Wie stolz, mit welcher Festigkeit
Sie dasteht! welcher kühne Schwung!
Die Perspective, die Milderung,
Mit der sich Fern' an Ferne reiht!

Student.

Nur eine Skizze soll es sein,
Der Rune gleich am grauen Stein.
(Ein Theil der Kapelle stürzt brechend zusammen.)
Bald hebt sich hier der neue Bau;
Der Qualm verhüllt des Himmels Blau,
Die Spulen treibt in der Fabrik
Der Arbeiter mit trübem Blick.
Der Bügel knarrt, es fliegt das Rad.
Die Walze schnurrt aus Englands Stahl
Und was man kaum in Wochen that,
Verrichtet sie mit einemmal.
Die Spindel fliegt den eignen Gang,
Nur tönt dazu ein Seufzer bang;
Ein Fluch von bleicher Lippe dringt,
Wenn sich am Griff die Kurbel schwingt.

Wilhelm.

Was geht's dich an? Ist nicht die Zeit
Ein zweigetheilter Januskopf?
Faß die Gelegenheit beim Schopf,
Genieße froh das Frohe heut.

Student.

Denk' ich es noch? — Im lichten Mai
Zog die Procession vorbei.
Der Priester trug die Goldmonstranz,
Sie funkelte im Sonnenglanz
Und hinten folgte Paar auf Paar
In schöner Ordnung angereiht:
Die Zunft, die sich den Ort geweiht.
Die Fahnen wallten in der Luft,
Es stieg empor des Weihrauchs Duft,
Wie mischte sich der Kindersang
Vielstimmig hell dem Glockenklang!
Im blonden Haar die Mädchen wallten,
Verklärte, sinnige Gestalten;
Es schien im Aug die irdische Liebe
Zu streiten mit dem Himmelstriebe.
Die Mütter wandelten, die Frauen,
Gar ernst und lieblich anzuschauen.
Die Männer dann mit festem Schritt —
Sie zogen frei, bedächtig her,
Als sollte künden jeder Tritt:
Nun Achtung! bin mein eigner Herr!

Wilhelm.

Du wirſſt das Licht der Poeſie,
Das magiſch Deinem Innern ſtrahlt,
Auf jene Zeit; verklärt iſt ſie,
Weil ſie verklärt Begeiſt'rung malt.

Student.

Wär' ich ein König — ein Katheder,
Der würde für Dich aufgeſtellt;
Da könnteſt Du bei wenn und weder
Keck demonſtrieren von der Welt.

Wilhelm.

Blüht nicht der Mai ſo hold wie dort,
War ſchöner einſt die Flur, die Au,
Iſt jetzt der Himmel minder blau,
Vergißt Natur ihr Schöpferwort,
Und was die Dichter einſt geſungen,
Iſt's jetzt in Menſchenbruſt verklungen?

Student.

Den Fittich leiht die Liebe Dir!

Wilhelm.

Nur Liebe kann, o Freund! Dich retten.

Student.

Ich laſſe Andern gern die Ketten.

Wilhelm.

Du trägſt in Dir ſie, glaube mir!

Der Fabrikant tritt wieder auf; er treibt die unwilligen Arbeiter an, geſellt ſich dann zu den Beiden und nöthigt ſie, mit ihm in ſein Haus zu gehen.

* * *

(Zimmer. Abend. Die letzten Töne einer Symphonie erklingen auf dem Fortepiano. Marie, die Tochter des Fabriksherrn; groß, ſchlank. Ihre Freundin Klara.)

Marie.

Beethoven! — durch den Himmel ſchwingt
Die Seele ſich bei ſeinem Lied
Und aus dem tiefſten Herzen klingt,
Was lang es zu geſtehen mied.

Klara.

Dein Aug' iſt feucht.

Marie.

Was fremd erſcheint,
Hat er zum ſchönen Bund vereint.
Bei ihm iſt die Heiterkeit ſelbſt tief,
Dem Engel gleich, der vorher ſchlief
Von Frühlingsblumen überdeckt,
Bis ihn die rechte Weiſe weckt.
So iſt auch in dem ernſten Sinn
Die ſtillſte, reinſte Heiterkeit,
So wie auf dunkler Meeresflut
Der Sonne goldne Scheibe ruht
Und ihrem Spiegel Glanz verleiht.

(Klara ſetzt ſich an das Clavier und läßt einen Walzer erklingen.)

Klara.

Ja, Sonnenſchein und Regenguß!
Ich lieb des hellen Tages Gruß.

Marie.

Doch Freundin, biſt Du endlich müde,
So kommt die Nacht, der ernſte Friede.

(Klara ſchlägt einige Accorde an und fährt dann ſchalkhaft fort.)

Klara.

Dann tritt hervor manch liebes Bild,
Man ſetzt ſich da verſchämte Fragen.
Das Herz darf frei ſein Ja drauf ſagen,
Und leiſe dämmert hold und mild
Von weiter Zukunft mancher Traum,
In den man ſich ſo gern verliert;
Man läßt ihn walten, läßt ihm Raum,
Bis kalt Verſtand das Scepter führt.
Ah! Du wirſt roth; verbirg nur nicht
Bei jenen Roſen Dein Geſicht.

Marie erzählt nun, wie ſie einſt dem Studenten im Gebirg begegnete.

Marie.

Dort vor der Eiche ſah ich ihn:
Ein Blitz, ein Blick, ein Flammenſprühn —
Er folgte mir durch das Gedränge,
Verſchwunden war die bunte Menge
Für uns; er ſandte ſcheu den Blick
Wie eine Frage. —

Klara.

Und nicht lang,
So gabſt du Antwort ihm zurück.

Marie.

Dann ſah ich ihn zum letztenmal:
Die Sonne ſchien noch in das Thal,
Es liſpelt durch die dunklen Bäume,
Wie des entſchwundnen Frühlings Träume.
Und drüben ſtieg in Wolkennähe
Ein Berg mit ſeinen Wänden gähe.
Da plötzlich ſtand er auf dem Felſen
Von Kluft zu Kluft im Sprung getragen,
Wie zierte ihn das ſtolze Wagen!
Wild flatterte ſein Haar, das Roth
Des Abends rann um ihn; ein Gott,
Der herrlichſte ſtand er vor mir.
Er reicht die Alpenroſe mir,
Dann faßt er ſchweigend ſein Gewehr . . . .
Zwei Jahre ſah ich ihn nicht mehr.

Sie erzählt weiter, wie er mit dem Vater gekommen; dieſer ſtellte ihn als den Mathematikus des Geſchäftes vor, mit dem Beiſatz: er werde auch ſo gefällig ſein, ihm Unterricht in der Naturkunde zu ertheilen.

Marie.

Da ſchaut er auf, dem leiſen Ach
Schoß dunkle Purpurröthe nach;

Er wurde bleich, er schien zu ringen,
Doch konnt' er's nicht zu Worten bringen.

* * *

Der Student in seinem Zimmer. Vergebens greift er zu den Büchern; ein neuer Zauber zieht ihn von der Abstraction ins frische Leben, vorerst vermehrt jedoch die Liebe den Zwiespalt in seiner Brust. Er stimmt die Laute und singt:

Student.

Kennst Du die alte Sage
Von jenem Geisterschiff,
Das steuert durch die Fluten,
Geschützt vor Sturm und Riff.
Da stehen die Matrosen,
Sie stehen leichenblaß,
Und schauen in die Ferne
Starr ohne Unterlaß.
Sie regen nicht die Glieder,
Das Herz schlägt dumpf und hohl;
So geht es durch die Fluten
Jahrhunderte wohl;
Und naht einmal der Küste
Das schwarze Geisterschiff
Und steht ein Gottesacker,
So seufzen sie gar tief.
Und weiter geht es, weiter,
Sie steh'n mit starrem Blick
Und schauen auf die Cypressen
Aus blauer Ferne zurück.
Es heißt: eine Hand voll Erde,
Die auf ihr Herz man legt,
Die löse sie zu Staube,
Den bald der Sturm verträgt.
O legten sie mir Erde
Auf Auge, Mund und Herz,
Da würd' ich wohl gesunden —
O pfui, der blöde Reim: der Schmerz!...
Ein frischer Tod, ein neues Leben,
Nur eins davon kann Rettung geben.

* * *

Marias Zimmer. Sie ist beschäftigt Bücher auf den Tisch zu legen. Der Student tritt ein; er will sie noch einmal sehen und dann stumm in den polnischen Freiheitskrieg ziehen. Die Spannung der Lage. Marias Ahnung führt zu gegenseitigem Geständnis.

Student.

Du weinst! — O Seligkeit
O tiefster Schmerz, und beides Eins!
O weine, Deine Thränen sind ja Thau,
Für diese Brust ein Himmelsthau.
Ich konnte Dir von fern nur folgen
Selbst Deines Kleides Saum berühren nie!
Entgegen tratst Du mir im Schlaf, im Wachen;
In jedem Buche fand ich Dich,
Dich sah ich durch die grauen Nebel,
Ein holdes Bild: Dich sah ich halten
Den lichten Kranz des Schönen,
Den Ring der Ewigkeit!
Ein hehres Sternbild bliebst Du hoch vor mir.
War das nicht Liebe?
In meinem Herzen steht ein Bild,
Vielleicht bricht bald dies Herz der Tod —
Doch wenn wir was hinüberretten,
Wenn jenseits wird ein Morgenroth,
Und Lug ist's nicht! Es sprengt die Ketten
Von Zeit und Raum siegreich der Geist:
Dein Bild will ich hinüberretten —
Ich liebe Dich und das in Ewigkeit! —

* * *

Der Student will nun durch thätige Arbeit nach außen Marie gewinnen. Modellzimmer des Fabrikanten. Der Student emsig mit Berechnen von Maschinen beschäftigt, doch fühlt er dumpf, daß hier auch an Marias Seite nicht sein Platz. Marie tritt ein.

Student.

Ich thu's um Dich und nur um Dich,
Du bist der liebe Sonnenstrahl,
Der mich im engen Kerker hält,
Der durch das Fenster eng und schmal,
Auf des Gefangnen Augen fällt
Und Frühlingsblüten ohne Zahl
Erweckt, ihm schaffet eine Welt,
Marie! (Er küßt sie.)

Marie.

Du kommst doch in den Garten bald
Zum Vater und zu mir? — Doch bald!
(Sie geht, indem sie sich in der Thüre umsieht.)

Student.

Ein süßes Wort von ihr, ein Wink,
Die machen leicht mir jedes Ding!
O bleib mir treu, Du Himmelsbild
Das dieses Dunkel mit Licht erfüllt!

* * *

Der Wirtsgarten beim Löwenhaus. Beleuchtung. Tische unter den Bäumen. Beamter, Praktikant, Bürger mit Frauen und Töchtern Kellerin, Studenten, Theologen, böhmische Musikanten. Dr. Joh. Schuler, der Student, Polizeiagent, Polizeiwache. Alles in bunter, lebendiger Gruppirung. — Professor Kopatsch, Beamter, Praktikant seitab an einem ruhigeren Tische.

Kopatsch.

Was ich gesagt, stets bleibt es wahr:
Nur hübsch marschirt im Mittelmaße,
Das ist gewiß die beste Straße!
Die Inschrift auf dem Glas sagt's klar.

Praktikant.

Ja, ja! Sie haben allzeit recht,
Den Brauseköpfen ist's zu schlecht.

Beamter.

Und kommt es zu der Praxis dann,
So wird's den Leuten gleich zu heiß,
Als hätten Pfeffer sie im Steiß,
Ha ha, ich kenne meinen Mann!
(Studenten am langen Tische. Flaus, Gfrill, Schluck stoßen an.)

Chor.

Bruder Lüderlich, Bruder Lüderlich,
Warum bist Du so voll, so voll?

Schluck (singt).

Was kann ich dafür, was kann ich dafür,
Warum schmeckt's mir so wohl, so wohl!

(Bürger mit ihren Frauen und Töchtern setzen sich an einen Tisch.)

Erster Bürger.

Das ist doch eine Höllenmetten,
O könnt' ich meine Ohren retten!

Studenten (singen.)

Halloh, halloh, den Becher voll,
Heut ist Commers, drum seid recht toll!

Bürgersfrau.

Wirst Du zu Haus den Brummer los,
So plärret hier der wilde Troß!

Kopatsch.

Das Erste, Freunde! das ist Brot.
Das Andre hat dann keine Noth.

Praktikant.

Ich danke für den guten Rath,
Ja, wenn man erst zu beißen hat!

(Der Student tritt ein.)

Beamter.

Das schlechte Beispiel ist nicht weit!

Kopatsch.

Hier seh ich den nach langer Zeit!

Student.

He, Kellerin!

Kellerin.

Den Augenblick,
Bring ich die Flaschen voll zurück.

(Bürgerstöchter: Käthchen und Ursel sprechen leise:)

Ursel.

Die blaue Kappe auf dem Schopf?

Käthchen.

Wie er zu mir herüberschielt!
Ich weiß es wohl, auf was er zielt.

Ursel.

Da hast Du auch den rechten Knopf,
Der täglich einen Rausch sich sauft
Und brüllt, nach allen Dirnen lauft.

Käthchen.

Ist Deiniger denn gar so schön?

Ursel.

Bei Deinem kann er immer steh'n.

(Gfrill nähert sich; heimlich zu Käthchen:)

Gfrill.

Ich schleiche her auf leisen Füßen,
Könnt' ich Dich, theures Schätzchen, küssen!

Käthchen.

Um ein Uhr heute an der Thür.

Flaus.

Potz, Blitz, stehst Du schon wieder hier?

Erster Theologe.

Ah! dieses Mädchens volle Brust,
Das wär' dir eine Götterlust!

Zweiter Theologe.

Verrathe Dich mit keinem Laute:
Si non certe, halten caute!

(Die Kellerin bringt Wein, der Student füllt rasch das Glas:)

Du heller Glanz, du Purpurröthe,
O wärest du ein Trunk aus Lethe!

Ursel.

Schau Jenen bei der Kegelbahn,
Er schaut uns eben gar nicht an.

Käthchen.

Weil Du so schön geputzt Dich heut?
Vielleicht sah er schon schön're Leut'.

Kopatsch.

Ich sag' es Ihnen, ein Talent,
Der könnte werden Präsident!
Ich mahnte ihn, wie's eben Noth:
Studieren erst, dann Brot, dann Brot!

(Schluck faßt die Kellerin.)

Schluck.

Ich hab' mein ganzes Geld verlumpt,
Nicht wahr, mein Schatz, heut wird gepumpt.

Kellerin.

Zu dem Geschäft hab' ich nicht Zeit,
Es sind zu viele Gäste heut.

(Böhmische Musikanten kommen.)

Zweiter Bürger.

Jetzt gar das Musikantenpack!
Der Bürgersmann ist zu bedauern,
Geht er hervor aus seinen Mauern,
Schlüpft ihm sein bißchen Geld vom Sack.

(Dr. Johann Schuler tritt in den Garten und gesellt sich zum Studenten.)

Schuler.

Sie hier! — Wie geht's? — Wird auch noch jetzt
Ueber das Nichts das Sein gesetzt?

Student.

Sie seh'n mich nur von oben an!

Schuler.

Mein Freund! Erfahrung macht den Mann.

Student.
Erfahrung! — und die Wissenschaft?

Schuler.
Gewinnt erst durch das Leben Kraft.

(Die Musikanten beginnen einen Walzer.)

Gfrill.
Auf, Käthchen! heute geht es flott.

Erster Bürger.
Man fragt den Vater.

Gfrill.
Hat nicht Noth.

Stundent.
Und ist die Jugend Leben nicht?

Schuler.
Zu seiner Zeit hat Jeder recht;
Doch werde nicht Dein eigner Knecht:
Hoch über Allem steht die Pflicht.
Es schafft die That die Harmonie.
Du lebst, was Andre schon gelebt,
Du strebst, was Andre schon gestrebt,
Doch was nicht wächst, das wird Dir nie.

Student.
Die alten Räthsel!

Schuler.
Ein Jeder muß!
Bei Jedem fängt's von neuem an,
Es löst sie Jeder, wie er kann
Er kommt, so weit ihn trägt sein Fuß.

(Der Tanz wird immer lebendiger.)

Wie Alles sich so munter dreht,
Daß es mir in die Beine geht!

Praktikant.
Wo sie walzen so jovial,
Da wag' ich auch ein Tänzchen einmal.

(Geht zu einer Bürgerstochter.)

Krieg' ich vielleicht ein Körblein heut?

Mutter.
O, meine Tochter ist erfreut!

(Der Praktikant mischt sich in den Tanz.)

Den laß ich gelten, das ist ein Mann,
Der in zwei Jahren heiraten kann.

Erster Theologe.
Die feinen Wangen, die Mädchen so rund!

Zweiter Theologe.
Pst! halte doch einmal den Mund!
Der Wein ist eben auch nicht schlecht,
Der wär' mir für die Messe recht.

(Die Musik verstummt, der Tanz löst sich, die Bürger gehen mit ihren Frauen und Töchtern. Käthchen wendet sich noch gegen Gfrill und hebt den Finger.)

Schuler.
Noch möcht' ich aus ihrem Lieblingsbuch
Zurufen ihnen einen Spruch:
„O lern ein Mensch mit Menschen sein!"

Student.
Sie sollen mit mir zufrieden sein.

Schuler.
Doch sieh einmal den Spitzel dort!

Student.
Er steht und lauert auf jedes Wort.

(Der geheime Polizist, der schon früher herumgeschlichen, nähert sich den Studenten; er legt den Finger auf die Nase und tritt dann plötzlich unter sie.)

Polizist.
Was sagt die Zeitung von den Polen?

Flaus.
Mag Sie mit ihnen der Teufel holen.

Schluck.
Wir sind des Suffes wegen da,
Was scheeren uns Politika.

Polizist.
Nur nicht so grob; hab auch studiert,
Und stets ein lustig Leben geführt.

Gfrill (singt).
Steht auf, ihr wackern Brüder,
Und schwingt die Sensen wieder.

Student.
Schweig Narr! wir sind in Oesterreich,
Sonst faßt Dich hier der Spitzel gleich.

Polizist.
Ein Spitzel, ich!

Gfrill.
Du wüstes Thier!

Flaus.
Werft ihn hinaus.

Schluck.
Marsch vor die Thür.

(Sie packen den Polizisten.)

Polizist.
Das denunzier' ich allsogleich!

Gfrill.
Du feiler Schuft, nimm diesen Streich!

(Der Polizist pfeift. Wachmänner stürzen herein, und packen den Studenten. Er schlägt sie nieder und schwingt sich über die Planke.)

Schuler.
Gradiska, Spielberg, Metternichs Ketten:
Die schnellste Flucht nur kann ihn retten!

Marias Zimmer. Aussicht ins Freie. Sie ist mit ihrem Anzug beschäftigt.

Marie.

Die Glocke ruft, bald geht das Paar
Zum bräutlichen Altar!
(Sie schlingt eine Rosenknospe in die Locken.)
Was flechte ich die Rosen ein,
Wann wird für mich der Frühling sein?

(Der Brautzug entfaltet sich vor dem Fenster. Wilhelm und Klara treten aus der Kirche.)

Da wallen sie; wie ist mir weh,
Daß ich verlassen, einsam steh! (ab.)

(Der Brautzug entwickelt sich immer mehr. Herren und Damen Paar an Paar. Marie allein unter ihnen. Festliche Musik.)

* * *

Polnisches Lager. Soldaten um ein verglimmendes Wachfeuer singen das Lied von Kosciusko. Der Student, den Stutzen über die Schulter, tritt zu ihnen. Die Polen sammeln sich um ihn, darunter der Student von Wilna. Sie machen Bruderschaft. Ein Lynicki tritt auf und singt:

Pole.

Was steht die Tanne düster,
Einsam am schwarzen Stein?
Was färbt die rauhen Zweige
Mit blutigrothem Schein?

Tanne.

Vom Osten kommt die Sonne,
Die malt mich blutigroth;
Vom Osten kommt der Russe,
Bringt Dir den Schlachtentod.

Pole.

Und laß den Russen kommen,
Bewehrt die Sclavenhand,
Siehst Du die Polen zieh'n?
Sie zieh'n für's Vaterland!

Tanne.

Einst sah ich Kosciusko,
Wie flog er in die Schlacht;
Doch sah ich ihn nicht kehren,
Er sank in Grabesnacht!

Pole.

Und laß den Helden sinken —
Hurrah uns führt sein Geist:
Im heißen Schlachtentode
Die letzte Fessel reißt.

(Lithauische Freiwillige rücken ein, voran Cäcilia, die Braut des Studenten von Wilna. Ein Soldat erzählt:)

Soldat.

Ihr lacht? — In allem Kugelregen
Flog sie voran, zur Hand den Degen,
Und wo er blitzte, glaubt mir auf's Wort —
Am wildesten ward geschlagen dort!

Student von Wilna.

Für Frauenhand ist das kein Spiel.

Cäcilia.

Wir sind für Kugeln das gleiche Ziel!
Beim ersten Schusse zitterten
Die Glieder mir wie feige Hunde,
Die einen Bären witterten:
Doch als aus tausendfachem Schlunde
Kanonen die Polonaise gebrüllt,
Da wurde zum Tanzsaal das Schlachtgefild.

Student von Wilna.

Wir Krieger zieh'n in das Gefecht,
Das ist der Männer altes Recht.

Cäcilia.

Wo Polens Jüngling fliegt zum Streit —
Darf fern da sein die Polenmaid?
Ich bleibe da; wen hast Du hier?
Ich schließ die rothen Wunden Dir,
Bist Du verwundet, werd' ich Dich schützen.

Student von Wilna.

Doch wenn Du fällst, kann's Polen nützen?

Cäcilia.

Was nützen? Kugeln will ich suchen!
Habt ihr verschossen euer Blei,
Daß Gott den Polen gnädig sei,
Will beten ich, den Russen fluchen!

Student von Wilna.

Wenn ich Dich weiß in der Gefahr,
Dann werd' ich selbst des Muthes bar.

Cäcilia.

Dann irrt ich leider in der Wahl,
Daß einen Feigling ich geliebt!
Dich küsse ich, du treuer Stahl;
Wir bleiben fest und ungetrübt!

Student von Wilna.

Ans Herz! o hätt' ich tausend Leben,
Ich möchte alle tausend geben.

Eine Schar Damen mit ihren Kindern; sie tragen Schaufeln und Hacken und vertheilen sich unter die Schanzarbeiter. Kanonenschüsse erst fern, dann näher. Der Priester Szynglarski mit Kreuz und Säbel führt die Lanzenreiter in den Kampf.

Schlacht an der Weichsel. Die polnischen Massen werden durchbrochen und ziehen sich nach Warschau zurück. Der Student, der Student von Wilna, Cäcilia, Jäger, Kosaken, wilder Kampf. Ein Kosak dringt auf Cäcilia ein; der Student schießt ihn vom Pferde. Der Student von Wilna fällt; Cäcilia kniet an seiner Seite und vertheidigt ihn. Sie wird von einer Kugel getroffen. Der Kampf wogt vorbei.

Student.

Im Himmel seid ihr eine heilige Schar
Von Märtyrern: doch eure Leichen —
Trag sie dahin der alte Polenfluß,

Das alte Polen ist nicht mehr!
Und Recht behält für jetzt der weiße Czaar!
Führ' sie hinaus, wo wild und hehr
Die Wogen wälzt das freie Meer!

(Er bindet die Leichen des Studenten von Willna und Cäcilias mit dem Säbelgurt zusammen und wirft sie in den Strom. Dann schwingt er sich auf ein lediges Kosakenroß und sprengt davon.)

* * *

(Der russische Generalstab reitet über das Feld. Ein Adjutant zu Paskewitsch:)

Adjutant.

Mit den Gefangenen?

Parkewitsch.

Nach Sibirien!

Adjutant.

Die Offiziere?

Parkewitsch.

Erschießt sie!

* * *

(Dembinski und Skrzynecki, die polnischen Feldherren, auf der Flucht von Warschau.)

Dembinski.

So ist capituliert!

Skrzynecki.

Finis Poloniæ!

Ein Rath der Weiber wegen.

Epistel von Franz Rohrbach.

Meine Gedanken über die Ehe willst Du hören, lieber Freund? Du bist also schon so weit über die Weiber hinaus, daß Du an die Ehe denkst? Gut, ich folge Dir, merke auf.

Willst Du heiraten, so warne ich Dich vor der Liebe. Aus Haß wirst Du ohnehin Keine nehmen. Die Dichter haben Unrecht, die das erstbeste Liebespaar aneinanderkuppeln. Kommt heute der Bart, so kommt morgen die Liebe. Und das erste Mägdlein, das Dir in der Liebesepoche begegnet, willst Du zum Weibe haben. Sind keine Zustände, die Dich daran hindern, ist kein Freund, der Dir davon abräth, so nimmst Du sie. Kannst verloren sein! Aus der Liebe allein besteht die Ehe nicht. Die Liebe ist bald satt, dann willst Du eine kluge Frau haben, eine gute Frau haben, eine treue Frau haben, und alle Tugenden, mit denen Du Deinen Idealmenschen ausstattest, die soll Deine Frau haben. Heiratest Du bloß aus Liebe, so ist Dein Weib wöchentlich nur einmal klug und gut und treu und ein Ausbund aller Vorzüge.

Die Liebe, sagst Du, sei das Jawort der Natur. Aber Freund, die Natur sagt bald: ja, sie ist für Vielweiberei, und wie es einem Ehepaar später geht, danach fragt sie nicht. Begegnest Du vierundzwanzigjähriger Knabe im Mai einem zwanzigjährigen Mädchen, und es lacht Dich an, und es ist kein Gegenpart in der Nähe, so sagt die Natur auf der Stelle: ja. In einigen Jahren darauf, wenn Du zu Hause ein krankes Weib und kleine Kinder hast, kann es passieren, daß Du im Mai an der nämlichen Stelle wieder einem lachenden Mädchen begegnest, die Natur thut ihren Rachen auf und schreit mit aller Macht: ja! — Und wenn Du die Natur fragst, ob Du Dich von der Einen trennen sollst, um die Andere zu nehmen, so lispelt die alte Kupplerin: ja.

Wenn Du Eine heiraten willst, so denke, daß Du in der Einen drei Weiber heiratest, eine junge, eine halb-

betagte und eine alte, falls eine oder zwei nicht früher sterben. Du heiratest ein Weib und eine Mutter und eine Ahne; Du heiratest eine Ehefrau, eine Hausfrau, eine Freundin, oder auch das Gegentheil. Du heiratest nicht für heute und morgen, sondern für Dein Lebtag und für alle Lagen des Lebens. Heiratest Du Eine, weil sie viel Liebe hat, so kann es sein, daß sie mit ihrer Liebe auch Andere betheilt. Ist sie gut und klug und treu, so hast Du sie nicht allein am Hochzeitstag, sondern auch an Deinem Krankenlager, in Deiner Armut, in Deinem Alter. War sie nur schön allein, so wird sie einmal häßlich, aber ein gutes treues Weib ist verläßlich.

Allein so, wie Du die Braut siehst, so wirst Du das Ehegespons nicht sehen. Das Weib hat eigenthümliche Schwächen, die an und für sich nicht viel bedeuten, dem Manne aber recht lästig werden können. Der sanften holden Jungfrau, kann man ihr's ansehen, daß dieses süße, knospenähnliche Mädchen je einmal greinen und keifen wird? Und wie bald kommt die Zeit! Du, der Mann, wirst allen Anlaß, brummen und zanken zu müssen, vermeiden, wirst es, wenn es doch einmal sein muß, ungern thun, wirst Dich dabei aufregen und erbittern. Bei dem Weibe ist das gewöhnlich anders, das wird, wenn es schon nicht die Gelegenheit künstlich herbeiführt, wenigstens jede sich halbwegs bietende Gelegenheit — ich sage nicht Nothwendigkeit, sondern den leisesten Schein von Gelegenheit — ergreifen, um zu zanken und zu greinen, sei es mit den Dienstboten, oder Kindern, oder mit Dir selbst, es wird schrecklich zornig sein, aber nach wenigen Augenblicken wieder Alles vergessen haben, um in einem übernächsten Augenblick neuerdings zu keifen. So geht es fort Tag für Tag, und wo möglich — mit Ausnahme der wenigen Augenblicke, da ein Besuch oder dergleichen gebietet, liebenswürdig zu scheinen — vom Morgen bis zum Abend. Und wenn es wirklich einmal gar keinen Anlaß gibt, um zu greinen, so nimmt sie solchen vorweg, keift z. B. mit den Kindern über Fehler, die sie noch gar nicht begangen haben, sondern möglicherweise erst begehen könnten. Daraus ersieht man, welch großes Bedürfnis manchen Frauen das Zanken ist, welch innere Befriedigung es ihnen machen muß. Solche Frauen sind zu bedauern, wenn sie einmal nichts zu zanken haben, dann werden sie sentimental, und das ist noch schlimmer. Solche Eigenschaften muß der Mann selbst mit der besten Frau mit in den Kauf nehmen; er wird, wenn er sie einmal gewohnt ist, sich freilich nicht viel daraus machen.

Die Hauptsache liegt anderswo.

Lerne sie kennen, bevor Du sie heiratest, aber nicht kennen in dem gewöhnlichen Sinne, hierin wird sie bald genügen, sondern in dem Sinne, ob Du mit ihr eine Kameradschaft eingehen kannst vom Traualtar bis zum Grabe.

Denn ich lasse dann nicht mehr handeln! Oder nur unter besonderen Bedingungen. Zwei Leute können auseinander gehen, das ist bald gesagt und bald gethan. Jedes steht dann für sich in der Wildnis. Jedes ist gleichsam ausgeschlossen aus der Hut des Gesetzes und der Fluch liegt auf ihm und seinen Kindern.

Und doch ist unter Umständen diese Verdammnis noch vorzuziehen jener des Ehejoches, wenn es zwei gegenseitige Feinde sind, die unter einem Joche schmachten und knirschen. Denn Gräßlicheres hat die Cultur nicht erfunden, als zwei Personen auf Lebelang aneinanderzufesseln, die nur darauf sinnen, wie sie sich gegenseitig alles Böse anthun können, nicht müde werden, sich gegenseitig zu peinigen und wo die Wonne des Einen nur darin besteht, dem andern Nadeln ins Fleisch, wo nicht Messer ins Herz zu stoßen. Du magst jahrelang dulden und bluten

unter der Bosheit Deiner Genossin, endlich ist Deine Natur doch vergiftet und Du suchst Dich zu rächen an Deiner „besseren Hälfte.“ Reißen und zerren wirst Du an der furchtbaren Kette, die Dich an das Ungeheuer fesselt und mit jedem Riß zerfleischt sich mehr und mehr Dein und ihr Herz. Du wirst Andere lieben und nicht zu ihnen können; Du wirst Andere hassen, aber kein Haß wird so groß sein, als der zu Deiner Angetrauten. So quält und hetzt ihr euch, bis das Eine todt ist und das Andere aufjubelt. Aufjubelt, bis sachte das böse Gewissen des Mörders anfängt in seiner Seele zu bohren, damit das Verhängnis einer unseligen Ehe bei Beiden bis zum Tode währt.

Was Du bei diesem Verhältnisse etwa Ehebruch nennst, das kann unter Umständen noch das Geringste sein. Das Eine, daß ihr euch gegenseitig Treue versprochen habt, werdet ihr Beide wissen. Meine Meinung ist nun folgende: betrügt Eins das Andere heimlich, so begeht es eine schmähliche Niederträchtigkeit, für welche ewige Entehrung, unter Verhältnissen die Todesstrafe nicht zu groß ist. Geschieht der Treubruch aber unter gegenseitiger Zustimmung und unter Wahrung der Rechte, so wäre eigentlich weiter dagegen nichts einzuwenden, wenn das Ehepaar die Folgen davon tragen will. Die Folgen sind schwer. Diese Lockerung der Ehe würde deren Bedeutung und Heiligkeit auflösen und vor Allem das häusliche Behagen zerstören; wenn sich zwei Leute in Sachen der Liebe auch äußerlich freigeben, so werden sie doch innerlich einen tiefen Groll gegeneinander hegen und die Zurücksetzung zu Gunsten einer fremden Person Eins dem Andern nie verzeihen. Die Untreue würde Anlaß zu anderem Unheil sein und sich somit auf das Schwerste rächen.

Ist das nicht eine entschiedene Warnung vor der Ehe? wirst Du fragen. Wenn Du willst, ja.

Ich halte die Ehe, wie sie nach altem Herkommen war, für das denkbar schönste Verhältnis zwischen Mann und Weib, für die glücklichste Pflegestätte einer braven Familie und für die beste Grundlage des Staates. Nichts Größeres, Himmlischeres hat die Menschheit aufgestellt, als das unauflösliche Zusammensein zweier Menschen, die sich lieben. Und nichts Teuflischeres hat die menschliche Cultur erfunden, als die ewige Ehe zwischen Zweien, die sich hassen. Eine Ehe unter heutigen Umständen ist bedenklich. Seitdem das Weib emancipierte Anwandlungen hat, ist es nicht darnach angethan, sich selber und einen Mann glücklich zu machen. Wenn das Weib den Willen des Weibes hat, so ist es sehr erträglich und für den Mann gedeihlich; wenn aber das Weib den Willen hat, Mann sein zu wollen, dann ist's ein Unding, ebenso häßlich wie ein Schnurrbart auf der weiblichen Oberlippe. Ein Weib, welches ein Kind säugt und zugleich an seinem Schnurrbart Hörnchen dreht, welch ein hübsches Bild! Ei doch, das Weib von heute überläßt sein Kind zum Säugen einem fremden Wesen und während es in hochmüthiger Weise den Pöbel verspottet, trinkt sein Kind zum Glücke die Milch des Pöbels und damit dessen bessere Artung; denn hierin besteht die Natur wieder auf ihrem Rechte, sie schützt ein zukünftiges Geschlecht von der Entartung der Mutter, welche Sporen an den Fersen, einen Sattel am Hintern, aber keine Milch für ihr Kind hat.

Noch schlimmer jedoch, mein lieber Freund, als ein Sattel am Rücken des Weibes, ist ein Weib mit Geld. Ein Weib mit Geld ist eine wahre Mißgeburt, besonders wenn der Mann keines hat. Daß er die Ehre seines Hauses stützt und hütet, daß er die Familie repräsentiert und durch ein Amt oder Geschäft sie ernährt, daß er verantwortlich für sie ist in allen Lagen — die Frau weiß es, aber sie

achtet es nicht, sie sieht nur ihr Geld, das sie mit ins Haus gebracht hat, und dem Mann wird dieses Geld zu einem schweren Hauskreuz. Kein Geizhals büßt in der Hölle das Geld so schwer, wie der arme Ehemann seine reiche Frau; ihr Herz ist versilbert, demgemäß kalt und hart und — was das Schlimmste ist: wechselbar.

Als ich freite, war mein Hauptgrundsatz: den Werth der Frau nicht nach Geld zu bemessen! ich ließ mich nicht kaufen, nahm keinen Kreuzer Blutgeld — und habe es nicht bereut.

Wenn ich Dir, lieber Freund, schließlich noch einen Rath geben dürfte, den ich freilich auch selbst nicht versucht habe, so wäre es der: Wählst Du Eine, so sei nicht ihr Erster! Du starrst mich verwundert an, ob ich wohl bei Trost sei. Ich bin es und will sogar den Leser trösten, der etwa nicht der Erste war. Er wird um so leichter der Letzte sein. Die Frau ist nicht sinnlich und lüstern, sie ist bloß neugierig. Sie will fremden Zwieback kosten, dann bleibt sie beim Hausbrot. Capriciere Dich daher nicht ums Herrenrecht, übst Du es aber, dann sei wachsam. Bewache sie jedoch nicht wie einen Kettenhund, der immer bellt und doch nicht beißen kann. Bewache sie jedoch mit allen Liebes- und Freundschaftskünsten und dann ist es nicht ganz unmöglich, daß Du als Erster auch der Letzte bist. Was dazwischen liegt, bleibt freilich noch fraglich.

Und nun hoffe ich, wirst Du mich gern entlassen. Ich habe Dir die Hölle, d. h. die Ehe heiß gemacht. Du bedankst Dich für meinen guten Rath, der darauf hinauskommt, eine Häßliche, Alte, Ungebildete und Arme zu heiraten. Du brauchst aber diesen Rath nicht für vollkommen ernst zu halten, nimm davon was Du brauchst. Aus meiner ganzen Epistel geht doch das hervor: Nur keine Böse! Lieber eine Häßliche, Alte, Arme, was immer für eine, nur keine Bißgurn, oder, um classisch zu reden: keine Xantippe.

Hast Du ein armes, braves, gutmüthiges Mädel gefunden, dann will ich Dein Brautführer sein; ich will Deinen Ring auf ihren Finger, und den ihren auf Deinen stecken und bei mir denken: dem habe ich auch einmal einen Rath gegeben. Ob er gut oder schlecht war, das wird sich zeigen. Wo sich's um Weiber handelt, da gebe ich keine schlechten Rathschläge, die allerbesten, die — behalte ich freilich selber.

Die Witwe wird verbrannt.

Ein Streiflicht auf das Leben der Orientalen.

Manchmal geht eine grauenhafte Botschaft durch die Welt: In Indien wäre es Sitte, daß bei dem Tode eines Ehemannes die Witwe lebendig mit seiner Leiche verbrannt würde. Die in den Ländern milderer Gewohnheiten lebenden Menschen können solche Ungeheuerlichkeit nicht fassen, nicht glauben und sind geneigt, die Kunde aus dem Lande der Märchen selbst für ein Märchen zu halten.

Nun ist es aber bewiesen und wird von den Reisenden immer wieder be-

stätigt, daß der grausame Gebrauch bis in die neueste Zeit herein noch ziemlich allgemein in Indien geherrscht hat. Die Witwen wurden nicht gerade gezwungen, sich mit ihren todten Männern verbrennen zu lassen, doch von den Priestern sosehr fanatisiert, moralisch gehetzt, daß sie es „freiwillig" thaten. Eine Wittwe, welche sich zu der gräßlichen Todesart nicht entschließen konnte, war von der Priesterschaft fast geächtet, bei Allen, selbst den nächsten Verwandten ein Gegenstand der Verachtung, der Schande und tiefster Demüthigung. Jene aber, die sich entschlossen hatte, neben der Leiche des Gatten auf dem Scheiterhaufen zu sterben, wurde wie eine Heilige verehrt, wie ein Götzenbild geschmückt und von ihr sagten die Priester: „Hundertmal hunderttausend mehr Jahre, als Haare am menschlichen Körper sind, soll die Frau im Himmel leben, welche mit ihrem Gatten stirbt." „Und wäre der Mann in der Hölle auch mit den stärksten Ketten gefesselt, die Frau, die mit ihm stirbt, erlöst ihn, nimmt ihn an der Hand, führt ihn in den Himmel ein."

Das älteste indische Gesetzbuch verlangt es noch nicht, daß die Frau dem Manne freiwillig in den Tod folgen solle; im Gegentheile heißt es dort an einer Stelle: „Nach dem Tode ihres Mannes lebe die Frau keusch und einfach unter der Vormundschaft ihres ältesten Sohnes oder des nächsten Verwandten ihres Mannes bis an ihr Ende. Heiratet sie zum zweitenmal, so wird sie vom Himmel, in dem ihr erster Gatte lebt, ausgeschlossen." Diese letzte Verordnung löst, nebenbei gesagt, einen Zwiespalt, der nach unserer christlichen Auffassung ungelöst dasteht.

War die in Indien erst später eingeführte grausame Sitte lediglich aus religiösem Fanatismus entstanden? Wer erwägt, was in der Welt alles aus solchem Fanatismus schon geschehen ist, der wird es nicht für unwahrscheinlich halten. Die größten Gräuelthaten, die uns die Geschichte übermittelt, sind aus mißverstandener Religion geschehen. Indes mag die Maßregel der Inder auch andere Gründe gehabt haben. Sie entstammte dem Eigennutz der Männer. Jede Ehefrau wird trachten, das Leben des Gatten zu erhalten, zu verlängern, wenn sie weiß, daß sein Tod auch den ihren bedeutet, oder daß durch seinen Tod auch bei ihr alle Freuden des Lebens dahin sind.

Wohl ist es ein großartiger Heroismus, wenn das Weib dem Manne freiwillig und freudig in den Tod folgt; ich bestreite die moralische Größe dieses Opfers nicht. Allein selten wird es aus wahrer Liebe gebracht worden sein, aus einer Liebe, die das irdische Leben ohne den Geliebten unmöglich macht. Oefter wird religiöse Begeisterung, Glaube und Aberglaube, Stumpf- und Irrsinn, Furcht vor Schande und Noth im Falle des Weiterlebens, ja sogar Eitelkeit der Führer auf den Scheiterhaufen gewesen sein.

Wir wollen nun den Hergang einer indischen Witwenverbrennung etwas näher betrachten, und zwar nach einer Darstellung, welche A. Passow im Februarheft der „Deutschen Revue" veröffentlicht hat.

Die indische Frau ist dem Gatten unbedingt zugehörig, sie hat jedes Schicksal mit ihm zu tragen. Die überschwängliche Liebe und Aufopferung der indischen Frauen gieng thatsächlich — besonders in vornehmen Classen — oft bis zur Selbstvernichtung. Frauen der Könige verbrannten sich mit seiner Leiche.

Allmählich — so berichtet Passow — bildete sich durch die Häufigkeit des Vorganges eine feststehende Form für den Verlauf der Witwenverbrennungen aus. Die Priester unterließen nichts, was dem Opferfeste das Gepräge einer allgemeinen Volksfeierlichkeit verleihen konnte. Die Witwe ward von dem Augenblick an, als sie das

Gelübde der Nachfolge in den Tod aussprach, der Mittelpunkt von Huldigungen, die einen berauschenden Einfluß auf ihr Denken und Fühlen ausübten und ihr die Fähigkeit der klaren Betrachtung ihrer Lage raubten. Sie ward wie eine fürstliche Braut gebadet, gesalbt, in goldgestickte Purpurgewänder gekleidet, mit Edelsteinen und goldenem Geschmeide geschmückt und nahm so die Trank- und Blumenspenden in Empfang, welche ihr Männer, Frauen und Kinder in dichten Scharen darbrachten, als sei sie kein irdisches Weib, sondern eine Göttin. Die Procession zu dem phantastisch mit Kränzen, bunten Stoffen und seidenen Bändern bedeckten Holzstoß glich einem Triumphzuge. Während die Todtgeweihte unter den Klagetönen der Pauken, Zimbeln und Pfeifen und der Sterbehymnen der leise singenden Brahmanenpriester einen Palankin, eine offene Sänfte, bestieg, kniete das Volk rings umher nieder und schaute andächtig zu ihr empor. Auf dem Wege warf sie Blumen aus einem vor ihr stehenden Korbe unter die Menge, und die Menschenmassen fiengen die geweihten Blüten jubelnd auf. Von den flachen Dächern, von den Bäumen und Terrassen herab tönte Jauchzen und Frohlocken. Viele beteten mit laut erhobener Stimme. Nach und nach nahm die Musik den Charakter eines Siegesmarsches an. Am Fuße des Scheiterhaufens verließ die Witwe ihren Tragwagen, umwandelte dreimal den Holzstoß und vertheilte ihr Geschmeide unter die ihr huldigende Priesterschaft. Dann bestieg sie auf einer roh gezimmerten Treppe das Gerüst. Auf einem stattlichen Ruhelager fand sie dort die Leiche ihres Gatten liegend. Während sie den Todten in ihre Arme nahm, hatte ihr Sohn oder ihr Schwager die stark mit Oel getränkte Holzunterlage ihres Sterbebettes anzuzünden.

Wohl war es ein grauenhaftes Schauspiel, ein demüthigender Beweis von der Höhe roher Grausamkeit, zu welcher wir Menschen uns verirren können, wenn unsere Religion, uns statt des Brotes einen Stein bietend, uns keine Menschenliebe, kein Erbarmen lehrt, sondern uns nur Satzungen predigt, die in barbarischen Zeiten entstanden und längst überwundenen Verhältnissen angepaßt, ihre äußere Form behielten, während ihr Sinn längst verloren gieng. — Noch im Jahre 1803 zählte man in Kalkutta und in der nächsten Umgebung jener Stadt nicht weniger als 275 Witwenverbrennungen.

Allüberall da, wo der Hinduismus noch in reinen Formen regiert, bedeutet das Wort „Witwe" das Ersterben jeglicher Lebensfreude. Bei uns in Deutschland gibt es nur eine verschwindend geringe Zahl von Witwen, die das 25. Jahr noch nicht erreicht haben. In Indien, dem Lande der Kinderehen, wo für jedes Mädchen von ihren Eltern vom Augenblick ihrer Geburt an ein Mann gesucht wird, (denn ein unvermähltes weibliches Mitglied in der Familie zu haben, gilt für eine Schande) kann ein solches schon von ihrem siebenten, achten Jahre an in die Lage dieses lebenslänglichen Elends kommen. Erhöht wird diese Möglichkeit durch die Thatsache, daß man annimmt, zu einem achtjährigen Mädchen passe am besten ein vierundzwanzigjähriger Mann. —

Je vornehmer eine Frau ist, um so mehr hat sie zu leiden. Um die Vorgänge in den niederen Classen kümmern sich die Priester nicht sonderlich.

Bis zum Tode ihres Gatten hat die indische Frau nach alt patriarchalischer Sitte eine geachtete Stellung im Hause ihres Schwiegervaters. Sie theilt zwar mit Schwiegermutter und Schwägerinnen die Menge der häuslichen Arbeiten; aber sie wird in keiner Weise überanstrengt. Nach Manus Gesetz soll ihr im Kreise der Angehörigen ein glückliches Leben bereitet

werden; „denn wo eine Frau betrübt ist," heißt es in seiner alten Schrift, „da erlischt sehr bald das Feuer des Herdes."

In dem Augenblick des Hinscheidens ihres Mannes verliert sie jeglichen Anspruch auf die Wertschätzung ihrer Mitmenschen. Kaum hat der Sterbende das Auge geschlossen, so ziehen sich alle Freunde und Verwandte von ihr zurück. Sie meiden ihre Nähe, als sei sie mit einer ansteckenden Krankheit behaftet. Keiner spricht mit ihr. Statt dessen aber läßt man eilig einige Frauen der Barbierkaste holen. Diese haben das Amt, der Witwe jene Fülle von Geschmeide fortzunehmen, das sie von Kindheit an Tag für Tag mit freudigem Stolz getragen hat. Die ungebildeten Personen reißen ihr die Ohrringe und goldenen oder silbernen Armspangen ab, und sollten die Reifen so fest den runden Arm umgeben, daß sie nicht auf den ersten Ruck heruntergleiten, so nehmen die allzu eifrigen Weiber einen Hammer zu Hilfe. Auch die Halsketten und der breite Taillengürtel aus Edelmetall, der ihr Obergewand oder Sari festhält, sowie die zierlichen Fußglöckchen, die mit leisem, melodischem Klang jeden ihrer Schritte begleiteten: das Alles wird ihr geraubt. Sie darf sich fortan nie mehr schmücken!

Alle Leidtragenden folgen der Leiche auf dem Wege zum Scheiterhaufen zu Fuß, die Männer voran, die dichtverschleierten Frauen hinten drein. Zuletzt kommt die Witwe, barhäuptig, unverschleiert, von den Barbierfrauen umgeben, welche mit lautem Zuruf die herbeikommenden Zuschauer warnen, sich nicht durch die entehrende Berührung der Unglücklichen zu beflecken. Die Verbrennung findet in der Nähe eines Flusses oder eines Teiches statt. Die Witwe wird in einiger Entfernung vom Holzstoß ins Wasser gestoßen und muß in demselben bleiben, bis die Leiche nach mehrstündigem Brand in Asche verwandelt ist und die ganze Versammlung sich durch religiöse Waschungen gereinigt hat. Gleichviel, ob die Sonne glühend sengt, ob kalte Winde wehen, diese Prüfung wird ihr nicht erspart, und ist sie krank und zu schwach, um zum Strom geschleppt zu werden, so gießt man einige Eimer Wasser über sie und läßt sie in der Nässe liegen. Sollte sie infolge dieser Behandlung sterben, so heißt es, „sie war ein treues Weib; sie gieng ihrem Gatten nach."

Die Witwe darf die triefenden Kleider nicht ablegen, wenn sie ihr Haus erreicht hat; sie muß sich still, weit ab von den Ihrigen, in einen Winkel setzen und dort Tag und Nacht bleiben. Sich auf ein Bett zu legen, ist ihr nicht gestattet; nur einmal des Tages kann sie jenes geringe Maß von Speise zu sich nehmen, das zur Erhaltung ihres Lebens unbedingt nothwendig ist.

Am dreizehnten Tage bekommt sie die Erlaubnis, sich zu baden und umzukleiden. Da sie als Witwe kein Erbrecht hat und völlig mittellos ist, so theilen die Verwandten ihr nunmehr mit, daß sie eine kleine Summe für sie bestimmt haben, mit deren Hilfe sie ihre eigenen schmalen Bedürfnisse und die unaufhörlichen Ansprüche der Brahmanen zu decken hat. Das Geld bleibt in der Hand eines männlichen Verwandten und kann von ihr nur mit seiner Zustimmung ausgegeben werden.

Nach Ablauf der sechsten Trauerwoche hat sie jene Bekleidung wieder anzulegen, welche sie am Beerdigungstage trug und an die sich für sie die denkbar traurigsten Erinnerungen knüpfen. Aber es hilft ihr nichts; sie ist Zeit ihres Lebens an dieselbe gebunden, entschließt sie sich nicht, eine Wallfahrt zu dem ihr vielleicht sehr fernen Ganges zu machen und sich in seinen sündentilgenden Wellen zu baden. Gleichzeitig hat sie sich dort — wenn es nicht schon am dreizehnten Trauertage geschah — von Priesterhänden das Haar kahl abrasieren zu lassen

und sich dadurch auf das Traurigste zu entstellen.

Nach Vollbringung dieses Gott wohlgefälligen Werkes legt sie ein aus geringem, gräulichweißem Stoffe gewebtes Sari an. Ein Sari besteht aus einem einzigen langen Stück Zeug, welches, um den Ober- und Unterkörper geschlungen, schleierartig über den Hinterkopf fällt, aber nur ein wenig über die Knie reicht und den rechten Arm bis zur Achselhöhle frei läßt. Ueber farbige Unterkleider getragen, macht ein solches Gewand, wenn es aus feinem, schöngefärbtem, mit Stickereien reich verziertem Stoff besteht, einen malerischen Eindruck. Unterkleider aber dürfen nur von Frauen getragen werden, die noch in dem glücklichen Besitz ihres Mannes sich befinden. Die Witwe dagegen muß sich ganz und gar an dem Ueberwurf begnügen lassen, und ihre Tracht macht dadurch im Verein mit dem völlig haarlosen Kopf den Eindruck größter Armut. Sie ist unkleidsam über alle Begriffe.

Niemals darf eine Witwe sich an einer Lustbarkeit betheiligen. Ihre Gegenwart würde den Frohsinn verscheuchen und unheilbedeutend sein. Der Aberglaube in dieser Beziehung ist so groß, daß eine allgemeine Unruhe im Hause entsteht, wenn eine Witwe irgend einen Gegenstand anrührt, der zu einer Hochzeit gebraucht werden soll. Geht die ganze Familie zu einem Mula, einem jener religiösen Jahrmärkte, mit denen der Hindu die Gottheit zu ehren glaubt und sich selbst eine große Freude bereitet, so bleibt sie daheim. Was alles an schwerer und unangenehmer Arbeit nur immer im Haushalt vorkommt, das wird diesem beklagenswertesten aller Aschenbrödel aufgebürdet. —

Das Allerhärteste aber ist, daß sie in jedem Monat bis an ihren Tod zweimal, und zwar an den beiden Tagen, die den Namen Ekadasi tragen, volle vierundzwanzig Stunden lang weder essen noch trinken darf. Nichts, gar nichts, nicht einmal einen Tropfen Wasser darf sie genießen.

Infolge der Gewohnheit der Hindus, in großen Familiengruppen zu leben, findet man in Indien nur wenige Häuser, welche das Glück haben, keine Witwe zu beherbergen. Meistens hat wenigstens Eine Tochter oder Schwiegertochter des Patriarchenpaares ihren Gatten vor der Zeit verloren.

Die ersten Morgenstunden mögen der Fastenden erträglich erscheinen, denn sie bekommt so wie so täglich nur eine sparsame Mahlzeit; wenn aber der Nachmittag heranrückt und die Hitze ihren Durst steigert, so hat sie schwer zu kämpfen, um sich aufrecht zu erhalten. Es folgen qualvolle Stunden, Stunden, die nicht vorübergehen wollen. Ihre alte Mutter bemerkt es wohl, wie unsagbar elend und angegriffen sie sich fühlt; die Thränen treten ihr in die Augen; aber sie wagt es nicht, ihr Mitgefühl zu äußern. Und auch das arme junge Ding bemüht sich standhaft, nicht in ein lautes Schluchzen auszubrechen. Fürchtet sie doch von lieblosen Hausgenossen verspottet zu werden. In stummem Schmerz preßt sie die bleichen, ausgedörrten Lippen aufeinander. Sie sieht einen Hund über den Hof laufen und aus einer Wasserpfütze seinen Durst stillen. „O, welche Sünde habe ich begangen," denkt sie, „daß man mir nicht einmal die Wohlthaten vergönnt, deren jedes Thier theihaftig ist!" Sie wirft ihrer Mutter einen flehenden Blick zu, diese versteht die stumme Sprache nur zu gut; doch ist sie unfähig, die Leiden der Tochter zu lindern. Und wenn ihr auch das Herz vor Mitleid schmölze, sie würde nicht den Muth haben, ihrem Kinde einen erfrischenden Trunk zu reichen. Denn die Priester sagen, daß sie durch eine solche That sich und die Fastenbrecherin in die ewige Verdammnis stürzen würde, und das Priesterwort

gilt ihr als eine unumstößliche Wahrheit. —

Nicht minder herzergreifend als die Leiden der Jugend muthet uns am Ekadasi der Anblick einer Stärkung bedürfenden Greisin an. Es ist ein drückend heißer Sommertag. Alles ringsumher ist wie in Glut getaucht. Die Witwe liegt, von einer schweren Krankheit ergriffen, stark fiebernd auf ihrem Bett. Die Schwiegertöchter, die ein warmes Herz für sie haben, weil sie stets voll Liebe von ihr behandelt wurden, suchen sie mit tröstendem Zuspruch zu beleben. Eine Zeitlang wird sie durch den Zustand der Bewußtlosigkeit der traurigen Wirklichkeit entrückt. Nach einem Weilchen aber schlägt sie die Augen wieder auf. „Wasser, Wasser!“ stöhnt sie. Die jungen Frauen sehen einander rathlos an; dann beugt sich eine von ihnen zu ihr hinab und sagt: „Liebe Mutter, wir dürfen Dir nichts geben. Du hast vergessen, daß heute der Ekadasi ist.“ Die Kranke scheint sie nicht zu verstehen, sie wiederholt ihre Bitte: „Gebt mir Wasser, ich sterbe!“ in so leidenschaftlichem Tone, daß sich die Töchter abwenden und in Thränen ausbrechen. Mit angsterfülltem Herzen zählen sie die Stunden, die Minuten bis zum Anbruch des Morgens; aber an die Möglichkeit, dem Gebot zuwider zu handeln und der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben, das kommt ihnen selbst dann nicht einmal in den Sinn, wenn der eintretende Todeskampf ihnen die bange Besorgnis aufdrängt, daß die Marter des Durstes das Ende der Leidenden beschleunigt. Der felsenfeste Glaube, daß dies Alles so von der Gottheit bestimmt ist, und die Furcht, durch eine Uebertretung der Satzungen sich nicht nur jene ewige Glückseligkeit zu verwirken, auf welche die leidenschaftliche Sehnsucht ihres träumerischen Gemüthes gerichtet ist, sondern sich auch hier schon durch die Ausstoßung aus der Kaste eine Strafe zuzuziehen, die ihr weit schlimmer erscheint als der Verlust des Lebens, zwingt die Indierin, sich den Ordnungen dieses grausamen Sittengesetzes zu fügen.

Also ergeht es einer indischen Witwe, die sich nicht mit der Leiche des Gatten verbrennen läßt. Es wundert uns nicht, wenn die Beherzteren den Scheiterhaufen vorziehen.

Die Engländer, als die neuen Herren Indiens, haben die barbarische Sitte der Witwenverbrennung zwar gesetzlich aufgehoben, trotzdem soll sie in entlegeneren Orten und für sich abgeschlossenen Kreisen noch sehr häufig vorkommen. Die Engländer müßten auch ein Gesetz zum Schutze der lebendbleibenden Witwen aufstellen; das haben sie bisher nicht gethan und so ist ihre humanitäre That nur eine halbe geblieben.

Mit welchen Empfindungen wird diese Berichte unsere deutsche Frau lesen? Sie, die Angebetete als Gattin und Mutter, sie, die auf den Händen Getragene, Bemitleidete, Verehrte, wenn sie das Los der Witwenschaft getroffen hat! Nicht sich selbst sosehr verdankt sie diese Wandlung. Einmal war es auch bei uns anders. Der Mann ist es, der in dem humanen Geiste des Germanen mit der sittlichen Kraft des Christenthums die Frau zu ihrer gegenwärtigen Stellung erhoben hat. — Ich lobe ihn nicht dafür; das durch Einsicht gewonnene Rechtsgefühl und der eigene Vortheil haben ihn dazu gezwungen. Ich möchte nur wissen, woher ein Mann die treue Hausfrau, die Mutter seiner Kinder nehmen wollte, wenn sich die Braut moralisch verpflichten müßte, im Falle seines Todes den Scheiterhaufen zu besteigen.

Oder wäre bei den Frauen die Glut unerfüllter Liebe peinlicher, als die des brennenden Holzstoßes?

Gedichte

eines Nachdenklichen und Hitzigen, Sentimentalen und Bummelwitzigen.*)

Schön-Else.

Im Walde war es, im Sonnenlicht,
Das goldiggrün sich durchs Laubdach stahl,
Da stand Schön-Else auf bergiger Höh'
Und sah hinab in das weite Thal.

Flog schnell ein munteres Vögelein
Aus Thalestiefe zu ihr empor,
Das sang und sang; gar wunderfein
Und märchentönig erklang's ihr im Ohr:
„Grüß Gott! Grüß Gott!

„Der Lenz ist kommen, die Blüten prangen,
Die weißen und blauen, die gelben und rothen,
Wach küßt er Alles, was schlafumfangen,
Die Lebenden heiß, und heimlich die Todten.

„In Deinem Busen noch schlummert es selig,
Das Frühlingswehen, das knospende Leben.
Es wird erwachen und dann allmählich
Die leuchtenden Schwingen zum Himmel erheben.

„Es wird erwachen, wie wildes Schäumen
Der Stromeswellen im Sturmgetriebe,
Es wird erwachen aus wilden Träumen,
Das dunkle Räthsel der lichten Liebe.

„Ade nun, ade! Daß Gott Dich behüte!
Ich fliege weit über Thäler und Höhen.
Ade nun, ade, du liebliche Blüte,
Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!
Grüß Gott! Grüß Gott!"

Echte Liebe.

Das ist die echte Liebe nicht,
Die, aller Heimlichkeit entledigt,
In stolzen Dithyramben predigt
Und immer von sich selber spricht;
Die lächelnd nach den Andern schaut,
Um ihnen laut ihr kühnes Wagen
Mit wonnefrohem Mund zu sagen
Und so der Welt sich anvertraut.

Die echte Liebe schreitet stumm,
Demüthig durch die Menschenmenge,
Sie meidet scheu des Tags Gedränge
Und weiß es selber kaum, warum.
Wie traumbefangen ist ihr Blick;
Im Herzen tief hält sie verborgen
Und hütet es mit tausend Sorgen,
Ihr wundersames Märchenglück.

Und wenn des Tages Glanz verweht
In schweigsam-ernster Dämmerstunde,
Da stiehlt sich sacht von ihrem Munde
Ein heiß empfundenes Gebet;
Sie sinket auf die Knie dann
Und fleht für ihres Glückes Dauer —
Vielleicht sagt ihr ein Ahnungsschauer
Wie schnell dies Glück entschwinden kann...

Im weißen Kleid.

Sie war so schön, so engelmild,
Der zarten Knospe herrlich Bild;
Sie trug ein rosa Sommerkleid.
Wie glücklich lächelte die Maid
Im rosa Kleid!

Ein Jahr entschwand. Als ich sie sah,
Wie bleich, wie sinnend war sie da!
Sie trug ein schwarzes Trauerkleid.
Des Liebsten Tod, dies war ihr Leid
Im schwarzen Kleid.

Und bald nachher, da sah ich sie
So lieblich lächelnd wie noch nie.
Sie war im weißen Leichenkleid.
Des Leides war sie nun befreit
Im weißen Kleid.

Im Buchenschatten.

Planlos in des Sommers Schwüle
Irrte ich durchs Haideland,
Bis ich endlich Rast und Kühle
Unter einer Buche fand.
Muntre Vöglein neckten sich
Zwitschernd und versteckten sich
Unterm grünen Laub.

*) Aus: „Meine Jugend." Gedichte von J. M. Toscalio. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Ein Buchenfinkenpaar sang heiter:
„Gott zum Gruß! Juchheitrala!
Loser Vogel, zieh nicht weiter,
Loser Vogel, bleibe da!“

Lauschend noch des muntern Sanges,
Den die Finken stimmten an,
Sah ich anmuthvollen Ganges
Eine Maid dem Baum sich nah'n.
Schüchtern sah'n mich fragend an
Ihre Augen — zagend dann
Schritt sie auf mich zu.

Finkenfrau und ihr Begleiter
Jubelten: „Juchheitrala!
Schönes Mägdlein, zieh' nicht weiter,
Schönes Mägdlein, bleibe da!“

Was die Beiden fröhlich sangen,
Sprach ich nach ohn' Unterlaß,
Bis die Jungfrau sonder Bangen
Schäkernd mir zur Seite saß.
All' ihr Zögern büßte sie,
Als ich strafend küßte sie
Auf den rothen Mund.

Das Buchfinkenpaar sang heiter,
Als es merkte, was geschah:
„Liebesleute, zieht nicht weiter!
Gestern war ein Storchpaar da!“

Zeitbild.

Fritz sprach von Veilchen, Anna sprach vom Wetter,
Er von Petrarca, sie von Klöppelspitzen,
Er von Gott Amor, als den Schalk der Götter,
Sie von der Zugluft aus des Fensters Ritzen.

Er seufzte viel von seinen Liebesschmerzen,
Sie klagte über Kopfweh und Migräne;
Er sang ein Loblied allen Frauenherzen,
Sie nannte eine Nachbarin „Hyäne.“

Annas Mama saß schweigend in der Ecke;
Vor Rührung konnte sie kaum Worte finden
Zu sagen, daß sie hochbeglückt entdecke,
Wie wunderbar die Beiden sich verstünden...

Sie haben staunend zwar kein Wort entgegnet —
Befangen stets sind junge Liebespaare —
Die Alte hat den Herzensbund gesegnet:
Schon morgen steht das Brautpaar vorm Altare...

Freie Duldung.

Das Wort von „freier Duldung“ wird
Modernerweise so verdreht,
Daß selbst der widrigste Gesell
Als „Freund“ durch unsre Zimmer geht.

Für jedes freche Bubenstück
Gibt's ein Bonmot der Huldigung,
Für freie Mannesthat allein,
Gilt keinerlei Entschuldigung.

Ferne Gräber.

Hast Du ein Wesen heiß geliebt,
Das nun im Grab, weltabgeschieden,
Dem wirren Lärm des Tags entrückt,
Gefunden hat den ew'gen Frieden,
So bleibt Dir wohl der eine Trost
Gegönnt: Du kannst die Schritte lenken,
Zur stillen Ruhestätte hin,
Um dort des Theuren zu gedenken.

Mit Blumen, die Du selbst gepflückt
Im träumerischen Waldesgrunde,
Kannst schmücken Du des Todten Heim
In weihevoller Trauerstunde;
Du kannst mit reicher Thränenflut
Die karge Erdenscholle netzen,
Die Dir unendlich mehr umschließt,
Als rings die weite Welt an Schätzen.

Das aber ist der herbste Schmerz,
Davon die Wenigen nur wissen:
Das Grab des Heißgeliebten selbst
Für alle Ewigkeit zu missen.
Vielleicht liegt es im Wüstensand;
Vielleicht auch auf dem Feld der Ehre,
Wo Tausende gemeinsam ruh'n;
Vielleicht im grundlos tiefen Meere...

Vereinsamt stehst Du sinnend da,
Die Stirn umwölkt, den Blick umdüstert,
Mit des Verlustes Weh hat sich
Bei Dir ein zweites noch verschwistert:
Von Deinem todten Liebesglück,
Dem mildverklärten, himmlisch reinen,
Ist Dir sogar das Grab versagt,
An dem Du klagen kannst und weinen.

Du glaubst es kaum.

Du glaubst es kaum, wie schnell man sich
Entfremdet seinen Blutsverwandten,
Herzlieben Freunden und Bekannten.
Was Deine brausende Jugend gesponnen,
Bald ist's zerronnen
Auf ewiglich,
Und die getollt und geschwärmt mit Dir haben,
Schaun Dich verwundert an — begraben
Sind sie für Dich,
Verweht wie Schaum...
Du glaubst es kaum.

Hast Du die Heimat seit lange verlassen,
Rüstiger Wandrer,
Kehr' nicht mehr zurück in ihre Gassen;
Sie sind Dir fremd, und Du bist ein Andrer.

Von Deinem Fühlen, von Deinem Denken
Mußtest Du Vieles, Vieles versenken
Ins grundlose Meer der Vergessenheit.
Was Dich beglückt in vergangener Zeit,
Was Deinem Herzen wohl gethan,
Erscheint Dir als Wahn.
Du kannst Dein früheres Ich nicht begreifen
Und möchtest so Manches von Dir streifen,
Verscheuchen wie einen wirren Traum,
Wie einen Traum...
Du glaubst es kaum.

Gedankensplitter.

„Die Grazien standen an der Wiege mein!"
So rief Marie, das Antlitz hold verklärt.
Nun ja, sie können dort gestanden sein
Und haben Dir — den Rücken zugekehrt.

* * *

Die prüden Damen von Abdera
Haben mir's schrecklich übelgenommen,
Daß ich, mit Erlaubnis meiner Mama,
Barfüßig bin auf die Welt gekommen.

Commis.

Sein Reich ist hinter dem Ladentisch,
Wenn er nicht läuft, so steht er;
Die Kunden mißt er mit einem Blick,
Die Waren mit einem Meter.

Wenn er eine holde Jungfrau bedient,
Wird sein Wort zum Liebesgeflüster,
Bei alten Damen jedoch ist er ernst
Und weltverachtend düster.

Und wenn ihm der Chef eine Rüge ertheilt,
So telegraphiert er sie weiter —
Die Praktikanten sind für ihn nur
Lebendige Blitzableiter.

Der Kleine.

Wohl zählet der Kleine erst sieben Jahr'
Und dennoch macht er schon Gedichte —
Das wird noch ein größerer Philosoph
Als Schopenhauer sammt Fichte.

Ein zweiter Mozart, spielt er am Clavier,
Bläst rührend die Kindertrompete,
Er declamiert aus dem Lesebuch
Und auch aus dem „Faust" von Goethe.

Auch hat er mit Goethe viel Aehnlichkeit —
Es sagen's ja doch alle Leute —
Wenn er nur noch etwas größer wird,
So ist das dann Goethe der Zweite.

Die lustige Tante.

Die kleine Comtesse von Sprudelstein,
Ein Fräulein von sechzehn Jahren,
Ist mit ihrer lustigen Tante jüngst
Im Wagen spazieren gefahren.

Die beiden Damen waren entzückt
Vom Anblick der Fluren und Wälder,
Vom Sonnenlichte, vom Himmelsblau,
Vom Wogen der Aehrenfelder.

Sie lauschten der Amsel munterem Sang,
So wie dem Geschnatter der Gänse.
Die Grille zirpte, der Kuckuk rief,
Und leise schwirrte die Sense.

Es war in der heißen Sommerszeit —
Just sollte die Ernte beginnen —
Und allenthalben, wohin man sah,
Gab's Schnitter und Schnitterinnen.

Die Mägde waren leicht angethan,
Es fehlte Halstuch und Schürze,
So manches flatternde Röcklein war
Von unbeschreiblicher Kürze.

Die Burschen aber schienen darob
Nicht im Geringsten zu zürnen
Und trieben viel lachenden Schabernak
Mit den übermüthigen Dirnen.

Da sagte die kleine Comtesse erstaunt:
„Wie kann sich ein Jüngling verlieben
In Jungfrauen, die so bekleidet sind,
Wie die auf dem Feld da drüben?"

„Die Mädchen sind alle recht hübsch gebaut
Und haben gesunde Glieder,
Doch ihr Costum ist sehr indiscret,
Fast keine trägt ein Mieder."

Die lustige Tante lächelte fein,
Dann schlug sie die Augen nieder:
„Die Liebe sieht auf das Herz allein
Und niemals auf das Mieder."

Abschied.

Horch' auf, Geliebte, es ist vorbei,
Ich singe die schaurigste Melodei,
Wie Du so grausamlich und hart,
Zerraufen möcht' ich meinen Bart —
Ach, wenn ich nur einen hätte!

Ich löse das Band, ade, ade,
Ich löse das Band, ich geh', ich geh'.
In meiner Seele tobt wild der Schmerz.
O sprich, Geliebte, klopft nicht Dein Herz?
Ach, wenn Du nur eines hättest!

Der Sturmwind brüllet das Abschiedslied.
Wie Deine Hand in der meinen glüht!
Hörst Du? Es schallt ein gellender Ruf,
Drauß' stampft im Sande des Rosses Huf —
Ach, wenn ich nur eines hätte!

Den Wanderstab in der schwieligen Hand,
Will klagend ich ziehen von Land zu Land.
Nur eine Frage sei noch gestellt:
Sprich, hast Du für mich kein Reisegeld?
Ach, wenn Du nur eines hättest!

Der Wasserfall in der Bärenschütz.

Ein Spaziergang in der Heimat von R.

Wenn der Grazer einmal, anstatt ein Stündchen im Weichbilde seiner ausgedehnten Stadt spazieren zu gehen, dasselbe Stündchen auf der Eisenbahn gen Norden fährt, so ist er mitten in einem wild malerischen Felsengebirge. In der Station, die Mixnitz heißt und von vorwitzigen Reisenden der dritten Classe so gerne übersetzt wird in „Nix = Nix" oder „Mögts nix" oder „Wix=nix," steigt er aus, erquickt sich dort im Gasthause mit einem guten Tropfen und biegt dann den Weg ein ins Seitenthal.

Er ist überrascht, sich fast plötzlich ins Hochgebirge versetzt zu sehen; zur Linken zwar noch glatter Fichtenwald, zur Rechten aber erhebt sich das Gewände des Röthelstein und im Hintergrunde stehen die scharfgezeichneten Felsen der Bärenschütz, in welchen uns eine tiefe Scharte auffällt, durch die ein Wasserfall niederbricht, den der Wanderer besuchen will. Im Vollbewußtsein, daß sie die Gegend beherrschen, geben sich diese Berge höher und massiger, als sie wirklich sind. Schreit doch der ins Murthal vorstehende Röthelstein dem Reisenden schon bis gegen Frohnleiten hinab und bis gegen Bruck hinauf zu: „Ich bin der Röthelstein mit der Drachenhöhle!" Der viel höhere Lantsch macht weitaus nicht den Lärm, der hält sich im Hintergrunde, lohnt aber den Touristen, der ihn besteigt, mit herrlichen Genüssen.

Unser Wanderer — vielleicht, Leser, bist es Du selbst — die wenigen Häuser des Ortes Mixnitz hinter sich, durchschreitet das frisch grüne Wiesenthal, kommt zu einer Schleifmühle und zu einem Eisenhammer, die vom lustigen Mixnitzbach getrieben werden. Der Weg streift links am Waldrande hin. Bei einem schlößchenartigen Gebäude mit grünen Fensterläden, in welchem nebst Förster und Jäger der steirische Zitherspieler Huber seine Wohnstätte aufgeschlagen hat, ist das Wiesenthal zu Rande, es kommt die waldige Engschlucht. In der Tiefe rauscht und schäumt der Mixnitzbach uns entgegen. Ein großer Theil desselben kommt in zahlreichen Fällen breit und gischtend niedergesprungen von den Hängen des Röthelstein. Der Weg führt an dem nun kleineren Bache, der aber trotzdem nicht wenig Geschrei macht, hin bis zum Fuße eines scheinbar die Engschlucht abschneidenden grauen Felskegels, dort übersetzt er auf einer Brücke das Wasser und steigt rechts hinan. Schon früher ist ein Kreuz aufgefallen, welches hoch auf einem spitzigen Felsen steht und dem Wanderer den Rücken zuwendet; nun steigt und schlingt sich der Weg aber so, bis er hinaufkommt zum Kreuze, welches von der Zinne auf ihn niederschaut. Ein Bildnis, die Krönung Mariens, prangt am Pfahle, davor eine Knie= oder eine Sitzbank. Von

diesem Punkte aus zeigt sich der Charakter der Gegend am schärfsten. Senkrecht nieder stürzt die Wand in die Wasserschlucht. Draußen ruht das Wiesenthal bis zur Mur hin, hinter welcher die bewaldeten Berge des Schiffalkogels und des Eisenbaßkogels aufsteigen bis zu den Matten der Hochalpe. Die nächste Umgebung des Kreuzes ist Wald und Gestein in den malerischesten Gruppierungen. Der Röthelstein hat breite und hohe Wände entfaltet, und im Hintergrunde der Schlucht tauchen neue Felsgebilde auf.

Ein kleines Weilchen geht nun der Weg eben fort, übersetzt wieder den Bach, steigt durch Wald an, springt nochmals übers Wasser, bis er bei einer Kohlenstatt sich entschiedener besinnt, daß er höher hinauf muß. Nach anderthalb Stunden gemächlicher Wanderung hat der Spaziergänger in der Einsamkeit des Felsenthales eine Almwiese vor sich, ein Bauernhaus und eine Kohlenstätte. Hinter dieser letzteren ragt senkrecht und massig eine Felswand auf; links biegt hier der Weg ab, welcher auf den Lantsch führt; unser Wanderer zweigt von ihm ab, überschreitet den Steg und geht einen schmalen Fußsteig hinan hart am Fuße der Felswand. In der Tiefe rauscht das Wasser, gegenüber grünt schöner Lärchenwald, über welchem immer die Wände des Röthelstein dräuen; es ist ein entzückend düsterer Steig, dauert aber nur wenige Minuten. Von der senkrechten Wand sozusagen in den Graben gestoßen, weiß der Steig sich keine andere Rettung, er springt auf eine Holzriese, die vom Berge herabkommt und hinaus zur Kohlenstätte führt, auf solchem glatten Gebrücke setzt der Steig über ein wildes, mit Felstrümmern besätes Bachbett. Wenn jetzt von der Höhe ein Holzblock herabgerutscht käme! er würde ungerne ausweichen vor dem Wanderer, der zum Wasserfall will; der Wanderer würde am besten thun, zum bösen Spiel gute Miene zu machen, die Beine an die Ränder der Riese stemmend so auszuspreiten, daß der Holzblock dazwischen hindurchsausen kann.

Nun scheint das Ziel erreicht zu sein. Ein Schutzdach aus Brettern steht da, darunter ein paar rohgezimmerte Tische mit den unausbleiblichen Einschnitten von Namen unberühmter Besucher. Ein Rauschen und Tosen ist vernehmbar, aber man sieht keinen Wasserfall. Die Felsen ragen fast drohend auf und recken die kegelförmigen Zinnen hoch in den Himmel; die Einsamkeit ist groß. Der Wanderer entdeckt nun, daß die Felswand eine Falte hat, aus der das Wasser kommt und in die ein Lattensteg führt. Freiherr von Melnhof hat die bequemen Stege anlegen lassen. Nur wenige Schritte darauf hin und der Wanderer ist am Wasserfalle. Aber erst im Vorhofe desselben. Die Falte ist eine schauerliche Schlucht geworden. Die Wände hängen über, daß nur ein schmaler Streifen des Himmels herniederlachen kann; schwere eiskalte Tropfen fallen ewig nieder von dem finsteren Gestein. Neben einem kleineren Wasserfall hinauf führt eine Holzleiter; hinangestiegen ist man nun in der ersten Stube, deren Wände in ungeheueren Muscheln oder Nischen Miene machen, uns jeden Augenblick einzuschließen, zu erdrücken. In scharfem Winkel biegt der Steg sich hinein in den hintersten Raum, die zweite Stube. Wasserstaub thaut uns entgegen, die Luft ist eisig kalt, das Brausen sinnberückend. Nun stehen wir, von Felsen fast ganz eingeschlossen, am letzten Rande des Steges und sehen die Gewalten. Wir blicken hinan wie in einen ungeheuren Schornstein, aus schwindelnder Höhe stürzt das weiße Wasserband nieder, bricht sich unterwegs an einem Vorsprung und wird in einem Bogen in den grünen, quirlenden, schäumenden Tümpel geschleudert. Das Wasser im Tümpel tanzt wie rasend um den niederstürzen-

den, ungeheuren Strahl, der tief in seinen kochenden Grund bohrt.

Im Frühjahre, wenn die Schneewässer kommen, oder bei Sommergewittern, wenn die Wildwässer gießen, kann man nicht stehen auf dem Steg in der zweiten Stube, da holt der Bogen des stürzenden Baches weiter aus und würde den Wanderer vom Stege in den Grund hinabschlagen. Einzig an Pracht sollen zur Winterszeit die Eisbildungen sein in diesem schauerlichen Wasserkanal, an Gestaltung und Lichtwirkung von fabelhafter Schönheit.

Die Felsgruppierung des Wasserfalles in der Bärenschütz ist wilder als die beim Todten Weib, die Scenerie noch großartiger, die Stimmung der Einsamkeit wirkungsvoller. Der Wanderer — der höchstwahrscheinlich Du bist, lieber Leser — verlebt in gehobener Stimmung eine köstliche Stunde an dieser Stelle, die so schön ist und von der so Wenige etwas wissen.

Und erst das Wasser, welches niedergießt aus der Höhe, was wüßte es zu berichten! Dem Geologen erzählt es manches Interessante aus dem Bereiche des Ossers, des Lantsch, aus dem es kommt, dem Menschen, dem Poeten erzählt es Wunderbares aus Märchenreichen. Dieses Wasser, welches da donnernd niederstürzt von dem thurmhohen Felsen, hat eine interessante Vergangenheit. Es entspringt hoch oben in den grünen Mulden des Plankogels und des Ossers, es durchzieht das von grünen Kuppen eingeschlossene Hochthal der Teichalpe und weiß uns zu sagen von der Vergangenheit dieses Hochthales. In alten Zeiten, da die Leute der größeren Sicherheit wegen sich auf den Berghöhen ansiedeln mußten, stand auf der Teichalpe eine große Stadt. In ihren hochgelegenen Gründen war sie eingefriedet von den Bergspitzen des Plankogels, des Rauchriegels, der Sommeralpe, des Schattenkogels, des Ossers und des Lantsch, ihre Bewohner lebten im Frieden der Alpenluft und waren glücklich. Allmählich kam in die Menschen ein Hang nach Wohlleben; um Wohlleben zu gewinnen, gibt es unter versammelten Menschen kein anderes Mittel, als zu sündigen. So sündigten sie, wurden in ihrer Genußsucht rücksichtlos, in ihrer Lebensfreude wüst und roh wie Thiere, vergaßen den Blick nach lichten Höhen zu richten, verschlemmten und verkamen. Da dachte der Berggeist des Lantsch, unter dessen Schutz die Stadt sich entwickelt hatte, dieser unseligen Ausartung müsse ein Ende gemacht werden. Er fragte den Lantsch, ob er Feuer speien könne? Nein, dafür sei er zu alt und zu kalt; der Osser und der Plankogel sagten dasselbe. Gut, wenn sie nicht Feuer speien könnten, so sollen sie Wasser speien. Ja, das könnten sie. Also begannen eines Tages aus allen Schluchten, Spalten, Runsen und Löchern der Berge Wasserquellen zu fließen, aus allen Höhen und aus allen Mulden kamen Bäche gefahren und das Hochthal der Teichalpe wurde ein See. Der See stieg so hoch, daß von der glänzenden Stadt die höchsten Thürme unter Wasser standen. So währte es eine lange Zeit, da geschah es, daß die Forellen, die im Teiche waren, von dem Golde der überschwemmten Stadt fraßen und darauf selbst einen goldenen Leib bekamen. Solche Ungethüme im See wollte nun der Berggeist auch wieder nicht, er grub daher Schluchten und Gräben, durch die das Wasser abfließen konnte; also entstanden die Runsen und also entstand die Scharte zwischen den Felsen, durch die das Wasser heute herabstürzt in das tiefe Engthal der Bärenschütz. Wo die Stadt und wo der See gewesen, breitet sich heute schöner Almboden, auf welchem einladend das gastliche Haus des Teichwirtes steht. Man bekommt dort gute Forellen, die zum Glücke nicht einen Leib von Gold, sondern von sehr schmackhaftem Fischfleische haben. —

Die Sage von der versunkenen Stadt auf der Teichalpe geht in verschiedenen Abarten durch das Land; sie gewährt der Gegend und auch unserem Wasserfall in der Bärenschütz einen besonderen Reiz.

Wie ich unseren Wanderer kenne, begnügt er sich nicht mit der Bärenschütz, sondern wird auch noch auf den Lantsch wollen. Von der Bärenschütz in zwei und einer halben Stunde, wenn er tapfer aufsteigt, kann er oben sein. Von den meisten unserer hochgelehrten Specialkarten wird das Wallfahrtskirchlein Schüsserlbrunn verschwiegen, und zwar durch verschiedene Auflagen so consequent, als ob sie dafür Schweigegeld eingesteckt hätten. Trotzdem existiert es hoch in den Wänden des Lantsch. Dieses Schüsserlbrunn ist einer der eigenartigsten Punkte der Steiermark. Eine Kirche, eine Einsiedlerei hoch oben in einem Winkel der steilen Felswand, an einer Stelle, die von Naturwegen unzugänglich wäre; gläubige Menschen mußten Stege und Stiegen bauen, um hinzukommen an die aus dem Gestein sprudelnde Wunderquelle, über welcher das Bildnis der Mutter Gottes thront, und über welcher das Kirchlein gebaut ist. Einst soll dieser Wallfahrtsort so besucht gewesen sein, wie heute etwa Lourdes in Frankreich; da fiel es dem Einsiedler, der den heiligen Ort bewachte, ein, mit Zuhilfenahme einer Gleichgesinnten ein Zweisiedler zu werden, und dieser Einfall schädigte den Ruf der Gnadenkirche. Vor vielen Jahren soll die also mißverstandene Einsiedlerklause von einer Schneelawine in die Tiefe mitgenommen worden sein, so daß das Einsiedlerpaar im Frühjahre das Häuschen nicht mehr vorfand und daher gezwungen war, ein größeres Haus an der Kirche zu bauen, welches heute als Wirtshaus gar keinen so üblen Beruf hat.

Wenn unser Wanderer es nicht liebt, denselben Weg wieder zurückzumachen, so kann er — nachdem er die Andacht in Schüsserlbrunn verrichtet, den Durst beim Einsiedlerpaar gestillt, an der herrlichen Aussicht auf der Spitze des Lantsch sich erfreut hat — entweder nördlicherseits hinabsteigen in das Thal der Breitenau oder kann über das Straßeck östlich nach Gaisen und Birkfeld, oder nach den Höhen des Teufelsteins streben, oder kann über die Almen hingehen und südwärts ins Gebiet der Raab hinabschlendern oder südwestlich durch den Türnaugraben nach Frohnleiten wandern. Ueberall findet er Gottes schöne Welt, und auf allen Wegen wolle ihn der Herr behüten!

Kleine Laube.

Gedanken über das Schützen-Fest.

Die Absicht, zum Bundes-Schützenfeste in Graz einen Festgruß zu dichten, hat mir einiges Kopfzerbrechen verursacht, bis ich endlich gefunden, daß der Schuß durchaus nicht passen will in das Metrum meiner Lyra. Recht ungeschickt ist die Poesie, wenn es darauf ankommt, den Knall, den Rauch und die Wunde zu besingen; der Knall erinnert die friedliche Tochter des Himmels zu lebhaft an Gewaltthätiges, Verheerendes, der Rauch an die Vergänglichkeit irdischer Lust und Pracht, unter Ziel endlich versteht sie etwas Anderes als die Wunde in der Brust oder als das Loch in der Scheibe. — In diesem Sinn könnte auch meine Lyra klimpern, möchte aber doch der Feststimmung unserer wackeren Schützen nicht ganz angemessen sein.

Ich persönlich bin dem Knalle des Pulvers nicht abhold, er wirkt auf das Ohr ähnlich erfrischend, wie die steigende Rakete auf das Auge, wie der Schaumwein auf den Gaumen, er ist wie ein Aufjauchzen aus befreiter Brust oder auch wie der reinigende Ausbruch eines gesunden Zornes, nur darf ich daran nicht denken, daß der „knallende Zorn" manchmal auch eine Bleikugel hinausschnellt nach dem munteren Reh, welches im Walde harmlos grast und sich des Lebens freut.

Noch unheimlicher wird mir der Knall des Schusses in der Uebung des Soldaten. Der Schuß auf dem Exercierfelde, sowie der Schuß auf dem Festplatze erhält seine dämonische Weihe erst im Hinblick auf das letzte, wichtigste Ziel — das Menschenherz.

Darin liegt — landläufig betrachtet — leider das patriotische Moment der Schützenfeste: Trutz dem Feinde! So bei uns, so jenseits der Grenzen, so in aller Welt, man übt sich im Schießen. Nur zur Vertheidigung, heißt es, nicht zum Angriff! Und so lange rüstet man sich zur Vertheidigung, bis die Rüstung zu schwer, zu unerträglich wird. In solcher ungeheuren Spannung kracht der erste Schuß — das Unglück ist fertig. — Nichts, heißt es, garantiere so sicher den Frieden, als die Rüstungen, und ich glaube, nichts führt so sicher zum Krieg, als die Rüstungen. Auf Spannung Entladung, das ist elementare Nothwendigkeit. Ein geladenes Gewehr muß losgeschossen werden, sonst rostet die Kugel ein und verdirbt die Waffe. Wenn Kriege sonst ihre Ursache in politischen, dynastischen oder anderen Interessen hatten, heute haben sie ihre Hauptursache in der unerträglichen Rüstung. Die Waffe ist nöthig bei wilden Völkern, und Waffenmuth bei ihnen eine Tugend; nachdem wir aber zur Erkenntnis gekommen sind, was Menschen auf Erden bedeuten und sollen, ist die Waffe ein Anachronismus, ein Unsegen.

Und doch haben wir keine Wahl. Angesichts einer drohenden Welt müssen wir — gleichwohl im Herzen edle Erkenntnis und Menschlichkeit hegend — niedersteigen zum Thiere und uns unablässig üben in der Kunst, Mitmenschen zu tödten. Also sehe ich im Schusse gegen den Feind nichts Erhabenes, wohl aber eine bittere, unabänderliche Nothwendigkeit — die Pflicht der Selbsterhaltung. Darum sehe ich im Uebungsschusse, selbst wenn er nur auf eine Holzplatte gerichtet ist, nichts Freudiges, wohl aber etwas unendlich Erustes — das Schwarze in der Scheibe versinnbildlicht ja ein zuckendes Menschenherz.

Froh und erfrischend knallt das Pulver nur im Spiele. Das Schießen zu Graz, zu welchem sich die Schützen von weither zusammenfinden, ist ein Festspiel voll erquickender Heiterkeit, voll brüderlicher Gesinnung. Es ist ein Wettkampf in männlicher Sicherheit und Festigkeit. Ein guter Schütze ist zumeist auch ein tüchtiger Mann. Er ist nicht Sklave der Nervosität, er hat Blick, Muskel und Willen in seiner Gewalt, er ist zielbewußt und erreicht das Ziel auf kürzestem, schnurgeradem Wege. Wir haben heutzutage auf unseren öffentlichen Plätzen und Jahrmärkten Gewichtmesser, Kraftmesser, Längenmesser, Lungenmesser u. s. w. Wo ist der Mannmesser? Mannmesser wüßte ich keinen besseren, als die Gefahr und — den Schuß. Nicht als ob die Mannhaftigkeit nur in der Waffentüchtigkeit bestände; die Waffe ist im Leben ein Ausnahmsfall, der Mann aber muß täglich in Arbeit und Pflicht, mannhaft, tüchtig, zielbewußt, stramm und fix sein; ein guter Schütze dünkt mich eben die Verkörperung solcher Tugenden. Daher lobe ich mir das Fest der Schützen.

Ich lobe es mir um so lauter, als das Schützenfest ein Ausdruck der Vaterlandsliebe, der Heimatstreue ist und ich freue mich darüber. Unser Ziel ist das Wohl des Vaterlandes, das Wohl der theuren Heimat. Unser Leben ist zur Nähr, zur Lehr und zur Ehr. Und wenn es sein muß, zur Wehr! Der grimme Feind, welcher etwa die materielle wie die geistige Entwicklung und das Blühen unseres Landes und Volkes untergraben will, er sei uns verbildlicht in der Zielscheibe, nach der wir das sausende Blei senden.

Dem Volk zur Wehr.
Dem Mann zur Ehr'.
So lautet deutsche Schützenlehr!

Die Philippinen-Ruh' bei Kapellen.

Ein Luginsthal.

Das Semmeringgebiet ist unerschöpflich an Naturschönheiten, und zwar solcher verschiedenster Art. Welch' ein Landschaftsbild vom Hotel aus, welch' ein anderes von der Höhe des Sonnwendstein gesehen, und welch' ein von diesen verschiedenes an der Philippinenruh'!

Philippinenruh'? wo ist diese? Wir machen kein Geheimnis aus diesem Luginsthal, dessen Charakter darin besteht, daß es eines der beschränktesten, abgerundetsten, inhaltsreichsten, lieblichsten und zugleich großartigsten steirischen Alpenbilder zeigt. — Ach ja so, wo es ist?

Fahren wir vom Semmering ein halbes Stündchen bis Mürzzuschlag, biegen dann mit der Neuberger Eisenbahn den oberen Lauf der Mürz ein und wir sind bald im kleinen Dorfe Kapellen. Vom Bahnhof führt links ein Fußsteig hinan den Waldhang, man geht im dunklen Tann, vergleichbar den finsteren Emporgängen bei Kunstpanoramen, etwa eine Viertelstunde anwärts und kommt dann auf ein Felsripplein, welches aus dem Walde hervorragt. Auf diesem mit gutem Geländer eingeplankten Felsripplein steht eine Klause aus Baumrinden; aber man muß nicht hineingehen, wenn Wind und Wetter zahm sind, es ist heraußen schöner. Man schaut ein entzückendes Bild, eine echt steirische Alpenlandschaft mit Allem, was dazugehört. Da unten liegt das saftiggrüne Engthal,

dreiarmig ausgreifend gegen Neuberg, Altenberg und Mürzzuschlag, aber bald in den waldigen Schluchten sich verlierend. Mitten in diesem Thale liegt das idyllische Kapellen mit seinen etlichen zwanzig Häusern und Hütten, überragt von dem spitzen Kirchthürmlein. Alles mit taubengrauen Bretterdächern, welche sich auf dem üppigen Grün so freundlich abheben. Die Eisenbahn und die Fahrstraße, die erstere stramm, die letztere sich wie überall schlängelnd, ziehen über den Boden, und gegen Altenberg hinein zwängt sich ein mit Hütten und Holzsägen bestandener Weg ins Gebiet der Rax. Das Schönste des Thales ist aber die braune Mürz, deren Rieseln und Rauschen bis zu uns heraufdringt, die Stille des Bergfriedens unaufhörlich durchtönend.

Das Thal ist eingeburgt von grünen Waldbergen, hinter welchen sich aber wie in absichtlicher Anordnung, so malerisch gruppiert, die Felsmassen erheben. Es sind nicht die ungeheuren Felsmassen eines Hochschwab oder Dachstein, die in ihrer einförmigen Starrnis und Kahlheit das Auge fast drücken, diese Steinwände sind stets unterbrochen von grünen Almen, Büschen, Zirmflächen und also immer erfreulich anzusehen. Es ist das gemeinsame Bereich der Kuh, des Hirsches und der Gemse, der Schwaigerin, des Jägers, des Holzhauers und des Touristen. Uns gerade gegenüber im Norden, so daß die uns zugekehrten südlichen Wände klar beleuchtet sind, steht die breite Hochmasse der Rax. Links hin ragt die niedrigere aber scharf in den Himmel stehende Pyramide des Gamseck. Dann der Paß ins Reisthal, über den herein uns schon niederösterreichischer Himmel anlacht. Hernach die Wände des Naßkamp, des Ameisbühel und gegen den Vordergrund heran die Hänge der Schneealpe mit ihren blaubraunen Zirmfeldern und grauen Wänden. Der Rücken der Lachalm schließt im Westen den Blick. Neuberg, welches davor liegt, bleibt uns durch einen ins Thal springenden Waldrücken verdeckt, aber hinter demselben steigt manchmal in der Sonne wie Silber leuchtend der Rauch auf aus den Schloten des Eisenwerkes.

Das ist das Ganze, was man sieht, aber man muß es eben sehen. Ich hatte meine helle Freude daran und beklage nur, daß ich das Bild nicht so vor die Leser zaubern kann, wie es in meiner Seele steht.

Bei dieser Philippinenruh' in Kapellen — den Namen hat der Platz von einer verdienten Bürgerin des Ortes — ist es mir wieder so recht klar geworden, wie viel auf den richtigen Punkt ankommt, von dem aus man eine Landschaft betrachtet. Er braucht nicht hoch oben zu sein, keine Beschwerden und Gefahren zu bieten. Manche Leute leben jahrelang in einer Gegend, ohne etwas zu entdecken, da kommt ein Fremder, findet einen günstigen Punkt, der Einheimische geht jetzt auch hin und schaut und staunt. Die Verschönerungs- und Fremdenverkehrsvereine mögen sich nur besinnen und nicht erst abwarten, bis sie von den Fremden geführt und von diesen in Naturschönheiten ihrer eigenen Heimatsgegend eingeweiht werden. R.

Von der moralischen Bedeutung des Gasthauses.

Muß man das Gasthofwesen denn einzig nur als Geschäft auffassen! Kann es nicht auch ein Beruf sein, und ein edler Beruf? Eine Heimstätte für Jeden, wer es immer sei, ohne Rücksicht auf Nation, Religion, Partei, Jedem ein gedeckter Tisch, ein Ruhebett, ein Asyl. Die uralte Tugend der Gastfreundschaft, die heute noch bei den Naturvölkern in fast idealer Weise geübt wird, verliert in den civilisierten Ländern ihre moralische Größe nur durch das Geld, denn der Wirt will nicht allein, daß er von dem Gaste entschädigt werde, er will auch seinen besonderen Vortheil dabei haben, leben können, reich werden, er macht aus der Gastfreundschaft ein Ge-

schäft. Und das ist doch auch ganz natürlich, er darf, er muß Gewinn nehmen, wenn's nur auch immer beim bürgerlichen bleibt und nicht in Beutelschneiderei ausartet. Früher ist man, um sich vor Räubervolk zu sichern, in Herbergen eingekehrt, heute kommt man bei solcher Einkehr manchmal vom Regen in die Traufe.

Der Wirt aber, dem es darum zu thun ist, auf der Welt etwas Bedeutendes, Hochehrenwertes zu leisten, der wird in seinem Berufe Gelegenheit genug dazu finden. In kaum einem anderen Stande kann Menschenfreundlichkeit und Hochherzigkeit so viel leisten, als im Gasthause. Dem Großen, Angesehenen, der mit gespickter Börse auf der Kalesche angefahren kommt, dem auf alle Weise dienstbar zu sein, das ist keine Kunst, dazu gehört noch kein braver Mann; aber wenn nun der müde Wanderer einkehrt, der fremde Reisende, der arme Student, der erschöpfte Handwerksbursche, der kranke Wallfahrer, der verwundete Soldat, der verachtete Hausierer u. s. w., die Verlassenen, Heimatlosen, Gehetzten alle, da mag der Wirt sich der Größe seines Berufes erinnern und Herbergsvater und Gastgeber sein in vornehmem Sinne. Vor Allem hat er darüber zu wachen, daß sein Haus ein Friedensasyl sei, in welchem Jeder sein Recht habe, wo Keiner dem Andern feindselig begegnen darf, wo Zänkereien, Parteihader, Remplereien nicht geduldet werden. Der Gasthof ist für Alle! Ich sage das nicht ohne Absicht in dieser Zeit, wo man den Zank des Tages, den Geifer der Gruppen ins Gasthaus verpflanzen will, nicht etwa bloß in den gemietheten Saal für die „geschlossene" Gesellschaft, sondern auch in das öffentliche Local, so daß clerikale Gasthäuser, antisemitische Wirtsstuben, jüdische Kaffeehäuser u. s. w. entstehen. Eine Partei will der andern das Gasthaus streitig machen. Mitglieder der einen Partei drohen dem Wirt mit dem Fernbleiben, wenn er Mitglieder der anderen nicht hinauswirft. Solche Zustände freilich entweihen das ehrwürdige Gasthaus und machen es zu einer Lotterbude der Leidenschaften und des Hasses. Möge der Wirt des alten und urspünglichen Adels seines Berufes sich bewußt bleiben! Sein Haus steht an der Straße, Einkehrende aller Stände und aller Länder werden ihm willkommen sein! Der Gasthof bleibe inmitten der stürmischen Wogen unserer Tage das sichere Eiland, wo der Mensch auch als Weltbürger seinen Hort findet.

R.

Kleine Wahrheiten.

Von Sophie von Khuenberg.

Eine Freundin ist der andern nur so lange zugethan, als sie ihr keinen Liebhaber wegschnappt.

* * *

Es gibt Mädchen, die von allem Möglichen und Unmöglichen schwätzen und sich dann höchlichst wundern, wenn man sie nicht für naiv hält.

* * *

Wo Männer unter sich sind, da überbieten sie einander an Leichtsinn, Prahlsucht und Cynismus, damit ja Keiner den Andern für einen braven Kerl halte . . . .

* * *

Nicht die eitelste Frau hält sich für so unwiderstehlich, wie ein eitler Mann.

* * *

Junge Mädchen thun am besten daran, nichts zu wissen; wenn sie aber etwas wissen, so thun sie gut daran, es zu verschweigen.

* * *

Ein schielender Mann müßte das Ideal für eine eifersüchtige Frau sein. Sie mag denken, daß er nur deshalb einen Blick auf Andere wirft, weil er — muß!

* * *

Wie ernsthaft die Kinder zu spielen wissen! Und wenn sie einmal groß sind, machen sie aus heiligstem Ernst ein Spiel!

Die Natur ist das Einzige, das uns niemals enttäuschen kann. Ihre Schönheit ist echt und den Freuden, die sie schenkt, folgt keine Bitterkeit. Man kann sie auskosten bis zum letzten Tropfen und wird doch niemals übersättigt!

* * *

Ein Weib verzeiht Alles, nur nicht die Liebe zu einer Andern.

* * *

Bei Männern ist Dummheit, bei Frauen Gemüthlosigkeit das Schrecklichste.

* * *

Ein Mann ohne politische Ueberzeugung ist ein Unding; aber er sollte niemals über der Politik die Liebe zur Menschheit und die Freude an Kunst und Schönheit vergessen.

* * *

Schwache Charaktere richten mehr Unheil an, als böse.

* * *

Eifersucht ist nichts Anderes, als mißhandelte wehklagende Liebe.

* * *

Die Dilettanten bilden eine Art von Freimaurerbund. Wo sie zusammentreffen, erkennt und unterstützt Einer den Andern.

* * *

Wir Poeten haben dreierlei Freunde. Solche, die unsere Bücher kaufen und lesen — das sind die besten! Solche, die sie loben, ohne sie zu kennen — das sind die Drolligen. Endlich solche, die sie ausleihen und uns weißmachen wollen, sie hätten sie gekauft; das sind die Unverschämten!

Wie der ungerechte Sechser den Geldbeutel ausgeraubt hat.

Der Einleger Migelbrunner war ein sparsamer Mann. Darum hatte er trotz seiner Armuth stets einen vollen Beutel. Es waren zwar nur Sechser und Kreuzer drin, aber endlich sind ja auch die Millionen der Reichen aus Kreuzern und Sechsern zusammengesetzt.

Eines Tages hatte der Migelbrunner mit dem alten Schneider-Wasel ein kleines Geschäft in Gewandtausch, oder so etwas, wobei der Migelbrunner dem Wasel um einen Sechser zu wenig herausgab. Der Wasel bemerkte es nicht, der Migelbrunner aber dachte: Wenn er's nicht wahrnimmt, um so besser, kaufe ich mir um den Sechser ein Glasel Schnaps, den ich auf sein Wohl trinke.

Der Wasel nahm den Abgang nicht wahr, der Migelbrunner trank den Schnaps und in der folgenden Nacht kamen die Skrupel. — Hat er's gestern nicht wahrgenommen, dachte der Migelbrunner, so kann er's heute wahrnehmen und er kommt zu mir und fordert den Sechser. Der ist aber verthan. Im Gottesnamen, so werd' ich ihm halt von meinem Geld geben. Der Migelbrunner wartete den ganzen zweiten Tag auf den Wasel, der seinen Sechser zurückfordern würde, er hatte das Geldstück schon vorbereitet, um es herzugeben, allein der Wasel kam nicht und da dachte des Abends der Migelbrunner: Auch das Stück ist so viel wie gewonnen und ich will mir davon auch heute ein Glasel Schnaps kaufen.

Er that's und in der darauffolgenden Nacht hatte er neuerdings Gewissensbisse. — Der Wasel ist arm, er wird den Abgang des Sechsers sicher noch bemerken, um den ich ihn betrogen, er kann mich verklagen und ich werde das Stück doch noch zurückgeben müssen. Am besten, sogleich den Sechser, der so viel als verloren ist, aus dem Beutel fangen und in Bereitschaft halten.

Aber der Wasel kam auch am dritten Tage nicht und so meinte der Migelbrunner den in Bereitschaft gehaltenen, doch nicht abgeholten, daher so viel als neu gefundenen Sechser wieder an Schnaps vertrinken zu dürfen.

So ging's einige Zeit fort, der Migelbrunner trank Schnaps, hatte Gewissensbisse und Furcht, der Betrogene würde sein Geldstück zurückverlangen, bereitete es immer neu vor und vertrank es dann,

als etwas immer neu Gewonnenes. Der Schnaps wurde von Tag zu Tag süßer und unentbehrlicher, endlich trank er ihn jeden Tag, ohne weiter nachzudenken, bis sein Geldbeutel allmählich zusammenschrumpfte und zuletzt ganz leer war.

Das ist die Geschichte vom ungerechten Gut und so hat der ungerechte Sechser den Geldbeutel ausgeraubt.

M.

„Gottesdienst heiter und spannend!"

Wie nett es wird, wenn die Religion nicht als Herzensbedürfnis gilt, sondern lediglich als Form- oder Zerstreuungssache genommen wird, davon lesen wir ein Beispiel in dem eben erschienenen Werke „Bruder Jonathan und sein Land" (Verlag v. J. Engelhorn, Stuttgart). — In Amerika, heißt es da, ist das Priesterthum nicht Sache inneren Berufes, sondern lediglich ein Gewerbe. Ohne Talent auch hier kein Erfolg. Ein Amerikaner geht weit lieber zu dem Geistlichen einer andern Secte in die Kirche, als daß er die Lehre, an die er glaubt, langweilig vortragen hörte. Da wird er viel eher einem Vortrag des ehrwürdigen Vaters Mac Glyn, des Excommunicirten, beiwohnen, oder einer Rede des Felix Adler, dem Agnostiker; kurz er ist überall zu treffen, nur nicht in dem Gottesdienst, wo man sich langweilt und wo der Geist keine Anregung findet. Die Kirche zeigt ihren Prediger in der Zeitung an, wie die Theater einen Virtuosen, und gebricht es ihr an einer hervorragenden Kraft, so wird das Publikum durch besondere Lockspeisen gereizt. Wer würde fühllos bleiben, wer könnte widerstehen, wenn er Einladungen liest, wie sie der Verfasser in New-York und Chicago an Kirchenthüren angeheftet fand? Wir geben sie wörtlich wieder: „Evangelische Musiker, Einzelgesang, kurze Predigten. Hier findet man Frieden, Glück und das Heil der Seele. Immer herein, meine Herren und Damen!" — Ein anderer, noch lockenderer Zettel besagte: „Keine Entschuldigung mehr für Unterlassen des Kirchenbesuches! Sitzplätze umsonst, Gottesdienst heiter und spannend; Gebet- und Gesangbücher werden von der Kirche geliefert."

Bücher.

Von aner eigenen Raff'. Wiener Bilder von Jenny Neumann. Mit einem Vorworte von V. Chiavacci. (Wien. A. Hartleben.)

Ich war sterbenserschrocken. Die leidige Rassenfrage! Das war mein erster Gedanke. Doch kam's gemüthlicher, das Wienervölkel wird hier eine „eigene Rasse" genannt, und nicht mit Unrecht. Die bekanntesten Schilderer des Urwienerthums: Schlögl, Chiavacci und Pötzl haben uns darüber belehrt, daß die Wiener ein ganz besonderes Völklein sind, dem man ewiges Bestehen wünschen möchte, wenn es nicht selbst diesem Wunsche manchmal schnurgerade entgegenarbeitete. Zu den drei genannten Schilderern hat sich als im Bunde die Vierte Jenny Neumann gesellt, und wahrlich, man muß gestehen, sie vollendet das Kleeblatt auf die befriedigendste Weise. Die kleinen Personenskizzen, Sitten- und Lebensbilder, die in dem Büchelchen stehen, machen auf uns den Eindruck des Richtigen und Intimen. Dabei sind sie höchst unterhaltend. Chiavacci hat dem Werkchen ein Vorwort geschrieben, welches von der Mundart im Allgemeinen handelt und sehr lesenswert ist.

M.

Das geistige Wien. Mittheilungen über die in Wien lebenden Architekten, Bildhauer, Bühnenkünstler, Graphiker, Journalisten, Maler, Musiker und Schriftsteller. Herausgegeben von Ludw. Eisenberg und Richard Groner. (Wien. Brockhausen und Bräuer. 1889.)

Dieses mit großem Fleiß zusammengestellte Lexikon der geistigen Kräfte Wiens, welches auch noch mit einem praktisch gehaltenen Sachregister versehen, ist für jeden Wiener mit geistigem Interesse ein unentbehrliches Handbuch.

M.

Steirerlieder für die Jugend. Gesammelt von Franz Stöckl. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. 1889.)

Von dieser Sammlung beliebter Volkslieder ist eben die zweite vermehrte Auf-

lage erschienen. Sechsunddreißig Lieder mit Noten und zehn Jodler um zwanzig Kreuzer! Dazu äußerst praktische Verzeichnisse der Lieder nach den Ueberschriften, sowie auch nach den Anfangsworten, und Verzeichnis wichtiger Daten über Dichter und Tonsetzer.

Ferner erschien auch eine andere Ausgabe: Steirerlieder für die Jugend. Gesammelt und bearbeitet von Franz Blümel. (Graz. Franz Pechel. 1889.)

Diese Sammlung enthält eben auch sechsunddreißig Lieder, großentheils dieselben wie die erstgenannte Sammlung. Wir empfehlen beide dieser Liederbüchlein für Haus und Schule auf das Allerwärmste. Das heimische Lied kann nicht genug gepflegt werden, es fördert das Bewußtsein der Liebe zur Heimat und durch dieses Bewußtsein eine Reihe von Eigenschaften, die ein Volk gut und stark machen. M.

Friedrich Gerstäckers Ausgewählte Werke. Zweite Volks- und Familien-Ausgabe. Neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Theden. (Jena. Hermann Costenoble.)

„Friedrich Gerstäcker," so sagt der bekannte Literarhistoriker Rudolf von Gottschall in seiner „Deutschen National-Literatur des 19. Jahrhunderts," ist eine jener praktischen, tüchtigen Naturen, welche auf die deutsche Literatur einen heilsamen Einfluß ausüben, indem sie den schwärmerischen Augenaufschlag unseres Idealismus mit dem hellen Blicke ins Menschen- und Völkerleben vertauschen. Selten hat ein Autor so viele praktische Lebenserfahrungen gemacht, nicht als beschaulicher Beobachter, sondern als tüchtig zugreifender Mann der That, der selbst Hand anlegt und in der untergeordnetsten Hilfsleistung die Härte der Arbeit erprobt hat... Gerstäcker war auf dem Meere als Matrose und Heizer, er hielt sich in Amerika auf als Holzhauer und Pillenschachtelfabrikant, als Farmer und Silberschmied... Er hat Masten erklettert und Bäume gefällt; er weiß als ein nordamerikanischer Nimrod seltene Jagdabenteuer zu erzählen; er versteht einen Dampfer zu steuern und ein indisches Canoë zu rudern. So tritt er in unsere Literatur als ein tüchtiger Naturmensch, in einfacher Kraft ein Repräsentant des gesunden Verstandes, der im frischen Naturleben eine Verjüngung sucht für die Verirrungen und krankhaften Reactionen einer überreizten Natur. Der exotische Roman Sealfields ist die Blüte eines begeisterten Kosmopolitismus, der exotische Roman Gerstäckers die Frucht eines gesunden Realismus."

Gerstäckers „Gesammelte Schriften" umfassen dreiundvierzig Bände. Die I. Serie: 1. „Die Regulatoren in Arkansas. 2. „Die Flußpiraten des Mississippi." 3. „Gold." Ein kalifornisches Lebensbild. 4. „Unter dem Aequator." Javanisches Sittenbild. 5. und 6. „Nach Amerika." 7. „Tahiti." Roman aus der Südsee. 8. „Die Colonie." Brasilianisches Lebensbild. 9. „Eine Mutter." Eine selbständige Fortsetzung der „Colonie." 10. Mississippibilder." 11. „Der Erbe." 12. „Im Busch. Heimliche und unheimliche Geschichten." — Die II. Serie wird umfassen: 1. „Der Kunstreiter." 2. „Hell und Dunkel." 3. „Unter den Pehuenchen." Chilenischer Roman. 4. „Blau Wasser. Matrosenleben. Aus der See." 5. „General Franco." Lebensbild aus Ecuador. 6. „Sennor Aguila. Lebensbild aus Peru. 7. „Aus zwei Welttheilen." 8. „Die beiden Sträflinge." Australischer Roman. 9. und 10. „Reisen." 11. „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas." 12. Im Eckfenster."

„Ritter-Orden." Im Verlage von Julius Eckstein, Wien, ist soeben unter dem Titel „Ritter-Orden" die erste Lieferung eines historiographischen Werkes erschienen, welches die Ordens-Mitglieder des In- und Auslandes in Wort und Bild in künstlerisch-vornehmer Weise zur Darstellung bringt. Das Werk ist dazu bestimmt, als ein authentisches Nachschlagewerk zu gelten, zu dessen Mitwirkung jedoch in erster Reihe die Ordensritter zuerst berufen erscheinen. — Es drückt sich dies auch in dem Appell aus, wonach von der Redaction an alle Ordens-Mitglieder des In- und Auslandes das Ersuchen ergeht, durch ehemöglichste Uebermittlung einer Photographie nebst biographischer Skizze unter obiger Adresse, die je größere Vervollkommnung dieses Werkes zu ermöglichen. — Das Erscheinen der jeweiligen Lieferungen erfolgt nach Maßgabe des einlaufenden Materials. Das Werk erscheint in Bänden zu fünfzehn Lieferungen. V.

Der Stein der Weisen (Wien, A. Hartleben) hat mit dem 12. Hefte sein erstes Semester abgeschlossen und liegt nun in einem stattlichen Bande vor. Ueberblickt man den Inhalt dieses mit fast 500 Illustrationen ausgestatteten ersten Bandes, so wird Jeder mit Freude ein Unternehmen begrüßen, welches sich blühend entwickelt. V.

Der Volksarzt für Leib und Seele. Eine Monatsschrift für gesunde Lebensanschauungen. Redigiert und verlegt von August Kruhl in Hirschberg in Schl. 3. Jahr-

gang. (Walter in Friedland, Reg.-Bezirk Breslau.)

Diese allem Edelmenschlichen dienende Zeitschrift ist ein wahrer Leitfaden durch die Leibes- und Seelengefahren des Lebens und kann auf das Gewissenhafteste empfohlen werden. M.

Das Goethehaus in Frankfurt im Auftrage des Freien Deutschen Hochstiftes beschrieben von Dr. H. Pallmann. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.)

Das Werkchen gibt in knapper Weise einen Ueberblick über die Geschichte dieses der gesammten Nation theuren Hauses. Daran schließt sich die Beschreibung der einzelnen Räume, wie sie mit pietätvollem Sinne auf Grund sicherer Quellen im Charakter von Goethes Jugendzeit wieder hergestellt worden sind. Wer jemals in „Wahrheit und Dichtung" sich vertieft, wird Pallmanns Schilderung mit regem Interesse und hoher Befriedigung aufnehmen. V.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Venus im Exil. Ein Gedicht in fünf Gesängen von Robert Hamerling. Fünfte Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Ein Schwanenlied der Romantik. Von Robert Hamerling. Fünfte Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Gustav Freitag. (Leipzig. S. Hirzel.)

Einige Bemerkungen über Dichter und Kritiker. Von Fritz Lemmermayer. (Wien. Hof- und Staatsdruckerei.)

In eigenen Banden. Eine Erzählung aus dem modernen Leben. In Versen von Adalbert Schnitter. (Dresden. E. Piersons Verlag 1889.)

Gewehr heraus! Heitere Bilder aus dem österreichischen Soldatenleben in Prosa und Versen von Albert Schnitter. Zweite vermehrte Auflage. (Graz. Franz Pechel. 1889.)

Vom Wege. Kleine Erzählungen von Anna Gräfin Pongrácz. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1889.)

Dorfgeschichten von Karl Gutram. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Nervöse Humoresken. Von Richard Schmidt-Cabanis. Mit Illustrationen von Wilhelm Sprenger. (Berlin. Hermann Lazarus. 1889.)

Portraits von Heinrich Iversen. (Flensburg. Selbstverlag des Verfassers.)

Excelsior. Neue Lieder von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlagsmagazin. 1889.)

Neues Buch der Lieder von Paul Baehr. Vierte Auflage. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Buch der Liebe von Max Hochstädt. (Berlin. Kempners Commissionsverlag.)

Festzeitung der 28. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung. (Augsburg, Pfingsten 1889.) Zwei Nummern. Illustriert.

Postkarten des Heimgarten.

× Der Druckfehler-Kobold hat im Julihefte des Heimgarten Orgien gefeiert. Gereizt durch die Unleserlichkeit der Manuscripte stibitzte er dem hohen Twiel das e weg und tauschte dem nordischen Dichter H. Ibsen das ehrlich angestammte b gegen ein unsinniges p um. Daß er beim Aufzählen der alpinen Reiseschriftsteller gerade den Frischauf vertuschte, ist ein Schelmenstück an unrechtem Orte. Am schlimmsten hat der Kobold dem Herausgeber selbst mitgespielt, indem er bei Besprechung des „Stoansteirisch" die letzten zehn Zeilen in die Notiz prakticiert hat, ohne daß dieselben bei der Revision dem verantwortlichen Redacteur zu Gesicht gekommen sind. Daß der Herausgeber in seinem Blatte sich über Gebühr loben lasse, das ist bei uns nicht der Brauch.

G. P., Graz: Der Grund, warum die Beschreibung des Mürzthals im Werke: „Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie" von unten hinauf anstatt von oben herab läuft, also von der Mündung der Mürz bis zu deren Ursprung, ist in dem Aufsatze selbst angegeben. Obzwar jedes Wasser, wie auch die Mürz, von oben nach unten fließt, so geht doch die Entdeckung und Urbarmachung eines Gebirgsthales sowie auch der Tourist gewöhnlich von unten nach oben. Die Beschreibungen sind nicht zum Gebrauch für das herabsteigende Wasser, sondern vielmehr für den hinaufsteigenden Wanderer. Was würde man sagen, wenn z. B. die Schilderung des Dachsteins von oben nach unten, von der Bergspitze zur Thalsohle gienge? Es kann wohl ein hochweiser Recensent auf den Verfasser eines Werkes von oben herabschauen, aber die Natur soll man nicht von oben herab beschreiben.

W. A., Aussig: Selbstverständlich drucken wir nichts ab, ohne Erlaubnis des Verfassers oder ohne genaue Quellenangabe. Das ist wohl doch das Wenigste, was eine Redaction zu thun hat.

J. B., Rixdorf: Mit Beiträgen übermäßig versehen.

M. O. P., Prag: „Die Amazone." Unter diesem Titel finden Sie als Freundin des Reitsports in dem eben erschienenen achtzehnten Hefte des Mode- und Familienblattes „Wiener Mode" einen beherzigenswerten Aufsatz, in welchem das gute und schlechte Sitzen zu Pferde durch mannigfache Abbildungen veranschaulicht wird.

G. A., Limbach: Antworten Ihrer Schulmeister-Gestrengen mit G. Langs Sprüchlein:

Ernster Mann mit strengen Mienen,
Eh' Du lehren willst die Kinder,
Prüfe Dich vorher nicht minder,
Ob Du spielen kannst mit ihnen!

XX Es wird angelegentlichst ersucht, Manuscripte erst nach vorheriger Anfrage einzusenden. Für unverlangt eingeschickte Manuscripte bürgen wir nicht. Externe Arbeiten honoriert die Verlagshandlung nicht.

X Der Herausgeber dieser Zeitschrift wohnt den Sommer über in Krieglach. Briefe an die Verwaltung des Heimgarten sind wie bisher nach Graz, „Leykam," zu richten.

---

†

Robert Hamerling

der edle Dichter,

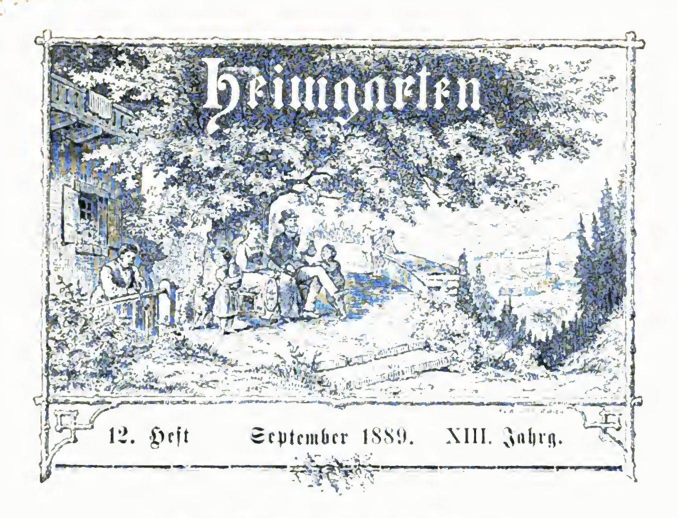
unser treuer Mitarbeiter,

mein geliebter Freund,

ist am 13. Juli gestorben.

Peter Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



12. Heft September 1889. XIII. Jahrg.

Der Rufer in der Wüste.

Eine Legende aus dem Morgenlande.

Zu Jerusalem in der Königsstadt herrschte unter dem Volke große Aufregung. Ein neuer Prophet war wieder einmal erstanden. Zur Zeit, von der hier die Rede ist, schaute und horchte Judäa fieberhaft aus nach dem Messias. Er mußte doch endlich kommen! Fremde Völker werden mächtig und machen sich breit auf Erden und schicken sich an, das Judenland zu unterjochen. Wo ist der verheißene König und Retter, der das auserwählte Volk groß und mächtig machen wird? Die Ausleger der Schrift vertrösteten Geschlecht um Geschlecht, und so war endlich eine Ungeduld gekommen in die Herzen, nicht etwa ein religiöses, sondern ein nationales Hoffen und Sehnen und Erwarten, daß er doch nun erscheinen müsse!

Und siehe! In der Stadt hatte sich das Gerücht verbreitet, daß draußen in der Wüste ein Mensch sei, der eine neue Lehre predige. Er predige den Steinen, weil diese, wie er sage, nicht so hart und verstockt wären, wie der Menschen Herzen. Und die Steine würden Brot werden, die Berge würden stürzen und die Schluchten sich füllen, so daß ein ebener Weg sei für den neuen heiligen Geist. Die Worte stimmten überein mit dem, was der Prophet Isaias geweissagt habe.

Solcher Kunde waren die Menschen begierig; anfangs sagten Einige: „Ich will hinaus und ihn hören, daß ich mich ergötze.“ Sie kehrten der Begeisterung voll zurück und riefen: „Gehet doch auch hin, das ist ein absonderlicher Mensch. Als Mantel hat er eine Kameelhaut hängen um seinen Leib, mit einem ledernen Gurt um die Lenden zusammengebunden. Zum großen Theil aber ist er nackend. Sein Haar ist schwarz und lang und wirr, sein Gesicht ist gefärbt in Sonnenbrand, wie das eines Amalekiters, und

er ist doch einer vom Stamme Juda's, der Sohn des Priesters Zacharias aus Betlehem. Nach Heuschrecken hält er Jagd und speiset sie, den wilden Bienen nimmt er Honig weg und speiset ihn — der Menschen gewöhnliche Nahrung aber verachtet er. Auch der Menschen Sitten. Fast eher denn einem Menschen, sieht er einem wilden Thiere gleich. Also ist er geworden, weil er seit dem betlehemitschen Kindermorde in der Wüste lebt, in einer Höhle, die hoch auf steilem Felsen ist. Fast ist es, daß er die wilden Thiere liebt und die Menschen verachtet, weil diese, wie er sagt, in der Heuchelei leben, sich mit Heuchelei bekleiden und Heuchelei sprechen und unter dem Mantel der Tugend und der Sünde schlechter sind, als die nackte Bestie in der Wüste Sahara. Die Leute, die ihn hören, nennen ihn den Rufer; er ist so, daß es uns wundert, wieso der hohe Priester Kaiphas schweigt und den Mann dem Gesetze nicht überantwortet. Aber der Prophet fürchtet sich nicht und seine Worte sind wie Donnerschläge. Wer sich seiner Lehre beigesellt, deß Haupt begießet er zum Zeichen und zum Bunde mit Wasser."

„Was aber ist seine Lehre?" fragten Andere.

„Gehet nur selbst hinaus," sprachen die Ersten, und so strömten Viele über den heißen Steinboden Judäas dahin gegen die Wüste. Unterwegs ward ihnen gesagt, sie müßten sich zur linken Seite halten, denn der Prophet sei an den Fluß Jordan gegangen, eine Strecke weiter oberhalb der Stelle, wo der Fluß in das todte Meer eingeht. Unterwegs gesellte sich auch anderes Volk zu den Wanderern und die Gegend, die sonst öde und sumpfig war, wurde belebt und mit Pfaden durchzogen von Solchen, die den Propheten suchten. Verwunderlicher Weise kamen auch Gelehrte der Schrift und Solche, die strenge an uralter Satzung hiengen. Der Prophet stand erhöht auf einem Stein, in der Faust hielt er den Zipf des Mantels an die behaarte Brust gepreßt, die andere Faust stemmte er in die Seite und mit glühendem Auge schaute er auf das Volk. Als er die Gelehrten der Schrift sah, erhob er die Stimme und rief: „O was ist das? Ihr Pfaffen seid gekommen? Was wollt Ihr? Grauet Euch vor dem Zorne des Himmels, den Ihr kommen sehet, daß Ihr Zuflucht suchet bei Dem, der zur Buße ruft? Ihr Unduldsamen, die Ihr nur den Buchstaben kennt und nicht den Geist. Ihr Heuchler, die Ihr Den steinigt, der Euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und Den preiset, der Menschenopfer bringt, die doch schuldlos sind und Kinder Gottes. Sehet zu, daß Euere Buße nicht zum Spotte wird! Ist sie wahr, so kniet nieder, damit ich Wasser gieße auf Euer Haupt, zum Zeichen, daß Ihr rein sein wollet."

So sprach er. Sie murrten ob der Herbheit seiner Rede, knieten aber hin. Er nahm eine steinerne Schale, tauchte sie in das klare Wasser des Jordan, der aus dem Gebirge kommt, und begoß ihre Häupter, daß die Bächlein niederrieselten am Nacken und über das Angesicht.

Ein Mann hob jetzt sein Haupt und fragte den Propheten: „Gibst Du uns Gebote?"

Der Prophet antwortete: „Du hast zwei Röcke und nur einen Leib. Dort am Feigenbaum steht Einer, der hat auch einen Leib, aber keinen Rock. Ich sage kein Gebot; bist Du guten Willens, so weißt Du, was Du thun sollst."

„Ich weiß es," sagte der Mann, gieng hin und gab seinen zweiten Rock Dem, der keinen hatte.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jerusalem, fragte den Propheten, was er thun solle, da Jeder, der an ihm vorüberkäme, ja einen Rock am Leibe trage.

„Fordert nicht mehr des Zolles, als was gesetzt ist," sagte der Pro-

phet. „Haltet nicht die Hand auf nach Silberlingen, und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu übersehen."

„Und wir?" fragte nun ein römischer Söldling. „Wir sind unseres Lebens nicht Eigner, wir werden also doch kein Gebot haben."

„Ihr habt in der Hand das Schwert," rief der Prophet, „und das Schwert ist die Gewalt, der Haß, die Begier, die Habsucht. Hütet Euch! Ein ungerechter Tropfen Blutes auf Euerem Schwerte wird Euer eigenes Verderben sein!"

Alsbald traten auch Weiber vor, und trugen eine sieghafte Miene zur Schau. „Meister!" riefen sie. „Da uns von manneswegen keine Rechte gegeben sind, so haben wir wohl auch keine Pflichten! Wie?"

Da sprach der Prophet: „Die Rechte nehmt Ihr Euch selbst und die Pflichten werden Euch gegeben. Des Weibes Gebot ist: Du sollst nicht ehebrechen."

„Und was sagst Du den Männern?" fragten Jene.

„Die Männer haben außer diesem noch viele Gebote," sprach der Prophet. „Ihr sollet ihnen nicht nachstellen mit den Formen Eueres Fleisches, denn sie haben wichtigere Dinge zu lösen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr sollet sie nicht locken mit der Farbe Euerer Wangen, nicht mit dem Netz Euerer Haare, nicht mit der Fülle Euerer Brüste. Ihr sollet der Männer Auge nicht auf Euch ziehen durch kostbares Gewand und glänzendes Geschmeide, Ihr sollet nicht schillern wie die Tauben, da Ihr doch tückisch wie die Schlangen seid."

Auf solche Rede waren die Weiber erbost und suchten ihm einen Fallstrick zu legen, daher lächelten sie süß und fragten: „Deine große Lehre, o weiser Prophet, geht wohl nur die Weiber des Volkes an, die Frauen der Könige sind dem Gebote nicht unterworfen?"

Da sprach der Rufer: „Die Frauen der Könige sind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib, das aussätzig an der Straße liegt. Sie müssen das Gebot befolgen. Die Frauen der Könige stehen auf hoher Stelle, wo sie gesehen werden von aller Welt, wo sie zum Vorbild gehalten werden von dem Volke, sie müssen das Gebot doppelt und dreifach strenge befolgen. Wenn aber selbst Herodes seine rechtmäßige Frau, des arabischen Königs Tochter Salomon, verstoßet und seines Bruders Weib nimmt und Blutschande übt offen vor seinem Volke, dann wehe ihm!"

„Ihr habt es Alle gehört," sagten die Weiber und wandten sich der Versammlung zu. Dann zogen sie den Saum ihrer Kleider empor, stiegen in den Fluß dort wo er seicht war, entblößten den Nacken und den Busen und baten den Propheten, daß er ihr Haupt mit Wasser begieße. In diesem Augenblicke drängte sich viel männliches Volk herbei, um der geheimnisvollen Handlung nahe zu sein. Der Prophet riß von der Ceder einen Zweig ab und schlug ihn den Andrängenden in das Gesicht.

Sie stutzten und flüsterten zu einander: „Es muß ein heiliger Mann sein! Denn er begießet das lebendige Fleisch mit Wasser und sie haben keine Gewalt über ihn." Sie sandten einen Greis zu ihm, daß er frage, wer er sei.

Dieser trat vor den Propheten, neigte sich und sprach: „Im Namen des vielen Volkes, das Du dort unten versammelt siehst, frage ich Dich, ob Du nicht der Messias bist, der kommen soll und den wir erwarten?"

„Der bin ich nicht," antwortete der Prophet. „Aber er wird kommen bald nach mir, ich fege nur seinen Weg rein wie der Morgenwind, ehe die Sonne aufgeht. Um so viel, als der Himmel höher ist, denn die Erde, wird er größer sein als ich bin. Daß ich würdig werde, meine Hand an den Saum seines Kleides zu legen, die Riemen seiner Schuhe aufzulösen, ist

mein Gebot. Ich gieße Wasser auf Euer Haupt, auf daß Ihr Buße thuet, er wird den Geist Gottes ausgießen über Alle, die Buße gethan haben, er wird das Feuer der Liebe senden über Alle, die Buße gethan haben. Mit der Wurfschaufel wird er den Weizen sondern in der Tenne und den Spreu im Feuer verbrennen. Erhebet Euch, das Reich Gottes ist näher als Ihr vermeinet!"

So sprach der Prophet, und die Menge war unruhig.

Ueber den Bergen von Galiläa stiegen schwere Wolken auf, deren Ränder leuchteten wie Silber. Die Luft lag wie eine Last über dem Thale des Jordan, und in den Oelbäumen regte sich kein Blatt.

Jetzt trat aus der Menge ein Mensch hervor und gieng hin gegen den Propheten. Er trug einen langen Rock aus blauer Wolle, der niederhieng bis zu den nackten Füßen. Vom Haupt mit der hohen blassen Stirn giengen Lockenwellen über die Achseln, an der Oberlippe sproßte junger Bart. Milden Auges blickte dieser Mann auf den Propheten und sagte leise: „Gieße Wasser auch über mein Haupt."

Der Prophet blickte den Jüngling an, erschrak und sprach: „Du! — Du willst von mir das Zeichen der Buße empfangen? Ich bitte Dich, daß Du mir es gibst."

„Ich will Buße thun für Alle und also mit Wasser beginnen, was mit Blut vollendet werden soll." So sagte Jener.

Den Leuten fiel die Demuth auf, mit welcher der Prophet vor dem Jünglinge stand und Etliche flüsterten zu einander: „Kennt Ihr diesen Menschen nicht? Er kam aus der Wüste. Von dem wäre Einiges zu erzählen. Eines Zimmermannes Sohn aus Nazareth soll er sein."

„Eines Zimmermannes Sohn. Was ist da weiter. Ich bin eines Gärtners Sohn."

„Er trägt ein stolzes Haupt, so sanft er auch ist. In der Wüste soll ihm ein Geist alle Schätze der Erde verheißen haben, wenn er vor dem Geiste niederknie. Er hat's nicht gethan, sondern gesagt, des Menschen Sohn knie nur vor Dem, deß Reich im Himmel ist."

„Es ist derselbe, sagt man sich, deswegen das große Kinderschlachten war vor achtundzwanzig Jahren zu Betlehem."

„Ich verstehe es nicht. Er lebt ja."

„Weil seine Eltern damals mit ihm nach Egypten geflohen waren."

„Herodes, der Vater unseres Fürsten, hatte ja gefürchtet, daß er König der Juden werden würde!"

„Die Erscheinung," meinte ein Anderer, „wäre dafür so übel nicht, doch die Demuth und Einfalt, in der er dasteht, würde schlecht passen in den Königspalast zu Jerusalem."

„Siehe, er steigt in den Fluß…"

Der Prophet tauchte seine Schale in das Wasser und goß sie aus auf das Haupt des Jünglings. — Die Ränder der Wolken, welche am Himmel standen, leuchteten in glühendem Purpur des Abends.

„Siehst Du den weißen Punkt, der dort in der blauen Scheibe des Himmels steht?" fragte Einer in der Menge seinen Nachbar.

„Er wächst, er kommt näher. Ein Vogel ist es!"

Eine weiße Taube schwebte nieder und sie hörten die Stimme: „Mein vielgeliebter Sohn, der mein Wohlgefallen ist!"

Alles das war so seltsam, daß es Vielen wie ein Schauern durch das Herz gieng.

„Der Sohn des Propheten wäre es?" fragte man.

„Der Prophet hat es nicht gesagt." Niemand wußte, wer das Wort gesprochen hatte. Vieler Augen suchten den Jüngling; der ward nicht mehr gesehen und die Dämmerung des

Abends lag über dem Fluße Jordan. —

Eine kurze Weile nach diesem Tage, und an den Jordan kamen zwei Söldner, nicht um sich mit Wasser begießen zu lassen, sondern um den Prediger gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu führen vor den Vierfürsten Herodes. Dieser empfieng ihn mit Wohlwollen und sprach: „Ich habe Dich zu mir beschieden, Johannes, des Zacharias Sohn — bist Du es?"

„Ich bin es."

„Ich will Dich hören, daß Du widerlegst, was Deine Feinde gegen Dich gesagt haben."

„Ich antworte."

„Sie sagten, daß Du in den Predigten, so Du in der Wüste hältst, und am Fluße Jordan, mein königliches Haus beleidigt hättest. Du sollst hart getadelt haben, daß der Fürst mit seines Bruders Weib in Schande lebe. Hast Du es gesagt?"

„Ich habe es gesagt."

„Johannes!" rief Herodes, „Du bist gekommen, das zu widerrufen."

„Herr," sagte der Prophet. „Ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Wenn Du mit Deines Bruders Weib in Blutschande lebst, so rufe ich: Wehe Dir! Das Reich Gottes kommt, aber es kommt nicht allein mit seiner Gnade, es kommt auch mit seiner Rache. Entsage diesem Weibe!"

Herodes ward blaß vor Zorn, daß ein Mensch aus niedrigem Volke so zu ihm redete; er ließ den Propheten in das Gefängnis führen.

In einer der nächsten Nächte hatte der Vierfürst einen schweren Traum. Er sah von den Zinnen der Königsstadt Stein um Stein in den Abgrund stürzen, er sah Flammen brechen aus dem Palaste und dem Tempel und er hörte ein schreckliches Wehklagen. — Als er erwachte, kam ihm das Wort in den Sinn: Ihr, die Ihr Propheten steiniget! — Da war er entschlossen, den Johannes frei zu lassen, daß derselbe wieder zurückkehre in die Wüste.

Nun war es zur Zeit, daß Herodes seinen Geburtstag begieng. Obzwar viele Völker des Morgenlandes den Geburtstag eines Menschen mit Trauer und Klage begehen, so hat zu solch trüber Feier doch ein Fürst keine Ursache. Herodes gab zu Ehren seines Tages ein Fest, zu welchem er die Fürnehmsten der Stadt und des Landes lud und ihnen allerlei Lustbarkeit veranstaltete. Er selbst ergötzte sich dabei auf das Königlichste, denn es war Frau Herodias, seines Bruders Gattin, anwesend, und deren Töchterlein, welches neben der Mutter so reizvoll und süß aufblühte, daß dem Fürsten das Herz heiß ward, so oft er es ansah. Sie tanzte vor seinen Augen einen Reigen, bei welchem der wunderbare Wuchs ihrer Glieder ins allergünstigste Licht trat, denn ihr Kleid war weich und nur lose mit goldenen Spangen um den Leib geheftet.

Also trat der Fürst — während ringsum der Lustjubel laut war — mit jugendlicher Behendigkeit zu dem Mädchen, legte seinen Arm, der nackt war, um ihre weißen Achseln, hub mit der andern Hand einen Becher Weines an ihre Lippen und wollte, daß sie trinke. Sie lächelte nur, trank aber nicht, sondern sagte: „Mein König und Herr! Wenn ich jetzt trinken würde aus Deinem Becher, würdest Du trinken von meinen Lippen. Diese aber sind unversehrt wie die Rose im Morgenroth und meinem Bräutigam zu eigen."

„Wer ist der Mensch, welcher sich erkühnt, glücklicher zu sein als der Vierfürst von Judäa?" so fragte Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht," flüsterte das Mädchen, da es roth ward von der Stirn bis an das runde Kinn. „Es ist derselbe, der mir die feinste Morgengabe reichen wird, ehe denn ich sein bin."

„Und wenn Herodes sie Dir bringt —"

Das Mädchen hob sein großes

mandelrundes Auge zum Fürsten und redete nicht. Vor dem feuchten Glanz ihres Auges vergiengen ihm fast die Sinne, das Blut rasete in seinen Adern und er sprach: „Schönstes Weib, was soll ich Dir geben? Verlange was Du willst, ich lege es Dir zu Füßen!"

Bei diesen Worten entwand sich das Mädchen dem Fürsten und eilte zu seiner Mutter, sie zu fragen, was es begehren sollte.

„O thörichtes Kind!" sagte die Mutter, „Du denkest jetzt an den goldenen Reifen um die Stirn. Nimm ihn nicht, er würde morgen zerschlagen sein, weil der Widersacher sein gewaltiges Wort schwingt wie einen Hammer. Gib Dich nicht zu leicht dem Herrn, mein Kind. Ist er König, so sei Du die Göttin, der man blutige Opfer bringt. Gedenkest Du nicht mehr des wilden Menschen am Jordan, der uns Thränen des Unmuthes entlockt hat, weil er lästerte und uns dem Fürsten entfremden wollte? Gegenwärtig sitzt er in diesen Mauern als Gefangener, aber Herodes' Wankelmuth kann ihn schon morgen befreien und der Mensch würde nicht ruhen, bis er Dich und mich zu Grunde gerichtet hat. — Tochter, leihe mir Dein Ohr..." Und die Mutter legte in der Tochter Ohrmuschel ein Wort, welches alsbald zur grausen That wurde am Hofe des Königs.

Denn Herodes verfolgte das schöne Mädchen auf Schritt und Tritt, und dort, wo die schweren Seiden niedergiengen vor den Kissen des Gemaches, that sie, als sehe sie keinen Ausweg mehr und flehte mit gerungenen Händen den Fürsten an, daß er sie nicht verfolge, und sie that, als zittere sie wie die Taube vor dem Adler.

„Ich verfolge Dich nicht," sprach Herodes, „ich frage Dich nur, was Dein Bräutigam Dir zu Füßen legen darf als Preis für die Paradiese, die Du zu vergeben hast."

Also antwortete das Mädchen: „Der demüthigen Magd steht es nicht an, kostbares Gut zu begehren von ihrem Gebieter. Ich will an diesem Tage, den Gott möge segnen, enthaltsam sein in Erwartung des Geliebten. Nur ein einziges Gericht will ich, daß Du mir vorsetzen lassest in goldener Schüssel."

„Sprich klarer!"

„Im Gefängnisse liegt ein Mann, Namens Johannes, des Zacharias Sohn."

„Was willst Du von dem?" fragte der Fürst.

„Der Prophet, den sie heißen den Rufer in der Wüste."

„Was willst Du von ihm?"

„Dessen Haupt auf goldener Schüssel."

Zuerst verstand es Herodes nicht, was sie meinte. Und als er es begriff, wandte er sich ab und sagte für sich: „Grausamkeit, Dein Name ist Weib."

Da weinte sie und sprach: „Ich wußte es ja, daß Du mir das Geringste des Geringen versagen kannst. Nichts als eine Blume des Feldes ist Dir das Weib. Du brichst sie ab und wirfst sie hin, daß sie Heu werde. Und ist sie Heu, so kommen die Esel, um es zu fressen. Dieser Mensch, den sie den Rufer nennen, hat meine Mutter beleidigt bis zum Abgrund der Hölle. Auch Dich und Deine Würde hat er beschimpft und das Volk wiegelt er auf gegen den Fürsten. Du schließest die Augen und die Ohren in unbegreiflicher Langmuth. Aber ich begehre, daß Du ihm das Haupt abschlagen lassest und mir es reichest in goldener Schüssel."

„Es wird geschehen, wenn er des Todes schuldig ist," sprach Herodes.

„Wann ist der Mann, den der König beschützt, des Todes schuldig? Du liebest Jenen, der uns verderben will, mehr als mich!" Mit diesem Klageruf sank das junge Weib zu Boden. Da er es auffangen wollte, strich sein Arm an den warmen Busen, und was ihre Worte nicht thaten, das

that diese Berührung — sie kostete dem Rufer das Leben.

Die Mahlzeit war voller Pracht; die Speisen waren zusammengekommen aus aller Welt, und Wein aus fernen Gestaden Griechenlands und Roms schäumte in krystallenen Bechern. Am marmorenen Pfeiler stand ein Harfenspieler und pries in Gesängen den Fürsten Herodes und seinen glänzenden Hof. Der Vierfürst saß zwischen den beiden Frauen und hatte um die Stirn einen Kranz von rothen Rosen. Er trank viel Wein und goß ihn so hastig in sich, daß er auch außen niedertroff an seinem langen dünnen Barte. Denn er bangte vor dem letzten Gerichte. Plötzlich war dieses erschienen. Es war verdeckt mit weißem Tuche, nur der goldenen Schüssel kunstreich geschmiedeter Rand stand hervor. Herodes hob seinen Arm und winkte, daß das Gericht, welches vor ihm niedergestellt worden war, gegen das junge Weib gerückt werde, das zu seiner Linken saß. Dieses schlug mit hastigem Griffe das Tuch zurück und siehe! in der Schüssel lag eines Mannes Haupt mit schwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem abgehauenen Halse noch rann. Offenen Auges starrte der Kopf gerade auf das Weib hin, welches wollüstigen Grauens voll sich an den Fürsten schmiegte. In diesem Augenblicke öffnete sich der Mund des abgeschlagenen Hauptes und sprach die Worte: „Gottes Reich ist nahe!“

Alles war aufgesprungen voll Entsetzen und eine Stimme rief im Saal: „Wer hat das gewagt? Wer hat diese Versammlung geschändet mit solchem Morde? Es ist Johannes' Haupt, des Rufers in der Wüste. Ich bin sein Widerhall. Ich gehe hin und rufe die Feinde im Osten und im Westen, daß sie Dich strafen, Prophetenmörder Herodes! Denn die Stimme Dessen, den Du getödtet hast, hallt nun tausendfach um den Erdkreis. Fluch den Bösen! Gottes Reich ist nahe!“

Ein Aufruhr entstand im Palaste, so daß der Fürst sich flüchten mußte. Die Frauen waren von seiner Seite gerissen worden. Es geht der Bericht, daß sie eines Tages über das Eis eines Sees geschritten sein sollen, das Eis unter ihnen eingebrochen und sie elend in der Tiefe zu Grunde gegangen wären.

Zur Zeit stand der König von Arabien auf, dessen Tochter Herodes verstoßen hatte, und überzog den treulosen Fürsten von Judäa mit Krieg, um die Schmach seines Kindes zu rächen, Herodes wurde seiner Würden entsetzt und verbannt in ein fernes Land, Gallien geheißen.

Als sie ihn davon führten in Banden, predigte zu Jerusalem ein neuer Prophet, Jesus von Nazareth genannt. Als Herodes ihn sah, wurde er von einem unerhörten Schrecke befallen, denn er hielt ihn für den enthaupteten Johannes.

Das Volk aber rief: „Das ist Der, den Johannes verkündet hat, das ist der Messias, der wahre König der Juden!“

Diese Worte waren das Letzte, was Herodes vernahm in seinem Reiche, dann zog er fort in die Verbannung. R.

Der Edi und seine Nessel.

Eine Dorfgeschichte aus Steiermark von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Anguesel stand lange am Thürpfosten und lauerte, ob er nicht noch einmal zurückkäme. Er kam nicht. Da wollte sie fort und ihm nach. In demselben Augenblicke war draußen am Wege ein Geschrei. Der Zudel kam und sprach unterwegs heftig mit einem Zweiten, der neben ihm herwackelte und dem schreienden Sprecher mit freundlich grinsendem Gesichte zuzuhören schien.

„Der Vaterl ist schon da!" sagte das Dirndl, als er zur Thür hereinstolperte.

„Was hab ich gesagt? Staunen wird sie!" schrie der Zudel seinem Begleiter zu. — „Ich glaub's wohl, daß Du staunst, Nessel! Ja meiner Seel! wenn man warten wollt', bis sie Einen freiwillig auslassen! Ausgebrochen sind wir, gestern bei der Nacht! Gelt, Kamerad!"

Der „Kamerad," ein kleiner dicker Herr, zeigte dem Dirndl ein sehr süßes Gesicht und schüttelte verneinend den Kopf: „Ausgebrochen, das nicht. Sie haben uns freiwillig laufen lassen, weil die Zeit abgesessen war."

Jetzt schaute sie sich diesen Menschen erst genauer an. Er trug einen braunen, sehr sorgfältig gehaltenen Anzug, wie ihn Bürgersleute haben. An der äußeren Brusttasche stand ein feuerrother Tuchzipf hervor. Der Westenkragen gieng aber so hoch an den dicken Hals empor, daß von der Wäsche, nach welcher jedes Weib ausschaut, nichts zu sehen war. Das runde wohlrasierte Gesicht hochgeröthet, die kleinen Augen entzündet und wässerig, und weil der Mund immer lächelnd sich in die Breite zog, so sah man am Unterkiefer zwei einzelnstehende braune Zahnreste. Jetzt zog er artig den grauen steifen Hut ab und fuhr sich mit der fleischigen Hand über die dünnen falben Haare, die in Schweiß an dem Schädel klebten.

„Nan, also, da ist sie, meine Nesserl!" rief der Zudel hell aus, um seine Tochter dem Kameraden vorzustellen. Dieser machte einen Knix, wobei er das Gesicht unterthäniger Weise in sehr ernsthafte Falten zog.

Sie that nicht viel desgleichen, also schrie ihr der Vater zu: „Nesserl! Der Herr da, der will Dich heiraten! Du, der hat Geld!"

Der Dicke verneigte sich noch einmal, das Ding schien ihm schier rascher zu gehen, als er selber gedacht.

„Das ist der wohlgeborne Herr Roßhändler Siegmund!" schrie der Zudel, mit beiden Armen auf den Dicken weisend. „Im Arrest hab' ich mit ihm Freundschaft geschlossen."

„Bin ja nur ein paar Tag' gesessen," berichtigte der Dicke artig gegen das Dirndl gewendet.

„Sag einmal, wie viele Rösser hast Du gestohlen, Siegmund?" fragte ihn der Zudel.

„Gestohlen!" röchelte Jener unwillig, „Rösser stehlen! Das hat der Siegmund nicht noth. Gott sei Dank! Unglück hab' ich gehabt!" sprach er gegen das Dirndl gewendet. „Bin für einen Schimmel, den ich dem Halseiner Doctor verkauft hab', gutgestanden, und nachher ist das Schindvieh stetig gewest. Geschwind haben sie mich gehabt."

„Für diesmal ist's geschehen!" schrie der Zudel, „merk' Dir's aber für ein anderesmal und stiehl keine Rösser!" Dann zog er aus seinem Mantel eine volle Weinflasche, stellte sie auf den Tisch und schrie: „Wo ist denn die Mutter?"

„Sie ist in die Kirche gegangen," antwortete das Dirndl.

„Ja, Deiger, heut' ist Sonntag!" rief der Zudel, und begann jetzt im Hause umzuschießen, den Tisch mit einem blauen Tuch zu decken, ein paar Teller und Gläser darauf zu stellen und dann die Nessel aufzufordern, gute Sachen zu bringen.

„Butter und Käse seien im Kasten," berichtete das Dirndl, aber sie habe von der Mutter nicht die Erlaubnis, aufzusperren.

„Die Erlaubnis!" schrie der Zudel, „was brauchst denn die Erlaubnis, wenn Du nur den Schlüssel hast."

Den Schlüssel hatte sie nun zwar im Sacke, aber sie verleugnete ihn.

„Das ist sauber!" lärmte der Alte und starrte den Dicken rathlos an „Jetzt wollen wir das Verlobungsmahl halten und haben nichts zu essen."

Der wohlgeborene Herr Siegmund gab ihm aber sehr fein zu verstehen, daß es vor Allem nothwendig sein dürfte, mit dem Mädchen zu sprechen und in aller Form um ihre Hand zu bitten. Denn er halte stets auf guten Anstand.

„Hau, was brauchen wir die Geschichten!" schrie der Zudel. „Meiner Seel', die Geschichten brauchen wir nicht. Gelt, Mädel! — Geh nur frisch her und gib ihm die Hand. Einen Reichen kriegst. So. Meinen Segen habt Ihr!"

„Aber, Kamerad!" sagte Herr Siegmund, denn das Dirndl war zur Thür hinausgelaufen.

„Lauter Gschamigkeit!" schrie der Alte. „Die Weiberleut sind schon so. Plangen nach Mannsbildern Tag und Nacht. Und kommt einer, binden sie den Heiligenschein um und schlagen die Augen nieder. Mein Weib hat schon ein paar kleine Buben in die Schul' geschickt und ist unter dem grünen Kranzel noch roth worden, wie uns der Pfarrer hat bunden!"

„Das ist nicht wahr!" rief nun die Nessel draußen im Vorgemach. „Meine Mutter ist allerweil ehrbar gewesen, und der Vater soll still sein!"

„Schneidig ist sie!" schmunzelte der Alte, es war das einzige Wort, welches er leise sprach. „Kriegst ein braves Weib an ihr. Ei ja, bei der Erziehung hab' ich's an nichts fehlen lassen und wird meinem Herrn Schwiegersohn gut anstehen, wenn er mir etwas vergütet."

Da dem Pferdehändler Siegmund die zwei Zähne, so er noch hatte, wirklich nach dem Dirndl wässerten, hielt er dem Alten nun die Hand hin und sagte: „Werde Dir nicht zu sparsam sein, Freund, kannst Dich darauf verlassen."

„Nesserl!" rief der Zudel, „so komm' doch zum Siegmund herein. Wir wollen Eins auf Euere Gesundheit trinken!"

Aber die Nesserl antwortete nicht und kam auch nicht herein. Und als der Alte hinausgieng, sie zu suchen, war sie nirgends zu finden.

„Sie muß sich da draußen im Gebüsch wo versteckt haben!" flüsterte der Alte schelmisch zum Kameraden. „Das junge Weibsbild verkraucht sich immer ins Strauchwerk, und damit sie das Mannsbild leichter finden soll, raschelt sie mit den Blättern. Oh, die ist pfiffig! Trinken wir Eins dieweil, nachher gehst sie suchen."

Die Agnes hatte sich nicht im Strauche verborgen, um durch Rascheln mit den Blättern den Bräutigam zu locken. Sie lief ihm schnurstracks nach — aber dem Andern. Empört einerseits über das, was sie im Hause hören mußte, und von Angst gehetzt

andererseits, wenn sie an Edi dachte, war sie in den Wald gegangen, hinauf gegen die Birken.

Die Birken standen in weißen Stämmen da und ein leiser Wind rieselte in ihrem luftigen Gezweige. Auch der morschende Holzstrunk stand da, hinter welchem er sich damals verborgen und dann so zierlich angeklopft hatte. Aber jetzt stand er nicht dahinter. — Drei Monate und länger ist's vorbei seit demselbigen Maitag. Das war ein Maitag gewesen! War es der letzte Tag im Glücke oder war es der erste — sie weiß es nicht.

Nun irrte sie auf der Waldhöhe umher. Sie kam auf eine Blöße, wo der Blick frei war hinaus in drei Thäler. Eines blühender als das andere. Stattliche Dörfer und Höfe, weiße Straßen mit allerhand Wägen. Ueppige Felder und Obstgärten, lachende Weinberge. Wohlstand überall! — „So leben die Leute. Lieb' allein ist freilich nicht genug, es gehört richtig auch Gut und Geld dazu. Wenn ich mir's wünschen könnt': Von Edi die Lieb' und vom Roßhändler das Geld. Der Roßhändler, wenn ich ihn nähm', thät mich in ein schönes Haus führen und mir ein seidenes Gewand kaufen. Der Edi — der hätt' mit mir einen andern Weg vor ... Sie beten nicht, sie läuten nicht, sie weihen das tiefe Loch nicht ... Und doch lieber mit dem Edi, wie mit dem Andern." — Also sann das arme Dirndl, dann gieng ihr ein kalter Schauer über den Rücken ... „Der Tod steigt über mein Grab! O schöne, lichte Welt! O mein junges Leben, ich kann dich nicht lassen! — Edi!" sie rief seinen Namen laut. — Und dann gieng sie hin dort, wo der Wald dichter ward, und gieng hin dort, wo er wild und finster war, und gieng hin dort, wo er sich in einem Anger auslichtete. Auf dem Anger standen einzelne Ahorne, buschig und hoch, und legten ihre Schatten über den Anger, und in einem solchen Schatten lag der Edi.

Er lag ausgestreckt auf dem Rücken, hatte die Arme sich unter den Kopf gelegt und den grünen Hut mit der Feder über das Gesicht gestülpt. Das Gesicht sah sie nicht, wußte nicht, ob die Wangen, der Mund noch roth waren oder blaß wie Lehm, wußte nicht, ob zwischen den Lippen noch Athemzüge aus- und eingiengen, ob das Auge geschlossen war oder starr offen stand, zerronnen und verloschen. Sie stand da und ihr Herz pochte so heftig, daß jeder Schlag den Körper erschütterte.

Endlich beugte sie sich nieder und horchte an seiner Brust. Sie hörte nichts, sah aber nun das Zucken der Ader an seinem Halse. Sie athmete auf. Dann vollzog sie etwas. Sie schlug sachte seinen Rock auseinander und da sie in dem Sacke wieder jenen grauenhaften Gegenstand wahrnahm, griff sie wohl zaghaft hinein und zog den Revolver heraus. — Der Bursche that einen tiefen Athemzug und schlief weiter.

Sie gieng einige Schritte hinweg bis zum nächsten Ahornschatten. Die Waffe war geladen, so viel sah sie; der Ahorn hatte eine kleine Höhlung im Stamm, die ausgemorscht und wieder halb verwachsen war, in dieselbe barg das Dirndl den Revolver. Dann setzte sie sich im Schatten nieder, blieb sitzen eine Stunde lang und schaute auf den schlummernden Burschen hin. — Wie süß er schlief! Wie muß er ruhelos gewesen sein die letzte Zeit, und abgehetzt und in Kummer! — Es wird ihm doch nicht ernst sein. Wer sich am nächsten Abende todtschießen will, der kann nicht so ruhsam schlafen ...

Plötzlich regte er sich. Einen Arm zog er unter dem Kopfe hervor, tastete nach der Brusttasche und setzte sich rasch auf. Er vermißte die Waffe, er richtete sich aufs Knie empor und schaute nach allen Richtungen um sich. Sein Haar war zerzaust, sein Auge war scharf und wirr, er war unheimlich

anzusehen. Als er das Dirndl bemerkte, entfuhr ihm ein Ausruf; die Nessel gieng eilig hin zu ihm.

„Gib den Revolver her!“ sagte er gedämpft.

„Edi!“ schmeichelte sie und lehnte sich an seine Schulter, „Du bist aufgeregt. Hast eben so gut geschlafen.“

„Agnes! gib den Revolver her!“

„Hast Du mich nicht mehr lieb?“ fragte sie und ihr Auge war feucht. „Willst nimmer bei mir sein auf dieser Welt?“

„Du sollst mit mir gehen,“ war kurz und dumpf sein Wort.

Jetzt richtete sie sich auf und sagte: „Das ist ja wie ein Befehl! Schau, wie Du die Sache leicht machen willst. Zuerst verführen, so ein junges Wesen, es unglücklich machen, nachher, wenn man nicht weiß, wo hinaus, es todtschießen. Das wäre sehr bequem.“ — Als er auf solche Worte stumm war und sein Auge in den Boden bohrte, legte sie ihren Arm um seinen Nacken wie einst und sagte voller Innigkeit: „Nein, mein Edi, diesen Gedanken schlag' Dir aus dem Kopf. Uns selber umbringen, das thun wir nicht. Schau, ich bin noch schlechter d'ran wie Du und bin nicht so verzagt.“

„Mit mir ist's aus,“ sagte er. „Ich bin einmal etwas gewesen und hab' jetzt nichts mehr zu erwarten. Aber auch Deinetwegen . . “ Es wollte ihm die Stimme versagen. „Ich bin schuldig an Dir, mich soll das Blei strafen, Dich soll es erlösen.“

„Und an den Herrgott im Himmel denkst Du gar nicht?“ fragte sie ihn jetzt. „Strafen und erlösen das steht ihm zu, nicht dem Menschen. Hast denn auch Du den Glauben verloren, Edi?“

„An Gott glaube ich,“ antwortete er ernst, wie bei einem Schwur.

„An Gott glaubst, und willst jetzt etwas thun, was uns in alle Ewigkeit von einander trennt! — Edi, bleiben wir beisammen auf Erden, so lange es Gottes Wille ist. Wir haben Beide gefehlt, wäre ich nicht leichtsinnig gewesen, so wäre es auch anders. Tragen wir, was wir zu tragen haben. Wird's zu hart, so sterben wir ohnehin dran. Vielleicht geht's besser aus, als wir jetzt meinen. Vielleicht gefällt uns das Leben noch einmal recht gut. Edi, wir wollen uns auch noch ein Trum anbiegen von dieser Welt, in der es gute Sachen genug gibt, ich will Dir tapfer dabei helfen. Gelt, mein Bübel, so ist's recht, schau, mußt nicht verzagt sein!“

Sie streichelte mit der Hand sein Haar, sie schaute ihm treu und herzinnig ins trübe Aug'.

„Gut, Nessel,“ sagte er, „Du willst leben.“ Er nahm sie am Arm und führte sie mehrmals langsam über den Anger, von einem Ahorn zum andern. Dabei streichelte er ihre Hand, aber sein Blick war unruhig und zuckte wie ein Flämmlein, in das der Wetterwind bläst. Plötzlich bemerkte er in der Höhlung des Ahornbaumes den Revolver; ohne ein Wort zu sagen, griff er nach demselben.

„Edi!“ bat sie, „laß das Ding liegen. Gib's her!“

Er schob ihre Hand weg und sagte: „Gib Ruh', von solchen Sachen verstehst Du nichts.“ Er steckte die Waffe in seine Brusttasche und hielt seine Hand an ihr verborgen.

So giengen sie hin und her und schwiegen. Es war still und von Augenblick zu Augenblick wurde es noch stiller.

Endlich, da dem Dirndl fast unheimlich wurde, sagte es: „Jetzt wollen wir nachher zu unserem Haus hinabsteigen. Du wirst ja doch was essen müssen.“

Er schwieg.

„Dann sollst eine Zeit bei uns bleiben und Dich ausrasten. Werde es bei der Mutter schon machen, daß es ihr recht ist.“

In diesem Augenblicke fiel es ihr auf, daß er in seiner Brusttasche die Hand krampfhaft bewegte.

„Was machst Du denn?“ rief sie und suchte ihm den Arm auszubiegen. Da krachte es. Rauch dampfte aus seinen Kleidern. Sie riß ihm mit aller Kraft die rauchende Waffe aus dem Sack und schleuderte sie weit hin ins Heidekraut.

Edi hatte sich nicht dagegen gewehrt, sondern gieng neben ihr her, finster und blassen Gesichtes. Sie schluchzte vor Schreck und Angst und drängte, daß er rasch mit ihr komme.

„Aber so wild sein!“ sagte sie, „so wild sein! Du hast Dir doch nichts gethan?“

„Oh nein,“ antwortete er gedämpft. Sie merkte nicht, wie seine Knie ein wenig schwankten.

„Der Schutzengel hat Dich noch gehütet,“ sprach das Dirndl. „Jetzt wird's anders werden, Edi, wirst sehen, nach diesem Kracher wird sich's wenden.“

„Ich glaube,“ entgegnete der Bursche und seine Mundwinkel zuckten.

„Alles! Alles, was ich thun kann Dir zu Lieb'!“ rief sie. „Um mich sollst gar keine Sorg' haben, Edi, ich will Dir keine Last und keine Verantwortung sein.“ Sie wußte nicht, was sie sprechen sollte, ihr Herz war voller Mitleid für ihn.

„Ein wenig rasten,“ hauchte er und sank auf einen Stein hin. Sein Gesicht war blaß wie Lehm. Das Dirndl stieß einen grellen Hilferuf aus, denn jetzt bemerkte es, wie von dem untern Rand seiner Weste Blut tropfte. Edi fiel bewußtlos hin auf den Rasen.

Sie riß seine Kleider auf, sah unterhalb der Achselhöhle die Wunde, aus welcher der rothe Quell sprudelte. Sie drückte den Ballen eines Taschentuches drauf, band ihn fest mit Stücken seines Gewandes, und dabei schrie sie unaufhörlich um Hilfe.

Aus dem Graben herauf kamen endlich hübsch angeheitert der Zudel und sein Kamerad, und so fügte es sich, daß der Pferdehändler, der gekommen war, die Agnes zu freien, ihr einen andern Bräutigam ins Haus schleppte. Sie schleppten ihn hinab und legten ihn auf das Lager von Heu im Obergelaß.

Edi war wieder zum Bewußtsein gekommen, doch lag er theilnahmslos da für Alles. Als die Mutter nach Hause gekommen war, gab's vernünftige Anordnungen: Frisches Bettzeug, warmen Thee, sorgfältigen Verband, bis um Mitternacht auch der Arzt kam.

Der wohlgeborene Herr Siegmund hatte sich noch am Abende davongemacht, nachdem er eingesehen, daß er in dem kleinen Hause ziemlich überflüssig sei. Für den Zudel gieng damit ein Heer von Hoffnungen zu Grabe, doch tröstete er sich bald mit den Kräften seiner Phantasie. Er gieng in der Gegend herum und erzählte, daß der junge Hochsteininger aus der weiten Welt zurückgekommen sei, die Taschen voller Gold und Edelsteine, daß er aber im Walde von Räubern angefallen, todtgeschossen und beraubt worden wäre. Zu allem Glücke sei seine Tochter dazugekommen, die hätte ihn liegen gefunden in seinem Blute und hätte ihn so lange gelabt und gerieben, bis er wieder lebendig worden.

Mittlerweile zogen in das kleine Haus an der Felswand Tage ernster Sorge ein. Agnes wollte von seinem Bette nicht weichen; da mußte die Mutter mit den Ziegen in den Wald; der Zudel war im Tagewerk, wo er stets fleißig arbeitete. Das Dirndl hatte noch nie einen Kranken gepflegt, doch es war keine Kunst, sie that Alles, was ihr der Arzt aufgetragen, und that Alles, was sie dem Kranken von den Augen absehen konnte. Aber es gab Tage, an welchen diese Augen fast immer geschlossen waren. Da lauerte sie hin, ob er nicht etwa gestorben sei. Endlich ward es so, daß der Arzt sagte: „Er steht auf!“

Jetzt begann in ihrem Herzen ein neues Bewegen und Sorgen. Was wird er denn thun, wenn er aufsteht?

Er wird sich wieder in die Brust schießen, aber besser.

Fiel sie einmal der Alten um den Hals und schluchzte: „Mutter, was soll denn werden?"

Die Mutter riß ihre Achseln empor und entgegnete: „Ich weiß es nicht."

„So gib mir doch ein gutes Wort. Ich weiß mir nimmer aus. Sag', was sollen wir denn machen?"

Die Alte bewahrte ihren Trutz und gab folgende Antwort: „Ich sag' nicht so und nicht so, damit ihr mir nicht einmal vorhalten könnt, ich hätt' so und so gesagt."

Daß sie so hart sein konnte! — Die Nessel gieng wieder zu ihrem Kranken.

Dieser lag stets ruhig auf seinem Heu, hielt sie oft lange Zeit bei der Hand und blickte sie freundlich an. Er hatte sich schier ein wenig verändert. Er war sanft und gütig und sprach nie ein herbes Wort. Er sprach überhaupt nicht viel, und wenn das Dirndl von künftigen Tagen und Vorhaben reden wollte, schwieg er, oder begehrte ein Glas Wasser, oder sonst etwas, um sie abzulenken. Endlich konnte er aufstehen und vor dem Hause sitzen auf der Bank, wohin die Sonne schien. Sonne konnte er nicht genug haben. Jetzt erst sah die Nessel, wie blaß und eingefallen sein Gesicht war, wie matt sein Auge, wie müde seine Glieder. Aber er athmete Luft, laue, reine Waldluft, und sie brachte ihm täglich unzähligemale Milch — also gieng es rasch vorwärts.

Einmal, als Beide auf der Bank nebeneinander saßen, dem Rauschen des Baches zuhörten und dabei wahrscheinlich trübe Gedanken hatten, kam die Mutter herbei, stemmte die Arme in die Seiten und schaute die beiden jungen Leute an.

„Nun?" fragte sie, „was wird's sein mit Euch Zweien?"

Er that einen schweren Athemzug, sie that auch einen solchen, gaben aber keine Antwort.

„Ihr müsset stockblind sein," sagte die Alte, „sonst müßtet Ihr es sehen, was zu machen ist. Es ist ja handgreiflich, und wo man keine Wahl hat, kann Einem keine weh' thun."

Die Nessel horchte auf. „Was meint Ihr denn, Mutter?"

„Dirn, ich laß Dir das Zudel-Haus verschreiben, nachher könnt Ihr zusammenheiraten und wenn Ihr wollt, einen Hochsteiningerhof draus machen."

Jetzt hob auch der Edi den Kopf ein wenig. Wenn auch kein Hochsteiningerhof Platz hatte im engen Graben, so machte ihr Wort doch ganz plötzlich eine neue Gasse auf, an die er nie gedacht hatte, auf welcher man aber ehrlich weiterkommen kann. — Ein neuer Hochsteiningerhof! Ist denn die Besitzung seiner Vorfahren als Großhof aus der Erde gewachsen, oder vom Himmel gefallen? Ist er nicht etwa aus kleinen Anfängen hervorgegangen und durch Fleiß und Tüchtigkeit allmählich groß geworden? Soll er, der Edi, eines Hauses Letzter sein? Kann er nicht vielmehr eines Hauses Erster werden? Wie schön und fruchtbar ist der Sommer! Verdorrt und erfriert er nicht im Herbste und beginnt er alljährlich im Frühjahre nicht von Neuem? So geht's auch mit den Schicksalen auf und nieder. Was kann denn im Menschenleben Anderes erwartet werden als Wechsel und Wandel? — Solche Gedanken erwachten in der Seele des Burschen und wurden immer entschiedener und kräftiger. — Die Krankheit hatte das Ihre gethan und mit der Rückkehr der Leibeskraft genaß auch das Herz.

Am nächsten Tage sprachen sie wieder davon, da kam die Mutter mit bestimmten Vorschlägen. „Das Häusel ist freilich klein, aber Schulden liegen keine drauf. Der Nachbar draußen am Rain hat Aecker und Vieh zu vergeben; man könnte ja ein paar Flecke pachten, Vieh halten und Korn bauen. Unserer vier Arbeitsleute sind, die richten schon was aus. Sollten —

wie ich die Anzeichen wohl sehe — im nächsten Jahr nur drei sein, so können in etlichen Jahren fünf werden, und auch mehr mit Gottes Willen. Leben wir schon nicht gut, so werden wir auch nicht schlecht leben, die Hauptsache ist, daß wir fest zusammenhalten. Der Vater ist auch kein Schlechtling, wenn er auch so thut. Die Arbeit geht ihm von statten und wir spannen ihn recht ein, daß ihm der Athem zum Schwatzen und die Zeit zum Schimpfen fehlt. — Jetzt das hab' ich gesagt und mehr weiß ich nicht."

Der Edi hob nun seine rechte Hand, ganz langsam hob er sie, hielt sie der Alten vor und sagte das Wort: „Mutter."

„Edi!" schrie die Nessel und lag ihm auch schon an der Brust, lachend und weinend vor Freude.

Zur selben Zeit sprengte es der Zudel aus, seine Tochter heirate den jungen Hochsteininger! Wie überrascht war er daher, als er Abends, vom Walde heimkehrend, die Erfahrung machte, daß es wahr sei.

„Ich hab's ja gesagt!" schrie er am nächsten Tage seinen Arbeitsgenossen zu, „und was ich einmal sag', das ist!"

Nun waren die zwei jungen Leute plötzlich auf gebahntem Wege. Der Edi hub an, an dem kleinen hinfälligen Hause herumzuarbeiten, die Wand zu stützen, das Dach auszubessern. Der Zudel sagte: „Mir ist Alles recht. Der jung' Hochsteininger soll machen mit meinem Häusel und meiner Tochter, was er will. Ich kümmere mich nicht drum, ich bin im Holzschlag oder im Arrest."

„Im Arrest werdet Ihr nicht sein, Vater!" rief der Edi.

Der Alte schaute ihn starr, fast vorwurfsvoll an und sagte: „Was weißt denn Du, junger Lecker? Wenn der Mensch stiehlt, so wird er eingesperrt."

„Aber Jesses!" redete die Nessel drein, „so müsset halt nicht!"

„Müsset halt nicht!" wiederholte der Zudel schreiend. „Ist leicht gesagt. Wenn man sich das Zeug abgewöhnen kunnt, so hätt' ich mir's lang schon abgewöhnt. Glaubt Ihr, Gelbschnäbel, daß ich mich in meinen alten Tagen freiwillig einsperren laß oder gar noch ändern werde? Jetzt in meinen alten Tagen werde ich mich nicht mehr ändern. Schaut Ihr auf Euch selber. Bleibet redlich und brav. Hütet Euch vor dem Reden, was nicht wahr ist, sonst sitzet Ihr alle Augenblick im Dreck. Und nur nicht stehlen, Kinder! Das Stehlen ist schon das aller abscheulichste Laster! Nehmt Euch ein Beispiel an Euerem Vater. Wollt Ihr meinen Segen haben?"

Den verschmähten sie trotz Allem nicht. Nachdem ihnen der Alte aber den Segen gegeben hatte, hub er eine Geschichte an, die den ganzen Handel leicht hätte stören können. Er wußte viel bei den Leuten umherzutuscheln von der Mutter des Edi, der verstorbenen Hochsteiningerin, und wie schön die gewesen sei in ihrer Jugend! Er könnte schon von ihr erzählen, wenn er wollte und seine arme Seele getraue er sich nicht zu verwetten darauf, ob seine Nessel und der Edi nicht näher miteinander verwandt wären, als schön ist. — Von dieser Rederei hörte auch der Pfarrer; der sagte, bei solchen Vermuthungen könne er das Paar nicht trauen. Zum Glück stellte es sich heraus, daß der Zudel zur entscheidenden Zeit im Arrest gesessen war.

Auf Solches äußerte Einer in der Gemeinde: „Der Zudel ist doch ein Capital-Kerl! Hätt' er nur gelogen allein, so kunnten die Zwei jetzt nicht heiraten; zum Glück hat er auch gestohlen und der Arrest ist der beste Zeitnachweis."

Die jungen Leute huben an zu wirtschaften im Gottesnamen. Der Hochzeitstag im Spätherbst war noch

eine Unterbrechung der Mühsal und Plag'. Bei demselben machte sich der alte Zudel äußerst wichtig, er wußte ein Geheimnis und hinter dem Rücken des Hochzeitspaares tratschte er es aus. „Mit Dem!" zischelte er — er durfte es diesmal nicht schreien — „mit Dem da, mit meinem Herrn Schwiegersohn, ist's nicht richtig! Von rechtswegen müßte er heut' auf dem hohen Galgen hängen, statt an meiner Tochter. Rauben oder gar stehlen, das nicht, aber umgebracht hat er Einen! Wegen Liebschaften, glaube ich. Einem Pächter in den Fludergräben, bei dem er als Knecht gedient, hat er mit der Faust so auf den Kopf geschlagen, daß der Pächter umgefallen ist wie ein Ochs. Nachher hat er sich zu mir geflüchtet, ich lass' ihm nichts geschehen! — Sauber ist er, gelt! Und sie! Schaut sie nur an! Schaut sie nur einmal an! Meiner Seel', das ist ein Paarl, was? Jesses, der Haufen Kinder, der da herauskommen wird! Wenn sie nur alle brav bleiben, sag' ich alleweil. Na, gesegne Gott, gesegne Gott!"

So plauderte der Alte durcheinander. Man beachtete ihn nicht weiter. Sein Weib kam und stopfte ihm den Mund mit Hochzeitskuchen.

Und nun kam die Zeit beständigen Arbeitens und Sorgens. Im ersten Jahre kauften sie eine Kuh und pachteten eine Wiese am Bach entlang. Der Edi gedachte mit Heu etwas zu machen. Eine Ueberschwemmung kam und überschüttete die Wiese mit Sand. Im zweiten Jahre pachtete er ein Roggenfeld, das schlug der Hagel. Das dritte Jahr war ein gesegnetes, es kam auch der dritte Bub an. Später gab's wieder Plagen über Plagen und der Edi hätte sie kaum überwunden, wenn er die Knechtschaft des Dienens nicht inne geworden wäre. Sein eigener Herr sein, um diesen Preis erträgt man vieles Ungemach, wenn es sein muß. Oft aber dachte er daran, um wie viel leichter es doch sei, einen großen Hof abzuwirtschaften, als einen kleinen aufzuhausen. Aber er verlor den Muth nicht, denn die Nessel war ein tapferer Kamerad, wie sie versprochen, sie arbeitete wie ein Knecht, die Mutter besorgte still und fleißig das Hauswesen, die Kinder. Der alte Zudel war im vierten Jahre ihrer Ehe gestorben.

Eine halbe Stunde vor Schluß hatte er auf dem Todtenbett noch, die Hände faltend, den Schrei gethan: „Mein lieber Herr Jesus, wenn Du keinen Spaß thätest verstehen, da kunnt's mir schlecht gehen. Gelogen hab' ich wie eine Wachtel und gestohlen wie ein Rab'. Herr, erbarme Dich unser!"

Bald nach diesem Seufzer war es aus mit ihm.

Die Familie im Zudelhause führt ihre Zeitrechnung nicht gerade vom Tode des Vaters und Großvaters an, doch steht es fest, daß heute genau siebzehn Jahre nach seinem Tode verflossen sind. Das Zudelhaus steht aber nicht mehr im Enggraben unter der Felswand, sondern draußen, wo das Thal sich weitet, zwischen Wiesen, Aeckern und Obstgärten. Die drei älteren Buben thun schon wacker mit und so geht's vorwärts. Der Edi ist frisch und heiter, fürchtet sich nur vor Krankheiten und anderen Dingen, die das Leben verkürzen können.

„Siehst es jetzt!" sagte vor Kurzem seine Nessel einmal, „hab' ich's nicht gesagt, damals oben bei den Ahornen: Edi, vielleicht gefällt uns das Leben noch einmal recht gut!"

In den ersten Jahren war es ihm wohl manchmal zu Sinn gekommen, ob er nicht den Revolver sollte suchen gehen, den sie dazumal weit hin ins Gras geworfen hatte. Aber er nahm sich nicht die Zeit dazu; und das war sein Fürnehmen, aus dem Zudelhäuslein müsse ein neuer Hochsteiningerhof werden. Seinen Nachkommen wolle er einschärfen, daß sie ihn besser hüten sollten, als der alte gehütet worden.

Wie der Besitz heute daliegt, ein Hochsteiningerhof ist es zwar noch nicht, aber wenn's so fortgeht, dann kann er's werden. Als der Erzähler dieser einfachen Geschichte vor Kurzem an dem Hause vorbei gieng, stand der Edi an der Hausthür auf einer Leiter (welche die Nessel festhielt, daß sie nicht umfallen konnte) und schrieb mit schwarzer Farbe den Satz darüber: „Gott gesegne den Ein- und Ausgang!“

Wilderers Ende.

Eine Erzählung aus dem baierischen Hochgebirge von Arthur Achleitner.

Goldiger Sonnenglanz war über das stattliche Dorf mit seinem spitzen, kühn aufragenden Kirchthurm ausgegossen; über der majestätischen Zugspitze wölbte sich der wolkenlose Himmel, in seltener Reinheit traten die Grate und Schrofen des Wettersteins hervor, daß man mit unbewaffnetem Auge die Gemsen äsen sehen konnte als winzige, schwarze, sich bewegende Punkte auf den oft noch mit Schnee bedeckten Vorsprüngen mit kümmerlichem Graswuchs. Das Herz lachte Einem bei so einem Kaiserwetter, und dazu war heute Scheibenschießen im Dorfe, ein Festtag für Jung und Alt beiderlei Geschlechts, denn wen draußen auf die Ehrenscheibe bei sinkender Sonne der letzte Schuß abgegeben ist, beginnt der fröhliche Schuhplattler, und da halten die Dirndln so tapfer mit wie die kräftigen Buam in ihrer schönen Gebirgstracht.

Am Stand hatten sich die Schützen und Schützenfreunde von nah und fern eingefunden, vom Ettaler Mandl wie von Graswang, selbst übern Herzogenstand und Heimgarten waren Schützen herübergestiegen vom Walchensee, denn das Johannischießen im Partnachthal will Keiner versäumen, der den Stutzen handhabt und zu den guten Schützen zählen will. Lustig krachte Schuß auf Schuß, pfeifend schlugen die Kugeln ein, mit scharfem Blick und sicherer Hand schossen die wetterharten Schützen Blattl auf Blattl, daß die Zieler dranßen nicht rasch genug anzeigen konnten und schier heiser wurden vor Jauchzen. Im Mittelstand hatten sich die Honoratioren aufgestellt, hier dominierte das neuerfundene Lefaucheux, mit dem aber die Wenigsten guten Schießerfolg erzielen konnten. Nur Einer schoß mit jedem Schuß ins Schwarze und wußte mit dem neuen Gewehr umzugehen besser als der geschickteste Büchsenmacher. So eine Treffsicherheit war doch schon unerhört und sprach sich rasch herum in den Ständen. „Ja, der Alysi!“ sagten die Einen pfiffig lächelnd, dann guckten sie sich verständnisvoll in die Augen und schwiegen. Dort, wo die Förster und Jagdburschen aus dem ganzen Bezirk sich am Stand eingefunden, ballte gar mancher die Faust bei der Kunde, daß der Alysi das zweite Dutzend Blattlschüsse voll und keinen einzigen Fehlschuß habe. Und dabei ist dieser Alysi gar nicht von hier, gar kein Gebirgler, die, wie die Salzburger mit 'm Regendachl, mit der Büchse auf die Welt kommen. „Hoch vom Norden war er gekommen, erzählte ein alter, weißbärtiger Holzschnitzer, „wolltern über München außi, a no weiter als wie von dem Land, die mit uns anno 66 Schläg 'kriegt

hab'n." Der alte Hansl weiß es nicht genau, daß der Herr Alois gar aus Pommern stammte. Davon war freilich nicht viel mehr zu merken, der junge Aloisius war nach München gekommen und hatte dort das Studieren mit dem Stift und dem Pinsel angefangen, bis ein richtiger Maler und noch besserer Zeichner aus ihm geworden war. Alle seine Lehrer waren des Lobes voll über den talentvollen Schüler und seinen Bienenfleiß. Nur im Sommer war von ihm so gut wie gar nichts zu wollen. Wochenlang wußte kein Mensch, wohin er verschwunden, wie vom Wind weggeweht schien er zu sein, bis er nach vielen Wochen, fürchterlich zerschunden, abgebräunt wie ein Araber, wieder bei seiner Quartiersfrau sich einfand. Ach, das Frauerl war dann froh, den fleißigen und kreuzbraven Burschen wieder heil und gesund zu haben, und fragte nicht weiter, wo er gewesen die lange Zeit über. Dann blieb er einmal ganz aus, statt seiner kam ein Brieflein, das dem Frauerl kurz meldete, der Aloisl wäre jetzt bei einem großen Verleger in einer Holz- und Beinschnitzerei als Zeichner, es gienge ihm gut, und weil er nicht mehr nach München käme, solle das Frauerl so gut sein, ihm seine sieben Zwetschken sammt dem Käfig mit dem zahmen Eichkatzerl nachzuschicken.

Lange schon ist Herr Alois in der Schnitzerei; seine Zeichenkunst hat ihm allgemeine Achtung und seinem Principal großen Gewinn eingebracht. „Der Alysi, ja dös is a Mandl!" sagten die Dörfler, und noch lieber hatten sie ihn, wie er mit der Zeit die herrische Tracht ablegte und das Bergerg'wandl anzog. Im Anfang waren seine Knie allerdings so weiß, wie das junge Elfenbein in der Schnitzerei, aber es dauerte gar nicht lange, da waren Knie und Knöchel tiefbraun, fast zu braun, sodaß die jungen Burschen beim Husarenwirt ihn hänselten und mit einem großen Wäschestrippler ihm den Kaffeesatz als Färbemittel 'runterwaschen wollten. Aber die Farbe war echte Sonnenarbeit und ließ sich nicht verwischen.

Bis ins Tirol hinein war der Ruf von Alysis Zeichenkunst gedrungen; er war ein Meister geworden, ein Künstler, der mit wenigen Strichen die gelungensten Porträts fertig brachte. Von Mittenwald herüber, aus Tirol kamen die Anträge; die Verleger vom Ammersee rissen sich um den jungen Künstler, jeder wollte ihn für sein Geschäft haben und bot hohen Lohn, aber Alysi blieb zur Freude seines Verlegers, er war nicht zu bewegen, das nette Dorf zu verlassen. Dieser Anhänglichkeit zu Liebe drückte der Verleger ein Auge zu, um die häufige Abwesenheii Alysis vom Geschäft nicht zu sehen. Nicht, daß deshalb das Geschäft darunter litte, o nein, aber eine Unregelmäßigkeit war es eben doch. Wenn man wenigstens gewußt hätte, wohin er denn jedesmal verschwinde, aber Alysi blieb stumm wie die Forellen in der Partnach.

In dem unter Tannendickicht verborgenen, mit einem mächtigen Hirschgeweih an der Stirnseite gezierten Hause munkelte man bereits etwas von den heimlichen Ausflügen des Herrn Alysi, allein es war noch keinem Jagdgehilfen oder Forstaufseher gelungen, näheres zu erfahren. Der Oberförster sagte nur eins: „Sauber ist's mit dem Burschen nicht. Ich glaub' immer, der geht uns ins Gäu!"

Heuer war es das dritte Scheibenschießen, das Alysi mitmachte. Unbegreiflicherweise war er schon beim ersten Schießen ein ausgezeichneter Schütz, der einen aufgeworfenen Zwoaring (Zweipfennigstück) in der Luft traf und zum Aerger des Forstpersonals als grüner Junge, dem noch nicht einmal ein ordentlicher Schnauzer gewachsen, Schützenkönig wurde, weil er nur Schwarzschuß und nicht einen Fehlschuß hatte. „Wo der Kerl nur so verteufelt schießen g'lernt hat!"

wüthete der lange Jagdgehilfe, dem es heuer so ergieng wie dem Max im „Freischütz,“ dann faßte er den Entschluß, dem Alysi auf die Finger zu gucken.

„Abschießen, abschießen!“ hieß es, als die Schützen die Fliege vorne an der Gewehrmündung nicht mehr zu erkennen vermochten. Rasch brach die Dämmerung herein, wer jetzt noch einen Treffer machen wollte, mußte Augen wie ein Adler oder Luchs haben oder mit dem Teufel im Bunde stehen. Die meisten Schützen hatten das Feuer eingestellt, die Stutzen in den pulvergeschwärzten Händen, umstanden sie den Mittelstand, wo Alysi auf Wunsch seiner engeren Schießgesellschaft noch einen letzten Schuß abgeben sollte. Man hatte sich nämlich zu einer Wette geeinigt, die jüngeren Schützen und anscheinend gute Freunde des Alysi hielten einen abermaligen Blattlschuß für gewiß, während die älteren Herren, meist Verleger und Instrumentenfabrikanten aus der Nachbarschaft, auf einen Weißschuß einen ganzen Banzen Murnauer Bier wetteten. So concentrierte sich das gesammte Interesse auf den einen letzten Schuß; dicht gedrängt bildeten die Schützen einen Halbkreis um den Alysi, der nun den Stutzen ergriff, scharf durch die Dämmerung nach der Scheibe äugte, eine Zeitlang zielte und dann abdrückte. Gespannt blickten Alle hinaus auf die Scheibe, begierig, was der Zieler melden werde. Ein heller Juhschrei, und mit der rothen Fahne zeigte der Zieler mitten ins Herz der Scheibe. Abermals ein Blattlschuß! Trotz der Dämmerung! In das Beglückwünschen der Schützen mischte sich ein derber Fluch des Jagdgehilfen, der in seinen Bart hineinbrummte, daß er sich hängen lasse, wenn der Kerl nicht das Schießen droben gelernt, und dabei zeigte der Jäger auf die schwarz herüberglotzenden Steinwüsten der Zugspitze.

Nun gieng's nach dem Wirtshaus, wo der verlorene Banzen geopfert werden sollte. Die Maderln standen schon bereit in ihrer schmucken Tracht mit Silbergeschnür am Mieder und um den Hals, und das fesche Hütel mit dem weißen Federflaum auf dem Kopf. Schon stimmten die Musikanten ihre Instrumente, die Kellnerin hatte eben das frische Faßel Bier angestochen, die ersten Tacte der kräftigen Musik ertönten, der Schuhplattler gieng los, lustig kreisten die Paare, Juhschreie ertönten dazwischen.

Und lusti und schneidi
Geht's auf amal zua,
Es draht sih fein s Deandl,
Es schnackelt da Bua.

Einer der Fidelsten bei solch festlichem Tanz war sonst der Herr Alysi, er strampfte so wacker mit, als hätte seine Wiege am Ettaler Mandl und nicht in Pommern gestanden. Und die Maderln hatten den schmucken Künstler, der sich so gar nicht überhob und nicht mehr sein wollte, wie die übrigen Dörfler auch, merkwürdig gern, selbst auf die Gefahr hin, daß der „Bua“ die „Speanzlerei“ nicht leiden will. Manches Augenpaar sah sich nach dem Alysi um, aber er war nicht zu erblicken. Im Gewühle tauchte nur der lange Jäger auf, es litt ihn nicht im Forsthause; der Meisterschuß des Alysi bei einem Licht, bei welchem man eine schwarze Katze nicht mehr laufen sieht, ließ ihm keine Ruhe. Er suchte sonst die Gesellschaft der jungen Bursche nicht, von denen er manchen mit dem Amtsrichter bekannt machen mußte, nachdem er ihn mit einem Gambserl oder Rehbock erwischt hatte. Der Jäger, ein tüchtiger Mann in seinem Berufe, wollte sich überzeugen, ob Herr Alois an den Tafel- und Tanzfreuden theilnehme oder nicht. An keinem Tisch, auch oben nicht im heißen Tanzsaal war der Gesuchte zu erblicken; mißmuthig zog der Jäger ab und trollte dem Forsthause zu, wo ihn der Oberförster bereits erwartete mit dem Auftrage, heute Nacht noch nach dem oberen Revier, dem Wetterstein zu, aufzu-

brechen, wo vom eben heimgekehrten Aufseher Wildschützen gespürt worden seien. Da gab's nun keine Widerrede. Der Jagdgehilfe ließ sich die Gegend genau beschreiben, wo der Aufseher vom Tagdienst den verdächtigen Schuß gehört und die Rehlosung gespürt hatte, hängte den Rucksack und Stutzen um, griff zum Bergstock und marschierte ab.

Alysi hatte das Durcheinander nach seinem Meisterschuß benutzt, um in der Dunkelheit unbemerkt zu entwischen. Mit raschen Schritten eilte er seiner am Ende des Dorfes gelegenen Behausung zu, wo er den Scheibenstutzen an den Nagel hieng, ein Nachtlicht ansteckte, daß man an seine Anwesenheit glauben sollte, und dann vorsichtig und still das Hausthor schloß. Mit seinen Katzenaugen durchbohrte Alysi die stockfinstere Nacht, es war Niemand, kein Lauscher zu beobachten. Gebückten Körpers, in mächtigen Sätzen sprang Alysi mit der Leichtigkeit einer Gemse querfeldein im Wiesengraben, bis der ansteigende Bergwald ihn aufnahm. Nun gilt es einen scharfen Marsch schräg durch den Hochwald, bis Alysi den Wechsel erreicht, wo er einen Capitalbock ausgesichtet und seinen Zwilling in einem hohlen Baum versteckt hat. Für die Luchsaugen des Alysi bot der Marsch durch den finstern Hochwald so wenig Schwierigkeiten wie eine Promenade auf der Maximilianstraße in München. Er fand den in der Dunkelheit fast unkenntlichen Steig sicher und schritt ohne viel Geräusch mit mächtigen Tritten aus, um noch vor Mondesaufgang am Wechsel zu sein. Ab und zu hielt er plötzlich inne, um zu horchen. So recht traute er heute den Forstleuten doch nicht, wenn er sie jetzt auch bei Bier und Tanz im Dorfe wußte. Der pflichttreue alte Fuchs von einem Oberförster kannte die Kniffe zu genau und sistierte gerade an solchen Festtagen am allerwenigsten den Jagddienst.

Nach mehrstündiger angestrengter Wanderung erreicht Alysi den Sattel und dann den Wechsel. Im Nu hat er seinen Zwilling schußfertig. im Dickicht liegend, wartet er auf sein Wild, regungslos, wiewohl ihm die Schläfe pochen vor Erregung und Jagdlust. Aber er meistert sich, um einen sicheren Schuß zu erhalten. Wie oft in den letzten Jahren hatte er Tage und Nächte, ohne Nahrung, den wüthendsten Hunger mit Brombeeren und Hetschepetsch stillend, auf dem Anstand verbracht, oft gespürt und verfolgt von den Forstleuten, die über seine Jagdthätigkeit ganz rabiat wurden. Aber erwischt haben sie ihn nie, auch nicht einmal erkannt, denn er pflegte sich stets das Gesicht zu schwärzen. Auch heute.

Eben geht der Mond auf und übergießt das Thal wie hier heroben Wald und Lichtung mit seinem sanften Silberlicht. Da eben hat ein dürrer Ast geknackt, wie wenn ein Fuß darauf getreten wäre. Scharf horcht Alysi hinaus in die Nacht, er windet ab, richtig, sein geschärftes Gehör erfaßt das Geräusch vorsichtig gedämpfter Tritte — kein Zweifel — ein Jäger! Sachte und lautlos schleicht sich Alysi nun von Stamm zu Stamm, vorsichtig das Mondlicht meidend. Wenn er den Bogen um die Lichtung gemacht, ehe der Jäger den Sattel erreicht, dann ist er geborgen. Fast hat er den Bogen schon vollendet, nur noch einige Schritte, wie ein Schatten huscht er vorüber, in einem einzigen Sprung, nun umfängt ihn wieder der finstere Hochwald. Aber so schnell Alysi durch die Oeffnung geflogen ist, gerade in diesem Moment hat der lange Jagdgehilfe den Sattel erreicht und just noch den forthuschenden Schatten erblickt. Für den Jäger ist die Situation augenblicklich geklärt, auch er kennt den Wechsel und weiß nun, daß ein Wilderer dagewesen, dessen feines Gehör die Annäherung des Jägers rechtzeitig vernommen hat. Zweifellos flüchtet

der Wildschütz hinauf, den Latschen zu, aber der Anstieg zur oberen Scharte ist mühsam, wer ihn nicht genau kennt, kann kaum entrinnen oder er stürzt ab. Frohlockend nimmt der Jäger die Verfolgung des Schattens auf, rasch, aber doch vorsichtig, auch er vermeidet die vom Mondschein hell beleuchtete Lichtung, nur braucht er jetzt nicht mehr zu schleichen, der Wilderer weiß, daß er verfolgt wird, zunächst entscheiden die Beine. Hastig geht es aufwärts, immer in Deckung von Sprung zu Sprung, der Wald wird lichter, die Latschenregion beginnt, vom Mondlicht übergossen blinken die Felsen entgegen. Der Jäger hält hinter einem Stamm verborgen an und visiert scharf das Terrain ab. Eben raschelt es in den Latschen, im Nu ist die Büchse an der Backe, ein Gewehrlauf blitzt dem Jäger entgegen, der Wilderer schlagt an, noch ein Moment! — ein Druck — krachend bricht der Knall sich an den Felswänden. Der Wilderer springt auf, will den Stutzen noch einmal heben, doch die Kräfte schwinden, lautlos stürzt er zusammen, des Jägers Kugel hat ihr Ziel getroffen. Nun springt der Jäger vor und auf den Wilderer zu, der röchelnd verscheidet. Er hebt den Oberkörper, hier rieselt aus der durchschossenen Brust das warme Herzblut nieder, er wendet das geschwärzte Antlitz des Wilderers dem Mondlicht zu, fast sind die Gesichtszüge nicht zu erkennen, aber er erkennt den Gegner doch, wirklich ist's der Alysi. Also doch! Rasch stopft er mit dem Taschentuch die blutende Wunde. Zu spät, das Leben ist bereits entwichen.

— — — — — — —

Am Morgen kommt die vom Jäger herbeigeholte Gerichtscommission auf den Schauplatz des nächtlichen Kampfes. Noch liegt der todte Wilderer, wie ihn der Jäger verlassen. Die Beamten durchsuchen des Todten Taschen, in der Brusttasche steckt etwas Hartes, ein Notizbuch. Ein Laut der Ueberraschung entfährt dem Munde des Richters! Welch' wichtiger Fund! Der todte Wilderer, bekanntlich ein eminenter Zeichner, hat in diesem Büchlein alle seine Jagdgenossen porträtiert, wie er gewissenhaft alle seine Erlebnisse, Jagdabenteuer und Wildwechsel aufgezeichnet hat. Ganze Jagdpläne fanden sich vor, ja auf einer Blattseite waren sogar die Adressen der Wildhehler notiert mit der Angabe der an sie abgegebenen Wildstücke.*) Dieser Fund war für die Behörde von außerordentlicher Wichtigkeit, er ermöglichte, ein ganzes Wilderernest auszunehmen und der Strafe zuzuführen.

Ruhe und Ordnung trat darauf in den Revieren ein, lange Zeit hat man keinen Wilderer mehr gespürt.

*) Thatsache. A. d. V.

Bitte, das Fenster zu schließen!

Eine Liebesgeschichte aus dem Leben von Rosegger.

Die merkwürdige Geschichte ereignete sich vor etwa zwanzig Jahren, als die Naturschönheiten des Semmerings noch nicht entdeckt waren. Die Durchreisenden bewunderten nur den Eisenbahnbau und die Gegend vom Coupeefenster aus. Ich strich freilich schon damals in kreuz und krumm durch das eigenartig reizende Gebiet, aber ich war ein wenig traumhaft und unstet dabei, es fehlte mir für landschaftliche Schönheit die richtige Beschaulichkeit, denn in mir war der süße Unfrieden der Liebe aufgestanden. Ich kann gerade nicht sagen, daß ich den Weibern nachgieng, aber etwas Aehnliches muß es doch gewesen sein, denn ich gerieth allemal in eine unerklärliche Aufregung, so oft ich ein Mädchen sah, ich prüfte jedes, das mir zu Gesichte kam, auf seine Schönheit und Herzigkeit hin, was sonst nicht meine Sache gewesen. Manchmal wich ich einem hübschen Kind in weitem Bogen aus, um ihm hintendrein in gerader Linie nachzulaufen und endlich, in ein Gespräch mit ihm verwickelt, mich zehn Meilen weit hinwegzuwünschen. Solche Flucht und Suche dauerte mehrere Jahre. Ich gieng auf den Straßen, stieg im Gebirge umher, zur Winters- wie zur Sommerszeit. Jedes junge Weib, das ich sah, gab Stoff für zwei Gedichte, anfangs für ein liebesseliges, schließlich für ein elegisches. Das eine machte mich nicht mägerer, das andere nicht fetter — das Ganze war ein holdes Blühen des Herzens.

An einem frostigkalten Winterstage war es, als ich nach wohlgemuther Bergwanderung auf der Station Semmering in den Eisenbahnzug stieg, um nach Graz zu fahren.

Im Coupee saßen zwei Damen, anscheinend feinerem Stande angehörig, denn ihr Gehaben war ein vornehm nachlässiges, leichthin ungeniert und ein wenig gelangweilt. Es war eine ältere Frau und ein junges, eben aufblühendes Mädchen. Gleichzeitig mit mir war ein Herr eingestiegen, der ebenfalls die Winterschönheit des Semmerings genossen haben mochte. Er hatte ein ernstmännliches, frischgeröthetes Gesicht mit blondem Haar und Bart und mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Er setzte sich mir gegenüber, kümmerte sich nicht weiter um die Reisegenossen und diese sich nicht um ihn. Die Frauen saßen beim anderen Fenster, schauten aber nie hinaus. Die ältere Dame las in einer französischen Zeitung, welche sie kaum weniger zu langweilen schien, als die Umgebung; sie machte dabei schläfrige Augen. Die junge Dame — dieses Mädchen war so schön und so süß anzuschauen, als wäre es eine aus dem Rahmen gestiegene Raffael'sche Madonna. Ich schaute es denn auch ununterbrochen an. Sie schien, nach einzelnen welschen Worten zu schließen, die sie an die Mama richtete, eine Französin zu sein, doch ich ward bei dem Anblicke ihrer schwarzen Augen, ihres rothen Mündchens und ihrer goldenen Haare ganz großdeutsch, denn ein schöneres Schwarz-Roth-Gold hatte ich mein Lebtag noch nicht gesehen.

Um ihre Achseln hielt sie einen weichen, pechschwarzen Pelz geschlagen,

denn sie hatte das Fenster halb herabgelassen, so daß die frische Winterluft hereinstrich.

Diese frische Winterluft strich oben an der Wand hin und kam gerade in die Ecke herüber zu mir. Eine gute Weile hielt meine im Anschauen des schönen Fräuleins genährte Liebesglut Stand, allmählich aber kam ich auf den Gedanken, mein Tuchröcklein enger zusammenzuziehen und mit dessen Schoßflügeln meine Schenkel zu decken, so gut es gieng. Trotzdem steigerte sich die Nothwendigkeit, um das Zumachen des Fensters bitten zu müssen. Ich sann mir eine sehr artige Form aus und suchte den weichsten, bescheidensten Ton meiner Stimme hervor. Noch säumte ich mit der Anwendung. Allein, da die Luft immer stärker strich und sich immer tiefer in mich hineinfröstelte, so räusperte ich mich. Und ein Weilchen, nachdem ich mich geräuspert hatte, richtete ich meinen Oberkörper etwas auf, neigte meinen Kopf gegen die holden Nachbarinnen hin und sagte: „Dürfte ich die Damen höflichst bitten, das Fenster zu schließen? Es ist ein wenig kalt.“

Das junge Fräulein warf einen unbefangenen Blick auf mich; die ältere Dame zuckte mit ihren Achseln und sagte, ohne ihr Gesicht zu bewegen, etwas wegwerfend: „Thun Sie es selbst, wenn Sie frieren.“

Erschrocken blickte ich auf das Fenster an meiner Seite, dieses war aber sorgfältig geschlossen. Sie hatte also gemeint, daß ich das Fenster an ihrer Seite zumachen sollte.

„Recht gern!“ war meine Entgegnung, und mit großer Vorsicht, daß ich nicht etwa auf die Kleider der Frauen trete oder sie sonst wie ungebührlich berühre, neigte ich mich über sie hin, wobei es mich freilich schier mehr gegen die Junge, als gegen die Aeltere ziehen wollte. Doch gelang es mir ohne jeglichen Unfall, das Fenster emporzuziehen, wonach ich mit artiger Verbeugung an meinen Platz zurücktrat.

Ich fühlte mich nun recht behaglich, lehnte mich in meine Ecke, lugte mit halbgeschlossenen Augen das wunderbare Fräulein an und dachte, wie es wäre, wenn ich selbiges zum Weibchen hätte. Da begann sie sachte die Handschuhe auszuziehen, aus dem Handtäschchen eine Orange hervorzukramen und dieselbe mit ihren Rosenfingern zu schälen. O beneidenswerthe Frucht, in deren Fleische diese Finger wühlen! — Sie verzehrte die Orange, dann öffnete sie halb den Fensterschuber, um die Schalen hinauszuwerfen — und vergaß ihn zu schließen.

Es kam wieder der eisigkalte Strom, ich that aber lange nichts desgleichen. Der Herr mir gegenüber hatte sich einen Plaid über die Knie gelegt und saß sehr ernst und ruhig da, so daß ich nicht wußte, ob er das offene oder das geschlossene Fenster wünschte. Auch er blickte übrigens mit halbgesenktem Auge auf die Damen. Plötzlich riß mich etwas ein wenig am linken Ohr, aber nicht außen am Läppchen, sondern inwendig am Nerv. Das war der kalte Luftzug. Ich war der Meinung, daß die Jugend wohl die Zeit der Liebe, aber nicht die des Rheumatismus sei, stand auf, neigte mich lautlos über das holde Fräulein und schloß das Fenster.

Ein giftiger Blick von der älteren Dame, ein mitleidiger von der jungen — nichts weiter.

So gieng es wieder ein Weilchen in bester Eintracht, da war es etwa bei Pernegg, daß es dem Fräulein einfiel, nach der schönen Gegend auszublicken. Auf dem Fenster waren dichte Eisblumen, sie mußte also dasselbe öffnen, um hinausschauen zu können. Schön war's freilich draußen! alle Bäume und Telegraphenstangen voll Reifnadeln, auf der Mur schwammen ganze Eisflotten und das liebe Fräulein lehnte, den Pelz zwiefach um den Oberkörper geschlagen, am Fenster und blinzelte auf die Mama hin, die ebenso verständnisvoll zurückblinzelte,

als wollten sie sagen: Es nützt ihm nichts, das Fenster ist offen!

Ich stülpte nun meinen Rockkragen über Ohren und Wangen herauf, versteckte die handschuhlosen Hände in die gegenseitigen Aermel und suchte in solcher Einpuppung den Winterschlaf zu schlafen. — Jetzt stand der Herr mir gegenüber auf, trat an die Damen und mit einer wahren Donnerstimme rief er folgende Worte: „Meine Damen, ich bitte das Fenster zu schließen! Kennen Sie das Reglement nicht, so wird's Ihnen der Schaffner lehren! — Kennen Sie die Sitte der Gebildeten nicht, so reisen Sie in der vierten Classe! Eine solche Rücksichtslosigkeit ist mir noch nicht vorgekommen! Dieser Herr hat zweimal höflich zugemacht, Sie verdienen keine Artigkeit, Sie sind prätentiös, Sie sind unverschämt! Pfui!" damit riß er das Fenster so heftig hinauf, daß die Scheibe klirrte.

Die ältere Dame hatte versucht, den Mund zu öffnen, war aber vor Staunen über den wilden Sturm, wie sie einen solchen kaum je erlebt haben dürfte, sprachlos geworden. Die junge hatte nur so ein wenig mit den Augen gezwinkert, als gienge ein scharfer Wind. Der Herr war wieder an seinen Platz zurückgegangen und blickte finster vor sich hin. Die Damen saßen wie versteinert da und starrten sich gegenseitig an in tiefster Betroffenheit.

Von jetzt an blieb das Fenster zu. Als der Zug in Graz einfuhr, jammerte die ältere Dame — es war wie Hilferuf — nach dem Schaffner und begehrte in ein anderes Coupée umzusteigen. Ich sah der jungen noch einmal in das schwarz-roth-goldene Banner, aus welchem mir ein Meer von Verachtung entgegenfluthete. Dann verließ ich mit Betrübnis den Zug.

Das kleine Erlebnis war vorüber, ich vergaß es bald. Da kam im Frühlinge desselben Jahres davon noch das Beste.

Am Pfingstmontag fuhr ich nach Obersteier. Der Eisenbahnzug war überfüllt von Grazer Ausflüglern und der Schaffner mußte mir mit einigem Widerwillen ein besonderes Coupée aufmachen. In demselben saßen nur zwei Personen, und zwar der Herr mit wohlgeröthetem Gesicht, blondem Haar und Bart und das Schwarz-Roth-Gold-Fräulein, die Freundin frischer Winterluft. Ich hatte sie sofort wieder erkannt. Trotzdem draußen nicht Winter, sondern prangender Mai war, hatten sie doch beide Fenster geschlossen und sogar noch die grünen Vorhänge niedergezogen. Wie sich doch die Zeiten ändern!

Ich drückte mich ganz bescheidentlich in den Winkel und nahm mir vor, ihnen in keiner Weise unangenehm zu werden. Anfangs hatten sie ihr Mißbehagen ob des neuen Hausgenossen nur schlecht verhehlt, bald jedoch merkte ich, wie sie mich von der Seite anguckten und miteinander flüsterten. Plötzlich wandte sich der Herr zu mir und sagte: „Um Verzeihung, ich glaube, daß wir schon alte Bekannte sind!"

„Ich glaube fast auch," war meine Antwort.

„Ah, das ist gut!" rief er. „Wie doch der Zufall launig ist! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Karte biete!"

„Oh schön! Danke sehr!"

— Wilhelm Felke, Oeconom aus Saalfeld in Thüringen — las ich auf der Karte.

„Und hier!" sagte er, gegen die Dame deutend, „meine Frau!"

„Ah!" Mein Erstaunen war echt.

„Nicht wahr?" lachte der Ehemann, „wie sich das fügt! Und Sie sind auch mit Ursache. Erinnern Sie sich noch? Es ist ja auf dieser Strecke gewesen, zwischen Semmering und Graz. Jawohl, damals hatten wir uns kennen gelernt, nicht wahr, Irene?"

Sie erröthete ein wenig.

„Damals war mein Weibchen noch etwas wild!" lachte er und rieb seinen Bart an ihrer Wange. Mir kam es

sonderbar vor. Es schien wirklich, als ob sie auf einer Hochzeitsreise begriffen wären. Aber wieso nach Norden hochzeitsreisen? fragte mein Daumen. Vielleicht weil im Norden die Tage kürzer sind, antwortete der Zeigefinger.

Endlich hatte der Mann Erbarmen mit meinem verblüfften fragenden Gesichte. Der Zug dampfte munter in den Mai hinein und der Herr Wilhelm Felke, Oeconom aus Saalfeld in Thüringen, erzählte die kleine Geschichte.

Im Jahre zuvor hatte er eine Reise nach dem Süden gemacht, bei welcher er Wien und das Semmeringgebiet, von dem er schon so Manches gehört, einer näheren Besichtigung unterzog. Zwischen dem Semmering und Graz ereignete sich der Auftritt im Waggon. In Graz stiegen die beiden Damen, wie bekannt, in ein anderes Coupée um, wo die Aeltere wüthend über die unerhörte deutsche Bärenhaftigkeit loszog, die Junge aber schwieg und allmählich zu weinen anhub. Die heftigen Worte des fremden Mannes waren ihr sehr tief gegangen, sie gestand sich sogar, daß er recht, sie aber unrecht gehabt hätte. Auf der Grenzstation Cormons hatten die Damen Anstände mit den italienischen Zollbeamten. Wilhelm Felke stand nicht weit davon und da er merkte, daß diesmal die Frauen recht hatten, trat er hinzu und wahrte nun eben so energisch ihr Recht, als er früher in Bezug auf das Fenster sie an ihre Pflicht erinnert hatte. Wieder in ihr Coupée zurückgekehrt, ergieng sich die Aeltere in Lobesworten über den Menschen, in welchem trotz der rauhen Art, die ihm anhänge, doch edle Ritterlichkeit stecke. Das Fräulein schwieg und hub wieder sachte zu weinen an. In Florenz begegneten sie den Mann in der Gallerie Pitti, er grüßte kühl aber höflich; die ältere Dame dankte sehr verbindlich, die Junge schlug ihre Augen zu Boden. In Rom bewohnten sie mit ihm zufällig dasselbe Hotel und trafen sich täglich bei der Table d'hôte, wo sie miteinander Bekanntschaft machten. Nach Neapel fuhren sie in einem und demselben Coupée und die Damen verlangten kein anderes. Hier konnte er ihnen ja erlauben, die Fenster zu öffnen. Auf der Seefahrt nach der Insel Capri hatten sie den Herrn Felke schon um seinen Schutz gebeten, er löste für sie die Karten und besorgte ihr Reisegepäck. Auf der Kahnfahrt durch die blaue Grotte schmiegte sich das Mädchen bereits an seinen Arm, weil es Schwindel bekommen hatte. Auf der Rückreise begleitete er sie durch den Mont Cenis-Tunnel in ihre Heimat nach Lyon, wo die Frauen ein Stadthaus und vor der Stadt eine Villa besaßen. Dort war er zwanzig Tage lang ihr Gast; als die zwanzig Tage vorüber waren, feierte Wilhelm mit Mademoiselle Irene Challois die Verlobung, hierauf reiste er rasch ab nach Thüringen.

Anfangs Mai kehrte er zurück nach Lyon, um sich mit ihr trauen zu lassen und dann machten sie die Hochzeitsreise in umgekehrter Weise über Oberitalien nach Venedig, Graz und Wien nach Hause.

Das war die ganze Geschichte, die Herr Felke mir erzählt und die die junge Frau manchmal durch ein leichtes Kopfnicken, manchmal durch ein schalkhaftes Lächeln, manchmal durch ein reizendes Erröthen bestätigt hatte.

Er fragte sie hernach scherzhaft, ob sie es schon bereue, sich in die Klauen des deutschen Bären gegeben zu haben. Sie antwortete: „Wilhelm! Du gefällst mir ganz gut, soll ich Dir aber sagen, wann Du mir am allerbesten gefallen hast?“

„Nun?“ fragte er.

„Als Du an jenem Wintertage das Donnerwetter über uns losließest. Ich hatte bishin nichts Aehnliches von einem Herrn erfahren. Die Herren in Frankreich sind alle so glatt, artig, galant — fade. Ich hatte nie einen

Mann im Zorn gesehen, und da sind sie doch am allerschönsten."

— O weh, dachte ich, da wird sie ihren Mann sehr oft schön machen wollen!

„Ganz im Ernst!" fuhr sie mit Lebhaftigkeit fort, „in jenem Augenblick, Wilhelm, hab' ich mich in Dich verliebt. Es ist wahr, wir Frauen fordern von den Herren die größte Rücksicht und Zartheit, und wenn sie immer rücksichtsvoll und zart sind, dann werden sie uns langweilig."

Das ist ein Standpunkt! dachte ich mir, und wie sehr war ich damals mit meiner blöden Höflichkeit auf dem Holzweg gewesen! Sie hatte sich ja geradezu über mich lustig gemacht, während die derbe Zurechtweisung ihr Achtung einflößte. — Man kann sich daraus eine Lehre ziehen!

Im Mürzthale stieg ich aus. Das junge Ehepaar hatte mich als den Zeugen seiner Liebesgeschichte eingeladen, es gelegentlich einmal in Thüringen zu besuchen. Erst zwölf Jahre später fand ich Gelegenheit, bei Wilhelm Felke in Saalfeld einzukehren. Er war Besitzer eines großen Hofes, einer Fabrik und eines halben Dutzend von herrlichen Buben, die ihm seine Frau geschenkt hatte. Frau Irene war rundlich und heiter und immer noch sehr schön in ihrem Schwarz-Roth-Gold. Ich wurde wie ein alter vertrauter Freund behandelt.

Eines Abends, als wir im Gartenhause bei einem Glase Wein saßen und von einem im Westen aufsteigenden Gewitter der kühle Luftzug hereinstrich, sagte Herr Wilhelm: „Liebes Kind, wollen wir nicht das Fenster schließen?"

„Ja, mein Schatz!" antwortete sie, und ohne ihm dazu Zeit zu lassen, that sie es selbst. — Wenn jedes Weibchen bei vernünftigen Wünschen des Mannes so dienstwillig wäre — dachte ich, — wie viele Verschnupfungen in der Ehe könnten vermieden werden!

Herr Wilhelm blinzelte mich an und flüsterte: „Das freut mich am meisten von ihr, daß sie mit Absicht meine Schönheit noch niemals zu steigern gesucht hat."

Lieder

von **Maurice Reinhold von Stern.***)

Es reut mich nicht!

Es reut mich nicht, was ich um dich gelitten,
Du stumpfes Volk, dem ich ein Rufer war!
Mich reut kein Streit, den ich um dich gestritten,
Mein Blut und Hirn bring' ich als Opfer dar.
Ob auch das Herz in wildem Krampfe bricht:
Es reut mich nicht!

Schlagt zu, ihr rohen, unbedachten Hände!
Beschimpft und schändet, höhnt und lästert mich!
Es gibt ein Urtheil und es gibt ein Ende,
Und selbst in euren Schädeln wird es Licht.
Ob auch die Welt mir Dorn an Dornen flicht:
Es reut mich nicht!

---

*) Aus dessen Sammlung: „Excelsior!" Neue Lieder. (Zürich. Verlagsmagazin.) Vorstehende Proben bekunden ein nicht gewöhnliches Talent und dürften geeignet sein, für das Büchlein Interesse zu erwecken. Die Red.

Haßt und verachtet mein verarmtes Leben,
Hetzt mich in öde Geistesnacht hinab! —
Ich fühle es an meines Herzens Beben:
Einst steht ihr noch bewegt an meinem Grab!
Einsam und müd', den Tod im Angesicht:
Es reut mich nicht!

Sei mir gepriesen, wildes Hohngelächter!
Du leitest mich wie im Triumph ans Ziel;
Seid mir gegrüßt, ihr Spötter und Verächter
In meines Lebens derbem Possenspiel!
Stärker, denn ihr, ist meine Zuversicht:
Es reut mich nicht!

Beweine nur mein „wild-verfehltes Leben,"
Du heim'sche Sippe, blind für deine Zeit!
Mehr hab' ich euch, als ihr mir zu vergeben,
Und Sünden gibt es, die kein Gott verzeiht.
Ihr schwählt im Dunkel, ich verbrenn' im Licht:
Es reut mich nicht!

Sagt, was ihr wollt, ihr klugen Pharisäer —
Es gibt kein Opfer, das vergeblich ist!
Der trunk'ne Schwärmer steht der „Gottheit" näher,
Als der ernüchterte moderne Christ.
Ob auch umringt von Dunkel, mauerndicht:
Es reut mich nicht!

So ruf' ich es hinaus zum letzten Male
Durch Hohngelächter, das ins Ohr mir gellt:
Wohl springt das Glas und es zerbricht die Schale, —
Der Geist ergießt sich in die weite Welt!
Drum juble ich, selbst wenn die Schale bricht:
Es reut mich nicht!

Mein Aschenbrödel.

Ich durfte grollen
Und mußte klagen
Und aus dem Vollen
Die Wahrheit sagen, —
Doch mit dem Herzen
Halt' ich dich fest; —
Das ist ein Schuft,
Der die Heimat läßt.

Ein stolzes Mädel
Schienst Du mir zwar, —
Ein Aschenbrödel
Bist Du fürwahr!
Die volle Tasche
Frißt Deine Scham —
In Sack und Asche
Dein Bräutigam!

In wildem Bäumen
Peitschte ich zu,
In meinen Träumen
Doch schwebtest Du!
Trotz allem Trödel —
Ich hab' Dich lieb!
Mein Aschenbrödel,
Vergib, vergib!

Nur fein geduldig,
Mein Liebchen Du!
Ich bin Dir schuldig
Den gold'nen Schuh. —
Einst woll'n wir kosen
Herzinniglich;
Mit Dorn und Rosen —
Ich liebe Dich!

Winterandacht.

Da glänzt in die schneeige Winternacht
Der Mond, verklärend und kalt;
Es glitzert in funkelnder Silberpracht
Der Reif an den Bäumen im Wald.
O Welt, wie bist du so schön!

Es spiegelt sich zitternd der Zauberschein
Im blank-gefrorenen See;
Es blinken die ewigen Sternelein,
Die fernen, in lockender Näh'.
O Welt, wie bist du so schön!

Und dorten des Stromes Silberband
Durchblitzet funkelnd die Nacht;
Umsäumt ist der leuchtende Uferrand
Vom Schnee in demantner Pracht.
O Welt, wie bist du so schön!

Es gleitet des Mondes Schattenstreif
Dahin über Dorf und Wald
Und lieblich erklingend durch Schnee und Reif
Ein silbernes Glöcklein erschallt:
O Welt, wie bist du so schön!

Frühling im Winter.

Eisiger Flaum
Rieselt vom Baum,
Aber im Traum
Löst sich der schaurige Bann.

Frühling ist heut',
Wenn es auch schneit!
Farbig zerstreut
Lächeln Blumen in Thränen mich an.

Plätschernder Quell —
Funkelnd und hell
Plaudert die Well'
Silberlachend durch Kiesel ins Thal.

Leuchtende Au,
Wiese im Thau,
Viel Sterne blau,
Duftig schimmernd in grünlichem Strahl:

Wonnige Welt,
Seidenes Zelt,
Bauschig geschwellt, —
Himmel, du zitternder Baldachin:

Seid benedeit!
Wenn es auch schneit,
Frühling ist heut'
Jauchzend im Reich meiner Phantasien!

Leid und Lied.

Und schlägt Dein Herz auch noch so wild
Ob Feindes Uebermuth,
Daß Dir die Zornesader schwillt
Und höher wallt Dein Blut:
Halt an, sobald der Rausch verflieht —
Für jedes Leid ein Lied!

Und würgt ein Weh mit harter Hand,
Und quält Dich stummer Gram!
Hat Dich die arge Welt verkannt,
Versenkt in Schmach und Scham;
Und wenn Dir sonst ein Leid geschieht:
Für jedes Leid ein Lied!

Es brach Dein Lieb die Treue Dir,
Die Freundschaft feiger Muth;
Du weinst, ein zweiter König Lear,
Um eigen Fleisch und Blut;
Und wenn Dich alle Welt verrieth:
Für jedes Leid ein Lied!

So wirst Du auch im Herzeleid
Getrost und heiter sein,
Und nie in trüber, schwerer Zeit
Dein Heiligthum entweih'n.
Blind ist der Haß, die Liebe sieht —
Für jedes Leid ein Lied!

Schnitterlied.

Schon erglüht der Rosenfarbe
Dämmerschein;
Wie ein Schnitter auf der Garbe
Schlaf' ich ein.

Keinen Lorbeer, keine Palme
Will ich mehr;
Liegen doch die reifen Halme
Rings umher!

Ach, es war, Ihr Freunde wißt es,
Wild die Glut;
Ewig ruh'n — nach Allem ist es
Kühl und gut.

Kühlet, kühlt ihr Abendwinde
Meine Stirn!
Blink' durch's Blätterdach der Linde
Nachtgestirn!

Spiele mit den wirren Haaren,
Hauch der Nacht!
Tiefes Dunkel folgt der klaren
Sternenpracht.

Tiefe Stille, o, es dunkelt!
Endlos fern
Blinzelt, flimmert, flammt und funkelt
Noch ein Stern.

Und schon seh' ich dich versinken,
Ideal!
Lethe, Lethe will ich trinken
Auch einmal!

Heil'ge Nacht, ich kehre wieder,
Müd' des Lichts,
Und ich sink', wie meine Lieder
Hin ins Nichts.

Alpenglühen.*)

Sink' hin aufs Angesicht! Der junge König naht;
Es jauchzt das ew'ge Licht auf seinem Felsenpfad.

*) Der Grundgedanke dieses Gedichtes stammt aus Roseggers „Schriften des Waldschulmeisters."

Ins Feuermeer getaucht, sein Haupt wie Purpur loht,
Vom Frühwind angehaucht, die Wangen morgenroth.

Das ist der junge Tag in seines Sieges Wucht,
Es sinkt von seinem Schlag die Nacht in dunkle Schlucht.

Auf gold'nem Wolkenroß, glutlodernd in der Pracht,
Mit glühendem Geschoß bohrt er ins Herz der Nacht.

Schon rieselt warm ihr Blut, es färbt sich das Gestein,
Der Fels hüllt sich in Glut und rothen Dämmerschein.

Da lacht das starre Land; im Firn die Rosen blüh'n,
Und meiner Seele Brand verglimmt im Alpenglüh'n.

Dilemma.

Weise scheinst Du, o Freund, doch sage, bist Du auch glücklich?
Denn ich sehe Dich oft ernst mit gerunzelter Stirn!
Das Dilemma ist groß: — Was ist von Beiden das Bess're?
Hölle des Weisen hier, dort eines Narr'n Paradies!
Weise scheint zwar zu sein, wer die Wahrheit schätzt über Alles,
Weise aber nur ist, wer einen Himmel sich träumt.
Stärker scheint mir der Mann, der wachend Schmerzen erduldet,
Doch der Weisere ist, der sich in Lethe betäubt.

Rache.

Ihr löblichen Herren vom Tintenfaß
Was lästert ihr meine Lieder? — —
Es ist ein alter, historischer Haß,
Einst schund Apollo den Marsyas,
Heut' schindet ihn Marsyas wieder!

Die Hamerlingstätten des Waldviertels.

Von **Josef Allram.**

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht für alle Zeiten.

Am 13. Juli 1889 ist Robert Hamerling im Stiftingshaus bei Graz gestorben. In ihm verlor die Welt einen großen Mann, Deutschland und Oesterreich einen seiner herrlichsten Dichter, das Waldviertel seinen größten Sohn und der „Heimgarten" seinen treuesten und besten Mitarbeiter. In letzterer Eigenschaft hat Hamerling wiederholt an dieser Stelle auf seine liebe, engere Heimat hingewiesen und dieselbe mit solcher Treue und Begeisterung geschildert, als ob er alljährlich zur Zeit der Tannenblüte eine Rundfahrt durch das Waldviertel, welches sich im nordwestlichen Niederösterreich vom Kamp bis zur Thaya zwischen Manhartsberg und Nebelstein ausbreitet, gemacht hätte, das er aber thatsächlich seit zweiundzwanzig Jahren nicht mehr gesehen. Seine Sehnsucht nach den heimatlichen Fluren wuchs jedoch mit jedem neuerwachenden Frühling und es ist noch nicht lange her, daß Hamerling mit dem Schreiber dieser Zeilen einen förmlichen Plan zu einer Waldviertler Rundreise schmiedete, der auch in all' seinen Theilen vorbereitet war. Nun kann er diese Fahrt, auf welcher alle Stätten seiner Jugend berührt werden sollten, nicht mehr mitmachen — aber

mit den lieben Lesern des „Heimgarten“ will ich sie zu Ende führen. Und wenn auch der lebensmüde Leib des großen Dichters eine andere Reise der unserigen vorgezogen — sein edler Geist wird uns voll Heimatliebe aus jenen lichten Höhen das Geleite geben!

I.

Kirchberg am Walde.

Von der Station Pürbach-Schrems an der Kaiser Franz Josefs-Bahn liegt Kirchberg am Walde, kaum eine Stunde entfernt. Dort steht an der Zwettler Hauptstraße, dem Schlosse gegenüber, ein ebenerdiges Häuschen mit sechs Fenstern Gassenfront, welches ober der niederen Hausthüre die Nummer 88 und links davon eine rothe Marmortafel mit der schlichten Inschrift trägt:

Geburtshaus des Dichters

Robert Hamerling.

Das Haus, welches vor mehr als fünfzig Jahren den Eltern Hamerlings zu eigen war, hat seitdem bereits mehrmals den Besitzer gewechselt und gehörte bis vor kurzem einem gewissen Johann Klinger, welcher beim Gutsherrn Fischer von Ankern, dem Errichter der Gedenktafel, bedienstet ist.

Das Haus, welches einige Tage nach den Tode Hamerlings H. v. Schönerer und seine Genossen um den Preis von 5500 fl. angekauft haben, besteht aus zwei bescheidenen Wohnungen, wovon das Gassenzimmer rechts vom Eingang als dasjenige bezeichnet wird, in welchem Robert Hamerling am 24. März 1830 das Licht der Welt erblickte. Im Hofe befindet sich rechts ein Ausnahmsstübel, ferners bemerken wir noch Stallungen, eine Scheune, einen Schuppen und ein Gärtlein, welches hart an den 280 Joch großen Thiergarten stößt, der ohne Unterbrechung von einer drei bis fünf Meter hohen Mauer umgeben ist. In demselben befindet sich mancherlei Hochwild, darunter vierzig Stück Dam- und Rothhirsche. Dieser Wildpark war auch Veranlassung, weshalb Herzog Blacas das Gut Kirchberg am Walde für den Jagdliebhaber und Exkönig von Frankreich, Carl X., im Jahre 1838 gekauft hatte — also acht Jahre nach der Geburt Roberts und sechs Jahre nach der Auswanderung der Familie Hamerling. Ich bemerke dies ausdrücklich, weil in einigen Biographien und Literaturgeschichten irrthümlich angegeben ist, daß Hamerling von der französischen Königsfamilie respective von den Prinzessinnen im Französischen unterrichtet — ja Manche behaupten sogar — vollständig erzogen worden wäre.

Die Bourbonen waren jedoch nicht das einzige Königsgeschlecht, welches in Kirchberg geweilt. Bei der Vermählung des einstmaligen Besitzers von Kirchberg, des Ritters Kollonitsch mit der Gräfin Elisabeth von Kuefstein im Jahre 1628 waren im Kirchberger Schlosse folgende gekrönte Häupter anwesend: Kaiser Ferdinand II. sammt Gemahlin, König Ferdinand III., ferner der König und die Königin von Polen, mehrere Erzherzoge und viele fürstliche Personen, welche Alle auf einem Gemälde, das sich heute noch im Schlosse befindet, abgebildet sind.

Kirchberg selbst ist ein äußerst freundlicher Marktflecken, auf einem Hügelrücken gelegen, mit hübscher, gothischer Kirche und einem weithin sichtbaren Schlosse. Der Ort besteht aus 126 Häusern mit 850 Einwohnern, die sich größtentheils von Ackerbau, von der Viehzucht und zum Theil auch von der Weberei ernähren. In der Nähe (bei Schweiggers) entspringt die sogenannte deutsche Thaya, welche sich in Raabs mit der mährischen Thaya vereinigt.

Als am 9. November 1874 die greisen Eltern Hamerlings in Graz bei ihrem lieben Sohne das solenne Fest der goldenen Hochzeit feierten, richteten die Kirchberger an ihren großen Landsmann ein herzliches Schreiben, in welchem es u. A. heißt: „Stolz sind wir und stolz werden noch unsere Enkel darauf sein, daß der Mann, dessen Name weit über die Grenzen Deutschlands reicht, in unseren Mauern geboren wurde."

Und Hamerling? Von der Zuschrift aus seinem Geburtsort freudig überrascht, antwortete bereits am 14. November in folgender herzinniger Weise, welche immer wieder zeigt, wie sehr er seine Heimat liebte.

Hochgeehrter Herr!

Das schönste Blatt in dem Ehrenkranze, der meinen Eltern zum Feste ihrer goldenen Hochzeit am 9. d. M. gewunden wurde, ist das freundliche Schreiben, mit welchem die Heimatgemeinde Kirchberg am Walde das Jubelpaar beglückwünschte. Was konnte diesem und mir selbst erfreulicher sein, als ein Glückwunsch aus jenem Orte, wo das Paar vor fünfzig Jahren die Hände ineinanderlegte, wo es seinen häuslichen Herd gründete, und wo ihm der einzige Sprößling einer halbhundertjährigen Ehe geboren wurde? Zwar haben widrige Schicksale das Ehepaar und seinen Sprößling frühzeitig hinaus in die Fremde verschlagen; zwar weilt kein Verwandter mehr in dem heimatlichen Orte und die Spur der Familie Hamerling ist dort erloschen. Aber um so inniger freut es mich, daß mein liebes Kirchberg seines fernen Sohnes nicht vergißt und das Streben und Ringen desselben mit herzlicher Theilnahme begleitet. Aus ganzem Herzen erwidere ich diese freundlichen Gesinnungen. Ich hänge mit Liebe an meiner Heimat, an meinem „Waldviertel," ich habe als Student in den Ferienmonaten unvergeßliche Stunden dort bei lieben Freunden zugebracht. Möge fort und fort das schöne Band warmer Anhänglichkeit und Theilnahme den Sohn mit der Heimat, die Heimat mit dem Sohne verknüpfen, und möge es mir durch Himmelsgunst auch fernerhin beschieden sein, meinen Landsleuten Ehre zu machen.

Innigen Gruß und Dank von mir und meinen Eltern Ihnen und der geehrten Heimatsgemeinde entbietend, verharre ich, Herr Bürgermeister,

Ihr ergebenster

Robert Hamerling.

Das persönliche Verhältnis zu seinem Geburtsorte schildert der Dichter in einem liebenswürdigen Briefe an den Schreiber dieser Zeilen folgendermaßen: „Ich wurde meinem Geburtsorte durch Schicksalsschläge, von denen meine Eltern getroffen wurden, schon als Kind entführt." (Hamerlings Mutter trug ihren zweijährigen Sohn auf den Armen nach dem fünf Stunden entfernten Orte Groß-Schönau.) „Aber ich kam später als heranwachsender Knabe manchmals dahin, um meinen Oheim Leopold Hamerling zu besuchen, der da behaust war und als Weberfactor (Mittelsperson zwischen Webern und Leinwandhändlern) seinen Erwerb fand. Ein sehr intelligenter und über seinen Stand hinaus gebildeter Mann, von dem viel zu sagen wäre. Als Sängerknabe des Stiftes Zwettl kam ich, etwa dreizehnjährig, auch einmal dahin und bei dieser Gelegenheit war es, daß ein poetischer Versuch von mir zufällig in die Hände der Prinzessin Louise, der Tochter der Herzogin von Berry und nachmaligen Herzogin von Parma, gelangte, der sie veranlaßte, sich meiner anzunehmen und mich auf eine Förderung meiner Studienlaufbahn hoffen zu lassen. Ein bald darauffolgender Wechsel der Verhältnisse und die Verheiratung der

Prinzessin ließen die Hoffnung nicht zur Verwirklichung gelangen.

Von Wien aus besuchte ich den Oheim als Student vom vierzehnten bis zwanzigsten Jahre jeden Sommer und brachte meine Ferien theils bei ihm, theils bei der verwandten Familie Markhart und Koppensteiner in Schweiggers zu. In dem prächtigen Kirchberger „Thiergarten" wurde so manches meiner besten Jugendlieder (wie z. B. „In der Waldschlucht," „Ganymed" u. s. w.) gedichtet."

Im Kirchberger Schloßgarten, dessen Besuch während der Abwesenheit des herrschaftlichen Besitzers des Gutes anständigen Leuten gestattet war, spielte sich auch einmal eine köstliche Scene ab. Eines Morgens machte der junge Hamerling, welcher tags zuvor bei seinem Oheim in Kirchberg eingetroffen war, Gebrauch von dieser Erlaubnis und wandelte eben sinnend durch einen Laubgang des Gartens so für sich hin, als ihm ein vierschrötiger alter Herr begegnete, an dem Hamerling, weil er ihn nicht kannte, ruhig vorübergehen wollte. Es war aber der Schloßverwalter, ein Mann von etwas bärbeißiger Natur, der als höchster Würdenträger des Schlosses von aller Welt gekannt und gegrüßt zu werden verlangte.

„Wer sind Sie?"

»Student aus Wien und bei meinem Oheim, Leopold Hamerling, auf Besuch.«

„Die Höflichkeit haben Sie in Wien nicht gelernt," fuhr der Verwalter im barschen Tone fort.

»Ich glaube, hier werde ich sie auch nicht lernen.« Sprach's und empfahl sich mit freundlichem Gruße.

II.

Groß-Schönau.

Wie schon erwähnt, kam die Mutter Hamerlings mit ihrem schwächlichen Kinde zum Onkel Markhart nach Groß-Schönau, einem langgestreckten Pfarrdorfe an der Straße, welche von Weitra nach Groß-Gehrungs führt. Herr Markhart besaß damals ein Gasthaus, welches heute noch existiert, aber in gänzlich fremden Händen ist — obwohl der jetzige Besitzer ebenfalls Markhart heißt. Dort wohnten Mutter und Söhnlein in einem Austragstüberl und dort verlebte der Knabe seine entbehrungsvolle Kindheit. Mit Beginn seiner Schulpflicht erwachte aber in dem kleinen Ministranten die Liebe zu Gott und Natur, und schwärmerisch schildert der Dichter nach langen Jahren die Ereignisse vom Johannisberg, auf welchem alljährlich einmal in dem dort zu diesem Zweck errichteten Waldkirchlein Messe gelesen wurde, welche Zeit für den Geist-Erwachenden als ein „Fest der Feste" galt.

Einstweilen hatten sich die Familienverhältnisse wieder etwas günstiger gestaltet, denn der Vater hatte eine Anstellung beim Baron Gensau, dem Besitzer des Schlosses „Engelstein" erhalten. Nachdem dieses Schloß nur eine halbe Stunde von Schönau entfernt liegt, zog die Mutter in das letzte Haus des Dorfes, um dem Gatten näher zu sein, welchen der kleine Hamerling jeden Tag nach der Schule besuchte.

III.

Engelstein.

Das Schloß Engelstein, zu dem auch ein kleines Dorf gleichen Namens gehört, ist eine alte Ritterburg auf hohem Felsengrund mit einem angefügten stillosen Neubau. Nach drei Seiten ist das Schloß von Weihern und Gärten umgeben und die vierte wird von einem Hochwald abgegrenzt, im Ganzen ein wunderbar romantisches Bild. Der älteste Theil der Burg wurde bereits im 13. Jahrhundert gebaut, und zwar von einem Ritter Ingold, über welchen nichts weiter

bekannt ist, als daß er das Schloß „Ingolstein“ gekauft hat. Die Baronessen Gensau zogen den kleinen Robert wiederholt in den Bereich ihrer Unterhaltung und machten sich unter Anderem den Scherz, den Knaben mit französischen Aufträgen von einer zur anderen zu schicken, deren Uebermittlung oft sehr drollig ausfiel, was den Damen ungeheueres Vergnügen bereitete. Manchmal durfte Robert auch am Thee oder an einer Spazierfahrt theilnehmen, eine Auszeichnung, um welche er von der ganzen Dorfjugend beneidet wurde. Diese kleine Freuden seiner Kindheit, sowie die Besuche, welche Frau Hamerling mit dem Knaben bei ihrem Schwager in Georgenthal bei Grazen machte, wo sich dem jungen Auge eine neue Welt zu einem Paradiese erschloß, gehören nach dem Geständnis des Dichters zu seinen schönsten Jugend-Erinnerungen.

IV.

Das Stift Zwettl.

Im Jahre 1840 kam der zehnjährige Hamerling als Chorsängerknabe nach dem Stift Zwettl, welches eine halbe Stunde von der größten Stadt des Waldviertels gleichen Namens auf einer malerisch schönen Halbinsel des mittleren Kamp liegt. Von dem Chuenringer Hadamar im Jahre 1138 gegründet, blüht die ebenso kunstsinnige als gastfreundliche Cistercienser-Abtei seinem nun bald achthundertjährigen Bestande entgegen.

Tagtäglich bewundern zahlreiche Gäste mit Recht den kunstvollen Säulen-Kreuzgang mit den hundertfältigen Capitälern, die herrliche Marienkirche mit dem anerkannt prachtvollsten und stilistisch reinsten gothischen Querschiff und Chor Oesterreichs, den aus dem Thale ragenden Quaderthurm mit vergoldetem Heiland an der Spitze, die vieltausendbändige Bibliothek, welche als eine der ersten Fundgruben für vaterländische Geschichtsforschung gilt, die inhaltsreiche Schatzkammer, die prächtigen und sorgfältig gepflegten Gärten, Fischteiche, Forste, Wiesen und Felder, welche um das Stift liegen u. s. w.; allenthalben wird von diesen Schätzen des Hauses gesprochen oder geschrieben — aber selten hört man nach der dortigen Klosterschule fragen, welche gewiß nicht zu den geringsten Edelsteinen im Krummstab des Stiftspatrones St. Bernhardus gehört. Denn füglich kann man sie die geistliche Karlsschule des Waldviertels nennen, in welcher sich die studierende Jugend jener Gegend seit einem Jahrhundert die ersten lateinischen und griechischen Sporen verdient. Daß dieses Institut eine Wohlthat für die größtentheils arme Bevölkerung am mittleren und oberen Kamp ist, steht außer Frage, denn alljährlich werden zwölf bis fünfzehn Knaben unentgeltlich verpflegt und in den Gegenständen des Untergymnasiums für die Gegenleistung unterrichtet, daß sie jeden Sonn- und Feiertag am Chore unter der Leitung des Regens-chori die allerdings oft schwierigen Messen, welche allwöchentlich für das Hochamt einstudiert werden, zu singen haben. Auf eine gute Kirchenmusik haben nämlich die Zwettler Stiftsherren von jeher etwas gehalten, deshalb wurde das Institut der Sängerknaben schon vor mehr als hundert Jahren gegründet, obwohl verläßliche Aufzeichnungen erst mit dem Jahre 1819 beginnen. Die Knaben müssen das zehnte Jahr vollendet haben, eine Gesangsaufnahmsprüfung bestehen und werden dann in den Gymnasialgegenständen der ersten und zweiten, und nach Maßgabe der vorhandenen Lehrkräfte auch in jenen der dritten und vierten Classe unterrichtet. Als Lehrer fungieren die Novizen und Capitularen des Stiftes, welche außer ihrem Hauptamte noch Zeit zum Unterrichte gewinnen. Gesang, Piano, Violine, Viola, Cello wird vom Organisten

gelehrt — alles natürlich gratis, auch die Prüfungskosten, welche durch die dreimalige, in früheren Zeiten nur einmalige Studentenfahrt in jedem Jahre nach Krems erwachsen, werden vom Hause bestritten. Die Zöglinge stehen unter der Leitung des Präfecten, der auf strenge Erfüllung der bestehenden Hausordnung sieht und auch bestimmt, wer zur Prüfung zugelassen wird. Deshalb sind auch die Zwettler Sängerknaben bei den Kremser Professoren bestens angeschrieben und die meisten, welche weiterstudieren, bleiben gute Studenten, da der Grund fest und sicher gelegt wurde. So Mancher kehrte nach bestandener Matura wieder zurück, um als Novize dort zu lehren, wo er früher Schüler gewesen, die meisten versuchen ihr Glück aber in der weiten Welt. So sind aus der Zwettler Stiftsschule Professor Dr. Böhm, Universitäts-Bibliothekar Dr. Ferd. Graßauer, ferners Compositeur Rudolf Weinwurm, der Volksdichter Paul Renk, Dechant und Pfarrer zu Wieselburg, der Prior Kerschbaum von Kremsmünster, außerdem der nun verstorbene Abt Moser von Melk, sowie der gegenwärtige, durch seinen Kunstsinn bekannte Prälat Rößler vom Stift Zwettl hervorgegangen. In den Jahren 1840—1844 trug aber kein Geringerer denn Robert Hamerling als Zwettler Sängerknabe die graue Uniform mit blauen Aufschlägen.

Durch die gütige Vermittlung des gegenwärtigen Waldmeisters des Stiftes Zwettl, Herrn k. k. Professor Raimund Allram, sind wir auch in der Lage, die staatsgiltigen Noten, welche sich der Sängerknabe Hamerling in den ersten vier Jahren seiner Studien bei den Kremser Piaristen geholt hat, mitzutheilen. Zur Erklärung diene, daß e (eminenz) = vorzüglich, a = lobenswert, I = befriedigend, 1 = gut und 2 = ungenügend bedeutet.

Classe	Semester	Jahr	Verwendung	Sitten	Religion	Latein	Griechisch	Geschichte u. Geographie	Arithmetik
I	I	1841	1	1	1	1	—	1	2
	II		e	e	e	e	—	a	e
II	I	1842	e	e	e	e	—	e	a
	II		e	e	e	e	—	e	a
III	I	1843	e	e	e	e	e	e	e
	II		e	e	e	e	e	e	e
IV	I	1844	I	a	e	e	a	1	a
	II		a	a	e	a	a	a	a

Der kleine Hamerling konnte sich mit seinen Zeugnissen schon sehen lassen, denn die Noten sind alle recht gut — mit Ausnahme der Secunda im ersten Semester des Jahres, welche übrigens schon damals den Dichter verrieth, denn diese sind ja gewöhnlich im Rechnen verlegen — während die Verleger hinwieder vorzüglich zu rechnen verstehen. Das Ideal aller Zeugnisse bleibt aber jedenfalls jenes über die III. Classe, welches durchwegs „Eminenz" enthält.

Ueber den „Studenten" Hamerling erfahren wir von einem seiner einstigen Lehrer, Herrn Dr. Wilhelm Pittner, zu jener Zeit Novize im Stifte, daß der Knabe still und ernst war. Man sah ihn selten oder nie lachen, er rührte sich nicht von der

Stelle, seine Mitschüler mochten thun um ihn, was sie wollten. Sein Benehmen war mit einem Worte ein musterhaftes, weshalb er auch bald vom Vorletzten, welche Rangsordnung „bis auf Weiteres“ der Eintritt bestimmte, zum Ersten vorrückte, als welcher er, der kleine schwächliche Knabe, die Aufsicht über die anderen fünf kernigen Burschen hatte.

Als vor zwei Jahren die Waldviertler Sänger in Raabs ihr Gaufest abhielten, begrüßte der Dichter-Landsmann seine „Sangesbrüder“ und Landesgenossen mit folgendem, uns im Manuscript vorliegenden Gedichte, welches in humoristischer Weise das stimmliche Verhältnis Hamerlings zur Zwettler Klosterschule behandelt. Herr Rießner, von dem im Gedichte die Rede ist, war Schulmeister und Regenschori des Stiftes, ein ebenso tüchtiger als begabter Musiker.

So oft von Euch zu mir gelangt die Kunde,
Ihr Sanggenossen fern im Waldesgau,
Fühl' ich mich angehörig Eurem Bunde,
Und sinnend in des Lebens Ueberschau
Denk' ich der Knabenzeit, denk' ich der Stunde,
Wo aus dem Dörfchen in der „schönen Au“
Ich kam ins Zwettler Stift, vor Gottes Ohre
Discant zu singen auf dem hohen Chore.

Zu leise klang, als meinem Knabenloose
Entscheidung ward, der Ton, der mir entquoll,
Um falsch zu klingen, und der Regenschori,
Herr Rießner, war des guten Geistes voll.
Sacht klopfend auf den Deckel seiner Dose,
Sprach er: „Der macht sich noch!“ Geheimnisvoll,
So sang ich mit im kleinen Sängerreigen,
Wie? Drüber herrschte ein unheimlich Schweigen.

Nur einmal, als der beste der Lateiner
Zu sein ich prahlte — düstern Angesichts
Und dumpfen Tons sprach der Präfect: „Mein Kleiner,
Du lernst für Dich; jedoch es ziemt, daß Einer,
Der sich an Stiftskost labt, an nicht gemeiner,
Fürs Stift was leiste — und Du leistest nichts!“
Er sprach's. Von hinnen wankt' ich bleich, vernichtet —
Mein Sängerthum für alle Zeit gerichtet.

Doch — unverhofft, nach hartem Jugendstreite,
Hat mir die Sangesmuse noch gelacht:
Ich ward ein Sänger, und es klang ins Weite
Mein Lied, und hat mir manchen Dank gebracht.
Und es geschah, was Rießner prophezeite:
Ich habe mich so ziemlich noch „gemacht.“
Mit Gott hoff' ich's auch weiter noch zu bringen,
Das ein' und and're Solo noch zu singen.

Schon nennen Bruder mich die lautsten Sänger,
Die jetzo blüh'n am Kamp- und Thayafluß.
Drum hält mich die Bescheidenheit nicht länger,
Euch zu entbieten collegialen Gruß!
Singt, Brüder, singt und seid nicht Grillenfänger,
Und klingt der Sang beim vollen Glas zum Schluß
Ein bißchen falsch schon und ein bißchen heiser,
So macht's wie ich vor Zeiten und — singt leiser.

V.

Schwriggers.

Nachdem Hamerling die Zwettler Stiftsschule absolviert hatte, übersiedelte er am 15. August 1844 nach Wien, wohin seine Mutter inzwischen ihrem Gatten gefolgt war. In den Ferien flatterte der Schotten-Gymnasiast wieder hinauf in seine liebe Waldmark, welche er in Gesellschaft seines Landsmannes und Kameraden, Anton Bruckner aus Grafenschlag bei Zwettl, die Kreuz und die Quer abstreifte, so daß er die Schönheiten seiner Heimat wie nicht bald ein Waldviertel in sein jugendliches Herz einsog, in welchem sich bald eine Heimatliebe entwickelte, die er mit folgenden Worten charakterisiert: „Wir Söhne des niederösterreichischen Waldviertels haben ein starkes und nicht unbegründetes Heimatsgefühl, und die Landsmannschaft ist für uns kein leerer Name.“

Als Hauptquartier der beiden Heraclius-Brüder, wie sich Hamerling und Bruckner scherzweise nach dem Gründungstage ihrer Freundschaft nannten, wurde der am Thaya-Ursprung gelegene Marktflecken **Schweiggers** gewählt, wo dieselben bei einer Cousine Hamerlings, der Kaufmannsgattin **Koppensteiner**, wohnten.

Schweiggers wurde von einem Ritter namens Schwicker aus dem Gefolge Kaiser Friedrich I. als Schutzwehr gegen die einbrechenden Böhmen erbaut und fiel in der Folge den Chuenringern, Falkenberg, Puchberg und endlich durch Kauf dem Stifte Zwettl zu, welches heute noch das Kirchen-Patronat über die Pfarre Schweiggers ausübt. Schweiggers wurde wiederholt vom Unglück heimgesucht und brannte im Jahre 1885 in Folge eines Blitzschlages gänzlich nieder. Heute bietet der neuerbaute Ort mit seinen 600 Bewohnern einen recht freundlichen Anblick. Gegenwärtig leben dort noch zwei Geschwisterkinder Hamerlings, aber leider in recht ärmlichen Verhältnissen. Die Umgebung Schweiggers schmücken zwei sanfte Waldhügel, namens „Andräberg" und „Zwölferberg," welche zu den Lieblingspunkten des Studenten Hamerling gehörten und denen er auch eigene Kosenamen gab; so nannte er den einen zu Ehren seiner gastfreundlichen Cousine „**Karolinenwäldchen**," während der andere „**Piscortinum**" hieß, und zwar einem Gelehrten zu Ehren, dessen Werk Hamerling da zu studieren pflegte. Schweiggers besuchte Hamerling vom Jahre 1845—1851 in jedem Sommer, und zwar zuerst als Gymnasiast, dann als Legionär mit Schleppsäbel und Calabreser und dann als ruhiger Universitätsstudent. In dieser Zeit durchstreifte er die Wälder und Thäler vom Kamp bis zur Thaya und so mancher Eindruck der romantischen Gegenden wurde alsbald zum Gedicht.

VI.

Weitra.

Nun blieb Hamerling, der sich inzwischen zum Lehramt vorbereitet hatte, und später Professor in Graz und Triest geworden war, lange Zeit seiner Heimat fern, die er endlich nach sechzehnjähriger Abwesenheit im Sommer 1867 wiedersah, um welche Zeit bereits sein Dichterruhm durch „Sinnen und Minnen," „Venus im Exil" und „Ahasver in Rom" begründet worden war. Zuerst wendete er sich wieder nach Schweiggers, wo er im Hause seines Vetters Koppensteiner den ersten Gesang des „König von Sion," der bekanntlich in der „**Tavert**" spielt, einer moorigen Gegend Westphalens, wozu ihm die Hochmoore des Waldviertels genugsam Ideen und Anschauungen gaben.

Nach längerem Aufenthalte in Schweiggers besuchte Hamerling all' die Stätten seiner Jugend, in welchen er heimisch gewesen war. Auf dieser Fahrt hielt er sich einige Tage in **Weitra** an der Leinsitz, einem reizend gelegenen Bergstädtchen in der Nähe des Nebelstein und später auch in Schrems auf, welch letzterer Ort seit jener Zeit zu einer Hamerlingstätte allerersten Ranges geworden ist, indem vor einigen Jahren auf einer nahen Anhöhe, von welcher man den Geburtsort des Dichters liegen sieht, ein ebenso einfaches als sinniges Denkmal errichtet wurde.

VII.

Schrems,

die Perle des Waldviertels.

Schrems, früher Schrembs, so benannt nach seiner queren Lage, besteht aus einem großen, von Neubauten eingeschlossenen Hauptplatze, mehreren Straßen und Zeilen, einem schönen geräumigen Schloß sammt herrlichem Park, einer einfachen Kirche und einem zwei Stock hohen Schulgebäude. Ein

immergrüner Kranz von Wäldern umgibt den freundlichen Ort, dessen lebensfrohe Bewohnerschaft Freude gibt und liebt. Das gesellige Leben von Schrems hat dadurch einen ganz besonderen Ruf in der Umgebung erhalten, und während man die Leute wegen ihrer Gemüthlichkeit „Waldviertler Wiener" nennt, hat der Ort selbst das schmeichelhafte Prädicat „Perle des Waldviertels" erhalten.

Der beliebteste Ausflugsort ist der vorerwähnte Vereinsberg, welcher vor wenig Jahren durch gemeinsames Wirken der Sommergäste, der Bewohner und des trefflichen Verschönerungsvereines aus einem kahlen Berg in einen lieblichen Naturpark umgewandelt wurde. Und auf seinem schönsten Punkte, der die herrlichste Rundsicht gestattet, erhebt sich, dem mit freiem Auge sichtbaren Geburtsorte Hamerlings gegenüber, ein Granit-Sockel, der stolz die lebensgroße Büste Hamerlings trägt. Dieselbe wurde ohne weitere Feierlichkeit am 22. Juli 1883 enthüllt, und zwar bei Gelegenheit eines Festes, welches der Waldviertler Sängergau in Schrems abhielt. Herr Carl Fiselthaler, der Anreger und Förderer des Denkmals, telegraphierte, und ich schickte namens der Waldviertler Sängerschaft folgende Huldigung an den Dichter nach Graz:

Auf Flügeln des Gesanges
Hinauf ins Aetherblau,
Entbietet Dir, o Meister
Im deutschen Sängergau,*)

Der Heimat Gauverband
Auf seiner Liederreise
Echt deutschen Sängergruß
Im trauten Freundeskreise.

Wir steh'n vor Deinem Bilde
Und schwören Dir dabei,
Daß unser Lied wie Deines
Ertöne froh und frei!

Nimm, größter Landsmann, hin
Der Huldigung Beweise
Und singe fürderhin
Des Liedes hehre Weise.

*) Die Endzeilen bilden das Sängergau-Motto

An demselben Nachmittage antwortete der Dichter telegraphisch aus seinem Stiftingshaus:

Bruderkuß Euch, Landsgenossen,
Gruß dir, theure Heimaterde!
Wie mein Bild du trägst, so trag' ich
Deines in mein Herz geschlossen.

Diese lieben Worte wurden auch, in Marmor gegeben, dem Sockel eingefügt und prangen seitdem wie ein Lied der Heimatliebe von dem Denkmal treuer Landsmannschaft in die Weite. Dort stand ich noch vor wenig Monaten, es war zu Pfingsten dieses Jahres, und ließ den ganzen Zauber der Umgebung auf mich wirken. Die aufgehende Sonne sendete ihre ersten Strahlen der freundlichen Büste zu und die kalten Augen lebten auf in ihren steinernen Höhlen und strahlten durch die Morgenröthe hinüber zur Geburtsstätte des Dichters. Ein holder Genius schien über den Bäumen, alles verklärend, zu schweben und im lispelnden Laub sangen die Vöglein so lieb, als wollten sie dem Dichter zurufen:

Sohn der Fluren und der Felder,
Die Dein Denkmal stolz umgeben,
Schönste Fichte uns'rer Wälder,
Die in Deinem Liede leben:
Komm' und singe in der Waldmark,
Die Du in Dein Herz geschlossen!
Gruß dir, theure Heimaterde,
Bruderkuß Euch, Landsgenossen.

Es hat nicht sollen sein! Wie anders fand und verließ ich gestern das Monument, welches über Nacht zum Grabdenkmal geworden ist. Schwarzer Flor umhüllt die Büste, Kränze aus Fichtenzweigen umschließen den Stein, ein Palmenblatt deckt die Brust, schwarze Bänder flattern von den Kränzen, Trauereschen und Trauerweiden breiten ihre Aeste über die Gruppe und hoch oben weht in den Lüften eine schwarze Flagge, dem trauernden Lande weithin kündend: „Waldviertel, du hast deinen größten Sohn verloren. Wallet, Landsgenossen, an die Stätten seiner Jugend, weint und wahret ihm ein edles Angedenken!"

Schrems, Mitte Juli 1889.

Das göttliche Spielzeug.

Ein Gesicht.

Zur Zeit stieg der Poet wieder einmal hinan zum Elysium. Als er aber an die Pforte klopfen wollte, vergieng ihm der Muth. Schon mehrmals war er drinnen gewesen, allemal von dem alten Herrn aufs Liebreichste aufgenommen, und allemal hatte ihn wieder der Vorwitz gepackt, zur Erde hinabzusteigen und den Spectakel der Leute mitzumachen. Deß schämte er sich nun, darum stand er zagend vor dem heiligen Thor. Denn es war kein Bleiben unten und sein fast kindisches Bestreben, auf Erden ein Himmelreich zu bauen, war schmählich zu schanden geworden. Sprach er Verständiges, so wurde er mißverstanden, und stiftete Mißverständnisse, gab er sein Gemüth aus, so wurden sie ungemüthlich; pflanzte er ihnen grünende, blühende Bäume, so fällten sie dieselben und zimmerten daraus für ihn ein Kreuz, und der Himmel, den ihnen der unverbesserliche Idealist gründen wollte, fiel für ihn allemal ganz höllisch aus. — In seiner trostlosen Bitternis stieg er hinan zum alten Herrn. Aber anstatt jetzt einzutreten, kauerte er sich hinter eine Lorbeerhecke. Auf Erden die Heimat verloren, im Himmel sie noch nicht gewonnen, so saß er da und halbverlassen und halb träumend, wie ein spielendes Kind, schlang er einen Lorbeerzweig um sein wirres Haupt.

Der alte Herr hatte ihm vom Fenster herab eine Weile zugeschaut; endlich rief er: „Mein Sohn, was treibst Du denn? Warte doch, bis es Andere thun."

— Ich kann's nicht erwarten, wollte der Poet in seiner Verwirrung antworten, aber er schwieg und verdeckte sein Angesicht, als sei er bei einem argen Schelmenstück ertappt worden.

„Laß die Thorheiten und komm' herauf!" sprach der alte Herr, da gieng der Poet hinein.

Aber selbst beim Becher konnte er seiner Befangenheit nicht Herr werden, endlich spielte er sich auf den Mißmuthigen hinaus und sagte: „Ganz vergeblich zerbricht man sich darüber den Kopf, Ewige Gnaden, warum Du der Weise und der Gütige, eine solche Welt gemacht hast."

Der alte Herr zuckte die Achsel: „Es ist eben geschehen. Eine Jugendthorheit."

„Oder warum Du das Ding, mit Allem was drum und dran ist, nicht schon längst in Trümmer geschlagen hast. O, verzeih' mir das herbe Wort, ich kann mir nicht helfen, mir ist so weh."

Der alte Herr legte ihm liebreich die Hand auf die Achsel und sagte mit sanfter Stimme: „Dir ist weh! Ich glaube Dir's. Mir geht's nicht anders."

„Du könntest Dir helfen," entgegnete der Poet, „warum thust Du es nicht? Warum nicht?"

Der alte Herr nahm den goldenen Becher und that daraus einen langen Zug. Dann schob er ihn hin: „Trink' auch Du, mein Sohn. Mit diesem Naß will ich meine Schuld abwaschen, Euch das Dasein leichter machen. Trink', mein Sohn!"

„Ich möchte lieber singen als trinken," antwortete der Poet.

„Ich wüßte ein Lied für Dich,"

sagte der alte Herr. Dann schwiegen sie. Der Alte strich seinen weißen Bart, endlich that er einen Seufzer und sprach: „Ja, Kind, Du weißt nicht, wie ich dran bin. Daß ich es Dir nur gestehe, ich befinde mich in einer merkwürdigen Klemme."

Das war nun dem Erdenpilger etwas Neues. Daß es auch im Elysium Klemmen geben soll, er wußte es nicht. Den alten Herrn mochte es in seiner ewigen Einsamkeit wohl einmal nach der Theilnahme eines fühlenden Herzen verlangen, er begann auszupacken, was seit ungezählten Jahrtausenden in ihm verschlossen gewesen und zu keines Menschen Ohr gekommen ist.

„Du hast es," begann er zum Poeten gewendet, „vielleicht schon als Kind gehört, daß ich von Ewigkeit her bin."

„Gehört, aber nicht begriffen," antwortete Jener.

„Darauf kommt es auch gar nicht an, mein Sohn. Es muß nicht Alles begriffen sein. Suche in Deinem Leben nach: Das Unbegreifliche ist stets das Angenehme und das Erhabene. — Ich hatte die Ewigkeit begriffen, da war sie mir langweilig geworden. Ewig jung, ewig stark zu sein, und ewig unbeschäftigt bleiben zu müssen — kannst Du Dir das vorstellen? — Antworte mit keiner Theorie. Höre mir freundlich zu und dann beklage Den, der sonst von aller Welt beneidet wird. — Eines Tages — ich spreche nur nach Deinen menschlichen Vorstellungen — denn eigentlich gab es keinen Tag, kurz, in der Oednis der Ewigkeit kam mir der Gedanke, ein Spielzeug zu machen, um mir damit die Zeit zu vertreiben. Lerne daraus, was selbst im Elysium der Müßiggang anstiftet. — Ich erschuf Stoffe und gab ihnen Bewegung. Das rundete sich zu Ballen und drehte sich im Raum wie ein Uhrwerk. Ich trieb es und trieb es immer und unterhielt mich an dem Wechsel von Stoff und Kraft, von Licht und Dunkelheit, von Wärme und Kälte, und als es im Schwunge von selbst weitergieng, da rieb ich mir vor Vergnügen die Hände. Es war auch zu nett, wahrhaftig! Viele Körper funkelten und erzeugten in anderen Wärme und Leben. Ein Gleichgewicht entstand in der Bewegung, eine Regelmäßigkeit war in Allem, daß ich selbst darob erstaunte. Erst in diesem Werke ward ich inne, wie mächtig und weise ich bin. Mit besonderer Vorliebe wandte ich mich einem runden Körperchen zu, das auch seine Bahnen hatte und seine Kreise machte, wechselnd in Licht und Schatten, und auf welchem sich winzige Wesen bildeten, die gar zu possierlich waren. Ich hatte ihnen anfangs keine Bedeutung beigelegt, sondern mich mit ihnen nur ergötzt, sie über die Finger laufen lassen, sie hin- und hergeblasen wie lebendigen Kehricht, sie mit Wasser übergossen, sie mit Feuerspeien geneckt, sie mit dem Beben des Bodens erschreckt, und hatte meinen Spaß gehabt mit den geängstigten Kerlchen, die auf zwei Beinen überaus mühsam umherkrabbelten und sich allemal wieder herausarbeiteten aus der Bedrängnis. Es waren auf demselben Körper stärkere Wesen als diese Zweibeinler, aber anstatt daß diese von jenen stärkeren vertilgt wurden, merkte ich, wie sie allmählich emporkamen, die Feinde unterjochten, die hunderterlei Widerwärtigkeiten besiegten und aus jeder schweren Noth, von der ich dachte, daß sie die kleinen Wesen ganz und gar zugrunde richten müßte, immer kräftiger und klüger hervorgiengen. — Ich faßte ein tieferes Interesse für diese kleinen Geschöpfe und begann ihnen hier und da zu helfen, wo es just unauffällig geschehen konnte, gab ihnen schon frühe einen anmuthigen Kranz von Jahreszeiten, in welchem Früchte gediehen, die sie genießen konnten, verlieh ihnen mancherlei Freude, die in anderen Wesen nicht war, und auch ein gewisses Erkenntnisvermögen, ohne sie in ihrem Willen weiter zu beeinflußen. Ich war

gerade einmal begierig, wie weit sie es mit solchen Mitteln bringen würden. Da machte ich nun eine Wahrnehmung, die mich sehr freute. Sie huben an, mich zu ahnen, mich wahrzunehmen, obzwar ich durch ihre Sinne nicht erfaßt werden konnte, sie begannen Altäre zu bauen, um durch Opfer mir zu danken und mich um ferneren Segen anzuflehen. Ich fühlte mich ernstlich zu ihnen hingezogen und wollte ihnen wohl vom Grunde meines Herzens. Alle anderen Körper, die da kreisten, vernachlässigte ich, keiner war mir so lieb als dieser eine, wo die lieben Zweibeinler lebten. Tag und Nacht, Jahr und Jahrhunderte lehnte ich an meinem Fenster und schaute ihnen zu. Als ich die Wahrnehmung gemacht, daß ihr Gefühl und Gemüth, welches sich entwickelt hatte, nicht bloß Lust und Freuden gebar, sondern auch Schmerz und bittere Leiden, trachtete ich zu lindern, gab ihnen Theilnahme für einander, Barmherzigkeit und Ergebenheit. Aber es zeigte sich, daß ihr Gemüth ausartete, Leidenschaften aufwachten und daß sie manches Leiden sich selbst erzeugten. Und gerade die selbstverschuldeten Drangsale trugen sie mit größter Ungeberdigkeit, so daß sie zu verrohen und zu verwildern drohten. Ich hatte ihnen zur Labe den Schlaf gesandt, ich gab ihnen Tränke, welche ein rosigeres Licht senken sollten in ihr verbittertes Herz; allein da wurden Viele noch wüster und ähnelten sosehr den unvernünftigen Thieren, daß sich die Meinung unter ihnen verbreitete, sie wären mit den Bestien blutsverwandt. Sie thaten auch darnach, benachtheilten, zerfleischten sich einander, trieben es thierisch und hielten sich für entschuldigt. Also ward ich sehr bekümmert und sah, daß diese Wesen, welche die Anlagen zu größtem Wohlbehagen in sich trugen, eigentlich die unglücklichsten Geschöpfe der ganzen Welt waren. Um mein Weh voll zu machen, beobachtete ich aber auch, wie Viele dieses unseligen Geschlechtes mit heißer Sehnsucht halb unbewußt der Richtung zustrebten, wo ich war, wie sie ihre Klugheit schärften, ihre Kenntnisse erweiterten, um mich, den sie fühlten, zu entdecken und ganz an mich zu kommen. Ich gab ihnen mancherlei Zeichen, Viele verstanden sie, Viele nicht. Andere zeigten Angst vor meiner Wesenheit und leugneten sie, und ihr lautes Leugnen war doch wieder ein Hilferuf, ausgestoßen in glühendem Drange nach Wahrheit. Je heftiger sie mich leugneten, desto weniger war ich ihnen also gleichgiltig. — Je weher sie mir thaten, desto mehr mußte ich sie lieben. — Was ihr tägliches Leben und Schaffen betrifft, so hatten sie ganz erstaunliche Dinge vollbracht, sie verstanden es, den rohen Stoff zu vergeistigen und in solcher Läuterung ihn dem Geschlechte auf die feinste Weise dienstbar zu machen. So zogen sie aus dem Gestein Eisen und Gold, um sich damit zu vertheidigen und zu schmücken; so machten sie aus den Dämpfen, die aus Wasser und Feuer entstehen, Kraft, um große Lasten und Hindernisse zu bewältigen; so gebrauchten sie die Mächte des Blitzes als Verständigungsmittel auf größte Entfernungen. Fast jeden Tag etwas Neues sah ich, an dem sie mit unglaublichem Eifer arbeiteten. Sie waren auch stolz auf ihre Hervorbringungen und erhofften damit die höchsten Ziele zu erreichen. Ich konnte mich an solchen Bestrebungen darum nicht freuen, weil ich sehen mußte, wie sie ihre Errungenschaften am liebsten und eifrigsten dazu anwendeten, um einander zu schaden, ja sogar zu vertilgen. Nicht etwa, als ob bei ihrer Vermehrung der Boden zu enge geworden wäre — es gab noch immer die weitesten Wildnisse — sondern weil sie sich gewisse Vorstellungen und Ideale gebildet hatten, die ihre Leidenschaft entfachten und denen zuliebe sie im Stande waren, die unerhörtesten Gräuelthaten zu verüben. — Also hatten sich in meinem kleinen

Geschlechte gute und böse Gewalten entwickelt, die — nach dem Systeme der ganzen Welt — in einem gewissen Gleichgewichte zu einander standen, so, daß jeder bösen That allemal auch eine böse Folge nachkam, daß die Leiden der bösen Folge aber stets auch eine reinigende und bessernde Wirkung übten, daß solche Wirkung Gedeihen, Glück und Wohlstand förderte, daß im Wohlstande allemal auch wieder die Keime neuen Lasters ruhten. — Ein solcher Kreislauf zwischen Wohlstand und Elend, zwischen Tugend und Laster, in welchem die Herzen heute verweichlicht, empfindsam werden, um morgen die tiefsten Wunden zu empfangen, ein solcher Kreislauf war stets die Quelle unermeßlicher Leiden. — In größter Trübsal betrachtete ich das Geschlecht, das mir einst ein ergötzliches Spiel gewesen, dann ein Gegenstand des Vergnügens, der Freude geworden war, und welches nun, scheinbar auf der Höhe der Schöpfung, so sehr entartete, daß Viele dieses Geschlechtes sich nur noch durch Selbstmord zu retten suchten."

So sprach der alte Herr im Elysium und sein Angesicht, auf dem sonst die friedsame Heiterkeit wohnte, war traurig geworden.

„Aber Herr," sagte nun der Poet, „warum machst Du kein Ende? — Ein Tritt Deines Fußes ist genug, und alles Leid ist aus."

Der alte Herr fuhr mit seinem weißen Aermel über das Gesicht, als ob er sich den Schweiß von der Stirne wischen wollte. Dann sagte er mit völlig umflorter Stimme: „Ein Ende machen! Das hättest Du mir vor vielen tausend Jahren rathen können, als mir das Ding noch nichts war als ein Spielzeug der Laune. — Seither aber ist mir das Geschlecht ans Herz gewachsen. Es mag noch so tief entarten, die Sehnsucht nach mir ist doch in ihm. Ich habe es lieb. Und in der Liebe, mit welcher ich seine Schicksale geleitet, seine Entwickelung betrachtet, ist ein Theil meines eigenen Wesens auf ihn übergegangen, so daß ich in diesem Menschengeschlechte mir gleichsam selbst gegenständlich geworden bin. Darum kann ich es nicht vernichten, ohne mir selbst ein Ende zu machen. Ich liebe es, wie nur ein Vater sein armes, süßes, inniges und doch mißrathenes Kind lieben kann. — Und also, mein Sohn, kam es. Wie der Mensch im Aufblick zu mir vergöttlichte und göttliches Glück fand, so sog mein Niederschauen auf ihn menschliches Leid in mein Herz."

„Nun," fragte der Poet, „und was soll werden?"

„Zerbrechen will ich dieses verhängnisvolle Spielzeug nicht," antwortete der alte Herr. „Ich will Geduld haben. In den Sternen will ich zu meinen Menschen sprechen, in Blitz und Donner will ich sie warnen, in feurigen Ruthen aus Vulcanen will ich ihnen drohen, in der Kriegsfurie will ich sie strafen. Und in den Blumen, die aus Ruinen und Gräbern sprießen, will ich wieder zu ihnen lächeln. Vielleicht erkennen sie mich endlich doch."

„Alles das hast Du ja auch bisher gethan," bemerkte der Poet, „und sie sind Dir trotzdem entfremdet."

„Nein, mein Kind," sprach der alte Herr, „sie sind mir näher gekommen, trotz Allem. Haben sie mich auch manchmal in den Finger gebissen, wenn ich ihnen die rettende Hand hinabhielt, Viele klammerten sich doch daran. Sie werden zwar noch tausend und tausend falsche Auswege suchen, auf denselben theilweise zugrunde gehen, theilweise wieder umkehren, bis sie aus ihrer eigenen Leidensgeschichte endlich gelernt haben werden, daß der einzige Weg zu mir steil bergan führt. Und streben sie zur Höhe, dann ziehe ich sie an mein Herz und auslaufen lassen will ich das Spielzeug."

„Herr," sagte nun der Poet, „ich hätte noch eine Frage. — Wenn wir Alle beisammen sein werden um Dich,

wird's dann gut sein? Was werden wir treiben? Werden wir uns zum Zeitvertreib nicht wieder ein Spielzeug machen? Der Mensch, soweit ich ihn kenne, kann sich ein Glück nicht denken, bei dem nicht eine Thorheit dabei ist. Wie also wird das sein?"

Die Antwort auf solche Frage hat der Poet nicht mehr gehört, er war nach kräftiger Nektarkneipe sanft eingeschlummert. — Als er wieder erwachte, saß er tief vorgebeugt in seiner frostigen Dachkammer. Er blickte um sich, daß er den Herrn sähe, sah aber nichts, als auf dem Tisch ein Paket von Manuscripten, die ein Verleger ihm zurückgeschickt mit höflicher Ablehnung, und eine unbezahlte Rechnung für die Stiefel, die er an den Füßen trug, und aus deren offenen Mäulern schon die Zehen hervorguckten nach einem neuen Paar.

Er war wie aus allen Himmeln gefallen. R

Ob wir an unseren Grundsätzen und Meinungen unter allen Umständen festhalten sollen.

Lose Gedanken von **P. K. Rosegger.**

Von einem vernünftigen Manne wird verlangt, daß er in den wichtigsten Dingen dieses Lebens eine bestimmte Meinung habe, festhalte und danach handle.

Die meisten Leute sind jedoch in den meisten Dingen unklar, haben nur von Einem eine bestimmte Meinung, und stets sogar eine sehr gute, nämlich von sich selber. Nun ist aber das von sich selber sehr gute Meinung haben eine sehr schlimme Sache. Je höher man sich selbst schätzt, desto geringer wertet man Andere, wie im Gegentheile persönliche Demuth stets zur Menschenachtung führt.

Die Meinung über sich selbst unterliegt im Laufe des Lebens mehreren Wandlungen, unter welchen die Hauptfärbungen sind, daß der Jüngling sich für unwiderstehlich, der Mann sich für unüberwindlich, der Greis sich für unfehlbar hält. Um diesen Mittelpunkt der eigenen Person kreisen ihm entsprechend ganze Schwärme von Meinungen und „Ueberzeugungen," die oft einander widersprechendster Natur sind, sich aber recht gemüthlich miteinander vertragen und je nach Stimmung oder praktischem Bedarf hervorkommen. Es ist ein oft recht unklares Durcheinander.

Eine ernstgegründete Meinung, eine sich durch Erfahrung erworbene, feststehende Ueberzeugung, eine einheitliche Weltanschauung haben nur wenige Menschen.

Was die persönliche Weltanschauung anbelangt, so gibt es nach meiner Meinung deren zwei Hauptgattungen: erstens die anstudierte, angebildete, angelebte; zweitens die angeborene. Die erste ist eine viel bewußtere als die zweite, man trägt sie in einer gewissen Form und abgerundeten Theorie bei sich, man weiß trefflich Rechenschaft über sie zu geben, sie ist sozusagen mundlich und handlich. Doch kann man diese Weltanschauung gelegentlich ohne weitere Gefährdung des persön-

lichen Charakters auch wieder umstudieren, hinwegbilden und von sich leben. Es ist die Weltanschauung von Fall zu Fall, mit der man nicht allein Philosophie, Politik, sondern auch Staat machen kann.

Die zweite, die angeborene Weltanschauung, die aus dem Temperament, der seelischen Artung entspringt, kann nicht so leicht gewechselt und abgelegt werden. Wenn sie kräftig ist, so kann sie auch durch Studium fremder Meinungen nicht überwunden werden; sie ist keiner äußeren, überzeugungsbeflissenen Gedankenmacht zugänglich, sie ist das, was man einen Starrkopf nennt. Nur bedeutende Lebenserfahrungen können eine solche Weltanschauung ändern, dann ändern sie aber zugleich auch den ganzen persönlichen Charakter. Denn was ich mit dieser angeborenen Welt- und Lebensanschauung meine, ist im Grunde ja nichts anderes als der Charakter. Der herzensheiterste Optimist kann durch schlimme Erfahrungen zum düstersten Pessimisten werden. Einfache Menschen werden sich ihrer Grundstimmung oft kaum bewußt, vermögen sie nicht auszusprechen, und doch empfinden sie dieselbe jeden Augenblick in dem, wie die äußeren Dinge ihnen scheinen und wie sie sich solchen gegenüber verhalten.

Wer an sich den allmählichen Wandel der Welt- und Lebensanschauung inne werden will, der soll einmal beobachten, wie seine Lieblingsdichter und Denker sich einander ablösen. Viele Richtungen kommen an die Reihe, in jeder verweilt man, von mancher glaubt man sich nicht mehr zu trennen und doch gleitet man unmerklich weiter, bis man wieder in einem andern Kreise steht. Ich habe die Bibel und die Kirchenväter, Kant und Schiller, Schopenhauer und Heine, Darwin und Zola durchgelebt und Andere, um schließlich wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen. Manche einzelne Menschenseele macht in der Wanderung durch alle Philosophen und Dichter die ganze geistige Entwickelung der Menschheit durch, um endlich sich auf einem Punkte festzusetzen und einzuheimen je nach ihrer Naturanlage. Andere wandern immer, heimen sich nirgends ein; sie gewinnen dadurch eine große Fertigkeit im Denken und in der Auffassung, haben aber keinen Grundpunkt, auf welchem ein fester Grundsatz, ein strammer Charakter fußen könnte.

Es gibt Leute, welche darauf kein Gewicht legen. Es gibt aber auch Leute, welche man Principienreiter und Grundsatzfexen nennt, welche von dem Vorurtheil beherrscht werden, als ob man von seiner einmal gefaßten Ueberzeugung nicht mehr abweichen dürfe. Man will das seinem Charakter schuldig sein. Dieses Vorurtheil hat schon viel Verwirrung und Unheil angerichtet.

So lange ich über etwas eine bestimmte Ueberzeugung habe, muß ich allerdings um jeden Preis darnach handeln. Wenn ich aber eines Besseren überzeugt werde — denn wie anders sollen die Prüfungen und Erfahrungen des Lebens verwertet werden, als daß man sich durch sie belehren läßt! — dann bin ich es der Sache und meinem Charakter schuldig, daß ich nicht starrsinnig immer noch die alte Anschauung vertrete, sondern für die neugewonnene Einsicht Stellung nehme.

Ich kenne Parteimänner, die innerlich mit der Sache ihrer Partei längst gebrochen haben, jedoch verpflichtet zu sein glauben, äußerlich an derselben festzuhalten. Sie möchten nicht gerne als „Windfahnen," „Abtrünnige" u. s. w. verlästert werden; der Partei-Terrorismus ist groß und es gehört einiger Muth dazu, ihm zu trotzen, um sich selber treu zu bleiben. Treu ist Der sich nicht, welcher unter allen Umständen an einem erstarrten Principe festhält; treu ist Der sich, welcher unermüdlich nach besserer Erkenntnis trachtet, die dadurch entspringende Veränderung seiner Meinung freimüthig eingesteht und die

nene Ueberzeugung auch im Leben bethätigt.

Jeder gewissenhafte Mann wird sich wohl sehr besinnen, bevor er sich für etwas unlöslich bindet; er wird seine Meinung und seinen Willen, also seine Seele, nicht der unberechenbaren Strömung einer bestimmten Partei verschreiben, sondern sich freie Bewegung vorbehalten. Anders ist es bei dem Soldaten, der ist kein moralischer Factor, sondern ein Gegenstand, wie eine Maschine, eine Waffe ist, die nach einem höheren Willen geleitet wird. Und anders ist es bei dem freien Mann, der darum in die Schule gegangen ist und unermüdlich forscht und prüft, damit er zu einer klaren Erkenntnis des Wahren und Guten komme und danach wirken könne.

Parteien haben manchmal ihre versteinerten Dogmen, welche den Verhältnissen des wechselvollen Lebens nicht Rechnung tragen; oder sie haben ihre selbstsüchtige Praxis, Andere zu übervortheilen. Ein Geist mit edlem Wollen und weiterem Weltblick kann mit solchen Parteien für die Länge nicht gleichen Schritt halten.

Der Mensch muß nun allerdings feste Grundsätze haben, denen er fürs Leben treu bleibt. Solche Grundsätze können zeitweilig recht gut Hand in Hand gehen mit Parteibestrebungen und Geistesrichtungen, aber endlich wird es Zwiespalt geben. Denn die edelste Idee, wenn eine Partei sich ihrer bemächtigt, kann zu Tode gesündigt werden.

Zum Beispiele, Dein Dir angeborener, aus Deiner wohlwollenden Natur entsprungener, oder auch durch Bildung und Erfahrung erworbener Grundsatz wäre Humanität und Gerechtigkeit. Mit diesem Grundsatze kannst Du Dich anschließen einer Kirche, welche die christliche Liebe befolgt, zur Barmherzigkeit ermahnt, die Armen erhebt, die Kunst fördert und im Menschen ein geistiges Reich aufbaut, das nicht von dieser Welt ist. Allmählich kehrt dieselbe Kirche eine große Unduldsamkeit gegen andere Kirchen und alle Menschen hervor, die nicht in ihrem Kreise leben; sie strebt weltliche Herrschaft an, um ihren Bestrebungen in der Welt einen größeren Nachdruck geben zu können, sie unterdrückt die Schule, damit sie das Volk leichter bändigen könne, und sie verdammt Jeden, der seiner eigenen Wege geht. — Jetzt wirst Du Dich von dieser Kirche abwenden müssen, denn sie entspricht Deinem Grundsatze nicht.

Du kannst mit dem Liberalismus gehen, denn er trachtet die materielle und geistige Freiheit der menschlichen Entwickelung zu wahren und er achtet alle braven Menschen ohne Unterschied der Confession, der Nation, der Rasse. Allmählich artet dieser Liberalismus aus in Gleichgiltigkeit gegen sittliche Güter, in Gewissenlosigkeit und Freizügigkeit zu eigennützigen Interessen. — Jetzt wirst Du Dich von einem solchen Liberalismus abwenden, denn er entspricht Deinem Grundsatze nicht.

Du konntest einverstanden sein mit einem Antisemitismus, der den zu großen materiellen und moralischen Einfluß einer fremden Rasse bekämpfen will, aber Du mußtest Dich abwenden von ihm, als er anfieng, die Juden mit allen Mitteln zu verfolgen, sie rechtlos, heimatlos zu machen, in ein Elend zurückzustoßen, in welchem sie neuerdings entarten, ihre der Allgemeinheit schädlichen Eigenschaften neuerdings concentrieren und ausbilden müßten. Denn das entspricht Deinem Grundsatze nicht.

Du konntest Monarchist sein, bis der Absolutismus Dich erschreckte; Du konntest Dich begeistern für die Volksherrschaft, bis die rohe Zügellosigkeit der Parteien, die Gewissenlosigkeit der Führer Dich empörte. Du konntest Herz haben für die socialen Bestrebungen der Arbeiter, bis die rothe Revolution Dir ein Licht anzündete.

Du hältst es ursprünglich mit der freien Forschung und Wissenschaft, weil

Du glaubst, daß die Erkenntnis der Wahrheit die Menschen besser und glücklicher machen müsse. Nun siehst Du aber, daß man die Wissenschaft zum Selbstzwecke machen will, welchem Menschen und Thiere geopfert werden, Du erfährst die dogmatischen Neigungen der Zunftgelehrten. — Obzwar der Wissenschaft als solcher Deine Achtung bewahrend, mußt Du Dich abwenden von ihren Jüngern, denn sie entsprechen Deinem Grundsatze nicht.

Du erwärmtest Dich für den gesunden Realismus in der Kunst und Dichtung, bis der Realismus ausartete in die Einseitigkeit des Häßlichen und Abscheulichen. Da wandtest Du Dich mit Ekel ab, denn Dein Grundsatz der Humanität verlangt, daß die Kunst das menschliche Leben verschönere.

So hast Du über Kirche, Liberalismus, Monarchismus, Wissenschaft, Kunst u. s. w. Deine Meinung geändert, aber nicht aus Unbeständigkeit (unbeständig waren eben die Anderen), sondern gerade aus Beständigkeit, aus Treue zum ursprünglichen Grundsatz.

Man wird Dich vielleicht deswegen einen Halben, einen Abtrünnigen nennen. Trotzdem bleibst Du ein ganzer Mann und den höchsten Idealen treu.

Du wirst Dich nie von der sogenannten öffentlichen Meinung leiten lassen, nie einer Ansicht darum huldigen, weil sie die Mehrzahl theilt. Eine Idee, welcher die Massen nachjagen, ist ohnehin schon verdächtig; sie kann gut sein, wird aber weit öfter den Sinnen und Leidenschaften schmeicheln und, wenn die Hetzjagd darnach nicht eingedämmt wird, zum Unheil führen. Du wirst weder nach der Menge Beifall streben, noch ihre Macht fürchten. Der Menge Macht ist nichts; im schlimmsten Falle kann sie Dich tödten. Dich Dir untreu machen kann sie nicht, wenn Du nicht selbst willst.

Du wirst auch nicht ausgeschlossen haben, zu dieser Richtung oder jener Partei, die Du aufgeben mußtest, wieder zurückzukehren, sobald Du mit ihren geänderten Bestrebungen grundsätzlich wieder einverstanden sein kannst. Wie Du tractiert wirst, Das weißt Du. Die Partei, von der Du Dich abwendest, nennt Dich einen Renegaten; die Partei, der Du Dich zuwendest, nimmt Dich als einen großen Ehrenmann. Gegen Schimpf und Lob bist Du längst gleichgiltig geworden, die sogenannte Volksvertretung und die Parteipresse haben im Schimpfen und Lästern das Aeußerste geleistet, man ist abgehärtet und nimmt nichts mehr ernst. Durch den Mißbrauch sind die grausamsten Schimpfwörter, die unbändigsten Ehrabschneidungen wirkungslos geworden, so daß eigentlich die Möglichkeit wirklicher öffentlicher Beleidigungen aus der Welt geschafft worden ist. So geht es, wenn man zu viel umherhaut; die Waffe wird schartig, stumpf, oder springt gar ab, so daß der wüthende Kämpfer am Ende nur mit dem bloßen Griff umherfuchtelt, in der Meinung, er richte ein schauerliches Blutbad an. Die Parteien sind heute nicht mehr da, um in sich etwas zu schaffen, sondern dazu, um andere Richtungen zu befehden. Die Zeitungen sind nicht mehr da, um zu berichten, aufzuklären, sondern dazu, um Polemik zu treiben gegen alle Welt. Es ist ein ergötzliches Schauspiel in unserer Presse; die liberalen Blätter sagen: Die Clericalen und die Antisemiten halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Clericalen betheuern: Die Antisemiten und Nationalen halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Nationalen behaupten: Die Antisemiten und die Aristocraten halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Aristokraten meinen: Die Clericalen und die Socialdemocraten halten zusammen! und schimpfen auf sie. Die Socialdemokraten schreien: Sie Alle halten gegen uns zusammen! und schimpfen auf Alle.

Wo ist der ernste Mann, der den Versuch machte, einen solchen politischen

Rattenkönig zu entwirren? Das eine Blatt führt die Hohnfreiheit ein, das andere die Denunciationsfreiheit; das dritte die Lügenfreiheit. Nichts, was sonst als Grundpfeiler der Cultur und Moral aufrecht stand, ist mehr heilig, wenn es sich um Parteiinteressen handelt. Unter der Maske der Parteiinteressen schaut ihnen aus den Augen persönliche Scheelsucht, Brotneid, Haß und anderlei Liebenswürdiges. Wo ist der nach sittlicher Größe strebende Mann, welcher zuliebe einer derartig wirkenden Partei etwas von seiner inneren Ueberzeugung opferte? Und doch werden auch solche Erscheinungen Deine Ueberzeugung ändern. Du hattest einst geglaubt, daß bei politischen, socialen und religiösen Parteibestrebungen zwar mancher Fehler mit unterlaufen könne, daß aber aus denselben im Ganzen Gutes und für die Allgemeinheit Ersprießliches entspringen müsse, und Du bist allmählich zur Ueberzeugung gekommen, daß es (mit wenigen Ausnahmen!) nur rohe, gewissenlose Kämpfe sind, zu eigennützigen Zwecken geführt und der sittlichen Vervollkommnung der Menschen in allen Linien hinderlich. Dem einzelnen Mann wird alle Tugend vorgeschrieben; in den großen Parteien geht alle Schlechtigkeit vor sich. Dem einzelnen Mann wird verboten, mit seiner Zunge ein unwahres Wort zu sagen; die Zeitungen lassen die größten Lügen drucken in vielen Tausenden von Blättern. Und was das Volk an jener Stätte lernen kann, wo die Volksvertreter zusammen kommen, „um über das Wohl des Reiches zu berathen," das sei hier verdeckt mit dem Wunsche, der Reichsrath tage unter Ausschluß der Oeffentlichkeit.

Diese Zustände sind absolut gefährlich. Doch hoffe ich, daß ich meine Meinung über sie noch einmal werde ändern können. Dann werde ich mit Freuden verkünden: Es hat sich gebessert! Wenn ich zur Erkenntnis komme, hier zu schwarz gesehen zu haben, mit froher Selbstentäußerung werde ich gestehen: Ich habe mich geirrt. Wenn ich zur Einsicht komme, daß die Clericalen wirklich nur beseelt sind von der Absicht, durch den Katholicismus die Menschheit zu versöhnen, zu erhöhen und gesitteter zu machen, so komme ich zu ihnen und bitte ihnen manches zornige Wort ab, das gegen sie ausgesprochen worden. Wenn ich innerlich überzeugt werden könnte, daß es den Antisemiten wirklich um die Ausrottung jener Laster zu thun ist, die sie den Semiten zuschreiben, so würde ich nicht zögern, es laut zu sagen, wie sehr ich bedauere, ihnen Unrecht gethan zu haben.

Ich verpflichte mich mit dieser Versicherung zu etwas nicht ganz Leichtem. Denn Jemandem — sei es einer Person oder einer Partei — für ein zugefügtes Unrecht volle Genugthuung zu leisten, ist eine Sache, welche der Eitelkeit wehe thut und die deshalb so Mancher mit seinen Grundsätzen und Ehrbegriffen nicht immer für vereinbar finden will. Ich halte aber das für eine der allerernstesten Pflichten des charaktervollen Mannes. Sich irren und fehlen kann auch der Gewissenhafteste, ein Wicht wird er erst, wenn er den Irrthum einsieht, ohne den Muth zu haben, ihn zu berichtigen.

Die menschliche Fehlbarkeit, und besonders die manchmal einseitigen Gedanken und Vorstellungen des Idealisten vor Augen, bin ich jederzeit bereit, mich in meinen Anschauungen eines Besseren belehren zu lassen und nach gewonnener Ueberzeugung meine Meinung zu ändern. Wenn damit meine ursprünglichen Grundsätze hinfällig werden sollten, so würde mich das sehr überraschen, aber ich würde nicht rechthaberisch an ihnen mich anklammern, sondern die neu gefundenen mit Freimuth bekennen. Nicht darum handelt es sich, daß der Mann Grundsätze habe, sondern darum, daß er die richtigen habe.

Ueber Dichter und Kritiker.

Von Fritz Lemmermayer.*)

Seit undenklichen Zeiten besteht zwischen Dichtern und Kritikern ein gespanntes, ja feindseliges Verhältniß. Dichter und Schriftsteller lieben es, über den Kritiker zu spotten, ihm die Daseinsberechtigung abzusprechen, nennen ihn das unnützeste aller Geschöpfe, das nach ihrer Meinung geboren ist, um ihnen, den Promethiden der Menschheit, den lieben Gottestag zu vergällen.

Jene Dichter sind aber auch arge Duckmäuser; denn die von ihnen geschmähten und scheinbar mißachteten Creaturen sind für sie thatsächlich die wichtigsten, sind die von ihnen am geschäftigsten umworbenen Menschen, und nichts in der Welt beschäftigt sie mehr, als eine Notiz über ihre Bücher, wäre diese auch noch so flüchtig und nichtssagend. Mit ängstlicher Emsigkeit suchen sie in den Zeitungen nach Recensionen; Gebrauch ist es auch geworden, die Urtheile der Presse den Büchern beizudrucken. An sich berechtigt, wird dieses Mittel, beachtet und bekannt zu werden, von manchem Autor und Verleger zu unanständiger Reclame gemißbraucht.

Bald wird der Kritik eine Macht beigelegt, die sie nicht hat, bald ihr jedes Ansehen abgesprochen. Hat ein Autor Mißerfolg, so ist die böse Kritik daran schuld, denn sie hat sein Werk, Buch oder Theaterstück, unglimpflich behandelt; ward ihm jedoch Erfolg zu theil, hat die Kritik, die ihm Lob gespendet, keinen Antheil, er verdankt ihn natürlich ausschließlich seinem eigenen Können. Umworben wird der Kritiker in allen Fällen. Wer auch nur ein paar kritische Zeilen geliefert hat, wird vielleicht die Erfahrung gemacht haben, daß eines Tages ein junger Mann bei ihm vorsprach, ein schönes Bändchen Gedichte in Goldschnitt unter dem Arme, und ihm die schüchterne Bitte vortrug, ein Wort über das Opus öffentlich zu sagen. Ein anderer Poet nimmt die Maske der Gleichgiltigkeit vor. Er übermittelt zwar auch dem Kritiker sein Werk und bemerkt, daß es ihm wohl nicht mißfiele, wenn dasselbe besprochen würde, er aber dem Herrn Berichterstatter keine Verpflichtung auferlegen wolle, überhaupt auf Recensionen nicht viel gebe. Auch ältere Herren kommen heran. Sie machen dem Kritiker einige Complimente über seine „scharfe Feder," seinen „Geist," seine „Unparteilichkeit" und „Vorurtheilslosigkeit," beklagen sich über Nichtanerkennung und meinen endlich, von welch' großem Vortheil es für sie wäre, wenn der Kritiker auch über sie etwas schreiben möchte, und zu welch' außerordentlichem Danke er sie hiedurch verpflichten würde. Alle diese Fälle wären harmlos und nicht von übler Natur, wenn die Herren Poeten nicht hinter dem Rücken des Aufgesuchten und Umworbenen eine souveräne Verachtung gegen die Kritik an den Tag legten. Es gibt aber auch unanständige und perfide Fälle.

Es kommt vor, daß Autoren dem Kritiker Vorschriften machen. Einer fordert, daß sein Buch binnen einer

*) Einem treffenden Aufsatze, den Fritz Lemmermayer in den „Dioscuren" veröffentlicht hat, entnehmen wir die folgenden Bemerkungen. Die Red.

angegebenen Frist müsse besprochen werden; ein Anderer führt das Blatt an, worin die Recension zu erscheinen habe; ein Dritter bestimmt deren Länge nach Spalten. Ein Anfänger schreibt: „Tadeln Sie mich, tadeln Sie mich, aber schweigen Sie mich um Gotteswillen nicht todt!" Ein schon anerkannter und zu Ehren gekommener Dichter ruft pathetisch: „Tadeln Sie mich auch; wer nicht den Muth hat, mich zu tadeln, an dessen Lob ist mir nichts gelegen." Eine Dame meint graziös und naiv: „Bitte, bitte, loben Sie mich ein bißchen; ein gedrucktes Lob, es ist des nüchternen Lebens Nektar!" — Erhoben sein wollen sie Alle, auch die Tadel begehren. Wehe dem Kritiker, wenn er einen solchen wirklich ausspricht! Der Geistreiche wird geistlos, der Unparteiische parteiisch und neidisch, der Kenntnisreiche ein Ignorant. Die Empfindlichkeit männlicher und weiblicher Schriftsteller, hervorragender und mittelmäßiger gegen Tadel ist ohne Grenzen. Es ist gar nicht zu glauben, ein wie starkes Lob sie vertragen können, und in welchen Harnisch sie das geringste Bedenken gegen eine ihrer Schriften zu bringen vermag, denn ihre Eingenommenheit für ihr Ich ist groß. Mancher fühlt sich schon durch den bloßen Umstand verletzt, daß der Kritiker zwischen ihm und einem seiner Mitbrüder in Apoll eine Parallele zieht. Die meisten vergessen, daß es das gemeinste Mittel der Kritik ist, nur zu loben, und daß es ohne Schatten kein Bild gibt. Wenn sie dem Kritiker ein Buch vorlegen, ist es den Schriftstellern um dessen Urtheil in der Regel überhaupt nicht zu thun, wie lebhaft sie dies auch versichern mögen, sie wollen nur in einer Zeitung genannt werden.

Die Sucht, den eigenen Namen in den Mund der Leute zu bringen, ist in unserer Zeit zur abscheulichen Manie geworden, und um dies alberne Ziel zu erreichen, wird jedes Mittel, sogar ein niedriges und verbrecherisches, für erlaubt gehalten, von den Schriftstellern nicht weniger, als von den Angehörigen anderer Berufsstände. Um am andern Tag in der Zeitung zu stehen, nimmt er an Begräbnissen theil, schickt Kränze mit seinem Namen oder hält bei anderen Gelegenheiten Toaste und dergleichen. Eines der denkwürdigsten Beispiele ist das folgende: In meinem schönen Wien waren einmal in dem Schaufenster einer großen Porzellanwaarenhandlung Aschenschalen zu sehen, welche den Namen eines durch Reichthum und Reclamebedürfnis bekannten und berüchtigten mittelmäßigen Poeten, sowie die Titel einiger seiner Sachen eingebrannt trugen. Und um seinen ihm so theuren Namen zu finden, mit wie gierigem Auge durchwühlte der Poet ganze Stöße von Zeitungen in dem Lesezimmer eines Clubs; und entdeckte er ihn irgendwo, war es auch nur in einem Winkelblättchen, wie hochgemuth begab er sich zum Souper, doch fand er ihn nicht, wie brüstete er sich mit seinem literarischen Ekel, den zu erregen er doch die stärkste Veranlassung bot. Von demselben Manne wird in Wien noch folgendes Geschichtchen erzählt: Ein Recensent besprach ein Buch von ihm in einer Zeitung und citierte mißrathene Verse. Was that der Poet, um sich in Hinkunft bei dem strengen Beurtheiler gegen Tadel zu versichern? Er gieng zu ihm und bot ihm eine Wette zu fünfzig Gulden an, daß die angeführten Verse nicht aus seinem Buche stammten. Der arme Teufel von Recensent verstand des Poeten Schlauheit und gieng auf die Wette ein, die er natürlich gewann. Der Poet bezahlte die fünfzig Gulden und der Recensent wußte nun, daß er es mit einem reichen, in Bezug auf seinen Ruhm splendiden Manne zu thun habe, dessen fernere Werke von ihm stets bewundert wurden.

Es wäre ungerecht, wollte man für die jetzigen Mißstände in der

Literatur allein den Poeten verantwortlich machen und den Kritiker von aller Schuld lossprechen. Dieser hätte eben so triftigen Grund, sein pater peccavi zu beten als Jener, denn seine Sünden sind mannigfaltig. Die geringsten sind noch die Unterlassungssünden. Es gibt Kritiker, welche nur anerkennen, was zu Urväterzeiten gedichtet wurde und alles Moderne einfach ignorieren. Mitunter lehren sie an deutschen Universitäten Literaturgeschichte, nennen sich Germanisten, sind sehr hochmüthig, schwören auf Goethe, spielen selbst gern ein wenig Goethe und veranstalten mit Vorliebe sogenannte historisch-kritische Ausgaben unserer Classiker, wobei ihnen ihre Noten, all' ihr gelehrter Krimskrams als das Wichtigste erscheint. Schandenhalber anerkennen sie wohl den einen oder anderen unter den lebenden Schriftstellern, besonders dann, wenn Alles bei ihm filtriert, sublimiert und verfeinert ist. Hingegen ist ihnen, wenn es keinen alten Namen trägt, alles Unmittelbare und Ursprüngliche, alles Leidenschaftliche und Starke zuwider, sie betrachten eine glatte, gebürstete und geputzte Sprache, eine ruhige, gleichmäßige, harmonisch-ausgeglichene Darstellung — gewiß eine rühmliche Eigenschaft — als den Inbegriff aller Poesie; vor ihrem Richterstuhl würden Schiller und Dante, würde sogar Goethe in seinen Jugendwerken nicht bestehen, wenn diese Dichter erst jetzt aufträten. In ihrer hochmüthigen Einseitigkeit vergessen diese ästhetischen Splitterrichter, daß nicht allein der griechische Tempel in der harmonisch-edlen Reinheit der horizontalen Linie, mit all' seinen Säulen, Treppen, Friesen, Metopen, Triglyphen, Gibeln und Gruppen schön ist, sondern nicht minder das Gebirge, und daß dessen Schönheit und Großartigkeit eben in seiner Ungleichheit besteht, worin auch etwas Harmonisches liegt, in seiner Zerrissenheit und Ungeheuerlichkeit, seinen Klüften, Abgründen, Schroffen und Zacken, seinen phantastischen und grotesken Bildungen.

Eine andere Sorte von Kritikern besteht aus Leuten, welche ihren Beruf im „Verreißen“ erblicken. Sie kennen nicht den schönsten Grundsatz des wahren Kritikers, welcher nicht darin besteht, das Mißglückte aufzuspüren und mit breitem Behagen lächerlich zu machen, sondern darin, das Gelungene zu erkennen und mit förderndem Nachdruck darauf hinzuweisen.

Eine dritte Sorte macht im Geistreicheln. Sie schreiben kritische Feuilletons. Es ist ihnen nicht um die Sache, sondern nur darum zu thun, einen Spaß, eine lustig klingende, witzelnde Wendung anzubringen. Das Gewürz ist ihnen, wie dem Koch, wenn er einen Hasenpfeffer bereitet, die Hauptsache. Dieses kann nicht scharf, nicht durchdringend, nicht narkotisch genug sein. Ob es zur Speise auch tauge, darnach fragen sie nicht. Sie fördern die Geschmacklosigkeit, es fehlt ihnen jeder sittliche Ernst, sie sind geistig bequem, oberflächlich, bis aufs Aeußerste frivol, finden bei der Masse großen Anklang, gelten für geistreich und verstehen selbst das Sublime derart zu verzerren, daß es humoristisch aussieht. Sie wandeln in den Fußstapfen eines Heine und Börne, ohne die poetische Grazie des Einen, das gehaltvolle Pathos des Andern und den Witz Beider zu besitzen.

An vierter Stelle sei der handwerksmäßige Recensent genannt. Er hat sich ein ästhetisches Prokrustesbett zurechtgelegt. In dieses wird jeder Schriftsteller gezwängt; ist er zu kurz, wird er so lange auseinandergezogen, bis er hineinpaßt, ist er zu groß, werden ihm die Füße oder wird ihm gar der Kopf abgeschlagen. Sie haben einige allgemeine Phrasen, ein paar Worte, die sie jeden Augenblick wiederholen; auch sie sind platt und leer und unfähig, in das heilige Mysterium der Kunst einzudringen. Was eine literarische Kritik wertvoll macht, ist

eine gewissenhafte Inhaltsangabe des recensierten Buches und, damit eng verbunden, eine Entwickelung des Gedankenganges, der Idee und Tendenz. Der Kritiker hat zu untersuchen, was der Autor darstellen wollte und wie er dieses Was dargestellt hat, ob der Gedanke Fleisch und Blut geworden und ein ihm passenderes Kleid gefunden hat, ob sich Inhalt und Form zu einem einheitlichen Ganzen gefügt haben. Ein solches Verfahren jedoch kennen die bezeichneten Abarten der Kritik nicht. Anstatt zu untersuchen, was ein Autor aus seinem Stoffe gemacht, was er in ihn hineingelegt, was er aus ihm herausgemeißelt habe, machen sie ihm oft aus dem Stoff einen Vorwurf; denn selbst impotent, wissen sie nicht, daß der Dichter an seinem Stoffe, ich möchte sagen, unschuldig ist, daß er ihn von einem heiligen Geiste empfängt, oft unerwartet und plötzlich, daß er unablässig vor seiner Phantasie auf- und niedertaucht, ihn lockt, ihn quält, in seiner Gewalt hat und ihm nicht eher Frieden läßt, als bis umgekehrt der Dichter den Stoff in seine Gewalt bekommt, bis er ihn verdichtet, concentriert hat; und ganz frei vermag er von ihm erst dann zu werden, wenn es ihm gelingt, den Dämon in eine feste, reine Form zu bannen.

Die Entstellung des Inhaltes einer Dichtung, die Verrenkung der Gedanken, die Mißachtung des ethischen Endzweckes ist empörend. Geschieht eine solche Entstellung unabsichtlich, aus gedankenloser Oberflächlichkeit oder handwerksmäßiger Flüchtigkeit, ist sie zwar auch zu brandmarken, doch ist sie noch kein Verbrechen. Aber zum Verbrechen wird sie, wenn sie geflissentlich ausgeführt wird. Lessing sagte: „Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt, Wer fähig ist, eine Schriftstelle wider besseres Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem Andern fähig; kann falsch Zeugnis ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten." Dieses furchtbare Wort sollte Jeder, der die Feder führt, in eine Tafel ritzen und diese auf seinen Schreibtisch vor sich hinstellen. Entstellungen geschehen oft aus persönlicher Abneigung, aus Scheelsucht und Neid, oft aus Parteizwecken. Recensenten der geschilderten Art stehen nicht auf einem künstlerisch freien Standpunkt, sondern auf einem besonderen, engherzigen. Was in ihren Kram paßt, heißen sie gut, alles Uebrige wird in Acht und Bann gethan. Das Talent, welches vor allem vom Kritiker zu fordern ist, sich in eine fremde Individualität verständnisvoll zu versenken und diese zu begreifen und erklären, ist ihnen versagt. Ist die Individualität gar eine schwer verständliche, eigenthümliche, starke und geniale, wird sie von ihnen ans Marterholz geschlagen. Man lese doch wahrheitsgetreue Biographien bedeutender Künstler und man wird nur zu viele der ergreifendsten Beispiele finden; man schlage nur in Büchern nach über Kleist oder Hebbel oder, um auf ein anderes Gebiet überzugreifen, in Büchern über Beethoven, Chopin oder Schumann, und man wird die Sünden flacher und boshafter Recensenten in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkennen. Von der ordinären Mittelmäßigkeit lassen sie sich Dinge gefallen, für die das originelle und ursprüngliche Talent oder Genie Spießruthen laufen müßte. Das Herkömmliche, Gewöhnliche und Kleine, das weder hervorragende Fehler noch Vorzüge besitzt, findet ihren Beifall, aber das Eigenartige und Kräftige, das auch in seinen Irrthümern und Auswüchsen interessant, anziehend und lehrreich ist, wird angefeindet und verfolgt — nicht zuletzt von älteren Schriftstellern, welche zur Classe der sich verkannt Glaubenden und Verbitterten gehören und den jungen Nachwuchs, der auch Lebensrecht besitzt, mit greinendem Aerger

behandeln. Einen burlesken Eindruck macht es manchmal, Kritiken zu lesen, aus denen sofort zu ersehen ist, daß ihr Verfasser die besprochenen Bücher gar nicht kenne, nicht gelesen habe. Dieses Verfahren wird am öftesten bei Sammelwerken angewendet, deren Mitarbeiter mit gebräuchlichen Schlagwörtern abgethan werden, die auf Alles passen, nur nicht auf die betreffenden Beiträge. Nicht nach ihrem Wert werden diese genannt oder verschwiegen, sondern je nach dem Wohlwollen, dessen sich ihre Verfasser bei den Berichterstattern erfreuen.

Eine besondere und unangenehme Abart bildet die Kritik der Cliquen und Zünfte, welche in unserer Zeit durch die vielen Zeitungen die lustigste Pflege findet. Diese Cliquen bestehen aus der beharrlichen Mittelmäßigkeit, welche einzeln nicht bestehen kann, aber deren Vereinigung eine Großmacht ist. Diese eitlen Leute machen sich gegenseitig zu Götzen und der Lesepöbel stimmt bei. Zum Glück haben die Götzen der Menge allezeit ein nur kurzes Leben gefristet. Die Angehörigen solcher Lobesversicherungsgesellschaften reichen sich gegenseitig Kronen, übersehen jedoch, daß es nicht Kronen aus dauerndem Golde, sondern nur aus Papier sind, welche der nächstbeste Wind zerreißen kann. Sie sind consequent im Todtschweigen dessen, was nicht zur Clique und Zunft gehört, was einsam steht wie die Palme in der Wüste, und loben ebenso consequent die Ihrigen, die wohlgemuth beisammenstehen, wie auch das Unkraut in üppiger Gesellschaft wuchert. Sie haben den blendenden Erfolg des Augenblicks und darum das Lob der weiteren Kreise; indessen der Sieger wird von der Mehrheit augenblicklich wohl als ein Cäsar bewundert und der Unterliegende als ein Hanswurst verlacht, ohne daß sie nach den Mitteln des Sieges früge, jedoch die Zeit, die echte Göttin der Wahrheit, gleicht Alles aus, führt Alles auf das richtige Maß zurück, ist die strenge und gerechte Richterin über Menschen und Dinge. Durch Lob haben viele leere Werke ein ephemeres Scheinleben geführt, um endlich für immer der Vergessenheit anheimzufallen, und bedeutende sind lange unbeachtet, unverstanden und von keiner Coterie gefördert gelegen; aber einmal ist auch der Tag gekommen, wo sie entdeckt, erweckt und als bleibender Schatz der Literatur eingefügt wurden.

Mit der Cliquenkritik ist die rein persönliche verwandt. Zu den unmoralischen Zügen unserer Zeit gehört es, daß man die Person über die Sache, den Stoff über den Geist, das Materielle über das Ideelle stellt. Die oft beklagte Materialisierung der Zeit hat darin ihren letzten Grund. Recensenten thun das Ihrige; nach einem gemeinen Vortheil ausspähend, fragen sie sich: Wie stehe ich zu diesem oder jenen Autor? Und je nach ihrer persönlichen Beziehung loben sie, ignorieren oder tadeln sie. Die vollständige Entartung besteht dort, wo ein Kritiker tadelt, wenn er nicht, und lobt, wenn er dafür bezahlt wird. Hoffentlich sind diese Fälle selten. Sie gehören in das Gebiet der pestschädlichen Revolverjournalistik, also vor den Staatsanwalt. Noch eine Afterkritik sei erwähnt. Manche unanständigen Autoren schreiben auf Commando der Verleger über ihre Bücher selbst Recensionen, in denen sie die wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge mit marktschreierischen Worten anpreisen; die Verleger lassen sie drucken, theils auf die Umschläge anderer Bücher ihres Geschäftes, theils auf Zettel, die den Zeitungen zum Abdruck zugeschickt werden.

Alle diese Fälle corrumpierter Kritik, werden sie jemals vermieden werden? Ein thörichter Optimist wäre, wer dies vermeinte. Trotz alledem wird die Dichtung immer bestehen und neben ihr auch die Kritik. Der Dichter schafft, was in seiner Brust treibt und drängt,

unbekümmert um die Anforderungen der augenblicklichen Mode; er haucht den Schemen, die seine Phantasie umgaukeln, Leben ein; er bildet den Stoff nach selbst geschaffenen Gesetzen, die er sich von Niemandem vorschreiben läßt, zur Form, welche am vollkommensten ist, wenn sie unzerbrechlich ist. Und der Kritiker abstrahiert die Gesetze von den durch die Jahrhunderte geweihten Meisterwerken. Sie sind ihm die Norm, die von dem Begehr des lauten Tages unabhängigen Grundsätze, in denen er wurzelt, ohne deshalb ein Pedant der Regel zu werden, ohne zu vergessen, daß die **Mittel** der Kunst ebenso **unendlich** sind wie ihre **Wirkungen**, ohne aufzuhören, der Individualität Rechnung zu tragen, die immer anders und immer mystisch ist und die abhängt von dem allgemeinen Ideengehalte der Zeit. Der größte unter den Kritikern wird der sein, welcher zum Schöpfer wird, welcher, wie Lessing, zur Regel das Beispiel gibt.

Wie man Urgroßvater wird.

Zur Lust und Lehr' mitgetheilt von **P. K. Rosegger.**

Vor einiger Zeit hat's wieder einmal einen besonderen Ehrentag gegeben. Einen Zimmermann gieng' er an. Der hatte seit „undenklichen Zeiten her" den Leuten so emsig Häuser, Schränke, Betten, Wiegen und Särge gebaut, daß er darob sich selber fast übersehen hätte.

An einem Sonntagnachmittage, als sein Weib, die großen Glasaugen auf der Nase, in einem sehr deutlich gedruckten Erbauungsbuche stiller Andacht oblag und der Zimmermann auf der Bank lag und langweilshalber in alten Blättern umkraute, entdeckte er, daß schon vierundsechzig Jahre verflossen waren seit seinem Hochzeitstage. Er wischte sich die Augen und schaute jetzt einmal auf seine Gesponsin hin. In der That, sie war nicht mehr ganz jung, er erinnerte sich jetzt, daß sie dazumal als achtzehnjähriges Mädel im Gesichte wesentlich glatter und farbenfrischer ausgesehen hatte. Das macht aber nichts, sie ist doch die Nämliche, die er sich dazumal nach reiflicher Ueberlegung erkoren, die dazumal gar so holdselig und herzig gewesen war — sie mag sich jetzt zeitweilig verstellen wie sie will, sie ist doch die Nämliche! — In diesem unerschütterlichen süßen Glauben that er sein Nachmittagsschläfchen.

Als das vorüber, war er so unvorsichtig, seine Entdeckung dem Weibel mitzutheilen.

„Was nicht noch!" rief dieses, „vierundsechzig Jahre! Tollpatsch, der nicht einmal rechnen kann!"

Die Sache wurde aber ruchbar, war auch nicht zu leugnen und die Insassen des Dorfes drangen auf den Zimmerman ein, daß er die goldene Hochzeit begehe. Die Gelegenheit dazu wäre eine so seltene, daß er sich der Ehre und das Dorf der Freude und Erbauung nicht berauben dürfe. Da er mit irdischen Gütern nicht gesegnet war, so erboten sie sich, alle Unkosten der Feier tragen zu wollen. Nur das

Weib sträubte sich noch dagegen, sie habe nicht das Gewand dazu, um ein Schaustück abzugeben für die ganze Pfarr'! Erst als die Hochzeitsmutter mit einem rothseidenen Tuche kam, das sie der alten Frau über Schultern und Busen legte, hielt diese einige kleine Schäden des Angesichtes für gedeckt und sie willigte ein.

Hernach kam das Fest, an welchem die ganze Gemeinde sich betheiligte und zu welchem auch ich beigezogen wurde. Mir ward die Ehre, das Brautpaar zur Kirche zu führen und dann ins Wirtshaus, wo wir unter Musik und Gesang neun Stunden lang bei der Tafel saßen. Das alte Pärchen war sehr munter und der Bräutigam stets emsig, aber sein Körper war nicht mehr groß und etwas schief nach der linken Seite gebogen. Er wurde in seiner Herzensfreude ganz jugendlich, wagte mit der schönsten Kranzeljungfrau, eine Urenkelin von ihm war's, ein Tänzchen und dann vertraute er mir unter einigem Erröthen, daß vor vierundsechzig Jahren seine Braut acurat so ausgeschaut habe, wie diese kleine vertrackte Urenkelin.

Als wir uns dann wieder in unseren Ehrenwinkel gesetzt hatten, ich mit der Cigarre, er mit dem Pfeifchen, fragte ich ihn, ob er mir nicht erzählen wolle, wie er das angestellt habe, so alt zu werden? Wie er immer gelebt habe?

„Warum denn nicht?" rief er kurz und scharf, wie er überhaupt jedes Wort lebhaft heraussstieß und es stets mit einer nachdrücklichen Handbewegung begleitete.

Ich hatte früher schon bemerkt, wie er beim Hochzeitsmahl, obzwar noch im Besitze von vielen gesunden Zähnen, nur suppige und breiartige Sachen zu sich nahm, auch Gemüse, und Schwarzbrot dazu kaute; die Stücke von Braten, Kuchen, Krapfen legte er bei Seite auf ein Papierblatt für die „Urenkelleut'." So fragte ich ihn, wie er es mit dem Essen stets gehalten habe?

„Oh, gegessen genug!" rief er. „Suppen! In der Früh saure Milchsuppen mit Brotschnitten. Mittags auch vom Mehl was. Bohnen."

„Und Abends?"

„Suppen!"

„Und Fleisch?"

„Nicht viel. Thut mich im Magen drucken."

„So hätten die Vegetarier Recht," sagte ich.

„Was? Die Vegetarier? Was ist denn das?"

Auch gut, dachte ich, die nicht einmal den Namen kennen, das sind die allernatürlichsten.

„Und was habt Ihr immer getrunken?"

„Wasser!" rief er und machte einen Deuter mit der Hand, wie abweisend, als wäre eine solche Frage doch ganz müssig.

„Und nicht manchmal auch Wein?"

„Zur Jausen," antwortete er. „Werktags beim Arbeiten, wenn der Arbeitgeber einen hergegeben hat. Brot dazu. Ist ein feiner Schmaus."

„Und Bier?"

„Wenn er eins hergegeben hat."

„Schnaps?"

Er stieß einen kurzen bellenden Laut aus, würdigte aber weiter die Frage keiner Antwort.

„Wie habt Ihr Euch immer gekleidet?"

„Lodengewand," sagte er. „Winter und Sommer gleich. Diese schwarzen Herrenfetzen, die sie mir da angehängt haben, schmeiß' ich morgen schon weg."

„Seid Ihr ein Frühaufsteher?" fragte ich.

„Ist ein Unsinn!" antwortete er. „vor fünf Uhr soll der Mensch nicht aufstehen. Um neun Uhr ins Bett."

„Gearbeitet habt Ihr wohl immer sehr stark?"

„Nie länger als zwölf Stunden. Von sechs bis sechs. Eine Stunde mittagessen und rasten."

„Und wie habt Ihr die Feiertage verlebt?“

„Vormittag Kirchgang. Nachmittag auf der Bank oder ein bißel umgehen, kommt mir aber schon die Langweil und ich gefreu mich auf den Montag, auf meine Arbeit.“

„Ihr seid wohl auch nur wenig krank gewesen?“

„Acht Wochen lang. Wie ich unter's Mühlrad gekommen bin.“

„Wie so?“

„Will eine lose Taufel festnageln, vergißt der Müllner, leitet Wasser drauf, das Rad geht über, druckt mich an die Wand. Zwei Rippen ab, die linke Hand gebrochen, das Schienbein pfutsch.“

„Sonst nichts?“

„Sonst nichts.“

„Wie lange ist das her?“

„Seit mein zweiter Bub auf der Welt ist. — Kinder!“ rief er über den Tisch hinüber einigen jungen Leuten zu, „wie alt ist der Bub?“

„Was für ein Bub', Urähndl?“

„Na, Euer Großvater.“

„Einundsechzig, Urähndl.“

„Na, seht Ihr, so lang' trag' ich meinen Barometer am Leib.“

„Zeigen Euch die Schäden wohl immer den Wetterwechsel an.“

„Und wie!“ rief der Alte.

„Geheiratet habt Ihr sehr früh!“

„Mit vierundzwanzig Jahren. Weil mir die Weibsbilder zuwider gewest sind.“

„Und nachher mit der Liebe?“

„Nicht viel dran denken!“ stieß er hervor. „Fleißig arbeiten, wie der Gottschöpfer, fünf Tage lang. Erst am sechsten schuf er den Menschen — steht's geschrieben.“

„Ihr verzeiht schon, daß ich so viel frage,“ bemerkte ich jetzt, „man will ja ebenfalls lange leben und auch diese Kunst lernt der Geselle vom Meister. Ich glaube, daß Ihr Euer hohes und rüstiges Alter wirklich größtentheils Euch selbst zu verdanken habt.“

„Und Dem da oben,“ sagte er, die Hand gegen Himmel schlendernd.

„Der Euch den guten Humor gegeben hat.“

„Hab' ihn nicht immer gehabt. Kommt erst, wenn's schlecht geht.“

„Man macht oft ein lustiges Gesicht, wenn's inwendig weh' thut,“ war meine Bemerkung.

„Ist gefehlt!“ sagte er. „Auswendig finster schauen, inwendig lachen. Zeigst den Leuten das Lachen, so verderben sie Dir's.“

„Auch der Zorn hat Euch nichts gethan?“

„Weil ich ihn allemal losgescholten hab'. Und muß schon zugeschlagen sein — so auf Zimmerholz.“

„Manchen bringt der Haß frühzeitig um,“ sagte ich.

„Han, kindisch!“ rief der Alte. Die Freud' macht man seinem Feind nicht, daß man mit Haß sich selber Schaden thut.“

„Also seid Ihr über die sieben Todsünden ja glücklich hinausgekommen. Dann ist's freilich keine Kunst, so alt zu werden und so jung zu bleiben. Aber jetzt laßt Ihr Euch doch gut geschehen und arbeitet nicht mehr?“

„Was soll ich denn sonst thun?“ fragte er fast heftig zurück. „Wird viel nicht, so wird etwas. Faullenzen, da möcht's mich bald nicht gefreuen auf der Welt.“

„Andere, die so fleißig waren, haben es zu Reichthum gebracht, um sich mit Reichthum zugrund zu richten, Ihr arbeitet bis zu diesem Ehrentag!“

„Gehört was dazu!“ rief er und nickte das schneeweiße Haupt.

„Und wohl noch weiter. Ich wünsche Euch hundert Jahre.“

„Wie Gott will.“

So redeten wir miteinander, als durch das Gedränge her sachte einer der Urenkel geschlichen kam, ein bildhübscher Bursche, und mit dem linken Arm ein frisches Dirndl neben sich herschob. Vor dem goldenen Bräutigam

blieben sie stehen und der Bursche sagte: „Urähndl! Da steht Eine."

„Seh' sie," stieß er hervor.

„Urähndl," fuhr der Bursche ein wenig befangen fort, „fällt Euch nichts ein? Gern haben wir uns, Die da und ich."

„Auweh!" rief der Alte.

„Brav ist sie wohl auch."

Der Greis wendete sich zu seinem Weibe und sagte: „Da haben wir's. Hast es gehört, Alte?"

Gehört hatte sie es zwar nicht, denn sie war schwerhörig, aber gesehen hatte sie es. Und nun streckte sie ihren alten Kopf lugend vor: „Ist das nicht die Klara?"

„Freilich ist sie's!" antwortete der Urenkel. Da nickte die Alte lächelnd.

„Bleibt brav. Meinen Segen, den habt Ihr!" so der Alte und schlug die flache Hand in die Luft hinaus, als wollte er damit sagen: Gut ist's, macht was Ihr wollt.

Jetzt hoben wir am Tische alle unsere Gläser gegen das junge Paar und Einer von uns sagte folgenden Trinkspruch: „Junger Bräutigam! Willst auch Du Urgroßvater werden, so mache es Deinem Urgroßvater nach!"

„Gern!" jauchzte der Bursche. „Und angefangen wird er so haben!" — Schmatz! hatte das Mädel Ein's auf den rothen Lippen.

Die redadn Ochsn.

Gedicht in niederösterreichischer Mundart von **Koloman Kaiser**.

Michel, han, hast denn koa Gfühl nid, daß D goar a so dreinschlagst auf d Ochsn?"
Sagt dar alt Moser zun Moarknecht, der steckt mit an Fahrtl voll Cachan
Unt' in da Schliachtn in Schnee und fluicht und woaß sih nid z helfa.
„Ah!" sagt a, „Viecha sand s, dumme, bockbani, und gengan nid weider.
Muiß ih dastehn in der höllischn Kältn und soll scho dahoam sei!
Was ih s scho gschlagn hab, s is alls umasunst bei den damischn Viechern,
San ganz vahert und vanagelt, habn eh koan Vastand und koa Gfühl nid!"
„Muißt däs nid moan," sagt da Moser, „da irrst Dih doh glawöhl ganz sicher:
Habn an Vastand, däs is gwiß, wann aa weni, a bissel habn s doh oan;
Und wann s koa Gfühl habn, so sa' ma nur gleich, wegn was schlagst as denn naha?
Michel, ih sa' Dars: a Sünd is s, wann ma so gro' is mit n Viechern!
Kuntn s nur redn, aft wurdst as scho segn, was D manigsmal z hörn kriagst,
Wia sie sih klagn eahna Müahsal, daß d Leut mit eahn goar so brotal san!
Aber sie kinan nid redn und müassn halt alls aso leidn.
Nurglei an oanzigsmal, sagt ma, in Jahr kinan d Viecha aa redn,
Nur in da heiliga Nacht, um a Zwölfi, während da Mettn."
„Ah!" sagt da Michel drauf, „Böder, hörts auf mit so Gschichtn und Sachan,
Bi ja koa Bui mehr; was wöllts denn: ih glaub Eng so Dummheitn nimmer.
Hustaha hotto!" so schreit a und haut wieder drein wiar unsinni.
Denkt eahm da Moser sein Thoal und geht furt, da Michel bleibt stecka.
Erscht in a Weil zahn d Ochsn fest an und er kann wieder weider. —
Wiar ar aft hoamkimmt auf d Nacht, da is a ganz dasi und trauri
Gengan eahm d Redn von Moser halt doh a wengl in Kopf um;
Und er griunt sih schier, daß a mit n Ochsn is oft goar so gro' gwest,
Denkt ar eahm: Herrgod, iatzt möcht ih doh wissn, ob's wirkla aa wahr is!
Füattert sei Viech und legt sih nachn Essn drauf gleih in Stall schlafa.

Neugieri is ar als wia scho! Denn just is da heiligi Abnd heund.
Allas is still und mausstad umadum und Allas is ruihwi,
Nur aus da Weitn in Dorf, da hört ma a wengl an Hund belln.
Stad in sein Bett simuliert da Michel und stützt sih aum Ellbogn.
Denkt bald auf das und auf däs und hat allerhand schwari Gidanka,
Lauscht und loust wohl langmächti, ob d Ochsn noh allweil nid redn,
Aber er siacht nix und hört nix, denn Allas is schwarz in da Finster,
Allas is still und mausstad umadum, und Allas is ruihwi.
D Ochsn, dö liegnan scho lang auf da Streu als a müader und rastn:
Liegnan und rastn und pfmausn und mäuln noh a zweitsmal eahn Fressn.
Lang wird ön Michel dö Zeit, und er dunkt und auf d Löst schlaft a goar ein,
Tramt allerhand durchanand, denn Allas Lebendige tramt iatzt,
Allas is still und mausstad umadum und Allas is ruihwi,
Bis gen Mitternacht, da wird's in Stall auf oamal lebendi;
Zwölfi schlagt's draußtn aum Kirchathuin langsam, däs hört ma ganz deutli.
Da wird da Michel gach munter und setzt sih tramhappad in Bett auf —
Loust und hört iatzt auf oamal dö Ochsn nebn seiner laut redn:
„God sei Dank, Kumarod, daß mar endli kinan a Stündl
Wieder dischkrirn mitanander und Oaner den Andern sei Load klagn!
Wiar a Joahr lang is und was ma dalebn muiß und wia s am behandeln!
Oarbatn viel vo da Früah bis auf d Nacht und Fuider nur weni,
Nid oamal Wasser gmui kriagn ma, was müassn mar in Summer oft Durscht leidn!
Und für alls Guits, was ma than, kriagn ma nachher noh Schlä' nach da Notn.
Unsere Brüader, wia wern dö oft peinigt, bevur s noh auf d Schlachtbank
Keman, und gstößn und unsinni gmartert ehwenn s noh ganz todt san!
Unbarmherzi und hoart is da Mensch, als hätt a koa Gfühl nid,
Ung'recht is ar und grausam mit uns armselinga Gschöpfa!"
„Tröst Dih nur, Freund," sagt dar Oan drauf, „es geht aar ön Andern nid besser.
D Ross und dö Küah und dö Schaf und dö Goaß und aa d Hund und dö Katzn
Halt't und behandelt da Mensch just aso, als hättn s koa Recht nid,
Hat für koan oanzigs a rechtschaffas Mitload, ob's groß oder kloan is.
's Gwild wird in Waldern oft gjagt nur und ghetzt zum Gspoas und Vagnüngn.
D Vögel, dö spirn s in a kloawinzigis Häusel und stechan eahn d Augn aus,
Weil s als a blinder, sagn s, goar so viel liabla und fleißiger singan!
Merkwürdi is s, daß da Mensch in sein Glaubn und sein trauringa Hochmuth
Allerweil moat, daß Allas nur da auf da Welt is wegn seiner,
Und uns varacht't, als hätt uns nid aa unser Herrgod erschaffa! —
Und in da Stadt, wia ma hört, da wern oft dö Viecha erscht gmartert!
Hund und Hasn, dö zwängan s in eiserne Schraubn ein und schinden s:
Bohrn eahn an Luka in Kopf und schneidn eahn lebendi ön Bauch auf.
Was s dadrin suichan, ih woaß s nid; und was s nur damit wölln bezweda,
Kinan uns mir armselinga Wesn wohl ewi nid denka!"
„Brauchan s aar ewi nid z wissn," sagt drauf iatzt dar Erschte und murrt fest,
„Denn mir wissn so viel nur, daß so was nid vürkimmt bei n Viechern.
Gscheid is da Mensch und vanünfti, so hört ma n ja allerweil rühma,
Gscheider sei kann ar, ih glaub's, aber seltn is oaner wohl besser!
Aber sö wern s scho noh glawöhl bereun, wann da zahladi Ta' kimmt,
Alle wohl straft unser Herrgod dö unbarmherzinga Schinder.
Und aa da Michel wird gstraft, eahm wern seine Sündn scho hoamzahlt.
Aus is sei Lebnszeit, furt muiß a, sterbn wird a heund oder moring,
Und dö allererscht Oarbat wird sei nach dö Feita, ih sa' Dar's:
Daß mar ön Michel zum Dank für sei Gro'heit hinausführn aum Freithof." —
Wia da Michel däs hört, da geht's eahm kalt übern Bugl,
Springt ausn Bett mit oan Satz wiar a Noarr und bei da Thür aussi,
Woaß in da Angst nid wohin und rennt ganz vawirrt hinter d Schupfa,
Z'eben is a Grui, da stürzt a hinein und bricht sih is Kreuz o. —
Gstarr und maustodt wird a gfundn am andern Ta' in der Früah erscht.
D Ochsn, dö habn ahn bald drauf, wia s gsagt habn, hinauszogen aum Freithof.

Kleine Gaube.

Gedichte von Robert Hamerling.

Blinder Schrecken.

Der Tod wirft uns aus dieser Welt hinaus,
Wie Vogeleltern aus dem Nest die Jungen.
Zitternd blickt
Von des Nestes Rand,
Das seine Welt ist,
Der scheue Nestling
Hinab in den Abgrund.
Jedes Schwungfederchen
An seinen Fittigen,
Jedes Flaumfederchen
An seinem Halse,
An seiner weichen Brust,
Sträubt sich vor Angst.
Ein Stoß — die Sinne schwinden ihm —
Er stürzt —
Er meint zu vergehen —
Aber seine Schwingen
Wissen es besser:
Ausbreiten sie sich,
Und über sein eig'nes
Flattern und Schweben
Erstaunt der Beflügelte.
Er fühlt sich getragen
Vom Aether,
Und seine Brust weitet sich,
Und krächzend vor Lust
Stürzt er an's Herz der Unendlichkeit.
So wir
Am Rande des Abgrunds!
Was zittern wir?
Der unendliche Aether
Des Lebens, der uns trägt,
Ist überall
Und jede Seele geflügelt.

Traum und Erwachen.

Wir beklagen das Erwachen,
Wenn im Traum ein Glück uns lachte:
Doch — was wär' ein süßes Traumglück,
Wenn man nicht daraus *erwachte*?

Im Moment erst des Erwachens
Kosten, seine Flucht bedauernd,
Wir des Traumes ganze Süße,
Leis' im Nachgenuß erschauernd.

In dem wachen Nachgenusse
Wird uns erst der Traum ein Leben,
Traumesglück erst im Erwachen
Wird es wahrhaft uns gegeben.

O wie schön muß erst des Lebens
Wach erträumtes Glück uns lachen,
Und der ganze Traum des Lebens, — —
Wenn wir sterbend draus erwachen!

Zu Hamerlings Heimgang.

Von F. Königsbrun.

Ich lasse Euch weinen und klagen um ihn
Und über sein Ende erbeben;
Für sentimentalen Philistersinn
War's freilich ein trauriges Leben!
Er blieb nicht gesund bis ins siebzigste Jahr
Und durfte nicht schließlich erkränkeln
Als hochgefeierter Jubilar,
Gepfleget von Kindern und Enkeln.

Doch wisset! Worüber Ihr jammert und weint —
Frohlocken die Auserwählten;
Was Euch als das schwerste der Uebel erscheint,
Das lassen als Wonne sie gelten.
Die heiligen Märtyrer lachten der Pein
Und sangen auf glühendem Roste,
Sie sangen unsterbliche Melodei'n
Vom himmlischen Liebestroste.

Und die herrlichsten Wunder geschahen zumal
In Kerkern, in Löwengruben,
Auf tosender See, — auf dem Kreuzespfahl
Und nicht in gemüthlichen Stuben.
Heil uns! Noch sind wir verloren nicht ganz,
Trotz Zola und Eueresgleichen,
Umschimmert von überirdischem Glanz
Geschehen die Wunder und Zeichen:

Blutzeugen ersteh'n wie zu Nero's Zeit
Nun wieder in unseren Tagen
Und singen für unsere Seligkeit
Auf glühenden Marterschragen.

Die drei Wünsche.

Von R. Rolff.

An einem heiteren Aprilmorgen wanderten drei arme Studenten auf der kothigen Landstraße dahin. Die beiden jüngeren trieben die tollsten Späße und waren immer eine Strecke voraus, der ältere aber setzte bedächtig ein Bein vor das andere. Er hatte blutwenig im Ränzel, aber desto mehr auf dem Herzen.

„Brüder," begann er plötzlich, und that einen tiefen Seufzer — „das Reisen ist ein beschwerliches Ding, namentlich, wenn Einer so mit leerem Magen und trockenem Gaumen einherlaufen muß. Ja, wenn ich den Reichthum des seligen Krösus besäße..."

„Ja dann!" riefen lachend die Anderen.

„Dann ließe ich mir die seltensten Leckerbissen aus allen Zonen kommen, und die feinsten Weine, und den theuersten Tabak. Vor allen Dingen aber bliebe ich ruhig daheim..."

„Und lägst auf der faulen Haut," fügte der Zweite hinzu, der häßlich und verwachsen, aber stets bei guter Laune war. „Geh' mir doch mit dem alten Krösus und seinem Podagra! Wenn ich einen Wunsch thun dürfte .."

„Nun?"

„Dann wünschte ich mir lieber die Schönheit des Adonis. Damit könnte man allen hübschen Mädchen des Erdballs den Kopf verdrehen und nähme dann die Schönste darunter zur Frau. Wär' das eine Lust! Was? Oder stimmst Du etwa für den Krösus, Küchlein?" frug er, zum Jüngsten gewendet.

„Ich? Ich würde mich selbstverständlich um die Weisheit des Salomo bewerben."

„Gute Götter! Und was wolltest Du damit anfangen?"

„Mit ihrer Hilfe würde ich alle Schätze der Welt entweder zu gewinnen oder zu entbehren wissen," sagte der Kleine ernst.

Also redeten die drei Wanderer auf der Landstraße. Im Himmel droben aber saß hinter einem dünnen Wolkenvorhang die gute alte Sonne in ihrem goldenen Lehnstuhl und stickte an einem Blumenteppich, den sie dem Mai zum Geburtstag schenken wollte. Sie hatte das Gespräch der Drei voll Rührung mit angehört und machte ihre Tochter, das Leben, auf die hoffnungsvollen Jünglinge aufmerksam. Das Leben aber schrieb gerade an einer lustigen Satyre auf den Tod und freute sich über einen prächtigen Einfall, der ihm eben gekommen war. Aergerlich blickte es von der Arbeit auf. Als es aber vernahm, um was es sich handelte, gewährte es lächelnd die stumme Bitte der Mutter, und somit die Wünsche der drei armen Teufel, die drunten im Schatten einer breitästigen Buche ihren

Mittagstisch in Gestalt eines alten Collegienheftes aufgeschlagen hatten, und sich das Wenige, was sie im Ränzel mit sich führten, wohlschmecken ließen.

„Kinder,“ sagte der Ältere, „mir ist heute ganz wunderlich zu Muthe. Das Herz klopft mir zum Zerspringen, und vor meinen Augen flimmert's in allen Farben des Regenbogens. Meint Ihr nicht, daß in solchem Fall eine kleine Magenstärkung vonnöthen sei? Ich glaube, wir sollten uns zum letzten Bissen auch den letzten Tropfen vergönnen. Wenn die Sonne untergeht, sind wir ja doch am Ziel.“

Und er griff in die Tasche des Kittels, wo die Branntweinflasche zu stecken pflegte. Aber die Flasche war verschwunden. Statt ihrer zog er eine handvoll Goldstücke hervor, bei deren Anblick er vor Staunen und Freude ganz außer sich gerieth. Die beiden Anderen aber nahmen die Sache übel auf, beklagten sich darüber, daß er ihnen seinen Schatz verheimlicht hätte, schallten ihn einen Knicker und schlechten Kameraden, und machten sich schließlich ohne ihn auf den Weg. Als er ihnen, noch ganz verwirrt von dem unerwarteten Glücksfalle, folgen wollte, vermochte er sein Ränzel nicht vom Boden zu heben, denn auch dieses war voll blanker Ducaten. So blieb er denn zurück und zählte sein Geld, und vergaß darüber auf Hunger und Durst und auf den hereinbrechenden Abend.

Die beiden Anderen aber schritten rüstig drauf los, denn sie wollten noch vor Sonnenuntergang die Stadt erreichen. Nur einmal machten sie im Walde an einer Quelle Halt, um ihren Durst zu stillen. Der Bucklige trank zuerst und setzte sich dann auf einen Baumstrunk, um ein wenig zu verschnaufen. Als auch der Jüngste getrunken hatte und sich nach seinem Gefährten umsah, kam ein schlanker Fremdling auf ihn zu und faßte ihn vertraulich unterm Arm.

„Schön, daß Du fertig bist, Bruderherz!“ sagte der Fremde lachend. „Ich dachte schon, Du wolltest den ganzen Quell aussaufen.“

Der Kleine sperrte Mund und Augen auf. Er glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen.

„Wo nur mein Gefährte bleiben mag?“ stotterte er ängstlich. „Euch kenne ich nicht. Was wollt Ihr von mir?“

„Du kennst mich nicht? So, so! Und hast doch bisher meinen ehrlichen Buckel recht wohl leiden mögen. Der Schönsten Einer bin ich freilich nicht — doch auch nicht der Häßlichste,“ fügte er bei und warf seinem Spiegelbild im Quell eine Kußhand zu. Aber er trat sogleich betroffen zurück. Aus dem Wasser schaute ihm die Gestalt eines edel gebildeten Jünglings entgegen, schön wie der lichte Tag.

„Bin ich's oder bin ich's nicht?“ rief er entzückt und geberdete sich wie ein Kind, dem man ein neues Spielzeug geschenkt hat. Er betastete seinen Rücken, streckte die Beine, schüttelte die glänzenden Locken und wollte nicht von der Stelle.

Der Jüngste wartete eine geraume Weile auf die Lösung des Räthsels. Schließlich dauerte ihm aber die Sache zu lange und er machte sich allein auf den Weg nach der Stadt, allwo er bei einem ehrsamen Bäckermeister ein bescheidenes Quartier fand und eifrig seine Studien fortsetzte.

* * *

Seit jenem merkwürdigen Apriltage sind vierzig Jahre ins Land gezogen. Die Zeiten haben sich geändert und die Menschen nicht minder. Die alte Sonne aber nimmt immer noch warmen Antheil am Schicksale alles Irdischen, das Leben macht sich noch heute mit Erfolg über den Tod lustig, und die übermüthigen Studenten werden auch sobald nicht aussterben.

Die alte Buche, unter welcher einst die seltsame Verwandlung des Branntweins in blanke Ducaten vor sich gieng, steht nicht mehr. Jenes Stück Erde durchfurcht der Pflug, und der hinter dem Pfluge einhergeht, ist ein alter Mann mit geistvollen Augen unter einer hohen Denkerstirn, schwieligen Händen und einem

weichen, allzu weichen Herzen. Er selber hat dem Leben nichts Böses nachzusagen. Aber das Elend der Mitmenschen bedrückt seine Seele. Er zog einst als munterer Student des Weges und pries die Weisheit als das höchste der Güter. Seine Geistesbildung allein verhalf ihm zu Würden und Ansehen. Die mächtigsten Männer, die schönsten Frauen umwarben ihn. Er aber nahm ein elternloses Mädchen zum Weib, das gesund und heiter, aber weder reich noch schön war, kaufte ein kleines Bauerngut und zog sich von der Welt zurück. Manche halten ihn für einen großen Weisen, andere für einen großen Narren. Ihm gilt es gleich.

Die Beiden, die einst als seine Gefährten dieselbe Straße wandelten, sind lange todt. Der Eine verdarb sich schon in jungen Jahren an Schaumwein und Pfauenzungen den Magen und hinterließ sein Vermögen einer neugegründeten Stiftung zur Unterstützung pensionierter Sclavenaufseher. Der Andere hieng die Studien frühzeitig an den Nagel, begann bald dieses, bald jenes, spielte und machte Schulden, versprach einem Dutzend junger Mädchen das Heiraten und führte schließlich die Schönste heim. Diese aber gieng, nachdem sie die letzten Barschaften ihres Mannes zur Anschaffung einer passenden Reisetoilette verwendet hatte, mit einem reichen Krüppel nach Amerika, während der Hinterbliebene als Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe Gelegenheit fand, die Kehrseite des Glücks auf das Gründlichste kennen zu lernen, und sich zum Schluß eine Kugel durch den Kopf jagte. Beide fluchten dem Leben, ehe sie schieden. Das Leben aber lachte, als man sie begrub.

Das Recht der Thiere.

Unter diesem Titel veröffentlicht E. Sabel in der „Deutschen Revue" einen Aufsatz, welcher als warmer Anwalt für die Thiere eintritt und sich gegen die Ungerechtigkeit der Menschen kehrt. Da wird bewiesen, daß der Mensch ein natürliches Recht zur Tödtung von Thieren nicht hat, außer es sei zur gebotenen Nothwehr. Ferner, daß er auch nicht das Recht hat, die Thiere der Freiheit zu berauben, sie gefangen zu halten, ihre Naturproducte auszubeuten, sie zur nur den Menschen dienenden Arbeit zu gebrauchen. In Bezug auf die Berücksichtigung des Seelenlebens der Thiere erwähnen wir einige angeführte Beispiele davon, was das Thier unter der Hand des Menschen leiden muß.

Erhaltung des Daseins und Wohlsein, also Leben und Fortpflanzung, sind das, was jedes Thier will und worin es mit dem Menschen vollkommen übereinstimmt. Sein Begehren und Verlangen, sein Wollen oder Nichtwollen, sein Verabscheuen und Fliehen sind Folgen jenes Erhaltungs- und Fortpflanzungs-Willens. Wird derselbe auf irgend eine Weise gefördert oder gehemmt, und kommt dieses Fördern oder Hemmen dem Thiere zum Bewußtsein, erkennt es also dieselben, so muß es Lust, Freude, Trauer oder Schmerz empfinden. Mit dem Grade dieser Erkenntnis wächst oder fällt also auch der Grad der angenehmen oder unangenehmen oder schmerzlichen Empfindungen. Der Grad der Erkenntnis aber hängt ab vom Grade des Intellects. Lust und Schmerz wachsen also mit der Steigerung der Intelligenz und vermindern sich mit deren Geringerwerden. Wohlbehagen, Freude, Furcht, Schrecken, Schmerz und ähnliche Empfindungen sind demnach bei den untersten Thieren noch äußerst gering, bei den höher entwickelten größer, bis sie beim Menschen den höchsten Grad erreichen. Diejenigen Thiere also, welche dem Menschen in intellectueller Beziehung am nächsten stehen, sind für Wohlbehagen, Freude und Schmerz u. s. w. bei weitem empfänglicher als die intellectuel tiefer stehenden. Es sind also vornehmlich unsere begabteren Hausthiere, besonders die der Säugethierclasse angehörigen, diejenigen Thiere, deren Empfindungen im Allgemeinen stärkere sind als die der meisten übrigen Thiere, etwa die gleich-

artigen, noch im wilden Zustande lebenden und die Affen ausgenommen. Aber jener Intelligenz übertrifft im Allgemeinen diejenige dieser, weil dieselbe durch die Zähmung und die Verwendung zu verschiedenen Dienstverrichtungen eine erhöhte geworden ist.

Belege zu Vorstehendem sind nicht schwer zu finden: Insecten, deren Hinterleib stark verletzt ist, fressen zuweilen noch in diesem Zustande, wogegen selbst nur leichte Verletzungen bei Hunden, Pferden, Rindern Aeußerungen des Schmerzes und der Trauer (Jammertöne, Hinken, Enthaltung vom Fressen, u. s. w.), stärkere Verletzungen und innere Krankheiten aber einen höchst traurigen Gesichtsausdruck hervorrufen; man sieht dem Thiere an, daß es Schmerz leidet. Insecten und Spinnen reißen sich in Gefahr selbst ein festgeklemmtes Bein aus, ohne Schmerz zu äußern und Schaden zu erleiden; mehr entwickelte Thiere sind hierzu nicht fähig. Eidechsen und Blindschleichen brechen leicht den Schwanz ab, ohne daß durch den Verlust eines so großen Körpertheiles ihr Wohlergehen gefährdet wird; bei Krebsen wachsen eingebüßte Glieder wieder; der Verlust von Gliedmaßen hat dagegen für die am höchsten entwickelten Thiere stets heftige Schmerzen, Fieber und häufig den Tod zur Folge.

Daß unsere Hausthiere sehr wohl die Wirkungen von Strafinstrumenten kennen, ist bekannt; sie haben Angst vor der drohenden Peitsche, vor dem Stocke, den Sporen; sie äußern diese Angst deutlich durch vermehrte Anstrengung bei Arbeitsleistungen, durch Zusammenfahren (Pferde, nachdem sie gestolpert), durch Fliehen und in höherem Grade durch unfreiwilliges Urinieren. Hunde kriechen zu ihrem Herrn heran, dessen Strafe sie fürchten. Ich habe ein Pferd (Wallach) beobachtet, welches bei drohender Strafe urinierte, wie das gewöhnlich nur Hunde zu thun pflegen.

Aber auch die niedriger stehenden Thiere, deren Erkenntnisvermögen den am höchsten stehenden bei weitem nicht gleich kommt, empfinden in nicht geringem Grade Angst und Schmerz. Vögel drücken beides durch Schreien aus; gefangener kleinerer Vögel Angst zeigt ihr heftiges Herzklopfen in der sie umspannt haltenden Hand; ja, mit sehr großen Hauben ausgestattete Hühner erschrecken beim Ergriffenwerden, wenn sie durch die Haube gehindert den Ergreifenden nicht bemerkt hatten, zuweilen so heftig, daß sie durch Herzschlag erliegen. Von Raubthieren ergriffene Thiere, die sehr wohl sich mit Erfolg zur Wehr setzen könnten, verlieren aus Angst die Fähigkeit hierzu.

Drohende Gefahr bringt Pferde und Rinder zum Zittern und Schwitzen; der Jagdhund, dem die todtbringende Wirkung des Jagdgewehres sehr wohl bekannt ist, gibt deutlich Sorge und Bangigkeit zu erkennen, wenn der Jäger sein Gewehr auf ihn richtet.

Aeußerungen der Furcht, der Angst und des Schreckens zeigen deutlich auch die nicht gezähmten Thiere. Das hastige Fliehen an sich schon ist ein Zeichen der Empfindung einer dieser Gefühle. Eingefangene zittern oder zeigen Herzklopfen. Jeder Jäger kennt den Angstschrei des vom Hunde ergriffenen Hasen.

Trauer gibt der Hund deutlich zu erkennen, dem sein Herr die Hoffnung auf Mitgenommenwerden zum Spaziergange benimmt, dem sein Gespiele stirbt, dessen Herr krank ist, verunglückt oder dem Tode erliegt. Die Kuh blickt trauernd, wenn ihr Kälbchen fortgeführt wird, und blökt tagelang um das verlorene Kind. Vögel zeigen Angst und Trauer, wenn ihre Jungen ihnen geraubt werden. Aehnlichen Trauergefühlen sind jedenfalls auch andere Thiere unterworfen. Daß wir sie nicht kennen, liegt nur in mangelhafter Beobachtung und mangelndem Verständnisse für die thierischen Ausdrucksweisen.

Daß die Thiere Freude empfinden, können wir täglich beobachten: Hunde bellen und jauchzen vor Freude, Pferde wiehern, gezähmte Vögel lassen Freudentöne bei Annäherung ihres Herrn erschallen. Hunde und Katzen umkreisen den heimkehrenden Herrn und schmiegen sich liebkosend an ihn an.

Selbst Wohlbehagen zeigen die Thiere, wie an Pferden und Rindern, selbst an Geflügel zur Fütterungszeit und, wenn ersteren die Streu zur Nachtruhe bereitet wird, beobachtet werden kann. Hunde drücken dasselbe deutlich aus: Mein Hund gibt einen hörbaren Ton durch längeres Ausathmen, ein ha oder hä von sich, wenn er eben in seine Decke eingehüllt worden ist und sich behaglich fühlt.

Diese Gefühls- und Empfindungs-Aeußerungen aus dem Thierleben könnten noch durch manche Belege vermehrt werden, besonders aus dem Gebiete der Liebeswerbungen. Die angeführten dürften genügen.

Daß die Thiere, im besonderen unsere Hausthiere, empfindende Wesen sind, gibt ihnen ein natürliches Recht auf Schonung und gute Behandlung seitens desjenigen ihrer Mitlebewesen, welches Intelligenz genug besitzt, um einzusehen, daß die Thiere Empfindungen der verschiedensten Art haben, also seitens der Menschen. Diese Erkenntnis aber legt diesem zugleich jene Schonung und Behandlung als eine Pflicht auf, basiert auf der Erkenntnis, daß der Thiere Empfindungen ganz auf dieselbe Weise hervorgerufen werden wie die des Menschen, daß sie also theils gleiche, theils ähnliche, wenn auch solche niederen Grades sind.

Und die Thiere verdienen um so mehr rücksichtsvolle Behandlung, als wir nicht imstande sind, in allen Fällen ihre Empfindungsäußerungen zu verstehen, und es dem Thiere versagt ist, durch Sprache seine Wünsche, seine Besorgnisse, sein Leid uns mitzutheilen, seine, wenn auch oft sehr ausdrucksvollen Laute, Mienen und Geberden aber nur selten richtig verstanden oder, wenn dies auch der Fall, meistens nicht beachtet werden: es ist ja nur ein Thier, das leidet. Der Hund, den Uebelkeit zur Brechneigung bringt, wird mit Fußtritten vor die Thür gejagt; das hinkende oder mit Kolik behaftete Pferd wird mit der Peitsche zum Dienste angetrieben; der vor Durst und Kälte jammernde und heulende Kettenhund wird nicht beachtet oder durchgeprügelt. (Das Anketten des Hundes ist schon an und für sich eine grausame Barbarei, welche jenen hochintelligenten treuen Gefährten des Menschen in ein vor dem Menschen stets zitterndes und kriechendes Wesen verwandelt.) Fische werden bei lebendigem Leibe abgeschuppt, lebenden Aalen die Haut abgezogen, Krebse langsam zu Tod gesotten; sie schreien ja nicht, und dennoch, welche Schmerzen müssen sie empfinden?

Die zehn Gebote des deutschen Bauern!

1. Du sollst Deine Muttersprache in Ehren halten und daran glauben, daß alle Deutschen Brüder sind.

2. Du sollst nur deutschgesinnte Zeitungen lesen.

3. Du sollst den Kaiser Josef als Deinen Befreier ehren und sein Bild in Deiner Stube aufhängen.

4. Du sollst keinen Wechsel unterschreiben.

5. Du sollst Deine Kinder nur an Deutsche verheiraten.

6. Du sollst nicht wegen jeder Kleinigkeit Processe führen.

7. Du sollst dafür sorgen, daß Deine Kinder fleißig die Schule besuchen.

8. Du sollst nicht auf die schlechten Zeiten schimpfen, sondern muthig ausharren und nie vergessen, daß Deine Vorfahren noch halbe Sclaven waren.

9. Du sollst ein braver Christ sein, aber nie in überflüssige Frömmelei verfallen.

10. Du sollst dem „Deutschen Schulverein“ als Mitglied angehören, denn dies ist Deine patriotische Pflicht als Deutsch-Oesterreicher.

* * *

Diese zehn Gebote gehören in jedes deutsche Bauernhaus, neben jeden Hausaltar. Sie sind bei Anton Bayer zu

Iglau auf ein großes Blatt gedruckt, und mit schönen Farbenbildern umgeben worden, so daß sie gleichzeitig auch eingerahmt eine Wandzierde bilden. Natürlich darf der Bauer ob dieser Gebote, die seinen Stand angehen, nicht etwa die alten zehn Gebote vergessen, die ihn als Menschen betreffen. M.

Ein kurzes Gespräch.

Der Eine: Ist der römische Papst unfehlbar?

Der Andere: Unfehlbar.

Der Eine: Aber doch nur seit Pius dem Neunten!

Der Andere: Er war es immer vermöge seines göttlichen Amtes. Pius hat die Unfehlbarkeit nur öffentlich erklärt.

Der Eine: So war auch Clemens der Vierzehnte unfehlbar?

Der Andere: Unfehlbar.

Der Eine: Clemens der Vierzehnte hat im Jahre 1773 folgendes Breve erlassen: „Angehaucht vom göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben, die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von anderen Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserem Gemüthe verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser und Institute."

Der Andere: Natürlich, im Jahrhundert der Aufklärung, das gottlose Männer, wie einen Voltaire, einen Friedrich, den sogenannten Großen, hervorbrachte!

Der Eine: Was geschah? Alle christlichen Fürsten wiesen die Jesuiten aus, nur Friedrich, der sogenannte Große, wie Sie sagen, gewährte den Jesuiten Schutz in seinem Reiche. Der Toleranz des Freisinnigen haben die Jesuiten also auch einmal etwas zu verdanken gehabt. Hingegen soll der Papst Clemens kurze Zeit nach dem Aufhebungserlaß an Gift gestorben sein. Näheres können Sie nachlesen bei Ranke.

Der Andere: Lutheraner!

Der Eine: Geschichtsforscher, der nur verbürgte und unbestrittene Thatsachen erzählt und dort, wo die Gewißheit nicht nachweisbar ist, solches auch gewissenhaft andeutet. — Uebrigens, wovon war die Rede Von Unfehlbarkeit?

Der Andere: Lassen wir das. Ueber Glaubenssachen lasse ich mich principiell in keinen Discurs ein.

Der Eine: Ist auch das Klügste.

Leoben, die fröhliche Bergstadt.

Der größte Ort der oberen Steiermark, die alte schöne Bergstadt Leoben, liegt zwischen den zwei Hauptlinien der Südbahn und der Rudolfsbahn, aber so, daß sie von keiner derselben berührt wird. Nur die Verbindungsbahn zwischen Bruck und St. Michael zieht an Leoben vorbei und läßt von dieser Station aus die Vordernberger Sackbahn abzweigen. Also kommt es, daß in Reisewerken und Touristenbüchern Leoben zumeist nur flüchtige Erwähnung findet oder ganz unbeachtet bleibt. In wenigen Jahren wird sich das geändert haben, da wird man von der Donau über den Prebühel geradeswegs auf Leoben zufahren, um sich dort nach Kärnten und Venedig, oder nach Graz und Triest zu wenden, oder vielleicht, auf eine Weile wenigstens, im freundlichen Bergstädtchen sich niederzulassen.

Denn Leoben ist ein angenehmer Ort, dessen herrliche Lage flüchtig anzudeuten diese Zeilen bezwecken. Er liegt auf einem breiten Thalboden, den von West nach Ost die Mur durchfließt und von welchem nach Norden das industriereiche Thal von

Trofaiach und Vordernberg und nach Süden der waldige Gößgraben ausgehen. So ist nach den schönen Bergen aller vier Himmelsgegenden freier Ausweg. Die Stadt selbst schmiegt sich an den sanften, waldigen Massenberg im Süden und wird von der Mur in einem großen Halbkreise eingefriedet. Außerhalb dieser Einfriedung liegt im Westen die Vorstadt Wasen, im Osten die Vorstadt Mühlthal. In den nördlichen Berghängen und Gräben herrscht das Bergmannsleben, der Kohlenbau in großer Ausdehnung. In ihm gründet sich die Wohlhabenheit der Stadt und also vielleicht zum Theile auch der Frohsinn ihrer Bewohner. Die Leobner sind ein ganz besonders lebenslustiges Völklein, Studentenmuth und obersteirische Jägerfrische beleben heiter die Stadt und überall paart die Tüchtigkeit in der Arbeit, die Freude an der Natur sich mit Spiel und Minnelust. Großstädtische Verkehrtheiten kommen hier nicht recht auf, die ländliche Welt umarmt zu innig diese Menschenstätte. Oestlich im Thale gegen Bruck blüht die Landwirtschaft, die südlichen und nördlichen Berghänge sind reich an üppigem, wohlgepflegtem Wald. Diese schattigen Vorberge verdecken zwar den Ausblick in die nahen Hochalpen, schützen aber auch die Stadt vor der Unbill der Witterung. Die Stadt selbst liegt in ihrem Rechtecke freundlich und reinlich da, hat breite, wohlgepflasterte Gassen und einen sehr großen viereckigen Platz mit schönen Gebäuden. Auf diesem Platze steht eine hohe Pestsäule und zwei künstlerisch ausgeführte Brunnen. Das Rathhaus, die Bergakademie, ferner ein paar stattliche Kirchen sind die ansehnlichsten Gebäude, so auch der alte Stadtthurm an der Murbrücke, dessen Inschrift Folgendes sagt:

1280 bin ich erstanden da,
1794 war ich dem Sturze nah',
Ich bin somit in jedem Falle
Sehr alt und älter als ihr Alle.
Sah viele Feinde durch mich gehen
Und blieb doch immer aufrecht stehen;
Sah einmal auch die Franken schon,
Doch immer fest dem Kaiserthron.

Ein großer Rasenplatz, das Josefee, durch welchen eine schöne Kastanienallee nach dem Bahnhofe führt, ist gegenwärtig daran, verbaut zu werden. Hingegen entwickelt sich daneben hin der Stadtpark zu angenehmem Aufenthalte.

Der klaren Mur entlang führt ein Weg nach dem nahen, sehr malerischen Göß, dessen großes Gebäude ein arger Apostat geworden ist. Einst war es Nonnenkloster, dann wurde es Herrenschloß, jetzt ist es Bierbrauerei. Auf dem Wege nach Göß, links dem Wald und die Hänge des Calvarienberges, hat man rechts über die Mur schönen Ausblick auf den Reiting bei Trofaiach. Der Calvarienberg selbst hat die bekannten, sehr herkömmlichen Kreuzwegstationen bis hinan zum Gipfel, wo die Kreuze sind und wo eine hübsch angelegte aber verwahrloste Kapelle steht. Der Ausblick von diesem Felskegel ist reizend. An seinem Fuße biegt sich der Weg von Leoben durch Göß herum südlich in den Gößgraben, an dessen erster Einenge das Kirchlein zum Kaltenbrunn steht. Diese Waldkapelle am Rande des rauschenden Gößbaches ist sowohl das Ziel vieler Andächtiger, als auch Solcher, die sich der berückenden Bergwildnis freuen. An Kaltenbrunn vorüber führt der „Diebsweg" über den Paß zwischen der Hochalpe und der Fensteralpe nach dem sechs Stunden entfernten Frohnleiten.

Selten wird eine ansehnlichere Stadt (Leoben zählt an 5000 Einwohner) so nahe am Walde liegen, als das bei Leoben der Fall ist. Zwei Minuten hinter dem alten Friedhofe St. Jakob, der noch zwischen den Häusern liegt, hebt ein prächtiger Wald an, der sich stundenlang über Vorhöhen und Berge zieht, bis hinan zu den Matten der Mugel und der Hochalpe. Erst vor Kurzem hat der Leobner Verschönerungsverein durch diesen Wald einen herrlichen Spaziergang anlegen lassen. Derselbe führt ganz sachte und glatt im Waldschatten hinan, von zahlreichen Ruhebänken bestanden. Man kommt auf einen Wiesenanger, man kommt zu einem Jägerhause und dann wieder in Waldnacht weiter zu einem frischen Brunnen, über eine Schluchtbrücke und endlich zu einem Aussichtszelte, das hoch und frei auf der

Felswand steht. Von diesem Punkte schaut man hoch über Baumwipfel hin ein prächtiges Bild. Hier sieht man erst, wie schön die Stadt im Thale ruht und wie zärtlich sie von der Mur umarmt wird. Bald aber schwingt sich das Auge zu einem höheren Fluge. Es fliegt zu den drei blauenden Felskuppen des Reiting, weiter nach rechts zu dem Hochzinken, den fernen Höhen der Seethaleralpen und näher zu dem Rücken der Gleinalpe. Das Bergbild baut sich, von hier gesehen, überaus plastisch auf und weit großartiger, als man es in dem Mittelgebirge vermuthen könnte.

An einem sonnenhellen Morgen muß man auf diesem Platze stehen. Dreimal gepriesen ein schönes Ziel, wenn der Weg zu ihm selbst ein Genuß ist. R.

Touristik oder Sommerfrische.

Ihr fragt um meine Meinung darüber, ob der Tourist sich über den Sommerfrischler stellen darf. Ja, um des Himmelswillen, wem soll es denn einfallen, sich hier drüber oder drunter stellen zu wollen? Die Frage, sagt Ihr, ist aber doch keine müßige, denn weil der Tourist höher hinaufsteigt als der Sommerfrischler, so glaubt er, daß er auch an Bedeutung höher stehe als der städtische Thalbewohner oder Thalwanderer.

Gut, wenn es so steht, ergreife ich Partei. Wenn ein Fach-Tourist kommt und einen Vergleich herausfordert, so halte ich es mit dem Sommerfrischler. Die Sommerfrische ist für den Städter eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden und für die Landbewohner eine wichtige Einnahmsquelle, ein Factor des Volkswohlstandes. Die Touristik greift lange nicht so tief in das Leben, sie ist etwas sehr Gutes, Angenehmes, ja in mancher Beziehung auch Nützliches, allein im Ganzen ist sie ein Luxus und in ihrer eigensten Artung ein Sport. Der Sommerfrischler freut sich auf dem Lande an guten Gasthöfen, bequemen Straßen und Eisenbahnen, an den modernen Verkehrsmitteln überhaupt, er will in seiner ländlichen Ruhe Behaglichkeit haben, sich erholen und stärken zu neuen Anforderungen seines Berufes. Der Hochtourist wird wahrscheinlich die guten Wege verachten, der Eisenbahnen spotten, die schnurgerade auf die Bergspitzen führen, aber das nicht etwa, weil sie die Gegend verunzieren, die Ursprünglichkeit zerstören, sondern weil der Tourist bei solchen Dingen seine persönliche Leistungsfähigkeit im Laufen und Steigen nicht üben kann. Es ist ja wahr, daß man heute die Naturschönheit zu einem gewöhnlichen Unterhaltungsmittel macht, wobei die Beseeligung durch die Natur ganz und gar nicht mehr mitspielt, daß man durch den in die Natur getragenen Comfort das Wesen derselben vernichtet; aber es ist auch wahr, daß manche Touristen gerade das Gegentheil wollen, daß sie ihr Heil nicht in der Schönheit der Natur wie ein ästhetisches und ethisches Gut suchen, sondern etwa in ihrer Ausrüstung, die ihnen Vergnügen macht, wie den Kindern ein Spielzeug, oder etwa in ihren Körperübungen, Wettläufen, Gletscherwanderungen und was dergleichen ist. Wenn solch ein Tourist auf einem 10.000 Fuß hohen Gipfel steht, so kann Sturm und Nebel sein so viel da will, er ist glücklich, daß er sein Ziel erreicht hat. Das Ziel war nicht der Naturgenuß, sondern der zehntausendste Fuß. Jeden preise ich glücklich, dem es gegönnt ist, auf hohe Berge zu steigen, einzudringen in Naturbereiche, die keine menschliche Cultur mehr dulden, dort sich zu erquicken, an Kraft und Muth zu üben, sich zu erbauen und zu erheben. Wenn die Hochtouren aber ausarten in einen Wettstreit, wer schneller laufen, wer höher klimmen, wer besser abfahren kann; wenn die Freude und Begeisterung an der Alpenschönheit nur von der Meterhöhe der Bergspitzen abhängt, wenn die Erhebung und Erbauung des Touristen darin besteht, daß er hochmüthig und prahlerisch herabsieht auf die Leute, die auf niedrigeren Bergen wandeln oder gar im Thale bleiben, so geräth die Touristik

damit ins Lächerliche des Fexenthums. Ja, es gibt Leute, bei denen die Welt erst über 5000 Fuß Höhe anfängt, Leute, die sich leidenschaftlich ein halbes Leben darüber herumzanken, ob die Hochkofelspitze 7971 oder 7969 Meter hoch sei, und welche mit der endgiltigen Bestimmung der Höhe eines ganz unzugänglichen obscuren Berges das Menschengeschlecht gerettet zu haben glauben. Auch solche Käuze muß es geben, aber ich vermag sie nicht ernst zu nehmen, ihr Bestreben, ihre Wissenschaft ist so steril als die Felsenöden, mit denen sie zu thun haben. Ich kannte einen Hochtouristen, der ein alpines Reisewerk schrieb, in welchem, wo es von Thalgegenden, Ortschaften, historischen Punkten u. s. w. handelte, Mängel und Unrichtigkeiten nur so wimmelten. Den Verfasser, darauf aufmerksam gemacht, ließ das ganz kalt. Als er aber in seinem Werke entdeckte, daß ein Druckfehler den Großglockner 12.009 anstatt 12.010 Fuß hoch sein ließ, da verlangte er in höchster Aufregung von dem Verlage die Einstampfung der ganzen Auflage. Der Sporttourist hat kein Auge und kein Herz für die Poesie der Landschaft, für das Leben der Bewohner, für die Denkmale der Vorzeit, für den Sagenschatz der Berge, er nimmt die Welt rein mathematisch. Nun, das sei ihm gegönnt, möge nur auch er wärmeren Gemüthern das Ihre gönnen.

Ich wiederhole nochmals, die Touristik ist eine schöne Sache, wenn sie nicht ausartet. Weitaus wichtiger aber für Leben, Gesundheit, Volkswirtschaft und höchst wichtig in socialer Beziehung ist die Sommerfrische. In ihrem Schoße liegt ja auch Touristik, die gelegentliche, fruchtbare, naturgemäße, nicht aber die sportmäßige, die ihre Wurzeln in den großen Städten hat. Wenn diese kommt und hochmüthig ausruft: „Wer ist, wie ich?!" so messe ich sie mit der Sommerfrische und gebe letzterer den Vorzug.

M.

D Volkssprach.

Von Hans Fraungruber.

Wer sei Volkssproh nit ehrt,
Is ka Brodbröckl wert,
Is ka Ruahstott nit wert
In da hoamatlin Erd!
Denn die Volkssproh, die recht,
Is wia s Bodaherz echt,
Is wia d Muadaliab guat,
Bol s ins einschlafern thuat.
In da Stodt rödn s feina,
Oba bössa? Balei —
Suln fiaßln, wegn meina,
Ih bi nit dabei!
Mei Röd kimp van Herzn,
Und s Herz is a Kind,
Sel fiadt nit long uma,
Nimp s Wort, wo s es findt.
Die Volkssproh kon dunern,
Bol da Zurn außakrocht
Und kon zarln wiar a Hascherl,
Bol s d Muada onlocht.
Denk af, wia s D a Kind worst,
In Heiderl bist glögn,
Host am liabstn ollwei
Van Müaderl sein mögn;
Am Fürta host s zarrt
Und ban Kopftüachi zupft,
Um d Holsketn glongg,
Volla Freidn bist ghupft.
Oba Suntags amol —
Jessas, was is n dös?
Schlogg gahlings mei Büaberl
A Dunersgetös,
Stößt sei Müaderl wild doni,
Vull Ongst schaut a s on —
„Uh Marei," frogg d Muada,
„Was hon ih hiaz thon?
Na mei, schaut's den Narisch on.
Kenst mih den nit?
Wail ih s Feitagwond onhob,
Zimp 'n, bin ih s gor nit!"
Oba s Büabl röwellt
Und erst wia sie den Putz
Und den Tanderlin olögg,
Aft erst legg sih sei Trutz. —
Und schauts, grod so geht's
Mit n Rödn in da Stodt,
Wo sei Muadasproh monka
Dakennt neama hot.
Hot a „Griaß God!" vahofft,
Oba s is eahm lans worn,
Und fremd wor eahm d Sproh,
Fremd sein Herzn und Ohrn.
Und fremd wor eahm selm,
Sei Röd und sei Thoan,
Wor in da großmächtin Stodt
Muadaseelnalloan.
Aftn hot a sih stad
Glei ban Thor außidraht,
Und gschwind, wia a Vogl ban Nöst,
Is er dahoamat gwöst.

Und siah, da da Thür
Schaugg scha s „Griaß God“ hafür,
Und dan Wirtshaus schreit s außa:
„Sulst löbn, mogst a Bier?“ —
Und die Glockn van Thurn
Röd't ah diesel' Sproh,
Und die Bleamerl am Feld,
Und is Wossa in Boh.
Hiazn ligg a schen lind
In grean Wold intan Bam.
Und sei Herz jugazt hellaf:
Gel, schean is daham?! —
Und drum sog ih Enk frei,
Und drum bleib ihs dabei:
Wer sei Volkssproh nit ehrt,
Is ka Brodbröckl wert,
Is ka Ruahstott nit wert
In da hoamatlin Erd!

Lustige Zeitung.

Zu welchem Auswuchs das Hasten und Jagen nach Erwerb und das dadurch bedingte ungemüthliche Familienleben in den Vereinigten Staaten führen kann, zeigt folgende, von einem Geschäftsmanne eigens zu dem Zweck erfundene Schilderung seines Thuns und Treibens: „Morgens begebe ich mich ins Geschäft, wenn meine Kinder noch schlafen, und wenn ich abends heimkehre sind sie bereits zur Ruhe gegangen. Ich sehe die Meinen somit während der ganzen Woche nicht und Sonntags ist der Verkehr mit ihnen auch ein beschränkter. Kein Wunder daher, daß wir unsere gegenseitige Bekanntschaft noch nicht gemacht haben. An einem Sonntag nahm ich Gelegenheit, meinem Jüngsten im Hofe hinter meiner Wohnung wegen einer Unart das Fell zu gerben, und laut heulend eilte er zur Mutter. Auf die Frage, wer ihm ein Leids zugefügt, entgegnete er schluchzend: „Der Kerl, der sich immer Sonntags bei uns aufzuhalten pflegt.“

Die Amerikanerinnen sind reizbar. Nachdem eine Zeitung ihren Lesern den Tod eines Mitbürgers mit den Worten: „John Cramer ruht jetzt in Frieden“ gemeldet hatte, verfolgte Mrs. Cramer, Witwe, den Verfasser dieser Mittheilung gerichtlich „wegen übler Nachrede und Schädigung ihres Rufes.“

In Noth. Student (zu einem Commilitonen): „Was machst Du denn für ein trübseliges Gesicht, Schlauch!“ — „Ach, mein Alter hat wieder 'mal geschrieben — verlangt, daß ich Examen machen soll — meint, es wär' Zeit, jetzt in meinem zwölften Semester!“ — „Nun, und Du?“ — „Ich sitz' in der größten Klemme — weiß nicht, was ich vor sechs Jahren mit dem Alten abgemacht hab' — wollt' ich Medicin oder Jura studieren?“

Guter Rath. Student: „Sie haben mich beleidigt, mein Herr. Ich fordere Sie hiermit auf Pistolen, mein Name ist von Wollbrück.“ — „Da kaufen Sie sich man erst 'ne Jagdkarte, bevor Sie auf mich schießen wollen, mein Name ist Hase.“

Rauflustig. Student: „Kellner, was ist das für ein unverschämter Kerl dort drüben mit der niederträchtigen Visage? Bringen Sie dem Proletarier sofort meine Karte!“ — Kellner: „Aber, das sind ja der Herr Doctor selber, der sich im Wandspiegel sehen.“

Erhebendes Gefühl. „Gott, wie wunderbar großartig, daß wir alle Jahre machen eine Reise um die Sonne und — ganz for umsonst!“

Duval, der berühmte Bibliothekar Franz' des Ersten von Frankreich, beantwortete einst mehrere an ihn gestellte Fragen einfach mit: „Ich weiß es nicht!“ — „Aber,“ rief ihm einer der Fragenden aufgebracht zu, „der König bezahlt Sie dafür, daß Sie es wissen!“ — „Er bezahlt mich für das, was ich weiß,“ antwortete bescheiden der Gelehrte, „wollte er mich bezahlen für das, was ich nicht weiß, die Schätze seines Landes würden nicht hinreichen.“

Folgendes Stücklein hat sich auf einer Eisenbahnstation des Schwabenlandes zugetragen. Der „Portier“ hatte vergessen,

im Wartesaal abzurufen; nachträglich fiel ihm aber auch seine Pflicht ein, und er stürzte zurück mit den Worten: „Ischt noch Jemand da nach Memmingen, Kempten?! Grad ischt der Zug 'nans!"

Der Realist. „Sind Sie auch ein Freund von musikalischen Abenden?" — „O ja, wenn das Essen gut ist."

Als bei einem Verhör der Richter einen Zeugen fragte, was er für Verdachtsgründe gegen den Angeklagten geltend machen könne, gab er folgende classische Auskunft: „Ja! ja! der Mensch machte neulich meinen dringenden Verdacht dadurch rege, daß er, sobald er meiner ansichtig wurde, that, als ob nichts vorgefallen wäre."

Ein Schulmeister in Westfalen fragte einen Jungen: „Weißt Du denn, was recht oder unrecht ist?" — „Nee," antwortete der Knabe. — „Wenn Du Deinem Bruder sein Butterbrot wegnimmst, was thust Du dann?" — „Ik fret et up!"

Ein Schiffscapitän, der überall als ungeheurer Aufschneider bekannt ist, sitzt mit einigen Freunden bei Tisch und erzählt wieder die haarsträubendsten Geschichten. Plötzlich — er hat gerade ein neues Erlebnis begonnen — stottert er, erröthet, verliert den Faden und bleibt schließlich mitten in seiner Erzählung stecken. „Capitän," meint darauf einer der Anwesenden, „was bedeutet diese schamhafte Verwirrung? Gestehen Sie es nur, Sie waren einmal im Begriff, die Wahrheit zu sagen!"

O die Franzosen! Schwester: „Also so schlecht sind die Franzosen?" — Bruder: „No i will nu grad Eins sag'n, wie's mit ihre Eltern umgeh'n. Ihr Mutta heiß'ns a Mähr und den Vata a Bär!"

Officier: „Ach! Das Studentenleben hat doch einen ganz eigenartigen Zauber. Ich wollt', ich hätte studiert!" — Student (seufzend): „Ich auch!"

Gerechte Entrüstung. „Dieser abscheuliche Mensch! Läuft mir nun schon beinahe eine Stunde nach — ohne mich anzureden!"

Ein junger Mann stellt sich einem hervorragenden Künstler vor und bittet ihn um die Gunst, sein Schüler werden zu dürfen. „Haben Sie denn auch," so fragt ihn der Meister, „zum Künstler die nöthigen Anlagen?" — „O ja, ich bin im Stande, drei Tage zu hungern."

Fräulein (bei der Testamentseröffnung): „Wenn man mir gesagt hätte, daß der Onkel für mich ein so armseliges Legat ausgesetzt, wäre ich bei seinem Begräbnis nicht zweimal in Ohnmacht gefallen!"

Heim, der bekannte Berliner Arzt, behandelte, wie Professor Henoch bei einem Falle von Veitstanz erzählte, Kranke dieser Art zuerst mit Arsen. Hufeland war damit nicht einverstanden und beschuldigte seinen Rivalen nahezu des sträflichen Leichtsinns. Als die beiden Widersacher einst bei einer festlichen Gelegenheit zusammentrafen, wandte sich Hufeland mit den Worten an seinen Nebenbuhler: „Heim, Heim, wie wollt Ihr es einst vor Petrus verantworten, was Ihr mit dem Arsen für Unheil unter den Menschen angerichtet habt?" Schlagfertig erwiderte der Angegriffene, indem er seinem Gegner gemüthlich auf die Schulter klopfte: „Da werde ich Petrus einfach sagen, davon verstehst Du nichts, theurer Freund!"

Ein Geschulter. Erzieher zu dem Prinzen, der dem Einschlafen nahe ist: „Hoheit denken über etwas nach; ich will meinen Vortrag einen Augenblick unterbrechen."

Professor (zum Führer): „Wie heißt dieser See hier?" — Das woaß i nit!" — „Als Führer sollten Sie das aber wissen." — „Jawoll, daß i im Ort als Professor verschrien werrn thät!"

Niederträchtig. Richter: „Also, Angeklagter, Sie sollen von der hier anwesenden Klägerin behauptet haben, dieselbe sei ein Scheusal, ein alter Drache, ein Brechmittel." — Angeklagter (einfallend): „Det mag Allens stimmen, Herr Richter, aber jesagt habe ick et nicht!"

„Denke Dir, bester Freund, meine Braut kann nicht Clavier spielen." — „Da solltest Du Dich freuen, alter Junge! Und Du machst so ein trübseliges Gesicht!" — „Ja, aber sie thut's doch!"

Ein junger Mann zeigt seiner zartbesaiteten Cousine die Schätze seines Herbariums. „Dies hier ist ein Feigenblatt." — „Pfui, wie unanständig!"

„Sie waren in Neapel, Herr Lieutenant? Haben Sie auch den Vesuv bestiegen?" — „Nein, meine Gnädige — durft' ich nicht riskieren — zwei solche Hitzköpfe taugen nicht zusammen!"

„Was hast Du da an den Fingern zu zählen?" fährt ein Schuhmacher seinen Lehrling an. — „Ick zähle, wie viel böse Weiber im Hause sind." — „Nun, wie viel sind es?" — „Mit der Frau Meestern sind's sieben." Der Meister greift stillschweigend nach dem Knieriemen. — „Ne, ne!" schreit der Junge, „ick habe mir verzählt — ohne die Frau Meestern sind's sechse!"

Etwas spät. „Wann hast Du denn eigentlich Deine Frau kennen gelernt?" — „Nach den Flitterwochen!"

Verdächtig. „Wie alt ist die Dame?" — „Zwanzig." — „Schon lange?"

Bestrafte Verstellung. Ein älteres Fräulein wird vor Gericht nach ihrem Alter gefragt. „Ende der Zwanzig!" erwidert sie schüchtern nach einigem Bedenken. „Geboren, nicht wahr, mein Fräulein?" ergänzt der Beamte.

Bücher.

Feiertagswanderungen. Streifzüge durch das steirische Oberland von Franz Goldhann. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1889.)

Ist es Dir, lieber Leser, nicht schon einmal vorgekommen, daß auf Deinen Bergwanderungen sich ein Fremder zu Dir gesellte, den Du anfangs ganz entbehrlich finden wolltest, weil Du Dir etwa selbst die angenehmste Reisebegleitung warest, der Dir allmählich aber so sympatisch wurde, daß der Scheideweg Dir leid that, welcher Euch endlich trennte? Denn der Reisegenosse wußte so anmuthig zu plaudern über dies und das, so ihr auf der Wanderung begegnetet und sahet, wußte zu berichten, zu berathen, zu erzählen, zu schwärmen und zu scherzen, war ein gar naturfreudiger, ergötzlicher Bursche.

Ganz ähnlich dürfte es Dir mit dem obengenannten Reisebüchlein ergehen, wenn Du es Dir auf Deinen Wanderungen durch das steirische Oberland zum Gefährten wählest. In ungebundenen Streifzügen geht Ihr durch das Murthal, durch das Ennsthal in das Gebiet des Dachsteines, durch das Mürzthal, durch das Salzathal nach Mariazell, und durch das Lamingthal, über Tragöß ins Land des Eisens. Schließlich wirst Du bedauern, daß das Büchlein, welches auch hübschen Bilderschmuck trägt, nicht größer ist, nicht weiter ausholt. Ein warmes Herz für die Natur, ein reger Sinn für Schönes und Gutes zeichnet den Verfasser desselben besonders aus; er ist ganz frei von dem modernen Geistesaussatze Frivolität und Pessimismus, der heut so vielen schöngeistelnden Schreiberseelen anhaftet, weil sie nicht verstehen sich zu baden in der Ursprünglichkeit des Landes und des Volkes. Wir hatten Gelegenheit, Franz Goldhann (einen Neffen des dramatischen Dichters Ludwig Goldhann), von seinen literarischen Anfängen an zu beobachten, sahen mit Vergnügen wie sein Stil, der anfangs nach jugendlicher Art zu viel in flachen und phrasenhaften Gemeinplätzen sich ergieng, allmählich sich klärte, concentrierte, dem Knappen, Sachlichen zustrebte. Ist diese Klärung gegenwärtig auch noch nicht ganz vollzogen, stören hie und da auch noch abgebrauchte Dichterschemen und Hyperbeln den sonst so frischen, schlichten Text, so werden diese kleinen Störungen bei einem nächsten Buche sicherlich verschwunden sein. Wir haben es mit einem touristischen Schriftsteller zu thun, der ernst zu nehmen ist und noch Gutes und Nützliches für sein geliebtes Alpenland leisten wird.

M.

Giordano Bruno. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag von A. Riehl. (Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1889.)

Gelegentlich der zu Pfingsten dieses Jahres stattgefundenen Enthüllung des Giordano Bruno-Denkmals zu Rom ist für und gegen diesen Mann viel gestritten worden. Die katholische Partei war der Meinung, daß die Aufstellung des Denkmals von dem liberalen Italien nur ihr zu Trotz und Tort geschehen sei und ihre Organe ließen an Bruno, dem abtrünnigen Mönch kein gutes Haar. Die Liberalen, dadurch neu gereizt, ergriffen mit derselben Leidenschaftlichkeit die Gegenpartei. Wer sich nun ein richtiges Bild von Giordano Bruno, dem abtrünnigen Mönch, dem großen Naturforscher und Philosophen verschaffen will, der lese die oben angeführte Schrift eines unserer maßvollsten Gelehrten Giordano Bruno ist vor 300 Jahren von der römischen Inquisition auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, weil er die Lehren der katholischen Kirche übersehen und die Lehre von der natürlichen Welt bekannt hatte. Giordano Bruno ist in unserer Zeit in der Hauptstadt der Christenheit mit einem Denkmale bedacht worden, weil er gleich Kopernikus, aber weitergehend als dieser, das astronomische Weltsystem erkannt und die astronomische Lehre verbreitet hat. Giordano Bruno sagte es, daß im unermeßlichen Raum zahllose Sonnen, ja Sonnensysteme seien, daß jedes derselben gleich unserer Sonne von Planeten umkreist ist und daß auch unsere Erde nichts anderes ist, als ein Planet, nur ein kleiner Stern im All. Eine Wahrheit, die heute Jedermann und jedes Kind kennt und kein Mensch mehr bestreitet, ist dazumal mit dem Feuertode belohnt worden. Die Kirche hätte besser gethan, sich jetzt still zu verhalten, als durch ihre Demonstration zu zeigen, wie verhaßt ihr die unbestreitbare Einrichtung des Sternensystemes ist, weil es mit den alten Anschauungen nicht stimmt, oder sie hätte sich nur insoferne gegen die Aufstellung des Denkmals in Rom aussprechen können, als diese etwa wirklich eine offene Demonstration gegen die katholische Kirche gewesen. Aber den ohnehin schon verbrannten Bruno hätte sie nicht noch einmal mit den unerhörtesten Lästerungen zum Märtyrer machen sollen. Welche Eigenschaften er als Mensch gehabt, das geht uns nichts mehr an; nicht dem Menschen setzte man das Denkmal, auch nicht dem abgefallenen Priester, sondern dem prophetischen Gelehrten. Dieser Gelehrte hat mit seiner Lehre recht gehabt — der Himmel ist sein Zeuge!

M.

Robert Hamerling von Dr. F. Scheichl. (Reichenberg. Selbstverlag des Verfassers. 1888.)

Dieser Aufsatz scheint nur für eine flüchtige Zeitung geschrieben zu sein, er ist recht unvollständig und in Vielem unrichtig.

H.

Feldblumen. Lyrische Dichtungen von Ida Malsa. (Reichenberg 1889. J. Fritsche.)

Duftige Liederperlen sind es, die uns hier deutsches Frauengemüth in farbenreichem Strauße bietet. Der Titel entspricht so recht dem Inhalt. Was das edle Frauenherz erfüllt und begeistert, Natur-, Mutter- und Weltliebe, das findet seinen oft erhebenden und bewunderungswürdigen Ausdruck im Liede.

Manche dieser Lieder sind im hohen Grade sangbar. Die Dichterin ist noch jung an Jahren, hat jedoch eine reiche Welterfahrung. Mit festem, zielbewußtem Schritte trat sie ihren Kothurngang an, wir reihen ihr gern in unserer Frauenliteratur einen Platz ein. Ihre Lyrik ist kein säuselndes Minnespiel, kein hohles Lenzgekose — nein, im stolzen Blankvers Lessings und Schillers, in fast allen Strophenformen und Versmaßen besingt sie das Hohe, Schöne, Erhabene und Wahre, und dabei steht ihr eine meisterhafte Beherrschung der Sprache zu Gebote.

Schön ist das Einleitungsgedicht „An den Leser," das die hohe Würde des Sängers darlegt; außerdem seien noch erwähnt: „Deutung," „Am Meeresstrande," „Am Grabe eines Kindes," „Drei Lieder," „Hinweg nun" u. s. f.

Unsere Jungfrauen, die einmal tüchtige deutsche Weiber werden wollen, können aus den „Feldblumen" der Ida Malsa viel Schönes und Hohes lernen. Sie mögen das Büchlein lesen, sie werden Freude daran finden! —

Joh. P—r.

Nervöse Humoresken von Richard Schmidt-Cabanis. Mit Illustrationen von W. Sprenger. (Berlin. Hermann Lazarus. 1889.)

Inhalt des Büchleins: Allerlei nervöses Gezitter – als Einleitung: Mein Jolo. Skizze aus dem Leben eines neurasthenischen Papageis. Das nervöse Berliner Droschkenpferd. Zur Lösung der nervösen Frage. Ein blinder Seherblick in unser Zukunfts-Nervensystem. — Unseren Lesern ist der Berliner Humorist nicht mehr fremd, so begnügen wir uns nur mit der Bemerkung, daß er diesmal besonders gut bei Laune ist.

M.

Wir erhielten vor Kurzem vom Vereine deutscher Redezeichner „Gabelsberger" in Sternberg, Mähren, das von ihm unter der Redaction von Prof. Maximilian Klar herausgegebene Werk: **„Perlen deutscher Redezeichenkunst"** eine Sammlung von Originalaufsätzen, Dichtungen und sonstiger Beiträge hervorragender Stenographen, Dichter, Gelehrter, Parlamentarier, Tondichter und Künstler, illustriert.

Sowohl der interressante Originaltext, als auch die beigegebenen Zeichnungen und Notentexte dürfen Anspruch machen auf das vollste Lob. Die Ausführung ist durchwegs künstlerisch schön zu nennen. V.

Zur Berichtigung und Vervollständigung einer Notiz über Friedrich Gerstäckers Werke („Heimgarten," XIII., Seite 878) stellen wir klar, daß Gerstäckers „Gesammelte Schriften" 43 Bände umfassen. Um aber die Schriften dieses beliebten Erzählers den weitesten Kreisen und auch minder Bemittelten zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung Hermann Costenoble in Jena eine Auswahl der besten Werke Gerstäckers veranstaltet. Diese Auswahl umfaßt 24 Bände. Gerstäckers Ausgewählte Werke erscheinen in zwei Serien zu je 12 Bänden, deren Titel im vorigen Hefte angegeben worden sind. M.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Neu Gesammeltes von Johann Jacob Mohr. (Frankfurt a. M. A. Mahlau. 1889.)

Pensées et Essais de Jesse Schepard. (Paris. Librairie Documentaire 1889.)

Essays and Pen-Pictures. Jesse Schepard. (Paris. Printed by T. Symonds. 1889.)

Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften, deutsch von Paul Heyse. Zweite Auflage. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1889.)

Benno Donzini. Schauspiel in 4 Acten. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft. 1889.)

Gespenster im Sonnenschein. Merkwürdige Alltagsgeschichten von Ernst Wechsler. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Hanna. Ein Lebensbild vom Dorfe, von E. Avari. (Bruchsal. A. Biedermann & Comp. 1888.)

Fata Morgana v. Erich Treuenfels. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Weil ma in d' Welt taug'n! Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Carl Achleitner. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. G. Greinz und J. A. Kapferer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.(

Dr. M. E. Weiser's Touristenalbum mit einem Vorworte von E. Fink. (Wien. 1889.)

Schule und Erwerbsfähigkeit. Ein Beitrag zur Humanitätspflege in Mittelschulen von Dr. M. E. Weiser. (Wien. 1889.)

Selbsthilfe bei Lebensgefahr, Unglücksfällen und Vergiftungen von Dr. M. E. Weiser. (Wien. 1889.)

Illustriertes Centralblatt für Gesundheitspflege, herausgegeben von Dr M. E. Weiser. (Wien.)

Am Wörthersee. Bilder, gezeichnet von Tony Grubhofer. (Klagenfurt. Joh. Leon.)

Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten von Berg, Thal und See. 32 Aquarelle nach Original. Aufnahmen verschiedener Künstler mit begleitendem Texte von Alfred Brennwald unter Mitwirkung von Dr. W Grothe. Herausgegeben von Fr. Schleicher. (Luzern. Fr. Schleicher & Co.)

Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. Ein kritischer Beitrag zu „Minnesangs-Frühling." Von Julius Strnadt. (Linz. Heinrich Korb. 1889.)

Die Heilung der Schwindsucht auf diätetischem Wege von Dr. med. Alanus. (Berlin. Max Breitkranz. 1889.)

Was fangen wir heute an? oder Das neueste und beste Unterhaltungsbuch an langen Abenden im Winter und auf Ausflügen im Sommer. Eine Anweisung, kleine oder größere Gesellschaften durch Spiele, humoristische Declamationen, Vorlesen pikanter Anekdoten, Witze, Einfälle, Gedichte oder leicht auszuführende Kunststücke äußerst angenehm zu unterhalten und zu erheitern. Herausgegeben von Hermann Keßler. Achte Auflage. Reich vermehrt und verbessert. (A. Hartleben. Wien.)

Hebel's Rheinländischer Hausfreund für das Jahr 1890. (Tauberbischofsheim. J. Lang.)

Deutsche Stammesgenossen!

Robert Hamerling, der gottbegnadete deutsche Dichter ist todt! Das Waldviertel in Niederösterreich, die engere Heimat des Dichters, will eine Liebespflicht erfüllen und seinem größten Sohne auf dem von ihm so heißgeliebten heimatlichen Boden

ein würdiges Denkmal setzen. Zu dem Zwecke richtet das gefertigte Comité an alle Heimatsgenossen, alle deutschen Stammesbrüder und Verehrer von Hamerlings unsterblicher Muse die herzinnige Bitte, dieses der Heimatsliebe und dem deutschen Geiste geweihte Unternehmen durch Geldspenden zu unterstützen und werkthätig zu fördern! Gefällige Beiträge werden zu Handen des mitgefertigten Cassiers, Carl Fißlthaler in Schrems, Niederösterreich, erbeten. Spender und Spenden werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden.

Das Hamerling-Denkmal-Comité
im Waldviertel (Niederösterreich).

Dr. Althur von Hollond, k. k. Bezirksrichter in Weitra in Niederösterreich und Vorstand des Waldviertler Sängergaues, Obmann.
Wilhelm Ritter Fischer von Ankern, Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter in Kirchberg am Walde, Obmann-Stellvertreter.
Dr. Adalf Prüfer, k. k. Notar in Weitra, Schriftwart.
Carl Fißlthaler, k. k. Postmeister in Schrems, Cassier.
Josef Allram, Lehrer.
Carl Backhausen, Fabriksbesitzer.
August Dötz, Landtagsabgeordneter.
Franz Forstreiter, Vorstand der Sparcassa und Bürgermeister der l. f. Stadt Zwettl.
Zeno Gögl, Landtagsabgeordneter.
Eduard Gschöpf, Landesingenieur
Heinrich Hackl sen., Fabriksbesitzer.
Laurenz Hammernik, Vorstand der Sparcassa und Bürgermeister der l. f. Stadt Waidhofen a. d. Thaya.
Dr. Josef Kopp, Reichsrathsabgeordneter.
Josef Lux, Bürgermeister in Kirchberg am Walde.
Franz Rießler, Reichsrathsabgeordneter.
Moriz Schadek, k. k. Landesgerichtsrath.
Carl Schmid, k. k. Steuer-Oberinspector.
Dr. Rudolf Schäffer, prakt. Arzt.
Rudolf Stölzle, Fabriksbesitzer
Richard Freiherr von Sullner, Gutsbesitzer.
Ernst Vergani, Reichsrathsabgeordneter.
Dr. Moriz Weitlof, Reichsrathsabgeordneter.
Cuno Wolf, Fabriksbesitzer.

Für den Waldviertler Sängergau:

Ferdinand Bönisch (Schwarzenau).
Franz Hofer (Raabs.
Carl Killinger (Karlstein).
Friedrich Köppl (Groß-Siegharts).
Dr. Ludwig R. v. Kumpfmiller (Zwettl.)
Carl Rudroff (Schrems).
Leopold Wazek (Allentsteig.)
Anton Wik (Waidhofen).

Postkarten des Heimgarten.

× Für alle Beweise der Theilnahme an unserem unersetzlichen Verluste herzlichen Dank. Besten Dank auch für die zahlreichen, stets warmempfundenen Gedichte auf Robert Hamerlings Tod. Wir können jetzt, da die Saiten seiner Lyra jäh zerrissen sind, nur trauernd schweigen.

× Zu den Geschmacklosigkeiten der Zeit gehört auch eine Art der Benennung von Schützenscheiben bei Festschießen. Wenn eine Scheibe „Mutter" oder „Vater" heißt, so werde ich darauf unmöglich einen Schuß abfeuern können. Nun nennt man aber die Scheiben „Vaterland," „Steiermark," „Graz," „Kaiser" u. s. w. dem patriotischen Schützen wird zugemuthet auf das Vaterland, auf den Landesfürsten zu schießen. Wir glauben, daß es sinniger wäre, die Scheiben nach feindlichen, bösen Mächten zu benennen, „Verrath," „Bosheit," „Dummheit," „Falschheit," „Eitelkeit," „Defizit," oder „Philister", „Piätist", „Heuchler", „Verleumder" u. s. w., das wären so Namen für Scheiben, auf die man mit Vergnügen feuern würde.

O. L., Prag: Achtung vor der Sparsamkeit! Zum vernünftigen Sparen gehört nicht weniger Tüchtigkeit dazu, als zum Verdienen.

J. M., Olmütz: Nicht das Richtige. Belehrungen, die man aus Parteischriften schöpft, sind zumeist so schief, daß man sie fürs Leben nicht brauchen kann.

F. F., Passail: Nach unserer Meinung war jener weltgestaltende Mann einer der größten Menschenkenner und Wohlthäter aller Zeiten. Nur sollte er nicht so unerhört mißverstanden werden.

J. W., Graz: In Bezug auf den zerstörten botanischen Garten finden Sie den hübschen Gedanken, daß die Landschaft der Landschaft weichen müsse in Ferdinand Rieblers Gedicht: „Der letzte Baum." Graz. Gutenberg.

Ein treuer Freund: Nicht übel in Empfindung, aber Form allzu leichtfertig.

O. L., Wien: Sie besingen wehmuthsvoll das deutsche Dichterkleeblatt in Oesterreich: Leitner, Bauernfeld, Anzengruber und Rosegger. Nur getrost, im jungen Grase ist viel frischer Nachwuchs.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Zur Nachricht.

Für den mit nächstem Hefte beginnenden neuen Jahrgang des „Heimgarten" sind wir im Stande, besonders wertvolle und interessante Beiträge in Aussicht stellen zu können.

Vom Herausgeber, welcher wie bisher seine neuen Schöpfungen im „Heimgarten" veröffentlichen wird, bringen wir eine Reihe anmuthiger Erzählungen, Volksbilder, Naturschilderungen, Plaudereien, Schwänke und Gedichte in steirischer Mundart. Wir nennen nur **„Der Kinderküttel," „Die schöne Lenerl," „Das Reich des Uhu," „Das Altweiber-Diner," „Ueber den Hohentauern," „Volk," „Das Unterhofenfest zu Abelsberg," „Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist,"** u. s. w. Den Jahrgang beginnen wir mit einer äußerst spannenden größeren Novelle **„Im Rosengarten"** von Heinrich Noë, welcher sich die eigenartigen Geschichten **„Der verunglückte Maler," „Der Treffer,"** von Hans Malser, **„Dichterabenteuer"** von Georg Arzberger u. s. w. u. s. w. anreihen.

Vor Allem weisen wir darauf hin, daß wir in der Lage sind, aus dem hinterlassenen Werke von

Robert Hamerling

„Lehrjahre der Liebe," hochinteressante Theile, sowie Novellistisches, Essays und Gedichte aus seinem Nachlasse im „Heimgarten" zu veröffentlichen.

Endlich bringt der nächste Jahrgang eine über literarische Kreise hinaus Interesse erregende größere Arbeit: **„Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling"** von P. K. Rosegger, sowie von demselben eine bunte Reihe Selbsterlebtes unter dem Titel: **„Wien, Bekenntnisse aus meinem Weltleben."**

Von neuen schätzbaren Kräften haben wir zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit verschiedene wertvolle Beiträge zur Verfügung.

Die Verlagshandlung.




32101 042855492



